Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

1913

Visual Library

2. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1913

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift
für das Deutschtum unsrer Zeit
herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin

Inhalt:

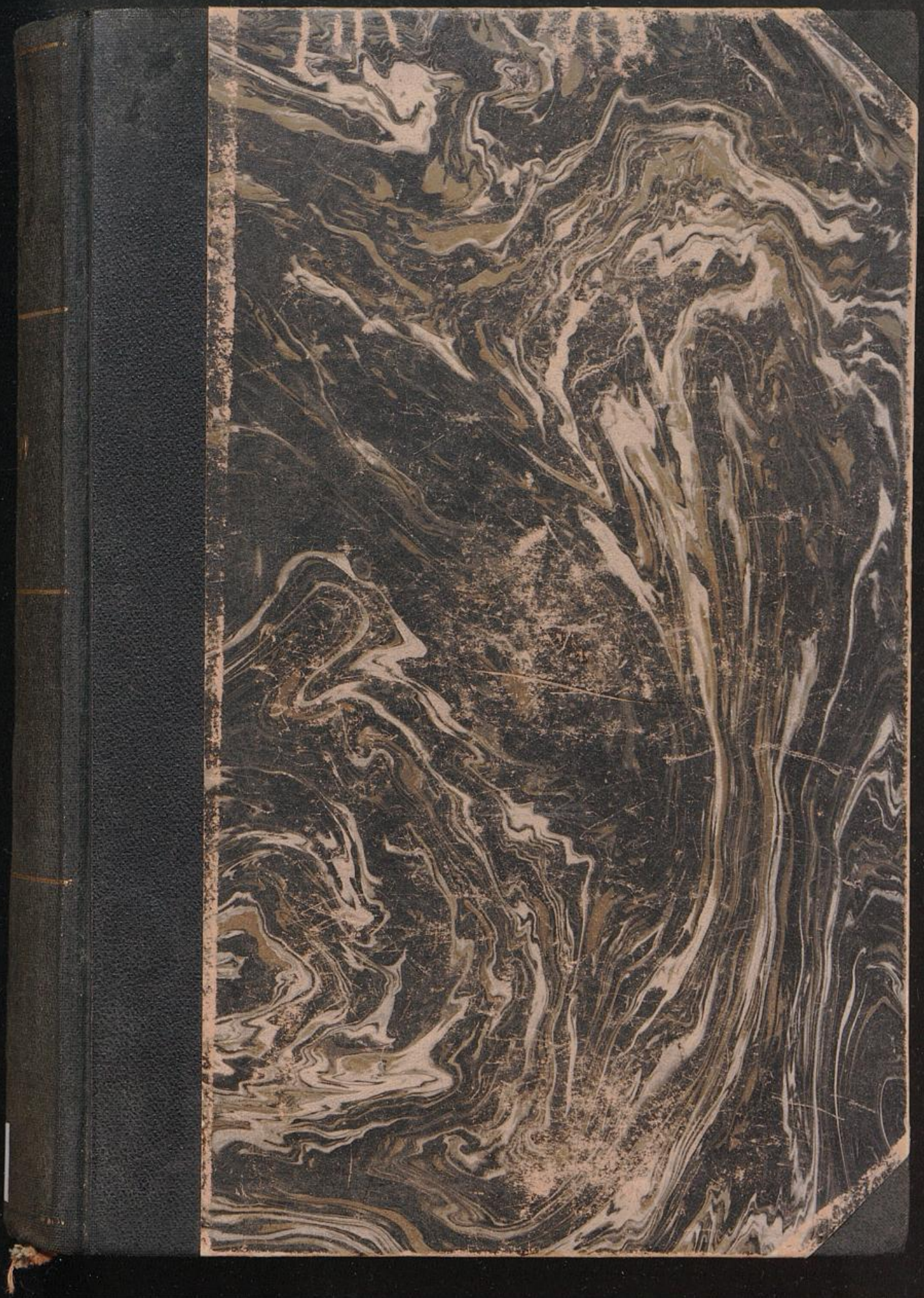
Boelsch, Vom deutschen Mannesideal. S. 1.
Ponickau, Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol. S. 5.
v. d. Schalk, Adel. S. 20.
Lehnhoff, Heil! S. 22.

Was andre sagen. S. 26.
Rund um uns: Glück. – Das Durchschnittsalter der deutschen Studierenden. – Die Prager Stadtväter und der Hotelierkongreß. – Zur Kalenderreform. S. 29.

Kinderbeilage Nr. 1.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

IX. c 3720.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1913

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin

Inhalt:

Boelsch, Vom deutschen Mannesideal. S. 1.
Ponickau, Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol. S. 5.
v. d. Schalk, Adel. S. 20.
Lehnhoff, Heil! S. 22.
Was andre sagen. S. 26.
Rund um uns: Glück. — Das Durchschnittsalter der deutschen Studierenden. — Die Prager Stadtväter und der Hotelierkongreß. — Zur Kalenderreform. S. 29.
Kinderbeilage Nr. 1.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Erscheint: Jährlich 24mal am 1. und 16. jedes Monats. — Eine Kinderbeilage zwanglos 6- bis 8mal im Jahr.

Bezugspreis: Jährl. M. 5.—, viertelj. M. 1.25 (ohne Zustellungsgebühr), Einzelnr. 25 Pf. — Für das Ausland jährl. M. 8.—. Für Österreich-Ungarn jährl. 8 K. 12 H., viertelj. 2 K. 3 H., Einzelnr. 30 H. Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt beim Verlage. — Probenummern unentgeltlich durch alle Buchhandlungen und den Verlag.

Anzeigen: Die gespaltene Nonpareillezeile 75 Pf. (unter Klein. Anz. 50 Pf.). Mit Ausn. der Vorzugsseiten 1/1 S. M. 90.—, 1/2 S. M. 48.—, 1/4 S. M. 25.—, 1/8 S. M. 13.—. Bei Wiederhlgn. entspr. Abzug laut Anzeigenprospekt.

Die Anzeigen erscheinen unter voller Verantwortlichkeit des Verlages, der sich die Zurückweisung von Anzeigen vorbehält, die ihm nicht geeignet erscheinen oder die für den Inserenten keinen Erfolg versprechen. Anzeigen gemeinschädlichen Inhaltes, besonders unsittliche Anzeigen und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Wein, Bier, Trinkbranntwein) werden nicht aufgenommen.

Allgemeine Bestimmungen: Alle für die Schriftleitung bestimmten Zusendungen sind an die Schriftleitung des „Vortrupp", Hamburg 20, Tarpenbeckstr. 78I zu richten. Eine Verantwortung für Zusendungen irgendwelcher Art, die nicht erbeten waren, kann nicht übernommen werden. — Unverlangte Bücher und Handschriften können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beilag. — Nachdruck aus dem „Vortrupp" ist von Verlag und Schriftleitung bei voller Quellenangabe gestattet, das Gesetz verlangt aber außerdem in jedem Falle die besondere Einwilligung des Verfassers.

Das Deutschtum unsrer Zeit ist das Deutschtum der Werdenden. Eine Zeitschrift, die diesem Deutschtum dienen will, muß dem Werdenden dienen: allem Gesunden, was in unserm Land und Volk wächst und wird. Und trotz der vielen „Organe", die wir besitzen, gerade diese Zeitschrift fehlte bisher; von den vielen Reformbestrebungen, die am Werke sind, unser ringendes, deutsches Leben zu etwas Höherem umzuschaffen als es heute ist, hat zwar so ziemlich jede ihr eigenes Mundstück: nicht aber haben wir Deutschen bisher das Organ, das diese Bestrebungen sämtlich zusammenfaßt, und dadurch ihre Anhänger aus der Vereinzelung erlöst, worin sie sich oft befinden. Dieses Organ will „Der Vortrupp" sein.

„Der Vortrupp" denkt nicht daran, langatmige, lebensfremde Auseinandersetzungen zu bringen: Was um uns her geschieht, — im Leben der Völker und der einzelnen — das will er in dem Lichte bald dieser, bald jener der Lebensreformen zeigen, für die er arbeitet; in klarer, scharfer Beleuchtung, so daß diese Bestrebungen dem Leser nicht als blasse Gedankendinge erscheinen, sondern als körperhafte, blutvolle Wirklichkeit.

„Der Vortrupp" braucht keinerlei Rücksicht zu nehmen, weder nach oben, noch nach unten, weder nach rechts, noch nach links. In Inhalt und Sprache wird er den Forderungen der berufenen geistigen Führer nach Kräften gerecht werden, — zugleich aber muß, was er bringt, unbedingt gemeinverständlich sein: jeder Fabrikarbeiter, jeder Tagelöhner, der derbste Schiffer und der einfachste Bergbauer soll das verstehen können, was im „Vortrupp" steht . . . . . .

Die Mächte, die unsre Zeitschrift zusammenfaßt, ziehen dem deutschen Volke in seinem Vormarsch sichernd und bahnbrechend voran. Darum hat „Der Vortrupp" diesen Namen gewählt und hofft, daß er ihn sich verdienen wird.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp 1913

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut

1913 : 2776.

2. Jahrgang 1913

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

Hamburg
Verlag von Alfred Janssen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Fe 4123-2

Universität Bremen
Bibliothek

Fe 4123 -2

Inhalt.

Übersicht.

(Die Ziffern geben die Seitenzahl an.)

„. . . . Aber hüte Deine Seele vor dem Karriere-Machen." (E. J.) 249 ff.
Abstinenz und Sittlichkeit (Heinrich Scharrelmann) 370 ff.
Adel (Kuno v. d. Schalk) 20 ff.
Alkoholfeindliche Ministerpräsidenten 573f.
Alkoholfrage 5ff., 91ff., 121f., 149ff., 160 191f., 222f., 262ff., 286f., 292ff. 321ff., 344f., 370ff., 412f., 422ff. 443f., 474f., 475ff., 546ff., 573f 603f., 615., 623ff., 639f., 670., 709ff 713ff., 741ff. 757ff., 774f.
Alkoholfreie Jugenderziehung (H. Muthorst) 292ff.
Alkoholkapital 91ff.
Alpinismus 287f.
An unsere deutschen Frauen (Elsa Wirminghaus) 156f.
Apokalyptische Reiter (Alexander Elster) 343ff.
Arndt, Ernst Moritz 304ff.
Auch eine Jahrhundert-Erinnerung (Oskar John) 347f.
Aufruf! (Der Bund enthaltsamer Turner in der deutschen Turnerschaft) 741f.
Aufruf zum 1. Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner bei Kassel am 11. und 12. Oktober 1913 574f.
„Aus dem Drägerwerk Lübeck" 184f.
Aus der englischen Frauenbewegung (E[rnst] S[ieper]) 543f.
Aylert Harringa (Willrath Dreesen). Einleitung [Vortrupp] 633ff.

Balkankrieg und Abstinenzbewegung (A. Holitscher) 121f.
Beherzigen wir das! 740f.
Bergsport 388ff.
Bilder aus England I, II, III (Karl Boesch) 503ff., 527ff., 725ff.
„Blätter für junge Kaufleute" 473f.
„Blätter für Volkskultur" 26ff., 252ff.
„Bodenlos" (Ein Erlebnis) [Melanie Ebhardt] 145ff.
Bodenreform 149ff., 222, 268ff., 320, 347f., 383f., 612ff., 708f.
„Bodenreform" 222.
Bodenreform-Ferienkursus (Werner Jungfer) 383f.
Bodenreform in der Praxis (—) 222.
Brauerbund 91ff.
Bravo! (—) 709.
Bücherbar 61.
Bücherverzeichnis 32, 64, 128, 160, 192, 224, 288, 320, 352, 384, 448, 480, 544, 712, 744.

„Danziger Neueste Nachrichten" 312f.
Das deutsche Gymnasium (Hans Offe) 430ff.
Das deutsche Kleid (Friedrich Karl Otto) 477ff.
Das Deutschtum in Südösterreich (Georg A. Lukas) 209ff.
Das Durchschnittsalter der deutschen Studierenden (Paul Roth) 30f.
Das Erfurter Kriegsgerichtsurteil (Melanie Ebhardt) 623ff.
Das Fletschern (W. Siegert) 314f.
Das Geheimnis (H. Much) 257ff.
Das Kind und die Schundliteratur (Heinrich Scharrelmann) 84ff.
Das Kleid des Mannes (Adalbert Luntowski) 770f.
Das Königin-Luise-Haus (Vortrupp) 639f.
Das Lügengewebe (Hermann Popert) 641ff.
Das rote Tuch (Der Fall Kotzde) [Hermann Ullmann] 408ff.
Das Saatfeld (Melanie Ebhardt) 643ff.
Das Vaterland hat gerufen (Hans Paasche) 33ff.
Das „Vivat-Band" (Karl Wilker) 510ff.
Dem evangelisch-sozialen Kongresse . . . (Vortrupp) 382f.
„Der Alkoholgegner" 121f.
„Der Arzt als Erzieher" 28.
Der falsche Kurs in unserer Jugendpflege (Walter Aßmus) 445ff.
Der Gasthof neuer Form (Hermann Häfker) 436ff.
Der Geburtenrückgang, die nationale Gefahr (Walter Kluge) 129ff.
Der Geist der Zeit (Ernst Moritz Arndt) (Hans Offe) 304ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Geist von 1813 (G. Wanderer) 713ff.
Der Greifswalder Kaiserkommers und die deutsche Trinksitte im Urteil des Auslands (Hans Paasche) 774f.
Der Hausarzt (W. Zipperling) 731ff.
Der Kaiserkommers (Hans Paasche) 546ff.
„Der Knabenbündler" 313f.
Der Leib als Tempel der Seele (Ellegaard Ellerbek) 473f.
„Der Naturarzt" 314f., 636f.
Der rassenhygienische Einfluß unserer Kleidung (A. Luerssen) 278ff.
Der Sommerkursus an der Volkshochschule zu Mohrkirch-Osterholz, Schleswig-Holstein (Harms) 538ff.
Der Tanz der Zukunft (Wilhelm Kiefer) 87ff.
„Der Türmer" 346.
„Der Volksarzt" 346f.
Der Wandervogel (Ein Rückblick und Ausblick) [Walter Köhler] 363ff.
Der Wert des Träumens (H. G. Schmaltz) 285f.
„Deutsche Jugend" 185f., 603f.
Deutschland und England 39ff., 77ff., 133ff., 238ff., 575f.
„Deutsch-Österreich" 157f.
Deutschtum 354f.
Die Adriaausstellung in Wien (E[mil] L[ehmann]) 416.
Die Bedeutung der deutschen Turnerschaft für die Ertüchtigung Deutschlands (Artur Luerssen) 417ff.
Die Bedeutung des freideutschen Jugendtages für unsere studentische Entwicklung (Paul Roth) 599ff.
Die Bedeutung des Geburtenrückganges für die Gesundheit des deutschen Volkes (Max v. Gruber). Einleitung (Vortrupp) 604ff.
Die Berufsvormundschaft als geeignete Organisationsform zum Schutze der Menschheit vor den Unsozialen (Edgar Crasemann) 225ff.
Die Brücke (Karl Feyerabend) 214ff.
Die deutsch-englische Verständigung (Ernst Sieper) 39ff., 77ff., 133ff., 238ff.
Die deutschen Landerziehungsheime (Trusen) 165ff.
Die eigene Meinung (H. G. Schmaltz) 62f.
Die 31. Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz und die Alkoholfrage ([R.] Kr[aul]t) 222f.
Die Eigengesetzlichkeit des Geldes — (Eine Entdeckung des Kaufmanns Silvio Gesell) [Gustav Simons] 56ff.
„Die Enthaltsamkeit" 443f.
Die Ferienreise (Heinrich Scharrelmann) 315f.
Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland (Hans Paasche) 5. u. 6. Brief 321ff., 760ff.
Die Frau als Seelsorgerin (Ton v. Langsdorff) 247ff.
Die Frauen und die Reform der Jugendgerichtsbarkeit (Elsbeth Krukenberd Conze) 126ff.
Die gegenseitige Kenntnis der beiden Völker als Grundlage der Verständigung (Die deutsch-englische Verständigung) [Ernst Sieper] 238ff.
Die geistige und sittliche Höhe des Durchschnitts der heutigen deutschen Gastwirte (Hermann Popert) 475f.
Die Hussiten in Wien (Karl Grube) 298ff.
Die Insubordination der abstinenten Studenten 670.
Die Jugendpflege in Deutschösterreich (E[mil] L[ehmann]) 384.
Die Konkurrenz der Geschlechter im Berufsleben (Gertrud Bäumer) 284f.
Die Kulturaufgabe der evangelischen Kirche (Dem evang.-sozialen Kongreß zur Begrüßung) [Ernst Rolffs] 260ff.
Die Kunst des Schauens (H. G. Schmaltz) 751f.
Die Organisierung der freien Studenten (Walter A. Berendsohn) 51ff.
Die Prager Stadtväter und der Hotelierkongreß (L[ehmann]) 31.
Die Presse (Die deutsch-englische Verständigung) [Ernst Sieper] 133ff.
Die Siebenbürger Sachsen im Lichte ihrer Geschichte (W. M.) 470ff.
Die Siebenbürger Sachsen und der Gustav-Adolf-Verein (W. M.) 640.
Die soziale Frage als Bergkristall betrachtet. (Ein Wegweiser im Kampf um die Ideale) [Georg Bonne] 609ff.
Die 3. Tagung der Karpathendeutschen in Wien ([Emil] L[ehmann]) 448.
„Die Visitenkarte" (Hans Paasche) 444f.
Die wissenschaftliche Erforschung des Sportes und der Leibesübungen (Max Hirsch) 198ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr Popert gegen den „Zeitungsverlag" (Adolf Bartning) 532ff.
Dürerbund 414.
Dürerbund und Buchhandel (F. Avenarius) 416.
Dürergenossenschaft 649ff.

Ein entscheidender Vorstoß. (Im Kampf um Heide und Moor.) [J. Schmidt] 653ff.
Ein Frauenwort zum Hohen Meißner-Fest. (Elsbeth Krukenberg-Conze) 671.
Ein Griechenjüngling. 220ff.
Ein gutes Schwarzbrot — ein Haupterfordernis einer guten Ernährung. (Kunert.) 636f.
Ein ketzerisches Wort zur Fleischnot (G. Schläger) 280ff.
Ein neuer Weg in der Arbeit für Volkswohlfahrt (T[emme]) 190f.
Ein Tag im Landerziehungsheim (Oehring) 185f.
Ein unentschiedenes Ringen (Im Kampf um Heide und Moor) [J. Schmidt] 517ff.
Ein Volksrat (H. Ullmann) 337ff.
Ein Wort für das der Zerstörung geweihte Hönnetal (R. St.) 380ff.
Eine alkoholfreie Kaiserfeier (Dr W.) 474f.
Eine englische Ferienreise (Werner Jungfer) 575f.
Eine folgenschwere Unsitte (Clara Ebert) 742.
Eine Gefahr im Nationalitätenkampf (Karl Wilker) 125f.
Eine sittliche Steueridee (Arthur Brausewetter) 312f.
Eine Versetzungskonferenz (M. Gründler) 348ff.
Eine Wette (Hans Weidemann) 160.
Englische Kultur 77ff., 238ff., 503ff., 527ff., 543f., 725ff., 742ff.
Erfolglosigkeit (Maria Palm) 766ff.
Ernährungsfragen 314f., 317f., 636f.
Ernste Jubiläumsjahr-Gedanken (E.B.) 708f.
Erziehung 28, 46ff., 165ff., 181ff., 220ff., 242ff., 264ff., 289ff., 292ff., 348ff., 430ff., 621ff., 627ff., 716ff.
Es geht also doch! (Zur Gründung der Dürer-Genossenschaft) [Hermann Häfker] 649ff.
Esperanto 103ff., 341ff.
Esperanto und sein Wert für den Verkehrsbeamten (J. Schwaiger) 341ff.
Evangelisch-sozial. Kongreß 260ff., 382f.
Fälschungen 674ff.
Familie 620f.
Familie Hahnekamp und ihr Freund Schnurrig (Hermann Krieger) Einleitung [Vortrupp] 734ff.
Familienforschung (O. Schreiter) 318f.
Flaschenpest (Walther Kluge) 722ff.
Fleischnot 280ff.
Fletchern 314f.
Flurschaden (Friedrich Wilhelm Fulda) 174ff.
Flußverunreinigung 150, 617.
Frauenfrage 63f., 126ff., 149ff., 223f., 247ff., 284f., 481ff., 543f., 604ff., 627ff., 671.
Freideutscher Jugendtag 574f., 577ff., 599ff., 641ff., 671, 673ff., 716ff.
Freideutsche Zukunft (Hermann Popert) 577ff.
Freiheitskriege 252ff.
Freistudentenschaft 51ff., 296ff., 359ff., 599f.
Freizügigkeit 401ff.
Fremdwörtermißbrauch 100ff.
Friedensfrage 60f., 622.
Friedrich Hebbel (Otto Mensendieck) 161ff.
Fürsorgeerziehung 225ff.
Fußverkrüppelung (Lisa Friederich) 96.

Gartenstadt 614, 708f.
Gasthausreform 436ff., 639f.
Gastwirtstag 475f.
Geburtenrückgang 129ff., 512, 541ff., 604ff., 613.
Gefängnisreform 115ff.
Geld, neues, 56ff.
Gelehrter oder Mann 346.
Geschäftspatriotismus 332ff., 411.
Gesells Entdeckung 56ff.
Glück (Melanie Ebhardt) 513ff.
Glück (Heinrich Scharrelmann) 29f.
Greifswalds abstinente Studenten 552ff., 670, 709ff., 774f.
Großreinmachen (Hermann Popert) 673ff.
Großstadtnot 145ff., 149ff., 158ff. 268ff., 320, 541ff.
Großstadtspuren im Walde 313f.
Gymnasium 28, 220ff., 430ff.

„Hamburger Nachrichten" 684ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Handel mit Kindern (Karl Wilker) 484ff.
„Hannoverscher Kurrier" 573f.
Hebbel 161ff., 403ff., 753ff.
Hebbelfeier und Hebbelspieler (H. Muthorst) 403ff.
Hebbel im Vortrupp (Adolf Friederich) 753ff.
Heer und Marine 14ff., 33ff., 328ff., 412f., 449ff., 458ff., 603f., 623ff., 713ff.
Heidekultur 385ff., 464ff., 517ff., 653ff.
Heil! — Erinnerung an einen Silvestertag (Franz Lehnhoff) 22ff.
Höflichkeit gegen Damen (K[rukenberg]-C[onze]) 223f.
Hoher Meißner 574f., 577ff., 599ff., 716ff.
Homer I, II (Adolf Bartning) 561ff., 660ff.
Hygiene 34ff., 198ff., 242ff., 264ff., 289ff.

Im Kampf um die Ideale. (Die Geschichte eines Suchenden) [Georg Bonne]. Einleitung (Reinhard Kraut) 149ff.
Im Kampf um Heide und Moor (J. Schmidt) 385ff., 464ff., 517ff., 653ff.
Internationalismus 61.
Irren- und Schwachsinnigenpflege 225ff.
Jagd und Stiergefecht (C. v. Moltke) 440ff.
Jahrhunderterinnerung 65ff., 191f., 288, 347f., 510ff., 608, 713ff.
Jahrhundertwandel (Melanie Ebhardt) 65ff.
Jeremias Gotthelf (Wilhelm Poeck) 140ff.
Jugend als Schicksal (Otto Mensendieck) 46ff.
Jugendbühne und Volksspiele (Hellmuth Neumann) 26ff.
Jugendgerichtsbarkeit 126ff.
Jugendherbergen 608.
Jugendpflege 26ff., 345ff., 384.
Jugendschriftenausschüsse 408ff.

Kaisersgeburtstagsfeiern 221ff.
Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol (R. Ponickau) 5ff.
Kalenderreform 31f.
Käuferbund 740f.
Kind und Mutter in der Mietskaserne (H. Hein) 541ff.
Kindersegen und Wohnungsnot (Vortrupp) 320.
„Kindische Phrasen" (Ernst Kliemke) 103ff.
Kleidungsfragen 278ff., 477ff. 770f.
Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung 292ff.
Kontrollversammlung und Alkoholverbot 412f.
Körperkultur 28, 96, 473f.
Krankenversicherung und Pflicht zur Gesundheit (Benno Buerdorff) 375ff.
Kulturelle Wechselwirkungen zwischen Deutschland und England [Die deutsch-englische Verständigung] (Ernst Sieper) 77ff.
„Kunstwart und Kulturwart" 91. 412f., 670.

Landerziehungsheime 165ff., 185f., 348ff.
Lebensansprüche und Lebenswerte im Beruf des Landmannes (Johannes Schmidt) 122ff.
Lehrerschaft 95.
Leibesübungen 198ff., 417ff.
„Leipziger Neueste Nachrichten" 61f.
Lukanga Mukara 321ff., 760ff.
Luxus und seine Bekämpfung 33ff., 65ff., 156f., 312f., 449ff., 513ff.

Mädchen oder junge Damen? (Karl Wilker) 627ff.
Mahnzeichen (Walther Kluge) 638f.
Mannesideal 1ff.
Märchen erzählen! (Walther Kluge) 181ff.
Moorkultur 385ff., 464ff., 517ff., 653ff.
Moral von heute (D. D.) 512.
Morgenröte des Rechts (Alexander Elster) 497ff.
Mürwiker Kaiserrede 9ff.

Nachklänge (Hermann Popert). Entgegnung (Gustav Wyneken) 716ff.
Nachruf (Vortrupp) 545.
Nationalitätenkampf 125f.
Naturschutz 26, 96, 149ff., 380ff., 385, 444f., 638f.
„Neckarzeitung" 709.
„Neue Frauenkleidung und Frauenkultur" 156f.
„Neues Leben" 770f.
„Neutraler Guttempler" 474f.
Nikolaus Lenaus Abstammung (Adam Müller-Guttenbrunn) 157f.
„Noch mehr Offiziere und Mannschaften?" (Centurio) 328ff.

Opium und Alkohol (v. Mülmann) 476f.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ostergedanken (Heinrich Scharrelmann) 188ff.
Österreichische Nationalitätenfrage 31, 157f., 209ff., 298ff., 397ff., 416, 447ff., 470ff., 469f., 557ff.

Patriotische Schundliteratur (Walther Kluge) 332ff.
Patriotismus 33ff., 65, 332ff.
Persönlichkeitskultur 2ff., 62, 193ff.
Pferde und Menschen 346f.
„Politisch-Anthropologische Revue" 509f.
Politische Parteien 706ff.
Presse und öffentliche Meinung 133ff., 532ff., 641ff., 673ff.

Rassenhygiene 125f., 129ff., 242ff., 264ff., 278ff., 289ff., 318f., 375ff., 509f., 604ff., 609ff.
„Ratgeber für Jugendvereinigungen" 538ff.
Rechtsreform 203ff., 497ff.
Rechtsstudiumsreform 171ff.
Reisen 315f., 338ff., 359ff.
Reklame 61, 68, 576, 671f., 709.
Reklamesünden (L[ehnhoff]) 576.
Religion 154f., 188ff., 257ff., 623., 764ff.
„Roland" 220ff.

Sachverständige und Oberverwaltungsgericht 91.
Scharnhorst und die Gründung einer Militär-Universität (Eduard Preuß) 458ff.
Schrebergärten 734ff.
Schule 28, 165ff., 181ff., 220ff., 242ff., 264ff., 289ff., 348ff., 430ff., 621f., 627ff., 716ff.
Schundlieder (Hugo Otto Zimmer) 255f.
Schundliteratur 84ff., 255f., 332ff.
Schwurgericht und Schöffengericht (A. Henschel) 203ff.
Seele (H. G. Schmaltz) 124f.
Seelenmord (Melanie Ebhardt) 745ff.
„Semesterhefte des Verbandes internationaler Studentenvereine an deutschen Hochschulen" 60f.
Sexuelle Frage 345, 613, 627ff.
Siebenbürgen 470ff., 479f., 640.
„Siiwert Taaken", ein deutsches Schicksal (O. Wanderer) 422ff.
Skilauf (Hans Paasche) 177ff.
Sonntagsruhe — Sonntagsfeier (Eugen Clauß) 721ff.
Soziale Aufgaben der Gemeinden (Hedwig Weidemann) 481ff.
„Soziale Studentenblätter" 89f.
Sport 33ff., 177ff., 198, 417ff.
Sprachverirrungen 97ff.
Stadt und Land 122ff., 734ff., 742ff.
Stammbaum 318f.
Statistik 378ff.
Statistisches über die Siebenbürger Sachsen (W. M.) 479f.
„Stimmen aus Nordschleswig" 122ff.
Studentenschaft 8ff., 30f., 51ff., 71ff., 249ff., 296ff., 359ff., 401ff., 415f., 546ff., 599ff.
Studenten- und Schüler-Herbergen (H. B.) 415f.
Studentische Freizügigkeit (Paul Roth) 401ff.
Studienreisen deutscher Studenten ins Ausland (Walter A. Berendsohn) 359ff.

„Tägliche Rundschau" 696ff.
Tanz 87ff., 522ff.
Theorie und Praxis in der Lebensführung (H. Scharrelmann) 540f.
Tugend-Tüchtigkeit (Otto Dreske) 193ff.
Turnerschaft 417ff., 741f.

Über die Zu- und Abnahme der geschlechtlichen Reproduktionskraft der Rassen und Völker (Albert Reibmayr) 509f.
Über Erziehungsaufgaben und Schulfragen (Engelen) 28f.
„Über Land und Meer" 284f.
Universität (Georg Liebe) 71ff.
Unsoziale 225ff.
Unsre Leser . . . (Vortrupp) 672.
Unsre Tonart (Hermann Popert) 353ff.
Unterseeschlitten f. Dräger-Taucher 184f.
Unter Wehr und Waffen (Hans Walde) 603f.

Väter (O. Wanderer) 757ff.
Vegetarismus 280ff.
„Verboten" (Paul Hundt) 218ff.
Völkerverständigung 39ff., 60f., 77ff., 133ff., 238ff.
Völkische Wanderziele (Emil Lehmann) 397ff.
Volksernährung 280ff., 636f.
Volksgesundheit und Wirtschaftlichkeit bei der Großstadterweiterung (Hans Strobel) 268ff.
Volkshochschule 538ff.
Volkshygiene 242ff., 264ff., 268ff., 289ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volkshygiene und Schulreform I. II. III (Otto Kampe) 244ff., 264ff., 289ff.
Volkslieder 711f.
Volksrat 337ff.
Volkstänze (Hans Huß) 522ff.
Volkswohlfahrtsausstellung 190f.
Vom Alpinismus (Herbert Weil) 287f.
Vom alten und neuen Wandervogel und vom Zugvogel (A. Behnke) 186ff.
Vom Bunde zur Bekämpfung der Frauenemanzipation (K.-C.) 63f.
Vom deutschen Brauerbunde (Rosenfeld) 91ff.
Vom deutschen Mannesideal (Carl Boesch) 1ff.
Vom Deutschen Schulverein in Wien (E[mil] L[ehmann]) 447f.
Vom Reisen, Wandern und Bergsteigen (A. Dessauer) 388ff.
Vom Singen unsres Volkes (Hermann Kölln) 711f.
Von der Bedeutung der deutschen Schutzarbeit (Emil Lehmann) 557ff.
Von der Mücke und dem Elefanten (Carl Scheel) 776.
Vorbildliche Sprachverhunzung (Hans Offe) 97ff.
Vormundschaft 225ff.
Vortrupp-Kalender 1914 ([R.] Kr[au]t) 775.

Wald und Kohle (Fritz Müller) 601f.
Wanderkleidung (Enno Narten) 414f.
Wandern 22ff., 39, 174ff., 187ff., 313f., 363ff., 388ff., 397ff., 414ff., 608, 627ff.
Wandervogel 22ff., 174ff., 187ff., 286f., 363ff., 414f., 447, 627ff., 679ff., 712.
Wandervogel, Lehrer und Alkohol (Hans Bauer) 286f.
Wärmekultur 110ff., 255.
Wärmekultur (Th. Christen). Einleitung [Vortrupp] 255.
Was kann der Student für die internationale Kulturbewegung tun (Alfred H. Fried) 60f.
Wasserwirtschaft 617ff.
Was wir bei einer Statistik beachten müssen (Artur Luerssen) 378ff.
Was wir nicht wissen, aber wissen sollten (Enno Narten) 300ff.
Wehrkraft u. Rüstung (H. Paasche) 449ff. Wehrvorlage 328ff., 449ff.
Wenn's nur Geld bringt (Wolfgang Zeller) 671f.
Wer Bücher kauft, kriegt auch Likör (Karl Fr. Nowak) 61.
Wer ist der Urheber der Freiheitskriege (A. Pohlmeyer) 252ff.
Werkklub-Abende (Fritz Cramer) 119f.
„Westdeutsche Volkszeitung" 380ff.
Wie der Haß entstand (Karl Hänggi) 89f.
Wie die Deutschen den Geburtstag ihres Königs feiern (Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland) V. Brief (Hans Paasche) 321ff.
Wie die Menschen die Heide eroberten, und die Heide die Menschen. (Im Kampf um Heide und Moor) [J. Schmidt] 464ff.
Wie können wir uns die Heilwirkung der Wärme vorstellen und erklären? (Wilhelm Winsch) 110ff.
Wie lange noch (Fritz Schleyer) 158ff.
Wintersport 177ff.
Wir reden so oft aneinander vorbei (Heinrich Scharrelmann) 764ff.
„Wir treten auf die Kette . . ." (O. Wanderer) 443f.
Witzwil (Zur Gefängnisreform) [Leo von Egloffstein] 115ff.
Wohnungsnot 145ff., 320, 345, 541ff.
Wohnungsreform 150ff., 268ff., 613ff.

Zu den Kämpfen der Lehrerschaft (S[charrelmann]) 95f.
„Zugvogel" 186ff.
Zum 13. Freistudententag (Paul Roth) 296ff.
Zum 200jährigen Bestehen der Nikolaischen Buchhandlung in Berlin (Hugo Otto Zimmer) 350ff.
Zur Ausrottung der Wale durch den Menschen (Arnold Japha) 96.
Zur Breslauer Jahrhundertfeier (Erklärung) 191f.
Zur Breslauer Jahrhundertfeier (Vortrupp) 288.
Zur Frage des Greifswalder Kaiserkommerses (Hans Paasche) 709ff.
Zur Kalenderreform (F. Biel) 32.
Zur Nachahmung empfohlen 608.
Zur Reform der Hotelküche (Adolf Teutenberg) 317f.
Zurück zum Land (E. Sieper) 742ff.
Zur Umfrage über das Rechtsstudium (Werner Jungfer) 171ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Namenverzeichnis.

(Die Ziffern geben die Seitenzahl an.)

A.

Aßmus, Walter 445 ff.
Avenarius, F. 416.

B.

Bartning, Adolf 532 ff., 561 ff., 660 ff.
Bauer, Hans 286 f.
Bäumer, Gertrud 284 f.
Behnke, A. 186 ff.
Berendsohn, Walter A. 51 ff., 359 ff.
Biel, F. 32.
B., H. 415 f.
Boesch, Karl 1 ff., 503 ff., 527 ff., 725 ff.
Bonne, Georg 149 ff., 609 ff.
Brausewetter, Arthur 312 f.
Buerdorff, Benno 375 ff.

C.

Centurio 328 ff.
Christen, Th. 255.
Clauß, Eugen 721 ff.
Cramer, Fritz 119 f.
Crasemann, Edgar 225 ff.

D.

D., D. 512.
Der Bund enthaltsamer Turner in der deutschen Turnerschaft 741 f.
Dessauer, A. 388 ff.
Dreesen, Willrath 633 ff.
Dreske, Otto 193 ff.

E.

Ebert, Clara 742.
Ebhardt, Melanie 65 ff., 145 ff., 513 ff., 623 ff., 643 ff., 745 ff.
Egloffstein, Leo v. 115 ff.
Ellerbek, Ellegaard 473 f.
Elster, Alexander 343 ff., 497 ff.
Engelen 28 f.
E. B. 708 f.
E. J. 249 ff.

F.

Feyerabend, Karl 214 ff.
Fried, Alfred H. 60 f.
Friederich, Adolf 755 ff.
Friederich, Lisa 96.
Fulda, Friedrich Wilhelm 174 ff.

G.

Grube, Karl 298 ff.
Gruber, Max v. 604 ff.
Gründler, M. 348 ff.

H.

Häfker, Hermann 436 ff., 649 ff.
Hänggi, Karl 89 f.
Harms 538 ff.
Hein, H. 541 ff.
Henschel, A. 203 ff.
Hirsch, Max 198 ff.
Holitscher 121 f.
Hundt, Paul 218 ff.
Huß, Hans 522 ff.

J.

Japha, Arnold 96.
John, Oskar 347 f.
Jungfer, Werner 171 ff., 383 f., 575 f.

K.

Kampe, Otto 244 ff., 264 ff., 289 ff.
Kiefer, Wilhelm 87 ff.
Kliemke, Ernst 103 ff.
Kluge, Walther 129 ff., 181 ff., 332 ff., 638 f., 772 ff.
Köhler, Walter 363 ff.
Köln, Hermann 711 f.
Kraut, Reinhard 149 ff., 222 f., 775 f.
Krieger, Hermann 734 ff.
Krukenberg-Conze 63 f., 126 ff., 223 f., 671.
Kunert 636 f.

L.

Langsdorff, Toni v. 247 ff.
Lehmann, Emil 31, 384, 397 ff., 416, 447 f., 448, 557 ff.
Lehnhoff, Franz 22 ff., 576.
Liebe, Georg 71 ff.
Luerssen, Artur 278 ff., 378 ff., 417 ff.
Lukas, Georg A. 209 ff.
Luntowsky, Adalbert, 770 f.

M.

Meusendieck, Otto 46 ff., 161 ff.
Moltke, C. v. 440 ff.
M. W. 470 ff., 479 f., 640.
Much, H. 257 ff.
Müller, Fritz 601 f.
Müller-Guttenbrunn, Adam 157 f.
Mülmann, v. 476 f.
Muthorst, H. 292 ff., 403 ff.

N.

Narten, Enno 300 ff., 414 f.
Neumann, Hellmuth 26 ff.
Nowak, Karl Fr. 61.

O.

Oehring 185 f.
Offe, Hans 97 ff., 304 ff., 430 ff.
Otto, Friedrich Karl 477 ff.

P.

Paasche, Hans 33 ff., 177 ff., 321 ff., 444 f., 449 ff., 546 ff., 709 ff., 760 ff., 774 f.
Palm, Maria 766 ff.
Poeck, Wilhelm 140 ff.
Pohlmeyer, A. 252 ff.
Ponickau, R. 5 ff.
Popert, Hermann 353 ff., 475 f., 577 ff., 641 ff., 673 ff., 71 ff.
Preuß, Eduard 458 ff.

R.

Reibmayr, Albert 509 f.
Rolffs, Ernst 260 ff.
Rosenfeld, 91 ff.
Roth, Paul 30 f., 296 ff., 401 ff. 599 ff.
R. St. 380 ff.

S.

Schalk, Kuno v. d. 20 ff.
Scharrelmann, Heinrich 29 f., 84 ff., 95 f, 188 ff., 315 f., 370 ff., 540 f., 764 ff.
Scheel, Carl 776.
Schläger, G. 280 ff.
Schleyer, Fritz 158 ff.
Schmaltz, H. G. 62 f., 124 f., 285 f., 771 f.
Schmidt, Johannes 122 f., 385 f., 464 ff., 517 ff., 653 ff.
Schreiter, O. 318 f.
Schwaiger, J. 341 ff.
Siegert, W. 314 f.
Sieper, Ernst 39 ff., 77 ff., 133 ff., 238 ff., 543 f., 742 ff.
Simons, Gustav 56 ff.
Strobel, Hans 268 ff.

T.

T [emme] 190 f.
Tentenberg, Adolf 317 f.
Trusen, 165 ff.

U.

Ullmann, H. 337 ff., 408 ff.

V.

Vortrupp 255, 288, 320, 382 f., 545, 604 ff., 633 ff. 639 f., 672, 734 ff.

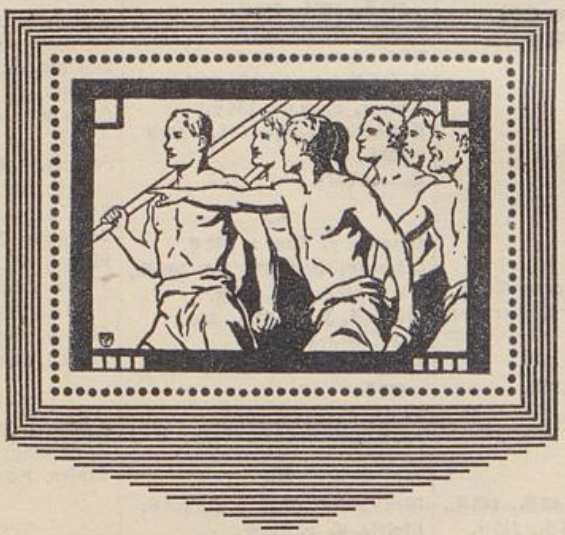
W.

W. 474 f.
Walde, Hans 603 f.
Wanderer, O. 422 ff., 443 f., 713 ff., 757 ff.
Weidemann, Hans 160.
Weidemann, Hedwig 481 ff.
Weil, Herbert 287 f.
Wilker, Karl 125 f., 484 ff., 510 ff., 627 ff.
Winsch, Wilhelm 110 ff.
Wirminghaus, Else 156 f.
Wyneken, Gustav 716 ff.

Z.

Zeller, Wolfgang 671 f.
Zimmer, Hugo Otto 255 f., 350 ff.
Zipperling, W. 731 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1913

Vom deutschen Mannesideal.

Nur zwei Völker haben aus sich und ihrer Kultur heraus ein bestimmtes, einheitlich anerkanntes Mannesideal geschaffen und begrifflich formuliert, die Griechen und die Engländer. Die Griechen fanden es in dem καλὸς κἀγαθὸς*), der innigen Vereinigung des guten und des schönen Menschen; diesem Volke, dem die Kunst das Element war und das Gebiet seiner höchsten Lebensbetätigung, war auch der Mensch ein Kunstwerk, an dem Beides, Inhalt und Form, gleich vollkommen sein und den Geist seines Schöpfers atmen sollte. Der Engländer sieht in dem Begriff des Gentleman sein Mannesideal verkörpert. Es ist schwer, den Begriff Gentleman, der das Produkt einer so ganz einzigartigen Rasse und Kultur ist, der einen so, ich möchte sagen, nationalpersönlichen Stempel trägt, mit Verstand und Worten zu umgrenzen und zu durchforschen; er kann eigentlich nur von innen heraus und mit dem Gefühl nachempfunden und erfaßt werden. Dazu kommt, daß der Begriff Gentleman auch an sich schwankend und einer gewissen Zusammenziehung und Ausdehnung fähig ist. Ein Gentleman ist zunächst äußerlich der Angehörige einer durch Geburt, Geld, Erziehung über die große Masse hinausgehobenen Volksklasse, die so bezeichnend für die soziale Schichtung Englands ist. Er hat einen bestimmten Bildungsgang gehabt, Schule und Universität haben ihm weniger allgemeine Bildung und Vorbereitung auf den Beruf gegeben, als ihn zum Gentleman geformt. Er ist pekuniär unabhängig, arbeitet nicht um des Geldes willen, sondern im Dienste seines Landes. Er ist körperlich vortrefflich ausgebildet, er beherrscht vollkommen die Lebens- und Umgangsformen, er hat sich in Zucht und Kontrolle, er ist zurückhaltend, mäßig, anständig, fair im Leben, Kampf und Sport, ritterlich gegen die Frauen. Für unsere Begriffe kann er auch langweilig, ungebildet, steif und unhöflich sein, aber das sind die Fehler seiner Tugenden. — Im weiteren Sinne ist dann ein Gentleman überhaupt die

*) Sprich: kalós kagathós (deutsch: schön und gut).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ehrenvolle Bezeichnung für einen anständigen, innerlich vornehmen Mann.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, was solche in das Bewußtsein des Volkes eingedrungenen Mannesideale für ein Volk zu bedeuten haben, wie sie es völkisch und sittlich einen, wie sie der Erziehung feste Formen und Ziele, dem jungen Menschen Richtung und Stütze zur Selbsterziehung, dem Manne in der Beurteilung von seinesgleichen Prüfstein und Norm geben. — Wir haben aus unserer deutschen Kultur nichts hervorgebracht, was diesen allgemein anerkannten und nationales Eigentum gewordenen Mannesidealen entspräche. Der Grund liegt in der geschichtlichen Entwicklung und seelischen Veranlagung unseres Volkes. Wir haben keine durch die Jahrhunderte stetig fortschreitende und sich steigernde nationale Kultur. Der Glaubenskrieg zertrat sie mitten in ihrer schönsten Entwicklung. Als Preußen die nationale Führung übernahm, wurde der Stand, der diesen Militär- und Beamtenstaat schuf und stützte, der Adel, auch gesellschaftlich führend und tonangebend und ist es geblieben. Er hat als einziger Stand aus sich heraus einen eigenen Ehren- und Sittenkodex geschaffen, und der Begriff „Kavalier" mag im beschränkten Sinne dem des Gentleman verglichen werden. Die anderen Stände sind im Guten und Schlechten von ihm beeinflußt, doch konnten naturgemäß seine Ideale nur in sehr beschränkter Weise allgemeine Gültigkeit bekommen. Der eigentliche Bürger- und Mittelstand hatte nicht mehr die Kraft und die Geltung, aus sich heraus den Typus und das Ideal seines Vertreters zu schaffen. Aber auch abgesehen von unserer geschichtlichen Entwickelung würden wir kaum ein einheitlich anerkanntes Ideal des deutschen Mannes geschaffen haben und werden es wohl nie tun; wir sind als Volk viel zu wenig einheitlich und gleichartig, weil wir das Produkt einer außerordentlich vielseitigen Rassenmischung sind; dazu kommen unsere stark ausgeprägten Stammesunterschiede. Und selbst wenn eine längere nationale Kultur, die Rassen- und Stammesunterschiede ausgleichend, ein nationales Kulturganzes von einheitlicher Struktur und einheitlichem Willen schüfe, so würde doch gerade unsere innerste seelische Anlage, die auf Individualismus, auf starkem Ich- und Persönlichkeitsbewußtsein, auf Eigenleben und -streben beruht, einem scharf umrissenen Ideal, nach dem ein ganzes Volk sich richtet und formt, entgegenstehen. Und doch könnte man vielleicht in dem Begriff der Persönlichkeit gerade das finden, was wir suchen. Auch die Geschichte unserer Kultur weist uns auf sie als den höchsten Ausdruck unseres Seins und das höchste Ziel unseres Wollens. Goethe sah in ihr das höchste Glück der Erdenkinder. Kant verlegte geradezu in sie das Weltzentrum, und zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

letzt hat Nietzsche ihren Begriff und ihren Wert einer nivellierenden Zeit ragend entgegengestellt. Aber heute heißt die Losung: Erziehung zur deutschen Persönlichkeit.

Deutsche Persönlichkeit! Wir haben sie erlebt in den Großen unseres Geistes und unseren Helden der Tat, wir sehen sie verkörpert in einzelnen Männern unseres engeren Lebenskreises. Es ist etwas ganz Eigenartiges und kaum Greifbares um diesen Begriff: es ist nicht etwas von außen Geformtes, wie der Gentleman, es ist ein aus sich selbst und nach eigenen Gesetzen erwachsenes Gebilde, von seltsam langsamem Tempo der Entwicklung, gleich einem Baum, der sich tief verankert und verwurzelt, sich breit verästelt und sich nur schwer zur Krone rundet, ein Wesen, das mit erstaunlicher Empfänglichkeit die umgebende Welt in sich aufsaugt und aus sich neu gebiert; das sich selbst Richter ist, das das Gute tut um des Guten willen und die Wahrheit sucht um der Wahrheit willen.

Nach drei Richtungen hin müßte dieser deutsche Begriff der Persönlichkeit vertieft, erweitert, begrenzt und befruchtet werden, damit aus ihm das werde, was uns in tiefster Seele als Ideal vorschwebt: der vollkommene Mensch.

Der Deutsche müßte zunächst eine mehr deutsche Persönlichkeit werden. Er müßte sich seiner Eigenart bewußt werden, stolz auf sie sein, er müßte es wagen, er selbst zu sein. Er müßte sich bewußt nähren und stärken durch das, was er als deutsch erkennt und dem Instinkt nach fühlt. Daß er darüber seine Bescheidenheit, die ihn ziert, seine Aufnahmefähigkeit, seinen Blick auf das Weite über die Grenzen seiner Nation hinaus verlieren sollte, das ist bei ihm am allerwenigsten zu befürchten; dafür bürgt das innerste Wesen seiner deutschen Natur.

Er sollte auch bewußt sich zum Manne ausbilden. Wie nur bewußtes Volkstum den Weg zur Sicherheit des Seins, zur Freiheit des Blickes weist, so erwächst reine Menschlichkeit nur aus der naturgegebenen und rein erkannten Form und Eigenart des Geschlechtes. Alle Kultur ist bewußte Natur. — Sich selbst beherrschen, sich selbst erhärten; der erste sein in Sport und Spiel; vornehm sein gegen das andere Geschlecht; nicht vorwegnehmen im unreifen Trieb und Willen, was die Natur dem Manne als höchstes Geschenk auf der Höhe seines Lebens verleiht; es wagen, seinem reinen Instinkte zu folgen gegen die Umgebung, die immer herunterzieht. Berauschende Getränke meiden ist kein Entsagen, sondern ganz allein die Folge der Reinerhaltung des Instinkts, Widerwillens gegen einen Fremdkörper und Fremdherrscher im eigenen Reich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Deutsche müßte auch lernen, Form zu haben, und nicht nur echt und wahr, sondern auch schön sein zu wollen. Der Umfang seiner Anlage ist weit genug, das Mannesideal des Gentleman und des καλὸς κἀγαθὸς wie zwei einbeschriebene Kreise in sich zu umfassen. Er ist von Natur formlos: er schätzt den Inhalt mehr als den Ausdruck, die Wahrheit mehr als den schönen Schein. Aber gerade darum muß er die Form zu gewinnen trachten, wie denn Kultur nicht nur Erhebung, sondern auch Ergänzung der Natur bedeutet. Die so gewonnene Form wird ihm nicht sitzen wie ein Panzer, schützend und seine Bewegungen vorschreibend, sondern wird wie beim Kunstwerk nur der Ausdruck des Inhalts sein. Ja, er wird über die Form hinaus zur Freiheit des Umgangs, zur Natürlichkeit des Sichgebens gelangen. — Unsere Zeit hat einen häßlichen Menschentypus hervorgebracht, entstellt durch Krankheit, Falschheit der Lebensweise, Ausschweifung, Einseitigkeit der Beschäftigung. Dahin die Hoheit des Ganges, verblichen der Glanz des Auges — so stellt sich der Durchschnittsmensch unserer Großstadtkultur dar. Er ist das Opfer seiner Zeit. — Aber gerade unsere Zeit bietet auch die Vorbedingungen und Möglichkeiten der Heilung. Wir haben die Reformbedürftigkeit auch hier erkannt, unsere Lebensverhältnisse erweitern sich ungeahnt, unser Wohlstand wächst, Luft und Sonne werden immer mehr Allgemeingut, Instinkt und Erkenntnis drängen uns auf allen Gebieten zur Natur. Vor allem wird die immer weiter umsichgreifende Sportbetätigung Wunder wirken. Natürlich nur ein Sport vertiefter und verdeutschter Auffassung, der allein um seiner Lebenswerte willen getrieben wird. Er wird unsere Umgangs- und Lebensformen verwandeln und veredeln, freiere und schönere Möglichkeiten des Zusammenseins und der Mitteilung zwischen Männern schaffen, als sie verräucherte Gaststuben und frackdurchschwänzte Kaffeelokale verleihen; die Zigarre wird von selbst verschwinden. — Erfassen wir das Griechentum auch immer mehr seinem Geiste nach, lassen wir es wahrhaft in uns lebendig werden mit seinem Drang nach Form und Harmonie, seiner Lust am körperlichen Leben. Es liegt keine Gefahr vor, daß wir je in Übertreibungen geraten könnten, daß wir den Wert eines Menschen nach der Schnelligkeit seiner Beine oder der Stärke seiner Armmuskeln messen könnten; dafür sind wir Deutsche.

Lassen wir auch immer mehr den Künstler unseren Lehrer und Erzieher werden. Das Ursprüngliche, was der Mensch je empfindet vor einem schönen Götter- und Menschenbildnis in Marmor oder Erz, ist nicht ein ästhetisches Genießen — wir reden heute viel zu viel vom Genießen eines Kunstwerks — sondern ein körper-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liches Sichaufrichten, eine Scham über die eigene Häßlichkeit, ein ihm Gleichwerdenwollen. Lassen wir überhaupt Erkenntnis, Religion, Kunst Leben werden — das heißt: deutsche Kultur.

Erwarten wir nicht von der Schule unser Heil. Sie kann notwendigerweise nicht vollkommen sein — denn sie ist mindestens ebensosehr das Abbild einer bestehenden Kultur als der Weg zu einer höheren. Es gibt im letzten Grunde nur einen Erzieher, wie auch nur einen Richter: das ist man selbst. Der edle Gobineau läßt seinen Michel Angelo in der Schlußszene der „Renaissance" sagen:

„Ob der Mensch einzig an sich arbeite, oder, seine Tätigkeit über die tote Materie ausbreitend, ihr Bewegung und Leben einhauche: in beiden Fällen ist sein Werk dasselbe: Er stellt seinesgleichen Beispiele hin." **Carl Boesch.**

Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol.

Mehr als zwei Jahre sind seit jenem Tage ins Land gegangen, an dem Kaiser Wilhelm in Mürwik bei der Einweihung der neuen Marineschule jene denkwürdige Rede hielt, die bei allen Alkoholgegnern, selbst weit über Deutschlands Grenzen hinaus, stürmische Begeisterung auslöste, und die den Höhepunkt einer Entwickelung in den Anschauungen des kaiserlichen Redners bildet, deren steigende Tendenz sich das ganze Jahr 1910 hindurch deutlich verfolgen läßt. Sie ist es auch, die den Alkoholgegnern das unbestreitbare Recht gibt, den Kaiser als einen der Ihrigen in Anspruch zu nehmen, sobald man nur unter Alkoholgegnern nicht bloß die Verfechter des Grundsatzes der völligen Enthaltsamkeit, also die Vertreter der strengen Logik, versteht, sondern in ihre Zahl auch diejenigen Mäßigen einbezieht, die sich in ihrer Weise ernstlich mühen, das Volk vom Joche des Alkoholismus zu befreien, und sich nicht, wie leider die erdrückende Mehrheit, von dem bequemen Grundsatze des laissez aller leiten lassen.

Von vornherein ist Kaiser Wilhelm allerdings nicht Alkoholgegner gewesen. Sein Werdegang ist vielmehr, wie bei vielen Alkoholbekämpfern, die Geschichte eines Suchenden und Erkennenden. Dafür sollen die folgenden Ausführungen den Beweis erbringen.

Die Einleitung bilde eine Erinnerung aus einer längst hinter uns liegenden Zeit.

Im Jahre 1890, im dritten Regierungsjahre Kaiser Wilhelms, spielte sich auf dem Bonner Bahnhofe eine geschichtlich denkwürdige Szene ab: die erste Annäherung und Aussöhnung ehemaliger Gegner. Fast ein Vierteljahrhundert war seit jener Zeit vergangen, wo Preußen den besiegten Herzog von Hessen entthront und sein Land sich einverleibt hatte. Seitdem hatte Feindschaft zwischen den Hohenzollern und der Walramschen Linie des Hauses Nassau geherrscht. Da berief das Schicksal den greisen Adolf von Nassau zur Regierung eines andern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staates, aus dem ehemaligen Herzog von Nassau wurde ein Großherzog von Luxemburg. Jetzt kam es zwischen den feindlichen Häusern zur Versöhnung, und diese wurde durch eine Zusammenkunft des greisen Großherzogs mit dem jugendlichen Kaiser besiegelt.

Kaiser Wilhelm fuhr zu dieser Zusammenkunft vom Korpshause der Borussen aus, deren „alter Herr" er bekanntlich ist, und zwar im weißen Stürmer, jener studentischen Kopfbedeckung, die durch ihre Form und ihren Namen gleichsam ein Symbol des Sturmes und Dranges im Leben der akademisch Gebildeten ist. Am Abend desselben Tages stand er dann im vollen Borussenwichs auf dem Balkon des Schaumburgschen Palais in der Koblenzer Straße und sah dem Fackelzuge der Studenten zu, die ihm begeistert zujubelten. Mochten sie doch in jenen Augenblicken in ihm nicht nur den Herrscher, sondern auch die Verkörperung studentischen Souveränitätsgefühls sehen. Damals befand sich der 31jährige Kaiser noch ganz im Banne jenes uralten Zaubers, dem die große Masse der akademischen Jugend erliegt, und der viele ihr ganzes Leben nicht wieder losläßt, der auch gereifte Männer blind und taub macht gegen die Forderungen einer kulturell fortschreitenden Zeit.

Noch manches Mal hat der Kaiser in der Mitte des feudalsten aller Korps geweilt, und willig hat er sich auch vor dem allmächtigen Komment gebeugt. Dafür ein charakteristisches Beispiel. Als später der Kronprinz in Bonn studierte und gleichfalls Mitglied der Borussia war, ernannte ihn der kaiserliche Vater bei einem Besuche auf der Kneipe zum Fuchsmajor, der bekanntlich recht eigentlich der Hüter der Trinksitte ist. Da Ernennungen nur vom Korps vollzogen werden konnten, so hatte sich der Kaiser eines argen Verstoßes gegen Se. Heiligkeit den Komment schuldig gemacht, und es bedurfte langwieriger Verhandlungen, um die Sache wieder ins rechte Gleis zu bringen.

Die Anschauungen, die der Kaiser als Student in sich gebildet hatte, wirkten, wie schon gesagt, noch lange nach. Dabei hatte er aber im Trinken nie eine gewisse Grenze überschritten. Wenn er in der Mürwiker Ansprache sagt: „In früherer Zeit galt es für außerordentlich schneidig und forsch, in der Jugend ein großes Quantum zu sich zu nehmen und zu vertragen. Ich als junger Offizier habe Gelegenheit gehabt, solche Beispiele zu sehen, ohne es selbst je mitzumachen," so gilt das in gleicher Weise von seiner Studentenzeit. Eine ihm näher stehende Persönlichkeit erzählt von ihm: „Er trank lebhaft, aber nicht sinnlos und maßlos. Rohe Trinkgelage verabscheute er. Für studentischen Ulk hatte er Verständnis, doch verübte er ihn nicht selbst. Alles Gemeine in Worten und Handlungen war ihm verhaßt. Er sah es gern, wenn sich Lieder um den Becher rankten und überhaupt das Trinken auf eine verfeinerte Stufe des Genusses erhoben wurde." (Nebenbei gesagt: die so denken und handeln, sind gewöhnlich die hartnäckigsten Gegner der Abstinenzbewegung, weil sie nicht über die Ästhetik des Genusses hinweg zum Verständnis für die Ethik der Bewegung kommen. Dem Kaiser ist aber bekanntlich auch dies gelungen.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Jahre schwanden dahin. Das neue Jahrhundert brachte auf allen Lebensgebieten neue Forderungen, es erhob auch immer gebieterischer die der Alkoholenthaltsamkeit, die am Schlusse des vergangenen in Deutschland erst von einer kleinen Kämpferschar vertreten worden war. Zählte doch die größte deutsche Abstinenzorganisation, die Großloge II des J. O. G. T., nur etwas über 6000 Mitglieder. Und diese kleine Zahl rekrutierte sich zumeist aus den niederen Volksschichten, in den höheren regte sich so gut wie nichts, sie bildeten eine zähe Masse, die der frische Luftzug reformerischer Gedanken nicht in Bewegung zu setzen vermochte. Es wiederholte sich auch hier das Schauspiel, das die Weltgeschichte nicht nur in einem oder zwei Beispielen bietet: Reformgedanken steigen von unten herauf; die Treppe muß eben, um ein Bild aus „Helmut Harringa" zu gebrauchen, oft von unten nach oben gescheuert werden, der vernünftigen Regel zum Trotz. Nicht nur auf dem Gebiete der Politik wurzelt der konservative Gedanke am festesten in den obersten Gesellschaftsschichten.

Wie stand nun in dieser Zeit der Kaiser zur Alkoholfrage?

In ihm hatte sich schon seit geraumer Zeit allmählich ein Wandel der Anschauungen vollzogen. Vielleicht hatten zunächst kleinere gesundheitliche Störungen ihm die Rätlichkeit größerer Zurückhaltung nahegelegt; doch werden es wohl noch mehr zahlreiche unangenehme Erfahrungen mancherlei Art gewesen sein, die ihn veranlaßten, sich immer mehr der strengen Mäßigkeit zuzuwenden, um mit gutem Beispiel voranzugehen. So soll es tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, daß ein deutscher Prinz durch den Trunk allmählich immer mehr körperlich und seelisch verkam und schließlich daran zugrunde ging. Auch häßliche Vorkommnisse in akademischen und Offiziers-Kreisen mögen ihn dahin gebracht haben, zunächst gegen das Übermaß schärfer vorzugehen. Aber das zeigte sich mehr im privaten Kreise, in die Öffentlichkeit drang davon nur wenig. Ein hübsches Geschichtchen ist folgendes: Als er wieder einmal eine Philippika gegen das viele Trinken gehalten hatte, da bat ihn ein alter Herr um die Erlaubnis, eine Lanze für die akademische Trinkfreiheit zu brechen. Freiheit im Trinken und Leben, so führte dieser aus, sei ein vortreffliches Sieb, da alles, was nicht charakterfest und willensstark sei, durch dieses Sieb falle und an der verhängnisvollen Klippe scheitere. Diese Auslese sei im Interesse der Hochschulen und des Vaterlandes notwendig. Da soll der Kaiser eine Antwort gegeben haben, die von seinem Verständnis für den fragwürdigen Wert dieser leider nur allzusehr verbreiteten Ansicht zeugte: Theoretisch betrachtet habe dieser Grund zum Saufen einen guten Kern, aber die Ausführung in der Praxis sei eine Ungeheuerlichkeit, ein gottloses In-Versuchung-Führen. Für solche Beamte danke er.

Aber wie gesagt, in die Öffentlichkeit drangen solche Äußerungen selten. Jedenfalls schienen mancherlei Bemerkungen, die er noch vor einigen Jahren getan hat, den Alkoholfreunden ebenso das Recht zu geben, ihn für sich in Anspruch zu nehmen, wie es die Alkoholgegner taten. So hören wir, wie er noch im August 1909 in Kleve bei der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feier der 300jährigen Zugehörigkeit des ehemaligen Herzogtums Kleve zum brandenburgisch-preußischen Staate mit großer Wärme von den Liedern spricht, die den deutschen Rebensaft als Quelle deutscher Heldenkraft preisen; wie er kurz darauf im Casseler Ratskeller den Wein der städtischen Kellerei beim Frühstück mit der Bemerkung lobt: „Etwas Alkohol muß der Deutsche immer haben," und wie er es für erfreulich erklärt, daß sich die Casseler dank ihrem neuen Ratskeller mehr an das Weintrinken gewöhnten.

Da brachte das Jahr 1910 den Umschwung auch in der breitesten Öffentlichkeit. Hatte der Kaiser bereits im April bei einem Besuche in Gießen dem Rektor der Universität gegenüber sein Bedauern über das viele Trinken auf den deutschen Hochschulen ausgesprochen, so bekannte er sich bei einer anderen Gelegenheit öffentlich ganz ausdrücklich als Gegner der akademischen Trinksitten. Bei seinem Besuche auf der Hohkönigsburg sprach er unter anderen auch den Sohn des Wiederherstellers der Burg, des Baurats Bodo Ebhardt, an, der kurz vorher in das Freiburger Korps Rhenania eingesprungen war. In diesem Gespräche kritisierte er scharf das übermäßige Trinken in den deutschen akademischen Kreisen, besonders in den Korps. Er nannte diese Unsitte ein Unglück für unser Volk und für die einzelnen Studenten und führte aus, daß Volk wie Studenten den Ausländern, namentlich den Engländern und Amerikanern gegenüber in Nachteil gerieten, da diese bei ihren verständigeren Gewohnheiten in den jüngeren Lebensjahren den später an sie herantretenden Gefahren im Kampfe des Lebens viel größeren Widerstand entgegensetzen könnten als die Deutschen. Auch im Hinblick auf den Aufenthalt in tropischen Ländern und über See, worauf ja die Deutschen mehr und mehr angewiesen seien, müsse der starke Alkoholverbrauch als schädlich angesehen werden.

In ähnlicher Weise sprach er bei der Jahrhundertfeier der Berliner Universität am 13. Oktober 1910 zu den fünf Studenten, die als Vertreter der Studentenschaft zum Festmahl im Königlichen Schlosse in vollem Wichs erschienen waren: Der Alkoholverbrauch müsse viel mehr eingeschränkt werden, die Studentenschaft solle lieber Sport treiben wie die englischen und amerikanischen Studenten. Auch trug er dem Prorektor der Königsberger Universität, Prof. Manigk, auf, die neuimmatrikulierten Studenten nachdrücklich vor dem Alkohol zu warnen, was der Genannte, wie berichtet wird, ungefähr mit folgenden Worten tat: „Unser Kaiser, der für die akademische Jugend so warm empfindet, trug mir gelegentlich des Berliner Universitätsjubiläums besonders auf, Ihnen, liebe Kommilitonen, zu sagen, daß Sie akademischen Frohsinn und Jugendlust nicht nur in der schwülen Atmosphäre der Bierstuben suchen sollen. Genießen Sie in vollen Zügen, werden Sie keine Philister und trockenen Verächter der Lebenslust, aber werden Sie nicht Sklaven des Alkohols! Prägen Sie sich dieses Kaiserwort fest ein; auch der rechte Frohsinn und die Heiterkeit der Seele, sie kommen nicht von außen. Bleiben Sie auch hier frei!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann kam der 21. November 1910 und brachte bei der Einweihung der neuen Marineschule in Mürwik im Anschluß an die Kabinettsordre, worin der Kaiser den Beruf der Seeoffiziere unter hohen Gesichtspunkten charakterisierte, die denkwürdige Ansprache an die Marinefähnriche, die einen Markstein in der Geschichte der deutschen Antialkoholbewegung bildet. Denn in ihr warf er nicht bloß, wie bisher, dem Übermaß den Fehdehandschuh hin, sondern dem Alkoholgenuß überhaupt. „Erziehen Sie die Leute zum Verzicht auf den Alkohol!" Das ist die Mahnung, die er an die zukünftigen Seeoffiziere richtet, denn „diejenige Nation, die das geringste Quantum Alkohol zu sich nimmt, die gewinnt." Hier spüren wir nichts von Kompromissen, hören keine Aufforderung zur Mäßigkeit, die den Alkoholkapitalisten garnicht so unlieblich in die Ohren klingt und sie ruhig schlafen läßt, weil sie wissen, wie zahm und unschädlich eine solche Mahnung ist. Nein, aus ihr tönt Fanfarengeschmetter, schallt der Ruf des Streiters, der den heiligen Krieg gegen einen Erbfeind deutscher Tüchtigkeit predigt. Kein Wunder, daß das Alkoholkapital, erschreckt durch den Angriff von dieser Seite, von der es keinen erwartet hatte, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen suchte, um den wuchtigen Streich zu parieren.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen auf die Machenschaften einzugehen, die zur Verhütung weiteren „Unheils" ins Werk gesetzt wurden, ausführlicher nachzuweisen, wie ein großer Teil der Presse, teils aus freien Stücken, teils beeinflußt, sich entweder ganz ausschwieg oder seinen Lesern in abgekürzter und indirekter Fassung eine laue Mäßigkeitssuppe vorsetzte. Fast schien es, als sollte der Streich gelingen, und das deutsche Volk um eine Lesefrucht betrogen werden, wie sie gesünder ihm seit langem nicht vorgesetzt worden war. Da schaffte die Entrüstung der Alkoholgegner Rat. Zum Glück war in Voraussicht dessen, was kommen konnte und auch gekommen ist, Fürsorge getroffen worden, daß von der Ansprache ein Stenogramm aufgenommen wurde. Von diesem authentischen Wortlaut, der zuerst in zwei großen Soldatenversammlungen im Norden Deutschlands vorgelesen worden war, erfuhr der Vorstand des Vereins abstinenter Philologen deutscher Zunge, dessen Vorsitzender bekanntlich der tatkräftige, unermüdliche Verfechter einer alkoholfreien Jugenderziehung, Professor Martin Hartmann in Leipzig, ist; er erbat sich den Text und machte sich dann unverzüglich ans Werk, ihn zunächst den Direktionen und Lehrerkollegien sämtlicher höherer Schulen Deutschlands zur Übermittelung an die Schülerschaft, sowie den großen politischen Zeitungen zugänglich zu machen, dann auch weiteren Kreisen. Er handelte damit ganz im Sinne der Satzungen seines Vereins, nach denen es der Zweck des Vereins ist, „die durch die wissenschaftliche Erkenntnis geforderte alkoholfreie Jugenderziehung als eine unentbehrliche Voraussetzung gesunder Entwickelung der nachwachsenden Geschlechter zur allgemeinen Anerkennung und Durchführung zu bringen, insbesondere für die Jugend der höheren Lehranstalten", und nach denen dieser Zweck u. a. erreicht werden soll „durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unterstützung aller Bestrebungen, die dem Alkoholgenuß der Jugend entgegenwirken."

Der erzielte Erfolg hat gezeigt, wie recht er gehandelt hat. In noch nicht zwei Jahren sind etwa 128000 Exemplare des Sonderdrucks verbreitet worden. Das offizielle Plätteisen hat auf der Ansprache nicht herumgebügelt, das beweisen schon die kleinen stilistischen Unebenheiten, die der Stegreifrede eigentümlich sind, das zeigen auch einige kleine sachliche Unrichtigkeiten, die aber nur dem Eingeweihten als solche erkennbar sind. So, wie sie gehalten worden ist, ungeglättet und unfrisiert, liegt sie vor uns als „Weck- und Mahnruf unseres Kaisers", ein seltenes Dokument einer kaiserlichen Improvisation.

Aber wohlverstanden: nur der Form nach war die Ansprache unvorbereitet, im übrigen ist sie, wie verlautet, auf die Anregung einflußreicher alkoholgegnerischer Marineoffiziere zurückzuführen. Darüber kurz Folgendes. Im Jahre 1909 war der Guttemplerorden auch in die Marine gedrungen und hatte dort Fuß gefaßt. Einige Marinelogen waren gegründet worden, als erste in Kiel die Loge „Im sichern Kurs". Aber das wackere Häuflein der seemännischen Guttempler hatte viel zu leiden; nicht bloß von den Kameraden, auch von manchem Vorgesetzten kamen die Anfechtungen und Anfeindungen, je länger, desto mehr. In dieser Not wurde, wie erzählt wird, der oberste Kriegsherr um Hilfe angerufen, sein Wort sollte die Bedrängten retten. Und er hat es getan, eben mit seiner Ansprache, und hat so den Weg zur weiteren Entwickelung freigemacht. Zwar ist die Gegnerschaft dadurch noch nicht zum Schwinden gebracht worden, aber sie wagt sich doch nicht mehr so offen hervor. Die aktive Form der Feindschaft hat sich an manchen Stellen mehr in eine Art passiven Widerstand umgewandelt. Daß dies aber doch vorkommen kann und zwar in Kreisen, die durch ihre militärische Erziehung dem Kaiser ganz anders gegenüberstehen als die nichtmilitärischen, beweist wieder einmal deutlich die Allmacht der Sitte, der Gewohnheit und der Neigung. Diese Mächte sind es, die unter Anklage zu stellen und zu bekämpfen sind, nicht die einzelnen Menschen, die unter ihrer Herrschaft stehen. In diesem Sinne mögen die folgenden typischen Beispiele aufgefaßt werden.

Zunächst eins, das geradezu widersinnig anmutet. Dieselben Fähnriche, die soeben ermahnt worden waren, den Mannschaften ein gutes Beispiel zu geben — nach dem Zusammenhang der Rede natürlich das des Verzichts auf den Alkohol — bekamen bei dem bald darauf folgenden Mittagsmahle als Festtrunk — Sekt! Nicht in großen Mengen, das ist selbstverständlich. Aber was tut das? Ob viel, ob wenig, war in diesem Falle gleichgültig, denn auch das Wenig widerstritt dem geforderten Nichts. Wieder einmal mußten Logik und Psychologie dem Drucke der für den Durchschnittsdeutschen unlösbaren Begriffsverbindung „Festfreude und Alkohol" erliegen.

Symptomatisch für die herrschende Grundstimmung war ferner die Interesselosigkeit und Kürze, mit der der Verfasser des im Januarheft 1911 der Marine-Rundschau erschienenen Aufsatzes „Die neue Marine-

schule in Flensburg-Mürwik" über die in dieser Zeitschrift sonst nirgends abgedruckte kaiserliche Ansprache hinwegging: „Nach einigen anschließenden Worten, deren Inhalt den Lesern dieser Blätter aus der Tagespresse bekannt ist, besichtigte Se. Majestät unter der Führung des Direktors der Schule den ganzen Bau". Symptomatisch war auch die befremdliche Tatsache, daß die Direktion der Marineschule von dem Angebot, ihr Sonderdrucke der Rede für die jetzigen und zukünftigen Fähnriche zur Verfügung zu stellen, keinen Gebrauch machte, obwohl eine solche Verwendung sicher im Sinne des Kaisers gewesen wäre.*) Wird doch gutem Vernehmen nach die Schrift des Marine-Stabsarztes Dr. Buchinger, des Vorsitzenden der Marine-Guttemplerlogen, „Alkohol und Tabak in der Marine" auf seine Anordnung hin jedem Marine-Fähnrich in die Hand gegeben. Ein Glück nur, daß die Fähnriche die Mahnung ihres obersten Kriegsherrn auch so beherzigt haben, wenn auch natürlich nicht ganz. Das beweist die erfreuliche Tatsache, daß der Jahrgang, an den die Rede gerichtet worden war, fast ohne Ausnahme nur bei besonderen Gelegenheiten Bier oder Wein getrunken hat, sodaß im Kasino die Einnahmen für alkoholische Getränke in derselben Zeit, in der sie früher 2000 Mk. betrugen, auf etwa 400 Mk. zurückgingen. Junge Menschen, die die Gewohnheit noch nicht ihre Amme nennen, sind eben der Logik der Tatsachen und den sich daraus ergebenden Folgerungen meist weit mehr zugänglich als die älteren, und daher beruht die Hoffnung der Alkoholgegner, wie nicht oft genug betont werden kann, auf der Jugend.

Wenn sich ein gewisser Widerstand schon in den Kreisen fühlbar machte, wo man ihn am wenigsten hätte erwarten sollen, dann mußte das in noch weit höherem Maße in den alkoholinteressierten der Fall sein. „So kann der Kaiser nicht gesprochen haben," gellte es im alkoholfreundlichen Blätterwald, „der Wortlaut ist von den bösen Abstinenten gefälscht, um dem Volke seine heiligsten Güter zu rauben. Diese Fassung darf es nicht erfahren, sonst würde es in die Irre geführt." Auch ernste Blätter brachten den ihnen zugestellten Wortlaut der Ansprache nicht oder gaben ihn nur unter Vorbehalt wieder, mit dem Ausdruck der Erwartung, daß eine Berichtigung erfolgen werde. So schrieb, um

---

*) Wenn irgendein Mittel geeignet ist, Begeisterung für den Enthaltsamkeitsgedanken in unserer Jugend zu wecken, so ist es bei richtiger Verwendung die Mürwiker Kaiserrede. Verzicht auf den volksvergiftenden Alkohol ist eine patriotische Tat, das künden die Worte unseres Kaisers: unter diesem Zeichen den Kampf gegen den Alkoholismus zu führen, ist wahrhaftig nicht schwer, sobald nur Verständnis und guter Wille zusammenwirken. An vielen höheren Schulen ist das der Fall; die vielen Tausende von Sonderdrucken, die von der Geschäftsstelle des Vereins abstinenter Philologen deutscher Zunge (Leipzig-Gohlis, Cöthner Str. 52) an sie versandt worden sind, beweisen das deutlich. Darüber soll später ausführlich berichtet werden. Auffällig ist die Zurückhaltung der Offiziersbildungsanstalten, von denen bisher nur eine Sonderdrucke bezogen hat. Und doch wäre es im Interesse der Wehrfähigkeit unseres Heeres ganz nötig, seine zukünftigen Führer mit den Gedankengängen der Rede vertraut zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur ein Beispiel anzuführen, das „Leipziger Tageblatt (25. Jan. 1911, abends), nachdem es den „angeblichen" Wortlaut in der bekannten Fassung mitgeteilt hatte:

> „Einzelne Stellen der Rede, die wir hier unter allem Vorbehalt wiedergeben, sind sehr mißverständlich (!). Nachdem diese doch zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Ansprache von interessierter Seite doch noch (!) bekannt gemacht worden ist, wird wohl von offiziöser Seite für die Veröffentlichung des authentischen Wortlautes gesorgt werden"*).

Dasselbe Blatt schrieb drei Tage später:

> „Wir hatten schon bei der ersten Veröffentlichung nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß uns die Authentizität des Wortlautes dieser Kaiserrede fraglich erscheine. Wir sind in diesem Zweifel wesentlich bestärkt worden, nachdem wir nachträglich erfahren haben, daß die ‚Oldenb. Morg.-Ztg.' den angeblichen Wortlaut der Kaiserrede nur als Eingesandt (!), also unter aller Reserve wiedergegeben hat. Einem Abdruck dieser angeblichen Kaiserrede glaubten wir uns aber als gewissenhafte Chronisten nicht entziehen zu können".

Nun, mit solchen Bemerkungen konnten sich alle Alkoholkapitalisten, die für ihre Dividenden fürchteten, schon zufrieden geben. Die Lügengesellen, die Abstinenten, denen kein Mittel zu schlecht ist, um ihren friedlichen Mitmenschen die Freude am Trinken zu Wasser zu machen, waren wieder einmal in ihrer ganzen Schlechtigkeit entlarvt.

Aber trotz der ablehnenden Haltung eines großen Teiles der Presse, für die dieser Fall typisch ist, war den Alkoholkapitalisten nicht wohl. Man fürchtete offenbar trotz allem, daß die Rede echt sei, und daher erhob eine große Versammlung der Brauerunion in München Anfang Dezember 1910 „flammenden Protest" gegen die Mahnworte des Kaisers, durch die nur das Braugewerbe geschädigt werde. Ja, man drohte sogar, unter Umständen nicht davor zurückzuschrecken, gegen die Mahnungen Sr. Majestät und seiner Ratgeber vorzugehen. Das waren dieselben Brauer, die sonst ihre unbedingte Kaisertreue nicht oft und laut genug betonen können. Daß übrigens auch heute noch in vielen Köpfen die Vorstellung spukt, der Kaiser habe zur Mäßigkeit ermahnt, könnte durch mancherlei Beispiele bewiesen werden. Selbst der klare

---

*) Womit soll der in diesen Worten liegende Vorwurf der Indiskretion eigentlich begründet werden? In der Kabinettsordre, die der Ansprache vorausging, heißt es zu Anfang: „Ich will bei meinem ersten Besuch in der neuen Marineschule an die jetzigen Schüler, aber auch an die nachfolgenden, einige Worte richten über den Seeoffizierberuf und über die Aufgaben bei der Erziehung des Seeoffiziernachwuchses". Die Worte der darauffolgenden Ansprache bilden eine weitere erläuternde Ausführung zu den in der Ordre enthaltenden Gedanken, gelten also auch für alle zukünftigen Seeoffiziere. Wie sollten diese aber davon anders unterrichtet werden, als dadurch, daß die kaiserlichen Worte in die breiteste Öffentlichkeit hinausgetragen wurden? Man vergleiche dazu auch das auf S. 14 erwähnte amtliche Schreiben aus dem Kaiserlichen Marine-Kabinett.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wortlaut vermag manchen nicht von diesem Irrtum abzubringen: wieder ein Beweis für die Macht der Suggestion.

Die Mürwiker Ansprache bedeutet bis jetzt den Höhepunkt in der alkoholgegnerischen Entwickelung des Kaisers. So ausführlich und so wuchtig hat er sich seitdem nicht wieder ausgesprochen, obwohl noch verschiedene Ansprachen bekannt geworden sind, die den Beweis liefern, daß jene Rede nicht etwa nur das Produkt der flüchtigen Regung einer impulsiven Natur darstellt, wie gleichfalls behauptet worden ist. Ganz derselbe Geist sprach aus den Schlußworten der Ansprache, die Kaiser Wilhelm am 19. August 1911 vormittags bei der Übergabe einer neuen Schulfahne vor dem Schlosse in Wilhelmshöhe an die Primaner des Cassseler Königlichen Friedrichs-Gymnasiums richtete, dessen Schüler er bekanntlich gewesen ist: „Sie stehen vor dem Abgang zur Hochschule. Da möchte Ich Ihnen noch einen Rat geben, den Sie nicht scherzhaft auffassen sollen, sondern der Mir bitterer Ernst ist. Der Alkohol ist eine Gefahr für unser Volk, die Mir, glauben Sie es Mir, große Sorge macht. Ich führe 23 Jahre die Regierung und weiß aus den Schriftstücken, die Mir durch die Hand gehen, wie viele Verbrechen durch den Alkohol herbeigeführt werden. Richten Sie den Blick auf ein Nachbarland: die Amerikaner sind uns hierin weit voraus. Auf den Universitäten dort wird Tüchtiges geleistet, wovon man sich auch hier überzeugen kann, da so viele Studenten von dort zu uns kommen. Dort sehen Sie bei den Vereinigungen und bei den großen akademischen Festen, z. B. bei Einführung eines Rektors, auf der ganzen Tafel keinen Wein; es geht auch da ohne. Wenn Sie die Universität beziehen, stählen Sie Ihren Körper durch Sport, auch durch den Kampf mit dem Rappier, was Ich keinem übelnehmen werde, durch Rudern, aber suchen Sie keinen Rekord aufzustellen, wer die größte Menge geistiger Getränke verschlingen kann. Das sind Sitten, die aus einer anderen Zeit stammen. Wenn Sie in den Korps und Verbindungen in diesem Sinne wirken wollen, werde Ich Ihnen dankbar sein. Wir haben jetzt andere Aufgaben als früher und müssen nationalökonomische und finanzielle Kenntnisse uns aneignen. Denn es gilt, Deutschland seine Stellung in der Welt, besonders auf dem Weltmarkte, zu wahren. Dazu müssen wir alle fest zusammenhalten." (Vgl. den Jahresbericht des Cassseler Königl. Friedrichs-Gymnasiums, Ostern 1912.)

Denselben Geist atmete auch die Aufforderung an die Leiter der Jugendorganisationen, die ihn im Dezember 1911 im herzoglichen Schlosse zu Primkenau begrüßten: sie sollten ihren ganzen Einfluß aufbieten, um die Jugend vom Alkoholgenuß fernzuhalten. Also auch hier wieder die Mahnung zur Enthaltsamkeit, nicht zur Mäßigkeit. Dazu stimmen auch die Worte, die er im September 1912 bei seinem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aufenthalt in der Schweiz zu drei Züricher Studenten, den Vertretern der Gesellschaft deutscher Studierender „Teutonia", gesprochen hat, und die von dem offenbar alkoholfreundlichen Redakteur der „Neuen Züricher Zeitung" in einer so verstümmelten Form wiedergegeben worden sind, daß eine Zweideutigkeit entstehen mußte. Der Vorfall ist folgender: Der Kaiser fragte die Studenten nach ihrem Studium. Zwei von ihnen waren Chemiker. Da sagte der Kaiser: „Es ist erstaunlich, was die Chemiker alles fertig bringen; jetzt stellen sie sogar den Kautschuk synthetisch her. Neulich bin ich in einem Wagen gefahren, dessen Radreifen aus künstlichem Kautschuk angefertigt waren. Und wissen Sie, aus was der Kautschuk angefertigt wird? Aus Alkohol! Da wollen wir nur hoffen, daß in Zukunft weniger Alkohol getrunken wird, damit genug für Kautschuk übrigbleibt." So berichtete dem erwähnten Blatte ein Ohrenzeuge. Und was hatte der Redakteur daraus gemacht? „Sorgen Sie, daß genug Alkohol übrig bleibt!" Die Leser sollten darin offenbar einen Scherz des Kaisers sehen des Sinnes, die Chemiker sollten zur Herstellung von Kautschuk nicht zuviel Alkohol verbrauchen, damit genug zum Trinken übrig bleibe.

Auch sonst haben die letzten beiden Jahre manche Beweise dafür gebracht, daß Kaiser Wilhelm in seiner Stellung zum Alkohol sehr viel strenger wird. Von der Anordnung, Dr. Buchingers Schrift „Alkohol und Tabak in der Marine" drucken zu lassen und den Fähnrichen einzuhändigen, ist bereits die Rede gewesen. Sie ist natürlich gleichbedeutend mit der Billigung der Abstinenzforderung, die in der Schrift rückhaltlos vertreten wird. Aber weiter. Am 24. Januar 1912, am 200jährigen Geburtstage Friedrichs des Großen, war durch eine Bestellung der Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde die Zahl von 100000 abgesetzten Exemplaren des Sonderdruckes der Mürwiker Kaiserrede vollgeworden. Auf die offizielle Mitteilung dieser erfreulichen Tatsache an den Chef des Kaiserlichen Marine-Kabinetts, Admiral von Müller, durch den Vorstand des Vereins abstinenter Philologen deutscher Zunge traf bald folgendes von Admiral von Müller unterzeichnete amtliche Schreiben ein: „Dem Vereine danke ich verbindlichst für die Mitteilungen über die Verbreitung der Mürwiker Kaiserrede. Se. Majestät den Kaiser hat die Meldung sehr interessiert.*)

Daß der Kaiser die Abstinenzbewegung besonders in Heer nnd Marine mit großem Interesse und lebhafter Sympathie verfolgt, zeigt auch die Verleihung des roten Adlerordens an den um die Antialkoholbewegung in der Marine hochverdienten Marine-Stabsarzt Dr. Buchinger wegen seiner „Betätigung auf dem Gebiete der Alkoholbekämpfung". Die gleiche Auszeichnung mit der gleichen Begründung ward übrigens auch jüngst dem Begründer der deutschen Abstinenzbewegung, dem schleswig-

*) Ein ähnlich lautendes Schreiben hat später auch Oberlehrer Dr. Beythien in Wandsbek, Mitglied des Vereins abstin. Phil. d. Z., erhalten, der den Sonderdruck in Heer und Marine in mehr als 32000 Exemplaren verbreitet hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

holsteinischen Schriftsteller Georg Asmussen in Westerholz zuteil, nachdem kurz zuvor dem Großtempler von Deutschlands Großloge II des J. O. G. T., Hermann Blume in Hamburg, der Kronenorden verliehen worden war. Auch dadurch wird ganz offiziell anerkannt, daß die radikalste Form des Kampfes gegen den Alkohol eine verdienstliche, für das Wohl des Reiches nützliche, patriotische Betätigung darstellt.

Worauf ist nun diese Wendung zurückzuführen?

In der Hauptsache sind wir hier gleichfalls nur auf Vermutungen angewiesen, die aber durch die Logik des Schlusses auf die Höhe der Wahrscheinlichkeit, ja beinahe der Gewißheit gehoben werden. Es ist bekannt, wie energisch Generalfeldmarschall Graf v. Haeseler, der sich der besonderen Gunst des Kaisers erfreut, den Alkohol immer bekämpft hat; bekannt ferner, daß der schon erwähnte Chef des Kaiserlichen Marine-Kabinetts, Admiral von Müller, ein überzeugter Alkoholgegner ist.*) Er hat während des chinesischen Boxeraufstandes 1899 als Kapitän zur See Gelegenheit gehabt, den Segen der Temperenzbewegung bei den Engländern kennen zu lernen, hat für seine Person aus dieser Wahrnehmung die entsprechenden Folgerungen gezogen und hält es seitdem für seine Pflicht, darauf hinzuwirken, daß die alkoholfreie Lebensführung, zu der sich in der englischen Marine schon über 25000 Mannschaften und Offiziere bekennen, mehr und mehr auch in der deutschen Eingang findet. Bereits im Jahre 1901 veröffentlichte er im Aprilheft der „Marine-Rundschau" einen mit M. unterzeichneten Aufsatz, worin er u. a. ausführt, daß das starke Trinken in der Marine seine Wurzel in der ganzen Volksauffassung habe und daß von der Marine aus an diesen Zuständen wenig geändert werden könne. Dann fährt er fort:

> „Destomehr vermögen wir in der Marine selbst für die Bekämpfung des Alkoholübels zu tun. Das wichtigste Feld hierbei ist die Erziehung unseres Nachwuchses, bei welchem durch das Beispiel der Vorgesetzten, und durch indirekte Einwirkung die Anschauung großgezogen werden muß, daß Trunkenheit etwas Schimpfliches ist, gleichgültig, ob sie sich laut in Exzessen äußert, oder bloß in der Lahmlegung der geistigen und körperlichen Kräfte. Von dieser Anschauung sind wir noch recht weit entfernt; ist es doch etwas ganz Gewöhnliches, Trunkenheitsfälle humoristisch zu nehmen, und den nachfolgenden Katzenjammer als völlig ausreichende Sühne dafür anzusehen. Gilt es doch beinahe als loyal, sich bei patriotischen Festen in einen künstlichen Zustand der Begeisterung zu versetzen. Manch eine traurige Geschichte kann von den Folgen des Trunkes gerade bei diesen Gelegenheiten erzählen. Nein, die Trunkenheit an jedem Orte und zu jeder Zeit muß als etwas Verwerfliches, des gesitteten Menschen Unwürdiges angesehen werden".

Dann schreibt er noch folgende bedeutsamen Worte:

> „Bei keinem Laster ist das böse Beispiel so verderblich, wie bei dem Laster des Trinkens, und nirgends vielleicht ist das Vorangehen

*) Man vergleiche dazu das Zeugnis des englischen Vizeadmirals G. King-Hall in den „Proceedings of the Twelfth International Congress on Alcolism", London (1909) p. 146.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit gutem Beispiel eine so notwendige Bedingung des Erfolges, wie bei der Bekämpfung dieses Lasters. Wollen wir unsere Leute zu nüchternen und damit in allen Lebenslagen zuverlässigen Menschen erziehen, so sorgen wir mit rücksichtsloser Härte zuerst dafür, daß sie nur Vorgesetzte haben, die gemäß ihrem eigenen Lebenswandel befähigt sind, nach dieser Richtung hin erziehend zu wirken".

Ein Vergleich der Mürwiker Rede mit diesen Stellen zeigt eine derartige Übereinstimmung der Gedanken, daß es schwer sein dürfte, die geistigen Beziehungen zwischen den Urhebern dieser beiden alkoholgegnerischen Dokumente wegzuleugnen. Hier wie dort eine Verurteilung der althergebrachten Ansicht vom Saufen, hier wie dort auch die nachdrückliche Betonung der Notwendigkeit erzieherischer Einwirkung auf die Mannschaften und zwar besonders durch das wichtigste Erziehungsmittel, das es gibt, durch das eigene Beispiel.

Nur daß die Mürwiker Rede jene Stellen, die zu einer Zeit geschrieben wurden, wo von einer radikalen Alkoholbekämpfung in der Marine noch nicht die Rede sein konnte, an Entschiedenheit noch übertrifft. Mitbestimmend für die scharfe Fassung sind aller Wahrscheinlichkeit nach auch die im September, Oktober und November 1910 in der „Marine-Rundschau" erschienenen Aufsätze gewesen, von denen sich der mit H. unterzeichnete („Gesunde Nerven und Seekrieg", September und November) über die große Bedeutung starker Nerven für Offiziere und Mannschaften, zwei andere von B(uchinger) über die Notwendigkeit einer starken Abstinenzbewegung in der Marine und ihren gegenwärtigen Stand aussprachen (September und Oktober). Das ist um so wichtiger, als darin zugleich eine Ablehnung der Gründe liegt, die im Novemberheft der „M.-R." gegen Buchingers Radikalismus von zwei Seiten vorgebracht wurden.

Es ist weiter auch fast selbstverständlich, daß die alkoholgegnerische Tätigkeit der im Marine-Alkoholgegnerbund vereinigten Marineoffiziere (darunter befinden sich mehrere Admirale, von denen einer, Vizeadmiral Dick, jüngst sogar mit einer bemerkenswerten alkoholgegnerischen Schrift hervorgetreten ist) dem Kaiser bei seinem lebhaften Interesse für alle Heeres- und Flottenfragen Veranlassung zu Erkundigungen und zur eingehenderen Prüfung der Alkoholfrage gegeben hat und daß er auf diese Weise ein gutes Stück auf dem Wege zur Abstinenz vorwärtsgekommen ist. Dadurch ist seine Aufmerksamkeit wohl auch noch mehr auf den Wert festgefügter Organisationen gelenkt worden, der von vielen abseitsstehenden Alkoholgegnern nur zu oft noch verkannt wird, zu dessen besserer Beurteilung aber die Erfolge der Sozialdemokratie Veranlassung geben könnten. Daher auch seine Mahnung, das vorbildliche Beispiel der englischen Marine nachzuahmen und die in der Bildung begriffenen Guttemplerlogen zu unterstützen, daher auch die immer und immer wiederkehrende Aufforderung zu sportlicher Betätigung.

Auch andere Beobachtungen werden natürlich ihren Anteil an dem Wandel seiner Anschauungen haben. Wenn sich in allen Kulturstaaten mit steigendem Alkoholverbrauch eine Zunahme der Militäruntauglich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit bemerkbar macht, in anderen mit fallendem Verbrauch dagegen (z. B. in Schweden und Norwegen) eine ständige Zunahme der Militärtauglichkeit, wenn sich in Deutschland die Zahl der Herzkranken im Heere von den Jahren 1881/87 (Bierverbrauch im Durchschnitt 87 Liter pro Kopf) bis 1898 (124 Liter pro Kopf) fast verzehnfacht hatte, wenn nach den Berichten des Militär-Sanitätswesens 75% unserer Studenten untauglich für den Waffendienst sind, wenn durch wiederholte sorgfältige Untersuchungen festgestellt worden ist, daß bei Schießübungen die Treffsicherheit unter dem Einfluß des Alkohols bedeutend geringer wird, wenn Wettmärsche von Militärabteilungen und von Zivilisten ergeben haben, daß die Enthaltsamen den Nichtenthaltsamen an Leistungsfähigkeit stets überlegen sind (was durch die Erfahrungen englischer und amerikanischer Feldzüge und des russisch-japanischen Krieges bestätigt worden ist), wenn sich weiter ergeben hat, daß die Erkrankungen und Todesfälle der abstinenten Soldaten an Zahl hinter denen der nichtabstinenten weit zurückstehen, so müssen alle diese Tatsachen, die dem Kaiser sicher nicht verborgen geblieben sind, ihn mit großer Besorgnis erfüllen und zur energischen Abwehr auffordern. Man hat gesagt, daß der heutige Seekrieg einen Kampf der Nerven gegen Nerven darstelle, daß ein Versagen der Nervenkraft bei Offizieren und Mannschaften gleichbedeutend sei mit sicherer Niederlage: was soll werden, wenn die auffällige Zunahme der Nervenkrankheiten, namentlich der Neurasthenie, in der Marine noch weiter geht? Und das wird geschehen, wenn nicht die Quellen der Nervenentartung, deren wichtigste eine der Alkoholgenuß ist, verstopft werden. Das weiß auch der Kaiser, und da versteht man es, wenn er diese Erkenntnis, von der er sich hat durchdringen lassen, auch in den zukünftigen Seeoffizieren wach werden lassen will: „Der nächste Krieg und die nächste Seeschlacht fordern gesunde Nerven von Ihnen. Durch Nerven wird er entschieden. Diese werden durch Alkohol untergraben und von Jugend auf durch Alkoholgenuß gefährdet."

Und weiter hat sich ihm im Laufe seiner Regierung immer mehr die Überzeugung aufgedrängt, daß der Alkohol der Hauptfaktor der meisten Verbrechen ist: „Ich kann Ihnen versichern, daß Ich in meiner zweiundzwanzigjährigen Regierung die Erfahrung gemacht habe, daß die größte Menge der Verbrechen, die Mir zur Aburteilung vorgelegt wurden, zu neun Zehntel auf die Folgen des Alkohols zurückzuführen ist." Sind doch auch die allermeisten Subordinationsvergehen in Heer und Marine eine Folge der urteilslähmenden Alkoholwirkung, die die schlimmen Folgen einer Auflehnung gegen die militärischen Vorgesetzten garnicht über die Bewußtseinsschwelle herauftreten läßt. Und daneben setze man die Erfahrungen des schwedischen Generalstreiks im August und September 1909, während dessen Dauer für das ganze Land ein Alkoholverbot erlassen wurde! Damals kamen in Stockholm, wo die Verhaftungen wegen Trunksucht monatlich sonst zwischen 1000 und etwa 1600 schwankten, auf dieses Vergehen im August nur 168 und zwar auf die ersten drei Tage,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wo das Verbot noch nicht erlassen war, 152, auf die 28 Verbotstage dagegen nur 16!

Alle diese Umstände und Erfahrungen haben, das darf man mit Bestimmtheit annehmen, im Kaiser immer mehr die Erkenntnis reifen lassen, daß es so wie bisher nicht weiter gehen dürfe, daß Gefahr im Verzug liege; sie haben ihn dazu gedrängt, seine aus dieser Erkenntnis herausgewachsene Überzeugung auch vor der breitesten Öffentlichkeit mit der seiner energischen Natur eigenen Entschiedenheit kundzugeben.

* * *

Wie steht es aber mit den praktischen Folgerungen für seine eigene Person? Er fordert die Enthaltung vom Alkohol, das bedeutet sein Mahnen, er fordert sie auch von den Führern, mittelbar oder unmittelbar, wenn er auch diese Forderung mit feinem psychologischen Verständnis in die Form einer Bitte kleidet: handelt er selbst nach dem in der Erziehung so wichtigen Grundsatze, der eine Hauptbedingung vollen Gelingens ist: daß man selbst leisten soll, was man von andern verlangt?

Dazu ist Folgendes zu sagen:

Für gewöhnlich lebt der Kaiser jetzt gutem Vernehmen nach so gut wie abstinent. Mit Vorliebe genießt er das alkoholfreie Tafelgetränk, das nach der Anweisung des verstorbenen Kieler Universitätsprofessors (des berühmten Chirurgen) von Esmarch, des Gatten einer Tante der Kaiserin, hergestellt wird. Selbst Trinksprüche bringt er damit aus. Als er z. B. Anfang März 1911 nach der Rekrutenvereidigung in Wilhelmshaven dem Essen im Kasino beiwohnte, bediente er sich bei seinen zwei Trinksprüchen dieses Tafelgetränks, und auch bei einem sog. Herrenessen, das mehrere Tage später stattfand, trank er weder Bier noch Wein. Bekannt ist die von ihm vor dem Kaisermanöver 1910, also nicht lange vor der Mürwiker Ansprache, getroffene Bestimmung, daß für seinen persönlichen Gebrauch nur alkoholfreie Getränke ins Manöver mitgenommen werden sollten, Wein dagegen nur für seine Manövergäste. Gleichzeitig ließ er an sämtliche Truppenteile die Aufforderung ergehen, im Manöver möglichst wenig Alkohol zu genießen, damit die Strapazen besser ertragen werden könnten. Mit den Trinksitten hat er schon längst gebrochen. So verbot er, wie erzählt wird, seinen Söhnen das „Spinnen" auf das bestimmteste, dagegen wurde auf seinen Befehl schon um das Jahr 1905 einem abstinenten Münchner Professor, der beim preußischen Kriegsministerium angefragt hatte, ob die Offiziere genötigt seien, das Kaiserhoch mit alkoholischem Wein auszubringen, geantwortet, daß Se. Majestät nichts dagegen habe, wenn auf sein Wohl mit Wasser getrunken werde. Für den Mannesmut des überzeugten Abstinenten hat er schon Verständnis gehabt, als er den Trinksitten noch nicht so feindlich gegenüberstand wie jetzt. Der österreichische Generalstabschef Konrad von Hötzendorff, der sich 1911 an der kaiserlichen Tafel Wasser statt des Weins ausbat, fand einen durch das kaiserliche Beispiel wohl vorbereiteten Boden. Nicht dagegen der im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Januar 1904 verstorbene hochverdiente Vorkämpfer der Blaukreuzvereine, Oberstleutnant von Knobelsdorff. Und dennoch erregte es nicht das Mißfallen des Kaisers, als von Knobelsdorff in den 90er Jahren, seiner Überzeugung getreu, für die Ehrung, die ihm der Herrscher durch Zutrinken erwies, einfach durch Erheben von seinem Sitze und durch eine Verbeugung dankte.

Noch steht also der Kaiser für seine Person auf dem Standpunkte der Mäßigkeit, wie viele ernste Männer, die von da aus die Alkoholnot erfolgreich bekämpfen zu können hoffen, ohne daß sie allerdings sicher sind, gegen alle Möglichkeiten immer gerüstet zu sein. Den Alkoholfreunden ermöglicht es diese Stellung leider, das in einer Weise auszubeuten, die seine Billigung schwerlich finden würde. So erschien im Juni 1910, also nach den Ansprachen in Gießen und auf der Hohkönigsburg, in einem vielgelesenen Blatte unter der Spitzmarke: „Was trinkt der Kaiser?" ein Aufsatz, der mit folgenden Worten begann:

> „Was Sie ihm auch vorwerfen mögen — ein Philister ist der Kaiser nicht." So sprach der damalige Reichskanzler Graf von Bülow am 21. Januar 1903 im Reichstage. — Und weil der Kaiser kein Philister ist, hat er den Wert eines edlen und erlesenen Tropfens allemal zu schätzen gewußt, ob er ihm aus goldenen Ehrenbechern an den Ufern des Rheins, aus grünem Römer im Ratskeller von Bremen und Lübeck oder ob er ihm aus feingeschliffenem Kryſtallglase auf einem ungarischen Jagdschlosse kredenzt wurde. — Die geschworenen Feinde allen Trinkens, die sich nur zu Milch und Wasser bekennen, können ihn also nicht für sich in Anspruch nehmen."

Nein, ein Philister ist der Kaiser allerdings nicht; aber falsch ist es, diese Behauptung so zu begründen, wie es der Verfasser des Aufsatzes tut, der anscheinend eines der vielen Angstprodukte des Alkoholkapitals ist, die allen alkoholgegnerischen Äußerungen des Kaisers zu folgen pflegen wie der Schatten dem Licht. Nein, er ist kein Vertreter des öden, ruhseligen Alkoholphilistertums, das erst dann zeternd die Zipfelmütze von den Ohren reißt, wenn die Erhöhung des Bierpreises um einige Pfennige droht, das aber jedem kulturellen Fortschritt mit der satten Stumpfheit des interesselosen Zuschauers gegenübersteht. Wäre er ein Philister, dann wäre er taub gegen das Jammergeschrei der Hunderttausende von Trinkerfrauen und Trinkerkindern, dann wäre er blind gegen das Menetekel der fortschreitenden alkoholischen Entartung seines Volkes. Aber das ist er eben nicht, das beweist er immer wieder von neuem, das wird er auch weiterhin beweisen, so darf man kühnlich behaupten. Die letzte Schlußfolgerung hat er freilich noch nicht gezogen, das muß zugegeben werden. Wer aber gerecht denkt, der wird die Gründe suchen und würdigen, die ihn bisher davon zurückgehalten haben. Auch der im Staate an erster Stelle Stehende wird durch Umgebungseinflüsse in seinen Handlungen bestimmt, er muß unter Umständen Erwägungen Raum geben, die andere — im öffentlichen Leben weniger Hervortretende — nicht anzustellen brauchen. Es gibt Hemmungen, die selbst ein gigantischer Wille nur schwer zu besiegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vermag. Zu den äußeren gesellen sich beim Kaiser auch innere, in seiner Natur liegende. Tatsache ist, daß er den angebotenen Ehrentrunk bisher noch nie zurückgewiesen hat, daß er feierliche Trinksprüche mit alkoholischem Wein ausbringt, wie auch König Georg von England, der, sonst enthaltsam, bei großen Festmählern dem Wasser eine allerdings nur geringe Menge Wein beimischt, um der Überlieferung entgegenzukommen. Repräsentationsrücksichten wirken dann also bestimmend ein. Wird es aber ernst, dann wirft er ohne Zögern den aus Erinnerungs- und poetischem Gegenwartszauber gewebten Mantel der Romantik ab und schwingt in der stahlharten, undurchdringlichen Rüstung der Abstinenz das blitzende Georgsschwert unerbittlicher Logik gegen den Drachen des Alkoholismus.

Noch ist das letzte Wort nicht gesprochen, die Akten sind noch nicht geschlossen. In Bonnes Meisterwerke „Im Kampfe um die Ideale" lesen wir folgenden Jubelruf: „Kaiser, mein geliebter Kaiser — o, ich wußte es ja, Du würdest den Zeitgeist verstehen! Du hast ihn verstanden. Oder trafen die Wellenringe vom höchsten Gipfel Dich?"

Schon jetzt haben alle, denen die Alkoholnot unseres Volkes ans Herz greift, das Recht, hier mit einzustimmen. Aber sie träumen doch hoffend auch davon, daß eine noch mehr vertiefte Einsicht in die Zusammenhänge der Frage im Bunde mit einer außergewöhnlichen Tatkraft schließlich auch das letzte Bollwerk der Hemmnisse nehmen wird. Dann wird auch dem Wunsche Erfüllung beschieden sein, mit dem der Jubelruf schließt:

„Weiter! Weiter!"

Prof. Dr. R. Ponickau.

Adel.

Dem Adel als Einrichtung im Leben unserer demokratischen Gegenwart wird gewöhnlich kein besonders hoher Wert mehr beigelegt. Gleichheit aller, heißt es: also kein Adel. Es fragt sich, was man unter Adel versteht. Ohne richtig verstandenen Adel könnte sich unsere Kultur nämlich keinen Tag auf der Höhe erhalten.

Die Einrichtung des Geburtsadels verschafft gegenwärtig noch gewisse Vorrechte, die mit keiner anderen Bedingung verknüpft sind, als eben der adligen Geburt. Der Kern dieses Adels ist noch immer kriegerischer Abstammung. Von jeher galt deshalb der Soldatenberuf als der ureigenste des Adels. Zwar werden die Familien immer zahlreicher, die ein Fürst um irgendeines anderen Verdienstes willen in den Adelsstand erhoben hat; aber es bestehen doch noch auf lange Zeit deutlich empfundene Abgrenzungslinien zwischen jungem und altem Adel.

Wie soll man sich die Entstehung des Adels aus dem Kriegerstande etwa denken? Es ist kaum anzunehmen, daß das Töten des

Feides jemals an sich als eine besonders edle Handlung empfunden wurde. Einen sittlichen Anstrich bekommt die kriegerische Gesinnung indes fraglos durch die Überwindung des Selbsterhaltungstriebes. Jene Tapferkeit, wie sie sogar die mutigen Römer an den alten Germanen bewunderten, die ihre Angriffe furchtbar und unwiderstehlich machte, konnte nur Menschennaturen eigen sein, die über den natürlichen Instinkt der Selbsterhaltung in hohem Maße Herr geworden waren. So setzte der Krieg allerdings eine edle Tugend voraus, die in unserer Zeit in dieser Form freilich nicht mehr so oft zur Geltung kommt. Indes kann sie sich auch in manchen Fällen zeigen, in denen es heißt: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt". Bei den Engländern z. B. spielt heute in der Knabenerziehung die Pflege solcher mannhaften Gesinnung eine größere Rolle als bei uns. Schon ein Blick in die englische Knabenliteratur lehrt das. Erzählungen, wie Wildenbruchs Kadettengeschichte „Das edle Blut", die in Deutschland ziemlich vereinzelt dastehen, sind dort häufig und bezeugen die wichtige Rolle, die der Tapferkeit in der englischen Erziehung eingeräumt wird.

Es seien hier einige Grundzüge adliger Gesinnung angedeutet, die sich aus dem kriegerischen Ursprung allmählich unter dem Wandel der menschlichen Lebensverhältnisse entwickelt haben. Es gibt heute erschreckend viel niedrige Gesinnung; aber wir glauben, daß es auch viele Menschen von Adel gibt. Wo sie vorzugsweise zu suchen sind, dafür läßt sich eine allgemeingültige Regel freilich nicht angeben. Zweifellos findet man echten Adel in jeder Volksschicht.

Vielleicht kann jeder wenigstens etwas adliger werden, wenn er sich's nur fest vornimmt. Und wer wollte es nicht? Lebt es sich doch tausendmal glücklicher, schöner und freier bei vornehmer, als bei niedriger Gesinnung.

Der Vornehmgesinnte fühlt sich auch jetzt noch meist als Krieger: im Heere des Lichts. Der Niedriggesinnte denkt stets: wie kann ich mir selber, ohne Gefahr zu laufen, einen Vorteil, Ruhm und Ehre erschleichen? Der Adelsmensch denkt in jedem Augenblick: ich stehe auf meinem Posten, was erwartet die Menschheit von mir?

Wie man den Soldaten auslachen würde, der etwa behauptete, er müsse sein wertvolles Leben für das Vaterland — aufsparen, so gilt auch im Kampfe für die Zukunft der Menschheit nur das Gebot unbedingter Hintansetzung der eigenen Bequemlichkeit. Alle Entwicklung der Menschheit gründet sich auf die Überwindung selbstsüchtiger Triebe. Es hat Völker gegeben, wie die Inder, die ausschließlich religiös gerichtet waren und diese Überwindung in der Askese und Entsagung zum Ausdruck brachten; die Völker des Abend-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

landes sahen den Weg zu menschlicher Erhöhung vorzugsweise im kämpfenden Heldentum.

Der Heldenkampf des Adelsmenschen kann auch im Verborgenen geführt werden. Des Edlen erster Gedanke ist immer: wozu bin ich zu brauchen, nicht aber: was kann ich erreichen? Er hat also immer alle Hände voll zu tun, wenn er allen Anforderungen, die an ihn gestellt werden, gerecht werden will. Er hat nur wenig Zeit, für seine eigene Sicherheit und sein Wohlergehen zu sorgen, und sein einziger Lohn bleibt oft der in seinem Innern.

Wir brauchen heute eine neue Ritterschaft. Die Pflichten, die die alten Ritterorden ihren Angehörigen auferlegten, müssen unserer Zeit angepaßt werden. Zu diesen Pflichten würden etwa gehören: furchtloses Aufdecken jeder unehrenhaften Handlung, des Strebertums und der Gesinnungslosigkeit, dagegen standhaftes Vertreten innerster Überzeugung. Es muß zur Pflicht gemacht werden, jeder Gemeinheit, deren Zeuge man zufällig wird, entgegenzutreten, nichts auf die Meinung der Menge zu geben, wenn sie gegen Wahrheit und Recht ist; niemals zu dulden, daß einem Schwachen, einem Unterdrückten, einem Weibe unrecht geschehe usw. Sich nicht rücksichtslos mit den Ellenbogen bahnbrechen, wie das unter dem Einflusse der Interessenpolitik immer allgemeinerer Grundsatz zu werden scheint, sondern jedem das Seine einräumen. Seine Pflicht erfüllen und das Rechte tun, „auch wenn es niemand merkt".

Das sind nur ein paar Forderungen, die sich ins Unendliche vermehren ließen; aber schon diese paar Forderungen bedingungslos durchzusetzen, würde heute beinahe menschliche Kräfte übersteigen. Nur der ehrliche Wille zu alledem müßte da sein.

Eine neue Ritterschaft tut heute not. Möge die Vortrupp-Jugend eine solche Ritterschaft werden!

Kuno v. d. Schalk.

Heil!

Erinnerung an einen Sylvestertag.

Sylvestertag. Seit einigen Tagen herrscht unangenehm feuchtes Nebelwetter, das die Straßen der Großstadt trotz all der schnell schaffenden Reinigungseinrichtungen mit einer klebrigen Haut schwarzgrauen Schlammes überzogen hat. Und doch wimmelt es in der gewaltigen, noch hell erleuchteten Halle des Hamburger Hauptbahnhofs an diesem Morgen von Menschen, die hinaus wollen ins freie Land. Durch den ganzen weiten Raum verstreut stehen Gruppen junger Burschen und Mädchen in derbem Schuhzeug mit freundlich

weißen oder leuchtend roten Wollmützen oder grünen, mit kühn hochstrebender Feder geschmückten Hüten, bekleidet mit Lodenmänteln und Umhängen, auf denen pralle Rucksäcke lasten; neben dem Rucksack hängt bei vielen eine rundbäuchige Laute oder die größere Zupfgeige, die meisten tragen sie in glatten schwarzen Wachstuchbezügen wegen des ungünstigen Wetters, einige haben sie aber doch hervorgeholt und klimpern andeutend die Begleitung irgendeiner Weise, andere versuchen, ihr Instrument zu stimmen. In wenigen Minuten wird der Zug nach Buchholz zu abfahren, aber immer noch wachsen die verschiedenen Gruppen durch neue Ankömmlinge. Sie begrüßen ihre Wanderfreunde schon von weitem mit einem herzhaften „Heil", das dann vielfältig zu ihnen zurückhallt. Einige rufen ihr „Heil" auch fremden Gruppen zu, an denen sie vorüberkommen, weil sie dort Freunde oder Bekannte entdeckten, oder auch weil die Wanderlust, die ihnen aus den Augen der Burschen und Mädchen zublitzte, in ihren Herzen zündete und ihnen den frohen Wandergruß von den Lippen hüpfen ließ; Wandersleute, Wandervögel, sie alle umschlingt ja das feste Band der gemeinsamen Freude an Feld, Wald und Vogelsang, an Gesundheit und Kraft des Leibes, an Reinheit und Festigkeit der Seele.

Allmählich schieben sich alle Gruppen dem Bahnsteig zu und fließen zu einem langgezogenen, fröhlich summenden Schwarm zusammen an dem zur Abfahrt bereiten Zug entlang bis zu den Wagen der vierten Klasse, in deren weitem Raum bald alle Platz gefunden haben.

* * *

Vier kecke Burschen und drei tatenfrohe Mädel, das war die Wandergesellschaft, in der ich nach einer Stunde Bahnfahrt den Zug in Buchholz verließ. Es war schon ganz hell geworden, so hell wenigstens, wie man es von einem nebligen Wintermorgen erwarten darf. Uns rieselte das Wanderfieber so freudig belebend durch die Adern, daß wir einen noch viel unfreundlicheren Tag für herrlich gehalten hätten. Mit hastigen Schritten stapften wir kurze Zeit durch den tiefen Schmutz der aufgeweichten Landstraße. Auf einem schmalen Feldweg, der sich zwischen nackten Feldern und kahlen, sparrigen Obstbäumen hindurchwand, und in einen Rain verlor, bewegten wir uns dann in bequemer Wandergangart ins Heideland. Von einer Bodenschwellung aus schauten wir durch den von einem leisen Winde auseinandergeschobenen Nebel noch einmal nach Buchholz zurück; dann stiegen wir einen heidebraunen steilen Abhang hinunter in eine tiefe Mulde und waren nun ganz in unserer Heide. Sie atmete wie nach der reichen Herbstarbeit totmüde in

tiefstem Schlafe, und die dunklen Kronen der Kiefern und Fichten kuschelten sich zu einem dichten Dache zusammen, und die sonst so laute Gesellschaft bunter Finken, hurtiger Meisen und spottlustiger Drosseln achtete den Frieden. Wir Wanderer aber schüttelten die Empfindsamkeit und Gereiztheit des Großstädters bald ab und dehnten die befreite Brust in dem frischen Morgenduft und gönnten unseren Lungen das Bad in der reinen, kalten Luft. Wie lang wir auch den Weg wählten über rundliche weiche Heidehügel, durch nebelverhangene heimliche Schneisen, wie oft wir auf freistehende wacklige Jägerstühle kletterten, und Blick und Sehnen lange in das weite Land hinausschickten, unser Ziel, das Häuschen, das der Wanderverein sich im letzten Sommer bei Sprötze weit hinten in der Heide errichtet hatte, tauchte viel zu bald für unsere Wanderlust zwischen den graugrünen Kusseln auf. Dann aber ging es unter Scherzen und Singen an ein Sieden und Braten, daß der Dampf drinnen im Häuschen fast so dicht wurde wie der Nebel draußen.

* * *

Als wir nach unserem selbstbereiteten Mittagsmahl so recht im besten Plaudern und Singen waren, verlangten Tulla und die anderen Mädchen plötzlich nachdrücklich die Räumung des Hauses, damit sie darin wieder Ordnung schaffen könnten. Wir Burschen spielten draußen Schlagball, rissen, stemmten und reckten uns im Schwertertanz hin und her, und schließlich hockten die leichteren den Großen und Starken auf den Rücken und lieferten sich so eine grimmige Reiterschlacht. Die Mädchen hatten den Spielen von der Diele her immer eifriger zugeschaut und sich von ihrer Lust mitzutun, hinreißen lassen, und mit der Hausarbeit war es nichts geworden. Einmütig beschlossen wir nun, daß die Jungens einen Ausflug nach den „Dünen" machen sollten, währenddessen wollten die Mädchen im Hause fleißig sein.

Die „Dünen" sind ein tiefer in der Heide gelegener Festplatz der Wandervögel, der für Theateraufführungen besonders beliebt ist. Am Ende einer ziemlich tiefen Schlucht sind dort eine natürliche Bühne und ein natürlicher Zuschauerplatz. Dort lagerten wir uns, und einer erzählte von einer Aufführung der „Königskinder", die er erlebt hatte. Er schwärmte von germanischen Kriegern, die man damals mit blinkenden Waffen unter markigem Schlachtgesang in der Ferne vorüberziehen sah und von den Königskindern, die mit einem goldenen Ball spielten; er erzählte, wie der Revierförster des Heidegebietes, der den hausbauenden Wandersleuten zunächst mit mürrischem Mißtrauen begegnet war, sich unbemerkt hinter einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

breiten Wacholder geschlichen und von dort der Aufführung zugesehen hatte, und wie er endlich mit Tränen in den Augen den Führern die Hand geschüttelt hatte mit den Worten: „Sie sind ja doch nicht die schlechten Menschen, für die ich Sie immer gehalten habe." Er war nun für immer unser guter Freund und ein wachsamer Hüter des Heidehauses, das ja oft tagelang unbewohnt bleibt.

* * *

Die Mädchen waren während unserer Abwesenheit wirklich fleißig gewesen. Von dem Tisch in der Mitte der Diele grüßte uns das saubere Bauerngeschirr, mitten auf dem Tisch der hohe Topf mit dampfendem Kaffee, aber das Schönste waren doch die Kränze aus Tannenreisern und rotbeerigen Stechpalmenzweigen; drei, vier davon hingen an farbigen Lautenbändern unter der Decke über dem Tisch, und auf den Rändern brannten knisternde Kerzen vom Weihnachtsbaum. Unsere staunende, überraschte Freude war der beste Dank, ihr wurde jedenfalls mehr Glauben geschenkt, als dem Versprechen, daß wir Jungens das nächste Mal zu Hause bleiben und es beinahe ebenso schön herrichten wollten. Wie gern wären wir die Sylvesternacht über im Heidehause geblieben, aber wir sollten zur Sylvesterfeier nach Hamburg zurückkehren.

* * *

Die Reste des Sylvesterschmauses sind soeben abgetragen. „Nun gibt es Kaffee", sagt unsere Wirtin, „und dann ist es ja bald zwölf Uhr."

Einer, der noch nicht lange zu uns gehört, fragt vorsichtig: „Womit stoßen wir denn um zwölf Uhr an?" Fröhliches Lachen allerseits, Zurufe Der eine hartnäckig, mit verhaltener Unsicherheit: „Ja, es m u ß doch angestoßen werden, mit den Kaffeetassen geht's doch nicht?" Neuer Heiterkeitsausbruch, Zurufe: „Warum denn nicht?" Ein anderer (ein schlimmer Frechdachs): „Nun, wenn es mit den Kaffeetassen nicht geht, und durchaus angestoßen werden muß, laßt uns doch mit den Schädeln zusammenrennen!" Lachender Widerspruch auf allen Seiten: „Dazu geben wir unsere Köpfe nicht her!"

Wir haben denn auch wirklich n i c h t angestoßen, auch nicht mit unseren Häuptern, aber was wir uns in der ersten Minute des neuen Jahres Hand in Hand und Auge in Auge gelobten an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freundschaft, Kameradschaft, Treue und Liebe, es kam aus klarem Kopf und warmem Herzen und grub sich unverlöschlich tief in unsere Seelen ein.

* * *

Wir saßen noch einige Zeit nach Mitternacht zusammen, und ein jeder erzählte über sein schönstes Erlebnis im verflossenen Jahr. Einer lobte eine Rheinreise, einer hatte im Harz geweilt, ein anderer im Graubündner Land und einer sogar in Schweden. Eines der Mädchen aber war garnicht „weit" gereist; es hatte seine acht freien Tage im Wilseder Naturschutzpark verlebt, aber wir fühlten alle, daß ihm in den wenigen Tagen goldiger Freiheit die Lebensfreude am ungetrübtesten und reichsten ins Herz geströmt war, als es seinen Bericht mit blanken Augen und mit einem von Herzen kommenden Klange in der Stimme schloß: „Ach Kinder, das Schönste für uns Niedersachsen bleibt doch, daß wir den Naturschutzpark in der Heide nun so sicher haben." Wilsede, das Wort rief so viele unvergeßliche Erinnerungen in diesem Kreise wach. Was Wunder, daß wir einem Vorschlage, an diesem ersten Tag im neuen Jahre nach Wilsede zu wandern, jauchzend begeisterten Beifall spendeten.

Am Mittag schon standen wir bei der einsamen Tanne auf dem Nacken des Wilseder Berges, und weithin schallte aus hellen, jugendfrischen Kehlen unser „Heil dem neuen Jahr!"

Heil!

Franz Lehnhoff.

Was andre sagen

Blätter für Volkskultur. (Schriftleiter: Dr. Reinhard Strecker, Bad Nauheim.) Nr. 22, 1912.

Jugendbühne und Volksspiele. Von Hellmuth Neumann.

„Jedesmal, wenn der Tag der Schulentlassung naht, ist ein geheimes Grauen in mir. Daß dann wieder so viel Menschheitsfrühling hinaus muß in den messerharten Kampf des Lebens. Daß dann wieder für immer sich die schönste Zeit, der sonnigste Traum schließt. Daß so viel köstliches Gut hinausrennt in die Leere. Und noch mit lachendem Gesicht! Denn für sie ist dieser Tag ja bloß der Augenblick, wo sie frei werden, wo die Eltern- und Schulzucht ihr Ende erreicht, wo sie ihr eigener Herr sind mit vielem Geld. Und wissen nicht, daß sie in die strengste Gebundenheit, in die größte Unfreiheit hineingehen. Denken nur daran, sobald wie möglich zu verdienen. Deshalb lernen sie kein Handwerk, wo des Meisters

Hand sie hält, sondern rennen in die Fabrik. Wie sie da draußen des Vaters Pflug nicht führen, nicht Heimaterde zum Blühen bringen, sondern sich der Großstadt mit Haut und Haaren verschreiben. Da gibt's ja Geld! Und für Geld gibt's ja alles, was ihr Herz ersehnt: Bier, Zigaretten. Denn die Schenke nimmt sie auf, der Tanzsaal. Wo sie die Mädchen treffen, die auch nicht daheim die Wirtschaft erlernen, oder in den Dienst gehen, sondern in die Fabrik, wo sie am Feierabend und am Sonntag ihr eigener Herr sind, wo ihnen keiner zu befehlen hat. Was schadet's, daß ihnen in den engen Räumen das Mark aus den Knochen gefressen wird, daß der Rücken krumm wird, das Auge leer, daß alle Sonnensehnsucht stirbt — Sonntag lacht das Vergnügen. Nicht draußen im grünen Wald, auf weitem Feld, sondern in rauchgeschwängerten Vergnügungsstätten, höchstens noch in Kinematographentheatern, wo die Schauerdramen weiter sündigen, was die Schundhefte der Schmutzliteratur gesündigt haben. Denn abends, wenn der Schlaf den lichtleeren Augen so bitter not tut, dann schlingen sie dieses fressende Gift in sich hinein."

(Der Verfasser weist sodann auf die mannigfachen edlen Genüsse hin, die der Jugend an Stelle der schädlichen Geistesnahrung geboten werden können, und spricht dann vom Jugendspiel:)

„... Der Bahnbrecher des Jugendspiels ist ... Paul Matzdorf. In seinem stillen Gutsdörflein auf der Höhe des Barnim, nahe dem märkischen Badeorte Freienwalde, wirkt er nun schon lange segensreich. Und da ist ihm langsam der Gedanke des Jugendspiels gekommen ...

Er sah, wie früh schon die Kinder sich regen im Nachahmungstrieb, im Puppenspiel. Er sah, wie sie Ereignisse der Umgebung nachzugestalten versuchten; sie spielten Vater und Mutter, Feuerwehr, Soldaten. Dabei entwickelten sie Kraft und Fähigkeiten, die beim Schuleintritt abgeschnitten, beseitigt wurden. Denn jetzt wurden ihnen alle Anschauungen gegeben, nichts durften sie mehr erleben. Da setzt Matzdorf ein; er will diese unentwickelten Kräfte gebrauchen, ausbauen; er läßt die Kinder die Unterrichtsstoffe soweit es angängig ist, selbst darstellen. Er fing mit der Lebendigmachung kleiner Gedichte an ...

Dann kamen die Kinder zum Märchen. Das ist unser köstlichster Schatz deutschen Volkstums, ein Reichtum, wie ihn kaum ein anderes Land aufzuweisen hat. Ihn dürfen wir uns nicht nehmen lassen, er muß Eigentum für die Kinder bleiben; was könnten wir ihnen sonst bieten? Wenn sie aber da draußen von den Kindern selbst aufgeführt werden, an dem Orte, da sie spielen, im deutschen Wald, am deutschen Quell, so ist das lachende Sonne, jubelndes Glück tiefinnerlichen Lebens. Die Eiche, die der Jahrhunderte Weg gesehen, war Hänsels und Gretels Schrecken, das Hexenhaus. Ein paar Bretter der Backofen, die Tannen der Märchenwald. Ich wünschte recht vielen, sie hätten das einmal miterlebt. Oder, wenn der Frühling ins märkische Land steigt, dann werden die Kinder selbst Blüten, die ihn freudig begrüßen auf grünem Plan. Und am rauschenden Bache singen sie dem Walde und seinen Bäumen ihr Lied und ihren Dank. Die Dorfbewohner aber zogen überall mit hin und lauschten, was ihre Lotte und ihr Karl alles konnten.

Doch der Kreis der Stücke war beschränkt. Matzdorf fand auf seiner Suche wenig Gutes. Denn ein Jugendstück stellt nicht geringe Anforderungen. Handlung ist die Hauptsache, soviel Handlung, wie nur möglich, eingehüllt in munteren Dialog. Volles glutendes Leben muß es darstellen, ohne irgendwelcher Tendenz zu dienen. Das ist nicht leicht; davon hatten wir wenig. Deshalb ging Matzdorf selbst ans Werk. Er ließ sie alle erstehen, die alten Geschichten vom Dornröschen, von Schneewittchen, von Frau Holle, von Knecht Ruprecht. Da war der Jubel groß. Die Kinderwangen glühten, und die alten Tagelöhner des Gutsdorfes lebten noch einmal die Kinderzeit in diesen zartesten Poesien unserer Volkskunst. Nicht alle Märchen lassen sich szenisch bearbeiten, manches ist zu fein ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

baut. Der Stimmungszauber würde verpuffen. Da heißt es achtgeben; wie überhaupt ein Märchenstück weicher Hände bedarf.

Außer den Märchen hat unser Volk seine Sagen. . . . Da lacht uns blinkendes Gold; es bedarf nur der Hände, es zu münzen. . . .

Aus dem Jugendspiel wächst das Volksspiel. Die Schulentlassenen schließen sich zusammen, sie spielen auch. Ihnen winkt derbere Kost. Da werden die lustigen Schwänke auferstehen, die Hans Sachs geschrieben, die in einer glücklichen Zeit deutschen Volkstums spielen. Und dann wird für das Jungvolk ausgebaut, was den Stoff der Kinder bildet. Die Alten fehlen nicht am Werk. . . ."

Der Arzt als Erzieher. (Herausgeber: Otto Gmelin, München.) 8. Jg. Heft 9.

Über Erziehungsaufgaben und Schulfragen. Von Dr. Engelen.

„. . . Eine der beherzigenswertesten Lehren der Erziehungsweise des klassischen Altertums gipfelt in dem Grundsatze, daß die Ausbildung zu körperlicher Wohlgestalt, zur Kraft und Geschicklichkeit als gleichwertig der Pflege des Geistes erachtet wurde. Heute muß ja noch der Gymnasiast diese wichtige Lebensweisheit sich einprägen, indem er übersetzen und zitieren lernt: „Mens sana in corpore sano" — gesunder Geist in gesundem Körper. Doch die Früchte der Gymnasialbildung zeigen auch hier wieder einmal, daß zwar gute Lehren den Schülern eingeprägt werden, daß aber deren wirkliche Durchführung hintangesetzt wird. Folgende Angaben entnehme ich einem Zeitungsbericht über eine Denkschrift, die auf amtliche statistische Feststellungen sich stützt und nachweist, daß unter dem Einfluß der höheren Schulbildung in den höheren Ständen die Militärtauglichkeit herabgedrückt wird. Die Angaben stützen sich auf Feststellungen, die an 52640 Schülern aller Schularten gemacht worden sind. Die ungünstigsten Tauglichkeitsverhältnisse bestehen bei den höheren Lehranstalten, und zwar stehen die Gymnasien dabei in erster Linie, dann folgen der Reihe nach Realgymnasium, Realschulen, Oberrealschulen. Die Hauptgründe der Untauglichkeit sind allgemeine Schwächlichkeit, Sehstörungen, dann Krankheiten der Gliedmaßen und Lungen. Bei den Realschülern steht allgemeine Schwächlichkeit, bei den Gymnasiasten besonders Erkrankung der Lungen im Vordergrund. Die Kurzsichtigkeit ist der am am meisten verbreitete Fehler. In der Prima der Gymnasien ist mehr als die Hälfte der Schüler kurzsichtig, im Durchschnitt auf den Gymnasien mehr als ein Drittel. Bei 1600 in Bayern untersuchten Soldaten fanden sich bei den Einjährigen 58% kurzsichtig, bei den Abiturienten sogar 65,5%; dagegen fanden sich bei den Handwerkern nur 9%, bei den Bauern und Tagelöhnern nur 5% kurzsichtig. Während des Studiums steigt die Kurzsichtigkeit noch bedeutend, und zwar sind die deutschen Studenten unter allen Nationen die kurzsichtigsten, denn nicht weniger als 71% aller deutschen Studenten sind kurzsichtig, bei den dänischen dagegen nur 38%, den holländischen und ungarischen 30%, den englischen nur 14%, den amerikanischen sogar nur 10%.

Da körperliche Übungen die Tauglichkeit beeinflussen, ist ein Vergleich der englischen Turnstunden mit den deutschen von Interesse. In Deutschland kommen bei den Schülern vom 10. bis zum 19. Jahre auf 20000 Arbeitsstunden 650 Turnstunden, das sind 3,2%; in England dagegen auf 16000 Arbeitsstunden 4500 Turnstunden, das sind also 28,1%, somit fast neunmal mehr. Obige Zahlen geben eine vernichtende Kritik des deutschen humanistischen Gymnasiums. Sie zeigen, daß die Grundsätze antiker Bildung mit solcher deutscher Gründlichkeit gelehrt werden, daß zur praktischen Befolgung keine Zeit mehr übrig bleibt. Systematische Zucht und Veredlung der Rasse ist in Deutschland wohl bei Rennpferden, kostbaren Hunden und bei Nutzvieh üblich, aber der Mensch wird durch die Erziehung degeneriert. . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Glück. Ich kenne eine alte Dame, die von vielen ihrer Bekannten schon häufig wegen ihrer sonderbaren Lebensgewohnheiten belacht und verspottet worden ist, die ich aber sehr schätzen und verehren gelernt habe. Sie ist trotz ihres Alters noch rüstig und arbeitet von früh bis spät.

Freilich, nötig hätte sie es wahrlich nicht! Sie könnte sich ihr Leben so bequem und gemütlich einrichten, wie nur irgend jemand auf der Welt. Sie bewohnt eine behaglich eingerichtete große Etage und ist doch fast nie zu Hause. Sie hat viele Verwandte, bringt aber nur selten einmal eine Stunde bei ihren Angehörigen zu. Sie könnte alles haben, was das Herz begehrt: Theater und Konzerte, Reisen, gut Essen und Trinken, prächtige Kleider und Geselligkeit usw. Sie hält aber von allen diesen schönen Dingen offenbar nur wenig oder garnichts. Dagegen ist sie von früh bis spät unterwegs .... für andere. All ihre Gedanken und Wünsche gehören den unglücklichen Kindern, deren Eltern in Not und Elend geraten sind. „Das ist mein Glück!" sagte sie zu mir, als ich bei unserem Bekanntwerden zum ersten Male über ihre Lebensansichten mit ihr sprach.

Was ist Glück? — Wenige Fragen sind wohl schon so oft gestellt worden wie diese. Und wenn man die einzelnen Menschen nacheinander fragen wollte, was ein jeder für das höchste Glück des Lebens hält, so würden wohl recht verschiedene Antworten gehört werden, wenn auch wieder manche Antworten gleich lauten werden. Geld, Gesundheit, langes Leben, Macht, Ehre, Ruhm, Vergnügen usw. werden wohl von den meisten Menschen als die kostbarsten Güter betrachtet.

Freilich, der Gesunde sehnt sich nicht nach Gesundheit, wer da hat, sehnt sich nach dem, was er nicht hat. So erscheint dem einen Menschen der Wunsch eines anderen als töricht oder überflüssig. Sollte es vielleicht allen Menschen so ergehen, wie es dem reichen Manne im Märchen erging, daß wir, sobald wir erlangt haben, was wir sehnlich erwünschten, erkennen, wie töricht unser Wunsch gewesen ist?

Ja, es ist wahrlich nicht leicht zu sagen, worin das höchste Glück eigentlich besteht, wer z. B. in Wahrheit glücklicher ist, der Fürst, der von Pracht und Glanz umgeben durch festlich geschmückte Straßen fährt oder der Bettler, dem eine milde Hand ein dickbelegtes Butterbrot gegeben hat.

Sollten wir uns wohl immerfort über das, was wir „Glück" nennen, täuschen? Sollte wohl, wenn der Tod einem Menschenleben ein Ende macht, die Summe der erhaltenen Freuden bei allen Menschen die gleiche sein? Das wäre eine feine und wunderbare Gerechtigkeit in der Welt, wenn der Bettler vor Gottes Thron zu der Einsicht käme, daß er für keinen Pfennig „Glück" im Leben weniger erhalten hat, als z. B. der Reiche, der von Jugend auf im Überflusse schwelgen konnte und dem sein Überfluß bald so gleichgültig war, wie dem Bettler der zerlumpte Rock, den er so lange getragen?

Wie dem aber auch sein möge, Tatsache ist jedenfalls, daß das Ziel unserer Wünsche ständig wechselt. Dauernd hält keiner an einem und demselben Wunsche fest.

Dann gibt es also überhaupt kein dauerndes Glück, nichts, woran man sich sein Leben lang in gleicher Weise erfreuen könnte? — Ach, wir sind oft seltsamen Täuschungen unterworfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mancher Wunsch begleitet uns jahrelang, füllt unser gesamtes Denken und Empfinden aus, leitet unsere Handlungen unausgesetzt und — plötzlich erkennen wir, daß es ein Irrlicht war, das uns lockte, unwert aller Mühe und Anstrengungen, es zu erreichen.

Wenn aber die Erfüllung unserer heißesten Wünsche uns kein dauerndes Glück verbürgt, wo wäre das Glück dann zu suchen? Ich meine, der Dichter hat uns diese Frage beantwortet, der da sagte:

Willst du glücklich sein im Leben,
Trage bei zu andrer Glück,
Denn die Freude, die wir g e b e n,
Kehrt ins eigne Herz zurück!

Andere Menschen glücklich zu machen versuchen, das allein sichert uns dauerndes Glück. Eigentlich ist's ja ein Widerspruch, und manche Menschen vermögen es auch durchaus nicht einzusehen. Sie stehen auf dem Standpunkt: Was du verschenkst, das bist du los! — Der Verstand urteilt: Wer von dem, was er besitzt, fortgibt, der wird immer ärmer! Und der Dichter behauptet, daß ein solcher Mensch im Gegenteil reicher wird durch sein Geben. Natürlich nicht an äußeren Gütern, sondern an dauerndem Glück, an Glücksempfindung.

Wer mag nun Recht haben, der Verstand oder der Dichter? Darüber kann natürlich nicht der Verstand selbst entscheiden, denn er ist in diesem Falle Partei. Das muß man erproben. Wer es aber für sich ausprobieren möchte, der bedenke, daß Gott nur einen fröhlichen Geber lieb hat. Nur dem, der freudig gibt, wird die Gabe auch gesegnet, nur dem vermag sein Geben dauerndes, wahres Glück zu bereiten.

Aber wie schwer ist ein fröhliches Geben für viele! — Einen alten Rock wegzuschenken, den man selber nicht mehr braucht, dazu gehört wohl keine große Überwindung, aber etwas hinzugeben, woran noch unser eigenes Herz hängt, das ist viel schwieriger, das erfordert soviel Mut und Selbstüberwindung, daß mancher zurückschreckt.

Aber obwohl es so unwahrscheinlich ist, daß wahres Glück im Glücklichmachen anderer besteht, die Sache ist doch wert, daß man sie ausprobiert, und erproben läßt sie sich nur durch wiederholte Versuche, durch fortgesetzte Übung im Freudebereiten. Das Freudebereiten aber ist eine ganz besonders feine Kunst und durchaus nicht ezwas so Einfaches, wie man meinen könnte. Aber des eigenen Glückes wegen verlohnt sichs schon, sie zu üben. — Nicht wahr? — —

Heinrich Scharrelmann.

Das Durchschnittsalter der deutschen Studierenden. Für die Feststellung das Durchschnittsalters der deutschen Studierenden gibt es keine amtliche Statistik, sondern nur das Ergebnis einer vor etwa drei Jahren vom Statistischen Amt der Deutschen Freien Studentenschaft angestellten Rundfrage. Diese Untersuchung erstreckte sich auf 10 Hochschulen verschiedener Gattung, und für den Wert ihrer Ergebnisse spricht es, daß Geheimrat von Liszt sie im Preußischen Abgeordnetenhaus wiederholt bei der Besprechung studentischer Angelegenheiten benutzte. Sind ihre Ziffern heute auch nicht mehr ganz neu, so verdienen sie doch, weiteren Kreisen bekannt zu werden; sie werden seitdem eher höher als niedriger geworden sein. Die gefundenen Zahlenwerte selbst sind entschieden selbst für Kenner akademischer Verhältnisse überraschend. Am genauesten wurde die Untersuchung in Leipzig dank der liebenswürdigen Unterstützung des bekannten Nationalökonomen Prof. Eulenburg durchgeführt. Man fand, daß hier am 1. Januar 1909 das Durchschnittsalter der Studenten 23 Jahre 4,2 Monate betrug. Von den 4396 Studierenden waren 11 (0,25 %) unter 18 Jahre alt, 876 (19,93 %) 18 bis 21 Jahre, 2616 (59,51 %) 2—25 Jahre und 893 (20,32 %) über 25 Jahre alt, das heißt also, rund vier Fünftel aller Studierenden waren mündig, über ein Fünftel besaß das Reichstagswahlrecht.

Etwas niedrigere Ziffern geben die badischen Universitäten, bei deren Bearbeitung das badische Ministerium freundlichst entgegenkam. Dagegen sind

die Ziffern für die technische Hochschule Hannover, die den dortigen Behörden verdankt werden, den in Leipzig gewonnenen sehr ähnlich. In Hannover hatte sogar fast ein Viertel der Studierenden (24,9 %) das zur Reichstagswahl-Befähigung nötige Alter von 25 Jahren überschritten.

Für die tierärztliche Hochschule in Dresden wurde als Durchschnittsalter der Studierenden gefunden 23 Jahre 10 Monate, für die Forstakademie Eisenach 23 Jahre 1 Monat, für die Bergakademie Berlin 23 Jahre 4 Monate.

Man kann wohl annehmen, daß die von 10 Hochschulen verschiedener Gattung und Größe gewonnenen Ergebnisse als typisch für die deutschen Hochschulen gelten können, zumal sie in bemerkenswerterWeise übereinstimmen. Sie lassen wichtige Schlüsse zu über das Verhältnis des Alters der Studierenden zu ihrer sozialen Lage (Dauer der Studienzeit, Beginn der Selbständigkeit usw.) und zu ihrer rechtlichen Stellung (Disziplinargesetz, Vereins- und Versammlungsrecht). Auch regen sie dazu an, den Gründen für die zweifellos zu beobachtende Zunahme des Durchschnittsalters nachzugehen und Betrachtungen über die Bedeutung dieser Erscheinung anzuknüpfen. Doch davon vielleicht ein andermal. Dr. Paul Roth.

Die Prager Stadtväter und der Hotelierkongreß. Unter dieser Aufschrift berichtet die „Bohemia" in Prag vom 20. Oktober 1912:

> Die Prager Stadtväter und der Hotelierkongreß. Der internationale Hotelierkongreß, der in den letzten Tagen in Prag seinen Anfang nahm, wurde von den offiziellen Vertretern des PragerStadtrates wieder einmal zum Anlaß genommen, um ihre Deutschfeindlichkeit ostentativ zu betätigen. Bei dem vorgestrigen Bankett zu Ehren des Hotelierkongresses ergriff als Vertreter der Prager Stadtgemeinde der Stadtverordnete Konservator Emler das Wort in tschechischer und französischer Sprache, wiewohl mehr als Vierfünftel der Gäste Deutsche waren, darunter zum großen Teile Reichsdeutsche. Und bei dem Ehrenwein, der von der Stadt gestern im Altstädter Rathause den Gästen gegeben wurde, begrüßte der amtierende Bürgermeisterstellvertreter Seifert die Gäste in einer tschechischen Ansprache, welche — wie die tschechischen Blätter berichten — der Magistratsrat Dr. Stehlik in französischer Sprache verdolmetschte, worauf der Präsident des Hotelierverbandes Herr Hoyer aus Köln in — französischer Sprache dankte.

Man vergegenwärtige sich, daß Prag nicht in Frankreich liegt, sondern in Österreich-Ungarn, daß es die Hauptstadt nicht eines französisch-tschechischen, sondern eines deutsch-tschechischen Kronlandes ist mit einem starken bodenständigen Deutschtum, man bedenke, daß mehr als Vierfünftel der Gäste Deutsche waren und daß der Bürgermeisterstellvertreter mit dem gutdeutschen Namen Seifert deutsch versteht, aber nicht französisch: trotzalledem, der tschechische Deutschenhasser begrüßt seine liebwerten Gäste tschechisch und französisch. Worüber soll man sich mehr wundern, über diese seltsame Begrüßungssitte fanatischer Deutschenfeinde oder über die französische Antwort des völkerkampfkundigen Reichsdeutschen aus Köln? Man erinnere sich, daß die Slawen untereinander selbst auf ihren allslawischen Kongressen das Deutsche als Verständigungsmittel anwenden. Wann wird endlich einmal der Deutsche im Reich volksbewußt genug sein, um auf derartige slawische Anmaßungen eine ganz vernehmliche deutsche Antwort zu finden? L.

Zur Kalenderreform*) erhalten wir noch eine Zuschrift, in der es heißt: Mein

*) Vgl. Vortrupp Jg. 1912, S. 362ff. u. 574ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorschlag geht dahin, das Jahr in 13 Monate von genau 4 Wochen und einen Neujahrstag einzuteilen. (Also 365 = 13 . 28 + 1). Im Schaltjahr kommt noch ein außerhalb der Woche stehender Tag hinzu, an dem etwa nationale Spiele nach dem Vorbilde der olympischen Spiele (in Abständen von 4 Jahren) abgehalten werden können. Die Zeiteinteilung der Woche ist für das wirtschaftliche Leben von größerer Bedeutung als die des Monats. Eine Monatseinteilung, die nicht mit der Wocheneinteilung zusammenfällt, ist immer etwas Gekünsteltes. Den Vorteil (der frühere Reformvorschläge auszeichnete), daß jedes Datum auf einen bestimmten Wochentag fällt, hat auch mein Vorschlag. Eine Vierteilung des Jahres scheint mir nicht so wichtig. Wenn aber doch darauf Wert gelegt wird, so würde einem der 13 Monate dieselbe Rolle zuzuteilen sein, wie dem Sonntag in der Woche, das heißt, er könnte ein allgemeiner Ferienmonat für möglichst alle Berufsstände sein. Die übrigen 12 Monate könnten dann in 4 gleiche Vierteljahre eingeteilt werden. Eine Verschiebung der Monatsanfänge findet bei allen Kalender-Reformvorschlägen statt, bei dem vorliegenden Vorschlag käme als weitere Änderung nur die Einschaltung eines neuen Monats hinzu, der wohl am besten zwischen August und September einzuschieben und etwa Schalt- oder Ferienmonat zu nennen wäre.*)

F. Biel.

*) Vorschläge zur Teilung des Jahres in 13 Monate gibt es bereits eine ganze Anzahl. Würden wir noch gar keine Monatsteilung des Jahres, sondern nur Wochen haben, so wäre gewiß zu erwägen, ob 12 Monate und Vierteilung des Jahres, oder 13 Monate von genau 4 Wochen vorteilhafter wären. Aber die letztere Einteilung erfordert eine viel größere Änderung des Bestehenden, tatsächlich eine so große, daß an eine allgemeine Einführung kaum zu denken ist. Und allgemein müßte die Reform doch sein, sonst schafft sie weit mehr Schaden als Nutzen. Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Gesundbrunnen, Kalender des Dürerbundes 1913. M. 0,60. Georg D. W. Callwey, München.

Wilker, Dr. Karl: Alkoholismus, Schwachsinn und Vererbung in ihrer Bedeutung für die Schule. M. 1,20. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza.

Maack, Dr. Ferdinand: Zweimal gestorben! Die Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem XVIII. Jahrhundert. Geh. M. 2,—; geb. M. 3,—. Wilhelm Heims, Leipzig.

Koch, Otto: Die Alkoholfrage. 3. Auflage. St. Kamillushaus, Heidhausen (Ruhr).

German, F. W.: Aus der Ostmark. M. 0,80. Oskar Eulitz, Lissa.

Corray, Heinrich: Garben und Kränze. M. 8,00. Edward Erwin Meyer, Leipzig.

Freud, Prof. Dr. Sigm.: Imago, Hugo Heller & Co., Leipzig u. Wien.

Frey, Werner: Das zweite Leben. Franz Moeser Nachf., Leipzig u. Berlin.

Landmann, Karl Ritter von: Moltke. M. 4,50. Kirchheim & Co., Mainz.

Hentschel, Erich: Vom Wissen zum Glauben. M. 0,30. Otto Seifert, Großenhain i. Sa.

— Allzeit getreu. M. 0,10. Otto Seifert, Großenhain i. Sa.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung: Deutschland. Geb. M. 1,00. Selbstverlag.

Grabowsky, Dr. Norbert: Die Bestimmung und Vorbereitung des Menschen für das Leben nach dem Tode. M. 2,50. Max Spohr in Leipzig.

— Blutreinigung und ihre Bedeutung für den Gesunden wie Kranken. M. 0,50. Max Spohr in Leipzig.

Handagard, Idar: Saftbogen, JOGTs Norske Forlag, Trondhjem.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 2 16. Januar 1913

Das Vaterland hat gerufen.

Kämpfer im Vortrupp, du weißt, was du tust, wenn es dir zu bunt wird und du in Gefahr kommst, dem Vorurteil der Allzuvielen zu erliegen und vom Wesen der Dinge abgelenkt zu werden: du holst deine Bretter vom Boden und gleitest hinaus und hinauf über den Schnee bis dorthin, wo du zwischen beschneiten Tannen unterm blauen Himmel allein bist.

Tue das heute, vernimm den Frieden, der in den Zweigen der Tannen wohnt, sieh die Meise im Busch, die Amsel am Rande des eisigen Bergbachs und gleite wieder hinab in die Ebene, wo die Menschen zwischen ihren Höhlen hin und hergehen. Was hörst du jetzt dort? „Es gibt Krieg". So hieß es schon vor Wochen und Monaten. So hört man es noch immer.

Die Offiziere wissen es von den Banken. Da geht irgend etwas vor sich, was man als Laie nicht versteht, was aber auf Krieg deutet. Und die Bankbeamten wissen es von den Offizieren. Da müssen geheime Befehle gekommen sein; denn daß der und jener Truppenverband vor Weihnachten eine Übung machte, das ist etwas Ungewöhnliches. Und der einfache Mann, der seine Feldfrüchte verkauft, hofft damit fertig zu sein, „wenn das Vaterland ruft".

Viele haben also die feste Überzeugung, daß es Krieg geben müsse. Wie etwas Unabwendbares schwebt es den Menschen vor, und manche bezeichnen es nicht einmal als ein Unglück, sondern als ein Glück, wenn Krieg kommen werde. Diese sagen sogar: „Es muß erst einmal ein unglücklicher Krieg kommen und" — auf diesen Zusatz kommts uns an — „den Luxus zerstören, die Menschen wieder zu vernünftigem Leben bringen". Das also soll die Aufgabe des Krieges sein.

Nehmen wir diese Leute bei ihrem Wort. Sie sagen, der Luxus sei unerträglich geworden, es könne so nicht weiter gehen, es müsse ein Eingriff von außen kommen, damit das Volk wieder vernünftig werde. Sie richten damit alle Kriegsfreunde und Kriegshetzer als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solche, die nicht Kraft und Pflichtgefühl genug haben, freiwillig der üppigen Lebensweise zu entsagen, und die an den zufälligen Ausgang eines Krieges unbestimmte Hoffnungen knüpfen.

Hier liegt ein Vergleich nahe. Ist ein Volk, das Reformen nötig hat und, statt mit Reformen zu beginnen, nach Krieg ruft, nicht wie ein Erkrankender, der eine Entzündung kommen sieht und, statt die Entzündung zu vermeiden und die Lebensweise zu ändern, sich nach einem Chirurgen umsieht, der die böse Stelle herausschneiden soll? „Es muß operiert werden" ruft er. Und kommt sich sehr mutig vor. Dabei kann der Tod eintreten. Oder die Operation gelingt, dann kann die Krankheit jederzeit wiederkommen, wenn der Patient die Lebensweise beibehält. Der Krieg ist eine Operation. Er mag ausgehen, wie er will; nachher ist noch nichts gebessert.

Das deutsche Volk lebt in den Tag hinein, und viele vertrauen, daß ein kommender Krieg alles, was durch Mangel an Zivilcourage versäumt wird, wieder gut machen werde. Man tue einmal die Augen auf und gehe in irgendeine Schenke hinein, wo gefeiert wird. In dieses Wirtshaus zum Beispiel. Sie feiern den Ausgang des Krieges gegen die Franzosen. Einer erzählt von Spichern. Das war am 6. August 1870. Und noch immer sitzen sie und feiern und sprechen von der einen, einzigen Kraftleistung bergauf, die nun schon zweiundvierzig Jahre lang Tausenden von Deutschen das Recht gibt, auf der Bierbank stillzusitzen und nicht auf die Berge zu steigen. Auf die Berge, die dem Volke gegeben wurden, damit es gesund und stark und tüchtig bleibe. Ein Veteran sitzt da. Gar oft hat er die Geschichte vom Roten Berge erzählt. Dann hat ihn die Gewohnheit stumm und stumpf gemacht. Und auch die Zuhörer wurden stumpf. „Ja, ja, bei Spichern; na Prost!" Der jüngere Vorstand des Kriegervereins, ein Mann, dem der Bauch fast auf den Stuhl hängt, besinnt sich auf seine Vorstandspflichten und schlägt ans Glas. Er hält die Zigarre in der Linken, das Glas in der Rechten, die Zeichen, die niemand dem freien Deutschen rauben kann, und spricht mit rauher Stimme, während sein Auge funkelt. Er schließt mit dem Satze: „Wenn das Vaterland ruft, dann sind wir da". An hundert Orten in Kasinos und auf Versammlungen hört man dasselbe: „Wenn das Vaterland ruft, dann sind wir da".

Hat denn das Vaterland nicht schon gerufen? Kann man diesem Vaterlande erst dienen, wenn es gilt, zu knallen, zu hauen, zu stechen und zu töten? Wer will bezweifeln, daß alle jene, die jetzt in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tag hineinleben und feiern, auch da sein werden, wenn ein Nachbarvolk als Feind ausgegeben wird? (Gewiß sind sie alle dann da: mit ihren Speckbäuchen und allzufrühen Kalkadern.)

Bleiben wir einmal bei dem Beispiel. Die Säfte des Körpers sind verdorben. Geht das so weiter, dann muß ein Geschwür kommen. Muß es denn aber so weiter gehen und läßt sich das Geschwür nicht vermeiden? Und muß sich das deutsche Volk nach dem Operateur umsehen, der Herr Engländer, Franzose oder Russe heißt? Anstatt sich selbst gesund zu machen?

Nehmen wir einmal verantwortliche Herren bei der Hand und führen sie in deutschen Landen umher, um zu sehen, was sich tun ließe, daß das deutsche Volk auch ohne chirurgischen Eingriff gesund werde und den Krieg vermeide.

Also nehmen wir einige der Exzellenzen mit: den Kriegsminister auch und auch den Kultusminister. Und auch den General z. D. nehmen wir mit, der so gerne vom Kriege redet. Sie alle, die so oft versichern, da zu sein, wenn das Vaterland ruft, werden gebeten, heute schon da zu sein. Denn das Vaterland hat schon gerufen.

Es gibt so Vieles, was geschehen könnte, damit das deutsche Volk tüchtiger und gesünder würde. Vieles, was Vorteil brächte und getan werden kann, auch wenn es dennoch zum Kriege käme. Zum Beispiel, Ihr Herren:

Da ist eine Fabrik. Gewiß der Stolz der Industrie, wie Ihre Statistik zu sagen scheint. Aber weshalb arbeiten die Tausende von Männern und Frauen bis in den Abend hinein? Soll das so weiter gehen bis zu dem Tage, an dem die Bahnzüge mit bewaffneten Männern zur Grenze fahren? Oder wollen wir nicht Soldaten mit reinen Lungen und widerstandsfähigem Blute? Dann also schließe der Herr Kommerzienrat die Arbeitsräume täglich so frühzeitig, daß die Arbeiter mit ihrer Familie in der Schneelandschaft umherstreifen können. Es werden dann einige tausend Kisten weniger fertiggestellt von der Ware, welche die Neger Zentralafrikas kaufen müssen. Wir aber bekommen gesunde Menschen, die einem Sturme trotzen können.

Beginnt denn der Krieg erst an dem Tage der Mobilmachung? Und muß bis zu dem Tage aus dem Körper des deutschen Arbeiters an Kraft und Gesundheit herausgepreßt werden, was herauszupressen ist?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Vaterland hat gerufen: wir stehen bereits in dem ersten Teile des Krieges, in dem Kriege, den wir führen, ohne den Feind zu töten, dem vorbeugenden Kriege. Er schafft Friedenswerte, unendliche Tüchtigkeit und Glück. Und wenn er gut gekämpft wird, dann brauchen wir den zweiten Teil des Krieges nicht.

Der General spricht von dem „frischen, fröhlichen Kriege", der kommen soll. Wie kann ein Krieg frisch sein, wenn die Menschen, die ihn führen sollen, matt sind! Aber das ist das Seltsame: sind die Menschen frisch und tüchtig, dann gibt es eben keinen Krieg. Wir sind gewohnt, uns kriegsbereit zu rühmen, weil die Soldaten, die grade Dienst tun, gut sind. Ist denn aber ein Volk zum Kriege fähig, nur weil seine jungen Soldaten gut sind, so gut wie die deutsche Armee? Weil diese jungen Männer waffengeübt und im Gehorsam stark sind?

Nein! Das ganze Volk führt den Krieg, und je tüchtiger alle sind, Männer und Frauen jedes Alters, desto unbesiegbarer ist ein Volk. Deshalb gibt es keine bessere Vorbereitung zum Kriege, als eine volkstümliche Körperkultur und Gesundheitspflege.

Das wissen wir. Noch aber sieht es nicht so aus, als ob das deutsche Volk den Willen habe, zu siegen. Noch wird eine beispiellose Vergeudung von Menschenkraft und Nahrung getrieben. Unzählige Menschen leben in einer Wohnungsnot, die ihre Körper schwächt. Schlösser, Landhäuser und Sommerpaläste aber, viele Mietwohnungen in vornehmen Stadtvierteln stehen leer. Da könnten Tausende obdachloser Menschen, Menschen unseres eigenen Volkes, warme, gesunde Unterkunft finden und für die Anforderungen des Siegens vorbereitet werden. Besser wäre das gewiß, als daß die Räume erst von fremden Kriegshorden oder von Verwundeten und Sterbenden gefüllt werden. Und mehr Vaterlandsliebe kann jetzt betätigt werden, als wenn die Sprenggranaten Menschenleiber zerrissen haben werden, und unzählige verlassene Frauen hungern. Dann, wenn das Vaterland in einem Elend liegt, das auch getrübten Augen sichtbar ist, dann allerdings macht es sich so schön, das Opferbringen. Dann opfern Frauen ihr Haar auf dem Altar des Vaterlandes. Jetzt aber wäre mit geringeren Opfern Größeres zu erreichen.

Gibt es keine Macht, die befehlen kann, der erste Teil des Krieges solle heute beginnen? Es ist wirklich merkwürdig, daß diese große Friedensmobilmachung in der Verfassung vergessen wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der, welcher das Recht hat, den blutigen Krieg zu erklären, müßte auch die große Mobilmachung zu unblutigem Siege befehlen können. Diese Mobilmachung fordert allerdings mehr Mut, Pflichterfüllung und sittliche Kraft, als jener blutige Krieg, den auch Söldner, Vagabunden und Komitatschi zu allen Zeiten führen konnten.

Wenn ein Volk wie das deutsche nur sechs Monate lang, aus Liebe zum Vaterlande auf den Genuß aller schädlichen Volksgifte verzichtete, dann würde es so gesund und so reich sein, daß niemand es wagen dürfte, mit ihm Krieg anzufangen. Und ehe solch ein Opfer nicht verlangt wurde, dürfte niemand ernsthaft von Kriegsgefahr sprechen. Das erste Verbot, das solcher Mobilmachung folgen müßte, wäre natürlich das Verbot, Nahrungsmittel, Kornfrüchte, Traubenzucker in narkotische Gifte zu verwandeln. Denn wenn es wirklich einmal zum Kriege kommt, dann braucht das Volk jedes Korn und jede Kartoffel zur Nahrung. Alle Brauereien, Destillen, Schankstellen wären zu schließen, der Handel mit geistigen Getränken zu verbieten und die, denen man diesen Handel bisher erlaubte, aus den ungeheuren Ersparnissen, die sich jetzt ergeben, zu entschädigen.

Der Lehrplan der Schulen wäre aufzuheben und durch den Kriegslehrplan zu ersetzen, der das Volk über das Wesen der Nahrungs- und Genußmittel, über Kleidung, Abhärtung, Erhöhung der Körperleistung und Widerstandskraft, über Wohnen und die beste Art, Nahrung einzunehmen, unterrichtet.

Die Herstellung von Feinmehl für Brot wäre nach Kräften zu bekämpfen und dem Volke in allen Kasernen und Feldbäckereien planmäßiger Unterricht im Backen von Vollbrot und im Kochen vollwertiger, billiger Speisen zu geben.

Das wäre eine Vorbereitung für einen Krieg. Wenn einige Monate solchen Zustandes vergingen, dann wäre das deutsche Volk unverletzlich.

Doch nehmen wir einmal an, der zweite Teil des Krieges sei unvermeidbar. Was könnte in den Wochen und Monaten bis zum Ausmarsch der Truppen noch geschehen? Nun ja, das Heer ist auf der Höhe. Aber, verbraucht es nicht mehr vorhandene Volkskraft als daß es Kräfte erwecke und erschließe?

Der Krieg wird mit Menschen geführt und mit Maschinen, die von Menschen an den Feind hinangebracht und bedient werden sollen. Es gilt also, Menschen zu höchster Leistung zu bringen, bei einfachster

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lebenshaltung. Da ist eine Merkwürdigkeit. Wenn jemand einen neuen Auswerfer oder Riemen für das Gewehr erfindet, dann beschäftigt sich gewiß sogleich eine Kommission mit der Prüfung dieser Dinge. Wenn aber jemand Mittel und Wege findet, die Leistung und Ausdauer der Soldaten zu steigern, das wird nicht anerkannt und nicht beachtet*).

Ein Beispiel aus den letzten Tagen mag das bestätigen. Ein Deutscher mit Namen Busch nahm, wie viele andere, eine Lebensweise und Ernährung an, die sich von der der deutschen Soldaten erheblich unterscheidet, und gewann mit dieser Lebensweise den siebenten Armeegepäckmarsch. Er mußte dann dienen, durfte dabei die Ernährung, die ihn zu solcher militärisch wichtigen Leistung befähigte, nicht beibehalten und kam bei der nächsten Marschprobe erst als neunter am Ziele an. An diesem Beispiel sehen wir, daß es Mittel gibt, die Leistung des deutschen Soldaten noch zu steigern, daß diese Mittel aber noch nicht beachtet werden.

Die Bataillone sind nach Nummern und Farben der Abzeichen getrennt. Eine Trennung nach verschiedener Lebensweise wäre für den Krieg gewiß besser. Eine Truppe, die fletschert**), kann den Vormarsch gegen den Feind noch mit einem Proviantvorrat wagen, bei dem der 120 g-Eiweiß-Soldat vor Schwäche zusammenbräche. Und wie sehr Rohkostesser, Abstinente und solche, die eine natürliche Lebensweise gewöhnt sind, in militärischen Leistungen anderen überlegen sind, das kann erst gezeigt werden, wenn solche, Offiziere und Mannschaften, in gesonderten Abteilungen eingestellt werden. Solange ein Heer keine Abteilungen dieser wertvollsten Soldaten hat, können die Truppen nicht weiter vorgesandt werden, als Proviantzufuhren, Kochgeschirr und Feldküchen reichen. Noch immer aber werden Siege mit Menschenkräften erfochten.

Das Vaterland hat gerufen. Zuerst leise. Einige wachten auf vom Schlummer. Dann lauter: der Vortrupp steht da. Sie kämpfen schon.

---

*) Der Grund dafür liegt darin, daß unsere Offiziere leider, wie alle Deutschen, auf geistiges Können bei sich selbst mehr Wert legen als auf Körperleistung. Unsere Exerziervorschrift kennt nicht jene vortreffliche Bestimmung, mit der die Exerziervorschrift der Japaner beginnt: daß jeder Offizier alles, was er von seinen Soldaten verlangt, besser können muß, als die Soldaten! Paasche.

**) „Fletschern" nennt man die von dem Amerikaner Horace Fletcher empfohlene Art des Kauens, bei der die eingenommene Nahrung bis ins Kleinste ausgenutzt wird. Wer fletschert, bedarf daher einer geringeren Menge Nahrung, als der Durchschnittsesser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber es knallt nicht, es fließt kein Blut, darum sehen es die Vielen nicht, die das Geschick des Vaterlandes nicht von der Tüchtigkeit und Gesundheit des Volkes, sondern von der Gunst des Schlachtengottes abhängig wähnen.

Die hören auch jetzt nicht den Ruf. Und wenn er noch eindringender schallt. „Schwer ists", sagte der Römer Cato, „zu Bäuchen zu reden, die keine Ohren haben".

Das Vaterland hat gerufen. Zum Kampfe, zu unblutigem Siege. Es braucht nicht Mord, um zu siegen, und es wird einst Denkmäler setzen, die nicht auf Massengräbern stehen. Heldenscharen wird es nennen und rücksichtslosen Mannesmut belohnen. Gedenktage wird es kennen. Tage, an denen der Geist deutscher Menschheit Siege erfocht auf unblutigen Schlachtfeldern.

* * *

Ein Trupp schlanker Bengels zieht am Fenster vorbei. Hochgewachsene Mädchen schreiten mit. Ein Akkord klingt keck in die Winterluft und helle Stimmen fallen ein:

„die Reise . . . . nach Jütland
ei die fällt . . . . uns ja so schwer . . . ."

Dort ziehen sie hin, um die Waldesecke. Nicht Waffen tragen sie, und sind doch auf dem Kriegspfade.

Hans Paasche.

Die deutsch-englische Verständigung.

Aus der Feder des bekannten Anglisten Prof. Dr. Sieper in München bringen wir eine Reihe von Aufsätzen über die deutsch-englische Verständigungsfrage. Die erste dieser Arbeiten ist der vorliegende Aufsatz. Wir möchten das Interesse unserer Leser ganz besonders auf die Ausführungen Prof. Siepers hinlenken, der als Vorstandsmitglied des deutsch-englischen Verständigungskomitees und als einer der hervorragendsten Kenner englischer Kultur wertvolle Beziehungen zu maßgebenden Persönlichkeiten des englischen öffentlichen Lebens unterhält und wohl wie kein zweiter berufen ist, über die bedeutungsvolle Frage der deutsch-englischen Verständigung seine Meinung öffentlich auszusprechen. **Vortrupp**

Die offiziellen Beziehungen zwischen Deutschland und England sind zurzeit besser, als sie es seit langen Jahren gewesen sind, so wurde mir bei meinem jüngsten Besuche in London von maßgebender Seite erklärt. Diese Tatsache ist gewiß mehr als erfreulich für alle diejenigen, die sich seit Jahren um die Besserung der deutsch-englischen Beziehungen bemüht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben. Aber das letzte Ziel ist damit nicht erreicht. Die freundlichen offiziellen Beziehungen zwischen den beiden Ländern vermögen einer dauernden, kulturellen Annäherung der beiden großen stammverwandten Völker die Bahn nicht zu bereiten, solange die Atmosphäre auf beiden Seiten des Kanals noch von Argwohn und Mißtrauen getrübt ist. Eine wirkliche und dauernde Verständigung wird eben nur möglich sein, wenn auch die beiden Völker von Vertrauen, Offenheit und Verständnis bei der gegenseitigen Beurteilung geleitet werden. Aber das wird sich in absehbarer Zeit nicht so leicht erreichen lassen. Die Mißverständnisse, die Spannung und Verhetzung der letzten Jahre waren eben zu kompliziert und zu tiefgehend, um bei der Wiederkehr freundlicher diplomatischer Beziehungen ohne weiteres zu verschwinden. Das Problem der deutsch-englischen Beziehungen, weit davon entfernt gelöst zu sein, tritt erst jetzt in sein aktuelles Stadium, denn auf die Entwicklung der offiziellen Beziehungen werden die Bemühungen nicht diplomatischer Kreise immer wenig Einfluß haben; dagegen werden sie zur Aufklärung und Erziehung der öffentlichen Meinung in nicht geringem Maße einwirken können.

Es fragt sich, welche Faktoren, welche Vorstellungen und Tatsachen haben in den letzten Jahrzehnten die öffentliche Meinung in beiden Ländern und damit ihre Beziehungen entscheidend beeinflußt?

Gelegenheit zu einer gründlichen und ausgiebigen Diskussion dieser Frage zu geben, war der eigentliche Zweck der Verständigungskonferenz, die vom 30. Oktober bis 1. November v. J. in London getagt hat.

Der Gedanke dieser Konferenz ging von englischer Seite aus. Als im vorigen Jahre die Marokkowirren zu einer ernstlichen Trübung der deutsch-englischen Beziehungen geführt hatten, tauchte in jenen Kreisen, denen an einer friedlichen Verständigung der beiden Völker gelegen ist, die Frage auf: Was kann geschehen, um unsere deutschen Nachbarn zu überzeugen, daß die erdrückende Mehrheit des englischen Volkes den Frieden mit Deutschland will und keine irgendwie unfreundlichen Gefühle gegen Deutschland hegt. Man wies darauf hin, daß durch eine offene Aussprache über jene Probleme, die nachweislich während der letzten Jahrzehnte ein Element der Beunruhigung in den Beziehungen der beiden Länder gebildet haben, jedenfalls Klarheit geschaffen und festgestellt werden könnte, wo die Schwierigkeiten liegen und wie sie beseitigt werden können.

Nach längeren Beratungen wurden die folgenden Programmpunkte als die vordringlichsten für die Konferenzberatungen aufgestellt:

1. Der wirtschaftliche Wettbewerb,
2. Der Einfluß der Presse auf die öffentliche Meinung beider Länder,
3. Die Abgrenzung der kolonialen Interessengebiete,
4. Die Frage der Unverletzlichkeit des privaten Eigentums zur See in Kriegszeiten.

In einer entscheidenden Konferenz, die schon vorher, am 4. August in Homburg vor der Höhe, unter dem Vorsitz des Sir Frank Lascelles stattfand und von hervorragenden Persönlichkeiten beider Länder besucht war, kam man überein, für jeden der Programmpunkte anerkannte Sachverständige, sowohl aus Deutschland, wie aus England zu gewinnen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

um auf diese Weise zu einer klaren Kenntnis der beiderseitigen Auffassung und etwaiger Gegensätze zu gelangen.

Gleichzeitig wurde betont, daß, welche Ergebnisse die Konferenzberatungen auch haben möchten, eins unerläßlig sei: zu untersuchen, durch welche Mittel und Wege eine bessere gegenseitige Kenntnis der Kulturländer zu erlangen sei und wie durch eine solche Erweiterung der Kenntnisse des einen Landes über das andere zukünftigen Mißverständnissen und Verstimmungen vorgebeugt werden könne. Im Zusammenhang damit glaubte man auch die Frage näher prüfen zu sollen, welche großen Kulturaufgaben durch eine gemeinsame Arbeit Deutschlands und Englands in Angriff genommen und gelöst werden können. Auch für diese Erörterungen suchte man die geeignetsten Sachverständigen aus dem politischen und geistigen Leben der beiden Länder zu gewinnen.

Ich glaube, es wird praktisch sein, an der Hand der wichtigsten Programmpunkte der Londoner Konferenz und unter Benutzung der Ergebnisse der Beratungen, das Problem der deutsch-englischen Verständigung ausführlich zu erörtern.

I. Der wirtschaftliche Wettbewerb.

Wenn ich in den letzten Jahren die Frage der deutsch-englischen Beziehungen mit sonst urteilsfähigen Leuten in Deutschland und England besprach, so wurde mir fast immer gesagt: „Auch wir wünschen lebhaft eine Verständigung mit England; sie ist aus tausend Gründen wünschenswert. Aber alle Ihre Bemühungen im Dienste der guten Sache werden so lange erfolglos sein, als der wirtschaftliche Wettstreit zwischen den beiden Nationen anhält." — Mit diesen Worten gelangt eine Anschauung zum Ausdruck, die sich in Deutschland allmählich zu einem Dogma verdichtet hat, und zu dessen Verbreitung nicht bloß Laien und Fanatiker, sondern leider auch Nationalökonomen wesentlich beigetragen haben. Man ging mit der Theorie geradezu hausieren, daß der enorme wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands den Niedergang Englands nach sich ziehen müsse, daß England auf den verschiedensten Gebieten der wirtschaftlichen Produktion von Deutschland immer mehr überflügelt und von seinen Absatzgebieten verdrängt würde.

Ich habe bereits mehrfach — unter anderem in einer Reihe von Aufsätzen im Hamburger Fremdenblatt — darauf hingewiesen, was solche Beweisgründe wert sind.

Der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu verzeichnen hatte, war darin begründet, daß Deutschland in jener Zeit den Übergang vom Ackerbau- zum Industriestaat durchmachte. Er beruhte in der Entfaltung vieler bis dahin verborgener Kräfte. Auch England hat bei seinem Übergang zum Industriestaat etwas Ähnliches erlebt. Eine solche reißende Aufwärtsbewegung hält nicht an; allmählich wird ein gewisser Sättigungspunkt erreicht. Auch bedeutet der wirtschaftliche Aufschwung des einen Landes durchaus keine Schädigung des anderen. Die außerordentliche wirtschaftliche Entfaltung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten hat nicht zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verhindern vermocht, daß England in den beiden letzten Jahren Handelsbilanzen hatte, die auch die Erwartung des kühnsten Optimisten übertrafen.*) Kurzum, die Welt ist groß genug für beide Länder und läßt die Möglichkeit offen, daß beide zugleich sich günstig entwickeln. Die Aufgabe, in eine kritisch vergleichende Prüfung der wirtschaftlichen Entwicklung der beiden Länder einzutreten, sollte zunächst auf der Londoner Verständigungskonferenz Professor Schmoller übernehmen. Leider war er durch Krankheit verhindert, und es trat an seine Stelle der von ihm als bester Ersatz bezeichnete Vorsitzende des Professorenkollegiums der wissenschaftlichen Institute in Hamburg, Dr. Rathgen.

Dr. Rathgen betonte zu Beginn seines Vortrages mit Recht, daß es notwendig sei, um die Frage der deutsch-englischen Konferenz richtig zu verstehen, von Tatsachen auszugehen, die allgemein zugänglich, doch nicht genügend bekannt sind.

Die gewerbliche Entwicklung Deutschlands, durch die politischen Zustände gehemmt, mußte, sobald sich diese änderten, notwendig derselben Richtung folgen, welche die westeuropäischen Staaten, vor allem England, eingeschlagen hatten. Zur Entwicklung einer exportierenden Großindustrie drängte die Zunahme der Bevölkerung, die allein von 1890 bis 1911 16 Millionen Köpfe betrug, während die Bevölkerung Großbritanniens nicht um mehr als 8, die weiße Bevölkerung des ganzen britischen Reiches nicht um viel mehr als 12 Millionen Köpfe zunahm. Man muß sich in England vergegenwärtigen, daß die Bevölkerung Deutschlands um 5,6 Millionen Köpfe größer ist, als die weiße Bevölkerung des ganzen britischen Weltreiches. Diese deutsche Volkszunahme zwingt zu der industriellen Entwicklung und ist gleichzeitig ein Hauptfaktor bei der wachsenden gewerblichen Leistungsfähigkeit.

Die Mißstimmung über die deutsche Konkurrenz wurde in englischen Zeitungen zuerst in den achtziger Jahren merklich, als tatsächlich der deutsche Außenhandel garkeine Fortschritte machte und sich im gleichen Stillstand befand wie der Englands und aller anderen Handelsstaaten seit 1874. In solchen Zeiten der Depression sucht die öffentliche Meinung nach Schuldigen. In England wurde die deutsche Konkurrenz zum Sündenbock. Die Verstimmung wurde verstärkt durch die an sich ganz berechtigte Werbearbeit der englischen Patrioten, die England aufzurütteln suchten durch den Hinweis auf deutsche Handelsmethoden, technische Erziehung usw. Die dauernden Hinweise auf Deutschlands Fortschritte haben aber nicht bloß dessen Unbeliebtheit gesteigert, sondern auch falsche Vorstellungen über die Art dieses Fortschrittes hervorgerufen. Tatsächlich stand die deutsche Ausfuhr bis zur Mitte der neunziger Jahre still, wo die ungeheure

*) In diesem Augenblicke gehen mir die Zahlen über die englische Handelsbilanz des vorletzten Monats — November 1912 — zu. Auf einen Gesamtumsatz von £ 124 000 000 beläuft sich die Steigerung für den Monat November gegenüber dem gleichen Monat des Jahres 1911 auf: £ 2 372 000 für die britische Ausfuhr und £ 5 500 000 für die britische Einfuhr.

Daß diese Zahlen der Bekehrung Englands zum Schutzzoll kein günstiges Prognostikon stellen, liegt auf der Hand.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zunahme der Handelsumsätze in der ganzen Welt begann. Dieses große Aufsteigen der Ausfuhr begann in Deutschland um 1895, früher als in England, sodaß zunächst der Vorsprung der englischen Ausfuhrwerte sich verminderte. Seit etwa 1899 aber ist die Zunahme der englischen und der deutschen Ausfuhrwerte ungefähr gleich groß, beträgt von 1900 bis 1911 für Deutschland etwa 170 Millionen £, für England etwa 165 Millionen £, während, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, die Zunahme der Ausfuhr in England etwas größer ist als in Deutschland. Der Zuwachs der Ausfuhr ist aber in ganz verschiedenen Richtungen vor sich gegangen. In Europa sind die Fortschritte Deutschlands größer gewesen, über See die Englands, worin sich die Gunst der Lage Deutschlands inmitten Europas, die Gunst der Lage Englands im Seeverkehr ausdrückt, Vorzüge, die kein Krieg ändern kann.

Die wachsende Ähnlichkeit der wirtschaftlichen Struktur Englands und Deutschlands bedeutet zwar Konkurrenz, aber gleichzeitig auch Gemeinschaft der Interessen, so vor allem in der wirtschaftlichen Erschließung überseeischer Gebiete. Wie es zuerst England gewesen ist, das in seinen Kolonien fremde Waren und Kaufleute zuließ und den nahen und fernen Osten dem Handel erschlossen hat, so hat Deutschland, seit es sich überseeisch betätigen konnte, in derselben Richtung gewirkt, im fernen Osten wie in Afrika, und ist von der Kongokonferenz bis zum Marokkovertrag für die gleiche wirtschaftliche Konkurrenz aller Völker eingetreten.

Die Gemeinschaft wirtschaftlicher Interessen zeigt sich vor allem darin, daß England und Deutschland gegenseitig ihre besten Kunden sind. Im Gegensatz zu der Anschauung, daß die Grundlage des internationalen Handels der Austausch von Rohprodukten gegen Fabrikate ist, hat der Handel zwischen England und Deutschland immer stärker zugenommen, je mehr beide Länder sich wirtschaftlich ähnlich geworden sind. Die Ausfuhr Englands nach Deutschland ist größer als nach irgendeinem anderen unabhängigen Lande und wird nur von der Ausfuhr nach einer britischen Besitzung übertroffen, der nach Indien. Die Ausfuhr nach Deutschland ist größer, als die nach Frankreich und nach Rußland zusammengenommen. Von der ungeheueren Zunahme der englischen Ausfuhr 1904 bis 1911 nahm Deutschland allein ein Zehntel auf, doppelt soviel wie Frankreich oder die Vereinigten Staaten. Der Anstoß zu der ganzen großen Zunahme des Außenhandels seit den neunziger Jahren ist von Deutschland ausgegangen. Noch bemerkenswerter ist die Zunahme der Einfuhr Deutschlands aus den britischen Besitzungen, für die es eines der wichtigsten Absatzgebiete ist, während die deutsche Ausfuhr dahin nur langsam wächst. Während im Verkehr mit dem Vereinigten Königreich die deutsche Ausfuhr größer ist, als die Einfuhr, ist es im Verkehr mit dem ganzen britischen Reich umgekehrt, ein wichtiger Gesichtspunkt für diejenigen, die in England die Interessen des „Empire" vor allem betonen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist frivol, leichthin von einem Krieg zu sprechen, der die wirtschaftlichen Interessen der beiden großen Absatzgebiete schädigen würde. Unter modernen Lebens- und Wirtschaftsverhältnissen können aber die wirtschaftlichen Produktivkräfte eines Kulturvolkes überhaupt durch einen Krieg nur vorübergehend zurückgehalten werden. Das zeigt das Beispiel Frankreichs nach 1870.

Kein Krieg kann die zwingenden, natürlichen Gründe für die wirtschaftliche Konkurrenz: die Zunahme der Bevölkerung und die Eigenart der geographischen Lage zerstören.

Es ist denkbar, daß die internationale wirtschaftliche Konkurrenz auf demselben Wege gemildert werden wird, auf dem sie im Innern der Staaten sich abschwächt, durch Preisvereinbarungen, Kartelle und dergleichen. Aber sie ist an sich die Folge notwendiger und natürlicher Ursachen, und das müssen die Völker einsehen und sich damit abfinden. —

Diese nach mancher Richtung hin verblüffenden Feststellungen der deutschen Wissenschaft erhielten bei den Verhandlungen in London eine wirksame Ergänzung durch die Erfahrungen eines Mannes, der durch seine Stellung besonders berufen ist, die Entwicklung und Organisation des internationalen Handels genauer zu verfolgen. Sir Charles W. Macara entwickelte in einem kurzen Referat über internationale Industrie und internationalen Handel die Gedanken und Beobachtungen, die er als Präsident des Internationalen Verbandes der Baumwollspinner und Seidenvereinigung und als Präsident des Vereins englischer Baumwollspinner während einer langen Reihe von Jahren hat sammeln können. Es war lehrreich, zu sehen, wie seine Betrachtungen der internationalen Handelsbeziehungen vom Standpunkt der praktischen Erfahrung genau zu denselben Resultaten führten, wie die rein akademischen Erörterungen und Feststellungen des deutschen Gelehrten.

Macara betonte zunächst, wieviel erzieherische Arbeit sowohl von dem Internationalen Verband der Baumwollspinner- und Webervereinigungen, der im Jahre 1904 in Zürich gegründet wurde, als auch von dem Internationalen landwirtschaftlichen Institut in Rom, an dessen Gründung nicht weniger als 49 Staaten beteiligt sind, geleistet worden ist. Die zahlreichen wertvollen Aufschlüsse, die von beiden Institutionen verbreitet wurden, beweisen deutlich die völlige gegenseitige Abhängigkeit der Völker. Wenn diese gegenseitige Abhängigkeit der Völker erst völlig erkannt sein wird, braucht man, wie Sir Edward Grey in einer Ansprache an das Internationale Baumwoll-Komitee ausführte, eine Störung des Weltfriedens nicht mehr zu fürchten. „Wenn", so sagte Macara wörtlich, „die Industriezweige, welche die wesentlichen Bedürfnisse des Menschengeschlechtes befriedigen, mit dem weitausschauenden Blick geleitet werden sollen, der für ihren Erfolg wesentlich ist, so braucht zwischen den Völkern kein größerer Wettbewerb zu bestehen, als er zwischen einzelnen Personen vorhanden ist. Individueller und nationaler Wettbewerb hat von jeher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestanden, und bei beiden hat derjenige den besten Erfolg, der über die größten Hilfsmittel und die größte Energie verfügt."

Die Arbeiten der beiden internationalen Organisationen, denen Macara nahesteht, haben in der Tat deutlich bewiesen, daß die Vertreter der zahlreichen Nationen der Welt sich zu freundschaftlichen Versammlungen zusammenfinden und Probleme erörtern können, die das Wohlergehen aller betreffen und nur durch gemeinsames Zusammenarbeiten lösbar sind. Sie haben auch ergeben, daß trotz der großen Rüstungen und der leidenschaftlichsten Preßerörterungen die Gemeinsamkeit der Interessen der Kulturvölker, namentlich auch Deutschlands und Englands, im Wachsen begriffen ist und daß die erwerbenden und produzierenden Klassen, von dieser Erkenntnis durchdrungen, bereit sind, die Verständigung zwischen den Völkern fördern zu helfen.

Der Handel zwischen Deutschland und England, der in runden Ziffern einen Wert von jährlich 120 000 000 £ aufweist, hat sich durch Jahre gegenseitigen Vertrauens hindurch allmählich zu der heutigen Höhe entwickelt. In finanzieller Hinsicht sind die beiden Länder ebenfalls eng miteinander verbunden. Aber diese beiden Werte, so gewaltig sie sind, würden durch die ungeheuren Schäden bei weitem übertroffen werden, wenn irgendein Mißverständnis zu einem Kriege führen sollte. In der Tat muß es jedem, der die Daseinsgrundlagen der beiden Länder kennt, ohne weiteres einleuchten, daß es ihnen unmöglich wäre, aus einem Kampfe ohne unwiedereinbringliche Verluste für beide Teile hervorzugehen. „Im allgemeinen", so führte Macara aus, „fürchte ich, daß Staatsmänner und Diplomaten wenig Gelegenheit haben, die schweren Folgen zu ermessen, die ein Krieg auf die ständig wachsenden Verschlingungen der Industrie und des Handels haben müßte, und das hieraus entstehende ungeheure Chaos zu beurteilen. Es wäre gut, wenn zwischen ihnen und den führenden Männern der Industrie und des Handels ein regerer Verkehr stattfände, so daß sie auf diesem Wege die großen, hier auf dem Spiele stehenden Interessen besser erkennen würden. Dies würde sicher zu einer größeren Sorgfalt bei der Erörterung entstehender Schwierigkeiten beitragen."

Macara ist durch die zahlreichen Konferenzen, die innerhalb der von ihm vertretenen Verbände in den letzten 20 Jahren stattgefunden und zum großen Teil auf die Beseitigung von industriellen Streitigkeiten und Kämpfen hingewirkt haben, zu der Überzeugung gelangt, daß die sorgsame Anwendung eines ähnlichen Verfahrens bei internationalen Streitigkeiten allgemein zu deren Schlichtung und zur Vermeidung des Krieges führen müßten. Macara ist nicht Pacifist. Als eifriger Befürworter einer starken Organisation von Kapital und Arbeit befürwortet er auch eine machtvolle Verteidigungsstellung der Nationen. Gleichzeitig aber ist er von dem Glauben durchdrungen, daß mit dem Fortschreiten der Wissenschaft, der Ausbreitung der Zivilisation und den gemeinsamen internationalen Bestrebungen zur Förderung der Weltarbeit sich reichliche Beschäftigung für alle Nationen bietet und auf diese Weise der internationale Argwohn beseitigt und der Weltfrieden gesichert wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den oben skizzierten Vorträgen blieb ein Gesichtspunkt unerörtert, der bereits vielfach von weitausschauenden Persönlichkeiten betont worden ist: daß nämlich der Wettbewerb Deutschlands belebend und fördernd auf das wirtschaftliche Leben Englands eingewirkt hat. Alles, was konkurrenzlos sich entwickelt, wird auf die Dauer nicht lebensfähig sein und muß verderben. Die ungeheure Vormachtstellung, die England jahrhundertelang besessen hat, drohte, dem Lande gefährlich zu werden. Ein gewisser Widerwillen gegen die Organisierung der Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage hat in England immer geherrscht. Er brachte das Land gegenüber Deutschland, das auf allen Gebieten planmäßig vorgeht und wissenschaftlich organisiert, in den Rückstand. Dieser Rückstand beginnt fühlbar zu werden und hat führende Männer immer wieder veranlaßt, die Abkehr von den alten, verbrauchten Methoden zu fordern.

Das Ziel eines Landes kann unmöglich darin bestehen, Monopolstellungen zu erhalten, es wird vielmehr darauf hinarbeiten, daß die Kräfte, die ein Land groß und stark gemacht haben, frisch und lebensfähig erhalten bleiben. Was England von dem gewaltig aufstrebenden Deutschland gelernt hat, ist nicht gering anzuschlagen. Im vergangenen Jahr sagte mir der Chef des englischen Marinebildungswesens, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Technik: „Die englischen Ingenieure würden in den letzten Jahren kaum solche Leistungen vollbracht haben, wenn sie nicht durch deutsche Konkurrenz und deutsches Beispiel angespornt und beeinflußt worden wären."

Vielleicht wird dem glücklichen Lande, das von Natur und Geschichte jahrhundertelang in gleicher Weise gesegnet war, durch den belebenden und fördernden Einfluß der deutschen Konkurrenz die Möglichkeit gegeben, seine wirtschaftliche Vormachtstellung noch auf absehbare Zeit zu bewahren und im Wettkampfe mit leistungsfähigen Nachbarn sich gesund und lebenskräftig zu erhalten. **Ernst Sieper.**

Jugend als Schicksal.

Wir fühlen die Verpflichtung, die Zukunft unseres Landes zu bedenken. Wir wollen nicht in den Tag hineinleben, sondern dafür sorgen, daß unserm Volk seine Kraft erhalten bleibt. Wir sehen, daß die Schule, besonders die höhere Schule, uns darin nicht genügend unterstützt, daß natürliche Anlagen der Jugend in ihr nicht entwickelt werden, und daß ihr Einfluß auf die Charakterbildung häufig ein schlechter ist. Es ist viel reformiert worden, aber in der Hauptsache ist wenig gebessert, denn die Schule, die das ganze Leben unserer Kinder beherrscht, unterrichtet über vielerlei, aber sie erzieht nicht. Darum hören die Klagen der Eltern nicht auf. Mit Recht!

Die Frage ist nun, ob wir in absehbarer Zeit eine Änderung des Schulbetriebes erwarten dürfen, und wenn nicht, ob wir es bei den Klagen bewenden lassen wollen. Da wir die erste Frage auf Grund der Erfahrung der letzten zehn bis zwanzig Jahre rundweg verneinen müssen, wollen wir es auch mit der zweiten tun und sehen, ob wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsern Kindern nicht von uns aus helfen können, die Schule, wie sie einstweilen noch ist, besser zu ertragen, sodaß sie ihnen mehr nützt und weniger schadet.

Wir Eltern müssen dann bei uns selbst anfangen. Denn es bestätigt sich mehr und mehr, daß sich nur ein Teil unserer Vorwürfe berechtigterweise gegen Lehrer und Unterrichtsmethoden richtet. Die Eigenschaften, die unsre Kinder aus dem Elternhaus in die Schule mitbringen, tragen einen großen Teil der Schuld, und da können wir mit unsrer Reform des Schullebens einsetzen.

Hebbel schreibt über seinen Vater, die Armut sei an die Stelle seiner Seele getreten. Darum habe er an dem Leben seiner Kinder nicht teilnehmen können, ja ihre Freude sei ihm ärgerlich gewesen, und er habe ständig versucht, sie ihnen auszutreiben. — Es braucht nicht immer diese bitterste menschliche Not zu sein, auch andre Sorgen und Schwierigkeiten können das Gefühlsleben der Eltern so beherrschen, daß die Entwicklung des Kindes von Anfang an gedrückt wird, daß Furcht und Scheu Liebe und Vertrauen beeinträchtigen. Hebbels Natur war gigantisch genug, den Kummer der Jugend zu verwerten und gerade aus ihm das Werk seines Lebens zu schmieden: die Tragödie vom Kampf des Einzelnen mit seiner Umwelt. Für weniger kraftvolle Menschen bedeutet die in den Tagen der Kindheit erfahrene Einengung ihrer natürlichen Entfaltung eine Hemmung, die sie nie ganz überwinden. Es mag sein und ist meistens so, daß neue Eindrücke in der Erinnerung an die Stelle der früheren treten, aber die innerste Natur bekommt durch die häusliche Umgebung eine Einstellung, mit der sie im ganzen Leben gewohnheitsmäßig und unwillkürlich auf alle neuen Erlebnisse entsprechend den früheren reagiert. Das Kind ist des Mannes Vater. Aus der eingeengten Kindheit wird nicht wie bei Hebbel das Werk, sondern die Not des Lebens.

Diese Erfahrung können wir täglich machen, doch wird ihr in der Pädagogik noch nicht genügend Beachtung geschenkt. Wahrscheinlich liegt aber gerade hier die Erklärung, warum Kinder mit sonst guten Anlagen in der Schule von Jahr zu Jahr mehr versagen und der häuslichen Erziehung ständig wachsende Schwierigkeiten bereiten.

Wir müssen uns vorstellen, daß im Kinde eine Summe von Kräften liegt, die sich entsprechend seiner individuellen Veranlagung entfalten wollen. Eine bestimmte Richtung des Interesses ist scheinbar noch nicht vorhanden, auch weiß es noch nichts von Grenzen, die der Erfüllbarkeit menschlicher Wünsche gezogen sind. Vor ihm liegt das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, und von den Eltern erwartet es alles: der Vater ist so groß und stark, daß er alles kann, und die Mutter so lieb und gut, daß sie alles geben wird. Für den kindlichen Maßstab ist dies durchaus zutreffend. Aber, je weiter die Jahre vorrücken, desto mehr muß es sich der rauhen Wirklichkeit anzupassen lernen. Das sind bittere Erfahrungen, und es kommt alles darauf an, wie sie gemacht werden, ob dabei Liebe und Vertrauen bewahrt bleiben, oder ob sich bei wider-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

willigem Gehorsam, der sich der Gewalt fügt, im Innern Trotz und Mißtrauen entwickeln.

Ich kenne einen kleinen, eben vierjährigen Knaben, in dessen Köpfchen der Plan gefaßt war, zu den Großeltern zu fahren, eine weite etwa 12stündige Reise, die er schon einigemal, meistens nachts, gemacht hatte. Man wollte ihn auf Weihnachten vertrösten, aber das nützte nichts, er wollte jetzt reisen, und, wenn die Eltern keine Zeit hätten, wolle er allein fahren. „Allein? Aber der Bubi kann doch nicht allein reisen?" „Ja, ja", meinte er, „das geht doch ganz gut!" — Er wurde im Verlauf der Tage immer dringlicher, wollte nicht mehr zu Bett gehen, sondern in der Puff-Puff schlafen, sodaß man es für richtig hielt, auf seinen Plan einzugehen. Er müsse dann aber auch alles allein machen, sagte man ihm, auch allein den Koffer packen usw. „Ja, ja", meinte er ganz zuversichtlich. Er verlangte den Schlüssel zur Kofferkammer, holte sich einen kleinen Reisekorb, suchte seine Sachen zusammen, Jacke Höschen, Schuhe, Schwamm, Bürste usw. und legte alles sorgfältig hinein. Dann wurde von der Mutter der Riemen herumgeschnallt, dazu reichte die Kraft noch nicht; er zog den Mantel an, setzte die Mütze auf und sagte sehr fidel adieu, indem er versicherte: „Ich komme bald wieder." — Die Mutter hielt alles noch für Scherz und sah belustigt nach, als der Knirps mit seiner Last abzog. Der stürmende Regen, dachte sie, würde ihn bald umkehren lassen. Aber, als sie ihn aus dem Fenster beobachtete, merkte sie zu ihrem Schrecken, daß es dem Männlein heiliger Ernst war mit seiner Reise in die Welt, und daß er so schnell wie sein schweres Gepäck es erlaubte, die Straße hinunterzog zur Haltestelle der Trambahn. Sie schickte erst das Mädchen hinterher und lief dann auch selbst nach, aber ehe man ihn einholen konnte, war er schon bei der Elektrischen. Sie hielt gerade, und er kletterte eifrig mitsamt seinem Köfferchen hinauf. Glücklicherweise traf er auf einen gutherzigen Schaffner, der ihn amüsiert fragte: „Hast du auch Geld?" „Ja, ja", sagte er, und öffnete stolz sein leeres Fäustchen. Der Schaffner lachte und erwiderte: „Dafür kann ich dich aber nicht fahren lassen. Da mußt Du warten, bis Deine Eltern mitkommen," und setzte ihn wieder ab. — Nun war die Enttäuschung groß. Er weinte wahrhaft herzzerreißend und sagte dem inzwischen eingetroffenen Mädchen: „Der Mann will mich nicht mitnehmen!" Und dann setzte er sich ganz verzweifelt in all dem Regen auf seinen Korb nieder. So fand ihn die Mutter: ein Häufchen Unglück und Trostlosigkeit, matt von der Anstrengung und Enttäuschung. Ganz bekümmert schlich er an der Hand der Mutter wieder heim. Hänschen klein, wollt allein in die weite Welt hinein und landete wieder im altbekannten Spielzimmer. — Aber sonderbar! Bald hatte er sich beruhigt und war in nächster Zeit so folgsam und gehorsam wie seit langem nicht.

Warum ich dies erzähle! Was scheint selbstverständlicher, als daß man einem kleinen Knaben so abenteuerliche Pläne auszureden sucht, ihn jedenfalls an der Ausführung verhindert, und, wenn er hartnäckig darauf besteht, sodaß er sich, wie in diesem Fall, nicht mehr zu Bett

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bringen lassen will, durch Strenge und Strafe zum Gehorsam zwingt. Es wird gelingen, den jugendlichen Willen zu beugen, aber die Erregung, aus der der Wunsch entstand, bleibt bestehen. Sie verschwindet äußerlich, aber sie wird, sie muß an andrer Stelle wieder zum Vorschein kommen. Daher: wenn ein Wunsch nicht erfüllt werden darf, so muß dem Kinde ein andrer Weg zur Betätigung gewiesen werden, oder, wenn das nicht gelingt, muß die Erfahrung der Unzweckmäßigkeit und Unausführbarkeit möglichst von dem Kinde selbst gewonnen werden, sonst fühlt es Einengung und Vergewaltigung seines Lebens durch die, von denen sein Herz nur alles Gute und Liebe erwartet. Wenn ein Strom in einer gefährlichen Richtung läuft, werden einsichtige Menschen ihm eine andre geben. Der Versuch, ihn aufzustauen, wäre ganz sinnlos. Er würde eines Tags doch nach allen Seiten ausbrechen und überschäumen. Jeder Vergleich hinkt und ist unvollständig, aber dieser mag doch veranschaulichen, welches die Wirkung einer unverständigen Erziehung auf den Energiestrom eines nach Betätigung seiner Kräfte strebenden Kindes ist. Denn Wünsche sind Äußerungen von Energieregungen, die dadurch nicht schwinden, daß man ihre Auswirkung verhindert.

Das ist bei der Erziehung unserer Kleinsten wohl zu beachten. Ähnliches, wie oben erzählt, wiederholt sich nämlich täglich, wenn auch nicht oft an so bedeutsamen Erlebnissen, weil unsre Kinder in den Städten im Vergleich zu denen auf dem Lande oder gar in der Wildnis sowieso in sehr ungünstigen Verhältnissen aufwachsen. Was sind Straßen und Anlagen mit braven Spaziergängen und ein bischen Herumspringen auf überfüllten Spielplätzen im Vergleich zu Garten, Wald und Feld, wo die Kinder ohne Aufsicht der Erwachsenen ihre bösen Erfahrungen selbständig sammeln? Wieviel Rücksicht muß in der Stadtwohnung auf allerhand Menschen, auf Nachbarn, Mietsherrn usw. genommen werden! Wir Eltern sollten daher innerhalb der engen Grenzen, die wir ihnen notgedrungen stecken müssen, möglichst viel Spielraum geben, sie nicht mehr einengen als unbedingt notwendig ist und sehr vorsichtig sein, was und wie wir verbieten.

Aber wir Eltern sind unvollkommene Menschen und lassen uns beherrschen durch unsere Neigungen und Abneigungen, durch Launen und Stimmungen, durch Wünsche und Erwartungen, durch Ärger und Enttäuschung, und unsere Kinder, wie der kleine Hebbel, können sich nicht natürlich entwickeln, weil unser Leben mit unsern Schwierigkeiten und Interessen uns mehr beherrscht als die Aufgabe, die wir in unsern Kindern bekommen haben. Darum können wir nicht auf sie eingehen, und die sogenannte Erziehung unserer Kleinsten besteht meistens nur aus zahllosen Verboten. Damit läßt sich der individuelle Lebenstrieb wohl unterdrücken, aber nicht ausrotten. Er wird sich irgendwie seine eigene Bahn suchen, wird sich in Träumereien und Phantasien Ersatz schaffen für das durch die Eltern verhinderte Kräftespiel oder wird sich, aller Erziehung zum Trotz, irgendwie ein unerlaubtes Betätigungsgebiet suchen. Der vierjährige kleine Weltreisende, den man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an dem ersten selbständigen Schritt ins Leben und allen späteren gewaltsam verhindert, ist dann 10 Jahre später zum tatenlosen Träumer oder zum nicht mehr zu bändigenden Flegel geworden. — Nicht immer! Gewiß nicht, aber wir wollen ja nicht von den sogenannten normalen Kindern reden, obgleich darüber in diesem Zusammenhang auch noch manches zu sagen wäre, sondern von den vielen „schwierigen", die eine stete Sorge und ein unlösbares Rätsel für Eltern und Lehrer sind, und denen zu helfen wäre, wenn wir die Schuld bei uns, bei uns Eltern und uns Lehrern, suchen würden und nicht bei ihnen.

Denn sie halten in den meisten Fällen nur eine ihnen von frühester Jugend gewohnt gewordene Art, vielmehr eine ihnen zur Gewohnheit gemachte Unart fest und reagieren, wie oben bereits gesagt, auf alle neuen Erlebnisse wie auf die früheren. Denn in der Kindheit bildet sich, und zwar vom ersten Jahre an, die Formel, nach der später Menschen und Dinge aufgefaßt und behandelt werden.

Zur Erläuterung zwei Beispiele aus der eigenen Praxis. Erstens ein Knabe, den ich vor mehreren Jahren kannte. Er war ein sehr aufgeweckter, frischer, kleiner Kerl mit klarem Kopf, Unternehmungsgeist, Erfindungsgabe und starkem Eigenwillen. Statt letzteren mit viel Geduld und Überlegung zu leiten, glaubten die Eltern, in bester Absicht nach dem pädagogischen Rezept des Mittelalters handelnd, ihn brechen zu müssen. Der Junge wehrte sich tapfer gegen diese gewaltsame Eindämmung seines Lebensstromes. Wäre er noch energischer gewesen, hätte er auch äußerlich seinen Trotz, wie es heißt, oder seine Empörung über die Vergewaltigung seiner Natur, wie man richtiger sagen würde, beibehalten. So aber gab er schließlich äußerlich mehr und mehr nach. Die Disziplin hatte gesiegt. Aber nur scheinbar. Die innere Auflehnung blieb. Er fügte sich im Grunde nicht. Da er nicht machen durfte, was er wollte — selbstverständlich nicht — aber auch keine Lenkung seiner Energieentfaltung bekam, so tat er wenigstens nicht, was er sollte. — Er kam in die Schule. Erst wirkte noch der ursprüngliche Tätigkeitsdrang, unterstützt durch eine gütige Lehrerin. Er lernte gut und war immer Erster oder Zweiter der Klasse. Dann geriet er in die Hände eines sogenannten energischen Lehrers. Jetzt stellte sich das häusliche Milieu in der Schule wieder her. Auf gewalttätige Behandlung reagierte er mit Trägheit und Unaufmerksamkeit. Scheinbar berechtigte Folge: verdoppelte Strenge des Lehrers, mit dem Ergebnis, daß der Junge von Jahr zu Jahr mehr versagte, sich mehr und mehr seinen Träumereien und Phantasien überließ, in denen er nun, statt mit Leistungen, wie seine Natur sie ursprünglich wollte, vorwärts zu streben, den Tüchtigen, gar den Helden spielt, bis es zu spät ist.

Diesem passiven Typus eines Knaben, in dem der Energiestrom innerlich gegen den gezogenen Damm gährt und schäumt, während oben alles ruhig scheint, stelle ich als zweites Beispiel den höchst aktiven Trotzkopf gegenüber. Er hat ebenfalls einen sehr energischen Vater. Die Mutter ist liebevoll, aber kränklich und kann sich daher nicht viel um ihre Kinder kümmern. Der Sohn, der große Liebe zu ihr hat,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leidet unter der oft unfreundlichen Behandlung, die ihr der Vater zuteil werden läßt. Dadurch entstand eine gewisse Auflehnung gegen den Vater, die verstärkt wurde durch die fortwährende, herrische und oft launenhafte Beschränkung seines kindlichen, aber sehr starken Lebenstriebes. Dieser Junge verlangte noch mehr als der andre weise Leitung und Führung. Man gab sie ihm nicht. Man dämmte ihn ein. Er wehrte sich dagegen mit aller ihm innewohnenden Kraft und sagte damit gewissermaßen: zeigt mir und meinem Lebensstrom den Weg! — Niemand verstand ihn. So geriet er in eine große Vertrauensnot. — In dieser seelischen Verfassung, die man dem gut angezogenen kleinen Kerl mit der guten Kinderstube eines vornehmen Hauses nicht anmerkte, kam er in die Schule, gewohnt, sich allen Geboten und Verboten zu widersetzen. Folge: man will ihn bändigen. Er tobt. Da er ja kein schlechter Kerl ist, sondern eigentlich nur seinen Lebenstrieb entwickeln will, verspricht er hin und wieder Besserung, die aber von Jahr zu Jahr weniger gelingt. — Gewohnheitsmäßig stellt also auch dieser durch sein Verhalten die häusliche Umgebung wieder her: Er hat kein Vertrauen zum Vater. Er behandelt alle Menschen, die etwas von ihm verlangen, wie den Vater. Sie reagieren darauf wie der Vater. Er hat es erreicht: auch sie verdienen kein Vertrauen.

Diese Beispiele mögen heute für viele andere stehen, die ähnliche Rätsel aufgeben, deren Lösung für alle das Gleiche erweist. Mögen die häuslichen Verhältnisse auch ganz andre als die eben skizzierten sein, es wiederholt sich immer dasselbe: das schwierige Kind verhält sich in der Schule wie zu Haus und sorgt durch sein Benehmen unwillkürlich dafür, daß die seinem bewußten Denken und Fühlen zwar unangenehme, aber dem Gewohnten von jeher entsprechende Situation wiederhergestellt wird. Es versucht zwar, sich dem Leben und seinen Forderungen anzupassen, aber so wie es das von Jugend an versucht hat, nicht in sicherer und ständig zunehmender Entwicklung der eigensten Anlagen, sondern mit der Manier, die es sich zurecht gemacht hat, um irgendwie anerkannt zu werden und vor sich selbst das Gefühl des eigenen Wertes zu behalten.

Wer als Vater, Mutter oder Lehrer das nicht sieht, trägt durch das eigene Benehmen dazu bei, das Kind immer wieder in diesem ungünstigen Verhalten zu bestärken. Und fester und fester baut sich aus der eingeschränkten Kindheit der Damm, der während eines ganzen Lebens die ursprünglichen Kräfte nicht zur Entfaltung kommen läßt.

Otto Mensendieck.

Die Organisierung der freien Studenten.

Man ist in weiten Kreisen noch immer geneigt, die sogenannten Verbindungen als die einzig mögliche Form des Zusammenlebens der Studenten anzusehen und hat sich nicht mit der Tatsache abgefunden, daß heute mehr als die Hälfte aller Studenten es meidet, sich diesen Formen einzufügen, wie immer sie beschaffen sein mögen. Mehr als die Hälfte der Studenten

bleibt „wild", bleibt frei. Die mannigfachen Gründe sollen hier nicht untersucht werden. Tatsache ist nur, daß die Verbindungen in ihrer Gesamtheit stetig an Boden verlieren. So würde die Zersplitterung der Studentenschaft von der Gruppenbildung zur Vereinzelung fortschreiten, wenn nicht seit langer Zeit schon die Organisierung der freien Studenten begonnen hätte, eine Entwicklung, deren Bedeutung der Aufmerksamkeit vielfach entgangen ist.

Zweifellos hat die Studentenschaft in früheren Jahrhunderten eine äußerlich und innerlich viel festere Einheit gebildet. Durch die Tracht waren alle Studenten von den anderen Ständen unterschieden. Die Hochschulen hatten manche Sonderrechte, zum Beispiel ihre eigene Gerichtsbarkeit. Allen Lehrern und Studenten war die lateinische Sprache als gesprochene Gelehrtensprache gemeinsam. Auch bildeten sich besondere Formen deutscher Sprache in der Studentenschaft heraus. Ein großer Teil des Studiengangs war für alle gleichmäßig vorgeschrieben. Die Wissenschaft war noch nicht so in winzige Teilgebiete zerklüftet, und die Hochschule war mehr Lehr- als Forschungsanstalt, sodaß tatsächlich ein großer Teil des Wissens Gemeingut war. So gewinnen wir von der Gelehrtenwelt alter Zeit das Bild einer abgeschlossenen Zunft, in der man, wenn man ihr einmal angehörte, mit seinem ganzen Leben und allen Anschauungen wurzelte. Die neue Zeit hat die uralten genossenschaftlichen Bildungen auf allen Gebieten mählich zersetzt, und so sind auch für die Studentenschaft nur Reste übrig geblieben, die sich mittelalterlich genug ausnehmen. — Es ist so weit gekommen, daß ein hochangesehener Hochschullehrer allen Ernstes sagen konnte, die Anarchie sei der natürliche Zustand der Studentenschaft. Wer kann bestreiten, daß dieser Zustand beim gewaltigen Anwachsen der Wissenschaft und der Studentenschaft mit Notwendigkeit geworden ist. Es fragt sich nur, ob man willenlos alles gehen lassen solle wie es geht, statt handelnd einzugreifen, um die Anarchie zu beseitigen. Es fragt sich, ob nicht trotz aller Zersetzung noch genug vorhanden ist, was die Studenten alle innerlich verbindet, was, wie auf anderen Lebensgebieten, so auch innerhalb der Studentenschaft, eine neue Organisationsbildung möglich erscheinen läßt, ob nicht auch der Zweck der Studentenschaft nach einer Organisation verlangt in einer Zeit, da Organisation das Zauberwort ist, das alles beherrscht.

Ob der einzelne Student es wissen will oder nicht, er ist doch ein Stipendiat des deutschen Volkes, das die Hochschulen aus öffentlichen Mitteln erhält. So ist allen nach wie vor das Vorrecht gemeinsam, einige Jahre hindurch alle öffentlichen Hilfsmittel zu brauchen, um sich akademische Bildung anzueignen. Und ganz gleichgültig, mit welchem Nachdruck und Erfolg sie dies Vorrecht ausgenutzt haben, als sogenannte akademisch Gebildete stehen sie auch in ihrem späteren Leben als ein besonderer Stand im Volk zusammengehörig und angesehen da. Es ist also trotz aller Zersetzung der äußeren Formen so, daß die akademische Bildung sie alle mit unsichtbaren Fäden umschlingt. Die Tatsache schon, daß sie einmal die Möglichkeit hatten, in Fühlung zu treten mit der Wissenschaft, mit allem, was Menschengeist in heißem Bemühen an Erkenntnis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Erkenntniswegen erarbeitet hat, gibt ihnen das gemeinsame Gepräge, gibt ihnen, verdient oder unverdient, die besondere Weihe. Aber die Zeit ist nicht mehr fern, wo das deutsche Volk mehr als bisher Rechenschaft fordern wird von seinen Stipendiaten, ob sie das ihnen mit Bedacht eingeräumte Vorrecht genutzt, ob sie sich akademische Bildung angeeignet haben. Denn darum nur nimmt es alle Lasten für Bildungsanstalten willig auf sich, damit ihm aus überlieferter und neuer Erkenntnis immer wieder die geistige Herrschaft über die Mannigfaltigkeit des Lebens erwachse, nicht aber, damit ihm Halbbildung alle lebendigen Triebe töte.

Ob aber die Hochschulen ihre Aufgaben als Bildungsstätten erfüllen, liegt nicht nur bei ihnen, auch nicht nur im Willen des Einzelnen, sondern zugleich im Zustand der Gesamtheit. Alle Vereinzelung, alle Absonderung in Gruppen kann den Studenten in keiner Weise unabhängig machen vom Zustand der Studentenschaft. Ist der anarchisch, so heißt das nur, daß sie sich widerstandslos beherrschen läßt von unüberwachten Ideen und Strömungen. Und tatsächlich werden die meisten Studenten, bewußt oder unbewußt, mehr oder weniger, geleitet und in ihren Handlungen bestimmt durch altüberlieferte Ideen und ihre Formen, die Sitten und Gebräuche. Noch ehe sie die Hochschule beziehen, dringen diese Einflüsse durch tausend feine Röhren zu ihnen und bilden in ihnen bestimmte Anschauungen aus, z. B. über studentischen Lebensgenuß und akademische Freiheit. Während der Studienzeit mehren sich die unbeachteten Einflüsse und entscheiden oft genug darüber, ob sie je das eigentliche Ziel des Hochschulbesuchs, eine vertiefte akademische Bildung erreichen. Endlich wird im späteren Leben ihre Beziehung zur Gesamtheit des Volkes stark bestimmt durch die Anschauungen, die sie im studentischen Leben erworben haben. Wäre es noch wenigstens geistiger Hochmut, der auf vertiefter Bildung beruhte! Das wäre allenfalls noch Etwas! Aber meist sind es Anschauungen, die garnichts mit akademischer Bildung zu tun haben: Ein maßlos übersteigertes Ehrgefühl, das durch die besonderen Ideen von Ehre und Genugtuung mit der Waffe großgezogen wird, ein Standesgefühl, das nicht etwa auf Leistungen beruht, sondern sich nur durch Abschluß im engen Kreis vor jeder störenden Kritik künstlich erhält und voll Anmaßung gegenüber den Erwerbsständen ist, und eine grob sinnliche Auffassung des Lebensgenusses, dessen Gipfel die Kneipe ist. Das sind Stücke der Lebensanschauung, die sich viele der bevorrechteten Söhne des Volkes während ihrer Studienzeit erwerben. Weit über die Verbindungen hinaus, die sich ja teilweise schon wandeln, reicht die Macht solcher Überlieferungen. Da kann nicht dieses oder jenes Mittel helfen. Eine ganz neue Organisierung unter dem einigenden Gesichtspunkt akademischer Bildung nur kann diese alten Tafeln der Werte zerbrechen.

Neben den überlieferten Ideen, die aus der Vergangenheit der Studentenschaft stammen, haben andere verhetzend und zersetzend auf sie eingewirkt, die von außen kommen und ebensowenig unmittelbar mit dem Zweck des Studiums zu tun haben: parteipolitische, religiöse und ähnliche Strömungen. Mehr und mehr wird die unorganisierte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Masse der Studenten von allen außerakademischen Bewegungen als ein herrenloses Feld angesehen, daß man nach Gefallen in Besitz nehmen und bebauen kann. Schon heute gelangen viele nie zur rechten Erfassung der Wissenschaft, weil sie durch politische Tätigkeit zu früh abgelenkt werden. Nur eine ganz neue Organisierung unter dem einigenden Gesichtspunkt akademischer Bildung kann diese Gefahr abwenden.

Das ist die Grundidee der freistudentischen Bewegung*). Erscheint eine Organisierung der Studentenschaft möglich, da tatsächlich eine innere Einheit durch die Aufgabe akademischer Bildung gegeben ist, erscheint sie notwendig, da die Erfüllung dieser Aufgabe durch überlieferte und außerakademische Ideen schwer gefährdet ist, so muß man, sagen die Freistudenten, all den trennenden Fragen eine neutrale Organisation überordnen, die alle ihre Organisierungsarbeit unter den Gesichtspunkt akademischer Bildung stellt.

Unter akademischer Bildung ist dabei eine vertiefte Bildung zu verstehen, die in der wissenschaftlichen Fachbildung wurzelt und von ihr aus eine Allgemeinbildung in der Erfassung der Grundlagen menschlicher Kultur erstrebt, nicht durch Wissen allein, sondern durch Anschauung und Fühlung auf allen Lebensgebieten, eine Allgemeinbildung, die nur möglich ist in einem gesunden Körper mit weit geöffneten Sinnen. Selbsterziehung, Selbstbestimmung, Selbsterkenntnis und Verständnis über die eigene Persönlichkeit hinaus für die weite Welt des Andersartigen sind in der neuen Gemeinschaft die Ideale. So erstrebt die Freistudentenschaft in unermüdlicher Arbeit Organisationen, die geeignet sind, in schwieriger Zeit mitzuwirken an der Aufgabe der Hochschule. Durch die Einrichtung von Bildungsmöglichkeiten kann sie die Bildungsarbeit der Hochschulen ergänzen, durch Pflege körperlicher Übungen aller Art in großem Umfang die Gesundheit der Studenten heben, durch neue Formen der Geselligkeit dem akademischen Leben erhöhten geistigen Reiz verleihen, durch gemeinsames Vorgehen die wirtschaftliche Lage der Studenten bessern und endlich aus persönlich erlebten Bedürfnissen heraus auf den Ausbau der Hochschulen Einfluß gewinnen. Für eine Gemeinschaftsorganisation der Studenten hat sich dieses Programm bisher als das einzig mögliche erwiesen, da neben das freistudentische weder ein anderes getreten ist, noch bei der praktischen Arbeit neue Grundideen zutage gefördert sind. Daher kann man sagen: die Ideen der freistudentischen Bewegung bedeuten nichts anderes als Selbstbesinnung der deutschen Studentenschaft auf ihren Zweck, auf ihre Pflicht dem deutschen Volke gegenüber, sich in erster Linie eine vertiefte akademische Bildung anzueignen.

Dieser Gedanke konnte nur wirksam werden unter den freien Studenten, da die Verbindungen sich in überlieferter Feindschaft gegenüberstanden. Daher mußte man sich bescheiden und zunächst die Zusammen-

---

*) Dr. Felix Behrend: Der freistudentische Ideenkreis. München 1911. R. Beyschlag. 21.—26. Tausend.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fassung der freien Studenten erstreben. Man hielt dabei an dem Grundsatz fest, daß alle Veranstaltungen jedem Studenten offen stehen, wovon Verbindungsstudenten vielfach Gebrauch machen. Was aber geschichtlich bedeutsamer ist, die feindlichen Gruppen haben sich im Gegensatz zu den neuen Organisationen wider Willen zu einer äußerlichen Einheit zusammengeschlossen. So führt die Organisierung der freien Studenten mittelbar auch die Einigung der Studentenschaft herbei, wenn erst die Verbindungen über die engen Grenzen ihrer Sonderinteressen hinaus sich allgemeinen akademischen Aufgaben zuwenden.

Im Gegensatz zu früheren zunftmäßigen Organisationen, die tief in das persönliche Leben des Einzelnen eingriffen, kann die neue Gemeinschaft nur ein lockerer Zweckverband sein. Als erstrebte Form galt lange die, daß von einer Allgemeinen Versammlung der freien Studenten ein Ausschuß gewählt und mit der Vertretung und Förderung der allgemeinen akademischen Interessen der freien Studenten betraut wurde. (Vertretungsprinzip.) In letzter Zeit richtete man erneut das Augenmerk auf die Gesamtstudentenschaft und auf Allgemeine Studentenausschüsse und bildete eine neue Form aus, das Home-rule-System, das für die Verbindungen und die freien Studenten je einen besonderen Unterausschuß fordert. Weil aber die Verbindungen wegen ihrer Sondereinrichtungen für manche Wünsche der freien Studenten keine und überhaupt für die im freistudentischen Programm geforderte Arbeit noch nicht genug Teilnahme übrig haben, so ist selbständige Handlungsfreiheit jedes Ausschusses unerläßliche Forderung. Die Zeit für allgemeine Studenten-Ausschüsse auf Grundlage allgemeiner Wahlen ist noch nicht gekommen: die Organisierung der Studentenschaft muß erst viel weiter vorgeschritten sein.

Im Sinne ihres Programms arbeitet die Freistudentenschaft seit mehr als 15 Jahren an der Organisierung der deutschen Studenten. Schon sind erprobte feingegliederte Organisationsformen entstanden, in denen sich mannigfaltiges Gemeinschaftsleben sammelt. In 35 Organisationen sind etwa 800 Studenten ehrenamtlich tätig. Vielfach bekämpft von den Verbindungen, selten offen und rückhaltlos unterstützt von leitenden Persönlichkeiten, oft geschmäht und oft mißverstanden gelobt von den außerakademischen Strömungen, gegen die sie sich neutral verhält, manchmal gefährdet von unreifen Köpfen aus ihren eigenen Reihen, so schreitet sie doch stetig zu neuen Erfolgen fort. Werden auch ihre Ideen einmal in irgendeinem ihrer Träger getrübt und entstellt, sie treten immer wieder klar hervor, weil sie mit dem tiefen Untergrund der lebendigen Wirklichkeit zusammenhängen. Die Bewegung ist nicht künstlich von oben oder außen in die Studentenschaft hineingetragen, sondern eben daraus gewinnt sie ihre unerschöpfliche Kraft, daß sie aus der Tiefe kommt. Aus erlebten Nöten und seherischen Begeisterungen sind ihre Ideen emporgewachsen. Sie werden unaufhaltsam Ereignis. Wer könnte dem Ringen dieser Ideen nach Gestaltung teilnahmlos gegenüberstehen? Sie erfassen, heben und fördern den Einzelnen, der sich dem Kreis der Hochschule naht, sie überwinden an ihr die Anarchie und schaffen eine Gemeinschaft, in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alle auf Ausbildung des ganzen Menschen gerichteten Kräfte und Bedürfnisse zusammenströmen, sie lösen mählich die Macht der leeren, erstarrten, überlieferten Sitten und Formen, sie wandeln die herrschenden Anschauungen in bildungs- und lebenfördernde um. Die deutsche Studentenschaft schreitet langsam einer geistigen Erneuerung entgegen, von der Selbstbesinnung auf ihren Zweck zur Selbstbestimmung, zur bewußten willensstarken Mitarbeit an den Aufgaben der Hochschule. Man wird dem neuen Studententum zujubeln, überall, wo man die Bedeutung unserer Hochschulen im ganzen Umfange erkennt und wo das Gefühl dafür lebendig ist, daß unser Vaterland von seinen Akademikern mehr verlangt, als eine äußerliche oder einseitige Bildung. **Dr. phil. Walter A. Berendsohn.**

Die Eigengesetzlichkeit des Geldes.

Eine Entdeckung des Kaufmanns Silvio Gesell.

Der „Vortrupp" ist ein ausgemachter Feind der so weit verbreiteten feigen Sitte, neue Gedanken geflissentlich totzuschweigen, und wird, wo er kann, der Unterdrückung lebensberechtigter Gedanken entgegentreten. Schon deshalb bringen wir Gustav Simons' Aufsatz über Silvio Gesells Geldlehre. Es wird nämlich Silvio Gesell außerordentlich erschwert, seine neuen Gedanken über Geld- und Zinslehre in die Öffentlichkeit zu tragen. Wenn der „Vortrupp" also diesen Aufsatz abdruckt, tut er es aus rein sittlichen Gründen, ohne zur Sache selbst Stellung zu nehmen. Wenn Silvio Gesell unrecht hat, so muß man ihn widerlegen, aber nicht totschweigen. **Vortrupp.**

Bedarf Gesell in mir eines Übersetzers für die Leser dieser Zeitschrift, nachdem er über seine Entdeckungen auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete selbst logisch einwandfreie Bücher geschrieben hat? Für diejenigen Leser des „Vortrupp" gewiß nicht, die selbst jahrzehntelang an verschiedenen Stellen im praktischen Leben gestanden und in ihm Tausende von Einzelerfahrungen gesammelt haben. Denen geben die Bücher Gesells die Krönung des Tatsachenmaterials durch die zugrunde liegenden Gesetze. Wer aber in unserer weitgetriebenen Arbeitsteilung nur einen Ausschnitt aus dem Gesamtleben als Spezialist zu schauen bekommen hat, und den tieferen Zusammenhängen nicht so hat nachgehen können, der aber doch ahnt, daß ohne das Studium solcher Zusammenhänge sein Weltbild ein falsches, mindestens ein ungenügendes sein muß, dem möchte doch mit einer kurzen sachlichen Darstellung der Gesell'schen Entdeckungen gedient sein, wie sie hier im Folgenden gegeben werden soll.

Gesell setzt doch Vieles als selbstverständlich voraus, was den meisten Berufsspezialisten von heute noch unverständlich ist. Wer dagegen reichliche Erfahrungen im Wirtschaftsleben hat sammeln

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können, der soll ruhig an das Studium der Gesell'schen Werke selbst herangehen. Die Titel lauten in der Reihenfolge des Erscheinens der Bücher: Die Anpassung des Geldes und seiner Verwaltung an die Bedürfnisse des modernen Verkehrs. (1,50 Mk.) Die Verwirklichung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag durch die Boden- und Geldreform. (3 Mk.) Aktive Währungspolitik. (2,50 Mk.) Die neue Lehre vom Geld und Zins. (2,50 Mk.) Alle diese Bücher sind erschienen im Verlag Georg Blumenthal, Großlichterfelde-West.

Ich wende mich in der Hauptsache an die Leser, die zwar sehr gern viel Geld haben möchten, da sie aus Erfahrung wissen, daß ihnen dann sehr viele Mitmenschen zu Diensten stehen, die aber vom Geldwesen an sich wenig wissen. Sie führe ich durch ein Geschichtchen aus einem Gesell'schen Buche mitten hinein in die Seele des Geldwesens.

Eine Auswanderergruppe, in der alle Berufe vertreten waren, und deren Ziel eine einsame Insel war, hatte das Unglück, daß ihr kurz vor der Abfahrt der Kassierer mit dem Gelde davonlief. Bei der Ankunft auf der Insel war nun guter Rat teuer. Der Stoff, aus dem man daheim sein Geld gemacht hatte, fand sich nicht. Indessen mochten die Auswanderer auf die anerkannten Vorzüge der Arbeitsteilung nicht verzichten. Aber ohne Geld, als Waren-Austauschmittel, keine Arbeitsteilung. Ohne Geld muß man auf die ökonomischen Vorteile der Arbeitsteilung verzichten und auf den rohen Tauschhandel zurückgreifen.

Einer weiß Rat. Er hat auf der Insel einen Eichbaum entdeckt, aber auch nicht mehr als den einen. Diesen umzäumt er, schließt den Zaun ab und verkündet den anderen: Ich habe Geld gefunden. Diese einzigartigen Eichelfrüchte, die keine Fälschungen seitens der Menschen zulassen, sollen fortan unser Geld sein. Aber — und hier enthüllt sich uns die geheimnisvolle Seele des Geldwesens sogleich — nicht die Anzahl Eicheln, sondern das Gramm Eicheln soll unsere neue Geldeinheit sein.

Warum? Ist es nicht besser die Zahl als Geldeinheit zu nehmen? Sie hat doch etwas Bleibendes. Die einzelnen Früchte trocknen ein, und das Gramm Eichelgeld ist ja dadurch etwas Wandelbares. Unser altes Geld war doch etwas Beständiges, hatte fast etwas Ewiges an sich. Und nun dieses in der Luft schwebende und von der Außenluft abhängige neue Geld!

Gewiß! Und in dieser Nichtvergänglichkeit des Geldes, das doch als Warenaustauschmittel dienen soll (einen anderen Zweck hat das Geld garnicht zu erfüllen), liegt die Falschkonstruktion alles bisherigen Geldes, aus welchem Stoffe man es auch von jeher hergestellt hatte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wird die Eichel im Laufe der Zeit, besonders bald nach der Ernte, leichter, so liegt es in dem Charakter dieses Eichelgeldes, daß es seinen Besitzer zwingt, sich schnell mit Waren einzudecken, die er als Konsument vielleicht erst später gebraucht. Denn die Kaufkraft seines Geldes ist jetzt groß und wird bald geringer. Hier sind die Leute sicher vor dem Auftürmen der Ware im Lager der Verkäufer. Auf dieser Insel gibt es keine derartigen Warenaufstauungen, sondern der Geldbesitzer läuft als Käufer hinter dem Warenerzeuger her und sucht sich für das ganze Jahr einzudecken. Hier haben sich die Warenhäuser in lauter einzelne Vorratskammern aufgelöst, weil hier der Geldbesitzer sich in ungünstiger Lage befindet, als die Warenbesitzer. Hier wird das Geld noch schneller schlecht als der Durchschnitt der Waren.

Es sei zugegeben, eine Gleichstellung der Geld- und Warenbesitzer gibt es hier nicht. Der Warenbesitzer hat hier ein ständiges Übergewicht, aber gar zu stolz kann er doch nicht werden, denn besonders alle Waren der Lebensmittelart verderben auch schnell. Deshalb muß er froh sein, sie loszuwerden.

Dieses, lieber Leser, ist die Kehrseite der Medaille, wie wir sie in unserem Gelde, dem nicht schlechter werdenden Gelde, — denn das ist alles bisherigen Geldes wahrer Charakter — täglich vor Augen haben. Bei unserem Gelde gibt es auch keine Wertgleichheit von Geld und Ware, aber das Übergewicht ist bei uns stets, und war es von jeher, auf seiten des Geldes. Unser Geld hat „man" im Laufe der Zeit stets verbessert, d. h. besser gemacht zugunsten derjenigen Kreise, die berufsmäßig sich mit dem Geldverkehr befassen, der Bankiers und ihrer Hinterleute, der Sparer. Jede Verbesserung des Geldes war aber eine Verschlechterung vom Standpunkt der Warenerzeuger und Warenverschleißer. Denn die können nicht warten, da der Charakter aller Waren sie zwingt, allenfalls auch mit Schaden loszuschlagen. Der Geldmann aber kann stets sagen: „Ich passe". Und weiter braucht er nichts zu tun, um seine durch den Geldcharakter günstigere Lage auszunutzen. Eine dauernde Wertverschiedenheit zwischen solchem nicht schlechter werdenden Geld und den schlechter werdenden Waren ist stets vorhanden. Eine andauernde Wuchersituation ist die stetige Begleiterscheinung unseres Geldes. Deshalb ist das Übergewicht der Geldbesitzer über die Warenbesitzer die natürliche Folge. Dieses wirtschaftliche Übergewicht findet in einem Aufgeld auf Geld, Zins genannt, seinen entsprechenden Ausdruck. Deshalb ist auch der Zins von unserem, nicht schlechter werdenden Gelde so untrennbar wie der Schatten von seinem Körper. Die Vorzüge der Geldwirtschaft gegenüber der rohen Tauschwirtschaft erhebt der Geldbesitzer im Zins als

Tribut. Bei eingetretener Arbeitsteilung kann kein Warenbesitzer ohne Geld sein. Deshalb muß er sich diesen Gesellschaftsraub durch den Zins gefallen lassen und den Zins sogar als ersten Bestandteil in die Warenpreise mit aufnehmen. Der Zins zwängt sich dem Verkehr auf, sogar noch vor den Löhnen und dem Unternehmergewinn.

Ohne Zins kein Baugeld — also Baukrise, Arbeitsstockung, Pleite — oder Anerkennung des Zinses als Element, das allem voransteht, eine Abgabe vor aller Arbeitsentlohnung. So verteilen sich die Einkommen auf zwei Arten von Menschen: auf solche, die zur Produktion nichts anderes beitragen, als ihre Drohung, die Produktion ganz zu unterbrechen, und auf solche, die den ganzen Produktionsvorgang als Unternehmer leiten und als Arbeiter mit durchführen helfen.

Man sieht, wie dieser gesellschaftliche Geldkonstruktionsfehler sich bei der Verteilung der Arbeitserträge rächt und jede arbeitsteilige Gesellschaft in zwei Lager zu spalten sucht. In ein Lager der Produktiven, die nur den halben Arbeitsertrag erhalten können, und in das Lager der Rentner, die die sichere Hälfte aller Arbeitserträge sich vorab ausbedingen können.

Können wir aber, wie das besonders die französischen Sozialisten wollten, die Waren nicht zur Stufenhöhe des Geldes erheben, muß aber doch aus Forderungen der Gerechtigkeit Wertgleichheit von Geld und Ware vorhanden sein, damit sich das Angebot von Waren und die im Gelde verkörperte Nachfrage nach Waren stets auf halbem Marktwege begegnen müssen, so bleibt doch logisch nichts anderes übrig, als das Geld (in etwa 52 wöchentlichen Kaskaden) im Laufe des Jahres um so viel schlechter werden zu lassen, wie der Durchschnitt der Waren auch schlechter wird und den Warenbesitzer damit dem steten Angebotszwange unterwirft.

So hat Gesell in der Wertverschiedenheit zwischen Geld und Ware die Geldfehlerquelle aufgedeckt und durch ein logisch einwandfreies Mittel, durch die Anpassung des Charakters des Warenaustauschmittels Geld an den Charakter der Waren das geniale Abhilfemittel danebengestellt. Wer zum Beispiel zu Weihnachten, also in der 51. Woche des Jahres etwas bezahlen will, hätte danach auf 100 Mark 5,10 Mk. Aufgeld zu zahlen. Bekommen hatte er allerdings selbst in der Woche vorher diese 100 Mark mit einem Aufgeld von 5 Mk. von seinem Vorgänger. Dieses Aufgeld soll als Belohnung für den Schutz des Staates gegen Falschmünzerei und für seine Verwaltung des Geldes diesem zufallen.

Kann man aber mit Hilfe der Geldreform den Zins in den kommenden, durch Krisen dann nicht mehr unterbrochenen Zeiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allmählich dadurch zum Verschwinden bringen, daß er „in einem Meere von Realkapital ersäuft", so ist auch die Möglichkeit aller Schuldentilgung in greifbare Nähe gerückt. Dann kann sogar der Boden für Rechnung der Gesamtheit aufgekauft und abbezahlt werden. Denn das, was dann die ehemaligen Bodenbesitzer bekämen, wären Amortisationsraten. So ginge die Tilgung schnell. Anders als mit Hilfe der Geldreform erscheint es unmöglich, unsere Staaten und Gemeinden aus ihrer Schuldknechtschaft zu befreien; anders erscheint es undurchführbar, die Ideale der Bodenreform zu verwirklichen.

Man prüfe die ganze Sachlage und man wird Gesell recht geben müssen. Er suchte und fand die in den Dingen selbst liegende Ordnung, hier die Eigengesetzlichkeit des Geldes. Das Geld darf man nicht willkürlich, dem Eigennutz der Mächtigen folgend, gestalten, sondern der gestaltende Mensch ist überall an die Ordnung gebunden. Diese Ordnung verlangt hier im Gelde einen gehorsamen Diener und Zweckerfüller gesellschaftlicher Erfordernisse. Bis jetzt war das Geld der Tyrann aller produktiv Schaffenden und wirkte wie ein Spaltpilz auf jeden Volksorganismus.

Widerlegt hat den Gesell noch keiner, aber ein Bankier meinte kürzlich, als er Gesell gelesen und verstanden hatte: Dann müßten wir ja alle arbeiten.

Ja, und das wird uns allen gut tun. Der Mensch ist zur Arbeit geboren; sonst wird er krank. **Gustav Simons.**

Was andre sagen

Semesterhefte der Verbandes internationaler Studentenvereine an deutschen Hochschulen. (Schriftleiter: Edgar Herzog, Leipzig.) II. Heft (Winter-Semester 1912/13).

Was kann der Student für die internationale Kulturbewegung tun? Von Alfred H. Fried.

„Die Mitwirkung der deutschen Studenten an dem Werke der internationalen Verständigung ist in erster Linie aus nationalen Gründen wünschenswert. Es geht in der Welt draußen etwas vor, das, wenn es nicht rechtzeitig beachtet wird, für das deutsche Volk von höchstem Nachteil werden kann. Ich meine das große Werk der ‚Internationalen Organisation'. Die Völker haben einsehen gelernt, daß es trotz der mannigfachen trennenden Momente eine große Anzahl von Dingen in dieser Welt gibt, aus denen nur dann Vorteile zu ziehen sind, wenn sie von allen Nationen gemeinsam gepflegt, erstrebt und verwaltet werden. Sie haben erkannt, daß es neben den Sonderinteressen eines jeden

Staates solche gibt, die allen Staaten gemeinsam sind, und die daher am besten vertreten werden können durch internationale Gemeinschaftsarbeit. Ja, wenn man den Dingen weiter nachforscht, so wird man zu der Erkenntnis geleitet, daß heute die wichtigsten Interessen des nationalen Lebens den Rahmen des Staates überschreiten und zu ihrer vernünftigen Vertretung internationaler Regelung bedürfen. Aus all diesen Beweggründen heraus hat sich in den letzten Jahrzehnten jene internationale Organisation zu entwickeln begonnen, die eine Art Weltzweckverband darstellt, am besten als ein internationaler Trust, der zur Erhöhung der nationalen Ziele definiert wird. So betrachtet, stellt sich der moderne Internationalismus als etwas ganz anderes dar, als der Kosmopolitismus unserer Väter und Großväter, der ein Aufgehen der Nationen in der Welt zum Ziele hatte, während der heutige Internationalismus die Nation und ihre Größe direkt zur Voraussetzung und deren weitere Erhöhung zum Endziel hat. Internationalismus im heutigen Sinne ist veredelter Nationalismus.

Die Mitwirkung an der Weiterführung dieses Internationalismus darf daher niemand ablehnen, dem das Interesse seiner eigenen Nation am Herzen liegt: sollte in erster Linie kein gut gesinnter Deutscher ablehnen, denn es wäre ein schwerer nationaler Nachteil für das deutsche Volk, wenn es bei dem Werke der Weltorganisation, d. h. der Organisierung der der Menschheit gemeinsamen Interessen, bei der Verteilung der Rollen und der Arbeit in dieser Organisation . . . . . zu spät kommen würde. . . . ."

Leipziger Neueste Nachrichten vom 12. Dezember 1912 (4. Beilage).

Wer Bücher kauft, kriegt auch Likör. Von Karl Fr. Nowak.

„Die Leute vom Kurfürstendamm waren schon immer besondere Freunde der Literatur. Sie pflegen im „Lessingtheater" zu zischen und zu pfeifen, wenn dort ein Dichter von aufrichtig künstlerischer Sendung aufgeführt wird, sie pflegen sich die Hände im Zirkus wundzuklatschen, wenn Sophokles in die Manege tritt. Ihr Geschmack ist angenehm pervers, ihre literarische Überzeugung immerzu irgendwie originell gebeizt. Zu dramatischen Dialogen gehört zirzensischer Stallgeruch, und zur Literatur im weiteren Sinne gehört Schnaps. Auf dem Kurfürstendamm steht seit einigen Tagen dies neueste Symbol der Menschen von Berlin W.: die alkoholische Buchhandlung — die „Bücherbar" . . . .

Sie ist kein Witz. Sie hält wahrhaftig die lockenden Pforten offen. Lächelnd schreitet im Buchladen eine stattliche Bardame auf und nieder, lächelnd serviert sie dir, wenn du einen Oskar Wilde erstehst, einen Whisky mit Soda, und, wenn du einen Ibsen erwählst, einen nordischen Korn. Die verschiedensten Schriftsteller sind vertreten, die verschiedensten Liköre. Mit einem Wort, der schöne Vers von Wilhelm Busch ist zeitgemäß verwandelt: Wer Bücher kauft, kriegt auch Likör . . . . . Um die Indianer unserer Kultur zugänglicher zu machen, regalierte man sie mit Branntwein. Und man regaliert die Indianer des Kurfürstendammes mit Likören, um sie zu der Literatur in ein zärtlicheres Verhältnis zu setzen.

Nicht nur die Indianer des Kurfürstendammes, die pelzbekleideten Squaws mit den wehenden Pleureusen und die Dandies mit den bartlosen gepflegten Gesichtern und den Goldplattkettchen um die Knöchel. Auch der Fremde soll Bücher kaufen, Schnäpse trinken in Berlin. Über den kleinen Fensterchen ruft eine besondere Tafel die Kostbarkeiten der alkoholischen Buchhandlung in allen Sprachen der gebildeten Welt aus. . . . . Mit einem Worte: die Bücherbar ist kein Witz, sie war ein dringendes Bedürfnis, dem endlich nun Erfüllung ward. Sie steht mitten unter den Leuten des Kurfürstendamms. Und ist teils erheiternd, teils ein Symbol . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Die eigene Meinung.

„Wir würden uns für unsere Meinungen nicht verbrennen lassen: wir sind ihrer nicht so sicher. Aber vielleicht dafür, daß wir unsere Meinungen haben dürfen und ändern dürfen." (Nietzsche.)

Es war ein Phantast, der die Wahrheit suchte. Und als er sie nach langem Suchen gefunden zu haben meinte, da posaunte er es hinaus in die Welt und ließ überall bekannt machen, daß er der Wahrheitsfinder sei. Aber man glaubte ihm nicht und prüfte seine Meinung, und hundert andere Meinungen wurden seiner vermeintlichen Wahrheit entgegengestellt. Da wurde der Phantast traurig und hielt sein Leben für fehlgeschlagen. Denn er glaubte an seine Wahrheit und konnte es nicht ertragen, daß sie von anderen bekrittelt ward. . . . .

Das ist eine törichte Phantasterei, daß einer sein Leben nicht mehr für lebenswert hält, wenn man seine Meinungen nicht anerkennen will. Nein, stolz muß er darauf sein, seine eigene Meinung zu haben; Freude muß er darüber empfinden, sein eigenstes Wesen in seinen Ansichten durchzusetzen. Nachplappern und dasselbe meinen wie die Andern kann Jeder. Aber Eigenes geben und anders meinen als die Andern —— das ist etwas. Was tut's, wenn das Eigene keine Anerkennung findet?

Dann kämpft man eben. Dann sagt man den Menschen: „Seht, das ist's, was ich Euch zu bringen habe. Ist's nicht etwas Erhabenes, Schönes, etwas, das des Kampfes wert ist, den ich drum führe? Hört auf mich! Ich weiß, Ihr glaubt mir nicht, Ihr habt eine andere Meinung. Und Ihr habt Gründe, die Ihr ins Feld führt, Gründe, die Ihr für maßgebend haltet. Gut; aber auch ich habe Gründe und ich meine, daß sie besser sind als die Eurigen. Laßt Euch erzählen."

Und dann trägt man seine Gründe vor, und wer weiß . . . vielleicht bringt man die Andern doch auf seine Seite. Man muß nur kämpfen, immer wieder kämpfen. Das ist das rechte Leben.

Jedenfalls aber muß man uns gestatten, unsere eigene Meinung zu haben und zu vertreten. Ja, gewiß, das verlangen wir! Christen, die wegen ihres Christentums, oder Ketzer, die wegen ihres Ketzertums verbrannt werden, gibt es heute nicht mehr. Aber es gibt eine neue Art des Märtyrertums, das die moderne Gesellschaft geschaffen hat, es gibt Menschen, die wegen ihrer Meinungen von der Gesellschaft geächtet werden. Solche Achtung ist mittelalterliche Torheit, die nicht in unsere Zeit hineinpaßt, das ist eine lächerliche Unduldsamkeit, die wir uns verbitten. Welche Idee es auch sei, die wir vertreten, wir wollen wenigstens unsere Meinung haben dürfen, ohne daß man uns verachtet.

Und noch eins wollen wir: Wir wollen unsere Meinung ändern dürfen, ohne daß man uns verlacht. Freilich nicht so wie jene, die je nach ihren Stimmungen heute so urteilen und morgen entgegengesetzt. Aber man muß uns erlauben, daß wir nach ernster Überlegung unsere eigene Meinung aufgeben können, ohne daß man über unseren Wankelmut spottet. Was hat es für einen Wert, eine Ansicht nach außen hin zu verteidigen, wenn wir ihr im Innern längst entfremdet sind? Laßt uns doch aufrichtig sein

und bekennen, daß wir im Irrtum waren, und laßt uns einstehen für die neue Meinung, die wir nach ernstem Suchen ebensogut unsere „eigene" Meinung nennen können.

Dr. H. G. Schmaltz.

Vom Bunde zur Bekämpfung der Frauenemanzipation. Der neue Bund hat seine erste Tagung gehabt, und er beginnt, Rednerinnen durchs Land zu senden.

Wie das? Der Bund, der die Frau „im Hause" sehen möchte, sendet Rednerinnen aus? Er unterstützt diese als „Emanzipation" zu bezeichnende Erscheinung der Frau auf der Rednertribüne? Ist das nicht ein Widerspruch in sich? Wie muß das Eheglück einer auf einer Vortragsreise für den Bund befindlichen Rednerin beschaffen sein, wenn sie Zeit hat, in Deutschland redend umherzureisen? Müßte nicht gegen solche Förderung der Emanzipation der Frau durch den Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation ein neuer Schutz-Bund gegründet werden?

Aber nein: diese Rednerinnen sind ganz anderer Art, als die Rednerinnen der Frauenbewegung. Sie sprechen, ohne über das, was sie bekämpfen, ohne über das, was sie behaupten, unweiblich gründlich unterrichtet zu sein. Von „echt weiblichen" Wesen und allen, die diese echte Weiblichkeit verehren und sie zu erhalten trachten, darf man doch nicht verlangen, daß sie einen Stoff, über den sie in aller Anmut und Unwissenheit oder auch überzeugungstreuer Voreingenommenheit ein Urteil zu fällen sich getrauen, wirklich beherrschen? Das wäre den Damen gegenüber und auch den Rittern dieser Damen gegenüber zu unhöflich nüchtern gedacht.

Sie urteilen, ohne auf Gründlichkeit Anspruch zu machen. Sie vergleichen z. B. den Juristen mit der Maschinenschreiberin. „Die Maschinenschreiberin verdient mehr als der Referendar!" Referendar ist also entschieden die bestbesoldetste Stelle, die die Rednerin des Bundes unter Juristen bisher ausfindig machte. Also, so folgert sie, ist jeder Frau zu raten, Maschinenschreiben zu erlernen, statt Jura zu studieren. Jura ist unweiblich und bringt auch dem Manne, der den Assessor doch nicht immer besteht, nicht einmal so viel wie Maschinenschreiben ein!

So aus einem Vortrag in Halle a/S.

Ernster als diese im Bundesauftrag durch Deutschland wandernde Dame ist entschieden die erste Rednerin auf der Berliner Hauptversammlung zu nehmen. Persönliche Kultur, Eigenkultur und Kultur der Familie forderte sie neben Sachkultur, die, so behauptete sie nun leider wieder ohne genauere Kenntnis der Dinge, von der Frauenbewegung nicht angestrebt worden sei.

Ob dieser zum Teil sicher trefflichen Rednerin und den Vertretern ihrer Anschauung niemals die in Amelangs Verlag erschienenen „Kulturaufgaben der Frau"*), eine stattliche Reihe von Bänden, in die Hand gekommen sind? Auch von den Kulturaufgaben der Frau im Hause, in der Familie, auch von Wohnungskultur, Vertiefung der Erziehung, des persönlichen Lebens, ist darin die Rede, und die Verfasserinnen sind dabei durchweg Frauen, ja sogar führende Frauen der Frauenbewegung. Auch die Ansprachen Ika Freudenbergs, Dr. Gertrud Bäumers, Dr. Alice Salomons, Gräfin von der Gröbens, Adelheid von Benningsens u. a. an die weibliche Jugend scheinen der Bundesrednerin leider unbekannt geblieben zu sein. Sie betonen ebenfalls Bereicherung des persönlichen Lebens durch Hinauswachsen über oberflächliches Nichtstun, durch Vertiefung der Persönlichkeit, Veredlung der Kultur durch Hinausschauen über Nur-Eigeninteressen, durch Erwecken des Verantwortlichkeitsgefühls

*) Amelang, Leipzig. Jeder Band gebunden 5 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch der weiblichen Jugend dem Gedeihen unseres ganzen deutschen Volkes gegenüber. — Und dann hieß es von anderer Seite in Berlin: „sittlich und religiös habe sich durch die Frauenbewegung nichts ergeben." Ist das Wirken von Frau Katharina Scheven, Anna Pappritz, Ottilie Hoffmann, Paula Müller u. a. in Bezug auf sittliche Höherentwicklung des Volkes den Redenden ganz fremd geblieben? Wissen sie nichts von der ernsten Mitarbeit der Frauenbewegung auf dem Gebiete der Bekämpfung der Unsittlichkeit, der Trunksucht, der Wohnungsnot, der Animierkneipen, des Mädchenhandels? Von dem Streben nach Festigung der sittlichen Anschauungen, wie es die Frauenbewegung, auch im Kampfe gegen Verfechter der freien Liebe, immer als notwendig betont hat? Und religiös? Sind den Bundesmitgliedern die tiefernsten Schriften einer Gräfin Rantzau oder die von ihr in Gemeinschaft mit Berta von Kröcher herausgegebenen „Neuen Zeiten" oder auch die von Frau Ada Weinel geleiteten „Blätter für religiöse Erziehung", oder die Schriften von Frau Else zur Hellen-Pfleiderer u. a. m. nie in die Hand gekommen? Haben sie nie eine Tagung des Deutsch-Evangelischen oder auch des Katholischen Frauenbundes erlebt? Urteilen sie auch hier ohne vorausgegangenes Prüfen?

Wer die Frauenbewegung unvoreingenommen studiert hat, der weiß, wie falsch und oberflächlich die in Berlin gefällten Urteile sind. Die Gefolgschaft, die der Bund bei solcher Kampfweise gewinnen kann, dürfte weder an Zahl noch Art die aufgewandte Mühe lohnen.

Den Bund zu entwaffnen, ist wahrlich nicht schwer. Es genügt, wie uns scheint, hervorzuheben, daß er, ohne die Lage der Dinge genug zu überschauen, in erster Linie mit selbstgeschaffenen Phantomen kämpft. K.-C.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Bode, Dr. Wilhelm: Der größte Betrüger. M. 0,20. Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15.

Colla, Dr. med.: Trinkerbehandlung einst und jetzt. Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15.

Hoppe, Dr. med.: Erhöht der Alkohol die Leistungsfähigkeit des Menschen? M. 0,15. Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15.

Kommerell, Medizinalrat Dr. Eugen: Ärztliches über das Trinken. M. 0,30. Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15.

Ponickau, Prof. Dr.: Warum ich Abstinent geworden bin. M. 0,20. Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15.

Wichtige Kapitel aus der Trinkerfürsorge. Bericht über die III. Konferenz für Trinkerfürsorge am 27. und 28. November 1911 zu Berlin. M. 1,20. Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15.

Vietor, J. K.: Alkohol und Naturvölker. M. 0,40. Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15.

Weber, Prof. Dr. Paul: Der Trinkbrunnen. M. 0,30. Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15.

Tuczek, Dr. med. Franz: Alkohol und Leistungsfähigkeit. M. 0,20. Mäßigkeits-Verlag, Berlin W 15.

Bericht über die 28. Jahresversammlung zu Düsseldorf. M. 1,25. Mäßigkeitsverlag, Berlin W 15.

Vogel, Dr. Karl: Das Recht des Arbeitsvertrages. Selbstverlag, Bremen.

Ritter, Dr. phil. Gerhard: Duell und Reichstag. M. 0,50. Kommissionsverlag von J. P. Peter, Rothenburg o. T.

Klinkicht, M. und Siebert, Dr. K.: Dreihundert berühmte Deutsche. M. 5,50. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Kroug, Wolfgang: Die akademische Vereinigung. M. 0,50. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg i. H.

Moltke, E. v.: Richtig angezogen in Deutschland und im Ausland. L. Handorff, Kiel.

Moeser, Dr. med. H.: Der gesundheitliche Wert der Sonntagsruhe. M. 0,50. Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Blüher, Hans: Wandervogel. Geschichte einer Jugendbewegung. Erster Teil: Heimat und Aufgang. Bernhard Weise, Berlin-Tempelhof.

Volksbildungskalender für das Jahr 1913. M. 1,50. Verlag des Volksbildungskalenders Berlin-Zehlendorf.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. K. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 3 1. Februar 1913

Jahrhundertwandel.

Geschrieben in der Neujahrsnacht 1912/13.

Es ist dunkle Nacht. Wenn der große Zeiger noch einmal das Zifferblatt umwandert hat, ist das Jahr 1912 hinunter auf Nimmerwiederkehr. Ich bin allein. Draußen höhnt der Sturm und grollt das Meer. Ich horche hin, aber meine Gedanken sind weit fort.

Meine Gedanken sind bei einem ernsten, tiefbewegten Manne, einem Feldgeistlichen der Jahre 1813 und 1814, der vor hundert Jahren zur gleichen Stunde auch so allein saß — und mit zitterndem Herzen. Was in seinen Ohren klang und die Fenster seines Zimmers erklirren ließ, war aber nicht Sturm und Flut, es war der Donner der Geschütze, die Wittenberg ängstigten. Was ihm das Herz erbeben machte, war neben dem Gedanken an den Jammer, der auch in dieser Schicksalsstunde so viele kraftvolle Männer mit Vernichtung und Todesqual, so viele vereinsamte Mütter, Witwen und Waisen mit langer Not traf, der durch die gegenwärtigen Schrecken doch nicht erstickte Jubel des Mannes, der sein Volk, das kleine, zertretene, aus seiner Ohnmacht aufstehen sieht.

Er saß und schrieb an seine Lieben daheim:

> „Wohl dem, der das Erwachen eines edlen Volkes erlebte und die Opfer, die unglaublichen, die unzähligen, welche es mit Glauben und Liebe brachte! Unsere Nachkommen werden die einfachsten Erzählungen für erdichtet halten, es nicht glauben, was ein armes Volk gegeben hat, den Enthusiasmus nicht begreifen, . . . mit dem sich ein kraftvolles Volk um den geliebten König sammelte, um mit ihm zu sterben oder zu siegen! . . . Was noch herrlicher und segensreicher ist, ist, daß die Geister aufgewacht sind, daß sich die Deutschen in Glaube und Liebe vereinten und dadurch das Vaterland retteten."

Ich denke an den einsamen, von der Größe der Stunde ahnungsvoll erschütterten Mann, und auch mir bebt das Herz im Leibe. Warum ist es nicht ruhig? Es maß doch mit gelassenem Schlag so manche letzte Jahresstunde aus!

Meine Gedanken wandern aus der Vergangenheit zu Gegenwart und Zukunft, und was mich ergreift, ist ein tiefes Bangen, — Angst um die Zukunft des Volkes, das vor 100 Jahren und in näherer Vergangenheit, zu höchsten Opfern bereit, Höchstes errang.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und heute? Ja, stehen wir denn nicht glänzend da? Haben wir nicht das Werk der damals Siegenden und Blutenden erst zur Vollendung geführt, erst gekrönt durch einen nie erhörten Aufschwung? Sind unsere Häfen nicht voll Schiffe, dröhnen unsere Fabriken, Bergwerke und Werkstätten nicht von nie endender Arbeit, werfen wir nicht Berge von Gütern auf die Märkte, strömt nicht das Geld herein, wächst nicht auch unsere Volkszahl jährlich um fast eine Million? — Sind wir nicht reich, — reich und glücklich?

Ja, wir sind ein reiches Volk; wer zweifelt daran! Unser Handel greift mit sehnigen Armen um die ganze Erde, unsere Erzeugnisse gehen in aller Herren Länder und sind willkommen und geschätzt. Wer macht uns unsere Maschinen nach und unsere Kanonen?

Ich weiß das Alles, und doch läßt mich das Bangen nicht los, doch fühle ich Zorn und Angst statt stolzer, dankbarer Zuversicht. Denn ich weiß mehr! Ich weiß, daß unser Volkskörper siech ist, daß auch die Seele unseres Volkes an tausend Schäden krankt. Ob sie bis ins Mark gehen? Gott mag's wissen! Die nächste Schicksalsstunde, die über uns hereinbricht, wird es zeigen.

Kaum wage ich es niederzuschreiben, — doch es zwingt mir die Hand:

Das deutsche Volk ist siech! Es krankt an geheimen und offensichtlichen häßlichsten Lastern!

Glaubt ihr es nicht? Geht doch hin und fragt die, die es wissen müssen und können. Fragt unsere Ärzte und Lehrer. Fragt aber auch die kleinen Leute, die untergeordneten Angestellten unserer großen und vornehmen Bäder und Rennplätze, fragt die Diener und Kellner, die Theaterarbeiter, was sie zu sehen bekommen; fragt die Küchenjungen mit ihren 25 Mark Monatsgehalt, wo und wie sich ihnen am leichtesten lohnender Nebenerwerb bietet. Ihr werdet Dinge hören, daß euch die Augen übergehen! Das Beispiel, das die führenden Kreise an ihren Vergnügungsstätten geben, ist ein böses. Dem kleinen Manne fällt es nicht auf, wenn ein Vornehmer und Reicher auch innerlich wahrhaft vornehm ist; das Höchste, das er an ihm zu loben weiß, ist Höflichkeit und Freigebigkeit; sonst sieht er ja nichts von ihm. Aber das Gegenteil, — das sieht er und vergißt es nie. Das Gute ist still und schweigt, das Schlimme ist aufdringlich und hat eine laute Stimme.

Der einstige Zuchthausgeistliche Fritz Philippi hat es aus seiner trüben Erfahrung heraus ausgesprochen, daß niemand den Glauben an die Menschheit, an die bloße Möglichkeit von Güte und Reinheit schwerer wiedergewinnt als ein Kellner.

Ich weiß natürlich sehr wohl, daß viele Gebildete, die ihr Beruf ans Volk weist, mustergültig wirken. Ich brauche nur an Ärzte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geistliche, Lehrer und Anwälte zu denken, wie ich sie selber kenne, und wie sie oft typische Vertreter ihres Standes sind, um dieser Tatsache mit Freuden inne zu werden. Sicherlich ist auch der Einfluß mancher Offiziere sehr segensreich. Aber, — von diesen abgesehen, — wie oft kommt denn ein erwachsener Mann aus dem Volke mit den Vertretern dieser Berufe in nahe Berührung? Kann denn der Einfluß, der von ihnen ausgeht, den aufwiegen, den er in seinem eigenen Beruf täglich und stündlich fühlt? Was er dort erfährt, wenn er die sozial Höherstehenden bedient und führt, für sie wacht und arbeitet, das erzählt er weiter. Es dringt bis in die fernsten Dörfer hinein. Und zumal in der Großstadt! Fast jeder Skandal in führenden Industriekreisen war bei den Arbeitern längst vor Ausbruch bekannt, oft in allen Einzelheiten.

Und vor allem wollen wir doch eins nicht vergessen. Nichts führt leichter über die brückenlose Kluft zwischen Hoch und Nieder als gemeinsame Laster. Wir brauchen nur an die Bewohner und Besucher öffentlicher Häuser zu denken, um das einzusehen. So steigt der Morast von unten und vereinigt sich mit der trüben Flut von oben, und in dem häßlichen Strudel treffen sich Hoch vnd Nieder, alle gleichgemacht von der gleichen Gemeinheit.

Und noch eins. Den Wohlgesinnten, den reingebliebenen Kreisen kann der eine Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie ihre Augen und Ohren vor der Wahrheit verschließen. Wer sie aufdeckt, wer es wagt, den Finger auf die Wunde zu legen, der zieht sich in ihren Augen einen Makel zu. Es wissen, es stillschweigend dulden, das verträgt sich mit ihrer Reinheit, nicht aber der Mut, der die Hüllen fortreißt und zur Hilfe und Umkehr aufruft.

Und wenn sie davon hören, glauben sie es nicht. Sie wollen es selbst sehen, um es für wahr halten zu können, daß das Laster bei uns umgeht. Und ich sage ihnen: Ihr seht es ja! Ihr seht es täglich. Seid ihr so stumpf geworden, daß ihr es nicht mehr erkennt?

Betrachtet die Bücher, die jedes Jahr auf den Markt wirft. Ich rede hier garnicht von dem offensichtlichen Schund, der sich mit seinen rohen Bildern, mit seiner von keiner Kunst berührten Darstellung schon von selber an den Pranger stellt. Aber wie ist es möglich, daß das deutsche Volk, daß seine Oberschichten ohne jeden Einspruch Bücher dulden, die ihnen selbst oft hochbegabte Dichter zu bieten wagen, Bücher, deren Inhalt, mit unverkennbarem, hohem künstlerischem Können vorgetragen, von Unflat triefen? Das deutsche Volk, das wie kein anderes Kulturvolk der Erde Raubbau treibt mit seinem geistigen Reichtum, das seine größten Geister darben ließ, das mit wertvollsten Menschenleben geschleudert hat, reißt sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

um diese Bücher, kauft, leiht und liest sie und zahlt diesen verirrten Geistern bereitwilligst seinen Tribut.

Nehmt eure Zeitungen zur Hand, ihr Arglosen, betrachtet die Anzeigen der Modewarenhandlungen, der Wäsche- und Schuhgeschäfte. Was bieten euch viele von ihnen als Vorbilder: So sollt ihr euch anziehen, so gehen und euch bewegen, so sprechen und lachen. Vor allem aber, so sollt ihr aussehen! ?

Ich habe vor dem Weihnachtsfest Anzeigen gesammelt, die einem dereinstigen Kulturhistoriker wohl die Frage nahelegen könnten, wie es denkbar ist, daß deutsche Frauen so gedankenlos waren oder so von Putz- und Vergnügungssucht um ihre besten Instinkte betrogen, daß Geschäftsinhaber und Zeichner es wagen durften, ihnen den Typus der üppiggekleideten Dirne als maßgebendes Vorbild täglich vor Augen zu führen.

Sie hatten sich nicht geirrt, diese Geschäftskundigen und Kenner der Käuferseele, deutsche Frauen gingen hin und kauften die Pelze, Mäntel und Kleider, Hüte und Federn, Wäsche, Korsetts und Schuhe, die den Dirnenbildern so gut standen.

Das Schlimmste, was ich auf dem Gebiete gesehen habe, hat sich eine große Schuhfirma geleistet. Sie empfiehlt Schuhwerk für Halbwüchsige durch eine Anzeige, deren Zeichnung drei kaum dem Knabenalter entwachsene Jünglinge und drei junge Mädchen in Haltung und Geberde früh Verdorbener zeigt. Der Inhaber hatte richtig gerechnet. Nicht wegen, aber trotz der unsäglichen Gemeinheit dieses Bildes kauften Väter und Mütter für ihre heranwachsenden Kinder bei ihm Schuhzeug, das ebenso modern und elegant sein mußte wie das der lasterhaften Zerrbilder.

Daß die Nachtlokale der Großstädte dem kaum nachstanden, entspricht ihrer Wesensart und versteht sich von selbst. Man sah auf ihren Anzeigen Herren und Damen auf dem Wege zu ihren Vergnügungen, drängend, eilend, die Männer roh, hohlwangig und verlebt, die Frauen mit gierigem Lächeln und bösem Blick, — Pelze und Hüte aber über jeden Tadel erhaben. Neben diesen Zeichnungen prangte die Einladung — zur Weihnachtsfeier!

Wir Deutsche glauben, daß kein Volk der Erde die Weihnacht so mit ihrem ganzen Zauber und poesievollen Stimmungsgehalt zu feiern versteht wie wir. Und Tausende unserer Söhne und Töchter begingen sie im Dunstkreise des Großstadtlasters!

Ist es dann noch nicht genug des traurigen Anschauungsunterrichts, nun, die Plakate der Kinos schreien ja von allen Seiten, und die Mehrzahl der Theater mit ihren Ehebruchsdramen sorgt für weitere Belehrung; ein Übriges tut das Leben selbst auf der Straße, in Stadtzügen und Dampfern, Läden und Gasthäusern. Wer Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sichter zu lesen versteht, kann genug erfahren ohne alles Reden und wird gar manchesmal schwer erschrecken.

Dennoch sind wir ein reiches Volk, auf das die Nachbarvölker mit Eifersucht sehen.

Warum faßt mich ein so bitteres Gefühl, während ich das niederschreibe? Weil ich an die unzähligen, langen, grauen Häuserreihen denken muß, in denen Millionen Deutsche leben müssen, jahraus, jahrein, ihr ganzes Leben lang, fern von Sonne und freier Luft, Blume und Baum und Getier, unbekannt mit wahrer Freude, und doch sind sie alle Kinder der reichen Mutter Deutschland. Warum läßt die Mutter ihre Kinder darben? Ist sie vielleicht doch garnicht so reich?

Doch, der Reichtum ist da, die Goldströme fließen, — nur in die grauen Straßen nicht. Nur schmale Bächlein rinnen da, eben tief genug, daß, die da wohnen, des Lebens Notdurft daraus schöpfen können.

Kein Zweifel, wir sind reich, so reich, daß wir jährlich mehr als 3000 Millionen Mark für Rauschgetränke ausgeben und uns vertausendfachtes Elend dafür kaufen können, das wir dann bergen müssen in Irren- und Krankenhäusern, in Strafanstalten und tief, tief unter dem Rasen früher Gräber.

Daß wir dann stöhnen müssen unter der Doppellast der Rüstung zu Land und See, was verschlägt's? Daß die Erwerbsstände einen erbitterten Kampf führen um die Abwälzung der Steuern für Kulturzwecke und soziale Notwendigkeiten auf den ewig anderen, was tut's?

Ich möchte wohl wissen, wieviele von denen, die die Sozialdemokraten Vaterlandslose schelten, selber ein Vaterland haben. Ist es den Meisten in dieser Zeit der Massengleichgültigkeit nicht einfach eine Futterkrippe, ein Zukunftsversprechen auf Macht und Ehre, — ein Etwas, nicht des Nachdenkens wert, das dazu da ist, die Ordnung aufrecht zu erhalten, Handel und Wandel zu schützen,— ihr kostbares Leben und Geschäft vor allem, — und dem man widerwillig Steuern zahlt?

Wir sind reich. Aber weiß Gott, ich wollte, wir wären arm wie das von Napoleon und seinen Völkern ausgesogene Preußen vor hundert Jahren! Und so reich an warmen Herzen, an Opfermut und Todesmut! Wir sind innerlich verarmt, was nützt da äußerer Reichtum? Millionen Deutsche darben, was nützt da die Unmasse der Güter? Die deutsche Seele hat Schaden gelitten im wachsenden Wohlstand und Genuß, — was hülfe es ihr da, wenn sie die ganze Welt gewänne?

* * *

Sollen wir nun die Hände in den Schoß legen, dem Wachsen der tieffressenden Schäden zusehen und uns bei der traurigen Weisheit beruhigen, daß dem Aufstieg der Völker zu einer hohen Kulturstufe unabwendbar der Abstieg folgen muß? Ich meine, es ist noch zu früh für Deutschland, das seiner spät und maßlos schwer erkämpften Einigkeit noch nicht wahrhaft froh geworden ist. Müßte dem beispiellos kühnen und jähen Aufschwung so schnell schon ein ebenso jäher Absturz von der Höhe folgen, so wäre alle seine ungeheure Anspannung tausendfacher Kräfte nur dem gewaltsamen, wilden Aufbäumen eines schon innerlich dem Tode verfallenen Kranken zu vergleichen, und dem ist mit nichten so.

Das deutsche Volk ist wert, daß seine treuen Kinder in Liebe, Geduld und Sorge an seiner völligen, auch inneren Erstarkung arbeiten. Dafür gibt es nur einen Weg: fange jeder bei sich selber an! Arbeite jeder an seiner eigenen Gesundung des Leibes und der Seele!

Nicht jeden wird dieser Ruf erreichen; aber die Wenigen, die schon Aufgeschreckten, die Besten werden ihm Folge leisten und sich sammeln. Sie taten es schon.

Was wollen wir nun, wir kleines Häuflein, wir kleiner Vortrupp eines Heeres, das noch nicht auf den Plan trat? Uns bewußt absondern von allem übertriebenen und ungesunden Genuß, Einfachheit pflegen, unseren Leib üben und abhärten, unserer Seele edle Nahrung bieten und uns zu gesundem Denken, zu kräftigem Wollen mit reinen Zielen erziehen.

Um es auf eine kurze Formel zu bringen: wir wollen uns wieder Ideale verschaffen, für die wir leben und arbeiten können, — auch leiden und sterben, wenn es sein muß. Kein Ideal, das unwirklich in den Wolken schwebt, — nein, ein sehr erreichbares: Ein gesundes deutsches Volk auf freier deutscher Erde!

Unsere Arbeit auf Vorposten ist notwendig und segensreich. Wohl dem Volke, das in der Stunde der Gefahr und Not in seiner Mitte eine kleine, aber starke Truppe gestählter Menschen findet, die schon lange in Bereitschaft war! Aus ihr werden ihm die Führer kommen, deren es dann bedarf.

Unsere Zeit ähnelt jener lang versunkenen vom Niedergang des Sternes von Sanssouci bis zum Morgenrot des blutigen Gestirns des Korsen. Doch schon damals, in der entnervten, mutlosen Zeit, der der völlige Zusammenbruch folgte, lebten und arbeiteten, dachten und hofften die Fichte, Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau, Blücher und York. Auch unter uns sind künftige Helden. Wir kennen und hören sie nur nicht, wie jene Zeit ihre kommenden Befreier nicht kannte und ihre Stimmen nicht vernahm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und daß auch eitle und törichte, an der Oberfläche haftende Frauen zu einer Größe und Menschenwürde emporwachsen können, die über jedes Leid, über gehäuften Jammer in Kraft und Liebe triumphiert, das zeigte nicht nur einst weithin sichtbar Frankreichs unglückliche Königin Marie Antoinette, — nein, jede Frau bewies es, die sich aus Nichtigkeiten und Tändelei in die irdische Hölle der Lazarette stellte oder Verwundete unter dem eigenen Dache aufnahm und verpflegte.

Carlyle, der von der Menschheit das höchste Wollen und Vollbringen erwartete, sagte einst, jeder Mensch wäre ein gelegenheitsloser Held. Ich meine nun, zu stillem Heldentum sei immer Gelegenheit. Wie mancher Sieg wird erfochten, von dem Keiner weiß, wie manche Niederlage im Stillen erlitten und wieder ausgemerzt.

Aber aus dem unaufdringlichen Heldentum der Treue im Kleinen wächst einst, wenn es nottut, auch weithin sichtbar die Fähigkeit zu großer Tat.

Melanie Ebhardt.

Universität.

Universität — der Name spricht sich jetzt so leicht hin. Und was umfaßt er für eine Fülle von Problemen für uns moderne, hastende und jagende Menschen. Wenn der wissensdurstige Faustschüler der Gegenwart, wie Klaar in seinem Buche „Wir und die Humanität" (Bergs Kulturprobleme Berlin—Räde 1902) sagt, mit Herzklopfen an die Pforte der Alma mater tritt, oder sagen wir einmal nüchtern, wenn er das Vorlesungsverzeichnis zur Hand nimmt, steht er vor einem schier unentwirrbaren Chaos.*) Eigentlich tun sich vier Pforten vor ihm auf, die vier Fakultäten; die drei engumschriebenen und die vierte, die alles aufnimmt, was in die anderen nicht hineinpaßt (die beabsichtigte Fünfteilung der Frankfurter Universität, noch dazu ohne Theologie, ist entschieden als Klärung und Fortschritt zu bezeichnen). „So steht der Faustschüler der Gegenwart vor etwas Unübersehbarem, Gewaltig-Fremden, vor einer nicht zu durchblickenden Gliederung, die einem Labyrinthe gleicht, ohne Aufklärung, ohne Führung. Äußerlich, rein mechanisch, wird er in der Regel in dieses oder jenes Fach hineingeschoben und, wenn er sich in der Richtung durchschlägt, in der er diesen

*) „Wer heute die Vorlesungsverzeichnisse einer großen Universität, etwa Berlins, durchliest, wird über die Fülle der Vorlesungen und den Überreichtum des Gebotenen auch innerhalb einzelner Wissenschaften erschrecken, er wird sich von ähnlicher Verwirrung überwältigt fühlen, wie auf einem Markte, wo man ein schreckliches Durcheinanderrufen von Leuten hört, die sich alle andrängen, und von denen jeder seine Ware als die beste anpreist, wobei außerdem alle keinen höheren Ehrgeiz zu kennen scheinen, als sich fortdauernd zu vermehren und immer ärger durcheinander zu rufen." Fr. v. d. Leyen, Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Jena 1906. Diederichs. (S. 23.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anstoß von außen empfangen, so heißt es ja auch wohl: er habe Karriere gemacht.

Wieviel Menschen aber in ihrer Ahnungslosigkeit gegenüber dem ungeheuren Umfang, dem Zusammenhang, der Gliederung der Wissenschaften ihren inneren Beruf verfehlen, danach wird nicht gefragt. Wie viele durch Lockungen verschiedener Art von den Studien abgezogen werden, weil sie eben innerlich garkeine Verbindung mit ihnen haben — auch darüber gibt es keine Nachweise. Die äußerlich Durchgefallenen kann man allenfalls zählen — über die innerlich Gefallenen, will sagen: über die vom wissenschaftlichen oder gar überhaupt vom geistigen Leben Abgefallenen wird keine Statistik geführt" (Klaar). Weiß der vor sich ehrliche Mensch, was er will? Wer ergreift ihn freundschaftlich an der Hand und führt ihn durch das Gewirr den rechten Weg? Gewiß hat jeder Studierende das Ziel der Selbständigkeit und des Verdienens, das Ziel, eine Familie zu gründen und gut bürgerlich glücklich zu werden. Aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihm und dem Brotstudenten, der alles nur darauf anpackt, was es ihm später nützt, wie es ihn später vorwärts bringt, wie er gut durchs Examen kommt. Wer, der die (Gott sei Dank akute) Verblödung der Zeit des Abiturientenexamens hinter sich hat, ist nicht an die Wissenschaften herangegangen mit den Worten des wirklichen Faustschülers:

„Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
und möchte gern, was auf der Erden
und in dem Himmel ist, erfassen,
die Wissenschaft und die Natur."

Aber dieser Wunsch kann ihm heute nicht mehr erfüllt werden. Der Stoff ist zu groß und ein Allumfassen Unmöglichkeit. So wird er spezialisiert, in Teile zerlegt; und der Einzelne darf und kann nur einzelne der Teile in der Hand halten, „fehlt leider nur das geistige Band". Wie der Kaufmann oder der Archivar nur dann Ordnung in seiner Fülle hält, wenn er alle Dinge und Papiere fein säuberlich in Schubfächern verteilt, so hat man auch das Gesamtwissen in solche Schubfächer placiert und weist dem wissensdurstigen Jünger ein solches Fach zur besonderen Bearbeitung zu.*)

Mit Scheuklappen geht jeder Fachmann seinen eigenen Weg, und die Männer der Wissenschaft verstehen sich selbst nicht mehr.

„Die Mär vom babylonischen Turmbau ist zur Wirklichkeit unter uns geworden: wir wollten ein Gebäude von der Erde zum Himmel errichten — und jetzt ist unsere Sprache verwirrt. Wer versteht noch den andern? Der Meister der Historik den Meister der Physik? Der große Mathematiker den berühmten Juristen? Der Philosoph den Mediziner? Je mehr einer in seinem Fache leistet, desto barbarischer scheinen ihm Sprache und Betrieb

*) „Im Grunde sind die deutschen Universitäten heute nur die höchsten Fachschulen für Spezialisten und Dressuranstalten für Staatsbeamte." v. d. Leyen a. a. O. (S. 20.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der andern. Die Ausnahmen dieser Regel bestätigen sie." (Schiele, Die Kultur der Gegenwart, Frankfurter Zeitung.)

Aber in einer Berliner Rektoratsrede hat Diels erklärt: „Diese immer größere Spaltung brachte bedenkliche Übelstände für die Praxis und Forschung. Heute ist die Bewegung der Wissenschaft über diesen toten Punkt hinaus. Sie strebt wieder nach fruchtbarer Vereinigung der getrennten Glieder. Auch die studierende Jugend wird immer mehr von dieser Bewegung ergriffen. Sie fühlt, daß neben gründlicher Vertiefung in ein Sonderfach eine weitergreifende Allgemeinbildung notwendig geworden ist für eine vollständige Weltanschauung."

Wir müssen, soweit die menschliche Kraft und Zeit dazu ausreicht, wieder nach einer Art Zusammenfassung streben und es uns auch an unserem Teile angelegen sein lassen, aus dem immer feineren, manchmal ans Haarspalten erinnernden Spezialisieren (man denke beispielsweise an die großen Versammlungen der Naturforschergesellschaft) wieder zu einer gewissen Universalität zu kommen. Noch Comte und Spencer haben die Möglichkeit der Universalität bewiesen, wenn man sich nicht in zahllosen Nichtigkeiten verliert. Es ist doch wie mit der Leitung eines großen Betriebes, um nicht zu sagen eines Staates, bei der der oberste Chef auch die verschiedensten Zweige umfassen und übersehen muß, wobei er natürlich im einzelnen seinen Unterleitern große Selbständigkeit gewährt. Daß Thomasius seine Vorlesungen deutsch hielt, war das Zeichen für den Beginn einer neuen Zeit, für Sprengung alter Schranken, ein Versuch, der Universalität wieder Zutritt zu gewähren. Fichte las geradezu über „Wissenschaftslehre". „Seine stolze Sprache wirkte damals in der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes wie ein zum Himmel schlagendes Fanal." (Diels.) Es gibt ja auch heute noch Gelehrte, die mit hellem Blicke große, ihre Fachwissenschaft weit überragende Gebiete bearbeiten und mehr oder minder beherrschen. Denken wir an Haeckel oder Ostwald, die aus Naturforschern zu Naturphilosophen wurden und sich auch nicht scheuen, ihren Ideen praktische Gestaltung zu geben; denken wir an Sommer in Gießen, der aus seinem engen Gebiete der Psychiatrie einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Genealogen geworden ist, und, wie der Näherwohnende weiß, daneben das Zeug hat, einen Bahnhofsneubau zu entwerfen u. dgl. Wie (nach Klaar) vor einigen Jahrzehnten Hermanns an der Berliner Universität eine Enzyklopädie des akademischen Unterrichts las, so sollte keine Universität ohne großzügige Einführung in das Gesamtgebiet des Wissens sein. „Die einem tiefen Bedürfnis entsprechende neue Wissenschaftslehre müßte vielmehr den großen Zügen der Entwicklung nachgehen, den Aufbau und die Verzweigung der Disziplinen, die Differenzierung des Wissensdranges zu gegliederten Wissenschaften mit bestimmten Aufgaben geschichtlich aufhellen, die entscheidenden Ergebnisse auf allen Gebieten herausgreifen und in ihrer natürlichen Beziehung zueinander beleuchten und von diesen Resultaten aus den Ausblick auf die nächsten großen Fragen, an die sich die Forschung hingibt, gewinnen. Sie müßte ehrlich das Wesentliche des Erforschten zusammenfassen, auf das Unerforschte hinweisen und eingestehen, was ihr unerforschlich erscheint" (Klaar).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Mehr Goethe!" heißt ein Ruf unserer Tage, der manchmal Phrase sein mag, der aber auch bei vielen, denen Goethe ein Erzieher wurde, um nicht das fast trivial gewordene Wort „Erlebnis" zu gebrauchen, einer heißen Herzenssehnsucht entspringt. Denn Goethe war einer, der Kunst und Literatur, Naturwissenschaft und Philosophie, und von den anderen Fächern „ein gut Teil" in einem Hirne vereinigen konnte.

Wir sind als Studenten keine Goethes gewesen; aber wahrlich mehr rechts und links über die Zäune hätten wir blicken dürfen, um nicht nur im eigenen Fahrwasser träge oder schnell dahinzuschwimmen, sondern auch zu sehen, was in den anderen Fahrbahnen, ja was an den Ufern des Stromes sich zutrug. Ich bin sicher nicht der einzige, den manchmal ein Gefühl der Scham beschleicht, wenn er nachträglich sich bewußt wird, was sich alles im geistigen und sonstigen Leben seines Volkes und der Welt während der Jahre zutrug, während deren er von Rechtswegen das personifizierte geistige Interesse darzustellen hatte, und er hat nichts davon gemerkt.

Gerade bei den mehr praktischen Fächern, denken wir vor allem an Medizin und technische Wissenschaften, liegt die Gefahr nahe, den geistigen Zusammenhang alles Wissens und Könnens zu vergessen. Umgekehrt geht heute durch die Literatur eine Klage, daß die Theorie zu hoch im Werte stehe. Wilhelm Raabe hat uns das schöne Wort hinterlassen: „Schau auf nach den Sternen, gib Acht auf die Gassen." Hans Guck in die Luft und Michel der Träumer können im heutigen Leben ihren Mann nicht mehr voll stellen.

Einer von den Reformsätzen, die Dr. Ehrhard Kämpfer in seinem Aufsatze über „Akademische Ideale" (Vortrupp I. 4) aufgestellt hat, verlangt anstatt des Massenbetriebes der Vorlesungen eingehendere Arbeit in Seminaren. Das ist ein durchaus neuzeitlicher Gedanke, den auch die Schulreform aufgegriffen hat. Schon Lietz hat in seinen Berichten über die Landerziehungsheime öfters diesen Gedanken berührt, daß man an Stelle des Ragouts des heutigen Stundenplans, selbst wenn er ein „Ragout fin" ist, lieber halb- oder ganztägiges Arbeiten über denselben Stoff einführen solle. Geheeb hat diesen Gedanken in seiner Odenwaldschule noch weiter ausgebildet. Und Wyneken spricht sich in seinem neuen Aufrufe auch dafür aus. Wenn man das aber für Schüler schon für richtig hält, so dürfte das für die fast erwachsenen Studenten erst recht eine empfehlenswerte Neuerung sein. Freilich würde sie auch an die Lehrer höhere Anforderungen stellen. „Das geradezu Gefährliche am heutigen Betriebe unserer Hochschulen ist der Grundirrtum, als könne und müsse die Wissenschaft das einzige bildende, ja das einzige Lebenselement aller nach höherer Bildung strebenden jungen Leute zwischen 18 und 25 Jahren sein. Zwar wird man diese Ansicht nirgends als feste Lehrmeinung formuliert und ausgesprochen finden, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß unsere Universitäten heute so eingerichtet sind, als ob eine solche Lehrmeinung ihr oberstes pädagogisches Prinzip sei. Die Universität ist eine Stätte wissenschaftlich fundierter Ausbildung, aber sie ist keine Kulturstätte." (Wickersdorf und das Studententum. Die freie Schulgemeinde. II.

Jahrg. 1.)*) Die Hochschule muß uns wieder zum Problem werden. Und es ist gewiß kein übler Gedanke, die Idee der freien Schulgemeinde, das kameradschaftlich gemeinsame Arbeiten unter einem geistig Höherstehenden, aber doch befreundeten Führer auch auf die Universität zu übertragen. Das wäre ein vollwertiger, ja höherwertiger Ersatz für die immer mehr veraltenden Korporationen. Wenn jetzt die freie Studentenschaft sich bemüht, dem Studentenleben ein anderes Aussehen und einen wertvolleren Inhalt zu geben, wenn die „akademischen Gemeinschaften", die „Freiland"-Vereinigungen und „Freischaren" einen ersten Ansatz bilden zu studentischen Kulturgemeinschaften, so sind das Zeichen einer neuen Zeit, die von jedem nach Kräften unterstützt werden sollten, der mit uns die Not der Zeit fühlt. Der kürzlich verstorbene Münch schreibt einmal: „Daß die ganze Organisation der akademischen Studien und im Anschluß daran auch der entscheidenden Prüfungen ein Gebiet sei, das unter psychologischen Gesichtspunkten eine neue Untersuchung und zum Teil einen neuen Aufbau fordert, wird dem mit der Wirklichkeit Vertrauten und nicht von der Wirklichkeit Eingeschläferten immer zweifelloser." Es ist klar, daß dazu eine viel engere Fühlung der Lehrer mit der Gesamtheit der akademischen Schüler notwendig wird. Der vierte der Kämpferschen Reformsätze lautet: „Die akademischen Lehrer gehen in ihrer großen Mehrzahl mit ihrer ganzen Tätigkeit in einem engen Spezialgebiet auf: sie sollten Fühlung haben mit dem gesamten Hochschulleben, tätig mitwirken an dem Kulturfortschritt der Nation." Wenn nun schließlich auch die alten Herren Geheimräte dazu weder die Zeit noch die erforderlichen Spannkräfte haben, so wäre eine solche nähere Fühlung doch für die Privatdozenten eine ganz unvergleichlich schöne Aufgabe, die ihnen ihren Beruf, aus dem Gebiete der reinen Wissenschaft zu den goldenen Auen der Erziehung überleitend, geradezu zur Lust machen müßte.

„Weg mit den veralteten Formen und Traditionen der Studentenschaft" ruft Kämpfer im zweiten Reformsatze aus, eine Forderung, die man fast an die Spitze der akademischen Reformbewegung stellen müßte. In einem feinen Aufsatze „Die Studentenschaft und der Akademische Bund „Ethos" (Comeniusblätter für Volkserziehung XIII. 1. 15. 2. 1905) verlangt Franz Schulze, daß das Studium in seiner Gesamtheit den ganzen Menschen entwickele. „Unser Studium soll zugleich ein harmonisches inneres Wachsen sein." Je weiter durch solche Auffassung dieser blühenden goldenen Zeit der Horizont wird, je lebhafter das Herz des jungen Menschen in reiner Begeisterung zu klopfen vermag, destomehr werden ihm von allen Seiten Anregungen und Interessen zuströmen. Ich stimme denen völlig bei, die eines der wichtigsten Gebiete moderner Reform, die Schulreform, geradezu von der Beteiligung unserer akademischen Jugend abhängig machen wollen. Deshalb reisen ja Männer wie Lietz und Wyneken von Universität zu Universität und versuchen, leider zum großen Teil noch vergeblich, die Studenten für ihre Ideen zu begeistern. Was nützt es, wenn einige aufopferungsfähige freie Studenten Arbeiterkurse abhalten, während

*) Dieses Studentenheft sei überhaupt sehr zum Lesen empfohlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Universität an sich durchaus noch nicht sich ihrer Aufgabe bewußt ist, unmittelbar und mittelbar nicht eine Fachschule zu sein für einige wenige Wissenschaftler, sondern die Zentralbildungsstätte für das ganze Volk. „Die großen wissenschaftlichen Eigenschaften des deutschen Universitätssystems liegen klar zutage, und die Menschen aller Zonen loben sie; jedoch eine Bildnerin der Jugend ist diese Universität wahrlich nicht, ja, kaum einmal eine Erzieherin. Sie ist eine Anstalt für Forscher und für heranwachsende Forscher." Ist es nicht ein krankhaftes Erbe dieses akademischen Dünkels, daß man in manchen Ständen in einer Popularisierung der Wissenschaft geradezu etwas Standesunwürdiges sieht? Gurlitt bringt in seinem Buche „Der Deutsche und seine Schule" (Berlin 1905) Beispiele, wo es geradezu verboten ist, volkstümlich zu schreiben. Und wenn einen Arzt das Elend und die Unwissenheit des Volkes dazu treibt, durch Wort und Schrift als Lehrer der Gesundheitspflege und Krankheitsverhütung aufzutreten, so rümpfen manchmal ganz „Zünftige" die Nase über diesen „Praxisjäger". Die erfreuliche Einrichtung des Volkshochschultages einerseits, seine heute noch so geringen Erfolge andererseits sind eine Illustration zu diesen Worten.

Warum ist unser Volk in seiner Mehrheit in der Kunst noch banausisch? Warum steht „Der Kunstwart" mit seiner „Ausdruckskultur", noch gegen eine überwältigende Mehrheit des Volkes, auch der Gebildeten? Weil uns die Führer fehlen, die Führer, die aus den richtig gebildeten und erzogenen Akademikern hervorgehen müßten. Die Kunst wird entweder auf Kunsthochschulen eigens getrieben und gelehrt,*) oder sie ist auf der Universität nur ein von einigen Wenigen gerittenes Steckenpferd, das von den meisten mit einem gewissen mitleidigen Gesichte belächelt wird. „Phantasten!" Ja, gerade die Phantasie gehört zur Kunst! Man lasse sich die Mitgliederzahl der akademischen Dürerbünde nennen; sie dürfte wahrlich größer sein!**)

Über die Musik auf der Hochschule, wie sie nicht nur eine Liebhaberei eines kleinen Häufleins, sondern ein wirkliches Erziehungsmittel sein soll, hat Halm in der „Freien Schulgemeinde" (II. 1) einen guten Aufsatz geschrieben.

Und wie endlich die Universität nicht nur Stätte der Wissenschaft, sondern vielmehr vor allem Stätte der Erziehung sein soll, so muß sie auch Gelegenheit und Anregung geben, den Körper auszubilden, anstatt ihn krummrückig und kurzsichtig zu machen und militäruntaugliche Engbrüstige zu erzeugen, und muß last not least ihren jüngeren Freunden ungekürzte, reine Freude und edlen Genuß darzubieten fähig sein. Es ist eine blühende, goldene Zeit, es sind Tage der Rosen, das soll der Wissensdurstige nicht vergessen. Aber durch Kneipgelage in dicker Luft wird kein rechter Lebens-

*) Es sei hier auf die Schriften von Hans Schmidkunz verwiesen, besonders: Einleitung in die akademische Pädagogik. Halle 1907; und: Die Ausbildung des Künstlers. Eßlingen 1907.

**) G. H. Neuendorff, Leiter der Dürerschule in Hochwaldhausen (Oberhessen), hat einen sehr guten Aufsatz über „Kunst und Schule" in der „Kunst unserer Heimat" VI. 1912. 4/5. Seite 92. veröffentlicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genuß gewonnen. Nein, so wird er zerstört. Edle Kunst auf der einen, freie Natur auf der anderen Seite! Schließt Euch dem Wandervogel an, auf dessen Streifzügen Ihr lernen könnt, was harmonisches Genießen für Leib und Seele bedeutet. — Mit einigen Worten Klaars sei diese Mahnung abgeschlossen: „Diese Art der Vorbereitung allein könnte dem Hochschulneuling — gleichviel, ob er Muskelfasern und Nerven der Leichname bloßlegt oder alte Handschriften entziffert, ob er vorgeschichtliche Überreste deutet oder statistische Tabellen des wirtschaftlichen Lebens anlegt — eine Vorstellung davon geben, was seine Arbeit in dem großen Organismus der Geistestätigkeiten bedeutet, sie allein könnte in dem Werdenden, der von außen her in irgend eine Disziplin hineingestoßen wird, die Impulse der individuellen Fähigkeiten lebendig machen und ihm, wenn nicht immer, so doch oft die Richtung auf einen Beruf geben, in dem die Übereinstimmung zwischen Wollen und Können, zwischen Neigung und Pflicht erreichbar wäre."

Dr. Georg Liebe.

Die deutsch-englische Verständigung.

II.

Kulturelle Wechselwirkungen zwischen Deutschland und England.

Was können beide Länder voneinander lernen?

Aus den Schlußbemerkungen des vorigen Aufsatzes ergab sich, welch eine nachhaltige Förderung eines der beiden Kulturländer dem anderen zu bieten vermag. Damit haben wir ein Problem berührt, das die denkenden Männer beider Völker seit den letzten Jahrzehnten eingehend beschäftigt hat: die Frage, was beide Länder voneinander lernen können.

Nicht davon soll hier die Rede sein, was sich in den vergangenen Jahrhunderten Deutschland und England auf dem Gebiete der Literatur, Philosophie und Wissenschaft gegenseitig gegeben haben, was für uns Deutsche ein Shakespeare, ein Bacon, ein Byron, Burns, Carlyle, Ruskin, Darwin und Morris gewesen sind; auch nicht davon, was umgekehrt England unseren klassischen Dichtern sowie unseren idealen Philosophen zu verdanken hat, vor allem einem Hegel, unter dessen Einfluß nach einer sorgfältig geführten Rundfrage vier Fünftel aller englischen Universitätslehrer stehen.

Hier möchte ich vor Allem betonen, wie sich in Gegenwart und Zukunft beide Länder auf sozialpolitischem und volkswirtschaftlichem Gebiete beeinflussen und fördern.

In betreff der Anschauungen über die staatlich zu regelnde soziale Fürsorge hat sich in England in den letzten Jahrzehnten ein radikaler Umschwung vollzogen. Man hat sich von dem laisser aller der sogenannten Manchester-Schule, das lange Zeit als die Summe aller Weisheit gegolten hat, immer mehr abgewandt und sich auf die Pflichten des Staates den Schwachen und Enterbten gegenüber besonnen. Hier konnte die soziale

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesetzgebung Deutschlands die Wege zur Überwindung der vorhandenen Schwierigkeiten zeigen. England hat sich jetzt eine Invaliditätsversicherung und Altersgesetzgebung errungen; auch Schutzgesetze für Kinder, und zwar zum Teil recht strenge, sind seit einigen Jahren in Wirksamkeit. Die staatliche Regelung der Armenpflege steht in Aussicht. Die Berichte der kgl. Kommission, die vor mehreren Jahren zur Untersuchung der Zustände im englischen Armenpflegewesen und zur Unterbreitung von Vorschlägen zu dessen Organisation eingesetzt wurde, vertreten die Anschauung, daß die Armengesetzgebung und -fürsorge von Grund aus neu geregelt werden müsse. Ihre Leitsätze beruhen auf folgender Forderung:

„Der Träger des Hilfs- und Fürsorgewesens soll fortan nicht die private Wohltätigkeit, sondern der Staat sein, der den Kampf gegen die Verarmung und Verelendung in einheitlicherer Weise und in großzügigen Unternehmungen organisiert".

In Deutschland, wo lange Zeit der Glaube an die Allmacht des Staates vorherrschend war, beginnt jetzt immer mehr das Gefühl für die Verantwortung, die soziale Pflicht des Einzelnen zu erwachen. Unsere akademische Jugend hat sich in den verschiedensten Universitätsstädten für die soziale Arbeit organisiert und bereits nennenswerte Leistungen aufzuweisen. Auch die Frauen und Mädchen gebildeter Stände beginnen sich auf dem Felde sozialer Arbeit in immer größerem Umfange zu betätigen. Die englische Settlementsbewegung ist im Begriff, auch auf Deutschland überzugreifen. Ich erinnere an das Hamburger Volksheim und die Klubhäuser für erwerbende Mädchen und Frauen, die in München und auch an anderen Orten unter Anlehnung an englische Vorbilder entstanden sind. — Bei einem der angeführten Punkte möchte ich ausführlicher verweilen, der Betätigung unserer akademischen Jugend auf dem Gebiete der sozialen Arbeit.

Als vor einer Reihe von Jahren bei unseren akademischen Jüngern das Bedürfnis sich regte, an ihrem Teile mitzuwirken an der Lösung der großen sozialen Aufgaben und durch Arbeiterkurse zur geistigen Hebung der Volksmassen beizutragen, richteten sich ihre Blicke auf das Inselland, wo seit länger als einem halben Jahrhundert geistig führende Leute, besonders Angehörige der alten Universitätsstädte — Oxford und Cambridge — in praktischer, ehrlicher Arbeit sich um die Volkswohlfahrt bemühen. Ich wurde damals mehrfach eingeladen, in Werbeversammlungen über die soziale Arbeit der englischen Universitäten zu sprechen. Es kam mir in meinen Vorträgen nicht sowohl darauf an, ein anschauliches Bild jener Einrichtungen zu geben, in denen sich die soziale Arbeit der akademischen Kreise vornehmlich konzentriert, als namentlich auch die Erfahrungen zu schildern, die man dort nach und nach gesammelt hat, um auf diese Weise den deutschen Kommilitonen unnützes Lehrgeld zu ersparen. Ich habe in einer Reihe von Leitsätzen den Geist, in dem die soziale Arbeit der englischen Universitäten getan wird, zu kennzeichnen versucht. Diese Leitsätze sind in einer großen Anzahl akademischer Jahrbücher und Almanachs, Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt und sind, wie ich aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuverlässigen Mitteilungen weiß, nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in den verschiedenen deutschen Universitätsstädten geblieben*).

Von den übrigen Gebieten, auf denen sich deutsche und englische Kultur befruchtet haben, liegt mit am nächsten das der Erziehung. Deutschland war England ein Vorbild in bezug auf Organisation der wissen-

---

*) Die Leitsätze seien hier mitgeteilt:

Soziale Arbeit der akademischen Bürgerschaft.

1. Soziale Arbeit ist Pflicht für jeden, materielle Zuwendungen allein tun es nicht. Was not tut, ist persönliche Arbeit, der sich jeder, soweit ihm Berufs- und Lebensumstände es gestatten, mit Ernst und Hingebung zu widmen hat. Insonderheit besteht die Pflicht sozialer Arbeit für diejenigen Kreise, die nach Geburt und Erziehung berufen sind, die Führer des Volkes zu sein, also für akademisch gebildete Kreise.

2. Nur derjenige ist berufen, an der Volkswohlfahrt erfolgreich zu arbeiten, der das Volk kennt. Um das Volk kennen zu lernen, muß man eine ausgiebige Zeit mit dem Volke leben; nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich dem Volke nahe treten, an seinen Leiden und Freuden teilnehmen. Nicht Herablassung, sondern selbstlose Freundschaft tut dem Volke not.

3. Die soziale Arbeit bezweckt nicht bloß die materielle, sondern auch die geistige Hebung des Volkes. Zu den unveräußerlichen Rechten des Menschen gehört auch der Anteil an geistigen Gütern, an den Genüssen, die uns Natur, Kunst und Wissenschaft zur Verschönerung und Veredlung unseres Lebens bereiten. In England hat man seit einem halben Jahrhundert mit der Anschauung gebrochen, daß die Genüsse nur das Vorrecht einzelner Auserwählter sind. Man hat mit der Demokratisierung der Kunst und Wissenschaft Ernst gemacht. Ruskin und Morris waren die Bannerträger jener edlen Männer, die der geistigen Not des Volkes helfen wollten.

4. Die Volksbildung muß sich hüten, die Schätze des Wissens und der Kunst kritiklos der Allgemeinheit zugänglich machen zu wollen. Es kommt darauf an, das Bedürfnis für geistige Nahrung in den Massen zu wecken und zu fördern. „Macht diese Leute" — so predigt Sir Walter Befand in seinem berühmten Roman „All sorts and conditions of man" — „unzufrieden mit ihrem Jammerdasein! Zeigt ihnen, daß es ein anderes, besseres Leben gibt, erweckt in ihrem Herzen die Sehnsucht nach diesem Leben." Nur wo das Bedürfnis, der Hunger nach geistiger Nahrung ist, wird unsere Unterweisung auf einen fruchtbaren Boden fallen. Geistige Nahrung mundet und nährt nur dann, wenn sie dem Hungrigen gereicht wird, sagt Ruskin.

5. Die geistige Hebung des Volkes hat die wirtschaftliche und soziale Wohlfahrt zur Voraussetzung. Jede ernst gemeinte Arbeit an der Volksbildung führt zur Bundesgenossenschaft mit den Vorkämpfern für soziale und wirtschaftliche Reform. Ruskin und Morris, welche der Welt das Evangelium der Schönheit verkündigten und ihrem Volke die Segnungen der Kunst zugänglich machen wollten, endigten folgerichtig als soziale Reformer. Erneuerung unserer Erziehung, Gesundung unseres wirtschaftlichen Lebens, Verbesserung der Existenz- und Arbeitsbedingungen, in diese Forderung klang ihre Botschaft aus.

6. Die soziale Arbeit der akademischen Kreise muß selbstlos sein, still und entsagungsvoll, ohne Aussicht auf Ruhm und Lohn getan werden. Sie hat die bestehenden Organisationen zur Hebung der Volkswohlfahrt nach Möglichkeit zu respektieren und sich, wo es der gute Zweck erfordert, in den Dienst dieser Organisationen zu stellen. Es handelt sich nicht darum, Entdeckungen zu machen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftlichen Arbeit, der Methode wissenschaftlichen Vorgehens auch in der Lösung technischer und industrieller Fragen, in der Einrichtung und Ausgestaltung der technischen Unterrichtsanstalten und nicht zuletzt in dem unter staatlicher und städtischer Leitung so glänzend entwickelten Volksschul- und Fortbildungsschulwesen.

Neben der deutschen Praxis hatte auch die deutsche Theorie einen weitgehenden Einfluß auf die englischen Lehrmethoden und auf die Bildungsideale in England während des letzten Jahrhunderts. Die Anschauung von der Bedeutung der Erziehung im modernen Staate, wie sie sich in Deutschland im Laufe der Zeit entwickelt hatte, fand in England, namentlich im Laufe der letzten 20 Jahre, immer zahlreichere Vertreter und mußte darum auf die Gestaltung des englischen Schulwesens von nachhaltiger Wirkung sein. Jeder Zweig des englischen Erziehungswesens vom Kindergarten bis zur Universität ist durch deutsches Beispiel und durch die deutsche Forschung befruchtet worden. Der Froebelsche Kindergarten wurde von England übernommen. In den allgemeinen Bestimmungen für den Volksschulunterricht, die von dem englischen Unterrichtsministerium herausgegeben wurden, wird das eigentliche Ziel der Erziehung in einer Weise erklärt, die durchaus im Geiste Fichtes und Herbarts gehalten ist. Auf den Vorgang und die Erfahrungen Deutschlands konnte man sich berufen, als man in England den Kampf um den obligatorischen Schulbesuch durchzufechten hatte. Mit der Schulhygiene und der ärztlichen Überwachung der Kinder hatte man in Deutschland bereits erfolgreich begonnen, ehe man sich in England ernstlich diesen Dingen zuwandte. Auch in der jetzt beginnenden besseren Organisierung des Mittelschulwesens hat sich die englische Regierung vielfach von deutschen Erfahrungen leiten lassen, desgleichen in ihrer Fürsorge für das höhere technische Schulwesen. Mit der Kerschensteinerschen Fortbildungsschule wurde England teils durch Kerschensteiners eigene Vorträge, teils durch die Bemühungen seines Freundes T. C. Horsfall in Manchester, teils durch die Besuche englischer Gemeindevertreter in München näher bekannt. Schon beginnt sich der Einfluß nach mancher Richtung hin fühlbar zu machen. Die von Viëtor, Walter und Dörr ins Leben gerufene Reformbewegung auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts hat sich auch nach England verpflanzt und beginnt selbst in so konservativen Erziehungsanstalten wie Eaton gute Früchte zu zeitigen.

---

sondern Erfahrungen zu sammeln. Ruhiges maßvolles Vorgehen kann allein auf Erfolg hoffen.

7. Die selbstlose, soziale Arbeit ist nicht ohne Nutzen auch für den Gebildeten, der sie ausübt. Sie bietet ihm die einzige Gelegenheit, mit dem Volke in wirksame Berührung zu kommen, und bereitet dadurch den Boden für ein gesundes Gemeinsamkeitsgefühl der so weit getrennten Klassen. Sie führt uns freilich zu Entdeckungen auf dem Gebiete des Bösen, aber auch zu unerwarteten Erfahrungen auf dem Gebiete des Guten und erweitert und vertieft unser menschliches Leben und Verstehen. Die soziale Arbeit bietet auch ein gemeinsames Arbeitsfeld für die nach Beruf, sozialer Stellung und Konfessionen getrennten Glieder der gebildeten Klassen, gibt ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und ist darum von ungeheurem Werte für das politische und nationale Leben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Verbreitung deutscher Erziehungsmethoden in England haben jene Männer und Frauen viel beigetragen, die, aus Deutschland gebürtig, in England ihre erzieherische Tätigkeit ausübten. Es seien genannt Max Müller, Kuno Meyer, Karl Breul, Fräulein Heerwart und Frau Michaelis. Nicht bloß die Schriften eines Pestalozzi, Froebel, Herbart haben in England Eingang gefunden, auch die Arbeiten eines Wilhelm Rein, Wilhelm Münch und des Professors Natorp werden dort gelesen. Viele unserer deutschen Zeitschriften, die dem Schul- und Erziehungswesen gewidmet sind, haben in England zahlreiche und treue Abonnenten.

Nicht zu vergessen ist auch, was große Schriftsteller und Dichter für die Verbreitung deutscher Erziehungsgedanken in England geleistet haben. Man denke an S. T. Coleridge, Thomas Carlyle, den Froebelianer Charles Dickens, Herbert Spencer und Matthew Arnold.

Auf eins drängt es mich noch ganz besonders hinzuweisen: auf den Einfluß des Vorbildes der deutschen Universitäten, die nicht in erster Linie wie die englischen Universitäten ihre Pflicht in der Vollendung der allgemeinen Bildung erkennen, als vielmehr darin, ihre Jünger zum selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten, zur Übung in der wissenschaftlichen Methode zu erziehen. Noch alljährlich kommen Hunderte junger Engländer nach Deutschland, um sich von unseren Universitätslehrern in die Methode ihres Faches einführen zu lassen. Mehr und mehr macht sich auch in englischen Universitäten das Bestreben geltend, die akademische Jugend zur Forschungsarbeit anzuleiten und zu ermuntern.

Aber auch von dem englischen Erziehungswesen haben wir lernen können. Es ist durchaus nicht so rückständig, wie man bis in die 70er und 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein anzunehmen geneigt war. Die Erkenntnis der Notwendigkeit der Charakter- und Willensbildung, der Pflege und Achtung der jugendlichen Persönlichkeit, der Geist des Vertrauens und der Achtung im Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, die Ausbildung des kameradschaftlichen Sinnes unter den Schülern, die Einsicht in die ungeheure Wichtigkeit körperlicher Übungen in Spiel und Sport und die damit verbundene selbständige Gruppenorganisation der Schüler, wodurch vor allen Dingen auch die staatsbürgerliche Erziehung der heranwachsenden Jugend gefördert wird: das alles sind zweifellos vorbildliche Züge, die uns bei der Durchführung einer gesunden Schulreform leiten können.

An vielen Orten hat man bereits damit begonnen, auf den höheren Klassen unserer Gymnasien und ähnlicher Anstalten den Schülern — ähnlich wie das in englischen „public-schools“ geschieht — die Möglichkeit der Pflege besonderer Interessen zu gewähren. Auch erscheint es den vernünftigen unter unsern Schulmonarchen nicht länger mehr absurd, den Zöglingen einen gewissen Anteil an der Regierung der Schule zu übertragen. In einzelnen Reformschulen, z. B. im Landerziehungsheim in Schondorf a. Ammersee, hat man sich nicht gescheut, die Regierung ganz und gar in die Hände der Schüler zu legen. Begrüßenswert ist auch die allerorten beginnende und in Anlehnung an englische Verhältnisse

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durchgeführte Gruppenorganisation bei der Pflege von Sport und Spiel, bei der Ausführung von Wanderungen und Reisen.

Mehr und mehr ist man in Deutschland jetzt auch darauf bedacht, den streng militärischen Geist, der in bedingungslosen Befehlen und absoluter Unterordnung den Gipfel aller Schulweisheit sah, zurückzudämmen, um gegenseitiges Vertrauen, freie Aussprache und einen auf edle Kameradschaftlichkeit gegründeten Verkehr zwischen Schülern und Lehrern zu pflegen.

Auch in dem Grundsatz unserer Arbeitsschule, der jetzt mit so viel Eifer und Geschicklichkeit verfochten wird, stellt sich in gewisser Beziehung eine Annäherung an englische, besonders schottische Verhältnisse dar.

Ein weiteres Feld der Berührung zwischen deutscher und englischer Kultur liefern jene Bestrebungen, die man unter dem Namen künstlerischer Kultur zusammenfaßt. Der ungeheuere Vorsprung, der England auf diesem Gebiete durch das tatkräftige Wirken eines J. Ruskin und W. Morris beschieden war, wurde von den Vertretern der ästhetischen Kultur in Deutschland bald bemerkt und uns zunutze gemacht. Männer wie van der Velde, unser Münchener Freiherr von Berlepsch-Valendas, Ernst Schultze werden nicht müde, uns klar zu machen, wieviel wir von England lernen können, sei es nun auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, der Wohnungskultur, des Buchgewerbes und besonders der Kinderbilderbücher, oder im Bereiche der Organisation der Galerien und Museen.

Es würde eine interessante Aufgabe sein, einmal im einzelnen darzulegen, wie die wissenschaftliche Arbeit deutscher und englischer Gelehrten sich gegenseitig ergänzt und befruchtet. Als Beispiel sei das Gebiet genannt, dem meine eigene Arbeit gewidmet ist: die englische Philologie. Deutsche Gelehrte waren es, die zunächst die Erforschung der Sprache und Literatur der altenglischen und mittelenglischen Zeit in Angriff nahmen. Sievers schrieb seine angelsächsische Grammatik. Ten Brink behandelte Chaucers Sprache und Verskunst und gab in seiner englischen Literatur eine klassische Darstellung der Literatur Englands bis auf die Renaissancezeit. Grein-Wülker gaben in einem monumentalen Werke die Dichter und Prosaiker der Angelsachsen heraus. Stratman schuf ein mittelenglisches Wörterbuch. Auf diesen grundlegenden Werken fußend, konnten dann englische Gelehrte, ein Skeat, Sweet, Wright, Napier, Furnivall u. a., weiter bauen, und ihre prächtigen Arbeiten kommen nun wieder der deutschen jüngeren Forschung zugute. Die von der Early English Texts Society herausgegebenen Texte bieten ein schönes Beispiel von dem einträchtigen Zusammenarbeiten deutscher und englischer Gelehrter. In seinen Berichten über die Leistungen der Gesellschaft quittiert ihr Direktor Dr. Furnivall über dieses Zusammenwirken mit folgenden, hier in deutscher Übersetzung wiedergegebenen Worten:

> Die Sympathie und bereitwillige Hilfe, die die Arbeit der Gesellschaft auf dem Kontinent und in den Vereinigten Staaten gefunden hat, gehören zu den erfreulichsten Erfahrungen im Leben unserer Gesellschaft und bedeuten einen wirklichen Lichtblick in all den Sorgen und Entmutigungen, die wir erfahren haben. Alle unsere Mitglieder sind dafür dankbar und haben das Gefühl, daß das Band, welches ihre

Arbeit zwischen ihnen und den Freunden der Sprache und des Altertums jenseits der Meere gewoben hat, zu den schönsten Ergebnissen der Bestrebungen der Gesellschaft zählt.

Wie auch auf anderen Gebieten deutsche und englische Gelehrtenarbeit aufeinander angewiesen sind, sollte mir gleich zu Beginn meiner akademischen Laufbahn klar werden. Ich hatte mich gerade in München habilitiert, als ich von einer Gruppe jüngerer Kollegen angegangen wurde, einen englischen Kurs für sie abzuhalten. Die Herren, denen während ihrer Mittelschul- und Universitätsjahre das Englische fremd geblieben war, sahen sich plötzlich in die Notwendigkeit versetzt, diese Sprache lernen zu müssen. Eine Reihe der wertvollsten Forschungen auf ihrem Gebiete waren in englischen Werken und Zeitschriften veröffentlicht. Sie sahen sich, da Veröffentlichungen dieser Art selten oder garnicht übersetzt werden, außerstande, die Materie zu verfolgen und mußten nun, um sich nicht zur Hilflosigkeit verdammt zu sehen, noch englisch lernen. An dem Kurs, der dann tatsächlich zustande kam, und der einen, ich darf wohl sagen, ebenso fröhlichen wie erfolgreichen Verlauf nahm, beteiligten sich: ein Physiologe, ein Meteorologe, ein vergleichender Sprachwissenschaftler, zwei Juristen, zwei Chirurgen, ein Hautkliniker, ein klassischer Philologe und ein Theologe.

Auf der Londoner Konferenz hielt Geheimrat Förster aus Berlin einen interessanten Vortrag über die gemeinsamen Arbeiten Deutschlands mit England und den anderen Kulturstaaten auf dem Gebiete der Geodäsie, Astronomie und Ozeanographie.

Die also weitgehende gegenseitige Beeinflussung beider Länder ist nicht zufällig. Sie beruht auf der teilweise ganz entgegengesetzten Entwicklung und doch im Grunde starken inneren Verwandtschaft der beiden Völker.

Wenn mich nicht alles täuscht, so stehen unsere Nationen vor einer neuen Entwickelungsstufe. Sie haben sich zu einer gewissen Höhe emporgeschwungen durch die mächtige Entfaltung der ihnen eigentümlichen Kräfte. Deutschland ist groß geworden durch den methodisch wissenschaftlichen Geist, der sich bei der Lösung aller Aufgaben kundgibt, durch seine Zentralisation und seine staatliche Organisation. England gelangte zur Weltstellung durch die gesunde, praktische Kraft, den Wirklichkeitssinn seiner Bewohner, die freie Entfaltung seiner individuellen Kräfte und durch eine, ich möchte sagen, induktive Organisationsfähigkeit, die vom einzelnen zum allgemeinen fortschreitet. Beide Entwicklungen zeigen, eben in ihrer Stärke, eine gewisse Einseitigkeit, und diese Einseitigkeit beginnt fühlbar zu werden. Die Blicke der einen Nation richten sich auf die andere, die ihr die Ergänzung, deren sie bedarf, bietet, die ihr ein Muster gibt, um ihr eigenes Wesen zu vervollkommnen. England und Deutschland werden, sich gegenseitig ergänzend, sich erst zur vollsten Kraft entwickeln und ihre weltgeschichtliche Mission erfüllen können.

Ernst Sieper.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Kind und die Schundliteratur.

Im Oktoberhefte der „Neuen Bahnen" erzählt Jakob Löwenberg, der bekannte Hamburger Schulmann und Dichter, ein geradezu köstliches Erlebnis auf einem Schulausfluge:

Wir kamen von einem Ausfluge in die Heide zurück, wir, meine zweite Klasse, so dreißig Mädchen von 14—15 Jahren, und ich. Sie waren gewandert, hatten gespielt und sich mächtige Erikasträuße gepflückt. Sie hatten auf den Heidehügeln gerastet, hatten gescherzt und gesungen, und etwas von dem Schimmer und Glanz des leuchtenden Herbsttages lag auf den jungen Gesichtern. Nun sollte der Zug uns heimwärts führen. Wir waren eingestiegen, die Lokomotive pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung, und im selben Augenblick begann im Nachbarabteil eine meiner Schülerinnen zu erzählen: „Ein greller Pfiff der Lokomotive ertönte, dumpf fingen die Räder an zu rollen, Taschentücher wurden geschwenkt, ein letztes Lebewohl erklang, und donnernd verließ der Zug die Bahnhofshalle. Aus einem Kupee zweiter Klasse —"

„Erster Klasse" unterbrachen die Zuhörerinnen.

„— Also erster, beugte sich ein blondes Lockenköpfchen; ihr tränenüberströmtes rosiges Gesichtchen versuchte vergeblich zu lächeln, und eine kleine weiße Hand schwenkte eifrig ein feuchtes Taschentuch. Der Zug sauste dahin, und bald war die Stadt nicht mehr zu sehen. Da weinte Gertrud —"

„Hildegard!" unterbrach eine Mitschülerin.

„Gut, also Hildegard," verbesserte die Erzählerin, „so hieß das junge Mädchen, weinte noch heftiger und sank lautschluchzend in das weiche Polster. Als sie sich wieder aufrichtete, fiel ihr das Taschentuch zu Boden. Im selben Augenblick bückte sich ein junger Herr, der ihr gegenüber saß und den sie noch garnicht bemerkt hatte, ergriff das Tuch und reichte es ihr mit einer höflichen" — „eleganten" wurde verbessert — „mit einer eleganten Verbeugung. Errötend bedankte sie sich und sah ihr Gegenüber an. Es war eine selbst im Sitzen noch hohe, edle Gestalt" — „Schneidig" erscholl ein Zuruf. — „Nicht schneidig, eine edle Gestalt," beharrte die Erzählerin, „mit dunklem Haar, bleicher, hoher Stirn, leuchtenden Augen, einem keck in die Höhe strebenden Schnurrbart und im tadellos grauen Reiseanzug".

Und so ging es weiter. Die erste Schülerin erzählte das Kapitel „die Reise" zu Ende. Dann fuhr eine zweite fort und schilderte „die Ankunft in der Pension", beschrieb die kleine dicke Pensionsvorsteherin, die Hildegard gleich umarmte und ihr liebes Kind nannte, während sie ihr nur kalt die „feinbehandschuhte" Rechte entgegenstreckte.

Darauf setzte eine dritte gleich mit dem „Besuch um Mitternacht" ein, erzählte, wie sich all die jungen Pensionärinnen im weißen Nachtgewand um Hildegards Bett scharten, sie ausfragten, ihr von der Pension und ihren Streichen erzählten und ihr vertrauten, daß morgen der neue Literaturlehrer erwartet würde. —

Man ahnt den Zusammenhang. Der neue Lehrer kommt, natürlich der Herr von der Reise, die erste Literaturstunde wird gegeben, alle schwärmen für den reizenden, eleganten Mann, nur Hildegard trotzt, will nichts von ihm wissen usw. usw., bis er sich mit ihr verlobt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich bin in der Backfisch-Literatur nicht bewandert genug, um zu wissen, ob dieser Erzählung eine Geschichte, die gerade so verläuft, zugrunde liegt. Mir fiel zweierlei auf. Einmal, daß beinahe jede Schülerin in fließendem, „elegantem" Deutsch weitererzählen oder verbessern konnte. Sie waren sich also alle des Schemas bewußt, das diesen Geschichten zugrunde liegt, standen mithin darüber, und doch — wie im Nebenraum bald jede Unterhaltung verstummte, wie sie sich in den freien Gang drängten, um die Erzählerin zu sehen, wie sie mit gespanntem Gesicht über die Halbwand des Abteils hinüberlauschten, als ob etwas ganz Neues, Schönes erzählt würde — das alles zeigte, daß das Interesse für solche Erzählungen noch nicht erloschen war. So ganz klar waren sie sich doch noch nicht darüber, warum solche Geschichten nicht des Lesens wert seien, und so benutzte ich eine der nächsten Stunden dazu, ihnen an einem Kapitel ihres „Trotzköpfchens" nachzuweisen, wie unwahr, wie fade das alles sei. Kaum hatte ich diesen Weg mit ihnen beschritten, so verfolgten sie ihn bald von selber weiter, fanden selber heraus, wie nichtig das Erzählte war, lachten herzhaft über rührselige Stellen, und doch — im Grunde des Herzens dachten wohl die meisten: Aber interessant ist es doch!

Ist es auch, ebenso interessant wie unseren Jungens die Indianergeschichten; stellt es doch ein Stück ihres Lebens, ihres Fühlens und Hoffens, wenn auch nur in der Verzerrung dar. Und das sollten sich unsere Erzähler zunutze machen.

Es ist die alte Geschichte, und jeder, der Kinder kennt, wird wissen, daß die „schönsten" Bücher für sie diejenigen sind, die durch ihren Stoff, also durch die Handlung und Spannung interessieren. Auf das rein stoffliche Genießen des Lesers sind darum auch alle Schundbücher raffiniert zugeschnitten. Die Backfischgeschichten- und die Indianer- und Detektivgeschichtenfabrikanten wissen das und kennen ihr Publikum ganz genau. Eine „schöne" Handlung und — wenn's hoch kommt — Stimmung sind für das Kind die Haupterfordernisse. Verständnis aber für das Einzelne, für alle Schilderung, Charakterzeichnung usw. bringt das Kind von sich aus seiner Lektüre nicht entgegen.

Das sind einfach Tatsachen, mit denen wir Erwachsenen unter jeder Bedingung rechnen müssen.

Umgekehrt aber muß dem Erzieher daran liegen, daß das Kind in seiner Lektüre vom rein stofflichen Genießen zum künstlerischen Genuß fortschreitet. Künstlerischer Genuß aber bedeutet volles Nacherleben einer gelesenen oder gehörten Geschichte. Daß das Kind das Stück Welt, in welches der Verfasser es einführen will, neu und vollständig in sich erlebt, ist der einzige Zweck aller Lektüre. Dies Nacherleben der Geschichte durch das Kind aber setzt nicht nur Interesse an der mehr oder minder spannenden Handlung voraus, sondern auch ein ständiges Begleiten der Darstellung des Verfassers durch eigene Gedanken, Empfindungen und Willensrichtungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nur derjenige Leser, dem kein winziges Stücklein einer Erzählung unverständlich geblieben ist, der bei jeder Zeile sich an eigene Erlebnisse und Erfahrungen erinnert, der also sich selbst und seine Umwelt in jeder Zeile begegnet, in dem Buche wiederfindet und durch dasselbe sein Leben und seine Welt besser und tiefer verstehen lernt und fester in ihr wird, nur der kommt zum Mit- und Nacherleben, zum echten künstlerischen Genuß. Die spannende Handlung darf also vom künstlerischen Standpunkte für den Schriftsteller immer nur das naheliegendste Mittel sein, um in dem Leser den vollen künstlerischen Genuß vorzubereiten. Für das Kind scheint tatsächlich die spannende Handlung das einzige Mittel zu sein, um ein tieferes Interesse in ihm zu erregen. Deshalb sind Jugendschriften ohne interessante Handlung wirkungslos. Und so liegt die Sache auch wirklich! — Alle diese Verfasser von Schundliteratur können ja wirklich etwas. Mit einer einfachen Verurteilung ihrer Machwerke kommen wir auch keinen Schritt weiter. Eine Erzählung kann noch so feinsinnig sein, sobald ihr die reiche, anregende äußere Handlung fehlt, wird ein normal empfindendes Kind sie ablehnen. Wie das ja auch die Erfahrung unzweideutig gelehrt hat.

Der Fehler liegt also bei der Schundliteratur anderwärts, nämlich: sie kommt dem Hunger des Kindes nach reicher, interessanter Handlung wohl genügend entgegen, hat ihm aber weiter auch nichts zu bieten. Das Kind begleitet das Schundbuch nicht mit eigenen Gedanken. Eigene Erfahrungen und Beobachtungen werden durch die Lektüre nicht in ihm wieder belebt und während des Lesens nicht neu ins Bewußtsein gehoben. Von seiner Welt wird keine Brücke zu der Welt im Buche geschlagen, die Träger der Handlung, die Personen im Buche, bleiben dem Kinde fremde Schatten, die es nicht verstehen kann und darum nicht in sich erlebt.

Am besten erkennt man nach meiner Erfahrung den Wert eines Buches an seiner Wirkung. Wirkliche Schundliteratur entzweit immer den Leser mit seinem eigenen Lebenskreise. Er fühlt sich vereinsamt und sehnt sich aus seinen eigenen Verhältnissen hinaus in eine bessere Welt, wie sie im Buche steht. Das gute Buch aber versöhnt mit dem eigenen Leben, mag dieses auch noch so eng und drückend sein. Das gute Buch regt auch die schöpferische Kraft im Menschen an. Er versucht sein eigenes Leben ein klein wenig besser zu gestalten und empfindet auch die Schönheit, Kraft und Stärke tiefer und wohltuender.

Heinrich Scharrelmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Tanz der Zukunft.

Fidus, der Künstler göttlicher Natürlichkeit, hat uns seine Tanzbilder geschaffen. Isadora Duncan, die früher in Deutschland oft aufgetretene Barfußtänzerin, hat uns gezeigt, daß Fidus kein Phantast ist. Aber Elisabeth Duncan hat durch ihre Schule Fidus' Gedanken verwirklicht. Bewußt oder unbewußt, ich weiß es nicht. Doch kann ich mir kaum denken, daß sie durch seine Werke nicht beeinflußt wurde, noch weniger, daß sie ihr gar unbekannt waren.

Vor ein paar Jahren begann Elisabeth Duncan mit einigen ihrer getreuen, blutjungen Schülerinnen ihre ersten Gastspielreisen. Es galt, ihre Ideen in die deutsche Welt hinauszutragen, der Menschheit die Ergebnisse der körperlichen Veredelungsarbeit, die natürliche Poesie kraftgeborener Mädchengestalten zu zeigen. Und es waren viele, die Elisabeth Duncan verstanden. Es waren viele, die begriffen, daß ihrer Schülerinnen Tänze nicht Tanz im gemeinverständlichen Sinne dieses Wortes seien. — Der Bierphilister lachte; ihm war das kulturlose Gliederverrenken eines zweifelhaften Varieté- oder Theaterballets Kunst oder doch — Sinnenkitzel.

* * *

Was ist der Tanz? Ist's die von Notenblättern eingepaukte Mechanik der Glieder? Nichts von dem! Tanz ist Gefühl, ist naturgeborene Musik, Tanz ist in Grazie und Poesie verwandelte Kraft. Und Tanz ist Kunst, schöpferische Kunst des harmonischen Körpers. Die ältesten Völker pflegten den Tanz, und es ist gewiß kein Zufall, daß wir ihn in höchster Vollendung bei den alten Griechen fanden. Diesem Symbol klassischer Schönheit ist wohl der von Elisabeth Duncan begründete Tanz am nächsten.

In völliger Urwüchsigkeit finden wir heute den Tanz noch in südlichen Ländern; in Italien, und mehr noch bei den Spaniern. Aber ihr Tanz ist unserem Empfinden — die Gesundheit dieses Empfindens vorausgesetzt! — fremd und bisweilen sogar zuwider.

Der Tanz kann ein Gradmesser völkischer Kultur sein, in geistiger und in rassehygienischer Hinsicht. Wie verwandt sind doch die Abgeschmacktheiten unseres heutigen Lebens mit den Widerwärtigkeiten der modernen Tänze. Das Übel hat im Wirtshaus begonnen; in rauchgeschwängerter Luft bei Bier und Wein begann es, und beim Bauchtanz, beim Apachentanz und beim Vampyrtanz ist es heute angelangt. Im Theater sehen wir noch leibbepanzerte Balleteusen; und dem Publikum gefällt das so. — Die gefeierte Saharet bewegt sich — sehr zierlich, gewiß! — in einem kostbaren Gewande,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verziert mit einigen Kilo der teuersten Spitzen; das Gegenteil ihrer Auffassung: Adoré Villany hat sich aller stofflichen Bürden entledigt. Auch sie ist unser Ideal nicht, immerhin steht sie ihm einen Schritt näher.

* * *

Die natürliche Heiligkeit des Tanzes wurde entweiht durch Unsitten, die von Geschlecht zu Geschlecht zunahmen. Die gesunden, von keinerlei Kulturschäden berührten Volkstänze des Mittelalters vergaß man. Das Volk und die berufsmäßige Tanzkunst unterlagen fremdländischer Affektiertheit und welscher Sentimentalität. Den reinen Sinn für das Natürliche — damit den Sinn für echte Kunst — verlor das Volk, so wie es die Lust am Wandern verlor. Ist es verwunderlich? Einigermaßen gewiß; aber die Hauptursache war die allgemein zunehmende Entartung. Es mag schwer denkbar sein, daß Menschen, die Tag für Tag wie eine Maschine arbeiten, die zwischen Steinmauern der Großstadt eingepfercht sind, Sinn und Verständnis für das Volkslied, oder gar für einen den Körper veredelnden Tanz haben.

Nicht so sehr undenkbar aber ist es, daß sich diese Menschen, sofern sie sich von den gröbsten schädlichen Einflüssen, wie denen der allgemeinen Naturentfremdung, der geistigen Versimpelung und der Vergiftung ihrer Gefühle freizumachen verstehen, aufraffen und das wirklich Gesunde sich zu eigen machen. So ist es auch kein bloßer Zufall, daß die Wandervögel sich der alten deutschen Reigentänze und Volkslieder so innig und verständnisvoll annahmen. (Die zauberhaft schlichten Reigentänze bei Mondschein in einem Schwarzwaldtale, veranstaltet von Freiländern*) und Wandervögeln werden mir ebenso unvergeßlich wie einige Vorführungen der Duncan-Schülerinnen bleiben.)

* * *

Vom Tanz „der Zukunft" habe ich gesprochen. Und ich glaube an diese Prophezeihung, die nicht nur die meine ist, mehr, denn an tausend andere Zukunftsverheißungen. Wie alle die vielen Reformbestrebungen, bildet auch Elisabeth Duncans Tanzsystem ein notwendiges Glied in der Kette der geistigen und rassehygienischen Erneuerung des deutschen Volkes. Wer die Tänze der Schülerinnen des Duncan-Instituts gesehen hat, der muß das fühlen. Ihre Meisterin hat sie gelehrt, jungfräuliche Kraft harmonisch zu verwerten. „Das ist ja das, was uns am schönen Tiere gefällt," sagte einst Max

*) „Freiland", Verbindung abstinenter Studenten in Freiburg i. Br.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Merz, der Direktor der Duncan-Schule, „daß es seine Kraft zu gebrauchen versteht". — In der Tat, wie beschämt uns der herrliche Flug der Möve, und wie müßte er erst die einhertäppelnden Modedämchen beschämen, wäre ihnen nicht jeder Sinn für natürliche Schönheit fremd. Oder gar: wie müßte das behende Reh in seinem zierlichen Lauf, in seiner graziösen Sicherheit den wankenden Trinker beschämen, hätte ihm nicht das zerstörende Gift die Wahrnehmungsfähigkeit geraubt.

* * *

Elisabeth Duncans Wünsche sind in Erfüllung gegangen. Nach Anfeindungen, spießerhaftem Mißtrauen und — wundern wir uns nicht! — Polizeiverboten in Berlin, zog sie mit ihren Schülerinnen in ihr neuerbautes herrliches Heim auf einer Berghöhe bei Darmstadt. Der kunstverständige Großherzog von Hessen, der auch für kulturelle und sozialhygienische Dinge ein klares Auge hat, breitete seine schützende Hand aus über ihr neues Heim.

Dort arbeitet Elisabeth Duncan emsig an der Ausbildung ihrer Schülerinnen. Sieben sind es heute, die selbst junge Meisterinnen sind. Sie sollen aber nicht, wie vielfach angenommen wird, Tänzerinnen werden, sondern Lehrerinnen am Duncan-Institut; vor allem aber echte Menschen. Und sie sollen alle auch einmal Mütter werden. Das möchten wir wünschen. Heil diesen Müttern, die in ihrer Jugend bei ernster Arbeit den Körper in Kraft und Licht baden ließen. Heil ihnen, die körperliche Gebrechen und Schwächen nicht kennen. Ihrem Schoße muß ein gesundes Geschlecht entsprießen! *)

Wilhelm Kiefer.

---

*) Es ist für manche gewiß interessant, zu hören, daß der Genuß alkoholischer Getränke im Duncanschen Institut ganz ausgeschaltet und die Ernährung vorwiegend vegetarisch ist.

Was andre sagen

Soziale Studentenblätter. (Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Carl Sonnenschein, München-Gladbach). 4. Jg. Nr. 4.

Wie der Haß entstand. Von Karl Hänggi.

„Keine Märchen hat uns unsere Mutter erzählt. Sie erzählte uns die Geschichte von der harten, lebenslangen Fron ums tägliche Brot.

Vor den rauchenden Schloten ist das Märchen geflohen. Es kann im Kohlen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dunst und im Hasten und Jagen der Fabriken nicht leben. Seine Heimat sind das heimliche Walddunkel und die taufrischen Matten im Morgendämmern. Seine Stimme ist der murmelnde Quell und sein Auge der blaue Bergsee. Es schreitet am Silberbach zwischen weißen Birken. Und so sah es meine Mutter nie. Walddunkel und morgenfrische Matten gibt es weit in der Runde um die Fabriken nicht. Hier fließt der Bach trübe und schlammig durch schwarze Schutt- und Schlackenhalden. Und unsere Mutter wußte nichts von Märchen und Sagen. Sie kannte nur Geschichten von der täglichen Arbeit, vom Stampfen der Maschinen, vom Schwirren der Treibriemen und vom Surren der Räder. ...

Es erzählte die Mutter, wie sie als Kind von sechs Jahren in die Fabrik mußte. Diese stand draußen dreiviertel Stunden weit von der Stadt. Heute sind an der langen Straße zwei neue Vorstädte entstanden, die sich um andere Fabriken erhoben haben. Damals waren es nur fünf oder sechs Häuschen die weite Straße entlang. Die Mutter kennt sie unter den neueren heute noch heraus. Zwei davon waren Wirtshäuser. Und diese lange Straße, für Kindertrippelschrittchen war sie über eine Stunde lang, trottete meine Mutter jeden Morgen um halb fünf Uhr früh zur Fabrik. Noch vier oder fünf andere Kinder waren dabei, von acht, zehn, zwölf Jahren. Aber sie war erst sechs. Und sommers wie winters mußte sie gehen. Nur wenn der Schnee zu hoch lag, dann trug sie vielleicht ihre Mutter oder ihr Vater, der Invalide war, in ein Tuch eingeschlagen ein Stück Weg weit, wenigstens bis über die Brücke, wo der Nordwind am rauhesten über die Brachfelder pfiff. Morgens früh um fünf im Winter.

Dann und wann traf man einen Fuhrmann, mit dem die Kinder bis zur Fabrikpforte fahren durften. Aber als einmal ein solcher Fuhrmann einem der Kinder ein Leid antat, da durften sie nie mehr fahren. Erst abends um acht kamen die Kinder wieder heim. Am Morgen bekamen sie ein Kännchen Suppe oder Kartoffeln mit und drei Stückchen Brot. Eins für neun Uhr, eins für Mittag und eins zum Vespern. Aber meist hatten sie die zwei ersten Stückchen schon gegessen, wenn sie zur Fabrik kamen. Dann ließ ihnen wohl der Arbeiter, dem sie zugeteilt waren, einen Rest von seinem Frühstück- und Vesperbrot übrig. Und war's ein ganz guter Mensch, dann hatte er Mitleid mit den Kinderchen; in einer Ecke hinter der Maschine da lag ein Wergsack, darauf durften sie noch ein wenig schlafen, bis der Aufseher irgendwo in Sicht kam.

Sechs Jahre alt war meine Mutter, als sie von sechs Uhr früh bis abends sieben hinter der großen Druckmaschine stand und dem Arbeiter die Farben für die schönen bunten Kattundrucke wieder glattstreichen mußte, jedesmal wenn die Walze darüber gelaufen war.

Die Mülhauser Industrie und ihre Fabrikanten sind wegen dieser Kattundrucke berühmt geworden und reich. Heute brauchen sie zum „Stricha" keine Kinder mehr. Heute besorgen dies Räder und Hebel in klug durchdachtem Zusammenbau. Aber in einer endlosen Schar hohlwangiger Menschen der täglichen Fron ist der Haß gekeimt in jenen Tagen, da sie ihre Kindheit begruben in dumpfen Fabrikräumen. Und der Haß wuchs riesengroß und steht wie ein drohendes Gespenst hinter den rasselnden Maschinen und wälzt sich wie ein dunkles Ungeheuer aus den düsteren Fabrikpforten.

Wie sollte Liebe gedeihen und Freude, wo so viel Kinderlachen im dumpfen Lärm erstarb, und wo tausend Jugendseelen verkümmerten in Dunst und Rauch. Denen erstarb ihrer Menschheit Frühling in der Knospe, und ein Wunder ist dort geschehen, wo sie doch zu Menschen gediehen.

Denk ich der freud- und sonnenlosen Kindheit meiner Mutter, dann erbarmt mich des Hasses, der in den Tausenden grollt. Wie sah es fröhlicher in vielen dieser Herzen aus, wenn in ihre Sorgen hinein dann und wann ein heller Strahl versonnten Jugenderinnerns fiele!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kunstwart und Kulturwart. (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden.) 26. Jg., 1. Januarheft 1913 (Nr. 7.)

Sachverständige und Oberverwaltungsgericht.

„Auf Grund des Heimatschutzgesetzes vom 10. März 1909 können die sächsischen Verwaltungsbehörden die Entfernung von verunstaltenden Reklamezeichen anordnen. Der Betroffene kann Widerspruch erheben bei der Kreishauptmannschaft und, wenn auch deren Entscheidung ungünstig ausfällt, beim Oberverwaltungsgericht. Kürzlich nun hatte eine Amtshauptmannschaft die Entfernung eines großen Reklamegerüsts in einer Gärtnerei an der Leipzig-Dresdner Eisenbahn angeordnet, und die Kreishauptmannschaft hatte das bestätigt. In solchen Fällen müssen vorschriftsgemäß drei Sachverständige gehört werden: der Bausachverständige der Verwaltungsbehörde, ein Industrieller und ein Vertreter des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz. Alle drei Sachverständige, zwei kgl. Bauräte und ein Fabrikbesitzer und Kunstmaler, erklärten das Reklamebild übereinstimmend für störend — einer erklärte zum Beispiel, es unterbreche das Landschaftsbild in brutaler Weise —; der betreffende Senat des Oberverwaltungsgerichts aber hob die Entscheidung der beiden Vorinstanzen auf, weil er sich gelegentlich eines Lokaltermins überzeugt habe, daß das Reklamegerüst nicht störe, weil also die „tatsächlichen Unterlagen für die Entscheidung der Vorinstanzen nicht gegeben seien". Was die Sachverständigen bei ihrer ästhetischen Bewertung „fanden", war eine unzutreffende „Ansicht", was die Juristen bei ihrer ästhetischen Bewertung „fanden", war eine „tatsächliche Feststellung".

Wir hätten gern darüber Bescheid, was da eigentlich die Berufung von Sachverständigen bei ästhetischen Fragen überhaupt noch für einen Zweck, für einen Sinn hat. Wenn der Richter auch in ästhetischen Fragen „tatsächlich feststellen" kann, was Leute von Geschmack und Natursinn stört und was nicht, so haben wir's ja noch viel herrlicher weit gebracht, als alle Lobpreiser des juristischen Spezialistentums für alles ahnten. Noch ein Stückchen weiter auf diesem Wege, und wir können alle Fragen der ästhetischen Bewertung einfach mit „tatsächlicher Feststellung" von Gerichtsräten entscheiden lassen. Augenerziehung braucht's nicht dazu, das ästhetische Ober-Verständnis über das der Fachleute kommt in der Nacht nach dem Assessorexamen im Schlaf."

Rund um uns

Vom deutschen Brauerbunde. Wie in der Nr. 20 (1912) des „Vortrupp" S. 635 bereits mitgeteilt ist, hat der Brauerbund gegen ein Merkblatt über Schülerabstinenz, das die Breslauer Schulverwaltung die Volksschüler in das Lesebuch kleben läßt, einen geharnischten Protest erlassen. Um hiergegen vorzugehen, beriefen die Herren Oberregierungsrat Dr. Schauenburg, Direktor des Provinzial-Schulkollegiums, Stadtschulrat Dr. Hacks sowie der Vorsitzende des Breslauer Bezirksvereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Pfeiffer eine Versammlung der Breslauer Lehrerschaft. Zunächst stellte Herr Geheimrat Pfeiffer in seinem Vortrage die Schädigung der Nachkommenschaft sowohl durch die Erzeugung im Rausch, als durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

chronischen Alkoholismus der Eltern dar, besprach dann die Schädigung des Gehirns, dessen Tätigkeit durch Alkohol nie belebt, sondern immer herabgesetzt werde, desgleichen die Verminderung der Muskelkraft und die Schädigung der Herzenergie. Herr Professor Dr. Rosenfeld zeigte, wie Umfragen, die an viele Tausende von Schulkindern durch Lehrer und Ärzte gerichtet worden sind, beweisen, daß die abstinenten Kinder am häufigsten die beste Note in ihren Schulleistungen zeigen, die alkoholgenießenden dagegen die meisten schlechtesten Noten aufweisen. Die häufig Bier oder Schnaps trinkenden Kinder seien schläfrig, unaufmerksam, nervös und kränklich und lieferten die Schüler mit schlechtester Auffassungsfähigkeit. Herr Pastor Priv. Doz. Lic. Schmidt besprach die Bekämpfung des Alkoholismus durch die Schule, welche die Schüler zu willensstarken und idealgesinnten Menschen heranzuziehen hätte, was nur in Alkoholfreiheit gelänge. Es wurde an verschiedenen Beispielen gezeigt, wie die Belehrung über die Gefahren des Alkohols in der Schule beim Unterricht möglich sei. Das beste Erziehungsmittel sei das Beispiel, darum sei es das Beste, wenn die Lehrer selbst abstinent lebten.

In der langen und angeregten Aussprache nach diesen mit reichem Beifall aufgenommenen Vorträgen wurde die Frage der Notwendigkeit der Abstinenz des Lehrenden, sowie die Methodik der Alkoholbelehrung von den verschiedensten Seiten beleuchtet. Mit einem Dank des Direktors des Provinzialschulkollegiums, Herrn Oberregierungsrat Schauenburg, der die weitere Besprechung dieser Methodik in den Schulkollegien anregen will, an die zahlreich erschienenen Lehrer schloß die Versammlung.

Es erschien in der Breslauer Zeitung darauf ein Bericht, in dem Verschiedenes verdreht war und alles voller Empörung über die zutage getretene Neigung zur Abstinenz. Ganz besonders aber war der Berichterstatter entrüstet über folgende Worte in dem Rosenfeldschen Vortrage: „In der heutigen Zeit, wo so viel darüber gesprochen wird, daß der Alkohol für die Jugend ein Gift wäre — wo sogar über diese Frage eine unbedingte Einigkeit, außer bei dem Brauerbunde, der den Alkohol empfiehlt, herrscht, müßte man denken, daß es nur noch ganz wenige Eltern gäbe, die ihren Kindern alkoholische Getränke verabreichten."

In Übereinstimmung damit erhielt Herr Prof. Rosenfeld einen Brief des deutschen Brauerbundes folgenden Wortlautes: „Sehr geehrter Herr Professor! Sie haben in einer für die Lehrerschaft von Breslau am 13. November d. J. veranstalteten stark besuchten Versammlung öffentlich die Behauptung ausgesprochen, „daß der deutsche Brauerbund den Alkoholgenuß für Kinder empfehle oder doch dafür eintrete". Als Sie daraufhin von einem Diskussionsredner aufgefordert wurden, diese Behauptung zu belegen, haben Sie erwidert, „es sei das vom deutschen Brauerbund zwar nicht wörtlich gesagt, aber aus den Schriften und Flugblättern des Brauerbundes herauszulesen".

Diese Ihre Behauptungen, die durch die Presse gegangen sind, ohne einem Widerspruch von Ihrer Seite zu begegnen, haben weit über die Versammlung hinaus Aufsehen und Anstoß erregt, auch in den Kreisen der Lehrerschaft, deren Mitglieder sich bisher mit wenigen Ausnahmen in anerkennenswerter Objektivität von dem durch die Abstinenzorganisationen entfachten Streit fern gehalten haben.

Der deutsche Brauerbund, zu dessen satzungsgemäßen Pflichten in Wahrung der Interessen des gesamten deutschen Braugewerbes die Bekämpfung der Übergriffe der Abstinenzbewegung gehört, hat festzustellen, daß Ihre Behauptungen der Wahrheit nicht entsprechen. Die Vertreter des Deutschen Brauerbundes sind vielmehr jederzeit mit mindestens derselben Entschiedenheit wie alle Abstinenz- und Mäßigkeitsvereine dafür eingetreten, daß der Alkoholgenuß der

Kinder oder Unmündigen und gewisser Kranken zu mißbilligen und zu bekämpfen sei.

Wären Äußerungen wie die Ihrigen von Ihnen privatim oder von einer gleichgiltigen Persönlichkeit oder einem Eiferer, wie etwa Pastor Burk, ausgesprochen worden, so wären sie zu ignorieren. Da Sie aber als Professor der Medizin in jener Versammlung öffentlich die erwähnten unrichtigen Behauptungen aufgestellt haben, fordern wir Sie in aller Öffentlichkeit auf, entweder zu erklären, daß Sie Ihre Behauptungen nicht aufrecht erhalten, oder sie zu beweisen.

Wir dürfen wohl von Ihrer Loyalität erwarten, daß Sie unserem unzweifelhaft berechtigten Verlangen entsprechen werden, und sehen Ihrer Rückäußerung binnen zwei Wochen oder einer von Ihnen sonst zu bestimmenden Frist entgegen.

Den Wortlaut dieses Briefes haben wir der Presse zur Veröffentlichung übergeben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Deutsche Brauerbund, E. V.
Rechtsanwalt a. D. Bruno Peltasohn,
Direktor."

Das Antwortschreiben Prof. Rosenfelds lautete:

Offene Antwort an den Deutschen Brauerbund.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Sie wünschen von mir den Beweis, daß Ihr Bund für den Alkoholgenuß der Jugend eintrete, was er, wie ich sagte, zwar nicht wörtlich aussprach, was sich aber aus Schriften und Flugblättern herauslesen läßt. Denn Sie behaupten, gesperrt und unterstrichen, daß der Deutsche Brauerbund jederzeit mit mindestens derselben Entschiedenheit, wie alle Abstinenz- und Mäßigkeitsvereine dafür eingetreten sei, daß der Alkoholgenuß der Kinder, der Unmündigen und gewisser Kranken zu mißbilligen und zu bekämpfen sei.

Zunächst muß ich bemerken, daß ich von Abstinenz der Jugend, nicht der Kinder gesprochen habe, was ein Unterschied ist. Sonst aber sind wir also an sich eigentlich einig: Sie wollen, was wir wollen. Nur ist die Differenz, daß Sie angeblich wollen, was wir wirklich wollen.

Hier der Beweis:

Das Merkblatt, welches die Breslauer Schulverwaltung in die Lesebücher einkleben läßt, hat folgenden Wortlaut:

„In den sogenannten geistigen Getränken (Bier, Wein, Branntwein, Schnaps usw.) ist Alkohol enthalten. Der Alkohol ist ein Gift und greift besonders Gehirn und Nerven an.

Das Gehirn wird durch den Alkohol gelähmt; daher kann man im Rausche nicht mehr klar denken, man verliert Überlegung und Selbstbeherrschung. (Die Mehrzahl der Verbrechen wird im Rausche begangen.)

Bei täglichem Genusse von alkoholischen Getränken nimmt die Vergiftung allmählich zu, und es entsteht oft ein Zwang zum Trinken, die „Trunksucht".

Die Trunksucht zerstört Körper und Geist. Der Körper verfällt in Krankheit und Siechtum, der Geist verkümmert immer mehr, Geisteskrankheiten und unheilbare Geistesschwäche sind das Ende. Trinker werden frühzeitig arbeitsunfähig, die Familien geraten in Not und Elend. Trinker sterben jung.

Darum hütet Euch vor dem Alkohol!

In der Jugend ist er besonders gefährlich. Er hemmt die Entwicklung des Körpers und Geistes und vermindert, auch schon in kleinen Mengen, die Arbeitsfähigkeit. Regelmäßiges Trinken macht denkfaul, träge und stumpfsinnig; die Gewöhnung in der Jugend führt besonders leicht zur Trunksucht.

Darum vermeidet die alkoholischen Getränke!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Untergrabt nicht in der Jugend Eure Gesundheit, sondern haltet Euch tüchtig und leistungsfähig!

Laßt Euch von niemand zum Trinken verleiten!

Nehmt nie von Freunden auch nur einen Schluck an! Sie wollen unwürdigen Spaß mit Euch treiben oder gar Euch zu Schlechtem verführen."

Dieses Merkblatt, von dem alle Freunde der Jugend jedes Wort billigen müssen, wendet sich ausschließlich an die Schuljugend. Wer gegen das Merkblatt opponiert (wie unten zu lesen), von dem muß man sagen, daß er gegen die Abstinenz der Jugend aufsteht, und daß er für deren Alkoholkonsum eintritt. Nun lese man die Ausführungen des Brauerbundes gegen dieses Merkblatt in dem Rundschreiben an die Gymnasialdirektoren:

„Vor mehr denn Jahresfrist hatte die Deutsche Brauer-Union begründeten Anlaß, durch eine dringende Mahnung, die sie am 27. Febr. 1911 an die Lehrer und Erzieher richtete, auf die schwere Verantwortung hinzuweisen, welche sie dadurch auf sich laden, daß sie einen Mißbrauch der Schule zu Propagandazwecken im Sinne der Abstinenz dulden.

Heute gibt uns zu einem ähnlichen Protest ein Merkblatt Anlaß, das, wie uns mitgeteilt wird, die Schüler der Volksschule Ofenerstraße in Breslau in ihr Lesebuch einkleben mußten.

Wir wenden uns gegen dieses Symptom und wenden uns gegen die Quelle, deren Ausfluß dieses eine Symptom ist, indem wir für das Recht eintreten, daß die scharfe Grenze, die zwischen Alkoholgenuß und Alkoholmißbrauch besteht, nicht trügerisch verwischt werden darf zugunsten einer Interessentengruppe, die im Verfolg ihrer Sonderinteressen die Wahrheit zu beugen sich nicht scheut."

Mit dieser Ihrer Bekämpfung des Jugendmerkblattes ist die Behauptung, daß der Brauerbund der Verbreitung der Abstinenz der Schuljugend feindlich entgegensteht und damit zum mindesten indirekt den Alkoholgenuß der Jugend unterstützt, für ihn eintritt, erwiesen. Denn niemand, dem es am Herzen liegt, wirklich die Jugend abstinent aufzuziehen, kann ein derartiges Rundschreiben an die Schulleiter erlassen.

Diese Auffassung teilen mit mir sowohl Herr Geheimrat Pfeiffer als Herr Pastor Schmidt, die Redner der Lehrerversammlung, die ja aus dieser Auffassung heraus nur einberufen worden ist.

Diese Auffassung wird vollständig gesichert durch einige Erörterungen in dem offiziellen Organe des Brauerbundes, der Tageszeitung für Brauerei.

1. In diesem Ihrem offiziellen Organ steht am 10. Dezember 1912 S. 1971: „Selbst wenn ältere Kinder gelegentlich, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, einmal einen Schluck Wein oder Bier erhalten, so ist das noch lange kein Verbrechen."

Ist das auch energisches Eintreten für Abstinenz der Jugend?

2. In eben diesem Ihrem offiziellen Organ vom 4. September 1912 S. 1315 lehnen Sie als Mittel gegen die Schülerverbindungen die Belehrung der Schüler über den Alkohol in Quarta und Tertia ab und empfehlen den selbständigen Besuch öffentlicher Lokale zum Zwecke des Biergenusses für die Schüler.

Heißt das nicht, den Alkoholismus der Jugend empfehlen oder für ihn eintreten?

Wenn also der Brauerbund im Schreiben vom 10. Dezember 1912 erklärt, er sei jederzeit mit mindestens derselben Entschiedenheit wie alle Abstinenz- und Mäßigkeitsvereine dafür eingetreten, daß der Alkoholgenuß der Kinder zu bekämpfen sei, so steht das mit seinen oben angeführten Auslassungen in krassem Widerspruch.

Will sich aber der Brauerbund nunmehr auch der Tat nach, nicht nur mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Worten auf die Seite der Jugendabstinenz stellen, so wird es mich, wie alle meine Gesinnungsgenossen, sehr freuen, in ihm einen Kampfgenossen zu begrüßen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Prof. Rosenfeld.

Zu den Kämpfen der Lehrerschaft. Die Lehrerschaft nimmt heute eine wenig beneidenswerte Stellung in unserem Staatsleben ein. Sie ringt mit dem Mute der Verzweiflung um ein kärglich Brot, um höhere Wertschätzung der Kulturarbeit, die sie für unser Volk leistet, und um größere Bewegungsfreiheit im Amte sowohl als auch im Privatleben.

Die Erfahrung lehrt unzweideutig, daß eine Weiterentwicklung der Schule nur mit Hülfe der Öffentlichkeit möglich ist, also muß der Lehrer von heute den Wunsch und die Möglichkeit haben, die Öffentlichkeit über die Schäden des Schulbetriebes gründlich aufzuklären. Er weiß ferner, daß der klingende Lohn für unsere Zeit mehr und mehr zum Wertmesser aller geleisteten Arbeit wird. Man mag das bedauern oder nicht, die Tatsache läßt sich nicht leugnen. Also muß auch die Lehrerschaft heute mehr als je auf die Verbesserung ihrer materiellen Lage energisch bedacht sein. Sie weiß ferner, daß die Arbeit des Einzelnen völlig abhängig ist von der allgemeinen Wertschätzung des ganzen Standes, also muß wieder der Einzelne — er mag wollen oder nicht — mit für die Hebung des Standes eintreten.

Alle Kämpfe in der Lehrerschaft lassen sich in die hier angeführten drei Ziele einreihen. Und diese drei Hauptziele der deutschen Lehrerschaft sind nur notwendige Folgen der allgemeinen kulturellen Entwicklung unseres Volkes. Als notwendige Folgen derselben sind aber auch die reaktionären Strömungen aufzufassen, die die Aufwärtsbewegung der Lehrerschaft hemmen möchten. Staatliche und kirchliche Behörden, politische Parteien, und die Gleichgültigkeit der großen Masse treten eben von ganz anderem Standpunkte an die Beurteilung von Lehrer und Schule heran.

Durch die fortschreitende Verstaatlichung des Schulwesens ist der Lehrer von heute nur noch Beamter in den Augen seiner „Obrigkeit". Zum Wesen des Beamten aber gehört Unterwürfigkeit unter den Willen und die mehr oder weniger tiefe Einsicht des Vorgesetzten. Durch die mehr industriell und technisch gerichtete Entwicklung unserer Kultur verliert naturgemäß die auf Persönlichkeitswert beruhende Arbeit des Lehrers an Anerkennung und Achtung. Das Auge unserer Zeit ist zu sehr auf Fabrikarbeit und Maschinenleistung eingestellt, als daß es noch unbefangen und sicher künstlerische und individuelle Arbeit werten könnte. Der Militarismus hat ferner soviel Empfindung für bedingungslosen Gehorsam und willenlose Unterordnung in unserem Volke großgezogen, daß der Lehrer, der nach größerer Freiheit in Beruf und Leben strebt, selbst bei sonst sehr einsichtigen Menschen auf starke Widerstände stößt.

So werden die schweren und erbitterten Kämpfe der Lehrerschaft um Freiheit, Schulreform und Gehaltsaufbesserung erst verständlich. Die Lehrerschaft kämpft heute also in Wirklichkeit gegen eine ganze, für unsere Zeit besonders charakteristische Kulturrichtung an.

In der Lehrerschaft wird eine ungeheure Energie entfaltet. Schon eine der nächsten allgemeinen Lehrerversammlungen wird sich höchstwahrscheinlich mit der Frage einer weitergehenden Organisation der Lehrerschaft befassen. Durch Disziplinarverfahren hat man versucht, ihre Führer zu drangsalieren — aber ohne Erfolg. Ein schwer anklagendes und reiches Material zur Kritik unserer Schulmißstände liegt bereits vor. Der Plan der Zukunftsschule (die Arbeitsschule) ist fertig. Doch alle diese idealen Bestrebungen werden niedergehalten durch die starken Machtmittel der Reaktion und einer feindlichen Zeitströmung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist es, was die Kämpfe der heutigen Lehrerschaft so überaus tragisch macht und ihr den Stempel des Heldentums aufdrückt. — Niemand kann natürlich heute schon sagen, wie diese Kämpfe einmal enden werden. Die Reaktion ist beharrlich, eigensinnig, ängstlich und schlau. Und sie verfügt über nicht zu unterschätzende Machtmittel. Der Idealismus der Lehrerschaft dagegen lodert von Tag zu Tag heller auf, ringt ernst um jeden Zoll Boden und — er hat die Jugend für sich! S.

Zur Ausrottung der Wale durch den Menschen. In einem Aufsatz der Nr. 13 (Jg. 1912) dieser Zeitschrift wies ich darauf hin, daß die großen Wale in absehbarer Zeit einer völligen Ausrottung entgegengehen, und daß diese Gefahr im nördlichen atlantischen Ozean am größten ist und sehr nahe bevorsteht. Nach Mitteilungen, die ich soeben von den Faröern erhielt, betrug die Zahl der Wale, die in dem ganzen Sommer 1912 von fünf dortigen Stationen erbeutet wurden, nur 146, also im Durchschnitt nur 29 Stück auf jeder Station! Diese Zahl beweist, wie außerordentlich der Bestand an Walen im nördlichen atlantischen Ozean zurückgegangen ist, und daß der Zeitpunkt garnicht mehr fern liegt, wo der letzte Wal hier der Habgier der Menschen zum Opfer fällt. Der Gedanke des Naturschutzes greift immer weiter um sich; vor allem auch die Erkenntnis, daß wir Menschen nicht berechtigt sind, unsere Mitgeschöpfe völlig auszurotten. (Eine einmal ausgestorbene Tierart ist ausgelöscht für alle Zeiten!) Sollte es nicht möglich sein, durch internationale Vereinbarung das Los der völligen Vernichtung noch in letzter Stunde von den harmlosen Riesen des Weltmeeres abzuwenden?!

Dr. Arnold Japha.

Fußverkrüppelung. Eine Kleinigkeit, nicht wahr? Aber jedesmal, wenn ich Zeichnungen und Gemälde moderner Künstler sehe, die alle, alle verkrüppelte Füße malen, weil ihre Modelle sie haben und — sie selbst, weiß ich's, daß auch diese Kleinigkeit Ausdruck eines Wesens ist: nach außen Zierlichkeit und Glanz, Lackschuhe und hohe Hacken und drunter, drinnen der Fuß — pfui.

Ich will erzählen, wie mir's ging. Ich war auch einmal so dumm und zwängte meine Füße in Modestiefel, als eines Tages wir, mein Mann und ich, zum Schuster gingen und nach unseren Plänen einen Leisten bestellten, keine Schuhe, nein, erst den Leisten. Nach der eigenen Zeichnung. Und als der fertig war, da schien er uns trotz der Warnung des Schusters falsch, an der Innenseite nicht gradlinig genug. Wir waren unerbittlich: Der Schuster mußte ein Stück ansetzen. Als wir die fertigen Stiefel bekamen, waren sie einwärts gerichtet. Was schadete das dem Glück, das Gute durchgesetzt zu haben! Wir ließen das Zuviel einfach abnehmen, und die Sache war in Ordnung. Es waren recht derbe Bergschuhe, aber im ersten Reformeifer bin ich mit ihnen durch die Stadtstraßen gegangen zum Entsetzen aller ängstlichen alten Tanten. Heute haben wir nur noch Schuhe nach unseren Leisten, bei unserem Schuster, elegante Lackschuhe und Straßenstiefel, Halbschuhe und hohe, schwarze und braune. „Ich mach Ihnen allens" sagt der erst skeptische Schuster. Wir kommen zuletzt billiger dabei weg, und ich habe immer mal wieder die Freude, daß mein Mann meine Schuhe zierlich nennt, trotzdem sie breit sind, und es sogar ernst meint. Denn das ist ein Nebenerfolg: Unsere Augen sind für falsche, schlechte Schuhformen fast instinktiv empfindlich geworden. Wir haben verlernt, Schuhe an sich zu sehen, sehen vielmehr durch die „niedlichsten" Formen den armen gemarterten Gefangenen, und das tut fast körperlich weh. Wann werden wir Deutsche den Mut haben, uns von Chinesinnen nicht mehr dem Grade nach, sondern grundsätzlich zu unterscheiden, wir deutschen Frauen vor allem? Lisa Friederich.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 4 16. Februar 1913

Vorbildliche Sprachverhunzung.

Seit Jahren sind weite Kreise unsres Volkes unterwegs nach dem gelobten Lande deutscher Sprachreinheit und Sprachschönheit. Man möchte wohl glauben, unsere Hochschullehrer, die sich mit deutscher Sprache und Literatur von Berufs wegen befassen, stellten in ihrer Gesamtheit den Vortrupp zu diesem Volksheer. Ist das wirklich der Fall?

Nein! Leider nein! Statt die Wege zu den lichten Höhen deutschsprachlicher Ausdrucksweise zu ebnen, liebt ein großer Teil von ihnen den Aufenthalt in den dunstigen Niederungen barbarischer Sprach- und Stilverwüstung.

Es soll damit sicher nicht behauptet werden, jene Gruppe deutscher Hochschullehrer, genannt Germanisten, sündigten allein gegen die einfachsten Anforderungen an einen lesbaren Stil. Ihre Sprach- und Stilsünden müssen wir vielmehr zum Teil auf Rechnung des allgemeinen Gelehrtendeutschs setzen. Zum Teil! Aber, sagt Eduard Engel, es gibt keine schreiendere Stillosigkeit, keine unwahrhaftigere Doppelzüngigkeit der Seele, als daß Männer ihr Leben an die Erforschung einer Sprache und der Literaturwerke in dieser Sprache setzen, von der sie durch ihr Tun bekunden, sie sei zum Ausdruck der Urbegriffe der Menschheit, geschweige der Kunst unfähig*).

Man könnte einwenden, die Germanisten hätten zwar die Verpflichtung, auf Reinhaltung der deutschen Sprache zu achten, aber die geschichtliche Entwicklung ihrer Wissenschaft, die sich vorzugsweise mit Textkritik, Grammatik und Literaturgeschichte befaßt, haben diese Gelehrten sich ihrer Pflicht nie bewußt werden lassen. Wer solche Entschuldigung für ausreichend hält, bedenkt nicht, daß sich aus der geschichtlichen Entwicklung des Deutschtums (in der verschiedensten Hinsicht) wohl manche Eigenbrödelei verstehen, aber heutzutage nicht mehr rechtfertigen läßt. Wer sich mit obigen Gründen zufrieden gibt, übersieht auch, daß man immer lauter nach einem „würdigen" Deutschunterricht an den höheren Schulen ruft. Als ob sich dieser mit Lehrplänen und Verordnungen aus dem Boden stampfen ließe! Als ob das Deutsch, wie es die künftigen Oberlehrer des Deutschen in ihren bildungsfähigsten Jahren von unsern Germanisten täglich zu hören und zu lesen bekommen, beim Eintritt ins Schuldasein sicher und schnell zu beseitigen

*) Deutsche Stilkunst von Eduard Engel, Wien und Leipzig 1911. (S. 210.) Diesem ausgezeichneten Werke ist ein Teil der weiter unten angeführten Beispiele mit Erlaubnis des Verfassers entnommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wäre! Es liegt mir fern, von den deutschen Germanisten die strenge Sorgfalt der sprachlichen Form zu fordern, wie sie etwa die weitaus meisten französischen Gelehrten ihren Werken geben — gleichviel ob es sich um sprachliche und literarische oder um andere Gegenstände handelt. Aber wenn man ein beliebiges Werk oder einen Zeitschriftenaufsatz liest, wie ihn der Durchschnitt unserer Germanisten schreibt, und dann an das „Deutschtum der Werdenden" denkt, fällt es einem doch schwer, nicht bitter zu werden. Halb andeutelnde, halb verbergende, unklare Wörter und Wendungen ringen um die Palme mit einer ans 17. Jahrhundert erinnernden Fremdwörtelei; ob man die geistreichelnde Dunkelschreiberei oder die oftmals schier unglaubliche stilistische Unbeholfenheit mehr beklagen soll, überlasse ich andern zu entscheiden. Ein Unterschied ließe sich bei den einzelnen Germanisten eigentlich nur dem Grade nach machen; rühmliche Ausnahmen finden sich zwar, ändern aber den traurigen Tatbestand nur unwesentlich; und da hier unmöglich auch nur die schlimmsten Sünder alle zu Worte kommen können, soll der Gerechtigkeit halber auch kein Name genannt werden. Übrigens ließe sich die Zahl der nun folgenden Beispiele ohne Mühe zum mindesten um das Dutzendfache vergrößern.

Den Reigen eröffne einer der angesehensten Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte. Über Lessings Faustbruchstücke steht von ihm zu lesen: „Lessing wollte .... Es blieb bei geistreichen und spitzfindigen, zu dem bloß den Wissenstrieb beachtenden, ganz unweiblichen Ansätzen". Was sind „ganz unweibliche Ansätze?" Wer nicht eigens zum Verständnis jenes Satzes Lessings Faustszene liest, errät schwerlich, was der Schreiber hat sagen wollen, aber nicht gesagt hat. Wer das Faustbruchstück eben gelesen — man denke: nur um das dunkle Wort eines Gelehrten zu enträtseln — dem dämmert vielleicht die Bedeutung der unweiblichen Ansätze auf: „Es blieb bei einer Szene ohne eine weibliche Rolle". Statt einer solchen oder ähnlichen allgemein verständlichen Wendung mußten die unweiblichen Ansätze heran, um den Schein zu erwecken, als stecke dahinter wunder welche Weisheit. — Derselbe Gelehrte äußerte sich jüngst in einem einleitenden Aufsatz über Caroline Schlegels Verhältnis zu Goethe und Schiller wie folgt: „... So vermochte sie (Caroline) seine (Goethes) Bahn zu begleiten und ohne Bruch(?) den ganzen Goethe zu erfassen, während ihr nach der ersten Abneigung gegen die Jugendschlacken(!) und bei persönlichen Händeln eine wärmere Berührung(!) mit Schillers Wachstum(!) unmöglich war." Kurz darauf ist die Rede vom „fremdbrüderlichen Mainzer Klubbistentum", von Schellings „Verhältnis zu Fichte, dessen lichte(!) Denkkraft nicht wie Schellings Geist eine poetische produktive Wärme(!) besitze". Ein paar Zeilen weiter: „In diesem sichern Hafen [der Ehe], wo Schellings Hausherrnjugend(!) sich übermütig als souverain de sa femme(!!) fühlte, wurde Caroline von aller Unsicherheit und Anfechtbarkeit erlöst." — Derselbe Gelehrte meint einmal:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Fauststoff keimte in Goethe zuerst in Straßburg auf. Das kann er aber nicht in dieser oder ähnlicher Form sagen, weil es zu einfach, zu gemeinverständlich wäre. Er sagt statt dessen: „Nur ein unbewußtes Keimen fällt nach Straßburg in die Wiege seiner Deutschheit". Das Keimen fällt, und es fällt in eine Wiege! Selbst ein Keim, der in eine Wiege fiele, käme zu spät; der Keim hätte schon etwas früher fallen müssen. Und dieser Keim, vielmehr dies Keimen, sogar dies unbewußte Keimen fällt nach Straßburg! Es fällt in die Wiege seiner Deutschheit, obwohl Goethes Deutschheit nicht in zwingendem Zusammenhang mit dem Aufkeimen des allgemein menschlichen Fauststoffes steht. Wehe, nicht nur dem Schriftsteller schlechthin, auch dem Germanisten, der die Einfachheit verschmäht!

Die aber in Mären wildern
Und wilde Mären bildern,
Mit Ringeln und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Und Geld von schlechten Sachen
Den Kindern können machen,
Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln,
Die sind's —
Dieselben wilden Jäger
Die müssen Wortausleger
Mit ihren Mären lassen gehn;
Wir können sie so nicht verstehn.
(Gottfried von Straßburg.)

Von solch gekünsteltem Bilderstil bis zum offenbaren Schwulst ist oft nur noch ein Schritt. Der oben ungenannte Literatur- und Sprachgelehrte möchte uns die großartige Tatsache mitteilen, daß Lessing noch „nennet" statt „nennt" schreibt: „Das zusammenraffende Streben hatte noch lange nicht den heutigen Kurs inne." Ein anderer Amts- und Fachgenosse versteht sich entschieden noch besser auf „Worte, Worte, Worte". Er versucht den Gedanken auszudrücken: Hauptmann ist nur äußerlich Naturalist, innerlich etwas anderes, was wir nicht wissen. (Worüber wir aber großspurig seichten.) Zu diesem Ende drechselt er folgenden Satz: „Als ein so ausgeprägter Naturalist sich Hauptmann in seinen bisherigen Dichtungen zunächst darstellt, dem nicht an der Oberfläche haften bleibenden Blick kann unmöglich entgehen, daß diese krassen Erscheinungsformen (!) des Naturalismus bei Hauptmann doch nur konvulsive Symptome (!) einer gewaltigen inneren Krisis sind, deren Verlauf nicht aus diesen Begleiterscheinungen(!), sondern nach den in der konstitutionellen (!) Veranlagung tiefer liegenden Ursachen gemutmaßt werden kann." Sätze dieser Art, bemerkt Eduard Engel treffend, sollten im deutschen Unterricht unserer höheren Schulen zur dauernden Abschreckung zergliedert werden. Heil-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sam wäre auch die umgekehrte Übung, ganz einfache Sätze nach der Art solcher Schreiber ins Unendliche auswalzen zu lassen, z. B. den Satz: „Mein Sohn August Schulze konnte heute wegen Zahnschmerzen nicht zur Schule kommen" in eine harmonische Periode von nicht unter 20 Zeilen. — Der Gelehrte aber, der jenen Satz und viele andere ähnlicher Art schrieb, wurde vom Staate dazu bestellt, deutschen Jünglingen, zumeist künftigen Oberlehrern, Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur zu halten!!*) —

Bei dieser Ausdrucksweise stehen auch noch andere Dinge auf dem Spiel. Ich verkenne durchaus nicht die oft sehr wertvollen Ergebnisse tiefgründiger Geistesarbeit, die unsere Germanisten in ihren Werken niedergelegt haben. Aber man ist doch versucht zu fragen, ob die in solchem Deutsch geschriebenen Bücher ihren Zweck überhaupt erreichen. Zuversichtlich darf man deren Leser in drei ungleich große Gruppen teilen: Die meisten huschen über ganze Seiten unverstandenen Inhalts hinweg, glücklich, in geistigem Verkehr mit dem hochgelehrten Verfasser gestanden zu haben. Andere, etwas gründlicher Veranlagte, suchen mit heißem Bemühen und wechselndem Erfolg einen Satz nach dem andern zu enträtseln. Die ganz Gründlichen kommen, falls sie zugleich aufrichtig und vernünftig sind, über die ersten Seiten kaum hinaus; für sie gibt es würdigere Zeitverwendung. Die Astronomen bedienen sich zu ihrer Forschung und Lehre der denkbar besten Fernrohre, der feinsten Meßwerkzeuge, der genauesten Zahlen, die Biologen der schärfsten Mikroskope, die Chemiker der feinsten Wagen und Gewichte: die meisten Germanisten begnügen sich nicht selten mit den abgegriffensten Wörtern, mit unnötigen und unglücklich gewählten bildlichen Ausdrücken und mit Begriffen, dehnbar wie Gummi**), trotz allen Rühmens von der immer „exakter" werdenden philologischen Forschung.

Am widerwärtigsten aber ist ihre Fremdwörtersucht. Ich sage das nicht aus Teutschtümelei, sondern weil ich mich solch undeutschen Gebahrens angesehener Landsleute vor dem Auslande schäme; ich sage das, weil ich die meisten Fremdwörter, die unsere Germanisten zärtlich lieben, für überflüssig halte, viele auch für unsäglich geschmacklos.

Ein namhafter Germanist schreibt einmal über das deutsche Volkslied und sucht, um abzuwechseln, ein gleichbedeutendes Wort. Schon steht es da: „Popularlied". Dies lautlich so gemeine wie inhaltlich schwache Wechselwort findet sich nämlich bei Herder, der es zur Zeit größter Sprachverwirrung (1773) aufnahm. So wird uns von unsern

*) Vgl. die Schlußbemerkungen in meinem Aufsatz: „Des Oberlehrers Soll und Haben" in Nr. 23 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift.

**) Einer der bekanntesten Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte (von dem weiter unten eine Stilprobe mitgeteilt wird!) beklagte sich vor einiger Zeit darüber, „daß gegen die neuere deutsche Literaturgeschichte zurzeit eine starke und sich steigernde Abneigung in weiten Kreisen herrscht." Ob sie wirklich ganz unberechtigt ist? Denn dies Wissensgebiet ist (oder sollte doch sein) eine Herzensangelegenheit für jeden gebildeten Deutschen; ohne ein wenig Takt und guten Geschmack geht es aber in solcherlei Dingen schlechterdings nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Germanisten nach weit über hundert Jahren ein Wort wieder vorgesetzt, das ein gesundes deutsches Sprachempfinden längst abgestoßen hat. Überhaupt ist die deutsch Sprak ein arm Sprak: „Wie ist der König mit Treffsicherheit typisiert". Der Germanist, der so schrieb, verfertigt auch eine „Typik", die sich unter den einhunderttausend Fremdwörtern im Heyse nicht findet, aber ein unabweisbares Bedürfnis war. Übrigens steht dieser Gelehrte nicht einsam auf der Höhe wortbildenden Könnens: „Der König monologiert, er erwarte von Posa Wahrheit (III, 5), Posa monologiert, er wolle dem König Wahrheit sagen (III, 9)". Von einem altisländischen Gelehrten heißt es: „Männer wie Ari aber gingen nach zwei Richtungen über die Tradition hinaus: sie verglichen und prüften die Zeugnisse, und sie systematisierten. Ihr Räsonnement verdient wirklich den Namen der Wissenschaft. Und es imponierte" ... Französisch war also die Sprache oder doch die Geisteskultur des alten Island? Fast scheint es so. Raum und Zeit verschwinden bei solch künstlerischer Darstellung. „Das älteste bekannte Beispiel solcher zyklischen Kampflyrik scheinen die Rachestrophen des Torf-Einar zu sein, eines Orkaden-Häuptlings um 900. Er war ein ähnlicher Frondeur(!!) wie Skallagrim und andere isländische Ansiedler." Hei, wie uns im rauhen Norden ein unerwartetes Theaterlüftchen in Stimmung versetzt: „Einzelne internationale Stoffe sind in das Repertoir der Sagamänner eingedrungen." — „Und die racheheischende, Rache erzwingende Frau ist eine typische Gestalt ... auch im Repertoir der Sagamänner." —

Goethes Wesen und Werken einen „adäquaten" Ausdruck zu verleihen, ist die deutsche Sprache anscheinend je länger desto weniger imstande. Griechisch und Lateinisch, dazu ein Stich Französisch und Italienisch scheinen zwar vorläufig den Germanisten noch zu genügen. Aber wer bürgt uns für die nächste Zukunft? Denn die Germanistik ist entwicklungsfähig, und ihr Sprachgeist schweift gern einmal in die Ferne. „Wenn Goethe von diesem natürlich gegebenen Schlusse (im Tasso) abweicht, so müssen wir darin vom ästhetischen Standpunkt ein bedauerliches Manko (!) sehen." Vielleicht ergibt sich dem Germanisten, der so schrieb, zum Ausgleich bei der Iphigenie ein erfreuliches Saldo. — Einer unserer gelehrtesten Goetheforscher überschreibt einen Aufsatz über den deutschen Dichter Goethe für eine deutsche Zeitung: „Goethe intime"(!!) Öffentlich zurechtgewiesen, schrieb der Verfasser bei einem spätern Abdruck: „Goethe im Verkehr". Von selbst war dem deutschen Literaturprofessor dieser deutsche Ausdruck nicht eingefallen, oder er war ihm zu gewöhnlich erschienen. Bei dem Nachwuchs der akademischen Vertreter der Germanistik im allgemeinen wie der neueren deutschen Literaturwissenschaft im besondern hat die französelnde Geckerei einen Grad erreicht, der das ekelhafte Sprachgemengsel des 17. Jahrhunderts überbietet. Ein Privatdozent, der nicht um sein Leben zu retten, die Hauptbestandteile eines längeren deutschen Satzes deutsch ausdrücken könnte, schreibt: „Goethes Werther fällt nicht aus dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oeuvre des Dramatikers und Lyrikers heraus." Er findet im Werther eine Mischung von „dramatischer Objektivität und lyrischer Subjektivität" und bewundert darin die „zyklisch-lyrische Rolle der Tageszeiten". Es sei „ein erlesener Genuß, die Intensität und die Diskretion zu erkennen, mit der auf wichtige Situationen vorgedeutet wird". Jerusalems Tod sei für Goethe gewesen „das pragmatische Resultat seiner Reflexionen", und eine Selbstschilderung heißt „das autopsychologische Element". Bei diesen Germanisten haben die deutschen und die fremden Begriffswörter ihre Rollen zeitweise vertauscht: die deutschen scheinen wie Fremdwörter inmitten des fremdsprachlichen Gestammels. — Derselbe Germanist, den wir oben über Goethes Tasso im Kaufmannsdeutsch reden ließen, äußert sich einmal über die Begleitumstände lyrischer Gedichte wie folgt: sie muß der Dichter eliminieren, um dadurch die Gefühlserreger in ihrer vollen Intimität zu isolieren, konzentrieren, pronon-zieren." Wurde jemals im 17. Jahrhundert elenderes Deutsch geschrieben? Könnte der hohnvollste Spötter einen Schreiber schonungsloser übertreibend nachäffen?

Die neusthochdeutsche Sprache beginnt bewußt das niedrige deutsche Wort „Seele" auszuscheiden. Bei vielen Germanisten überwiegt schon die „Psyche", ja, für Goethe gibt es eigentlich nur die „Psyche". Diese Griechelei ist entwicklungsfähig. Bei der leutseligen Freigebigkeit der Fremdwörtler wurde Psyche bald ein Gemeinwort für Seele überhaupt, von Goethes Psyche bis zur Psyche des Rotkehlchens: „Wie verstanden sich aber diese einfachen Leute ganz unbewußt auf die Psyche ihres kleinen Lieblings". So zu lesen in der führenden deutschen Kunstzeitschrift (1908). Im „Euphorion", einer Zeitschrift für Literaturgeschichte, steht ein Aufsatz mit der Überschrift „Von Heinrich Heines Schulzeit. Ein Beitrag zu seinem Bios". Allerdings: auf Psyche für Seele mußte Bios für Leben folgen.

Neulich brachte ein Germanist folgenden Satz in einer vornehmen deutschen Familien-Zeitschrift unter: „Wo keine innere Notwendigkeit ist, da herrscht kunstlose Willkür; so bei allen Phantasten, die ihren Einfällen freien Lauf lassen, ohne ihn durch gegebene Daten(!!) begrenzen zu lassen, und ohne ihn durch individuelle Eigenart(!) zu stilisieren(!). Und wo keine Freiheit ist, da herrscht kunstlose Abhängigkeit, wie bei allen auf objektivsten(!) Naturalismus und künstlerische Selbstverneinung gerichteten Doktrinären."

Spottet seiner selbst und weiß nicht wie! Denn wo sprachliche Ehrlosigkeit ist, da herrscht großtuerische Fremdwörtelei; so bei allen Germanisten, die ihrer Feder freien Lauf lassen, ohne sich jemals auf ihr Deutschtum zu besinnen, und die um jeden Preis ihren Schnörkelstil sich ausleben lassen müssen. Und wo keine vornehme Verachtung muttersprachlicher Einfalt ist, da bildet sich selbst bei mäßiger Veranlagung ein lesbarer Stil, so auch bei den zu Lehrern künftiger Deutschlehrer staatlich bestellten deutschkundigen Hochschullehrern. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herr von Goßler, der sprachfreundlichste Unterrichtsminister, war's, der zuerst an machtreicher Stelle das Wort gesprochen von der Pflicht zur Sühnung alter Schuld: „In der Hut und Pflege des in unserer Sprache und in unserm Schrifttum uns überkommenen Besitzes erkennt die preußische Schulbehörde eine heilige Aufgabe unsrer Schule". So in seinem Erlaß vom 15. Januar 1889 auf eine Eingabe des deutschen Sprachvereins. Als schroff widersprechende Antwort der deutschen Wissenschaft erfolgte im Februar desselben Jahres eine von dem Berliner Germanisten Erich Schmidt verfaßte Erklärung, in der es heißt: „Es genügt, daß unsere Jugend durch wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Lehrer wie bisher(?) zum saubern Gebrauch der Sprache und zu fortschreitender Versenkung in die Schätze der Nationalliteratur angeleitet werde." — Das „Genügen" wird meist vereitelt durch die fremdwörtelnden und die Fremdwörterei verteidigenden Vorbereiter unserer wissenschaftlich und pädagogisch gebildeten Lehrer. Bewundernswert, sagt Eduard Engel, sind die ohne jeden anderen Lohn als die erfüllte Edelpflicht geleisteten Arbeiten der Führer des deutschen Sprachvereins. Dennoch sei die Sorge nicht unterdrückt, daß es bei der jetzigen Art rastloser, aber sich verzettelnder Kleinarbeit noch in hundert Jahren nicht wesentlich, nicht im Kern besser um die deutsche Sprache stehen wird als heute. Gegen die Hauptquelle der sich stets erneuernden Verunreinigung muß der Hauptangriff mit voller Wucht geführt werden, mit allen Mitteln ehrlichen Kampfes: gegen die unsre Sprache verwelschenden wissenschaftlichen Schreiber. — So ist aber der Lauf der Dinge: die Herren Minister unterschreiben die schönen Erlasse, und die Männer der Wissenschaft bilden die Lehrer vor und schreiben die weniger schönen Schulbücher, etwa von der Art der Cauerschen Geschichtstabellen: „der französische Adel emigrierte und agitierte im Auslande", oder des Paulsieckschen vorgeblich deutschen Lesebuches: „Anthologien als Früchte einer subjektiven Eklektik". Und die wackern deutschen Jungen und frischen Mädchen lesen das, schwören, wie sie ja müssen, auf die Worte des Lehrers und schreiben, da sie nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen sollen, in ihren späteren Berufen dasselbe Deutsch; die vielen Allzuvielen lassen es sogar drucken.

Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
Sei es die Weise sogar, die sie bedächtig gewählt.
Fand ein Goethe doch Raum in diesen gemessenen Schranken,
Wären sie plötzlich zu eng für die Heroen von heut?

Dr. phil. Hans Offe.

„Kindische Phrasen".

Professor v. Luschan hat in der „Kolonialen Rundschau" (Oktoberheft 1911) die Berichte besprochen, die auf dem im Sommer 1911 in London abgehaltenen Rassenkongresse erörtert wurden (Papers on inter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

racial Problems, London, King & Son 1911), und dabei eines der größten und edelsten Männer unserer Zeit in einer Weise gedacht, die eine Beleidigung von Kultur und Wissenschaft ist. Er nennt den Bericht von Dr. Zamenhof „eine kindische Esperantoschwärmerei", ohne ein Wort von seinem Inhalt mitzuteilen. In Wirklichkeit ist es ein nüchtern und sachlich gehaltener Aufsatz über die Frage, welche Bedeutung die Sprache im Allgemeinen (nicht Esperanto) für das Volksleben hat. Wie mag Herr v. Luschan diesen Bericht gelesen haben, daß er zu solchem Urteile kommen konnte! Herr Dr. Zamenhof ist, abgesehen davon, daß er der Schöpfer des Esperanto ist, ein so hervorragender Mensch, eine Persönlichkeit von ruhiger, klassisch anmutender Größe, daß er schon deshalb auch bei den Gegnern seines Werkes die höchste Achtung verdient.

Herr v. Luschan erwähnt Zamenhof noch einmal bei Besprechung des Berichtes eines Philologen, und es verlohnt sich, etwas näher darauf einzugehen. Er schreibt:

> „Den siebenten Beitrag hat Professor Margoliuth geliefert, einer der führenden Geister auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen, der würdige Nachfolger auf dem Lehrstuhle Max Müllers in Oxford. Ein nicht geringer Teil der Arbeit, die „über den einenden und trennenden Einfluß der Sprachen" handelt, beschäftigt sich mit der Untersuchung des Denkfehlers, den kleine und sich unterdrückt fühlende Nationen meist begehen, wenn sie an ihrer Muttersprache festhalten. Sprachen seien um so wertvoller, von je mehr Menschen sie gesprochen werden, und Sprachen, die nur von einer Handvoll Leuten verstanden werden, bedeuten eine praktische Schädigung ihrer Anhänger. Auch was an „nationaler" Literatur wirklich wertvoll ist, sei ohnehin international und schütze sich selbst, so daß es keines künstlichen Schutzes bedürfe. Naturgemäß kommt Margoliuth in dieser Studie auch zu einer Erörterung einer künftigen Weltsprache; diese Frage könne nur vom praktischen, nicht von einem patriotischen oder literarischen Standpunkt aus entschieden werden. Sprachen sind eben Verkehrsmittel wie Schienenstränge. Für die Wahl einer einheitlichen Weltspurweite würde naturgemäß die größte Schienenlänge und der größte Besitz an rollendem Material entscheidend sein; die Einführung einer künstlichen Sprache hätte so wenig Sinn als etwa der Vorschlag, eine noch nirgends vorhandene Spurweite einzuführen, und so würde, wenn überhaupt von einer einheitlichen Weltsprache geredet werden soll, nur Deutsch, Englisch und Französisch in Frage kommen können.
>
> Eine solche vernünftige Erklärung berührt an dieser Stelle um so wohltätiger, als im selben Band eine Abhandlung von Zamenhof veröffentlicht ist, der mit den bekannten kindischen Phrasen der Esperanto-Leute für eine „neutrale" künstliche Sprache Stimmung zu machen sucht." —

Es ist merkwürdig, daß hervorragende Gelehrte so entgleisen können, und nur so zu erklären, daß sie in einseitiger Voreingenommenheit ihres Urteils so sicher sind, daß sie es nicht erst für nötig halten, die Grundlagen zu prüfen. Esperanto soll ja gar nicht an die Stelle der nationalen Sprachen treten, sondern neben sie wie etwa neben die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eisenbahn das Automobil oder das Luftschiff, bei denen es überhaupt keine Spurweite gibt. Der Vergleich mit der Weltspurweite trifft auch sonst nicht zu. Zunächst ist eine Weltspurweite von vornherein Unsinn. Eine einheitliche Spurweite kommt nur da in Betracht, wo die Eisenbahnen so zusammenhängen, daß der Zug der einen auf die andere übergehen kann. England braucht nicht dieselbe Spurweite wie das Festland, und vollends ist es für Amerika gleichgültig, welche Spurweiten es in Europa, Afrika oder Australien gibt. Aber das ist schließlich Nebensache. Wenn Deutsch, Englisch oder Französisch Weltsprache werden soll, so ist doch nur zweierlei denkbar: die Weltsprache verdrängt alle anderen Sprachen, genau so wie die einheitliche Spurweite alle davon abweichenden verdrängen würde, oder die Weltsprache wird nur für den internationalen Verkehr angenommen, die nationalen „Spurweiten" bleiben also bestehen, jedes Volk aber, außer dem der Weltsprache, muß sich die „Weltspurweite" zulegen. Jede dieser Möglichkeiten wäre ein großer Schaden für die Kultur.

Die erste kann am allerwenigsten ein Philologe wünschen, und wer da überzeugt ist, daß alle Bereicherung unseres Lebens aus der Verschiedenheit erwächst, der wird mit aller Macht ein Bestreben bekämpfen, das dazu führen kann, die Verschiedenheit der Sprachen aus der Welt zu schaffen. Sollte man annehmen, daß nach der jetzigen Entwickelung, auch ohne besondere Förderung, einmal eine der bevorzugten Sprachen alle anderen verdrängen wird, so wäre es Sache der Kulturmenschheit, sich rechtzeitig zu schützen und bewußt und planmäßig der Entwickelung eine andere Richtung zu geben. Das wäre nur möglich, wenn man dem unabweisbaren Bedürfnis nach einer internationalen Sprache durch eine künstliche, bei keinem Volke und in keinem Lande heimische Sprache entgegenkommt. Eine solche Sprache, wie eben das Esperanto, müßte immer die zweite Sprache bleiben neben der Muttersprache, müßte immer, so gut man sie auch beherrschen mag, als eine fremde Sprache empfunden werden, die nur dem internationalen Verkehr zu dienen hat, während die Volksgenossen unter sich eben ihre, mit ihnen gewachsene und ihre Volkssonderheit umschließende Sprache reden würden. Die Gefahr, die Muttersprache und das eigene Volkstum zu verlieren, wird um so geringer, je weniger die Sprache eines anderen Volkes im internationalen Verkehre Herrschaft gewinnt, je mehr es selbstverständliche Übung wird, überall wo es möglich ist, die Muttersprache zu gebrauchen, und wo es nicht möglich ist, nicht die Sprache eines anderen Volkes zu sprechen, sondern die neutrale internationale Hilfssprache, der gegenüber kein Volk vor dem anderen bevorzugt ist, und von der keinem Volke die Gefahr einer allmählichen Unterjochung droht.

Nimmt man die zweite Möglichkeit, d. h. glaubt man, eine der am weitesten verbreiteten Sprachen könnte einheitliche internationale Sprache werden, ohne die nationalen Sprachen zu verdrängen, so kommt man auch nicht weiter. Man wird finden, daß diese Möglichkeit kaum je zu verwirklichen sein wird, und daß entweder eine solche internationale Sprache immer nur im beschränkten Maße ihrem Zwecke dienen kann,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weil immer nur verhältnismäßig wenige, besonders bevorzugte Menschen sie gründlich lernen können, oder daß bei einer weitergehenden Verbreitung wieder die Gefahr entsteht, daß die Sprache des so begünstigten Volkes immer mehr auch in das nationale Leben der anderen Völker eindringt, und daß diese sich dagegen schützen müssen. Jede Strömung, die Sprache eines Volkes zur Weltsprache zu machen, erzeugt eine Gegenströmung bei den anderen Völkern, und zwar um so stärker, je mehr die Erkenntnis zunimmt, welchen Wert die Sprache für das Volksleben hat und welche Vorteile auf dem Weltmarkte das Volk hat, dessen Sprache dort herrscht. Darum wird auch nie durch freiwillige Übereinkunft der Staaten die Sprache eines der großen Völker zur Weltsprache gemacht werden, und von selbst kann sich keine Sprache dazu erheben. Abgesehen von der erwähnten Gegenströmung kann eine Volkssprache die für eine allgemeine zweite Sprache notwendige Verbreitung schon deshalb nicht finden, weil ihre Erlernung so schwierig, zeitraubend und kostspielig ist, daß es ausgeschlossen bleibt, sie in der Volksschule allgemein lernen zu lassen. Wie viele von den 66 Millionen Bewohnern des Deutschen Reiches beherrschen denn Französisch oder Englisch so, daß sie sich wirklich über alles fließend damit verständigen können? Ich glaube, daß selbst eine Million viel zu hoch gegriffen ist. Die übrigen 65 Millionen lassen ihre Muttersprache durch die fremden Brocken verderben und nehmen alle möglichen Äußerlichkeiten von dem fremden Volke an. Man glaubt, den Wert einer Sache zu erhöhen, wenn man sie mit einem fremden Namen belegt, und weiß, daß man damit Eindruck macht, nicht auf die, die mit der fremden Sprache vertraut sind, sondern auf die große Menge der anderen. Wer wirklich die fremde Sprache beherrscht, spricht sie nicht, um damit zu prunken, er hat sie so oft gesprochen, und, um sie zu beherrschen, sprechen müssen, daß sie für ihn den Reiz des Seltenen und Ungewöhnlichen nicht mehr hat, den sie auf die Halb- oder weniger Gebildeten ausübt, die stolz darauf sind, etwas zeigen zu können, oft nur den Anschein eines Könnens hervorzurufen, wovon sie wissen, daß es nicht bei jedermann zu finden ist. Bilden an sich schon diejenigen, die sich mit Französisch oder Englisch beschäftigt haben, eine Ausnahme im Vergleich zu der ganzen Bevölkerung, so sind von dieser Ausnahme wieder nur Ausnahmen diejenigen, die es zu einer wirklichen Beherrschung der Sprachen gebracht haben. Wer nicht eine besondere Sprachbegabung hat, der braucht viel Zeit, Mühe und Übung, um sich eine fremde Sprache so zu eigen zu machen, daß er über ein dürftiges Verständnis und ein unsicheres Radebrechen herauskommt. Eine Sprache mit Jahrhunderte alter Entwicklung, von dem nationalen Leben in ständigem Flusse erhalten, ist ein so umfang- und inhaltreiches Gebilde, daß man in ihr nur heimisch werden kann, wenn man mit ihr aufwächst, sie im Lande selbst sprechen lernt oder jahrelanges Studium darauf verwendet. Kein Wunder also, daß eine solche Sprache immer nur für eine Minderheit des Volkes, nie für die große Mehrheit als internationale Sprache in Betracht kommen kann. Eine Sprache, die wirklich für jedermann die zweite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sprache werden soll, mit all den Vorteilen, die die Kenntnis einer zweiten Sprache und noch dazu einer überall verständlichen und gebrauchten in sich schließt, muß so leicht zu erlernen sein, daß sie auch in der Volksschule gelehrt werden kann, wo sie nicht nur nicht andere notwendige Unterrichtsstoffe verdrängen, sondern den Geist zu ihrer Beherrschung geschickter machen würde. Hierzu ist nur eine mathematisch regelmäßige, keine besonderen Ansprüche an Gedächtnis und Begabung stellende, ganz einfache und doch genügend reiche Sprache geeignet, d. h. nur eine künstliche wie Esperanto.

Ihre Einführung in den internationalen Verkehr wäre also nicht, wie Prof. Margoliuth meint, gleichbedeutend mit der Einführung einer Weltspurweite durch Wegschaffung aller bestehenden und Einrichtung einer neuen, noch nirgends vorhandenen. Wohl ist die Sprache ein Verkehrsmittel, aber Esperanto ist ein neues, an die Schienen der geschichtlichen Entwicklung nicht gebundenes. Die Eisenbahn verbindet nur Ort mit Ort, die Sprache unmittelbar Menschen mit Menschen. Bei der Vielheit der Sprachen ist heute die Mehrheit der Menschen darauf angewiesen, im Verkehr mit andersprachigen Menschen sich fremder Hilfe bedienen zu müssen, und muß sich deshalb auch auf das Notwendigste einschränken. Demgegenüber kann man Esperanto mit dem Telephon vergleichen, das die unmittelbare Aussprache von Mensch zu Mensch ermöglicht, während man sonst nur mittelbar miteinander verkehren kann durch Boten, Post, Telegraphen.

Was bleibt nun von der „vernünftigen Erklärung" des Prof. Margoliuth übrig, daß Herr v. Luschan berechtigt wäre, von „kindischen Phrasen der Esperanto-Leute" zu sprechen? Er beleidigt damit nicht nur Herrn Dr. Zamenhof, sondern auch die zahlreichen hervorragenden Gelehrten und Praktiker aller Kulturländer der Erde, die für Esperanto eintreten. Vor allem sollte es eines ernsten Mannes und eines Mannes der Wissenschaft im besonderen unwürdig sein, ein Werk als Unsinn zu verspotten, von dem er nicht einmal die Grundlagen kennt, geschweige denn, daß er sich überzeugt hätte, welches Leben diesem Werke innewohnt.

Noch ein Wort über die Untersuchung „des Denkfehlers, den kleine und sich unterdrückt fühlende Nationen meist begehen, wenn sie an ihrer Muttersprache festhalten". Kein Volk gibt freiwillig seine Muttersprache auf, hier spricht nicht der Verstand, sondern das Gefühl, und das fragt nicht nach praktischen Werten. In der Muttersprache liegt ein Leben, ein doppeltes, das des einzelnen, der in ihr sich und die Welt kennen gelernt hat, und das des Volkes, das seine Schicksale, seine besondere Entwicklung mit allen ihren Eigenheiten in sie hat verwachsen lassen. Die Sprache ist eine Schöpfung des Volkslebens, sie mag für jeden Fremden ungeschickt und häßlich sein, das Volk selbst sieht nicht darauf, es ist eben seine Sprache. So liebt die Mutter ihr Kind, eben weil es ihr Kind ist, weil sie es geboren hat und mit ihm tiefinnerlich verbunden bleibt. Ein Volk, das seine Sprache aufgibt, hat aufgehört, ein lebensfähiges Volk zu sein. Der Eroberer mag den Staat des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unterworfenen Volkes zertrümmern; so lange seine Sprache weiterlebt, bleibt auch das Volk als solches lebendig. Und das wissen die Eroberer so gut wie die Unterworfenen. So lange deshalb von dem besiegten Volke noch zu fürchten ist, daß es sich durch eigene Kraft oder mit fremder Hilfe von dem Siegerstaate wieder loßreißen kann, so lange sucht auch der Siegerstaat die Sprache zu unterdrücken, so weit seine Macht dazu reicht. Und so lange auf der anderen Seite der Volksgeist lebendig ist, wacht er eifersüchtig über seine Sprache. Jeder Schlag gegen sie wird als eine Schmach empfunden, die gegen die heiligsten Gefühle geht, und schließt die Volksgenossen enger zusammen, auch die, die sonst unter der fremden Regierung nicht leiden würden, denen ihre staatliche Zugehörigkeit gleichgültig ist, wenn sie die Freiheit des Volkstums nicht beschränkt. Der Staat ist für die Zivilisation da, das Volk für die Kultur, und für diese ist es wichtig, daß recht viele verschiedene Kräfte an ihrer Bereicherung arbeiten. So ist das Bestreben der Völker, ihre Muttersprache heilig zu halten, gesund und vernünftig und muß von der gesamten Kulturgemeinschaft unterstützt werden.

Auf der anderen Seite ist es klar, daß die Sprache eines Volkes, und zwar der großen Völker nicht minder als der kleinen, für den internationalen Verkehr um so ungeeigneter wird, je reiner sie die Eigentümlichkeiten gerade ihres Volkslebens ausdrückt. Neben und über den Sonderheiten der einzelnen Volkspersönlichkeiten steht aber die Kulturgemeinschaft, in der alles das lebt, was den zu ihr gehörenden Völkern gemeinsam ist. Diese mit der fortschreitenden Entwicklung des Verkehrs von Jahr zu Jahr ausgedehnter und lebendiger werdende Gemeinschaft ist es eben, die nach einer internationalen Sprache drängt, immer gebieterischer, und die sie sich auch schaffen wird, allen Kurzsichtigen zum Trotz, die heute noch das als Wahn verspotten, was übermorgen selbstverständliche Wirklichkeit sein wird. Es scheinen also hier zwei Krafteinheiten gegeneinander zu wirken: das Bestreben der Völker, ihre nationalen Sonderheiten zu wahren und zu stärken, und das Heranwachsen der internationalen Kulturgemeinschaft. Die Förderung der Entwickelung einer Volkssprache zur internationalen Sprache würde dahin führen, die Volkspersönlichkeiten zu unterdrücken und die Kultur einer Reichtumsquelle zu berauben. Beide müssen sich also dagegen wehren. Wird dagegen eine künstliche Sprache als internationales Verständigungsmittel eingeführt, so wird beiden genützt, und beide müssen es aus eigenem und gemeinsamem Interesse erstreben. Die künstliche Sprache ist losgelöst von den Eigentümlichkeiten der Volkspersönlichkeiten und läßt deren Leben unangetastet, ja gibt ihm eine größere Freiheit, da es sich ohne Rücksicht auf das internationale Bedürfnis ganz der Pflege seiner Besonderheiten widmen kann und sich nicht gegen eine Unterdrückung der eigenen Sprache zu wehren braucht. Die internationale Gemeinschaft hat ihr Verständigungsmittel, das von vornherein auf ihre Zwecke zugeschnitten ist, das die Völker nicht trennt, sondern verbindet, und das von ihren Besonderheiten leicht in sich aufnehmen kann, was für die ganze Kultur von Wert ist. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelnen Völker hinwiederum, die dadurch allgemeiner und leichter an das internationale Leben angeschlossen werden, nehmen besser an der höheren Entwicklung teil, und so befruchten sich die Teile und das Ganze gegenseitig. Wenn dieses doch gewiß wünschenswerte Ziel durch eine künstliche Hilfssprache erreicht werden kann, wie kann man das von Kulturerkenntnis und Kulturwillen getragene Streben danach kindisch nennen!*)

Dr. Ernst Kliemke.

---

*) Nach Drucklegung dieses Aufsatzes kam mir eine andere Verunglimpfung des Schöpfers von Esperanto vor Augen, der Aufsatz: Esperanto von Margarete Siebert in der vorjährigen Nummer 41 des „März". Die Verfasserin macht ihn schon dadurch verächtlich, daß sie ihn bei jeder Erwähnung immer wieder „Herrn Dr. Zamenhof aus Warschau" nennt. Sie bedauert, „daß so und so viele Tausende (Anhänger von Esperanto) in über zweitausend Vereinen wertvolle Zeit, auch wertvolle Arbeitskraft und wertvolle Sehnsucht an so etwas so gar Primitives, so gar Fruchtloses, so gar Barbarisches, an solche Abcschützensachen" verschwenden. Für sie ist Esperanto von vornherein eine Unmöglichkeit, sie ist überzeugt, „es kann gar nicht anders sein." Schon an der Aussprache muß es scheitern. „Der Engländer spricht E, wo unser A steht; die Diphthonge nun gar: eu, oi, au, keine Nation spricht sie ebenso wie die andere aus." Ich verweise sie für diesen Punkt auf einen ebenfalls esperantofeindlichen Aufsatz in derselben Wochenschrift „März", Heft 5, 1912, von Dr. A. Dirr: Weltsprache oder Weltsprachen? Dieser sucht zu beweisen, daß man keine Hilfssprache brauche, wenn man genügend fremde Sprachen verstehe. Das sei gar nichts so Ungeheuerliches; er habe mit „Levantinern zu tun gehabt, die Französisch, Italienisch, Griechisch, Türkisch, Arabisch sprachen. Ich kenne Konsuln, die fünf, sechs Sprachen können, und einer meiner Sprachlehrer, ein Mulla aus dem Herzen Daghestans, der nie die Grenzen seiner steinigen Heimat überschritten hatte, sprach fließend Artschinisch, Lakisch, Awarisch, Agulisch, Tatarisch, Schriftarabisch und ganz gut Russisch. Man beachte, daß es sich im letzteren Falle zum Beispiel um vier total verschiedene Sprachtypen handelt, Semitisch, Uralo-Altaisch, Kaukasisch, Indogermanisch." Die Aussprache mache keine Schwierigkeiten. „Ich habe das deutlich bei meinen Schülern an einem hiesigen Gymnasium bemerkt (der Verfasser ist Lehrer in Tiflis), wo ich mit einem bunt aus Armeniern, Georgiern, Tataren und Russen zusammengesetzten Menschenmaterial zu tun habe. Ich breche den Jungen in den ersten Wochen die Zungen, sie müssen mir tadellose ü, ö, h, ch, ei, äu fertig bringen. Und ich habe es so weit gebracht, daß sie eine fehlerhafte Aussprache bei einem neu eintretenden Schüler etwa belachen und tadeln. Eine gute Aussprache gehört bei uns zum guten Ton."

Also Russisch, Tatarisch, Artschinisch, Lakisch, Awarisch, Agulisch usw. kann man lernen, aber Esperanto — einfach unmöglich! Denn der Engländer spricht E, wo unser A steht. Ja, wenn er überhaupt kein A aussprechen könnte! Er spricht aber sogar a, wo in seiner Sprache a steht, wie in far, father, market usw. Doch „ich bin überzeugt, es kann garnicht anders sein". Wenn das ein genügender Beweis für die Unmöglichkeit einer Sache wäre, so hätten wir noch keine Eisenbahn und kein Luftschiff und tausend andere Dinge nicht. Es ist traurig, daß man es wagt, die Unmöglichkeit einer Sache beweisen zu wollen, ehe man sich die vorhandene Wirklichkeit angesehen hat, und traurig, daß eine Zeitschrift wie der „März" sich zum Sprachrohr solcher Weisheit hergibt. E. K.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie können wir uns die Heilwirkung der Wärme vorstellen und erklären?

Der menschliche Körper, ebenso wie der tierische und pflanzliche, ist von Natur so gebaut, daß er zwar eine Kraft in sich enthält, die ihn treibt und die man zusammenfassend als Lebenskraft bezeichnet hat. Aber mit dieser Kraft kann er nicht allein aus sich selbst heraus wirken, sondern er bedarf fortwährend der Zufuhr neuer Kraft von außen. Diese von außen an ihn herantretenden Kräfte können sowohl materieller, wie geistiger Natur sein. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, wie der große Prophet von Nazareth sagte, sondern von einem jeglichen Wort Gottes, oder wie wir jetzt sagen würden, der Mensch lebt nicht allein von materieller, sondern auch von geistiger Nahrung. Das ist es, was den Menschen vor allen übrigen Lebewesen auszeichnet, daß er auch geistiger Anregung bedarf. Wir sehen allerdings bei den höheren Tieren auch schon, daß sie für geistige Anregungen empfänglich sind; es ist eine bekannte Erfahrung in zoologischen Gärten, daß die höheren Tiere viel besser gedeihen, wenn man eine Tierspielschule einrichtet, wie das vor einigen Jahren an dem Berliner zoologischen Garten geschah. Es ist also hier zwischen Mensch und Tier nur ein Unterschied des Grades, aber immerhin so ausgeprägt, wie beim Menschen, ist das Bedürfnis nach geistiger Speise doch bei keinem einzigen Tiere.

Ich will mich aber hier nicht mit den geistigen Kräften befassen, die das menschliche Leben beeinflussen, sondern nur mit den materiellen. Und da muß unser Auge sich zunächst auf die Nahrung richten, als diejenige materielle Kraft, die allen Lebewesen in grundlegender Weise das Leben ermöglicht. Die Nahrung ist auf unserer Erde heute im letzten Grunde nur aufgespeicherte Sonnenenergie, die zunächst in der Pflanze sich ansammelt und dann von ihr ins Tier- und Menschenreich übergeht. Während man früher glaubte, daß die Nahrung nur dem Stoffwechsel dient, das heißt zum Ersatz der täglich vom Körper verbrauchten Stoffe verwendet wird, hat sich diese Auffassung bei besserer Erkenntnis nur als zum kleinen Teil richtig erwiesen. Etwa nur fünf Hundertstel der bei der Verdauung in das Körperinnere aufgenommenen Nährstoffe dienen dem Stoffwechsel. Die übrigen 95 Hundertstel der Nährstoffe, welche der Körper in die Lymph- und Blutbahn aufnimmt, dienen einem ganz anderen Zwecke, nämlich dem Kraftwechsel. Der Körper ist wie ein Akkumulator, der eine gewisse Kraftmenge fassen und sie dann auch wieder von sich geben kann, und so wird mit der in der Nahrung aufgespeicherten Kraft der Körper wie ein Akkumulator geladen und zu seinen täglichen Kraftausgaben befähigt. Jeder Körper hat ein bestimmtes Kraftmaß, über das er verfügt und das ihm täglich zu Gebote steht, und dieses Kraftmaß ist genau so groß wie die Kraftmenge, die täglich mit der Nahrung zugeführt wird.

Wir wissen ja alle, daß der Körper auch eine Zeitlang ohne Nahrung bestehen kann. Die Fastenkuren beweisen das. Die alte Erzählung der Bibel von einem 40tägigen Fasten, einer 40tägigen Nahrungsenthaltung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Ausnahme des Wassers, haben sich durch die neuzeitlichen Fastenkuren als vollständig wahr herausgestellt. Aber die Fastenkuren können nur so lange mit Erfolg gemacht werden, als der Körper noch von früher her aufgespeicherte Reservekräfte enthält. Sind diese aufgezehrt, so muß der lebenswichtige Bestand des Körpers selber angegriffen werden, und dann dauert es nicht mehr lange, bis der Tod eintritt, und daran findet doch hoffentlich der radikalste Prophet der Fastenkuren, deren es heute verschiedene gibt, seine Grenzen. Ich will damit gar nicht leugnen, daß das Fasten eine sehr schätzenswerte Hilfe für den denkenden Arzt ist, da es alte schlecht verbrannte Stoffe, die sich als Krankheitsstoffe im Körper aufgehäuft haben, verbrennen hilft, und so wende ich selbst in meiner Praxis sehr gern und häufig Fastenkuren und mit sehr gutem Erfolge an, und will hier nur vor einem kritiklosen Daraufschwören als vor einer allein seligmachenden Methode warnen.

Die Frage der Kräftebilanz ist eine der wichtigsten für das ganze menschliche Leben. Der Mensch ist allein wettbewerbsfähig im Kampf ums Dasein, der immer genügend Kräfte zum Ausgeben hat. Es kann das Schwerste an mich herantreten; habe ich mehr und bessere Kräfte, als die Sachlage erfordert, so bleibe ich stets Sieger. Daher ist für die Lebenskunst die Frage der richtigen Kräftebilanz grundlegend. Alles Glück, alle Freude und aller Erfolg im Leben hängen in entscheidendem Maße von ihr ab.

Bisher glaubte man nun allgemein, daß man dem Körper materielle Kräfte nur durch die Nahrung zuführen könne, daß also der Kraftbestand des Körpers außer von seiner konstitutionellen Kraft von geschickter Nahrungszufuhr allein abhinge. Nun läßt sich aber mit der Nahrung, welche chemische Spannkraft darstellt, nur bis zu einer gewissen Grenze arbeiten. Nimmt man mehr, dann wird man nicht mehr kräftiger, sondern im Gegenteil schwächer, weil man den Verdauungsorganen zu viel Arbeit zumutet und sie dadurch krank macht. Und doch wäre es, namentlich bei den hochgesteigerten Anforderungen unseres heutigen Lebens, schön, wenn es möglich wäre, dem Körper noch andere Kraftquellen zu erschließen, dadurch würde sich unser Einnahmekonto erhöhen und natürlich auch dadurch erst die Möglichkeit ergeben, wieder mehr ausgeben zu können.

Dieser Gedanke hat mich mit auf die Entdeckung meiner Wärmekultur gebracht. Ich sagte mir: Wenn der Körper durch die Nahrung, die doch weiter nichts als chemische Energie ist, mit Kraft geladen werden kann, weshalb sollte das nicht auch auf physikalischem Wege möglich sein? Und da schien mir diejenige Kraft, welche sich am besten für uns darbietet und die auch am meisten mit unserem Leben übeinstimmt, die Wärme zu sein. Der Mensch ist ja ursprünglich das Kind eines sehr heißen Klimas. Zu der Zeit, als er hier auf der Erde entstand, also ungefähr in der Mitte der Tertiärzeit, war die ganze Erde bis zu den Polen hinauf ein wohlgeheiztes tropisches Paradies. Die Wärme, welche heute noch im Erdinnern ist, drang damals noch bis auf die Erdoberfläche durch, was heute nicht der Fall ist, und daher war die Erde damals ein großes, auch von unten her geheiztes Treibhaus. Allmählich aber strahlte die Erde immer mehr von ihrer eigenen Wärme in den eiskalten Weltraum aus, und so entstand eine

klimatische Veränderung, die zu den Verhältnissen führte, wie wir sie heute auf der Erde haben. Die Heizung von unten hörte auf, und alle Wärme auf der Erde kommt nur noch von der Sonne (oder von den in früheren Erdepochen durch die Eigenwärme der Erde mit Hilfe der Pflanzen aufgebauten Kohlenlagern). Der größte Verlust, den der Mensch damit erlitt, war der an Wärme. Er ist von Natur auf eine viel größere Wärmemenge gestimmt, als er heute in unseren klimatischen Verhältnissen, vielleicht selbst in den Tropen, empfängt; und so mußte er, wenn er nicht an diesem Verlust zugrunde gehen wollte, sich eine Wärmekultur schaffen, durch die er die verlorengegangene Wärmenatur ersetzte. Das geschah durch Erfindung des Feuers, durch Kleidung, Wohnung, Heizung, Bett, Fleischessen usw.

Daß nun die Wärme eine solche Kraft ist, mit der man den Körper laden und seinen Kraftzustand verbessern kann, ergibt sich aus dem nachstehenden Versuch. Wenn jemand einen Magenkatarrh hat, dann leistet der Magen nicht mehr so viel wie in gesunden Zeiten. Er kann gewisse Speisen, die einem gesunden Magen gar keine Beschwerden machen, nicht mehr genügend und ohne Beschwerden verdauen. Daher fühlt sich auch der ganze Mensch dabei etwas schwach, weil der kranke Magen nicht mehr erlaubt, so viel Kräfte in den Körper einzuführen, wie gewöhnlich. Legt man nun einem solchen magenkranken Menschen nach der Mahlzeit eine heiße Flasche auf den Leib, einen sogenannten Leibwärmer oder eine Heißwassergummiflasche, oder einen Thermophor oder neuerdings auch eine elektrische Wärmekompresse, dann sieht man, wie der kranke Magen mit einem Male unter dem Einfluß der Wärme sofort mehr leistet. Die Beschwerden verringern sich, der Magen kann mehr und schwerere Arbeit leisten, und wenn man das im Verein mit andern guten Maßnahmen fortsetzt, so erreicht man bald, daß der Magen seine volle Arbeitskraft wieder erhält.

Aus diesem Beispiel sieht man deutlich, wie der Körper durch die Wärmewirkung mit Kraft geladen wird, die ihn dann zu größeren Leistungen befähigt. Es ist gerade, wie wenn man einen Wagen mit einem Pferd hat, und dieser Wagen kommt in eine schwierige Lage und fährt sich im tiefen Schmutz fest, sodaß er nicht weiter kann. Da bleibt gar nichts weiter übrig, als noch ein Pferd vorzuspannen. So benutzen die Menschen für ihren Körperhaushalt im allgemeinen nur das eine Pferd, das ich als Nahrungspferd bezeichnen möchte, um im Bilde zu bleiben, während unter Umständen noch ein zweites Pferd, das Wärmepferd nötig ist.

Nach dieser Auseinandersetzung wird jeder ohne weiteres verstehen, wie man durch die Wärme seine Kraftverhältnisse steigern kann, und das gilt nicht nur für ein einzelnes Organ und für den kranken Menschen, sondern das gilt auch für den ganzen Körper und auch für den gesunden Menschen. Der Gesunde wird sich dauernd widerstands- und leistungsfähiger erhalten, wenn er sich richtig mit Wärme zu behandeln versteht. Die vielen Erschöpfungszustände, die man jetzt sieht, und an denen meiner Ansicht nach die Mehrzahl aller Menschen zugrunde geht, sind alles Zustände von dauernder, sich immer mehr steigernder Unterbilanz. Sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen aber häufig nicht bloß davon, daß jemand zu viel ausgibt, sondern auch davon, daß er zu wenig einnimmt. Denn ob eine Unterbilanz zustande kommt, hängt weder von der Ausgabe, noch von der Einnahme allein ab, sondern von dem Verhältnisse beider zueinander. Wer mehr einnimmt, kann auch mehr ausgeben, ohne eine Unterbilanz in Form einer chronischen Krankheit befürchten zu müssen.

Also, wenn man sein Leben und seine Erfolge verbessern will, dann sollte man vor allem darauf bedacht sein, seine Einnahmen zu erhöhen, und das geschieht für unsere Körperbilanz am zweckmäßigsten, außer durch naturgemäße Nahrung, vor allem auch durch richtige Wärmezufuhr. Wie das für den Kranken zu machen ist, darüber möge ein jeder in meiner Schrift „Über Wärmekultur" genauer nachlesen.*)

Für den Gesunden gebe ich hier noch folgende Anweisung als Beispiel für eine gute Wärmebilanz und als notwendige Voraussetzung für ein dauernd gesundes und erfolgreiches Leben:**)

Man nehme zweimal wöchentlich ein heißes Halbbad mit Zudecken, und zwar das ganze Jahr hindurch außer vielleicht während der größten Sommerhitze, in der man natürlich keine künstliche Zufuhr von Wärme mehr braucht. Dieses Halbbad wird so gemacht:

Man benutzt eine große Badewanne und läßt etwa so viel Wasser ein, daß, wenn man mit ausgestreckten Beinen darin sitzt, die Beine vom Wasser bedeckt sind und das Wasser etwa bis zum Nabel oder etwas höher reicht. Die Temperatur des Bades beträgt durchschnittlich 42—45° C. Man soll indessen die geringste Temperatur und auch die geringste Wassermenge nehmen, bei der man schwitzt, d. h. man soll die Wirkung des Bades nicht erzwingen, sondern sie mit dem mildesten Mittel zu erreichen suchen.

Wenn man im Bade sitzt, wird die Wanne zugedeckt. Man legt einige Bretter darüber, dann ein Laken und eine wollene Decke. Das Laken zieht man sich über die Schultern und guckt nur mit dem Kopf heraus. Ist die Badestube sehr warm, oder ist es Sommer, kann man bei offener Badewanne schwitzen, oder nur ein Laken über die Bretter legen. Zum Schluß kann man sich das Laken auch ein paar Minuten über den Kopf ziehen. Die Dauer dieses Bades beträgt 10—20 Minuten, bis man tüchtig schwitzt; dann wird die Wanne aufgedeckt, man legt sich nun in das Wasser hinein und kühlt sich nach Behagen durch Zulassen von kaltem Wasser langsam ab. Die Wasserwärme wird zum Schluß etwa 34° C betragen.

Das Zudecken des Körpers kann man auch in sehr einfacher Weise so machen, daß man sich von hinten her ein großes Badetuch über den Kopf wirft, sodaß man mit dem Oberkörper ganz unter diesem Badetuch sitzt.

---

*) Über Wärmekultur, ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen. 3. Auflage. Verlag Lebenskunst—Heilkunst, Berlin SW 11. 60 Pf.

**) Der Leser beachte, daß die folgende Anweisung nur für Gesunde gegeben ist. Es versteht sich von selbst, daß Kranke, leidende oder schwächliche Menschen auf eigene Faust Heilversuche, deren Folgen sie nicht zu überblicken vermögen, nicht unternehmen, sondern ihren Arzt zu Rate ziehen sollen.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es kommt nur darauf an, für den Oberkörper einen abgeschlossenen Dampfraum herzustellen, da das ganze Bad als ein kombiniertes Heißwasserdampfbad bezeichnet werden muß.

Wer keine große Wanne hat, kann sich auch mit einer Sitz- und Fußwanne behelfen.

Außerdem wende man an kühlen Sommertagen und den ganzen Winter hindurch täglich mindestens eine Stunde den heißen Leibwärmer an.

Eine Blech- oder Gummiflasche wird mit siedendem Wasser gefüllt, trocken in Baumwolle oder Rohseide eingewickelt, auf den Leib gelegt. Dann wird der Leib ringsum darüber in Wolle eingehüllt, damit die Flasche festsitzt. Eine solche Flasche nimmt man gewöhnlich eine Stunde lang. Danach wird der Leib mit der Hand kalt abgewaschen.

Mit diesem Leibwärmer legt man sich am besten mittags eine Stunde unmittelbar nach der Hauptmahlzeit hin.

Die großartigste Wärmetechnik haben wir jetzt mit Hilfe der Elektrizität, worüber ich auch in dem Kapitel „Über die heiße Flasche" in meiner Schrift „Über Wärmekultur" nachzulesen bitte.

Wer es so macht, wie ich es in meinem Kapitel „Über Lebenskunst" am Ende der Wärmekultur angegeben habe, Ausgaben und Einnahmen ins richtige Verhältnis setzt und die Einnahmen so hoch als möglich steigert, der kann sich ohne weiteres ein viel reicheres, froheres und glücklicheres Leben versprechen, als er früher hatte.

Sehr wunderbar und beachtenswert ist noch, daß die Verbindung der Nahrung mit der Wärme nicht bloß eine einfache Summierung beider Kräfte zur Folge hat, sondern die Zufuhr von physikalischer Kraft, wie es die Wärme ist, hat die merkwürdige Folge, daß die chemische Spannkraft der Nahrung viel besser ausgenutzt wird und außerdem auch bessere chemische Werte gebildet werden. Es werden also auf diese Weise bessere und feinere Baustoffe in den Körper aufgenommen, und so führt eine richtige Wärmekultur geradezu zu höherer Entwicklung des Körpers, weil sie einen besseren Nährboden in den Säften des Körpers herstellen hilft. Es tritt also hier in der Einnahme nicht nur eine Veränderung der Menge, sondern auch der Beschaffenheit nach ein. Das Einnahmekonto wird durch die Wärme, sowohl an Menge wie an Wert, besser.

Eine merkwürdige Tatsache, die man bisher nicht erklären konnte, ist folgende: Wenn es im Sommer sehr heiß und drückend wird, dann verlieren viele Menschen den Appetit und können viel weniger essen als sonst, wenn es kälter ist. Nach diesen Anschauungen erklärt sich nun diese bekannte Erscheinung sehr leicht. Hier wird die für den Körper nötige Kraft bei äußerer großer Hitze durch die Wärme gedeckt, und der Körper braucht daher weniger Nahrung. Auch das ist eine wichtige Tatsache, die für die Erziehung des Menschen zu größerer Mäßigkeit im Essen sich als sehr fruchtbar erweisen muß. Wenn ich einen Menschen dazu bringen will, daß er mäßiger ißt, so muß ich ihm eben auf andere Weise Kraft zuführen, und das geschieht am besten durch Wärme. Die Wärme hat außerdem noch den Erfolg, daß sie z. B. in Form der heißen Leibflasche den Magen straffer macht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und der straffe Magen zeigt viel schärfer an, wann er genug hat, und so ist die Straffheit des Magens eine wichtige Voraussetzung für eine gute und ungezwungene Mäßigkeit.

Diese Betrachtungen werfen sogar ein wichtiges Licht auf die ganze Zukunftsentwicklung des Menschen. Der spätere Mensch wird sich im Verhältnis viel mehr mit Wärme und weniger mit Nahrung speisen als heute, und das muß auch einen Einfluß auf seine körperliche und geistige Beschaffenheit haben. Die Wärme als eine rein ätherische Kraft wird viel feinere und edlere Menschen erzeugen helfen, als die grobe Energie der Nahrung. Wer Augen hat dafür, der wird in unserem heutigen Leben schon diese beiden verschiedenen Typen deutlich unterscheiden können.

Die Wärme wird aber noch einen ganz besonderen und segensreichen Einfluß auf die gesamte Volksgesundheit ausüben. Sie wird die Reinlichkeit so weit bei allen Menschen steigern, daß aller Schmutz aus dem menschlichen Leben, und damit auch alle Volkskrankheiten, verschwinden. Das Volk ist nicht wasserscheu, sondern es hat nur Scheu vor dem kalten Wasser. Stellt man jedem einzelnen Volksgenossen eine genügende Menge Wärme zur Verfügung, so daß er sich stets heißes Wasser machen kann, so wird jeder Mensch eine Freude darin finden, sich so oft wie möglich und nötig zu waschen. Auch das werden wir mit Hilfe der großartig vorgeschrittenen elektrischen Technik erreichen. Jeder Mensch wird in spätestens 100 Jahren durch die Elektrizität so viel Kraft und Wärme in seinen Haushalt bekommen, daß er jede gute Kulturaufgabe zu leisten imstande ist. Es wird gar kein Feuer mehr geben im Haushalt, sondern man wird elektrisch kochen, braten, backen, heizen und heißes Wasser machen, soviel es nötig ist, und sich auch im übrigen durch Wärmekompressen und elektrische Taschenöfen*) die Wärmemenge verschaffen, die unser Körper zu seiner höchsten Kraftentwicklung braucht. So ist die Elektrizität eine große soziale Kraft, die uns helfen wird, den Menschen zu einer ganz ungeahnten Entwicklung zu führen, und alles das macht es nötig, in das Kulturprogramm der Menschheit noch einen neuen Punkt als wichtig und grundlegend mit aufzunehmen, nämlich das Recht auf Wärme. **Dr. med. Wilhelm Winsch.**

Witzwil.

(Zur Gefängnisreform.)

Zwischen dem Matterhorn und dem Urnerloch wollt' ich auch einiges fürs Fach aus meiner Schweizerreise mit nach Hause bringen. Die Berner Strafanstalt Witzwil zwischen Bern und Neuenburg wurde mir empfohlen.

---

*) Auch jetzt gibt es schon einen Taschenofen, den ich den Verehrern der Wärmekultur bestens empfehlen kann, er trägt bei richtiger Benutzung viel dazu bei, die Gesundheit zu verbessern und das Leben angenehm zu machen. Die Japaner haben etwas ähnliches schon lange und sind doch dadurch in keiner Weise verweichlicht worden. Wer sich für die Frage der richtigen Abhärtung interessiert, der lese meine Schrift: Über Wärmekultur, 3. Aufl., Seite 31.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erst marschier ich über Ödland, dann durch frisch aufgebrochenen Boden, dann kam Ackerland, Gefangene pflügten.

Aber wo steckt denn der Aufseher, grollt's in meinem beurlaubten Zuchthausverwalterherzen. Muß schon noch einen dritten Kilometer gehen, an ein paar Dutzend weit verstreuten Gefangenen vorbei, bis ich ihn bei einer Schar minder erprobter Sträflinge arbeiten sehe. Endlich bin ich mitten in der Strafanstalt. „Wo ist der Direktor?" frage ich einen Jungen, der einem Gefangenen bei der Gartenarbeit hilft. „Der Vater ist in Bern". „Und der Stellvertreter?" Der Bub führt mich zur Mutter, die greift zum Schlüsselbund, geleitet mich durch die Strafanstalt und gibt so kundige Aufschlüsse über Hausordnung und Arbeitsbetrieb, über die Gefangenen und ihre Eigenart und ihr Vorleben, über schweizer Strafrecht und Strafpolitik, über die Grundsätze des Gatten und seine Erfahrungen, daß ich diesen vorerst garnicht vermisse. Unterwegs gibt sie Gefangenen und Aufsehern Befehle. Wir sind eben im Land Jeremias Gotthelfs und seiner prächtigen „regierenden Bäuerinnen". Wir kommen durch die Küche. Schon will ich nach Kostregulativ und Nährwertstabellen fragen, aber ich sehe sogleich, hier gibt's die Kost, wie sie der schweizer Bauer und auch seine Knechte gewöhnt sind. Die ist auch für den Zuchthäusler die nahrhafteste, billigste, vernünftigste. „Welche Genußmittel bekommt der Gefangene?" „Vor allem Schokolade." Ich lächle. „Und in Deutschland?" Ich erröte und sage: „Vor allem Schnupftabak und zuweilen auch Bier."

Kartoffelsäcke und Gemüsekörbe stehen zum Abschicken bereit. „Die werden an Angehörige von Gefangenen und an entlassene Gefangene als Unterstützung gesandt." „Wird Ihr Wohlwollen nicht mißbraucht?" „Wir sind über die Leute wohl unterrichtet."

Wir gehen durch die Werkstätten. Dort wird nur für den Bedarf von Haus und Hof gearbeitet. „Haben Sie auch, wie wir, mit Konkurrenzklagen zu schaffen?" „Nein, wir machen keine schädliche Konkurrenz."

Im Zellenbau zeigte mir ein Gefangener seine Zelle. Sie war nicht abgesperrt. Die Wände waren mit Bildern von ihm selbst geziert, an denen der „Kunstwart" seine Freude gehabt hätte. Äpfel, Nüsse, Blumen sind am Fenster. Er hat auch sonst kleine Habe und Sonntagskleider. Wenn er sich aber verfehlt, wird ihm alles genommen, und er kommt wieder hinter Schloß und Riegel.

Allmählich gewinne ich Überblick. Das Anstaltsgelände umfaßt 800 ha. Vor 20 Jahren wurde es um 750000 Fr. als vernachlässigtes Moorland gekauft und vom jetzigen Direktor mit 5 Angestellten und 20 Gefangenen besiedelt. Heute sind's 250 Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fangene, erstmals bestrafte, mit einer Strafzeit von zwei Monaten bis zu drei Jahren und Arbeitshäusler, unter 50 Aufsehern. Witzwil ist jetzt der größte aller schweizer Bauernhöfe, 300 ha sind wohlkultiviertes Wiesenland, ebensoviel Ackerland. Das übrige Wald, Torfstich, Wirtschaftsgebäude und noch einiges Ödland. 800 Kühe werden versorgt, die Milch teils verkauft, teils zu Käse verarbeitet, Zugochsen werden gezüchtet.

Während bei uns eine Anstalt, die an Angestellte und Gefangene so hohe Löhne zahlen muß, mindestens einen jährlichen Staatszuschuß von 100000 Fr. brauchte, kann die Anstalt Witzwil trotz Kapitalsverzinsung und Heimzahlung jährlich 30000 Fr. und mehr als Reingewinn abliefern.

In den nächsten Jahren schon sollen alle Strafgefangenen des Kantons Bern, also auch die schweren Verbrecher, in Witzwil untergebracht werden. Ja, man spricht davon, daß Witzwil unterm künftigen Bundesstrafrecht die einzige Strafanstalt der Schweiz werden soll. Um Arbeit wird der erfindungsreiche Direktor nicht verlegen sein. Er will nämlich das ungeheure Bauerngut in ein ebenso großes Gartenland verwandeln. Wer durchaus nicht im Freien verwendet werden kann, soll helfen, die Erzeugnisse in einem großzügigen Maschinenbetrieb zu Konserven usw. zu verarbeiten. Der Witzwiler Direktor weiß, daß so gut wie alle Sträflinge durch Müßiggang, oder weil sie keine Arbeit richtig gelernt haben, ins Unglück geraten sind. Darum ist für ihn die wichtigste Aufgabe des „Strafvollzugs" die Erziehung zur Arbeit, zu gesunder Arbeit, die Lust zur Arbeit erzeugt und jede Fähigkeit zur Entfaltung kommen läßt und auch Fortschritt und Erfolg der Arbeit deutlich vor Augen führt. Das aber ist nur bei Arbeit im Freien möglich. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Entlassenen in Bern und in den meisten anderen Kantonen immer noch am leichtesten bei landwirtschaftlicher Arbeit Unterkommen finden.

Die Gefangenen arbeiten in Gruppen von 10—12 Mann unter 2 Aufsehern. Erziehungsgrundsatz ist, daß die Angestellten bis hinauf zum Direktor mitarbeiten.

In Werkstätten wird nur soweit gearbeitet, als für den Wirtschaftsbetrieb nötig ist und vordringlichere Arbeiten es nicht verbieten. Fertigkeit in diesen Dingen kann ja der Landwirt immer brauchen. Im übrigen aber können abgestorbene Handbetriebe, die schon den vollwertigen Mann kaum mehr nähren, einen Entgleisten nicht fördern. Wer aber von Haus aus nicht zur Arbeit im Freien taugt, soll dafür Maschinen bedienen und behandeln, technische Anlagen einrichten und unterhalten lernen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die schweizer Verbrecherwelt weiß wohl, daß nirgends so stramm gearbeitet werden muß, als bei dem strengsten, dem Witzwiler Direktor. Aber viele schon wissen's, daß sie in den traurigen Tagen in Witzwil den treuesten Freund fürs Leben gewonnen haben.

Die Strafanstalt Witzwil soll zur Arbeit erziehen, sie soll zugleich Trinkerheilstätte sein. Als seine wichtigste Aufgabe betrachtet der Direktor außerdem die Fürsorge für Entlassene. Diese beginnt schon damit, daß er den Übergang von der Haft zur Freiheit zu überbrücken sucht. Statt also die Gefangenen von der Zelle unvermittelt in die Welt hinauszulassen, gewährt er ihnen gegen Schluß der Verwahrung immer mehr Bewegungsfreiheit. Sodann ist für den Entlassenen irgendein Arbeitsplatz ausgemittelt. Er kann aber auch in einer wohl eingerichteten Kolonie auf einem der Vorwerke bei auskömmlichem Lohn verbleiben, und wenn er stellenlos geworden ist, jederzeit dorthin zurückkehren und zuwarten. Jeder Entlassene soll in Witzwil eine Art Bürgerrecht besitzen. Recht viele machen auch davon Gebrauch, und darum hat keine Anstalt so wenige Rückfällige zu verzeichnen. Geht's nach dem Willen des Direktors, so soll ein Stück des Staatsgutes in Gütleranwesen aufgeteilt werden, diese sollen dann an Entlassene verpachtet oder verkauft werden. Jetzt schon können Entlassene in Witzwil Vertrauensposten erringen. Einem sogar konnte ein Vorwerk zur Verwaltung anvertraut werden.

Zum Schluß meines Besuches treffe ich noch den Direktor. Er war bei seiner Regierung und hatte seinen ältesten sechzehnjährigen Sohn dorthin mitgenommen, denn der will einmal nichts anderes werden als sein Vater.

Mein Berater hatte recht, wenn er sagte: „Den Direktor müssen Sie kennen lernen, denn die Strafanstalt Witzwil, das ist der Direktor Kellerhals."

Es hieße ein Lebenswerk zerpflücken, wenn wir hier untersuchen wollten, wieweit sich Witzwil auf deutschen Boden übertragen, wie sein Werk sich in unsere gegenwärtigen und künftigen Strafsysteme zwängen ließe. Von diesen Dingen will auch Kellerhals herzlich wenig wissen. Er weiß, daß ein Strafanstaltsdirektor seines Schlages die Gesellschaft am besten schützen und seine Pfleglinge am sichersten auf gute Bahnen leiten kann, wenn er „durch Reglements und Theorien möglichst wenig beengt wird".

Aber in unseren Tagen ist man wieder gar zu sehr geneigt, auf flüchtigen Studienreisen und Kongreßbesuchen erhaschte politische Launen und erzieherische Versuche als ausgereifte Erfahrungen über den Ozean herüberzuholen. Darum wollten wir einmal zeigen, was in unserer nächsten Nachbarschaft ein Mann ganz aus Eigenem geschaffen hat.

Leo von Egloffstein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Werkklub-Abende.

Wir, die wir jeden Wochentag, den es gibt, mit Ausnahme einer knappen Mittagspause, unsere Zeit in Kontoren und Schreibstuben verbringen müssen, mit Denken und Schreiben oder Rechnen, sind, soweit wir nicht verheiratet sind oder noch am Tische der Eltern leben, der Mehrzahl nach darauf angewiesen, manche unserer freien Abendstunden in Wirtshäusern zu verbringen*). Denn der junge Mensch wird ja nach einer Unterhaltung, nach einer Ablenkung nach des Tages Arbeit suchen. Manche spinnen sich allerdings in ihrem „möblierten Zimmer" zeitweilig ein, um sich fortzubilden, zu lesen oder sich sonstwie die Zeit zu vertreiben.

Auf die Dauer halten sie aber das zurückgezogene Leben nicht aus. Selbst ein rechter „Bücherwurm" hat dazwischen das Bedürfnis nach Abwechselung. Übrigens ist das Lesen guter Literatur nicht immer eine wirkliche Erholung für den, dessen Kopf schon müde ist; mit Verständnis und Erfolg lesen, heißt arbeiten, sich anstrengen. Bei vielen versagen aber am Abend die geistigen Kräfte. Um der Einsamkeit und Langenweile zu entgehen, suchen sie dann notgedrungen ebenfalls Gesellschaft.

Wie die Verhältnisse bei uns einmal liegen, ist das Gesellschaft-Suchen aber gleichbedeutend mit Wirtshausbesuch*). Für die große Mehrzahl der Leute kommen die teuren Konzerte oder Theater nicht in Betracht. Bliebe der Sport. Außer dem Turnen lassen sich aber, da die Freizeit der meisten Menschen in die Dunkelheit fällt, nur wenige der vielen sportlichen Übungen treiben. Zudem ist es in Turnerkreisen zumeist noch üblich, der Männerarbeit auch einen Männertrunk folgen zu lassen; oft nicht zu knapp.

Man sieht, es ist dem Wirtshaus in den Feierstunden kaum zu entrinnen*), solange nicht Gelegenheit gegeben wird, die Einsamkeit auf andere Weise zu töten. Also heißt es suchen; als Kopfarbeiter bin ich selbst auf der Suche. Dabei kam mir der Gedanke, den ich hier ausführen will; vielleicht fällt er auf fruchtbaren Boden.

---

*) Für Menschen, die in irgendeiner Weise der Erneuerung unsres Volkslebens dienen, trifft das natürlich nicht oder doch nur in ganz geringem Maße zu. Aber es stehen eben noch nicht Alle „im Vortrupp". Diesen, die noch abseits stehen, will der Verfasser in erster Linie helfen. Aber die Vorschläge, die er macht, dürften auch manchen Vortrupp-Freunden willkommen sein und ihnen neue Wege der Erholung weisen. **Vortrupp.**

Wenn Abwechselung in der Beschäftigung Erholung ist, so muß körperliche Arbeit das beste Gegengewicht gegen das Zuviel der geistigen sein.

Körperliche Arbeit wird von all unseren Handwerkern geleistet. Was steht eigentlich dem im Wege, daß wir Kopfarbeiter am Abend irgend ein Handwerk, etwa das der Schreiner, Schlosser oder Bildhauer, ein paar Stunden lang ausüben? Doch lediglich unsere Unkenntnis und die Gelegenheit zur Arbeit.

Beidem aber könnte leicht abgeholfen werden. Tüchtige Fachleute, die auch abends einige Male in der Woche einen Verdienst mitnehmen, gibt es die Menge; für Lehrer wäre durch sie gesorgt.

An Arbeitsstätten fehlt es auch nicht, und, wenn man in diesen nicht unterkommen kann, dürften in den größeren Städten leicht Schulsäle oder ähnliche Räume zu beschaffen sein, bis sich die Mittel zusammenfinden, von denen sich diese Werkklubleute eigene Häuser bauen könnten, die tagsüber nicht leer und ungenützt zu stehen brauchen.

Die Unkosten für Werkzeug und Material sind nicht schwer zu bestreiten; für den Wohlhabenden spielt deren Anschaffung keine Rolle, der Ärmere aber spart den nötigen Betrag leicht zusammen, wenn er eine Zeitlang — oder besser dauernd — auf die mancherlei den meisten Kulturmenschen schier unentbehrlich erscheinenden, höchst zweifelhaften Genüsse, wie das Tabakrauchen oder das Trinken gesundheitschädlicher Getränke oder ähnliches, verzichtet.

Abgesehen von den körperlichen Vorteilen sehe ich bei diesen Handwerkabenden aber noch beträchtliche geistige hervorsprießen.

Der Umgang mit Holz, Eisen, Stein als einem unter den Händen des Bearbeiters bildsamen Material ist von großer erzieherischer Bedeutung.

Der Mann, welcher weiß, wie schwer es ist, den kleinsten Kasten sauber und gutgefügt herzustellen, bekommt Achtung vor der Handarbeit und damit vor dem Handwerker selbst, den er im Zeitalter der Industrie nur allzusehr bisher von oben angesehen hat.

Er bekommt aber auch zugleich Achtung vor den Werten, die in einem handwerklich erzeugten Gerät oder Gebrauchsgegenstande stecken. Mit diesem gehen die so sehend gemachten Menschen der Wahrhaftigkeit in den äußerlichen Dingen entgegen, indem sie dem Flitter- und Scheinkram unserer sogenannten Kultur abhold werden.

Fritz Cramer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Der Alkoholgegner. (Herausgeber: Dr. Adolf Daum, Wien). 10. Jg. Nr. 4.

Balkankrieg und Abstinenzbewegung. Von Dr. Holitscher.

„Wer ein wenig in die Praktiken des Alkoholkapitals und seiner Soldschreiber eingeweiht ist, war fest davon überzeugt, daß der Zusammenbruch des Islams in Europa und die überraschenden Niederlagen des türkischen Heeres alsbald als willkommene Waffe gegen die Enthaltsamkeit verwendet werden würden....

Die Mohammedaner waren viele Jahrhunderte lang vortreffliche Soldaten und haben jedes sich ihnen entgegenstellende Heer besiegt. Selbst zu einer Zeit, da der Stern des Kalifats in Europa schon im Niedergehen war, war die Tapferkeit, die Todesverachtung, die Disziplin der türkischen Soldaten bekannt und gefürchtet. Ist es notwendig, an die Heldentaten zu erinnern, die von der türkischen Armee noch vor 25 Jahren vollbracht wurden, an die Zähigkeit, mit der sie am Schipkapasse, um Plewna focht? Alle diese Kriegstaten wurden von Abstinenten ausgeführt, die ruhmreichsten Siegeszüge der Türken (und der Araber) fallen in jene Zeiten, in denen das Weinverbot des Korans am allerstrengsten eingehalten wurde. Der Beweis dafür, daß die Enthaltsamkeit nicht die Ursache der jüngsten Niederlagen der Türken sein kann, ist daher gegeben; wie sollte auch eine solche Wirkung plötzlich nach 25 Jahren eintreten, nachdem sie Jahrhunderte lang ausgeblieben war?

Weit berechtigter ist die Frage, ob die vielfachen Übertretungen des Weinverbotes in den letzten Jahrzehnten nicht viel dazu beigetragen haben, den Niedergang und die Entartung der europäischen Mohammedaner zu beschleunigen, wenn auch die Hauptursachen hierfür in anderen Faktoren zu suchen sind. Der Verfall des türkischen Staates hat seine Wurzeln in der sittlichen und geistigen Verwahrlosung der städtischen Bevölkerung, der sogenannten Intelligenz, die sich als „Reformpartei" aufspielte, den Fortschritt aber darin sah, die Laster der Pariser Boulevards nach Stambul und Saloniki zu verpflanzen.....

.... Der aufgeklärte Türke kümmert sich gerade so wenig um das Weinverbot des Korans, wie etwa der aufgeklärte westeuropäische Jude um das Schweinefleischverbot des mosaischen Gesetzes. Selbst der Arbeiter, der kleine Mann in den türkischen Städten nimmt es mit der Abstinenz keineswegs mehr genau, wie viele genaue Kenner und Beobachter des Volkslebens in der Türkei bezeugen; gefördert durch die sophistische Ausrede, daß der Koran nur den Wein verbiete, hat sich der Branntwein-Alkoholismus schon ganz gehörige Gebiete der mohammedanischen Welt erobert.

Der Zusammenhang zwischen diesen Erscheinungen wird noch deutlicher, wenn man bedenkt, wo die wahren Ursachen der türkischen Niederlagen zu suchen sind. Der Gehorsam, die Manneszucht, die Ausdauer und die Tapferkeit des gemeinen Mannes werden auch heute noch von allen Seiten gerühmt und bestätigt; zugrunde gerichtet wurde das türkische Heer durch die elende Verpflegung, durch den Hunger, durch den Mangel an Munition, durch schlechte Führung, mit einem Worte, durch die Unfähigkeit und Verlotterung des Offizierskorps und der Beamtenschaft. Und gerade in diesen Kreisen ist von Abstinenz gar keine Rede mehr. Der türkische Offizier kneipt so gut wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der westeuropäische; in den Jahren der Herrschaft des Jungtürkentums befaßte sich das Offizierskorps fleißig mit Politik und geriet auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Vereinsmeierei in die Wirtshäuser. Man kann sich auch leicht vorstellen, daß bei diesen Menschen der Alkohol eine viel schnellere und verderbliche Wirkung entfaltet als bei den Christen von heute, weil ihre Vorfahren Jahrhunderte lang enthaltsam gelebt haben, so daß die bei unseren Völkern bis zu einem gewissen Grade unzweifelhaft vorhandene Anpassung an das Gift dort fehlt.

Es ist aus allen diesen Gründen recht lächerlich, die türkischen Niederlagen der Abstinenz aufs Kerbholz schreiben zu wollen. Wir Abstinenten sind doch auch nicht so töricht, zu behaupten, daß der Enthaltsame dem trinkenden Gegner unter allen Umständen überlegen sein werde! Wenn von zwei gleich kräftigen und gewandten Ringern der eine enthaltsam lebt, der andere aber geistige Getränke genießt und angeheitert ist, dann wird der Sieg ohne jeden Zweifel dem Abstinenten zufallen; kommt aber ein betrunkener baumstarker Kerl über einen abstinenten schwächlichen Knirps, dann wird er letzteren zu Boden schlagen können, auch wenn er selber kaum mehr auf den Füßen stehen kann; das ist ja selbstverständlich. So ist es auch bei den Völkern. Unter sonst gleichen Umständen ist das nüchterne Volk dem trunkgewohnteren überlegen; daran ist nicht zu zweifeln, das folgt so klar und logisch aus allem, was wir über die Wirkungen des Alkohols auf den menschlichen Organismus wissen, daß die Erfahrungen ebensowenig etwas Widersprechendes beweisen können als sonst menschliche Beobachtungen Naturgesetze Lügen strafen können; scheint es einmal so zu sein, so handelt es sich um Beobachtungsfehler. Darum muß im Interesse der Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit ebenso gegen den Alkoholismus als Volkssitte gekämpft werden wie auch mit aller Deutlichkeit und Tatkraft die weitgehendste Einschränkung des Alkoholgenusses im Felde und auf dem Marsche allen verantwortlichen Stellen eingeschärft werden muß. Vom Feldherrn herab bis zum letzten Manne werden gegenwärtig so viele Eigenschaften gefordert, die alle ohne Ausnahme durch den Alkohol geschädigt werden, daß es an Verrat grenzt, die Nüchternheit zu bedrohen und den Alkoholgenuß zu fördern oder zu empfehlen."

Stimmen aus Nordschleswig. (Herausgeber: Johannes Schmidt, Wodder). Jg. 1912/13. Heft 2.

Lebensansprüche und Lebenswerte im Beruf des Landmannes. Vom Herausgeber.

(Der Verfasser nimmt auf den in demselben Zeitschrifthefte veröffentlichten Aufsatz: „Etwas über die Preise der Höfe in Nordschleswig" von J. R. Jessen Bezug und knüpft im besonderen an folgende Worte Jessens an: „Wir wissen ja doch alle, daß man bei Aufwendung gleicher Arbeit und gleichen Kapitals in allen Berufen nicht nur höhere Ansprüche an das Leben stellt, sondern auch mehr für die Ausbildung seiner Kinder tun kann, wie in der Landwirtschaft. Wer kann da einem Landwirt verdenken, wenn er seine Söhne studieren läßt und sich freut, wenn die Töchter Beamte heiraten, denn gemütlich will es schließlich jeder gern haben.")

„Warum nicht — ja, wenn wirklich dabei das Gemüt zu seinem Rechte kommt! Aber deswegen studieren und in die Beamtenlaufbahn hinein, sollte der Weg wirklich viel bessere Garantien bieten, und imponiert das dem Landmann wirklich so, was andere Leute für Ansprüche ans Leben stellen? Ist das nicht geradezu eine Zeitkrankheit, die nicht zur Lebensfreude kommen läßt, daß man so viel Ansprüche ans Leben stellt?

Ich will gar nicht davon sprechen, wie oberflächlich diese Ansprüche oft sind, will auch nicht auf sentimentale Schilderungen des herrlichen Landlebens mich einlassen, aber das darf ich doch wohl voraussetzen, daß es unter ernsten Männern keine Frage sein kann, daß der im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben nur schlecht auf seine Kosten kommt, der nicht einen Hauptlebenswert in seiner Arbeit selbst findet. Da, meine ich nun, ist der Landmann in einer geradezu beneidenswerten Lage trotz Leutenot und Ärger, trotz allerhand Mißstimmung gegen die Agrarier, trotzdem daß auch er hat lernen müssen zu rechnen und oft genug vor Rechnungen steht, die den Voranschlag Lügen strafen. Er hat etwas vom Leben in seiner Arbeit selbst, er braucht nicht erst nach der Arbeit sich zu recken und zu denken, jetzt will ich auch leben, ich stelle auch Ansprüche ans Leben. Was früher unbewußt in jedem Bauern lebte, das muß ihm jetzt bewußter Stolz werden, daß er seine Arbeit liebt wie keine andere. Warum? Darum, weil alle seine Arbeit sich nicht erst in Geld zu wandeln braucht, ehe er etwas von ihr hat. Er darf noch Schöpferfreude erleben in seiner Arbeit, darf schaffen helfen, darf zusehen, wie unter seinen fleißigen Händen der Acker Korn wachsen läßt und unter seiner Obhut das Vieh gedeiht.

. . . . . .

Wie schwer ist es für viele, viele Menschen unserer Tage, Liebe und Freude und tüchtige Gedanken in ihre Arbeit hineinzulegen, weil es nur ewig wiederholte, immer gleiche Stückarbeit ist, und der Landmann sollte sich dessen nicht bewußt sein, wie glücklich er darin gestellt ist?

Aber mehr noch! Der Landmann setzt nie seine ganze Arbeit in Geld um, daß ihm sein Produkt aus den Händen geht und nur der Geldeswert in der Hand bleibt. Das Ganze seiner Lebensarbeit bleibt immer vor seinen Augen liegen, mehrt sich oder verbessert sich ständig unter seinen Händen, das ist sein Besitz selbst. Geht er über seinen Acker und seine Wiesen, das ist mehr als sein Arbeitsmittel, als die Stätte seines Wirkens, das birgt gleichzeitig den Niederschlag seiner Arbeit. Den Boden unter seinen Füßen haben Geschlechter vor ihm ertragreicher gestaltet, und er hebt den Ertrag weiter. Der Boden, der Wirtschaftshof, die Bäume, alles redet zu ihm von seiner Arbeit und zu seinen Nachfolgern. Das sind keine sentimentalen Betrachtungen, das sind sehr reale Dinge, das sind Dinge, nach denen andere Menschen, die das nicht haben, sich sehnen.

Aber die können doch ganz andere Ansprüche ans Leben stellen. Ja, sie haben, wenn sie Geld genug haben und es wirklich suchen, manches, was der Landmann nicht so leicht haben kann, allerhand Darbietungen, geistiger und künstlerischer Art, um nicht von den leichteren Zerstreuungen des Lebens zu reden.

Ich denke dabei an die Stadt. Aber ist das dem Landmann eine verschlossene Welt? Braucht es das zu sein? Kann nicht ein gutes Buch tausend Gedanken und Bilder in ihm wachrufen und ist das, was hier zunächst wie Entbehrung aussieht, seine größere Vereinsamung, nicht auch eine Gunst, die den Menschen auch geistig auffordert, seine Welt sich zu schaffen in ruhigen und klaren Linien? Auch unsere geistige Kultur leidet an Massenproduktion und Massenangebot. Der Bauer verarmt nicht geistig, wenn er sich nicht kopflos in diesen Strudel hineinreißen läßt. . . . . .

Und dann noch eins: Wenn es ausgemacht wäre, daß der Landmann bei gleicher Arbeit und gleichem Kapitalaufwand weniger erreicht an Arbeitslohn, im Gelde gemessen, ist nicht mindestens das richtig, daß der Arbeitsertrag des Landmanns in ganz anderer Weise sich reguliert nach der Güte und Tüchtigkeit der Arbeit, überall wo sie in den eigenen Betrieb gesteckt wird? Sie wird nicht nach Stunden bezahlt, sondern nach Treue und Liebe, aber auch nach Intelligenz und Entschlußfähigkeit, die man darauf wandte. Deswegen sicher: recht viele kleine und mittlere Betriebe, wie Jessen will, damit recht viele auf sich selbst gestellt werden. Will der Landmann das nicht als Vorzug seiner Lage betrachten und den Stolz daraus entnehmen, selber seines Glückes Schmied zu sein? Es ist wirklich verhängnisvoll, wenn der Bauer nicht mehr sich bewußt ist, daß er so unendlich vieles vom Leben hat, einfach h a t, wo andere Ansprüche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ans Leben stellen und oft so schlecht sie befriedigen.

Mag es oft mühsame Arbeit sein, oft schlecht sich lohnen, sie fordert doch geradezu die Liebe und Treue und geistige Kraft des Menschen heraus und wächst unter seinen Händen und vor seinen Augen.

Das soll der Bauer wissen und froh und stolz sein, daß er Bauer ist."

Rund um uns

Seele. Es liegt ein kleines Häuschen da draußen auf dem Lande, einsam, ganz einsam. Und um das Häuschen herum ein hübscher kleiner Garten. Das ist die Welt, in der Einer wohnt, so ein junger starker Mensch, der am Tage arbeitet, dadrinnen in der dunklen Stadt mit den vielen hastenden Menschen. Und des Abends, wenn seine Arbeit hinter ihm liegt, da lebt er in seinem Gärtlein und sucht die besten Plätze für die schönsten Blumen aus und pflanzt und sät Blumen, immer nur Blumen. Und es ist ein guter Boden, auf dem er bauen kann, so ein Boden, auf dem die Blumen ihre herrlichsten Kleider anziehen.

Da kam Einer des Weges daher; der sah den Garten und fragte den jungen Gärtner, ob er nicht einmal „veredelte" Blumenarten pflegen wolle. Der aber lächelte nur über den Fremden. Hatte er nicht seine Blumen lieb gerade so wie sie waren, in ihrer natürlichen Schönheit? Warum sollte er sie verkünsteln? Seine Blumen brauchten nicht mit Künstlichkeit „veredelt" zu werden. So meinte er und . . . ließ die Blumen wachsen wie sie wollten.

Und dann kam Einer, der sagte, es sei doch recht nutzlos, immer nur Blumen zu pflanzen, es sei doch viel vorteilhafter, sich mit Gemüse-Bauen zu beschäftigen. Da wurde der Gärtner ärgerlich und warf den Fremden, der so sprach, zur Tür hinaus. — — —

— — — Wir alle sind solche Gärtner, die am Tage arbeiten und am Abend ihren Garten pflegen. Und unser Blumengarten ist unsere Seele. Aber da ist Mancher, der es für richtiger hält, der Natur einmal zu zeigen, daß die Künste über sie triumphieren können. Also „veredelt" er seine Seele, indem er seine natürlichen Empfindungen „kultiviert". Er hatte einst seine eigene natürliche Meinung über Welt und Menschen, über Gut und Böse. Aber da kamen die Menschen, die nicht so dachten wie er, und rümpften ihre kultivierten Nasen über diesen „unkultivierten" Menschen.

Da wurde auch er kultiviert und faßte Vorurteile.

Und Mancher ist da auch, der einst seine eigenen Empfindungen hatte, wenn es zu beurteilen galt, ob etwas schön oder häßlich sei. Da kamen die Menschen und machten Gesetze: § 1: es ist schön, wenn — — —; § 2: es ist häßlich, wenn — — —. Da erkannte er das Paragraphengesetz betreffend Schönheit und Häßlichkeit auf Erden an und machte die Mode mit.

Und Mancher gab sich endlich den Menschen einst so wie er war. Da kamen die Menschen und spielten miteinander Versteck. Da spielte auch er mit und lernte die Kunst, an Stelle des Seins den Schein zu setzen, an Stelle der Wahrheit die Verstellung. So entstehen Seelen-Verwandlungskünstler. — — —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber es gibt auch Menschen, die sich um ihre Seele überhaupt nicht kümmern, die lieber Gemüse anstatt Blumen pflanzen, weil es praktischer ist. Die können es nicht fertig bringen, einmal ein ruhiges Stündlein am Abend ihrer Seele, ihrem Alleinsein zu widmen. „Man soll sich nicht zu sehr in sich selbst zurückziehen", meinen sie. Nein, zu sehr gewiß nicht; wir sind eben Gesellschaftsmenschen. Aber wir brauchen wirklich diese Allerweltsmenschen nicht, die überall zu haben sind, wo praktischer Nutzen winkt, sondern solche Menschen, die wissen, daß sie eine Seele haben.

Und wenn uns Einer kultivieren will, so lachen wir über ihn. Und wenn er uns unser Seelenleben nehmen will, so werfen wir ihn mitsamt seiner Allerweltstheorie hinaus. ———

Wir sollten uns ein kleines Häuschen bauen mit einem duftenden Blumengarten ringsherum und sollten werden wie der junge Gärtner — da draußen auf dem Lande —— einsam, ganz einsam.

Dr. H. G. Schmaltz.

Eine Gefahr im Nationalitätenkampf. Im vorigen Sommer waren es zweihundert Jahre, daß der Mann, der zuerst den Menschen mit aller Macht ein Zurück zur Natur! entgegenrief, geboren ward*.) Hier und da hat man den Tag gefeiert. Man hat sich auch in Deutschland seiner erinnert, wie man sich schließlich gewissenhaft aller hundert- und zweihundert- und noch mehr -jährigen Gedenkfeiern erinnert.

Und doch hätte man sich seiner noch mehr erinnern können. Man hätte allen Müttern seinen „Emil" in die Hand geben können und dürfen. Hätte ihnen sagen sollen: Lest dieses Buch! Und handelt auch danach!

Aber man hat es nicht getan. Wer hat auch schließlich die Zeit, bei allem Hasten noch zu lesen, was vor anderthalbhundert Jahren jemand über Kindererziehung geschrieben hat? Es gibt so viel anderes, „Spannendes", das man viel lieber liest, als . . ., nun ja, als diesen alten Schmöker.

Leider!

Denn sonst würde man aus diesem Buche, das nicht für Franzosen allein geschrieben ist, lernen, wie man ein Volk zu erhalten hat. —

Vor einigen Jahren verursachten uns die Zahlen über die Säuglingssterblichkeit einen begreiflichen Schrecken. Man sann auf Abhilfe. Man gründete Vereine und Fürsorgestellen, Beratungsstellen und Milchküchen. Man verteilte Stillprämien, weil man ganz richtig erkannte, wie die Zahl der sterbenden Säuglinge unter den Flaschenkindern größer war als unter den Brustkindern. Das ist alles gewiß gut so. Und wenn eine solche Bewegung etwas — sagen wir es einmal ehrlich — Modehaftes an sich hat, was schadet es schließlich, wenn wir nur einen kleinen Erfolg schaffen!

Und ein kleiner Erfolg ist geschaffen. Die Zahlen in unseren statistischen Jahrbüchern sagen es uns. Aber sollen wir damit zufrieden sein? Wissen wir doch bestimmt, daß es eine unheimliche Gefahr für den Nationalitätenkampf, den wir zu führen haben, bedeutet, wenn nicht jede deutsche Frau und Mutter den größten Stolz, die größte Ehrengabe für ihr Kind darin sieht, es möglichst lange an der eigenen Brust zu tragen, ihm zu spenden von der kostbaren Muttermilch?

Eine unheimliche Gefahr für den Nationalitätenkampf! Leider bleibt sie nur den meisten Menschen verborgen, wie so manches, was durch mühevolle Forscherarbeit festgestellt wurde, vergessen wird und verloren geht, wenn es nicht einen leichten Einschlag ins Sensationelle hat. Und solch ein sensationeller Einschlag fehlt leider, so möchte ich sagen, den Untersuchungen eines Wiener Mediziners, die den anspruchslosen Titel tragen „Flasche und Brust bei Deutschen und Tschechen" von E. Meyerhofer. (Man findet diese Arbeit in der „Wiener Medizinischen Wochenschrift", 1912, Nr. 6.)

*) Jean Jacques Rousseau, geboren am 28. Juni 1712.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was lehren uns diese Untersuchungen?

Sie lehren uns mit nüchternen Zahlen, daß von 2000 Kindern deutscher Mütter 313 oder 15,65 % nicht gestillt wurden.

Und sie lehren uns mit nüchternen Zahlen, daß von 749 Kindern tschechischer Mütter aus der gleichen Volksschicht nur 68 oder 9,08 % nicht gestillt wurden. Und sie lehren uns weiter, daß etwa 30 % der tschechischen Kinder ein Jahr und länger gestillt wurden, während es von den deutschen Kindern nur 22 % waren. Und der erfahrene Mediziner sagt uns: eine ungewöhnlich lange Stilldauer findet sich bei Kindern deutscher Mütter viel seltener als bei den Kindern tschechischer Mütter; die deutschen Kinder wurden viel weniger lang gestillt als die tschechischen.

Was haben diese Zahlen für uns zu bedeuten?

Es ist schnell gesagt: die slavischen Frauen erweisen ihrem Stamme einen großen Dienst damit, daß sie ihren Kindern die Mutterbrust reichen. Sie geben ihnen Kraft und Stärke. Sie geben Kraft und Stärke dem Slavenvolk. Und die Deutschen? Verräterisch handelten die an ihrem Volke, die es dahin brachten, daß die deutschen Mütter nicht mehr tun können oder tun wollen, was die Slavinnen tun. O, wenn doch diese deutschen Mütter Rousseau lesen würden, wenn sie sich seines „Emil" erinnert hätten, als alles sprach vom 200. Geburtstage dieses berühmten Pädagogen! Aber sie tun es nicht. Sie trösten sich mit einem „Ich kann nicht" oder gar mit einem „Ich will nicht" über die Nichterfüllung der heiligsten Mutteraufgaben hinweg. Sie lassen ihre Männer in die Kneipen laufen. Sie setzen ihnen selbst die Flaschen schäumenden Gerstensaftes oder leuchtenden Weines hin. Sie reichen ihnen im glänzenden Festsaal die spitzen Gläser perlenden Sektes. Und denken nicht daran, daß Trinker stillunfähige Töchter zeugen. Und denken nicht daran, daß die Stillunfähigkeit unsere Kraft als Volk, als Rasse herabsetzt, daß sie unseren ganzen Bestand schädigen.

Eine Gefahr im Nationalitätenkampf!

Was Rousseau wollte, wollte einer unserer besten Deutschen auch. Aber man hat ihn nicht gehört. „Ihr Weiber, ihr sollt keine Ammen für eure Kinder haben, wenn die Natur euren Brüsten Nahrung gab, weil ihr durch Übertretung der heiligsten Gesetze Verderberinnen der künftigen Geschlechter werdet!" Ernst Moritz Arndt hat diese deutschen, diese kräftigen Worte ausgesprochen.

„. . . . weil ihr durch Übertretung der heiligsten Gesetze Verderberinnen der künftigen Geschlechter werdet!"

Wann wird die Zeit kommen, wo jede deutsche Mutter sich dieser Worte erinnert, wo jede deutsche Mutter daran denkt: es gilt das ganze Volk!?

Dr. Karl Wilker.

Die Frauen und die Reform der Jugendgerichtsbarkeit. Zwischen der ersten und zweiten Lesung der neuen Vorlage, die das Strafverfahren gegen Jugendliche betrifft, werden soeben in einer Reihe deutscher Städte Kundgebungen der Frauen zu dieser Gesetzesreform veranstaltet. Das ist ja die einzige Möglichkeit für Frauen, wenn ihre Eingaben nicht gewürdigt worden sind, zu einer Gesetzesvorlage Stellung zu nehmen. An Abgeordnete, Regierungsvertreter, sachverständige Juristen und Pressevertreter wenden sich die Frauen nochmals mit ernsten, eindrucksvollen Worten. Ob mit Erfolg? Das wissen sie nicht. Auf Nicht wähler wird ja nur selten Rücksicht genommen. Und Frauen sind Nichtwähler. Ihr Wort hat geringe Bedeutung.

Auch wenn es sich um Dinge aus dem natürlichen Interessenkreise der Frau handelt, hat sie keine Möglichkeit, ihre Gründe unmittelbar an maßgebender Stelle klar zu legen. Selbst wenn die Sache darunter leiden sollte, werden oft Frauenwünsche abgelehnt, nur weil es eben Frauenwünsche sind. Politische Gründe geben zum Beispiel im vorliegenden Falle für die rechts oder im Zentrum stehenden Par-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teien den Ausschlag. Die Anteilnahme an der Jugend entscheidet leider nicht immer.

Wäre das doch der Fall, man spräche nicht mit so spöttischen Worten über die Unfähigkeit der Frau, Kinder und deren Vergehen richtig zu beurteilen. Traurig wäre es, wenn Deutschlands Mütter wirklich auf solch niedriger Stufe stünden, wie jene behaupten, welche die Mitarbeit der Frau als Schöffe beim Jugendgericht ablehnen.

Wo es gilt, Kinder zu beurteilen, sind Frauen sehr wohl am Platze. Ja, ohne die Befähigung des Mannes zum Richterberufe in Zweifel ziehen zu wollen, muß man doch mit allem Nachdruck darauf hinweisen, daß eine Frau und Mutter oft mit dem Seelenleben der Kinder, den Versuchungen, die an diese herantreten, den krausen Gedankengängen der jugendlichen Gehirne, den bösen Einflüssen, die auf die Kinder einwirken, vertrauter ist, als gar mancher junge Richter oder ein älterer Herr, der, in seine Aktenstöße begraben, für eigene wie fremde Kinder niemals Verständnis und Herz finden konnte. Wer über Kinder zu Gericht sitzt, hat in noch viel höherem Maße, als der Richter der Erwachsenen, die Pflicht, die Gesetzesübertreter wirklich zu verstehen zu suchen. Denn die Strafe kann hier mehr als in jedem anderen Falle zur Besserung führen. Vor allem aber kommen hier Erziehung und Fürsorge in Betracht. Den jugendlichen Übeltäter einfach zu verdammen nach Paragraph so und so, wie es früher geschah, anstatt ihm den Weg zur Besserung offen zu halten, ist ein kurzsichtiges Verfahren, das Kerschensteiner in Erinnerung an eigene Jugendfehler sehr treffend als geradezu verhängnisvoll kennzeichnete.

Um Beurteilung von Kindern handelt es sich. In der richtigen Erkenntnis, daß dazu neben Männern auch Frauen berufen sind, hat das Jugendgericht in Frankfurt a. M., das als erstes besonders vorbildlich wirkte, Frauen als Fürsorger mit herangezogen. Das Gleiche tat der Oberlandesgerichtspräsident Holtgreve im Bezirke des Oberlandesgerichts Hamm, der die Einrichtung der Fürsorge ausschüsse als Helferinstanz für die Jugendgerichte schuf. Und auf dem dritten deutschen Jugendgerichtstage in Frankfurt a. M. wurde von allen Jugendrichtern das verständnisvolle Eingreifen, die gewissenhafte Mitarbeit der Frau rühmend hervorgehoben.

Warum soll die Frau, wenn sie soweit mitwirkte, nun als Schöffe ausscheiden? Ihr Urteil ist auch da fraglos von Wert. Selbstverständlich nur das Urteil reifer Frauen, die Verständnis für Kinder besitzen, daneben aber auch die unerbittlichen Notwendigkeiten des Gemeinschaftslebens nicht aus den Augen verlieren.

Nicht jeder Mann taugt zum Schöffen, auch nicht jede Frau. Das ist Binsenweisheit. Aber sollte man darum Mütter und Jugenderzieherinnen ganz ausscheiden? Zweifellos wären sie neben männlichen Schöffen am Platze. Sachlich ist dagegen auch gar nichts zu sagen. Nur die Gewohnheit, der alte Zopf! Die Frau als Schöffin! Der Gedanke ist vielen zu ungeheuerlich. Aber der Wandel der Zeiten, der den Mann mehr als früher belastet, fordert nun einmal die Helferarbeit der Frau auch außer dem Hause.

Ein einziges Bedenken erkenne ich an: daß eine Frau sich selbst vor der Übernahme des Schöffenamtes fürchtet. Dieses durch zu große Gewissenhaftigkeit, oder — in anderen Fällen — durch erfreuliche Selbsterkenntnis hervorgerufene Bedenken ehrt die Frau, und man sollte darum Rücksicht darauf nehmen. Könnte man nun nicht, wie bei der Übernahme einer Vormundschaft, die der Mann im allgemeinen nicht ablehnen darf, wohl aber die Frau, auch hier der Frau das Recht der Ablehnung zugestehen? Das wäre als Übergang dringend zu empfehlen. Daß wir trotzdem tüchtige Frauen für das Amt des Schöffen beim Jugendgericht finden würden, steht außer Zweifel.

Es handelt sich hier nicht um eine „Frauenrechtelei". Im Gegenteil:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir deutschen Mütter und Jugenderzieherinnen wollen uns die Urteilsfähigkeit auf unserem Hauptarbeitsgebiete nicht wegdekretieren lassen. Wo die Mutter sorgt, oder etwa eine warmherzige verständige Lehrerin in der Volksschule, da wird der Jugendrichter nicht viel zu tun finden. Wo aber Frauen- und Muttereinfluß fehlte und Verwahrlosung eintrat, da sollte die Frau zu voller Mitarbeit berufen werden.

Im „Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine" begründet eine Gegnerin der weiblichen Schöffentätigkeit ihre Gegnerschaft mit der Sorge, die Frau werde zu sehr dem Hause, der Familie entzogen. Darauf ist zu erwidern:

Erstens: wenn die Frau ein paar der allzu vielen Versammlungen und Vorträge, mit denen große und kleine Städte heutzutage geradezu überschwemmt werden, oder einige der noch entbehrlicheren „Thees" und „Kaffees" nicht besucht, so hat sie längst die Zeit für ihre Amtspflichten gewonnen. Und, wie gesagt, die Möglichkeit, abzulehnen, könnte man doch ihr wie etwa dem Arzte zugestehen; sie hätte dann selbst zu entscheiden, könnte selbst Zeit und Kraft abwägen und näherliegende Pflichten bedenken.

Zum anderen: ich bin sicher für das Wirken der Frau in der Familie. Wir können hier ihren Einfluß gar nicht entbehren. Aber neben diesem Wirken in der Familie ist die Hilfsbereitschaft der Frau außer dem Hause dringend erforderlich. Die Not unserer deutschen Jugend verlangt das. Eine solche Tätigkeit der Frau wirkt aber auch auf deren eigene Kinder in hohem Maße erzieherisch. Sollen wir Frauen Familienegoisten erziehen? Junge Männer, denen das Behagen über alles geht? Sicher nicht. Wir wollen junge Deutsche erziehen, denen die Worte Herd und Heim vollen Klang behalten, die es darum ihren Müttern danken, wenn diese auch fremde Kinder vor Verwahrlosung und vor Heimatlosigkeit bewahren. Elsbeth Krukenberg-Conze.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Zahn, Ernst: Der Schatten. Band 43 der Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel. M. 1,—.

Meyer, H. Chr. Heinrich: Das Hyndlalied. M. 2,60. Asgard-Verlag, München.

Brabant, Dr. Artur: Deutsche Schlachtfelder. Band 1: Kesselsdorf und Mazen. M. 2,80. A. Köhler, Dresden.

Ledermann, Rich.: Deutsche Schlachtfelder. Band 2: Bayerisch-schwäb. Schlachtfelder. M. 2.—. A. Köhler, Dresden.

Vaterländische Bilderbücher. Herausgegeben von Wilhelm Kotzde. Mit Bildern von Angelo Jank und Franz Müller-Münster. Jeder Band M. 1,—. Jos. Scholz, Mainz.

Band 1:
Zehn Jahre deutscher Not (1803—1812).
Band 2:
Frühling und Freiheit (1813).
Band 5:
Friedrich der Große I.
Band 6:
Friedrich der Große II.

Grabisch, Joseph M.: Aus Kontor und Leben. Wege und Winke zum Wohlstand. Geh. M. 2,50; geb. M. 3,50. Karl Curtius, Berlin.

Scharrelmann, Heinrich: Erlebte Pädagogik. Gesammelte Aufsätze und Unterrichtsproben. Geb. M. 5,—. Alfred Janssen, Hamburg.

Kalischer, Erwin: Wohlstand für jedermann. 3. Auflage. M. 1,20. Wilhelm Kaiser, Leipzig-Connewitz.

Havelock, Ellis: Rassenhygiene und Volksgesundheit. Deutsche Originalausgabe veranstaltet unter Mitwirkung von Dr. Hans Kurella. Geh. M. 5,50; geb. M. 6,50. Curt Kabitzsch (A. Stubers Verlag) Würzburg.

Rohrbach, Paul: Der deutsche Gedanke in der Welt. M. 1,80. Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf.

Eisenlohr, M. Fr.: Des deutschen Arbeiters Herz- u. Hammerschläge. Geb. M. 1,20. Volksvereins-Verlag G. m. b. H., München-Gladbach.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 5 1. März 1913

Der Geburtenrückgang, die nationale Gefahr.

Es gab eine Zeit, da mancher Deutsche mit verächtlichem Lächeln nach Frankreich hinüberblickte und im stolzen Selbstgefühl mit großer Befriedigung feststellte, daß dort drüben die Geburten zurückgingen. So etwas könnte doch, das wurde nicht gar zu selten mit Genugtuung behauptet, in Deutschland nicht vorkommen.

Und jetzt! Wenige Jahrzehnte darnach? Da stellt die amtliche Statistik den Geburtenrückgang beim deutschen Volke fest. Was man kaum, vielleicht garnicht für möglich gehalten hätte, ist doch eingetreten.

Und diese Tatsache versetzt ganz mit Recht jeden wahrhaft national gesinnten Deutschen in größte Aufregung. Denn das ist eine große Gefahr.

Noch mehr: Es ist die Gefahr schlechthin! Es bedeutet den Anfang vom Ende, wenn dieser Zustand ein dauernder wird. Nicht eines Endes für heute und morgen. Vielleicht auch nicht in den nächsten hundert Jahren. Aber es deutet auf den Untergang hin gegenüber aufstrebenden Völkern mit Geburtenzunahme.

Muß darum nicht dieses flammende Menetekel jedem wahren Vaterlandsfreunde das Blut schneller durch die Adern treiben?

Man wird ja gewiß versuchen, durch mancherlei kleine Mittelchen dieser Gefahr beizukommen. Ob man aber den Dingen auch so zu Leibe geht, daß wirklich eine Besserung zu spüren sein wird, das mag doch immerhin fraglich erscheinen. Und es läßt sich doch fraglos nur dann etwas erreichen, wenn man das Übel an den Wurzeln anzufassen sucht.

Zweifellos verbreitet sich das Bestreben, den Kindersegen künstlich darniederzuhalten. Das berüchtigte Zweikindersystem, das man ursprünglich auf Frankreich beschränkt wähnte, nimmt auch in Deutschland in erschreckender Weise zu.

Fragen wir einmal nach den Ursachen dieser Entwicklung, so scheinen es hauptsächlich zwei zu sein, die wir anführen müssen. Diese beiden sind:

Erstens: Der Mangel an völkischem Verantwortlichkeitsgefühl!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zweitens: Die wirtschaftliche Not und die Schwierigkeit der Kindererziehung für viele minderbemittelte Kreise.

Zum ersten sei einiges ganz kurz ausgeführt:

Dieser Vorwurf, daß ihnen das völkische Verantwortlichkeitsgefühl fehle, trifft vor allem die kapitalkräftigen Kreise. „Die Industrie und die durch sie hervorgerufene ungeheure Steigerung des Weltverkehrs und Welthandels haben in allen Ländern, die an dieser Entwicklung teilnahmen, eine bis dahin ganz beispiellose Aufhäufung von Reichtümern in mobilem Kapital hervorgerufen. Das hat einerseits zu einem immer stärker hervortretenden Sinken des Geldwertes geführt, das in Gestalt der Teuerung gegenwärtig für alle Staatslenker und Volkswirte der Industriestaaten Gegenstand ernster Sorge ist, andererseits aber bei der besitzenden Klasse das Streben hervorgerufen, eine Verzettelung des Familienvermögens durch eine zu große Zahl von Erben zu verhindern." Zu diesem gewichtigen Grunde, den wir wohl anerkennen müssen, kommt dann unseres Erachtens noch ein zweiter. Man empfindet in diesen Kreisen den Kindersegen als eine Plage, als eine Abhaltung von gesellschaftlichen Verpflichtungen, als eine Behinderung bei Vergnügen, Besuchen, Festen, Bällen u. a. m., und deshalb sucht man ihn auf eine möglichst niedrige Zahl zu beschränken.

Wenn man das Gesetz aufgestellt hat, die Geburtenziffer nimmt im allgemeinen mit zunehmendem Nationalwohlstande ab, so trifft das auf die Kreise zu, die wir eben im Auge hatten.

Zum zweiten sei Folgendes gesagt:

Obwohl wir von einer Steigerung des Nationalvermögens reden, bedeutet der Zuwachs im wesentlichen doch nur eine Stärkung des Kapitalismus und nicht eine solche des allgemeinen Wohlstandes. Im Gegenteil, für den Mittelstand, sowohl den gewerblichen als den der Beamten, wie auch für die unteren Klassen haben sich die Ausgaben für ihre Lebensgestaltung in höherem Maße als Verdienst oder Gehalt gesteigert. Es bedeutet in diesen Kreisen oft jedes neu hinzukommende Kind ein Herabdrücken der Lebenshaltung. Das ist natürlich für einen auf einer gewissen Kulturhöhe stehenden Menschen eine empfindliche Schädigung. Denn er muß dann eben auf eine Menge Gaben der höheren Kultur verzichten, nur um das Notwendigste für seine Familie schaffen zu können. Dazu tritt die Ausnutzung durch den Bodenwucher, die einen erheblich größeren Teil des Gesamteinkommens für Miete erfordert, als er nach volkswirtschaftlichen Berechnungen sein dürfte. Fast alle Mieter größerer Orte wohnen zu teuer. Und dabei sind doch die meisten froh, überhaupt noch eine Wohnung zu erlangen. Denn es ist geradezu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erstaunlich, mit welcher Schroffheit manche, ja viele Hausbesitzer gegen Familien mit reichem Kindersegen vorzugehen pflegen. Schon bei der Vermietung wird oft darnach gefragt. Und ist die Zahl zu hoch, dann wird von einer Vermietung an solche Leute abgesehen. So haben sie, die dem Staate das Wertvollste geben, was er zu seinem Bestehen braucht, nämlich Menschen, lebendige Menschen, außer ihrer Sorge ums tägliche Brot auch noch Unannehmlichkeiten über Unannehmlichkeiten. Und kommt für die Kinder dann erst die Schulzeit heran, oder gar die Zeit, in der sie einen Beruf ergreifen müssen, so haben die Angehörigen weiter Kreise ungeheure Opfer zu bringen, weil ihre Mittel im allgemeinen beschränkt sind. Mancher Beamte, mancher Geschäftsmann, mancher Handwerker, mancher Arbeiter sucht darum die Kinderzahl zu beschränken.

Aber der Staat muß ein Interesse daran haben, daß der Geburtenrückgang zum Stillstand gebracht wird, daß er sich wieder in eine Geburtenzunahme verwandelt. Das kann der Staat aber nur, wenn er grundlegende Reformen anbahnt und eintreten läßt. Die müssen sich in der Richtung bewegen, daß das Kapital in seiner die Allgemeinheit benachteiligenden Wirkung soviel eingeschränkt wird als nur möglich, daß es benutzt wird, dort auszuhelfen, wo man zwar gerne Kinder ernähren und erziehen würde, wenn es nur nicht gar zu große Opfer forderte, und wenn der Staat nicht gar so unsozial wäre.

Warum wird der Boden den Spekulanten ausgeliefert?

Warum stellt der Staat die nationale Bildung unter das Vorrecht des Geldbeutels?

So haben bestimmte Kreise, deren reichliche Mittel der Allgemeinheit keinen oder verhältnismäßig geringen Nutzen bringen und die ganz besonders auch am Geburtenrückgang schuldig sind, vom Staate Vorteile, die nicht im Interesse der völkischen Entwicklung liegen, weil sie dazu beitragen, durch die Herbeiführung des Geburtenrückgangs das Volk zu schwächen.

Der Staat sollte daher der Kapitalbildung entgegenzuwirken suchen und in der stärkeren Besteuerung der höheren Einkommen, vor allem aber in einer besseren Bodengesetzgebung Mittel der Eindämmung finden. Die gewonnenen Kapitalien aber müßte er im Sinne derjenigen verwenden, die die Volkskraft darstellen. Eine solche Heranziehung des Kapitals ist nur zu gerechtfertigt, denn in vielen Fällen wachsen die Kapitalien auf so ungeheure Höhe an, daß sie für die ganze Volkswirtschaft nur ein Schaden sein können. Solche rein materiellen Leistungen, die vom Überfluß kommen, sind übrigens immer noch gering im Verhältnis zu dem Reichtum, den viele Eltern dem Staate durch eine zahlreiche und gesunde Kinderschar verschaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darum sollte vom völkischen Standpunkte aus nichts unversucht bleiben, diese letzteren Kreise zu unterstützen. Das vom Kapital gewonnene Vermögen muß im Interesse dieser Kreise verwandt werden. Man müßte vor allem auf zweierlei hinauskommen und das gesetzlich regeln.

Erstens muß die Erwerbung eines Stück Landes, eines Eigenheims für jeden, mit allen staatlichen Mitteln gefördert werden. Schon heute lehrt die Erfahrung, daß der Kindersegen in den Familien, die ein eigenes Heim besitzen, ich erinnere an die Landbewohner, ein reicherer ist als bei den Mietsbewohnern der großen Städte und Industrieorte. Wenn wir auf eine leichtere Bodenerwerbung hinarbeiten, dann schaffen wir damit günstigere Lebensmöglichkeiten für kinderreiche Familien. Nur eine Frage mag das veranschaulichen: Welcher Fabrikarbeiter mit Durchschnittslohn kann heute mit einer Familie von Frau und vier Kindern für jedes Familienglied ein Bett aufstellen? Entrollt nicht diese einzige Frage vor uns das ganze Problem des Bodenelends?

Und zweitens muß allen Kreisen eine allgemeine völkische Bildung übermittelt werden, und zwar — und das ist keine Nebensache — völlig kostenlos, von der Volksschule an über die höheren Schulen bis zur Hochschule und Volkshochschule. Maßgebend für den Besuch höherer Schulanstalten darf nicht der Geldbeutel, sondern nur die Begabung des Kindes sein. Es dürfte wohl auch angebracht sein, einmal in diesem Zusammenhange auf das Auswerfen von Erziehungsbeihilfen hinzuweisen, wie auch auf die Forderung eines sozialen Besoldungssystems für die Beamten.

Wenn ich so die Wege angedeutet habe, die der Staat einschlagen muß, um dem Geburtenrückgang entgegenzuarbeiten, so sei am Ende noch einmal ausgesprochen: Gegen diese nationale Gefahr helfen nicht Statistiken, helfen nicht viele Reden und nicht allerlei wohlgemeinte Ratschläge, da hilft nur eins: tatkräftiges Handeln des Staates, das es vielen Kreisen unseres Volkes ermöglicht, wieder Kinder zu haben. Diese Hilfe wird dadurch geleistet, daß man nicht die Erscheinungsmerkmale, sondern die Wurzel des Übels zu bekämpfen sucht. Nicht Flickarbeit, nur grundsätzliche Arbeit kann hier auf die Dauer die Abhilfe schaffen, die im Sinne einer völkischen Entwicklung unbedingt notwendig ist.

Walther Kluge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutsch-englische Verständigung.

III.

Die Presse.

Von allen Faktoren, welche die deutsch-englischen Beziehungen beeinflußt, und leider ungünstig beeinflußt haben, ist die Presse unstreitig der wichtigste. Man versteht es, wenn es auch nicht unbedingt richtig ist, daß verantwortungsvolle und sonst billig urteilende Männer auf beiden Seiten des Kanals erklären, die Presse ist an aller Verwirrung in den Beziehungen beider Länder schuld. Ich erinnere mich hier eines denkwürdigen Augenblickes: Im Frühjahr 1911 sprach ich in London vor einem ausgewählten Kreise, dem der Lord-Kanzler vorstand, über das Problem der deutsch-englischen Verständigung. Nach mir kam Lord Courtney zu Wort. Er schilderte in beredten Worten das wachsende Mißbehagen auf beiden Seiten der Nordsee, um plötzlich zu fragen: „Woher all diese Verwirrung?" Aus der Zuhörerschaft rief eine Stimme: „Die Presse". Schlagfertig erwiderte der alte Parlamentarier: „Nein, mein Freund, es ist nicht die Presse; die Presse ist eine soziale Sekretion, die Presse ist, was Sie sind, und was ich bin, die Presse ist genau das, was wir aus ihr machen. Wären wir nicht mit so vielen Vorurteilen und mangelnder Kenntnis behaftet, wir würden eine bessere Presse haben".

Das ist im Grunde vollkommen richtig. Wenn jeder von uns über das andere Land vollkommen unterrichtet, über seine Bevölkerung und seine Gesinnungen vollkommen klar wäre, so würde der Einfluß der Presse ein minder gefährlicher sein. Bis aber dasjenige Maß von Aufklärung in beiden Ländern verbreitet ist, das uns allen wünschenswert erscheint — und das wird noch lange dauern — wird auch die Presse an ihrer eigenen Vervollkommnung arbeiten und die schlimmsten Auswüchse, die in den letzten Jahrzehnten mehr oder minder offenkundig hervortreten, beseitigen müssen.

Wenn die Presse einen wohltätigen Einfluß ausüben will, so hat sie vor allem e i n e r Anforderung gerecht zu werden: sie muß zuverlässig berichten. Die Presse der beiden Länder, um die es sich hier handelt, wird dieser Anforderung leider vielfach nicht gerecht. Keineswegs immer, wie häufig behauptet wird, aus Bosheit, Skandalsucht und chauvinistischer Beschränktheit, sondern vielfach aus Gründen, die durch die Natur der Presse bedingt sind. In einer Schriftleitung, die schnell und ausreichend über das Gesamtgebiet des öffentlichen Lebens unterrichten soll, kann unmöglich dasselbe Maß von Kritik, Vorsicht und ruhiger, besonnener Überlegung walten, wie in der stillen Stube des Gelehrten. Dazu kommen besondere Schwierigkeiten. Gerade die englischen Verhältnisse sind für den Ausländer häufig sehr schwierig zu beurteilen, und für den Engländer ist es hinwiederum schwer, sich zu einer gerechten Würdigung des fremden Wesens durchzuringen. Vertreter einflußreicher deutscher Blätter im Auslande sollten nicht bloß unterrichtet und gebildet, sondern auch kritisch geschult und mit Verantwortungsgefühl begabt sein. Sie sollten Verständnis für die auf historischer Entwicklung beruhende Eigenart des anderen

Landes besitzen; sie sollten nicht bloß in politischen und journalistischen Kreisen verkehren, sondern vor allen Dingen auch Fühlung suchen mit jenen weiteren Volksschichten, die vom politischen Leben unberührt sind.

Ferner sollten die Schriftleitungen der großen Zeitungen über Kräfte verfügen, die imstande sind, die aus dem Auslande, in diesem Falle aus England stammenden Berichte, kritisch zu prüfen und zu sichten. Es ist betrübend, wenn man sehen muß, wie Nachrichten in die Blätter Eingang finden, die für den Kenner englischer Verhältnisse schon rein äußerlich den Stempel der Unmöglichkeit an der Stirn tragen, oder wie es in Notizen über England von Druckfehlern und Entstellungen wimmelt. Bei genügend neusprachlich geschulten Kräften auch im Stabe der heimischen Schriftleitung müßte das vermieden werden können.

Vielleicht noch größeren Schaden, jedenfalls größere Erbitterung als sachlich unwahre Berichte, stiften die sogenannten Pressefehden. Die Presse des einen Landes gibt durch ihre Ausführungen derjenigen des anderen Landes Anlaß zu wütenden Ausfällen; darauf folgen noch heftigere Gegenäußerungen; und so geht der Streit hin und her, keinen befriedigend, und nachhaltige Erregung hinterlassend.

Kein Wunder, daß manche Leute stutzig werden, wenn so viel Feindseligkeit in der englischen Presse zum Ausdruck kommt; das Volk, so schließt man, muß in seiner überwältigenden Mehrheit von bitterem Gefühl gegen Deutschland erfüllt sein. Für denjenigen, der die englischen Presseverhältnisse wirklich kennt, ist dieser Beweisgrund nicht stichhaltig. Er weiß, daß namentlich die Londoner Presse — und darum handelt es sich in erster Linie, wenn feindselige Äußerungen gegen Deutschland zitiert werden — im großen und ganzen kein Gradmesser ist für die Stimmung des englischen Volkes. Wollen wir wirklich wissen, wie die englische Bevölkerung in ihren verschiedenen Berufs- und Gesellschaftsschichten fühlt und denkt, so bietet uns die Provinzialpresse ein getreueres Spiegelbild als die Londoner Blätter. Unter den namhaften Blättern der Provinz, die sich stets eine von den Richtlinien der Londoner Presse unabhängige Meinung bewahrt haben, nenne ich vor allen Dingen den „Manchester Guardian", die „Yorkshire Post", den „Glasgow Herald" u. a. m. Auch in der Lebensbeschreibung des Lord Randolph Churchill, die von seinem Sohne, dem temperamentvollen Winston Churchill, herausgegeben wurde, wird darauf hingewiesen, daß die Provinzialpresse besser als die Blätter Londons ein Bild zu geben vermöge von der Volksstimmung. Wie hätten wir uns — so sagte mir Winston Churchill persönlich — bei den Wahlen im Jahre 1906 durchsetzen können, wenn die Blätter Londons, die fast ausnahmslos gegen uns waren, der Ausdruck der Volksmeinung gewesen wären?

Viele der großen Blätter Londons, die in einer Weise organisiert und fundiert sind, von der sich der Laie garnichts träumen läßt, haben weder die Geduld, noch überhaupt den guten Willen, noch auch das Interesse, in enger Fühlung mit der öffentlichen Meinung zu bleiben. Sie sind Geschäftsunternehmen; ihre Interessen decken sich im wesentlichen mit den-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jenigen der Hochfinanz; sie machen Stimmung. Alle Maßnahmen stehen vornehmlich unter dem Gesichtspunkt, welches der materielle Erfolg sein wird.

Von ganz besonderem Interesse ist es, sich die Tagesschriftsteller und Politiker einmal näher anzusehen, die sich in der Hetze gegen Deutschland hervortun. Da ist in erster Linie ein gewisser Herr Goldsmid, der auch als Kandidat für das Parlament aufgetreten ist. Was er sich geleistet hat, kann man aus einem Artikel der „Westminster Gazette" vom 10. Januar 1910 ersehen. Dieser edle Mann deutscher Abstammung erklärte in einer öffentlichen Rede: „The whole German nation, with a small minority, hates you like poison." (Die gesamte deutsche Nation, von einer geringen Minderheit abgesehen, haßt euch wie Gift.) Ein anderer Mann, dessen Gebaren festgenagelt zu werden verdient, ist Mr. Ellis Barker. Er heißt mit seinem guten deutschen Namen Eltzbacher! Es liegt ein gewisser unfreiwilliger Humor darin, daß sich dieser vaterlandstreue Mann den Namen Barker zulegt: unter all den Kläffern, die jeden Morgen dem Engländer das Gruseln vor Deutschland beizubringen suchen, ist sein Gebelle das widerlichste. Die Beweisgründe, mit denen Eltzbacher, oder Ellis Barker, arbeitet, und die anfechtbaren Mittel, mit denen er zu Werke geht, wurden in der „Daily News" (vom 13. Januar 1910) von T. C. Horsfall in überzeugender Weise beleuchtet: „It seems to me to be scandalous that articles by him on important subjects should be allowed to appear in English periodicals at a time when it is too desirable that the nation shall see facts as they really are." (Es erscheint mir skandalös, daß Aufsätze über wichtige Gegenstände aus seiner Feder in englischen Zeitschriften Aufnahme finden, und zwar zu einer Zeit, in der es nur zu wünschenswert ist, daß die Nation die Tatsachen sieht, so, wie sie in Wirklichkeit sind.)

Das Schlimme ist, daß Leute dieser Art in Deutschland als Autoritäten ausgegeben werden. Nicht bloß in Zeitungen, sondern auch in angeblich wissenschaftlichen Werken. In einem von dem Berliner Privatdozenten Dr. Spies*) herausgegebenen Buche über das moderne England heißt

---

*) Bei dem Buche von Spies möchte ich noch einen Augenblick verweilen. Die von allen billigdenkenden Kennern Englands verurteilte Schrift von C. Abel-Musgrave „Das kranke England" wird als „lesenswert" und mit „Sachkenntnis geschrieben", gerühmt. Das Werk des Dr. Carl Peters „England und die Engländer" wird als ein „bedeutendes Buch" charakterisiert.

Das ganz auf der Höhe der sonstigen Leistungen der Daily Mail stehende Machwerk — Our German Cousins — („vile journalism" lautete die Charakteristik eines hochstehenden Engländers) wird als „sehr lesenswert" angepriesen. — Von dem geschmackvollen und klaren Stil des Spies'schen Buches einige Pröbchen:

> „Was dem flüchtigen Besucher und Beobachter Englands oft nicht auffällt, ist ein eigenartiger Kastengeist besonders der Mittelklassen (Upper and lower middle class) und das krampfhafte Bestreben, auf der sozialen Stufenleiter einige Sprossen höherstehend zu scheinen. Gustav F. Steffen und Alexander Tille haben diese Erscheinung wohl am schroffsten dargestellt; sie sind ein Ausfluß der unangenehmen Seite des englischen „shopkeeper"-Geistes, ihre Träger die Gevatter Schneider und Handschuhmacher,

es: „Die besten Werke der neuesten Zeit [über Deutschland] sind die von J. Ellis Barker, Modern Germany, her political and economic problems" usw.

Als man sich entschloß, auch die Pressefrage den Verhandlungsgegenständen der Londoner Konferenz einzureihen, war man sich von Anfang an klar darüber, daß in erster Linie die Vertreter der Presse selbst zu Wort kommen mußten. Von englischer Seite waren J. A. Spender, Chefredakteur der „Westminster Gazette" und S. R. Phillips, der Leiter der „Yorkshire Post" sowie P. L. Strachey, der Herausgeber des „Spectator", als Redner gewonnen worden. Von deutscher Seite kamen Dr. Trefz, der Chefredakteur des „Hamburger Fremdenblattes" und Dr. Gutmann, der Vertreter der „Frankfurter Zeitung" zu Wort. Die Auswahl der Redner brachte es mit sich, daß die Frage weniger vom historischen als vielmehr vom journalistischen Standpunkt aus erörtert wurde. Das soll natürlich kein Tadel sein. Schon der feinsinnige und geistvolle Vortrag Spenders bewies, daß die Erörterungen vom Geist des Wohlwollens, der Verantwortung und einer ernsten kritischen Überlegung getragen wurde. Spender wies auf die verwickelten Zusammenhänge der Presse mit anderen Gebieten des öffentlichen Lebens, mit unserer sozialen Verfassung und anderen kulturellen Faktoren hin. Es geht nicht an, die Presse als einen isolierten Faktor zu beurteilen, zu rühmen und zu verdammen. Viele der

---

die mit zusammengekratzten Groschen den Rhein und andere Gegenden Deutschlands „abmachen" (to do the Rhine) und bei uns leider in fälschlicher Verallgemeinerung für typische Vertreter des Engländertums gehalten werden. Die Ursache liegt teils in einer mißverständlichen Auffassung des Selbstbewußtseins, teils in den Auswüchsen einer dem ganzen Volk eigenen Sucht, für sich oder seine Ideen in lärmender Weise die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen". (S. 9.)

Auf S. 30 wird als „Schlüssel für so viele Hetzartikel und Schmähschriften: das Geschäft und Vogelstraußpolitik gegenüber Zuständen im eigenen Lande" bezeichnet. Tatsache ist, daß in keinem Lande der Welt an den Einrichtungen des eigenen Volkes eine so rücksichtslose und vernichtende Kritik geübt wird, wie in England. Davon macht auch die „Times", auf die von Spies hingedeutet wird, keine Ausnahme. Ihr berühmter Gründer hat deshalb mehrfach ins Gefängnis wandern müssen.

„Keine Nation ist im Lauf der Geschichte, und zwar besonders im Lauf des 19. Jahrhunderts, so verschiedenartig beurteilt worden wie die englische. Je nach den allgemeinen politischen Verhältnissen und Stimmungen, je nach den individuellen Erfahrungen und dem persönlichen Standpunkt des Einzelnen, vielfach von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, hat das Charakterbild Englands in allen Schattierungen des Lobes und Tadels geschwankt. Als nächste Verwandte und wirtschaftliche Konkurrenten („Made in Germany") sind wir Deutsche daran in neuester Zeit am stärksten beteiligt, wie man andrerseits seit ein paar Jahrzehnten auch in England anfängt, tiefer in das Verständnis unseres Volkstums einzudringen. Das Schwergewicht der Beziehungen Deutschlands zu den Nachbarvölkern in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht hat sich durch den Ausfall des siebziger Krieges und das Verhältnis der Bevölkerungsziffern immer mehr von Frankreich nach England verschoben". (S. 16f.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorwürfe, die der Presse gemeinhin gemacht werden, erweisen sich als unhaltbar, wenn man das Problem wirklich zu Ende denkt. Es liegt — so führte Spender aus — im wohlverstandenen Interesse der Presse selbst, alles zu vermeiden, was ihren Ruf schädigen und damit ihre Aufgabe erschweren kann. Die Presse ist, wie die Dinge nun einmal liegen, ein Kulturträger allerersten Ranges. Möchte sie sich — diesen Wunsch las man deutlich aus Spenders Worten heraus — ihrer hohen Aufgabe immer bewußt bleiben.

Spender hat gelegentlich den Gedanken vertreten, durch einen Austausch von Aufsätzen unter den englischen und deutschen Zeitungen einer erfolgreichen Lösung der Pressefrage näher zu kommen. Sicher könnte durch die Verwirklichung dieser Idee manchen Einseitigkeiten vorgebeugt, die Gedanken nicht bloß der Zeitungsschreiber selbst, sondern auch des Publikums über die Pflichten und die Bedeutung der Zeitungen überhaupt, sowie über die Berechtigung der politischen Stellung der einzelnen Organe nur günstig beeinflußt werden. In den nachfolgenden Erörterungen wurde mit feinem Humor darauf hingewiesen, wie köstlich und nützlich es sein würde, wenn der Redakteur der „Times" in der „Frankfurter Zeitung" schreiben würde, wenn der Leiter der „Kölnischen Zeitung" in der „Daily Mail" zum Wort käme, wenn Maximilian Harden im „Spectator" seine Ansichten ausspräche und Leo Maxse in der „Deutschen Rundschau" und in den „Fliegenden Blättern" die Leser mit seinen Leistungen erfreuen würde.

Es gewährte einen eigenen Reiz, auf der Londoner Konferenz nach den vorsichtig abgewogenen, scharf pointierten und teilweise sehr sarkastischen Bemerkungen des feingebildeten, von vornehmer Zurückhaltung geleiteten Spender den Ausführungen des temperamentvollen, von frischem Leben und starken ethischen Antrieben bewegten Vertreters der „Yorkshire Post" zu lauschen. Es wird in Deutschland zu wenig beachtet und verstanden, daß es in England eine große Zahl bedeutender Menschen gibt, die, von starken religiösen und ethischen Überzeugungen erfüllt, das Gebot der sittlichen Lehre und des öffentlichen Rechts, das unser privates Leben beherrscht, auch auf das Leben der Völker, auf die internationale Politik übertragen sehen möchten. Männer und Frauen dieser Art verabscheuen den Chauvinismus und die internationale Verhetzung lediglich aus dem Grunde, weil sie moralisch verabscheuungswürdig sind. Wie ein Individuum, so führte Phillips aus, das der Aufreizung zur Gewalt überführt ist, bestraft und unschädlich gemacht wird, so sollte es einen internationalen Gerichtshof geben, der diejenigen Leute zur Rechenschaft fordert, die den Haß und den Abscheu gegen fremde Nationen predigen und nähren und dadurch unmittelbar oder mittelbar zum Kriege treiben. Der Redner geißelte in schärfsten Worten das Gebahren der gelben Presse, deren Vertreter entweder den Militärjahren entwachsen oder überhaupt von militärischen Verpflichtungen befreit sind und, ohne irgendwelches Risiko zu laufen, einen Krieg predigen, der, was auch immer zu seinen Gunsten gesagt werden mag, allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn spricht. „Eine Vaterlandsliebe", so hieß es wörtlich, „deren Ver-

künder die Regierungen aufreizen, in den Krieg zu ziehen, aber selbst zu Hause bleiben, anstatt ihre Stelle in den Reihen der Fechter einzunehmen, ist verdammenswürdig. Solche Patrioten, mögen sie nun Mitglieder des Parlaments oder selbst des Kabinetts sein, sind um keinen Deut besser als die Journalisten, die ein Land in den Krieg hetzen, aber selbst zu Hause bleiben." Phillips ist der Überzeugung, daß das Gebahren der Jingopresse vielfach auf Unwissenheit zurückzuführen ist. Er schlägt einen anderen Austausch vor: „Laßt uns alle schriftstellernden Germanophoben auf ein Jahr nach einer der schönen deutschen Städte, München, Dresden, Leipzig, Frankfurt, Berlin oder anderswohin verbannen. Wir wollen ihnen ein gutes Einkommen gewähren, sie überdies bei jenen deutschen Freunden einführen, die uns bei den Journalistenbesuchen so freundlich empfangen haben; dann werden wir bei unseren deutschen Freunden anregen, daß sie ihren deutschen Kollegen, die sich als Anglophoben hervortun, nach London, Oxford, Cambridge, Brighton oder Scarborough schicken, wo wir ihnen gegenüber die deutsche Gastfreundschaft gebührend erwidern wollen. Das Geld, das wir für dieses Experiment verwenden, würde sich reichlich bezahlt machen."

Ein Umstand, der bei der Beurteilung englischer Presseleistungen nicht übersehen werden darf, wurde von Phillips in gebührende Beleuchtung gerückt: In England gilt bei der Erörterung innerpolitischer Fragen der Grundsatz unbedingter Offenheit und Rücksichtslosigkeit. Diese entschiedene Stellungnahme im politischen Kampf hält sich aber unter allen Umständen fern von einer persönlichen Geringschätzung des Gegners. Die Achtung vor anders gearteten und anders denkenden Persönlichkeiten auch in den erbittertsten politischen Kämpfen ist etwas so Selbstverständliches, daß niemand auf den Gedanken kommen würde, sich persönlich durch die Auslassungen eines politischen Gegners getroffen zu fühlen. Indem die englischen Journalisten nun dieselbe Offenheit und Rücksichtslosigkeit bei der Diskussion über die internationale Politik zur Anwendung bringen, wirken sie auf unser anders geartetes deutsches Gefühl verletzend und abstoßend.

Die Ausführungen der deutschen Referenten, die den englischen Rednern in London folgten, ließen klar erkennen, daß die Bedeutung und Organisation des Zeitungswesens in Deutschland wesentlich anders geartet ist als in England. Neben zwei Angehörigen der Zunft kam ein Universitätslehrer, Professor Mendelssohn-Bartholdy aus Würzburg, zu Wort. Er war in der Lage, an tatsächlichen Beispielen zu zeigen, daß auch von der sogenannten kleineren Presse — Zeitungen und Zeitschriften in größeren oder kleineren Provinzstädten — die ungünstige Stimmungsmacherei und Verhetzung, zwar unmerklich und langsam, aber nicht minder wirksam betrieben wird.

Aus den Reden der beiden Vertreter der deutschen Journalistik gewann man die wohltuende Überzeugung, daß auch in der deutschen Presse das Gefühl ihrer ungeheuren Verantwortung lebendig ist. Dr. Trefz hob die Notwendigkeit hervor, bei der Auswahl der Vertreter der großen Zeitungen im Auslande die größtmögliche Sorgfalt walten zu lassen. Auch eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genaue kritische Sichtung des einlaufenden Nachrichtenmaterials erklärte er für eine unabweisliche Forderung. Die Vertreter der großen Blätter im Auslande sollten nicht bloß gebildete und kenntnisreiche Männer sein, sie sollten eine klare Vorstellung ihrer Pflichten und Verständnis für die Eigenart eines Volkes besitzen. Sie sollten — so möchte ich hinzufügen — auch die historische Entwicklung des fremden Landes zu beurteilen imstande sein und nicht nur in jenen Kreisen verkehren, die berufsmäßig Politik machen. In London bemühen sich seit Jahren jene Kreise, denen die Besserung der deutsch-englischen Beziehungen am Herzen liegt, vor allem Lord und Lady Courtney, auch deutsche Journalisten in ihren Gesellschaftsverkehr zu ziehen.

An welcher Stelle ein Journalist auch stehen mag, er sollte immer das feinste Gefühl für die Bedeutung seines Berufs und die Schwere seiner Verantwortung besitzen: „Tauch deine Feder zuerst in dein Gewissen und dann in die Tinte"! (Abraham a Santa Clara). „Ärgere dich niemals über das, was du nicht geschrieben hast."

Zeitgemäß erschien mir die Forderung Trefz', daß die Regierungen, wenn sich die Notwendigkeit ergibt, falsche Meldungen sofort berichtigen sollen. Hätten sich das Auswärtige Amt in Berlin und das Reichsmarineamt einige Monate früher dazu verstanden, das törichte Geschwätz des Hauptmanns Faber für falsch zu erklären, so hätten sie dadurch viel Erregung, ja Erbitterung verhüten können.

Auch die englische Regierung hätte hin und wieder durch eine rasche Berichtigung Gutes wirken können. In manchen englischen Köpfen spukt noch immer die unglaublich alberne Geschichte von dem Trinkspruch „the day" (Tag der Abrechnung mit England), der bei allen Offiziersmessen und Universitätsfesten in Deutschland ausgebracht werden soll.

Wirksame Maßnahmen zur Besserung der Presseverhältnisse werden im Einvernehmen und unter Mitwirkung der beteiligten Regierungskreise ergriffen werden müssen. Das deutsch-englische Verständigungskomitee hat schon vor mehr als Jahresfrist die Reichsregierung gebeten, der Reichskanzler möge einen Ausschuß aus Vertretern aller beteiligten Kreise einsetzen, der die Pressefrage einer besonderen Prüfung zu unterziehen habe. In umfangreichen Darlegungen, die später auch durch den Druck veröffentlicht worden sind, wurde versucht, die Unzuträglichkeiten, Unvollkommenheiten und Schwierigkeiten, die dem Pressewesen anhaften, auf ihre Gründe und tieferen Zusammenhänge hin zu untersuchen und Mittel und Wege, die zur Abhilfe geeignet erscheinen, zu erörtern*). Die Schrift wird der kulturellen Bedeutung der Presse gerecht und hält sich von billigen Anklagen und oberflächlichen Anschuldigungen durchaus fern.

Ernst Sieper.

---

*) Vergl. Artur Böninger, „Die Presse und die internationale Verständigung, München 1911".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jeremias Gotthelf.

„Ich nahm das Herz in beide Hände
und schmiß aufs Papier, was da kam."

Im Verlage von Georg Müller und Eugen Rentsch in München erscheint eine neue Gotthelfausgabe*). Sie wird in Verbindung mit der Familie Bitzius unter Benutzung des Gotthelfarchivs von bedeutenden Schweizerischen Gotthelfkennern und -Freunden herausgegeben und stellt sich nach dem Plan und den vorliegenden zwei Bänden als die erste allen wissenschaftlichen Textanforderungen genügende Ausgabe dar. Durch sie wird Gotthelf auch äußerlich endlich auf den ihm in der Literatur gebührenden Platz gestellt: *deneinesKlassikersderBauerngeschichte*; sie ist zugleich die Veranlassung, seine Kunst, seinen Charakter und seine Persönlichkeit in das Licht moderner Auffassung zu rücken. Alle drei sind nicht voneinander zu trennen; sie bilden zusammen erst den ganzen Gotthelf; der Mensch, der Volkserzieher, der Polemiker, der Dichter prägen sich, wie an einem aus verschiedenartigsten Elementen erwachsenen Kristall die verschiedenen Flächenformen, an seinem Schrifttum in scharfen Profillinien aus. Das ist das Reizvolle, daß die darin einander durchbrechenden Lichter ein so buntes und menschliches Spektrumband werfen, daß dies, wie bei Goethe, nicht einen Teil, sondern den ganzen Gotthelf beleuchtet.

Gotthelf ist kein Kunstdichter, nicht einmal ein Kunstepiker in rein ästhetischem Sinne. Er verschwindet nicht hinter seinen Gestalten wie die Dichter der altisländischen Bauern- und Königsgeschichten; er ruht auch nicht über ihnen wie Goethe über der idyllisch gedämpften Menschlichkeit in „Hermann und Dorothea" oder wie Björnson über der nordisch-kristallenen Romantik seiner Bauerngeschichten. Dazu wurzelt er viel zu sehr in ihrer eignen Erde, aus der er nicht heraus kann, auch garnicht heraus will. Er ist ohne Lützelflüh und das Emmental garnicht zu denken. Er ist mit ihr verwachsen wie der Berner Bauer mit seinem Gut, wie die Bäuerin mit ihrem Haus, wie der Küher mit seiner Herde, wie die Grasnarbe mit ihrem Allmengrund. Er ist die persönlichste Verkörperung urgewachsenen Stammestums, der geborene Schildhalter seiner Tradition, das verdichtete Pulsieren seines Blutes, das in seine Tugenden, Schwächen und Laster gleich froh und scharf blickende Auge, das Gewissen seines Denkens und Handelns, der willensstarke Regulator in seinem Organismus, das mitfühlende Herz seiner Freuden und Leiden. Als kulturgeschichtlicher Schriftsteller ist er der getreueste Chronist, als Dichter der durchs Blut gebundenste und darum „rassigste" aller Bauerndarsteller. Die Naturtreue, der unvergleichliche Realismus seiner Geschichten erklärt sich aus

*) Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius). Sämtliche Werke in 24 Bänden in Verbindung mit der Familie Bitzius herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch. Bei Georg Müller & Eugen Rentsch, München 1912.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser bewußten und auch äußerlich niemals aufgegebenen Stammeszusammengehörigkeit; denn seine besonderen menschlichen, seine gewöhnlichen und höheren Charakter- und Geisteseigenschaften waren im Grunde die des alemannischen Bauern. Er war wie dieser, und wie der Bauer im allgemeinen, Freund des Althergebrachten, argwöhnisch gegen alles Neuere, patriarchalisch, in Familie, Besitz, Fleiß, Ehrbarkeit die Wurzeln alles äußeren Glücks schätzend; außerdem religiös-strenggläubig durch Überlieferung und Veranlagung, und somit in allen Fasern des Fühlens und Denkens konservativ. Auch in der Grundrichtung war sein Geist bäuerlicher Art: auf die engere Umwelt gerichtet, das Nächste scharfsinnig erfassend und verknüpfend, allem Grübeln und Spekulieren abgeneigt, kein Flieger zu höchsten Höhen, kein Schürfer in tiefen Schächten, unproblematisch in der Art seines Denkens wie Gotthelfs innerste Natur selbst. In diesen Anlagen ruht der Schlüssel seines Wesens, die Wurzel seines Wirkens und Schaffens. Gemessen an der heutigen Zeit revolutionierend flutender Kräfte, geistiger Höchstspannung, bis ins Krankhafte gespaltenen Seelenlebens, berührt eine Natur wie Gotthelf beinahe schon wie etwas Vorzeitliches, wie ein aus Bergschluchten ins Tal geirrter verspäteter Auerochs, der seine Herde mit Gebrüll und Hörnern gegen die pfeilbewehrte neue Zeit verteidigen will.

Aus dem Gemisch dieser in Gotthelf aufs höchste gesteigerten seelischen und geistigen alemannisch-bäuerlichen Rasseeigentümlichkeiten erwuchs als Triebfeder seines späteren schriftstellerischen Schaffens, ausgelöst durch den äußeren Beruf, der Wille, seinem Volke zu helfen. Es war der Drang zur sozialen Tat, wie er von jeher in kraftvollen und hohen Pfarrernaturen, vor allem unter den protestantischen, sich geregt hat. Wie alle ernsthaften Kritiker wirklicher oder vermeintlicher Schäden hielt er von jeher die Augen auf ihre beiden Hauptquellen gerichtet, die äußeren politischen und die inneren sozialen Verhältnisse. In der politischen Bewegung der dreißiger Jahre seines Vaterlandes hatte Gotthelf tätig mitgearbeitet; die freiere geistige Richtung, die sie anbahnte, war ihm nicht unsympathisch; er half nach Kräften, z. B. durch Mitwirkung an Lehrerkursen, durch Einrichtung einer Rettungsanstalt. Es war ein Wirken im Geiste Pestalozzis. Er wollte vor allem die Schule mit dem Geiste des Christentums, wie er's verstand, erfüllen. Aber liberalisierende, kommunistische und andere mit der Zeit aufkommende Richtungen stießen ihn zurück; so suchte er andere Wege, seine Gedanken in die Tat umzusetzen, und griff, ohne jeglichen schriftstellerischen oder dichterischen Ehrgeiz, zur Feder. Sowohl seine früheren wie späteren Schriften lassen seine politische Tendenz in zahlreichen Streiflichtern erkennen. In scharfen polemischen Wendungen gegen gehaßte oder verachtete politische Gegner bricht seine Kampfnatur und der ganze alemannische Dickschädel, menschlich nicht angenehm berührend und ästhetisch verletzend, häufig durch das epische Gefüge. Aber man wird deswegen kaum mit ihm rechten dürfen. Denn er *wollte* ja nicht der erzählenden Kunst — deren ästhetische Gesetze ihm übrigens sein ganzes Leben lang ziemlich gleichgültig geblieben sind, falls er überhaupt jemals darüber nachgedacht hat — sondern seinen Ideen dienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kunst war ihm ausschließlich ein Mittel seines sittlichen Wollens. Noch viel weniger wird man ihm also zürnen können, wenn er seine Schilderungen mit der Tendenz lud, sittliche Schäden zu bessern. Dem Volk — worunter er in erster Linie den Bauern verstand — wollte er helfen, sein sittliches Gefühl neu erwecken, für seine Laster und Fehler ein scharfes Gewissen, für seine Seele und sein Handeln ein Spiegel sein. „Ich nahm das Herz in beide Hände und schmiß aufs Papier, was kam." Es ist das gleiche Gefühl, aus dem alle wahre Kunst kommt; wer dächte hier nicht an Goethes Wort „von dem, was den Dichter macht": „ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz". Auch bei Gotthelf sollte es zur Kunst führen, zunächst aber machte es ihn zum Volkserzieher. Mattgesetzt in seinem praktischen Wirken ließ er 1837 seine erste Schrift „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" erscheinen, denen dann bald kleinere Schriften und die größere „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" folgten, bis er 1841 in „Uli der Knecht" den Weg zur eigentlichen Dichtung beschritt. Schon aus den Titeln einzelner kleiner Erzählungen „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen", „Dursli der Branntweinsäufer" und anderen erkennt man die Tendenz. Bäuerliche Trunksucht findet besonders im „Dursli" ihre abschreckende Darstellung an dem Schicksal einer Familie, die durch den zum Wirtshausläufer gewordenen Vater ruiniert wird; auch im „Bauernspiegel" erhält sie ihre warnende Charakterisierung, und in mehr künstlerischer, aber gerade darum nachdrücklicher Weise im „Uli". Nachdem Uli aus dem Hudeln und Wirtshauslumpen einigermaßen herausgekommen ist, folgt das Glanzkapitel „Wie das Hurnussen dem Uli vom Unkraut hilft". Glanzkapitel nicht nur darum, weil es eine meisterhafte Schilderung des Hurnussens gibt, sondern weil es die entscheidende Wendung in Ulis Schicksal herbeiführt. Denn nach dem Hurnussen, zu dem Uli gegen seines „Meisters" Rat gegangen ist, folgt eine große „Trinketen", und bei deren Nachspiel seifen die Hauptähne der gegnerischen Dorfgemeinde, von Gotthelf bezeichnend die „Brönzwyler" d. i. „Branntweiner" genannt, den vollgewesenen Uli dermaßen ein, daß ihm die Lust an der Lüderlichkeit für alle Zukunft vergeht. Die meisten Figuren, die in „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter" in künstlerisch vollendeter Zeichnung und mit holländisch-realistischer Bildwirkung auftreten, findet man mit tendenziöser Betonung schon im Bauernspiegel: den Geizigen, den Betrügerischen, den Prahler, den verkommenen reichen Bauernsohn und daneben viele andere schweizerische jetzt ausgestorbene Typen: den Bauernkurpfuscher, den feilen Reisläuferoffizier. Aber auch kernige und sympathische Figuren, deren feine psychologische Durcharbeitung und organische Verwertung dem ersten Uliroman die ganze Plastik und den versöhnenden Rhythmus eines echten Kunstwerks verleihn, treten uns bereits in den ersten Schriften entgegen, z. B. das Mädeli in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", eine Vorläuferin der Vreneli und mit dieser und Elsi („Elsi die seltsame Magd") bemerkbar für die in der Zeichnung germanisch-keuscher Mädchengestalten unvergleichliche Gotthelfische Hand. Als Rückgrat aller Tendenz zieht sich durch die gesamten Werke seine Religiosität. Sie ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gekleidet in die Überzeugung, Mahnungen und Forderungen positiven protestantischen Christentums und wirkt mit ihrer Aufdringlichkeit und ihrem lauten Predigerton nicht immer erfreulich, ja, für unseren heutigen Geschmack manchmal geradezu abstoßend. Aber man muß sich erinnern, daß sie von der Persönlichkeit Gotthelfs ebenso unzertrennlich ist wie sein übriges lauteres Wollen; was seinen Werken durch sie an Kunst verloren geht, ersetzen sie durch Charakter.

Für die Gesamtwürdigung der Dichterpersönlichkeit hat das dichterische Hauptwerk die entscheidende Stimme. Das ist „Uli der Knecht". In keiner der späteren Schriften hat er dies wieder erreicht, auch nicht, wie einzelne Kritiker meinen, im „Pächter" oder in „Geist und Geld". Im „Pächter" merkt man deutlich das natürliche Abflauen, das ein im wesentlichen erschöpfter und bis zum Höhepunkt entwickelter Stoff im Schreiber wie im Leser erzeugt, wenn er in eine zweite Entwicklungslinie hineingeschoben wird; daher im „Pächter" zum Vorwärtstreiben der Handlung die Einschiebung des in seiner Art allerdings meisterlich gezeichneten „Hagelhans", einer fast dämonisch wirkenden Überbauernatur. Und in „Geld und Geist" erlahmt das Interesse gelegentlich an dem allzu breit ausgeführten Zuständlichen und überhaupt an mangelndem Zusammenhalt. Gotthelf war mit den Jahren schreibselig geworden; die Breite geht in späteren Werken sogar bis zur Verwilderung, und daß er mit seinem Talent nicht ökonomisch war, wußte er selbst sehr gut. Mit Recht ist das Schillersche Wort über Jean Paul auf ihn angewandt worden: „Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate, wie jener seine Armut, du wärest unserer Bewunderung wert." Aber dieser Reichtum strömt andererseits durch die manchmal lässige Form in einer so überwältigenden Fülle, mit einer solchen quellfrischen Kraft, mit einer Strahlengebung von so belebendem Reiz, mit einer so gänzlich unliterarischen, ungeschminkten und wurzelhaften Sprache, daß er, im Gegensatz zu Jean Paul, auch den poetisch schwächeren Werken eine unzerstörbare Schwimmkraft verleiht. Wie eine charaktervolle Landschaft um Sonnenaufgang, zur Frühzeit, um Mittag, in der Spätsonne, der Dämmerung und am Abend stets eine andere und immer gleich anziehend bleibt, so spiegelt sich das Berner Emmental mit seinen Menschen stets anders und immer neu in dem Lichtwechsel der Gotthelfischen Schriften. Sie gehören zu einander wie die Bilder zum Lieblingsmotiv eines bedeutenden Malers, das er sein ganzes Leben lang mit immer gleicher Freude neu behandelt.

Auch im „Uli" ist keineswegs alles auf künstlerisches Ebenmaß gestimmt. Wir haben garnicht das Gefühl, als wanderten wir durch ein Kunstwerk. Wir wandern durchs Leben. Zwanglos lassen wir uns durch bunte Blumengärten, stachliche Hecken, Wiesen und Kornfelder, den Brodem der Erde und den Geruch des Düngers dahintreiben; durch diese unscheinbare bäuerliche Welt, über deren niedriger und mühevoller Alltäglichkeit sich der blaue Dom der Unendlichkeit wölbt; durch diese schweißdunstigen Kittel und in Dumpfheit ringenden Seelen; durch ein Heer von Lastern, Tücken und Leidenschaften; durch ein Schicksalsspiel von bescheidenster Linienführung und erstaunlicher Buntheit; durch urwüchsigste treibende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kräfte, deren Wechselspiel Schicksale und Charaktere dramatisch gestaltet; kurz, durch eine Welt, für das All gleichgültig wie für das Meer ein Wassertropfen, in dessen sonnenlichtdurchblitzter Kleinheit sich dennoch alle seine großen Gesetze spiegeln. Und diese Sonne ist Gotthelfs Humor. Denn im „Uli" sinkt der warnende Finger, hier sieht der Dichter zum ersten Mal seine Menschen völlig plastisch, neben der Freude am Erzählen selbst führt ihm das Behagen an ihren Freuden die Hand. Er schiebt sie nicht mehr, sondern wird wie sie von der Fülle entfesselten Lebens vorwärts geschoben und gelangt, wie Uli mit Vreneli zum Glück, fast unbewußt zur Meisterschaft seiner Kunst. Einer Kunst, die sich dann in der späteren Novelle „Elsi die seltsame Magd" von allen Schlacken frei zeigt.

Die Schriften Gotthelfs sind sehr zahlreich. Sie erschienen zu seinen Lebzeiten in zerstreuter Form, vielfach in Kalendern. Die späteren gesammelten Ausgaben, zum Teil in hochdeutscher Form, weisen mancherlei Ungenauigkeiten, zum Teil einen geradezu verderbten Text auf. Die jetzt erscheinende neue Ausgabe zeichnet sich durch eine gewissenhafte mit genauester Vergleichung alles Materials unternommene Textwiederherstellung aus. So bringt z. B. der zweite Band neben der „schwarzen Spinne", einer Geschichte voll dämonischer Phantasie und anderen Erzählungen (Hans Berner und seine Söhne, Der Druide, Kurt von Koppingen, Servaz und Pankraz) die Originalfassung der Novelle „Elsi die seltsame Magd", statt der entstellten in allen bisherigen Ausgaben.

Zu bemerken ist, daß der kritische Apparat in jedem Bande einen besonderen Anhang bildet, so daß störende Fußnoten, Textanmerkungen u. dgl. gänzlich vermieden sind.

(Großes Aufsehen erregt die neuerdings von C. A. Loosli — der ursprünglich dem Herausgeberkreise angehörte, dann aber zurücktrat — aufgestellte Behauptung, daß nicht Bitzius sondern Johann Ulrich Geißbühler, Landwirt auf der Bleiche bei Lützelflüh, der eigentliche Verfasser der unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf erschienenen Schriften sei. Dieser, ein geistig hochstehender Bauer und Gesinnungsgenosse von Bitzius, habe letzterem seine Niederschriften über Land und Leute Emmentals, Früchte seiner Mußestunden, übergeben, damit Bitzius die Veröffentlichung besorge. Als hauptsächliche Gründe für diese Annahme führt Loosli an: es sei sonderbar, daß Bitzius vor seinem 39. Jahre nichts, dann aber in seinen letzten achtzehn Lebensjahren eine geradezu ungeheuerliche Menge produziert habe; daß er die intimsten Verhältnisse der Gemeinde Lützelflüh und der Emmentalgemeinden nach seiner erst fünfjährigen Wirksamkeit nicht in dem Maße habe kennen können wie ein Einheimischer; daß eine so verblüffende agrartechnische Kenntnis, wie sie die Gotthelfischen Schriften spiegeln, nur von einem Fachmann herrühren könne; daß die heute noch in Lützelflüh lebende Frau Bärtschi bezeugt, als kleines Mädchen den sehr bedeutenden Manuskript- und Korrekturverkehr zwischen Bleiche und Pfarrhaus vermittelt zu haben; daß die Bitziusschen Nachkommen sich aufs heftigste gegen eine wissenschaftliche Bearbeitung der Gotthelfschen Werke gesträubt hätten, und daß die Manuskripte einer Reihe von Hauptwerken, die im Jahre 1898 noch vorhanden und in

der Stadtbibliothek zu Bern aufbewahrt waren, spurlos verschwunden und nicht wieder aufzufinden seien. Diese Behauptungen haben in der vorliegenden Form allerdings noch keine zwingende Beweiskraft. Da sie aber von einem mit dem Archivmaterial zweifellos vertrauten Gotthelfkenner herrühren, werden sie durch die Herausgeber der neuen Ausgabe geklärt werden müssen.) **Wilhelm Poeck.**

„Bodenlos."

Ein Erlebnis.

Wenn ein Mensch so tief ins Elend gerät, daß seine Not nicht mehr heilbar scheint, so nennen wir ihn wohl „bodenlos" unglücklich. Als das Wort in seinem heutigen Sinne allgemein in Aufnahme zu kommen begann, mag man wohl bei seinem Gebrauch vergleichsweise an ein Gefäß gedacht haben, das seinen Boden verloren hat und dadurch unbrauchbar geworden ist. Heute liegt uns eine andere und eigentlich ursprünglichere Bedeutung näher. Bodenlos elend: ohne eigenen Boden, ohne Land!

Der Germane, der seine Heimat verlassen und ins Ausland weichen mußte, sagte von sich selbst, daß er „im Elend" wäre. Im Ausland, im Elend, das war für den Heimwehkranken gleichbedeutend. Und heute kennen Tausende unserer deutschen Brüder ein bitteres Heimweh im Vaterlande, das kein Stückchen Erde für sie hat, das ihnen selbst ein Grab nur auf Zeit gönnt.

Von dem bodenlosen Jammer eines Einzelnen dieser zahllosen Land- und Glücklosen will ich heute berichten, so wie es mir entgegentrat. Möge es vieler Menschen Gewissen aufrütteln, wie es das meine mit schmerzlicher Erschütterung geweckt hat.

Ich ging vor kurzem in einer Landschaft, die so ruhig, so friedevoll ist in ihren weichen Umrissen und gedämpften Farben, daß ihre stille Schönheit mir unmittelbar ans Herz griff, sodaß mir nach langer Zeit einmal wieder die Gewißheit kam, hinter den Dingen und Zuständen, die uns quälen, ist eine unverlierbare Heimat für Alle! Irgendwie ist doch Alles gut!

So hingegeben war ich dem Zauber der einzigartigen Stunde, die gleichsam eine heimliche Liebestat der deutlicher als sonst geahnten Macht schien, von der wir zu glauben wagen, daß sie uns Freund ist, daß ich einen Mann, der dicht an meinem Wege auf der Böschung saß, erst gewahrte, als ich in gleicher Höhe mit ihm war. Unwillkürlich blieb ich stehen. Irgendetwas in seinem bartlos blassen, sonderbar kahl wirkenden Gesicht, worüber ich mir nicht gleich klar zu werden vermochte, rief beim ersten Blick meine ganze Aufmerk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

samkeit wach und verursachte mir ein flüchtiges, aber deutliches Unbehagen.

Der Mann blickte mir gerade ins Gesicht, ohne sich irgendwie zu bewegen. Es war ein wunderliches gegenseitiges Anstarren, und ich sah jetzt auch, was mir neben seiner sonderbaren Kahlheit so auffiel, — ein überaus scharfer Zug von den Augenwinkeln und Nasenflügeln abwärts, den die Linien des Mundes tief und bitter fortsetzten, sodaß es aussah, als hätte ihm ein Messer zwei glatt vernarbte, fast senkrechte Wunden ins Gesicht gerissen. Ich sah es wohl, in dem fahlen Gesicht hatte eine furchtbare Qual gehaust, die noch starr aus den müden Augen blickte, — und in dem hellen, zarten und doch so warmen Morgenlicht fiel mich ein jähes Frösteln an.

Er bemerkte es wohl, und nun entspann sich zwischen uns das seltsamste, unvergeßlichste, und ich muß sagen, — schrecklichste Gespräch, das ich je im Leben geführt habe. Eben war mir der Wunsch, möglichst schnell aus der Nähe des immerhin unheimlichen Menschen, aus dem Bann seines wie gebrandmarkten Gesichtes zu kommen, deutlich ins Bewußtsein getreten, und ich machte wohl eine Bewegung um dem nachzugeben, als er mich ansprach.

„Sie haben natürlich Angst vor mir", sagte er mit einem Ton, als stellte er das Selbstverständlichste auf der Welt damit fest, und dieser selbstverständliche Ton gab mir auf einmal den Schlüssel zu dem Rätselhaften seiner Erscheinung. Er hatte mich beobachtet und fügte nun mit einem lauernden Blick hinzu: „Sie wissen natürlich, — Sie sehen's mir an, wo ich herkomme."

Ich wollte das verneinen, aber im gleichen Augenblick erlebte ich das Sonderbare in mir, daß mein wachsendes Unbehagen plötzlich wie weggewischt war. Ein abgrundtiefes Erbarmen überwältigte mich an seiner Statt, und unter dessen Zwange vermochte ich unbedenklich und ohne Zögern zu antworten: „Ja, ich weiß. Sie kommen aus irgendeiner Strafanstalt."

Der Mann nickte.

„Aus dem Zuchthaus. Nach acht Jahren."

Damit sprang er auf die Füße und mit einer plötzlich ganz haltlosen, sich überschlagenden Stimme, die ihm mühsam aus der Kehle kam, fügte er hinzu:

„Und was das Schlimmste ist, ich möchte so schnell wie möglich wieder hinein."

Es ging mir durch Mark und Bein. Und obwohl mir diese letzten Worte des jählings ganz fassungslosen Menschen wohl die Gefahr meiner Lage, so weit von aller etwaigen Hilfe, hätte zum Bewußtsein bringen können, blieb ich ganz frei von dem Gedanken an mich selbst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich fühlte nur zitternd, daß ich im Begriff stand, in jene Tiefe zu blicken, in der die Ursache, die zwingende Notwendigkeit eines solchen unerhörten Menschenelends verborgen lag. Ich möchte Gott in jeder Stunde auf den Knien dafür danken, daß es so war, daß mir nicht der gemeine Selbsterhaltungstrieb den Blick verwirrte.

Wie es mir möglich war, einen Laut über die Lippen zu bringen, weiß ich heute noch nicht. Die Kehle war mir wie zugeschnürt, aber ich rang mir doch das eine heisere Wort ab:

„Warum?"

Der Mann schien inzwischen seine stumpfe Ruhe, — die Ruhe eines völlig Erschöpften, — wiedergefunden zu haben.

„Weil ich nicht wieder in den Dreck und das Elend hinein will", sagte er in verbissenem Groll. „Hier", und er rückte mit dem Kopf, um mich auf den schönen, weiten Frieden aufmerksam zu machen, „hier kann man sich das ja garnicht vorstellen. Die erbärmlichen Löcher, in denen man sitzt. Als Schlafbursche mit Fremden, oder mit seiner Familie und Fremden dazu. Man kann sich nicht umdrehen. Kriegt nichts zu sehen als den schmierigen Hof. Und die Luft, — zum Schneiden! Aber was Schönes, Sauberes kriegt man nicht, kann man nicht bezahlen."

Er schlug mit der Hand durch die Luft und bewegte die Schultern in zornigem Ekel. „Ich war nicht verheiratet. Ich war Schlafbursche, — dann — Sittlichkeitsverbrecher, — dann — Zuchthäusler. Ich war schon als Junge vorbestraft und kriegte keine mildernden Umstände." Er sah mich mit seinen finsteren Augen an. „Stecken Sie mal einen Jungen ohne Erziehung und mit einer ganzen Rotte von Bengels, die schon alles ausprobiert haben, in eine Fabrik und dann zu Hause mit Mädchen zusammen, die auch genau Bescheid wissen. Er macht's den andern nach. Es ist zu eng zum Ausweichen, — Nein, da will ich nicht wieder hinein. Ich bin im Zuchthaus verwöhnt worden. Immer ein eigener Raum, ein eignes Bett vor allem, jede Woche ein reines Hemd. Baden konnte man. Und wenn man krank war, kriegte man volle Pflege. Ich will da wieder hin. Stellen Sie sich doch vor, — Licht und Luft genug, viel Raum, satt zu essen und im Winter warm. Auch immer Arbeit und Sonntags ein gutes Buch."

Er lachte kurz und bitter auf. Ich stand wie vor den Kopf geschlagen und suchte krampfhaft nach einer Antwort. Gewiß, ich wußte, wie fast die Hälfte meines Volkes hausen muß, ich wußte auch, daß unsere Zuchthäuser nach gesundheitlichen Gesichtspunkten gebaut werden, daß jede Zelle ihren vorschriftsmäßigen Luftraum haben muß. Es war mir bekannt, daß es im deutschen Vaterlande Zehn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tausende von Wohnungen gibt, in denen auf einen Luftraum, den der Staat für einen Verbrecher als ungenügend betrachtet, fünf, ja zehn und mehr Menschen zusammengepfercht werden, Menschen, die nichts Böses getan haben, denen aber kein Gesetz und Recht das sichert, was der Staat seinen Verbrechern als lebensnotwendig zuerkennt, damit sie nicht verkommen in Schmutz, Enge und Ungeziefer, in verpesteter Luft und, — schlimmer als das, — in der geistigen Stumpfheit der Hoffnungslosen, in der sittlichen Fäulnis derer, die keine wahre, echte Freude, keinen reinen Genuß kennen.

Ich wußte das Alles, wie man Dinge weiß, die einen undeutlich verfolgen und beunruhigen, mit denen man aber keine rechte Vorstellung verbindet. Hier aber schrie mir der ganze, unverhüllte Menschenjammer ins Gesicht, und in der einen heiseren, entstellten Stimme klagten Tausende von Menschenstimmen.

Und ich verstand ihre Klage, begriff widerwillig und verstört die furchtbare Wahrheit, daß ein Mensch, der zum Verbrecher wird und im Zuchthaus sitzt, es in deutschen Landen besser hat als viele ehrlich Arbeitende, denen die Arbeit aber kein anderes Recht gibt, keinen anderen Lohn, als ein freudloses Dahinleben in der Drangsal überfüllter, licht- und luftloser, viel zu enger, rings von steinerner Häßlichkeit umgebener Wohnlöcher.

Noch immer fühle ich das scharfe Erschrecken, mit dem mir die Erkenntnis dieser ungeheuren Not ans Herz faßte. Ich hatte nur das eine Gefühl, den einen Gedanken, daß ich einen Einwand finden müsse, der diese unausgesprochene Feststellung entkräften mußte.

„Und doch", sagte ich stockend, „und doch steht es in Ihrem Gesicht geschrieben, daß Sie im Zuchthaus mehr gelitten haben, als die leiden, die in der Freiheit sind."

Doch der entlassene Sträfling schüttelte den Kopf, und den Finger über die Narbe der Schmerzen gleiten lassend, die ihm von den Winkeln der Augen zum bittern Mund hinunterschnitt, sagte er leise:

„Das kommt nicht von der Not im Zuchthaus."

Und ich wußte, die Erkenntnis, dasselbe Wissen, die mich vor diesem Menschen so erschütterten, hatten ihn so gezeichnet. Und auf Tausenden durchfurchter Gesichter steht die gleiche Schrift, — eine niemals auszulöschende Anklageschrift von der Not der Armen, der Schuld der Besitzenden, der Torheit so manches bestehenden Gesetzes.

Melanie Ebhardt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Im Kampf um die Ideale.

Die Geschichte eines Suchenden.

Von Georg Bonne.*)

Manche unsrer Leser kennen sicherlich Georg Bonnes Buch. Ihnen brauchen wir es nicht zu empfehlen.

Oder doch? Sollte es möglich sein, daß jemand dies eigenartige Werk ohne Nutzen gelesen, daß es ihm nichts Besonderes, Wertvolles gesagt hätte? Dann hat man es wohl nicht recht gelesen: man hat die Gedanken des Buches nur mit dem Verstande aufzunehmen versucht, anstatt mit dem Herzen zu lesen. Aber diese „Geschichte eines Suchenden" ist mit dem Herzen geschrieben und will auch mit dem Herzen gelesen sein.

Das klingt fast wie Phrase oder doch wie gutmütige Übertreibung. Aber die Wahrheit des Satzes läßt sich leicht beweisen: Man ziehe das, was Bonne in seinem Werke an die Herzen der Menschen heranbringen will, heraus und fasse es in schlichten, nüchternen Sätzen zusammen, so wird das etwa die Lehre ergeben: „Seid wahr und ehrlich, suchet die Gottheit, liebet Eure Mitmenschen; meidet berauschenden Trank und lebt mäßig und natürlich; seid keusch; verlaßt die Steinmassen der Städte und werdet wieder Freunde der Erde; entweiht nicht die Natur und laßt die Ströme und Bäche wieder ihr klares Antlitz erhalten!" —

Es kommt wohl noch der eine oder andre Grundsatz hinzu, aber die angeführten mögen genügen. Wer nun diese Lehre in einfachen Worten verkündet und ihre Notwendigkeit noch so überzeugend beweist, er wird im günstigsten Falle erreichen, daß man ihm zustimmt und sagt: Ja, du hast recht. — Und dann kommt das übliche „Aber", die hohe Scheidewand zwischen der Zustimmung des Wortes und der Zustimmung der Tat.

Nun haben wir hier ein Buch das — wenn wir ihm nur unsre Herzen öffnen — einen Zauber zu entfalten vermag, ähnlich dem, der von Poperts „Harringa" ausgeht. Es besitzt die Kraft, den Leser von der theoretischen Anerkennung hinüberzureißen zur Tat. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Denn viele, viele Leser haben das bekannt und beweisen es durch ihr Leben.

---

*) Im Kampf um die Ideale. Die Geschichte eines Suchenden. Ein Gegenwartsroman von Georg Bonne. Gekürzte Volksausgabe. Geb. 2,80 M. Verlag von Ernst Reinhardt, München.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ich habe Dein Buch gelesen, und es zwingt mich, so zu leben, wie Du es für richtig hältst." Das ist der leitende Gedanke vieler Dankesgrüße, die man ihm, der die „Geschichte eines Suchenden" schrieb, gesandt hat. (Die gleiche Erfahrung hat auch der Harringa-Dichter gemacht und macht sie noch heute.)

Die Überzeugung zur Tat. Das ist Etwas. Zumal in unserm papiernen Zeitalter. Wer diese starke Wirkung recht zu würdigen weiß, der wird einer hochnotpeinlichen Untersuchung, ob es sich hier um ein „Kunstwerk", um einen Roman nach den strengen Gesetzen der Kunst handle, keine sonderliche Bedeutung beimessen können. Wenn doch nur allen Dichtungen, deren „Kunstwert" von keiner Kritik bezweifelt wird, eine gleiche lebendige Kraft innewohnte, eine Kraft, welche die Menschen stärker und besser, gesunder und froher zu machen imstande ist! —

Die Geschichte eines Suchenden. — Was zur Einführung dienen mag, ist bald gesagt. Die Einleitung des Werkes, mit der auch die weiter unten abgedruckten Bruchstücke beginnen, berichtet, daß uns der Verfasser Tagebuchblätter vorlegt; Tagebuchblätter eines Arztes und echten Menschenfreundes, dessen ganzes Leben ein Kampf um die Ideale war, und der nun ausgerungen hat. Durch die, zum Teil lose aneinander gereihten, Blätter gewinnen wir einen Einblick in die Einzelheiten seiner Kämpfe. Wer dem Erzähler folgt, schaut tief in die mannigfache Not unseres Volkes, er sieht die Wege, die zur Gesundung führen, und wird die heißen Kämpfe gewahr, welche die Wegführer und ihre Anhänger zu durchkämpfen haben. Und wer recht hinschaut, wer mit dem Herzen zu schauen versteht, in dem wird das Gefühl der Verantwortlichkeit und der Pflicht wachgerufen; sein Gewissen sagt ihm: Um D e i n e Sache handelt es sich hier, D e i n e s Armes bedarf es in dem Kampf, ohne D i c h darf der Sieg nicht errungen werden! —

Georg Bonne ist Arzt in einem der großen Elbdörfer vor den Toren Hamburgs. Wer der Nüchternheitsbewegung, den Bestrebungen für Boden- und Wohnungsreform und dem Kampfe um die Reinerhaltung der deutschen Flüsse nahesteht, kennt ihn als einen der besten und temperamentvollsten Streiter in diesen Kämpfen.

Bonnes Buch ist vor fast drei Jahren erschienen. Der Erfolg, den das Werk errang, obwohl es einen stattlichen Band ausmacht und an die Ausdauer des Lesers schon einige Anforderungen stellt, hat den Verfasser veranlaßt, es an einzelnen Teilen zu kürzen und jetzt in einer billigen Volksausgabe erscheinen zu lassen.

Dieser Volksausgabe sind die hier abgedruckten Proben entnommen. An die schon erwähnte Einleitung des Werkes schließen sich ein paar Abschnitte aus der Jünglings- und Mannesgeschichte des Erzählers an. (S. 37—38, 41—43, 44—45.) Dann folgt sein Glaubensbekenntnis (S. 100). Den Schluß bilden einige der losen Blätter aus der ärztlichen Praxis und den täglichen Erlebnissen (S. 108—110).

* * *

Ich glaube, ich vergesse jenen Abend nie. Die Kinder hatten mir einen „fremden Mann" gemeldet. Der saß nun neben mir und achtete der Kleinen kaum, die ihn mit Neugier und Staunen betrachteten. Er ergriff das blaue Buch, das vor mir auf dem Tische lag — s e i n Buch —, blätterte darin und las dann vor. Und w i e er las! Die Augen blitzten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Stimme zitterte vor innerer Erregung, und von seinen Worten ging eine Kraft, eine geheime Gewalt aus, die mich packte und nicht wieder loslassen wollte; und die mich plötzlich etwas verstehen ließ, — seltsam — etwas, das ich längst verstanden zu haben glaubte und doch —. Es ist etwas ganz Eigenes, wenn das Herz zu verstehen beginnt.

Ginge von jener Kraft doch ein Körnchen über auf sämtliche Leser des Buches, und nicht nur auf sie, sondern auf alle, alle, die in unserm Lande leben — — Deutsches Volk, wie könntest du groß werden und stark!

Reinhard Kraut.

„Diese Blätter enthalten Wellenringe meines Geistes. Hilf ihnen, daß sie frei werden."

Mit diesen Worten vertraute mir mein Freund auf seinem Sterbebette ein Manuskript, das Werk seines Lebens, an. In der Arbeit für andere, in seinem Helferberufe, hatte er seine Kräfte erschöpft. Bei der Pflege des kranken Kindes einer armen Witwe hatte er den Keim des Todes eingeatmet. Sein Lebenslicht war erloschen. Aber der Samen seiner Liebestätigkeit sprente weit über die Lande.

Nun hatten wir ihn da droben in den Bergen zur Ruhe gebracht, hoch oben in den Schneeregionen, wie er gebeten, — um der Sonne recht nahe zu sein. —

Und wie wir ihn betteten, war es mir, als hörte ich deutlich drei schrille Hammerschläge und spürte den Zauber, der von einer unendlichen Kette unsichtbarer Hände ausging, die den Erdball umspannten wie eine wunderbare, schier übermenschliche Kraft. —

So flutet denn hinaus, ihr Wellenringe seines Geistes, um zu wirken, wie er es gewünscht!

. . . . . Das Bild meines guten lieben Mütterchens tauchte . . . . vor mir auf, ich sah ihren tränenschweren Blick, sah sie mit ihrer sorgendurchfurchten Stirn sich zu uns, ihren Knaben, wenden, als ob sie in banger Sorge um uns und unsere Zukunft sei, in banger Sorge, was wohl das Leben mit seinen tausend Versuchungen aus uns machen würde.

Wie oft hatte sie uns Jungen gesagt: „Vor allem hütet euch vor einem, vor dem Trinken. Der Wein macht hitzig, und das Bier macht dumm. Und gebt acht, wo ihr Elend findet in der Welt, zum allergrößten Teil rührt es vom Trunk her! Bleibt nüchtern und gut, wie euer Vater es war.

Alles, was Gott in euch hineingelegt hat, das baut aus und verwertet es für euch und eure Mitmenschen.

In jedem, auch in dem Geringsten, achtet den Nächsten. Nur aus dieser Achtung kann die Liebe zum Nächsten erwachsen.

In jedem Mädchen achtet eure eigene Schwester, in jeder Frau eure Mutter; dann werdet ihr euch am leichtesten vor der Sünde hüten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Euer Körper sei euch das heilige Gefäß eurer Seele. Seele und Körper untrennbar voneinander hat euch eine wunderbare Güte geschenkt. Haltet das Gefäß eurer Seele rein und heilig, damit eure Seele rein und heilig bleibe."

Mit solcher Lehre zog ich hinaus in die Welt.

. . . . . .

Nun aber war ich zwanzig Jahre gegen den Strom geschwommen und hatte geliebt, wo die anderen verachteten und haßten. Zwanzig Jahre lang hatte ich versucht, ihnen klar zu machen, wo sie fehlten. Ich sah, wie Lieblosigkeit und Härte, Genußsucht und Gewinnsucht, Ungerechtigkeit und Hochmut Tausende und Abertausende krank und elend, hart und trotzig und schließlich fähig zu allem Bösen machten. Ich sah, wie man Scharen unserer Volksgenossen in Gefängnisse und Zuchthäuser sperrte, weil sie schlimme Dinge getan hatten, Junge und Alte, und sah, wie die Alten, im Verbrechen grau Gewordenen, die Jungen, deren Herz noch weich und gut war, die nur der Taumel ins Gefängnis geworfen hatte, in den Morast der Sünde hinabzerrten.

Ich sah die Irrenhäuser und Krankenanstalten sich füllen mit Siechen und Schwächlingen. Unzählige lebensunfähige Kinder, — andere, die den Keim elenden Siechtums in sich trugen, sah ich geboren werden; Kinder, die entweder keinen Vater hatten, oder wenn sie einen hatten, besser daran gewesen wären, wenn sie keinen gehabt hätten. Und ich sah den Staat und seine hochweisen Behörden lächelnd an Toren und Schurken die Erlaubnis erteilen, Brotkorn in Gift zu verwandeln und dieses Gift dem Volke zu verkaufen.

Ich sah die nämlichen Herren, die diesen großen unbekannten Geist, „Regierung" genannt, zusammensetzen, lächelnd bei Tisch aus ihren Pokalen das nämliche Gift schlürfen und abends aus schweren Krügen noch einmal das gleiche Gift beim Qualm der Zigarren, der ihnen half, die Sorgen um Land und Volk in ein sanftes Grau zu hüllen. Und weil sie selbst von dem Gifte schlürften, gaben sie ruhigen Gewissens und dreist die Erlaubnis, dieses Gift auch dem Volke zu schenken. Und Scharen um Scharen deutscher Männer zogen alljährlich, vergiftet durch den Trank, ein in die Gefängnisse und Zuchthäuser und füllten die Lücken, die dort der Tod durch die Bazillen der Schwindsucht alljährlich riß. Schar um Schar taumelte in eklem Rausch in die Bordelle, um sich dort bei den unglücklichen Opfern ihrer Lüste mit den Seuchen zu vergiften, die sie daheim dann ihren Frauen und Kindern einimpften, — körperliches und geistiges Siechtum verbreitend nach Mosis grausigem Wort: Ich will die Sünde der Väter heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied.

Und als meine Seele mit ihrem geistigen Auge dieses grauenhafte Elend überschaute, schluchzte sie auf, und in ohnmächtigem Schmerz und Zorn krampfte sich mein Geist, daß trotz aller Arbeit es nicht gelingen wollte, die beim eignen Becher erstarrten Gewissen der klugen Herren, die an der Spitze des Volkes stehen, aufzurütteln.

An den Grenzen unseres Landes hörte ich das Klirren der feindlichen Schwerter. Und wie dunkle Gewitterwolken gefahrdräuend eine blühende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ortschaft mit Nacht überziehen, so sah ich an unseren Grenzen die Gefahr feindlichen Überfalles von Westen und Osten. Anstatt aber wie in alten Zeiten zusammenzuhalten, wie ein Volk, wie Kinder einer Familie, in deren Haus ein feindlicher Nachbar eindringt, hörte ich in unserem Volke Gekeif und Geschelt von beiden Seiten, von den Besitzenden und Besitzlosen. Die einen sollten alles, die anderen wollten alles. Und ich sah, wie die einen, die im Besitz waren, nur danach strebten, ihren Besitz zu mehren. Sie hatten das Land, sie hatten das Geld und damit die Macht, Häuser zu bauen. Da suchten sie diejenigen, die kein Heim hatten, auf kleiner Fläche hoch übereinander in den Städten zusammenzuschichten, nicht duldend, daß jeder ein Heim hatte; damit sie aus ihren steinernen Quartieren den höchstmöglichen Zins zögen. Und nachdem sie so den Volksgenossen das Vaterland genommen, schalten sie sie noch dazu vaterlandslose Gesellen!

Und die Besitzlosen, anstatt in Ruhe nachzudenken, was ihnen fehle, suchten und suchten, in ihrer Erbitterung und Wut blind, und fanden nicht den Ausweg aus dieser Wirrnis. Bald suchten sie Arbeit, wenn der Hunger sie quälte, bald warfen sie ihr Arbeitszeug hin und ließen die Maschinen stille stehen. Und der Gifttrank verwirrte ihr Hirn vollends.

Und die weisen Herren dort oben sahen es, runzelten die Stirn über die Unzufriedenen, gaben Gesetze über Gesetze und wußten sich doch keinen Rat. Und der Staat, den sie regierten, hätte mit leichter Hand rings um die Städte das Ödland von den Bauern kaufen können; fleißige Genossenschaften würden Häuschen um Häuschen errichten, mit Stall und Garten; der Dung von Mensch und Vieh konnte in Kürze aus den sandigsten Einöden blühende Gefilde schaffen. Auf Schienensträngen müßte der Zug morgens in der Frühe, wie in Holland und Nordamerika, arbeitsfreudige Scharen aus ihren dörflichen Gärten in wenigen Minuten in die Städte tragen, wo sie auf den Speichern und auf der Werft rüstig die kräftigen Hände regen könnten. Und abends hätte die nämliche Bahn die Heimatdurstenden aus den Städten wieder hinausgeführt zu den von Luft und Sonne gebräunten Ihrigen.

. . . . . .

Und weiter sah ich. Wo waren die Nachen unserer fleißigen Fischer geblieben, die bei Tag und Nacht auf schwankendem Kahn den schimmernden Segen, die wimmelnden Fische, den Flüssen und Seen unseres schönen Vaterlandes mit Netz und Angel entlockten? Wo sind die Scharen geblieben von Knaben und Jünglingen, die schwimmend im reißenden Strome die Kräfte erprobten? Dunkel und trübe ziehen die einst so klaren Fluten der meisten unserer deutschen Bäche und Ströme dahin, seit der Unrat unserer Städte und die Abwässer der Fabriken sie verpesten. Und wiederum waren es die Reichen und Mächtigen der Städte und große Fabrikherren, die sich sträubten, die deutschen Ströme rein zu halten. Mochten selbst die Wiesen und Äcker vergiftet werden durch die trüben Fluten der Ströme! Mochten die Fischer doch ihr Gewerbe aufgeben und in die Städte ziehen, wenn die Flüsse ihnen keine Nahrung mehr lieferten, — was geht das die reichen Fabrikherren, was geht es die Magi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

strate der Städte an! Jene sparen ihr Geld, und diese halten sich schadlos durch Hinzuzug der reichen Leute, die nicht sehen mögen, wie ihr Dünger dem Acker, der ihnen Brot und Gemüse liefert, zugeführt wird.

Alle diese Reichen und Mächtigen hören und sehen eins nicht. Ihr Hunger nach Genuß und ihr Durst nach Geld macht sie blind und taub. Und ihr vom Rauschtrank umnebeltes Gehirn dämmt ihnen ihren Horizont ein, daß sie die Leiden und den Kummer und die Sorgen ihrer Volksgenossen nicht sehen und nicht hören, sondern nur an sich denken. Und so hören sie nicht, wie es im Volke gärt und murrt, in dem Volke, zu dem doch auch sie gehören; wie es auseinanderfällt wie eine Ehe, aus der die Liebe gewichen ist. Und doch könnten sie gerade tagtäglich in nächster Umgebung prüfen, was es für die Ehe heißt, wenn die Liebe hinauszieht.

Da sind Hunderte von Paaren — und gerade unter den Reichen und Mächtigen, denen die Kinder versagt sind, weil der Gatte in jungen Jahren ein lustiges Leben führte und sich, wie man sagte, die Hörner ablaufen mußte. Da sind andere, deren Kinder siech und elend und idiotisch sind, weil ihre Väter so urgermanisch den Becher schwingen konnten. Und weiter gibt es Hunderte und Tausende von Ehen in allen Ständen, und in ihnen Hunderte und Tausende von Frauen, die dem Manne, der vor seiner Ehe nur käufliche Dirnen oder nur oberflächliche Gesellschaftsbekanntschaften hatte, nur Magd oder Haushälterin im Hause sind: Frauen, die als Mädchen mit höchsten Lebenszielen in die Ehen gingen, und nun schaudernd gewahr werden, daß ihr Lebensschifflein als sinkendes Wrack auf trübem Strome dahinfährt.

Und all der Tausende von Frauen mit ihrem Martyrium mußte ich tagtäglich gedenken, weil ich tagtäglich Frauentränen zu trocknen hatte. Und das war das schwerste für mich von allem: die Trauer und das Leid um die Trauer und das Leid derjenigen, die die Seelen der Welt bedeuten.

. . . . . .

Ich aber beuge mich vor dem „Unbekannten", — der in der Welt ist als Seele der Welt, unvergänglich, wie die Welt unvergänglich ist, unvergänglich, wie jede Kraftäußerung der Materie, — eins mit ihr und doch über ihr stehend, wie eure guten, mitfühlenden Herzen, die euch zu eurem Samariterwerk treiben, die Verlorenen aufzusuchen und zu retten; die euch treiben, die Wahrheit zu bekennen, Aufklärung zu verbreiten und Samen des Guten auszustreuen, Samen, der, wenn eure Körper längst in Atome zerflattert sind, weiterwächst und weiterwuchert, wie ein feiner Same, heute und weiter wohl in alle Ewigkeit.

Und mögen sie tausendmal beweisen, daß der Christus, den sie sich in ihren Dogmen zurechtgeschnitzt haben, nicht gelebt hat, — Einer hat sicher gelebt, Der, dessen Wellenringe der Liebe nun schon zwei Jahrtausende die Menschen lebendig gemacht haben; die, wie die Sonne, Wärme und Licht in die Menschheit ausgestrahlt haben! Und wenn sie sagen, daß Christi Lehre schuld sei, daß so viel Blut vergossen ist, und so viel Mar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tyrium erduldet ist, so sage ich euch: nicht Christus, nicht Christi Lehre ist daran schuld, sondern einzig und allein der Mangel an Liebe, die Genußsucht und die Selbstsucht der Fürsten, Pfaffen und ihrer Knechte.

. . . . . Laßt uns beten: Du Unfaßbarer, Unendlicher, von dem jeder von uns ein Teil ist, der du das Ganze, das All umfassest und mit ihm eins bist, wie das Gute, das aus irgendeinem von uns herausging, eins ist mit dir und doch noch weiterwirkt, wenn der Leib, dem es entsprang, längst verweht ist, du Großer, Inbegriff alles Guten, aller Liebe, sei in mir, sei in uns lebendig, damit wir dich ausströmen in die Menschheit als neue lebendige Liebe, als neue lebendige Kraft, wie die Sonne tagtäglich neue Wärme ausstrahlt in das allnächtlich erkaltende All. —

Ich kann in mir nicht zur Ruhe kommen. Was heißt denn Sünde? Ich habe herumgefragt bei den Autoritäten, auch den amtlich für solche Fragen angestellten, — aber keiner scheint es zu wissen. Auch mein Pfarrer nicht. Der eine sagt, alles, was den Gesetzen widerspricht. Den Gesetzen? Welchen Gesetzen? Jenen, die von Menschenhand gemacht sind und anders sind in diesem oder jenem Land, anders heute und anders morgen? Ein anderer sagt, alles sei Sünde, was unserem Gewissen widerspricht. Da haben die Menschen es sich freilich bequem gemacht, — denn Fürst, Minister, Professor, Doktor bis zum jüngsten Lehrling, — sie betäuben einfach ihr Gewissen mit ein wenig oder — mit etwas viel Wein, Bier, Sekt oder Schnaps, — und dann schweigt der unbequeme Schlingel Gewissen, — und die Sünde ist keine mehr. So machen sie es, wenn sie nach ihren Diners, Kommersen, patriotischen Festgelagen und Kneipereien in Gott weiß was für Winkelschenken ins Bordell taumeln, ... so machen sie's am Regierungstische, wenn sie zugeben, daß unseren so wertvollen, ja unentbehrlichen Arbeitskräften in unseren Kolonien, den Negern, schiffsladungsweise der Schnaps, den unsere hohen Herren brennen, verkauft wird, und dann, wenn sie zu Säufern geworden sind, noch obendrein Gewehre hinterher. Denn Menschen mit klarem Gewissen und nüchternem Verstande können doch solche an Wahnsinn grenzenden Taten nicht begehen oder auch nur gutheißen!

Auch das mit dem Gewissen genügt also nicht. —

Halt, — ich habs: Sünde ist alles das an Gedanken, Worten oder Werken, wodurch wir selbst oder andere krank oder unglücklich werden oder gar sterben.

* * *

Mir ist so angst, seitdem mir seit gestern das Wesen der Sünde, wie es schon in der Macht des Gedankens beruhen kann, klar geworden ist. Der einzige Mensch, den ich je in meinem Leben wirklich gehaßt habe, aus ganzer tiefster Seele gehaßt habe, weil er gar so verlogen und falsch ist, die Jugend zum Trinken verführt und mit seiner Gehässigkeit so viel Unglück stiftet unter den Menschen, saß mir im Gericht gegenüber, wohin ich ihn zitiert. Und wie ich ihm gegenüber saß, hatte ich nur den einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gedanken, ihm im Zweikampf mit einer Hand, die, wenn sie will, nicht fehlt, eine Kugel in die Stirn zu jagen, damit er nicht weiter Haß und Unheil unter den Menschen säen kann. — Und grauenhaft! Seit dem Tage fast trägt der Mensch an seiner Stirn ein Kainszeichen, just an der Stelle, an der meine Gedanken sich wie eine Kugel einbohrten, um ihn zu töten. Und die Stelle heilt nicht, — will nicht heilen, kann nicht heilen. —

Die Okkultisten nennen das „schwarze Magie". Aber das ist ja Unsinn. Ich glaub' nicht daran.

Ich weiß als Arzt, woher die Stelle stammt und kann doch nicht ruhig werden.

Herrgott im Himmel, — gib, daß seine Stelle heilt! Hilf mir, wenn es nicht anders sein kann, meinen Haß besiegen, damit sie heilen kann! —

* * *

Es ist entsetzlich in diesen ganzen Monaten. Ich habe sie nicht gehaßt! Bei Gott im Himmel, ich habe sie nicht gehaßt, und sie sterben reihenweise; der eine an Zuckerkrankheit, der andere an Arterienverkalkung, der dritte und vierte an Herz- und Leberverfettung und ich weiß nicht was alles. Ich weiß aber, sie haben sich gebrüstet damit, wieviel sie vertragen könnten und haben auf uns Wassersimpel geschimpft, haben uns verleumdet und schlecht gemacht. Wir haben versucht, sie aufzuklären, ich habe es wahrhaftig an Mühe nicht fehlen lassen, und nun sterben sie weg, diese armen Kerle, wie die Fliegen. Sie sagten, wir wären ihre Gegner und ruinierten ihr Gewerbe. Mein Gott, aber sie ruinierten die Menschen, und mehr als ein Dutzend kräftiger, junger Männer könnte ich an den Fingern herzählen, die gesund und arbeitsfroh in unsere Gegend kamen, und die sie an ihren Stammtischen festgehalten haben, und die nun schon längst auf dem Kirchhofe liegen. Ich habe sie nicht gehaßt, wahrhaftig, ich weiß es, ich habe sie nicht gehaßt. — Warum, mein Gott, hast du sie denn sterben lassen und sie nicht aufgeklärt, daß sie gesund blieben? Vielleicht hätten sie doch Einsicht bekommen und hätten alles anders gemacht. Mein Gott, es ist zu entsetzlich!

Was andre sagen

Neue Frauenkleidung und Frauenkultur. (Schriftleiterin: Else Wirminghaus, Köln.) 9. Jg. Nr. 1.

An unsere deutschen Frauen!

„Wir machen eine schwere Zeit durch, eine Zeit der Teuerung und der Überfüllung der Berufe. Hunderttausende leben in Sorge um das tägliche Brot. Trotzdem aber wächst der Hang zum Luxus, er wächst ganz besonders in der Kleidung der Frau. Gegen Lebensmittelteuerung und Wohnungsnot sucht man — wenn auch noch in sehr begrenztem Umfange —

durch Gesetze, durch Gründung von Genossenschaften usw. neuerdings einzugreifen. In der Bekleidungsfrage aber können weder Gesetze noch die Gründung von Genossenschaften nützen. Hier hat die Frau als Hauptträgerin des Verbrauchs den größten Teil der Verantwortung, und sie muß zeigen, daß sie die Bedürfnisse für Wohnung, Nahrung und Kleidung richtig abzuwägen versteht. Die Modeindustrie von heute tut aber alles, um durch überstürzte Anforderungen die Kosten für die Kleidung der Frau in eine Höhe zu treiben, die in keinem Verhältnis mehr steht zur sonstigen Lebensführung. Und was das Schlimmste ist: Die Modeindustrie und die vielfach mit ihr Hand in Hand arbeitende Presse spekuliert mit raffiniert aufgemachten Vorführungen und Ausstellungen, mit verlockend dargestellten Modebildern geradezu auf die Unmündigkeit der Frau, auf ihren Mangel an Verständnis gegenüber den Anforderungen einer gesunden Volkswirtschaft.

Deutsche Frauen! Strebt nach einer höheren Kultur und sucht diese nicht in sklavischer Befolgung der neuesten Mode. Legt Wert auf gute Stoffe, guten Schnitt und Materialechtheit und meidet falschen Schein. Verschwendet Euer Geld nicht an Waren, die als Modeerzeugnisse im Preise unmäßig gesteigert sind, deren Dauerwert oft ganz gering ist.

Kleidet Euch einfach! Unterstützt die deutsche Bekleidungskunst, die jenen Schäden unmittelbar entgegenarbeitet. Stellt Eure Lebensführung auf eine gesunde Grundlage. Zeigt, daß Ihr den Ernst der Zeit versteht, damit der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands nicht noch weiterhin in falsche Bahnen gelenkt wird!"

Deutsch-Österreich. (Herausgeber: Dr. Paul Samassa, Wien). 1. Jg. Heft 3.

Nikolaus Lenaus Abstammung. Von Adam Müller-Guttenbrunn.

„Die Fabeleien über die Herkunft des deutsch-ungarischen Dichters Nikolaus Lenau wollen kein Ende nehmen. Vor einigen Monaten erst erhielt ich eine Studie des Philosophen Eugen Dühring über die Seele des Dichters, in der er als das unglückliche Produkt einer interessanten Blutmischung aufgefaßt war und ständig als „Magnatensprößling" bezeichnet wurde. Und kürzlich las ich wieder solchen Unsinn in einer Charakteristik Lenaus, in der er als Vollblutaristokrat und als Madjarensprößling behandelt war. . . . .

Jetzt erscheint eine monumentale Lenau-Ausgabe im Leipziger Inselverlag und der Herausgeber derselben, Prof. E. Castle, wird im fünften Bande sämtliche Aktenstücke über den Dichter veröffentlichen. Seiner Freundlichkeit verdanke ich die Aushängebogen dieses Bandes, der geeignet ist, alle Märchen über die Abstammung des deutschen Dichters Nikolaus Lenau endgültig zu widerlegen. Auch sein Adel, aus dem einzelne so viel Wesen gemacht haben, ist in der simpelsten Art aufgeklärt. Der „Magnatensprößling" Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau war überhaupt nicht adelig geboren. Als Lenau 19 Jahre zählte, wurde sein Großvater, der Oberst Josef Niembsch geadelt, und dieser Adel ging auf die Enkelkinder über.

Doch greifen wir nicht vor.

Die Abstammung Lenaus war für die Wissenden kein Geheimnis, aber das große Publikum hat sich nie belehren lassen, die Fabeleien der literarischen Plaudertaschen aus dem Vormärz haben noch heute Geltung. Diesem gegenüber wird nun endgültig folgendes festgestellt: Die Familie Niembsch kommt aus Schlesien und ist durch mehrere Generationen eine österreichische Offiziersfamilie, jedes Kind wird in einer anderen Garnisonstadt geboren. Josef Niembsch kam 1752 in Arkebusch in den Niederlanden zur Welt. Er heiratete 1774 als Kürassier-Oberleutnant die Baronesse Katharina Kellersberg. Ihnen wird im Jahre 1777 in Tartosch ein Sohn Franz Niembsch geboren. Dieser Sohn wurde Dragoner-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leutnant beim 10. Regiment (Lobkowitz). Er quittiert den Dienst und heiratet die Maria Theresia Maigraber, Tochter des Pester Oberfiskals Franz Xaver Maigraber. Franz erhält eine Anstellung als Rentamtsschreiber im Banat. Dort lebt das Paar zuerst in Lippa, wo ihm eine Tochter geboren wird. Dann wird Franz Niembsch in das Schwabendorf Csatad bei Temeschwar versetzt, wo 1802 sein Sohn Nikolaus Franz Niembsch zur Welt kommt. Den ersten Namen erhielt das Kind nach dem Paten Nicolaus Hell, den zweiten nach dem Vater. Der Pfarrer Josef Gruber vollzog die Taufe.

Lenaus Vater war bekanntlich ein leichtlebiger Herr, und da seine Mutter eine Baronin Kellersberg gewesen, wird auch mit dem Adel geflunkert. Man nennt den ehemaligen Dragonerleutnant „edler Herr", und er läßt es sich gefallen. Aber er war es nicht. Erst am 14. November 1820, da Franz schon längst gestorben ist, schreitet sein alter Vater, der Oberst Josef Niembsch, um den Adel ein. Er habe dem Kaiser „zweiundfünfzig vierzwölftel Jahre ununterbrochen" gedient, sagt er und glaubt des Adels würdig zu sein. Und nach einigen Zwischenfällen wird am 10. April 1821 endlich das Diplom ausgefertigt für Josef Niembsch Edlen von Strehlenau. Dieser Adel geht auch auf die Kinder seines verstorbenen Sohnes über, und so wird unser Nikolaus Niembsch 4 Monate vor seinem 20. Geburtstag adelig. Er macht keinen Gebrauch von diesem Adel und nennt sich als Dichter nach den letzten Silben seines Prädikates Lenau.

Das ist die einfache, trockene Geschichte der Herkunft dieses großen deutschen Dichters. Nicht ein Tropfen madjarisches Blut floß in seinen Adern, er war mütterlicherseits ein Schwabe, väterlicherseits ein Schlesier von bürgerlicher Geburt. Daß er seine Kindheit und seine ersten Jünglingsjahre in seiner ungarischen Heimat verbrachte, das wurde fruchtbar für ihn als Poeten. Er brachte neue Farben in die deutsche Lyrik, und da sie gefielen und interessant befunden wurden, blieb er ihnen treu."

Rund um uns

Wie lange noch? Der Frost hatte eingesetzt, und jeden Tag, wenn ich an der großen Wiese außerhalb der Stadt vorbeikam, standen einige Jungen am Rande und probierten, ob das Eis noch nicht hielte. Aber sie brachen immer ein.

Dann, über Nacht, kam der erste Schnee. Und am Morgen war alles weiß. Straßen und Plätze und Wiesen und Wälder. Und das Eis war klingend hart.

Da hub ein Leben an auf der großen Wiese! Jungen und Mädchen, große und kleine, schnelle und langsame, geschickte und ungeschickte flogen auf den Schlittschuhen über die weite Fläche hin. Rot wurden die Wangen und leuchtend die Augen. Tiefer atmete die Brust, und heller klang das Lachen. Nie wurden die Schularbeiten so rasch gemacht wie in diesen Tagen. Und selten wurden die jungen Plagegeister so wenig im Hause gesehen wie jetzt.

Das dauerte drei Tage. Und dann, als ich des Morgens in der Dämmerung wieder an der Wiese vorbeikam, standen große Wagen darauf, und Männer mit Spitzhacken und langen Stangen daneben. Sie eisten die Wiese ab.

Ich wurde sehr traurig, als ich das sah. Nun würde ich die flinken, schmiegsamen Gestalten nicht mehr sehen, würde nicht mehr das fröhliche Jauchzen hören. Langweilig und öde würde die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wiese wieder daliegen, und steif und ernst würde der große Fabrikschornstein drüberherragen und die reine Luft mit schwarzem Rauch erfüllen. Warum das alles nur, fragte ich mich im Weitergehn?

Warum? — Das Eis hat ja Wert, Goldwert! Kluge Menschen wissen, daß Apotheker, Schlachter, Gastwirte und viele Andere es sehr gut gebrauchen können. Daß es daneben noch den Zweck haben kann, unsere Jungen und Mädchen für ein paar Stunden aufjauchzen zu lassen in überschäumender Jugendlust, ihre Lungen mit Kraft und ihre Herzen mit Freudigkeit zu füllen, was geht das sie, die Klugen, an? Auf der einen Seite das „Vergnügen" einiger Kinder, auf der andern der Geldbeutel einiger Geschäftsleute — Wer siegt in diesem Kampfe? —

Eine müßige Frage! Ist es nicht heute schon feststehender Grundsatz geworden, daß Wert nur hat, was man in geprägte Münze wechseln kann? Und daß alles andere Unsinn ist? Für Geld kann man alles haben! Ja — und frohe Herzen und lachende Augen und Mut und Begeisterung, das auch? — Unser Volk vor hundert Jahren war bettelarm. Aber Begeisterung hatte es! Und die machte es siegen über den großen Korsen!

Es war einmal! Heute lassen wir den geprägten Kaiserkopf rollen und lassen ihn Dörfer und Wälder mit seinem Golde ersticken. Oder entsinnt ihr euch nicht mehr jenes einsamen, versteckten Dorfes inmitten des großen Eichenwaldes? Stolze, strohgedeckte Bauernhöfe lagen da, das Niedersachsenpferd am Giebel. Wie alte Hüter deutscher Kraft sahen sie aus! Da kam die Eisenbahn in die Gegend. Und einige kluge Leute fanden, daß sich dort sehr wohl eine Fabrik anlegen ließe. Viele Menschen, Slawen zum großen Teil, kamen nun in das Dorf, und die Strohdachhäuser erwiesen sich als unpraktisch zum Wohnen. Große, steinerne Mietskasernen setzte man an ihre Stelle. Und der stolze Eichenwald wurde „nutzbar" gemacht, das heißt: man schlug die Bäume nieder und verkaufte sie als Bauholz. Heute, nach 30 Jahren, ist das grüne Dorf von ehemals so öde, so rauchgeschwärzt, daß kein Mensch drin wohnen möchte, wenn ers nicht müßte. Und die, die's müssen, sehen bleich und schmächtig aus, und die Säuglingssterblichkeit ist größer geworden, viel größer als früher. Aber die Gemeinde hat Geld, viel Geld. Und das ist ja doch das Wichtigste!

Ein Beispiel unter vielen nur ist dieses Dorf. Erleben wirs nicht alle Tage und aller Orten, daß alte, winklige, historische Gebäude mit ihren tausend Erinnerungen an Dinge, die unserm Volke lieb und wert geworden, niedergerissen werden, um Mietskasernen oder prunkenden Warenhäusern Platz zu machen? Oder daß eine Stadt sich ihres ganzen Waldgürtels beraubt, ihn „nutzbar" macht, weils Geld bringt, und daß die Bevölkerung dann den Sonntag in tabak- und alkoholdunstigen Wirtschaften zubringen muß, weil sie keinen Ort hat, wo sie die Lungen reinigen könnte vom Rauche der Fabrikschornsteine?

Glauben wir etwa, es sei gleichgültig, ob unsre Jugend zwischen himmelhohen Häusern zu schwächlichen, unlustigen Stadtmenschen verkümmere oder in Wald und Feld, in Licht und Freiheit zu frohen Tatmenschen heranwachse. Aber so ist es eben — die Mietskasernen sowohl wie die abgeholzten Wälder bringen Geld, und der Mensch selbst wird immer mehr nur noch als Arbeitsmaschine gewertet.

Erinnern wir uns wohl noch aus der Schulzeit her der alten Sage vom König Midas? Der sich wünschte, alles, was er anrühre, würde Gold? Und es geschah so! Aber dann, als er essen wollte, wurden die Speisen, das Brot in seinen Händen zu Gold, und er mußte verhungern inmitten allen Reichtums! Der Mensch kann nicht allein vom Golde leben!

Was wir brauchen, ist Raum und Licht und Luft und Sonne. Daß wir in freier Natur gesund und stark werden, körperlich stark, um im Lebenskampfe uns durchzusetzen. Aber statt dessen — wie lange wird es noch dauern, bis der letzte niedersächsische Bauernhof und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die letzte deutsche Eiche den „materiellen Interessen" zum Opfer fallen? Wie lange noch? — Fritz Schleyer.

Eine Wette. Ort: Ein Nachtcafé in Marburg. Zeit: Gegen 1 Uhr nachts. Ein halbes Dutzend angeheiterter Studenten betreten das Café, um ihren Durst zu löschen. Einer ist ziemlich stark angetrunken und behauptet dementsprechend, entgegen den Witzen seiner Kommilitonen, total nüchtern zu sein. Ein kurzer Wortwechsel, eine Wette! Zwei Runden bayrisch Bier zahlt der Held, wenn es ihm nicht gelingt, zu den 18 Schnäpsen, die er schon „intus" zu haben behauptet, noch 12 hinzuzufügen, ohne umzukippen; am nächsten Morgen um 8 Uhr wollte er dann im Kolleg antreten. Allgemeine Freude über das leicht verdiente Bier, ein Wink, und 12 Schnäpse in 12 reizenden verschiedenen Gläsern werden aufgefahren. Gerade ein Präsentierbrett voll! Bei der Menge des Stoffes werden die Gesichter etwas bedenklich, und um den Armen zu entlasten, werden dem Widerstrebenden 6 Schnäpse entzogen und von der Korona vertilgt. So, nun kann's losgehn! Einer murmelt etwas von Vergiftung und Verantwortung, zieht sich an, zahlt und geht. Lachen und Schimpfen hinter ihm drein, und dann geht's wirklich los. Ein Schnaps, — zwei Schnäpse, — hurra! was sind wir stark! — Da, — beim dritten schon bricht der Mann zusammen, lallt und schreit unverständliches Zeug. Lachend und schwatzend packen die Kommilitonen die Schnapsleiche zurecht aufs Sofa. Zwei Runden Bayrisches!

Fällt einem da nicht jener smarte Harry Frank ein? Auch ein Student. Er prahlt: „Ohne Geld in einem Jahr um die Welt!" Ein kurzer Wortwechsel, eine Wette. Und er machts! Arbeitet sich um die Welt und schreibt ein Buch darüber, wie's gemacht wird, auch für uns Deutsche. Er ist eben ein Amerikaner.

Wie hieß es doch neulich in der Vorlesung bei den Einfuhrprodukten Deutschostafrikas? „An achter Stelle an Einfuhrwert stehen Bier, Wein und Fruchtsäfte im Gesamtbetrag von 1 106 705 M. (1910). ‚Es sind eben Deutsche' sagen die Engländer; das ist aber nicht so schlimm. Es werden auch sehr viel Fruchtsäfte verbraucht. Übrigens, meine Herren, vor dem einheimischen Bier möchte ich Sie doch warnen. In Dar-es-Salam ist nämlich auch eine Brauerei; das Bier ist aber scheußlich!" — Es sind eben Deutsche.

Hans Weidemann.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Nädling, Ludwig: Für junge Herzen. Kindergedichte mit Zeichnungen von Balduin Aistermann. Geb. M. 1,20. Volksvereins-Verlag G. m. b. H., München-Gladbach.

Reinhardt, Dr. med. L.: Wie ernähren wir uns am zweckmäßigsten und billigsten? Geh. M. 0,75; geb. M. 1,25. Frankhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Scharfenstein, Helene: Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin. Geh. M. 6,—; geb. M. 7,—; in Halbfranz M. 8,50. Robert Lutz, Stuttgart.

Körber, Paul: Alles durch Liebe. Schauspiel in drei Aufzügen. M. 1,50. Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Metzger, Dr. Max Josef: Im Abgrund. Ein Stück Leben in vier Aufzügen. M. 1,—. Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Hahn, Emilie: Tante Pauline. Schwank in einem Aufzuge. M. 0,75. Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Buschmann, Alois: Meister Knieriem. Szene in drei Aufzügen. M. 1,—. Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Schelmuffskys wahrhaftige, kuriöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung. Heft 41 der deutschen Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel. M. 1,—.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 6 16. März 1913

Friedrich Hebbel.

Geb. am 18. März 1813.

Ein Volk, das seine großen Männer ehrt, ehrt sich selbst. Es beweist damit, daß es den Geist noch in sich fühlt, durch den jene aus dem Reichtum ihrer Seele dem Leben für ferne Geschlechter neue Werke geschenkt haben. Solche Ehrung besteht nur zum Teil in festlichen Veranstaltungen. Wichtiger ist es, daß ihres Wesens Hauch uns berührt und in uns neue Gestalt gewinnt. Wir können in Hebbel den großen deutschen Dichter bewundern, und doch des Besten, was er uns gegeben hat, verlustig gehen, wenn wir nicht empfinden, daß in ihm, nach seinen eigenen Worten, „gottlob der Mensch noch mehr war als der Künstler". Denn dichten war für ihn: zur Klarheit über sich selbst kommen, nicht etwa nur, indem er seine eigene Sehnsucht gestaltete, sondern um mit sich selbst „innerlich etwas abzumachen" und „mit jeder Produktion eine Lebensstufe abzutun, um dann eine höhere zu erklimmen". Darin liegt seine Bedeutung für uns. Leben war ihm bewußte, ständig fortschreitende Entwicklung aller in ihm liegenden Anlagen, war ihm Entwicklung seiner Kraft. Das war sein Ziel und nicht ein sogenanntes Glück. Denn im Glück sucht der Mensch sein Behagen, aber in der Kraft die Entfaltung seines Wesens. Darum sagt er: „Kraft ist Ersatz für Glück".

Das ist nicht nur ein stolzes und starkes Wort, von ihm zur eigenen Ermunterung geprägt. Es ist für ihn der Sinn des Lebens und entschleiert uns das Geheimnis seiner siegenden Kraft. — Wir wissen von seiner freudlosen Jugend und der furchtbaren materiellen Not, die ihn überallhin begleitete. Das Bewundernswerte aber ist, daß er daraus nicht eine Anklage gegen Menschen und Schicksal und somit eine Hemmung der eigenen Entwicklung machte, sondern daß sein Wille zu sich selbst alle Hindernisse überwand. Nicht gleich und wie selbstverständlich, weil leicht schaffende Begabung oder ein weltentrückter Blick die Not der Erde überflog. Er hat tief gelitten und schwer getragen an ihr, vor allem an dem Mangel einer nie wahrhaft genossenen Jugend. Denn die Armut, hören wir von ihm, hatte bei seinem Vater „die Stelle seiner Seele eingenommen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darum „haßte er die Freude; zu seinem Herzen war ihr durch Dornen und Disteln der Zugang versperrt; nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen". So war Hebbel nie Kind gewesen, und allzu frühzeitig wurde er durch die Sorge ums tägliche Brot und andere Umstände in die Rolle des Erwachsenen hineingedrängt. Dessen wurde er sich in späteren Jahren mit Schaudern bewußt, als er eines Tages irgendwo las: „Nur wer Kind war, wird Mann". Er war tief erschüttert und setzte hinzu: „Nun hat das Gespenst, das mich um mein Leben betrügt, einen Namen!"

Aber er gab trotzdem dem Gespenst nicht Gewalt über sich. Getreu dem Vermächtnis seiner Ahnen, der dithmarsischen Bauern, die den Grund, auf dem sie standen, allen Naturgewalten zum Trotz sich errungen hatten und daran festhielten, für die es im Ringen mit dem Meer sich immer nur um Abwehr oder Vernichtung, um Selbstbehauptung oder Untergang gehandelt hatte, die sich daher ihrer Kraft freuten und an ruhiges Glück nicht denken durften, wollte auch er kämpfen und siegen oder nicht mehr sein. Darum: die Not hatte zwar seine Jugend getrübt, und die getrübte Jugend lähmte oft die Schaffensfreude des Mannes, aber er nimmt die ganze schmerzvolle Vergangenheit mit ihren Folgen für die Gegenwart auf sich, d. h. in seine eigene Verantwortung. — Schon als Knabe zeigte er diese unabwendbare Richtung seines Wesens bei einem starken Gewitter, das plötzlich den Tag in schwarze, unheimliche Finsternis verwandelte und durch den niederstürzenden Hagel überall eine schreckliche Verwüstung anrichtete. Denn gerade dies war das Erlebnis, wie er später erzählte, durch das er lernte, nicht mehr bei Menschen, bei Vater und Mutter, Hilfe und Schutz zu suchen. „Ich hatte den Herrn aller Herrlichkeit kennen gelernt, seine zornigen Diener hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan, und in seiner vollen Majestät war er eingezogen". Hier war der Grund gelegt zu dem Gefühl innigster Verbundenheit seines Wesens mit einer übersinnlichen Welt, das ihn nie verließ. Wenn daher, wie in der Geschichte seines Landes, wilde Mächte immer wieder heranstürmten, um das Leben, das sich entwickeln wollte, zu vernichten, konnten sie ihm zwar tiefe Wunden schlagen — davon die Narben! Aber auch den Heldenmut, der ausharrt und den Kampf nicht aufgibt im heiligen Krieg um neue Güter der Menschheit: um eine neue Lebenserkenntnis!

Wie einst das Gewitter den fünfjährigen Knaben, so stellte später die Not den Jüngling und den Mann immer wieder vor die Frage: Wie trägt der Mensch das Schicksal, kleinmütig und gedrückt, oder mutig und aufrecht? Die Frage entscheidet sich darnach, was der Mensch vom Schicksal erwartet: allerlei Annehmlichkeiten und Freuden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, ein sogenanntes Glück oder Lebenserweiterung in Kraftentfaltung. Hebbel antwortete: Kraft ist Ersatz für Glück, und fügte hinzu: Darum hat sie kein Glück.

Daß es schön ist, seine geistigen und körperlichen Kräfte zu regen, und daß eine tüchtige und erfolgreiche Arbeitsleistung die Brust des Menschen von Glücksgefühl schwellen läßt, das wissen wir. Aber das ist es nicht, was Hebbel meint. Darum empfinden wir in diesen Worten neben dem Mut und Stolz des Überwinders den schmerzlichen Verzicht. Er hätte mit seinem Talent, wie man sagt, sein Glück machen können, wie mancher andre seiner Tage, der an künstlerischer Begabung weit unter ihm stand und schnell und reichlich Lohn sowie Ehre gewann. Hebbel hatte den Wert und die Bedeutung seines Wesens tiefer erfaßt. Darum mußte er verzichten auf das, was die Menschen gemeiniglich unter Glück verstehen: Freude, Behagen, Mühelosigkeit. Denn die ständige Entwicklung wahrhaft tiefster Kräfte der Seele besteht in ständiger Überwindung. Nicht nur alles dessen, was von außen drückt: Not und Sorge ums tägliche Brot, Neid und Haß, Verleumdung und Feindschaft der andern. Das alles hatte er in reichstem Maße zu tragen, und doch fühlte er als schlimmste Hemmung des Lebens die Hindernisse, die der Mensch, ohne sein Wissen und Wollen, sich selbst aufbaut, durch die eigenen Wünsche, die ihn verführen, daß er sein Ziel der Kraftentfaltung und Höherentwicklung dort zu sehen meint, wohin ihn im Grunde die Sehnsucht nach Glück, nach sinnlichen Gütern zieht. In diesem Irrtum erkannte er die Ursache der bittersten Schmerzen, die Quelle unheilbarer Leiden.

Darum ist die „Verwirrung der Motive im Menschen", wie er es nennt, das Leitmotiv seiner Tragödien. Was treibt die Judith, dem assyrischen Feldhauptmann Holofernes das Haupt vom Rumpf zu trennen? Ist es wirklich, wie die Heldengeschichte der Juden in der Bibel erzählt, nur der Wunsch, ihr Volk von der Herrschaft der Heiden zu befreien? Hebbel sieht noch etwas andres in ihr am Werk: „Die Rache für den eigenen geschändeten Leib", denn sie ahnt: „der Weg zu meiner Tat geht durch meine Sünde!" — Was zieht den jungen Golo so unwiderstehlich zur Genoveva? Ist es nur die Verehrung für die keusche Schönheit der Heiligen? Im Grunde ist es vielmehr die ungezügelte Sinnlichkeit des über Nacht zum Mann gereiften Knaben, sein leidenschaftliches Begehren, das Unberührbare zu besitzen. — Was macht aus der sittsamen Klara eine Maria Magdalena? Ist es wirklich nur der Wunsch, die gelobte Treue zu beweisen? Ist es nicht vielmehr die Schwerfälligkeit, sich von der Beschränktheit der väterlichen Ehrbegriffe zu befreien und dem tiefsten, eigenen Fühlen von wahrer Sittlichkeit zu folgen! Also:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine falsche Vorstellung, in die sich ein andrer, dem Menschen selbst nicht bewußt gewordener Trieb verkleidet, führt das tragische Verhängnis herbei. Denn der Mensch ist gewohnt und auch gewillt, den Kompaß seines Lebens nach Idealen zu orientieren, und merkt daher nicht, daß unbekannte Triebe seines Wesens auf andre Ziele gerichtet sind. Er dient einem egoistischen, sinnlichen Begehren, während ihn in seinem Denken allerhand schöne Bilder von übersinnlichen Werten zu locken scheinen. Gewiß sehnt er sich a u c h nach diesem Höheren — es ist sogar seine tiefste Sehnsucht. Judith will gewiß auch die Tat zur Rettung ihres Volkes und zur Ehre des wahren Gottes. Golo verehrt gewiß auch wirklich die Heilige. Klara möchte gewiß auch ihre Treue beweisen. Aber der Mensch ist so beschaffen — die ewige Ordnung der Natur weiß warum — daß er nebenher auch etwas ganz andres will. Er sieht nicht, daß sein höchstes Wollen durchkreuzt ist, daß das Streben nach sinnlichem Glück und Behagen seinem Handeln die Richtung gibt. Darum ist er gehindert, seine Kraft seiner eigentlichen Aufgabe zu widmen. So sieht Hebbel das Leben.

Da aber für ihn allemal „der Weg zum Dichter durch den Menschen" ging, so ist diese Erkenntnis vom Tragischen seine dramatisierte Selbsterkenntnis. In der eigenen Brust hatte er dies „durcheinander Tosen und Gären der Elemente" entdeckt, in sich selbst die Verwirrung der Motive, durch die das sinnliche Begehren von dem bewußten Wollen eine Maske leiht und die Seele betrügt. Jedoch, er sieht nicht nur dies. Wenn in seiner Heimat die große Flut kam, die alten Deiche überspülte und zerstörte und den einst so mühsam errungenen Besitz ganz zu vernichten drohte, dann standen seine Vorfahren zwar erschüttert vor der Gewalt der Schicksalsmächte, aber ihre Schläge nahmen sie in die eigene Verantwortung. So lernten sie wilde Naturkräfte meistern, bändigen und dienstbar machen. Ebenso brachte Hebbel die Erfahrung von dem chaotischen und unbeherrschten Drängen in ihm einen neuen geistigen Gewinn. Die Selbsterkenntnis führte zur Selbstbefreiung. Ein Stück nach dem andern von dem verführerischen und irreleitenden Begehren nach scheinbarem Glück wurde erkannt und geopfert, weil es seine Überzeugung war, „daß der ganze Mensch derjenigen Kraft in ihm gehört, die die bedeutendste ist". Sie in stetem Ringen und Kämpfen, unter oft schmerzlichem Verzicht auf das, was ihm bis dahin lieb und teuer gewesen war, zur Wirkung zu bringen, das war ihm Ersatz für das, was andre in der Erfüllung ihrer Wünsche sehen.

So wurde er frei von alten Fesseln, die ihn gebunden hatten, und die er vorher nicht zu lösen vermochte, frei zur Erfüllung der ihm persönlich gesetzten, unendlichen Aufgabe, die wohl geahnt, aber nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erkannt im Grunde seines Wesens lag. — Aber leidet der Mensch nicht am Irrtum, an der Verschuldung, daß sein innerstes Wollen sich von seiner Richtung durch sinnliches Begehren ablenken ließ. Vielleicht! Wahrscheinlich! Doch darauf kommt es nicht an, sondern auf die Steigerung des Lebens in Überwindung und Entwicklung. Denn er steht nicht allein für sich. Er ist ein Glied einer Kette. Mit Stolz und Dankbarkeit spricht Hebbel dies aus im „Geburtsnachttraum". Als er geboren ward, traten alle Ahnen herzu, um ihren jüngsten Sohn zu begrüßen und ihn durchs Leben zu begleiten, in allem, was sie ihm gegeben an Gutem und Bösem, so wie auch er seinen Sohn „durch Nacht und Sturm begleiten muß bis in den letzten Hafen".—Was er ererbt hatte, wollte er tragen. Die Folgen sind schuldlose Notwendigkeit, die nicht schwach, sondern recht begriffen, stark macht, denn alles Leben ist nur „Kampf losgelassener Kräfte um erneuertes Sein".

Fühlen wir die Erkenntnis vom Sinn des Lebens, die Hebbel in seinen Tragödien vor uns hinstellt, und die er in sich selbst gestaltet? Und wie notwendig sie unserer Zeit ist in ihrer Jagd nach Glück in allerhand sinnlichen Gütern, selbst da und gerade da, wo sie scheinbar von Idealen redet? Dann genügt es nicht, daß wir den Dichter Hebbel verehren und den Menschen in ihm bewundern. Es lebt sich leicht im Rausch der Bewunderung für Anderer Taten, und je feuriger der Rausch, desto schwächer ist oft der Antrieb zur Erneuerung des eigenen Lebens.

Es klingt so schön, was unsere Väter taten,
Wenn es im stillen Abendschatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft.
Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.

Darum, wenn wir Hebbels Geburtstag am 18. März feiern, wollen wir daran denken, daß, was er gewesen ist und uns gegeben hat, in uns Leben werden muß, in der Entwicklung unserer Kraft, die uns Ersatz ist für Glück. **Otto Mensendieck.**

Die deutschen Landerziehungsheime.

„Euer Kinder Land sollt ihr lieben. Diese Liebe sei euer Adel, das Unentdeckte im fernen Meere. Nach ihm heiße ich eure Liebe suchen und suchen." Fr. Nietzsche.

Wir Deutschen stehen seit alters im Auslande in dem Ruf, mustergültige Schuleinrichtungen zu haben, aber uns selbst will doch oft die bange Furcht beschleichen, ob dieser Ruhm nicht auf tönernen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Füßen stehe. Ist es nicht ein höchst bedauerlicher Zustand, wenn weite Kreise unserer Gebildeten, anstatt an der Schule ihr Leben lang, wie es sein sollte, ein lebendiges und dankbares Interesse zu nehmen, in ihr den Feind einer gesunden Entwicklung unserer Jugend sehen, der überwunden werden muß, gegen den man aber meist nicht aufzutreten wagt, weil er durch die „Berechtigungen" die Macht in der Hand hat? Ein großer Teil der Schüler selbst leidet bewußt oder unbewußt unter der Erfahrung, daß die Schule ihrer Eigenart, ihrer besonderen Begabung nicht gerecht wird und ihnen eine Entwicklung aufzwingt, in die sie sich zum dauernden Schaden ihrer Persönlichkeit nur mit Widerstreben fügen. So wird auch von der Jugend selbst die Schule oft genug als Feind empfunden, und leider drängt sich diese Auffassung auch in das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, das doch vielmehr ganz auf dem gegenseitigen Vertrauen aufgebaut sein sollte. Daß von der quellenden Begeisterung, von der überströmenden Werdelust, die die wahre Jugend beseelen und beseligen sollte, unter solchen Umständen nicht viel übrig bleibt, ist selbstverständlich. Unfreies, verdrossenes, blasiertes Wesen tritt an deren Stelle, das bei dem meist daneben vorhandenen sittlichen Schiffbruch unter Umständen zu einer traurigen Verwirrung des Geistes führen kann, von der die zahlreichen Schülerselbstmorde ein erschütterndes Zeugnis ablegen. So wächst ein bedauernswertes Geschlecht heran, das, bar alles selbständigen freudigen Wissenstriebes und Entwicklungsdranges, nur den äußeren Nutzen im Auge hat, d. h. die Schule nur besucht, um den nun einmal nötigen Berechtigungsschein zu erlangen. Ist, oft mit Mühe und Not, dieses Ziel erreicht, so hört in vielen Fällen damit alles geistige Streben auf. Und die Lebenshaltung, die ein großer Teil unserer Jugend führt, wenn sie der Schule entronnen ist (man denke an Alkoholismus und Sexualismus), beweist zur Genüge die Unfähigkeit der heutigen Schule in erziehlicher Hinsicht. Daß unter günstigen Umständen auch glückliche Ausnahmen vorkommen, ist erfreulich, beweist aber nicht das Gegenteil.

Auch viele Schulmänner leiden unter der oben geschilderten Lage schmerzlich, und das um so mehr, als sie ihre Hände gebunden fühlen durch das herrschende System, dem gegenüber sie mehr oder minder machtlos sind. Dieses System ist also in erster Linie verantwortlich zu machen. Es darf in seiner schultechnischen Gestaltung als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden. Es war das Ergebnis eines längeren Kampfes, der mit der Gleichstellung der drei verschiedenen Schultypen: Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule endete, wie sie in den Lehrplänen von 1901 offiziell zum Ausdruck kam. Stellen diese auch unzweifelhaft einen Fort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schritt gegenüber der Vergangenheit dar, so leiden doch alle drei Schulgattungen an demselben Hauptfehler, dem der Überlastung mit ungeeignetem und überflüssigem Stoffe. Die Folge dieser Überfüllung der Lehrpläne ist Überbürdung und Zersplitterung der Schüler, die eben dadurch die Freudigkeit am selbstgewählten Schaffen und die Fähigkeit geistiger Sammlung verlieren. Ferner fehlt häufig die Zeit für das, was heute bereits allgemein als unbedingt nötig anerkannt wird: freiwillige, nicht bevormundete geistige Betätigung, körperliche Ausarbeitung in Sport und Spiel und praktische Handfertigkeit in Laboratorium und Werkstätte. Also muß jede gesunde Reform vor allen Dingen mit einer Beschränkung der Lehrpläne beginnen. Das ist die Voraussetzung für die Grundforderung einer größeren Spannkraft unserer ganzen Schulorganisation, deren oben erwähnte Dreiteilung auf die Dauer nicht haltbar ist. Die Zukunftsentwicklung geht ohne Zweifel nach der Richtung der Einheitsschule hin mit einer vernünftigen Gabelung und besonders freier Gestaltung der Oberstufe. Nur dann könnte jeder deutsche Knabe, seiner Eigenart und Begabung entsprechend, durch wissenschaftlichen Unterricht wirklich gefördert werden.

Und schließlich seien noch zwei grundlegende Übelstände des herrschenden Systems erwähnt: der neunjährige Fremdsprachenbetrieb und das Einjährigenberechtigungswesen. Daß namentlich letzteres unmöglich noch lange in derselben Weise fortgeführt werden kann, ist heute bereits allgemein zugestanden. Nichts hemmt mehr die Entwicklung unserer höheren Vollanstalten, nichts untergräbt mehr das Ansehen unserer höheren Bildung überhaupt, als diese beiden Übelstände.

Wenn man alle diese, von der öffentlichen Schule größtenteils noch unerfüllten Wünsche überdenkt, dann kann von den Schulreformern wohl ohne Übertreibung von einer unerträglichen Notlage gesprochen werden. Tausende leiden unter ihr, Hunderte sprechen aus, was am bestehenden Zustand verkehrt ist und besser sein könnte und sollte, aber den Weg der Tat wagen und finden nur wenige. Und es muß ja zugestanden werden, daß im schwerfälligen Staatsorganismus das Ausprobieren solcher Reformen sehr schwierig ist. In dieser Beziehung ist auch der Staat auf Vorarbeit und Hilfe von privater Seite angewiesen.

Da erschien zur rechten Zeit ein Mann der Tat auf dem Plan, ein neuer Pestalozzi, der, körperlich und geistig ein Riese an Kraft, an Selbstüberwindung und Aufopferungsfähigkeit, aus reinem Idealismus für die ihm heilige Sache sein ganzes Leben an die Verwirklichung der Reform gesetzt hat: Dr. Hermann Lietz, der Schöpfer der deutschen Landerziehungsheime. In 15jähriger, rastloser Arbeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat Lietz in charakteristischen und geschichtlich bedeutsamen Landschaften des Vaterlandes drei Heime begründet: Ilsenburg am Harz, Haubinda in Thüringen, Schloß Bieberstein an der Rhön, von denen jedes nur eine Altersstufe der Jugend beherbergt. Diese Trennung der drei Stufen gehört mit zu den bedeutungsvollsten Punkten des Lietzschen Programms. Eine vielfache Berührung der einzelnen Heime ist dadurch aber keineswegs ausgeschlossen, wodurch das Ganze doch wieder zu einer großen Einheit wird. Freilich bietet diese Dezentralisation, wie die Erfahrung gezeigt hat, auch große Schwierigkeiten für Verwaltung und Leitung, und es dürfte die Frage berechtigt sein, ob diese nicht größer sind, als die Vorteile auf der anderen Seite.

In diesen Heimen werden durch ein für Leib und Seele gleichermaßen gesundes Leben der Jugend Lebensbedingungen geboten, unter denen in selbständiger Charakterentwicklung ein starkes, freies, männliches, echt deutsches Geschlecht heranwachsen kann, wie es unser Vaterland braucht.

Von den Landerziehungsheimen sind alle Internatsvorstellungen, wie man sie früher hatte, grundsätzlich auszuschließen: Schulkasernen mit großen Schlafsälen, wo der einzelne nur eine Nummer ist, und alles schablonenmäßig behandelt wird, wo ein Klassengeist herrscht, aber kein Familiengeist, wo auch die Kinder demgemäß zu Dutzendmenschen erzogen und um ihre besten Gemütskräfte betrogen werden. Gerade das Gegenteil soll hier gelten. Ein Kinderland, ein Jugendparadies, voll von beglückenden Möglichkeiten des Werdens, in welchem die kostbaren Blüten der Kinderseelen im Sonnenschein der Freude sich entfalten. Das ist nur möglich in einer Umgebung, wo alles auf die Jugend abgestimmt und angelegt ist. Deshalb ist auch Landleben, fern vom unruhigen, versucherischen und gleichmachenden Treiben der Städte die erste Grundbedingung dazu. Hier ist der gesunde Mutterboden, den das unverdorbene Kind begehrt, in dem es zu wurzelechtem Menschentum erwachsen kann. Allein schon mit dieser einen Tatsache des Landlebens fallen hundert Schwierigkeiten, die die städtische Erziehungsarbeit zu überwinden hat, hin oder gleichen sich doch allmählich von selbst aus. Wie röten sich die Wangen, wie recken sich die Glieder, wie mundet die kräftige, gesundheitlich einwandfreie Kost, wenn nun das Leben mit einem Male zu einem großen Teil in und mit der Natur sich abspielen kann! Und welche unersetzlichen erzieherischen Faktoren ergeben sich aus dem liebevollen Beobachten der Natur in ihren großen und kleinen Erscheinungen, aus dem Arbeiten, Schaffen, Spielen in Garten, Feld, Wald und Wiese, aus dem selbständigen Halten und Pflegen von allerhand Getier, ob es als Haustier der Allgemeinheit oder als Beobachtungsobjekt naturwissenschaftlichen Zwecken dient. Hier ergibt sich ferner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganz von selbst eine lebendige Berührung mit den schöpferischen wirtschaftlichen Kräften des Lebens — wir denken an Landwirtschaft und Handwerk —, die so viele Stadtkinder gänzlich entbehren müssen.

Natürlich haben alle Bestrebungen, die der körperlichen Ertüchtigung der Jugend dienen, und die heute wieder viel mehr als früher betont werden, in dem Landerziehungsheim eine Stätte, Turnen und Wandern, Spiel und Sport, in jeder Form und Art, die Jahreszeit und örtliche Gelegenheit gestatten.

Und das alles betreibt die Jugend dort nicht für sich allein, das teilt sie mit ihren Lehrern und Erziehern, die ihr durchaus als Freunde und Kameraden gegenüberstehen. So kann von einer so leicht als lästig empfundenen Beaufsichtigung und Bevormundung nicht die Rede sein, denn selbstverständlich wird auch eine vernünftige Selbstverwaltung in den Heimen nach Möglichkeit angestrebt. Und doch ist dafür gesorgt, daß die Erfahrung und Weisheit der Großen die richtigen Wege weist und Gefahren vorbeugt.

„Beschäftigung, die nie ermattet", das ist das Geheimnis des Erfolgs der Landerziehungsheimarbeit. Da kann keine verdrossene Langeweile aufkommen, die Muße zu schlechten Gedanken gibt, und abends sinken alle müde auf das Lager zu festem, gesundem Schlaf. Das ist die einzige wirksame Vorbeugung gegenüber den häßlichen sittlichen Schäden, die unsere Jugend an öffentlichen Schulen so zahlreich bedrohen und am Marke ihrer besten Kraft zehren.

Fördernd und segnend kommt dazu der ganze Geist des Heimes, der unmittelbar der sittlichen Erziehung dienen soll. Hier muß einer auf den anderen Rücksicht nehmen, hier schleift sich einer am anderen ab. So wird der krasse Egoismus, der der Jugend so nahe liegt, bekämpft, und es bilden sich dafür Gemeinsinn und soziales Empfinden. Die Kräfte des Gemütes werden besonders gepflegt durch die abendlichen Zusammenkünfte in der festlich gestimmten „Kapelle", die im Sommer wohl auch unter die Linde des Hofes oder die Bäume des Waldes verlegt wird. Hier sollen alle guten Geister des Schönen, Edlen und Reinen aus Musik, Kunst und Literatur sich sammeln und zur Jugend sprechen.

Dem ganzen Geist des Heimes entspricht schließlich auch die religiöse Erziehung, die mehr im Beweise des Geistes und der Kraft ruht als in vielen Worten und in äußerlichem Getue. Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Ursprünglichkeit dem Heiligen gegenüber, das ist hier die erste Losung. Den Geist Jesu gilt es lebendig machen auch in den Herzen der Jugend von heute und sie die Welt mit Gottes Augen sehen lehren.

Die Reformen der Lietzschen Landerziehungsheime auf dem Gebiete der Erziehung sind heute bereits in weiten Kreisen bekannt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und geschätzt. Daß aber von Dr. Lietz auch Reformen des Unterrichts — sowohl nach der Seite der Methode als der des Lehrplanes — gefordert und zum Teil schon mit Erfolg verwirklicht sind, das ist noch nicht in gleicher Weise bekannt. Doch da das mehr das schultechnische Gebiet berührt, so sei hier nicht näher darauf eingegangen. Wir verweisen aber auf das letzte Buch von Dr. Lietz, das gerade hierüber sich ausführlich ausspricht und allen Freunden der Erziehungsfrage auf das wärmste empfohlen sei*).

Es sei hier nur erwähnt, daß diese Reformen wesentlich in der Richtung der oben geforderten Einheitsschule sich bewegen und eine vernünftige Gabelung und Bewegungsfreiheit, besonders auf der Oberstufe, verwirklichen.

Die Besorgnis, der man bisweilen begegnet, daß in den Landerziehungsheimen der Jugend zwar ein herrliches Leben geboten, daß aber wissenschaftlich nichts oder doch nicht Genügendes geleistet würde, ist völlig unbegründet. Erste Fachmänner haben es auf Grund eingehender Erfahrungen vielmehr immer wieder bezeugt, daß die wissenschaftlichen Leistungen der Landerziehungsheime die an öffentlichen Schulen nicht nur erreichen, sondern in mancher Hinsicht sogar übertreffen. Jedenfalls gewinnt man den höchst erfreulichen Eindruck, daß hier Ehrfurcht vor dem geistigen Leben und Lust und Liebe an der geistigen Arbeit erweckt werden.

So reichen sich in den Landerziehungsheimen Erziehung und Unterricht die Hand, um das letzte Ziel der Erziehung zu verwirklichen: die Heranbildung eines mutigen und kernigen Geschlechtes, das sich seines Lebens freut, und an dem jeder Echte sich freuen kann.

Lassen wir zum Schluß Dr. Lietz selbst noch einmal seine Ideale zusammenfassen. „Gott zu suchen und zu verehren, das Vaterland über alles zu lieben, das Wohl der Gemeinschaft und das Glück des Nächsten allen eigenen Wünschen unbedingt voranzustellen, arbeitsfroh zu schaffen, aufrichtig und verantwortungsfreudig zu handeln, aus Kunst und Wissenschaft Begeisterung zu schöpfen für das Echte und Hohe, Geist, Seele und Leib zu stählen und fleckenlos rein zu halten: Diese Ideale der Jugend einzupflanzen, soll die vornehmste Aufgabe der deutschen Landerziehungsheime bleiben"**).

Dr. Trusen.

---

*) Die deutsche Nationalschule. Beiträge zur Schulreform aus den deutschen Landerziehungsheimen. Von Hermann Lietz. I. Voigtländer, Leipzig. 96 S. 2,— Mk. — Vgl. auch des Verfassers ausführliche Besprechung dieses Buches in der Zeitschrift „Neue Bahnen", Mai 1912.

**) Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß seit Pfingsten 1911 ein eingetragener Verein besteht „Freunde der Deutschen Landerziehungsheime (Dr. Lietz)". Dieser Verein hat sich die Förderung und Verbreitung der von Dr. Lietz vertretenen

Zur Umfrage über das Rechtsstudium.

Gegen Ende des vorigen Jahres ging sämtlichen deutschen Studierenden der Rechtswissenschaften ein umfangreicher Fragebogen zu, durch dessen Beantwortung Material „zur Kenntnis des Verhaltens und Empfindens der Studierenden der Rechtswissenschaften gegenüber den jetzt bestehenden Studieneinrichtungen" beschafft werden soll.

Veranstaltet ist das Unternehmen von der juristischen Studienkommission der Deutschen Freien Studentenschaft, befürwortet haben es über 100 der bedeutendsten deutschen Juristen, die sich dem Aufruf der Freien Studentenschaft anschlossen. Unter ihnen befinden sich bekannte Persönlichkeiten, wie Gerhard Anschütz, Konrad Bornhak, Graf zu Dohna-Schlodien (Königsberg), K. Hellwig, Reichstagspräsident Kämpf, Kipp, Köbner, Kohler, von Liszt, Piloty, Rudolf Sohm, Stier-Somlo und schließlich auch Zitelmann, der Vorkämpfer für die Reform des juristischen Studiums.

Die den Studierenden vorgelegten Fragen sind mannigfacher Art. In den Erläuterungen zum Fragebogen selbst werden sie in drei Gattungen geteilt. Einmal Fragen nach dem tatsächlichen Verhalten der Studierenden. Zu ihnen gehören neben solchen nach Alter, Semesterzahl, Schulleistungen — Fragen, die für die Wertung der eingesandten Beantwortung wichtig sind — z. B. folgende: Welcher Grund hat Sie selbst bewogen, Jurist zu werden? Haben Sie vor Beginn Ihres Studiums, oder gleich im ersten Semester, praktisch gearbeitet, und welche Erfahrungen haben Sie damit gemacht?

Reformen auch in der Öffentlichkeit zur Aufgabe gemacht. Vor allem will er helfen, das große Ziel der Umwandlung der Heime in eine öffentliche Stiftung zu verwirklichen. Denn diese sollen nach der Absicht des Gründers nicht privaten Interessen, sondern dem Vaterlande dienen.

Wegen näherer Auskünfte wende man sich an den Vorsitzenden des Vereins, Herrn Major a. D. Seeboh m, Jena, Kochstr. 3, durch dessen Vermittlung auch orientierende Drucksachen zu beziehen sind. —

Unter denen, die, was völlige Umgestaltung unseres Erziehungs- und Schulwesens angeht, ähnliche Ziele haben wie Dr. Lietz, sei besonders hingewiesen auf Joh. Langermann und seinen „Erziehungsstaat". Seine Ideen hat er niedergelegt in dem Buch: Steins politisch-pädagogisches Testament. (Verlag Mathilde Zimmer-Haus, Zehlendorf.) — Dagegen geht grundsätzlich andere Wege, mit denen sich der Verfasser dieses Aufsatzes — in Übereinstimmung mit vielen berufenen, neuzeitlichen Erziehern — nicht befreunden kann, Dr. Gust. Wyneken. (Man vergleiche die auf Dr. Wyneken sich beziehende Preßfehde im Berl. Tageblatt (Aug. 1912): „Der Kampf um die Jugend" von Ernst v. Wolzogen; „Die Freie Schulgemeinde", eine Erwiderung von Wolfgang Heine; und „Wyneken als Erzieher", eine Duplik von Ernst v. Wolzogen.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die zweite Reihe bilden Fragen nach Eindrücken, Beobachtungen und Erfahrungen der Studierenden: Welche Erfahrungen und Eindrücke haben Sie vom Bibliothekswesen? Was haben Sie an Erfahrungen und Eindrücken über das Repetitorenwesen zu berichten? (Besonders, ob die Repetitoren sich bemühen, die Universität nur zu ergänzen und ihren Besuch vorauszusetzen, oder ob sie sie ersetzen wollen.)

Endlich kommen Fragen nach Meinungen und Wünschen der Studierenden: Halten Sie die Art, wie heute der Anfänger in das Rechtsstudium eingeführt wird, für richtig? Was halten Sie von der Unterbrechung des Universitätsstudiums durch eine Zwischenpraxis? Wie denken Sie über die Ausbildung in der Rechtsgeschichte?

Man sieht, es sollen, wie es die schon oben wiedergegebene Stelle des den Bogen begleitenden Aufrufs ausspricht, das Verhalten und Empfinden Studenten gegenüber den Studieneinrichtungen offenbart werden. Das Wesen des Rechtsstudenten soll erforscht werden.

Man ist sich längst darüber einig, daß das juristische Studium reformbedürftig ist; und an kleinen Reformen der letzten Jahre fehlt es nicht. (Man denke zum Beispiel an den jüngst herausgekommenen Ministerialerlaß über die Beurlaubung der Assessoren, die ihnen ein „Nachstudium" ermöglichen soll.)

Denen, die daran gehen, die nötigen Reformen durchzuführen, soll nun eine Unterlage geschaffen werden, damit sie sehen können, wie denn eigentlich die denken und empfinden, um deretwillen hauptsächlich das Studium reformiert werden soll; wo ihre Schwächen liegen — denn diese muß eine gewissenhafte Beantwortung des Bogens an das Licht bringen —, worauf ihr Streben gerichtet ist.

Aber damit das Bild, das so entstehen soll, auch einigermaßen lebenswahr sei, und damit es nicht die Ausnahme als Regel hinstelle, ist es notwendig, daß sich die Studenten möglichst geschlossen daran beteiligen. Persönliche Vorurteile und Abneigung gegen die Freie Studentenschaft darf dabei nicht mitsprechen — auch ich bin kein Anhänger dieser Bewegung.

Da ist es denn höchst bedauerlich, wenn mehr und mehr Stimmen laut werden, die gegen dies Selbstbekenntnis der Studierenden Stimmung machen, und so sicher viele von der Beantwortung des Bogens abhalten werden, was zu einem Mißerfolg des ganzen Unternehmens führen muß; es ist deshalb doppelt bedauerlich, weil zum größten Teil unter gänzlicher Verkennung des Sachverhaltes und der wahren Absichten der Veranstalter gegen ihr Beginnen gesprochen wird.

Daß sich Stimmen unter den Professoren dagegen äußern würden, war vorauszusehen. Es wird manches kritisiert werden, und bis-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weilen kränkt eine abfällige Kritik. Soll der Schüler seinen Meister lehren? wird da gesagt. Und dann sind Fragen aufgeworfen, die wohl tatsächlich über den Kreis der Urteilsfähigkeit der Studierenden hinausgehen. Sollen unfertige, unerfahrene junge Menschen schwerwiegende Probleme lösen? Der bekannte Freiburger Professor Lenel fürchtet weiter, — er spricht dies in der Deutschen Juristenzeitung aus —, die Erfahrenen werden von den Unerfahrenen um Rat gefragt werden, so daß die zum Ausdruck kommende Meinung doch nur die eines Teiles der Studierenden sein wird. Eher wird aber wohl ein bequemer Geist den Bogen überhaupt nicht ausfüllen; aber geht der jüngere Student wirklich zu einem älteren, erfahreneren und läßt sich von dessen Denkart beeinflussen, nun, dann ist die Meinung des andern eben die seine geworden, und das abgegebene Urteil spricht so eben die Meinung des Unerfahrenen aus, der sich der eines Erfahrenen unterworfen hat: Prüfe sich doch jeder selbst, wie viele seiner Anschauungen ihre Quelle in ihm selbst haben, und wie viele ihm durch die Überzeugungskraft überlegener Geister aufgedrungen sind. Ein derartiges Ratholen wird vielmehr zur Klärung trüber und verworrener Vorstellungen führen und daher zu begrüßen sein.

Auch der Kreuzzeitung wird von „geschätzter Seite" in ablehnendem Sinne geschrieben. Der Schluß dieses Aufsatzes (in der Ausgabe vom Donnerstag den 19. Dezember v. J.) zeigt deutlich, daß man nur zu sehr den Sinn der Umfrage verkennt oder verkennen will. Es heißt da: „Ein Teil der unter dem Aufruf stehenden Namen bürgt dafür, daß es sich nicht um eine bewußte Betätigung der Demokratie handelt. Aber objektiv beeinflußt ist die ganze Angelegenheit wohl doch von den übermächtigen demokratischen Zeitströmungen. Wie bei diesen sonst, so wird auch hier jemand zu einem Urteil berufen, der besser täte, zunächst einmal den Tatbestand festzustellen und Sachverständige zu hören. Wir halten zahlreiche Ideen für Kinder des Dilettantismus und können vor einem Fortschreiten auf dem Wege der letzten Jahrzehnte nur eindringlich warnen".

Es ist doch garnicht der Zweck der Sache, daß Sachunkundige Werturteile abgeben sollen, oder daß gar auf Vorschläge von Dilettanten hin Neuerungen eingeführt werden sollen; es handelt sich lediglich darum, festzustellen, wes Geistes Kind denn eigentlich der moderne Rechtsstudent ist.

Es ist wertvoll, das Temperament des Tieres zu kennen, das man einreiten will.

Allerdings von einem Standpunkt aus kann man das ganze Unternehmen von vornherein ablehnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gehen wir vom Staat als einer starren, unveränderlichen Größe aus, dann werden wir zugeben, daß er denen, die ihm dienen wollen, Bedingungen vorschreibt, die er setzt, ohne daß er dabei auf die Persönlichkeit derer Rücksicht zu nehmen braucht, die sich ihm in dieser Absicht nahen.

Sehen wir dagegen in dem Staat ein organisches Wesen, in dem jeweils die Lebenswerte der ihn bildenden Einzelwesen zum Ausdruck kommen, so haben wir in dem vorliegenden Falle sehr wohl Rücksicht auf das Wesen des Studierenden zu nehmen.

Denen, die da kommen, um die in ihnen ruhenden Werte und Keime im Interesse der Gesamtheit zu entfalten und zu verwerten, soll der Weg, der sie dazu führt, nicht durch unzweckmäßige Anlage, die der Natur der ihn Beschreitenden keine Rechnung trägt, erschwert werden; vielmehr möge man sich bei seiner Anlage bewußt sein, daß ihn Wesen mit Wünschen und Bedürfnissen beschreiten werden, auf die Rücksicht zu nehmen ist, soweit dies den Weg nicht vom Endpunkt abführt. Dazu aber ist es nötig, eben diese Natur der Wanderer, ihre Wünsche und Bedürfnisse, vor der Anlage kennen zu lernen; ob und inwieweit man tatsächlich in der Lage sein wird, sie zu berücksichtigen, ist eine Frage zweiter Ordnung.

Dies müssen wir im Auge haben, wenn wir über die Zweckmäßigkeit der Umfrage über das Rechtsstudium ein Urteil abgeben. Und es ist wünschenswert, daß in diesem Sinne aufklärend gewirkt werde, um auch in der Öffentlichkeit Stimmung für die Umfrage zu machen — denn wir kennen die Macht der öffentlichen Meinung.

Werner Jungfer.

Flurschaden.

Ich soll „Wandervögel" und Anhänger anderer Wandervereinigungen davor warnen, auf ihren Wanderungen durch Nachlässigkeit oder Übermut Feld und Waldanpflanzungen zu schädigen.*) Nun ja! — Schaden kann es ja nichts! Also mögen diese Wanderer auch fernerhin die Vernunft und Vorsicht auf ihren Fahrten walten lassen — wie bisher; denn die organisierten Wanderer sind in erster Linie berufen, in der Kunst wie in der Technik des Wanderns so vorbildlich zu werden, daß ihre Art schließlich auch auf nicht organisierte „Ausflügler" abfärbt. Ich möchte besonders betonen, daß wir mit der Erfüllung dieser Forderung bei den Wanderorgani-

*) Der Verfasser war von uns gebeten worden, zu den hier und da in die Öffentlichkeit gedrungenen Beschwerden über Flurschäden, die angeblich durch Wanderer verursacht sein sollen, Stellung zu nehmen und die Freunde des Wanderns zur Vorsicht und zur Achtung fremden Eigentums zu ermahnen. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sationen zufrieden sein können. Und ich möchte sie lieber in Schutz nehmen als warnen. Eher möchte ich davor warnen, Schaden, der durch nichtorganisierte Wanderer verursacht worden, den „Wandervögeln" oder Anhängern anderer Vereinigungen in die Schuhe zu schieben, und eine Ermahnung zum Naturschutz auf Wanderungen lieber an die „Ausflügler" ergehen lassen. Freilich sind auch unter den „Ausflüglern" unzählige, denen die Warnung nicht zugerufen zu werden braucht. Aber unter ihnen sind auch die, welche wirklich ohne alle Anleitung und in großer Harmlosigkeit in der Natur herumziehen und aus Unkenntnis mancherlei Schaden verursachen. — Was wir Wandervögel aber nicht strenge genug fordern können, ist eine scharfe Trennung bei Berichten, Vorwürfen wegen verursachten Schadens, Unglücksfällen und anderen Gelegenheiten zwischen nichtorganisierten „Ausflüglern" und den Anhängern von Organisationen, wie dem Bunde Deutscher Wanderer oder dem „Wandervogel", Bund für Deutsches Jugendwandern. In der Leipziger Zeitung vom 29. November 1912 ist ein Bericht über die Lage der Landwirtschaft und der landwirtschaftlichen Arbeiter im Bezirke des landwirtschaftlichen Kreisvereins Leipzig im Jahre 1912, abgedruckt. In diesem Bericht, den das Direktorium des landwirtschaftlichen Kreisvereins an das Königl. Ministerium des Inneren erstattet, finden wir folgenden Absatz:

> „Aus der Umgebung von Leipzig wird vielfach über Schaden geklagt, den die Wandervögel und andere Ausflügler anrichten, indem sie im schnittreifen Grase lagern, in Feldern und Wiesen Kochlöcher graben, unbekümmert um die Feuersgefahr direkt bei gefüllten Feldscheunen Feuer anbrennen, ins hohe Getreide laufen, um Blumen zu pflücken usw. Wenn die Landwirtschaft auch dem Großstädter den Genuß von Gottes schöner Natur von Herzen gönnt, so muß doch verlangt werden, daß ihr nicht, wenn auch oft nur aus Unkenntnis, Schaden zugeführt wird."

Die Bundesleitung des Wandervogels hat darauf in einem Briefe an das Direktorium auf diese Stelle, in der Wandervögel mit anderen Ausflüglern in einen Topf geworfen werden, Bezug genommen. Es heißt in dem Briefe:

> „Da Sie bei den Schädlingen der Landwirtschaft die „Wandervögel" ausdrücklich erwähnen und sie sowohl dem Königl. Ministerium des Innern als auch der Öffentlichkeit gegenüber der Untugenden zeihen, die Sie zugleich anderen „Ausflüglern" zur Last legen, so sind Sie zweifellos im Besitze von Beweismaterial in dieser Hinsicht. Darum richten wir die höfliche Bitte an Sie, uns alsbald möglichst genaue Beantwortung der folgenden Fragen zugehen zu lassen:
>
> 1. Wer hat in der Umgebung Leipzigs über Schaden geklagt, den die „Wandervögel" verursacht hätten?
> 2. Auf welche Weise ist festgestellt worden, daß es sich tatsächlich bei den Schädlingen um „Wandervögel" gehandelt?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Welche „Wandervögel", Führer (Ortsgruppe und Anschrift) können Sie uns namhaft machen, die sich einer der genannten „Ausflügleruntugenden" schuldig gemacht haben?

Wir sind für möglichst genaue Beantwortung der Fragen insbesondere deshalb dankbar, weil innerhalb der Wandervogelorganisation gerade die Gemeinsamkeit der Ausbildung aller Wandervögel darauf abzielt, solche Ausschreitungen zu verhindern. . . . ."

Leider hat das Direktorium des Landwirtschaftlichen Kreisvereins Leipzig in seiner ausführlichen Erwiderung an die Bundesleitung des Wandervogels es abgelehnt, die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten. Steht es in diesem Falle also noch dahin, wieweit die Vorwürfe gegen den „Wandervogel" zu Recht bestehen, so liegen doch auch abgeschlossene Arbeiten vor, die den Zweck verfolgten, den guten Ruf der Wandervogelsache zu wahren. Von besonderem Interesse ist, was über „Wandervögel und Waldbrände" im Septemberheft 1912 der Monatsschrift „Wandervogel" mitgeteilt wurde:

In einer Osnabrücker Zeitung wird vor der Öffentlichkeit zu den oft wiederholten Verdächtigungen Stellung genommen, die sich die Wandervogelbewegung aus Anlaß der sommerlichen Waldbrände gefallen lassen sollte. Es sei hier gesagt, daß große Ortsgruppen (z. B. Hamburg, Leipzig) während dieses Sommers das Abkochen auf Tagesfahrten ganz untersagt haben, und daß sonst allenthalben mit der nötigen Vorsicht gekocht wurde. In der Osnabrücker Zeitung heißt es:

„Die zahllosen Wald-, Heide- und Moorbrände des vergangenen Jahres bildeten eine traurige Begleiterscheinung seiner außergewöhnlichen Dürre, die Wald und Flur versengte. Über die Hälfte der Brände fand an Sonntagen statt, wo die Ausflügler der Großstädte das Land überschwemmen. Die Wandervögel kochen häufig im Freien ab, tragen ihr Kochgeschirr für jedermann sichtbar auf dem Rücken und fahren auch vorzugsweise an den Sonntagen ins Freie, Gründe genug, so schreibt Fried. Metterhausen im „Niedersachsen", sie den Unbefangenen als dringend verdächtig erscheinen zu lassen, an den Brandstiftungen in erster Linie beteiligt zu sein."

Unter diesen Umständen sahen wir uns veranlaßt, eine Untersuchung darüber anzustellen, wie weit dieser Vorwurf zu Recht besteht. Wir richteten ein Rundschreiben an 34 Ämter der Heide- und Moorbezirke der Provinz Hannover und Oldenburgs mit der Bitte um Rückäußerung darüber, wieviele Wald- und Flurbrände nachgewiesenermaßen durch Mitglieder organisierter Wandervereinigungen verursacht seien, oder in wie vielen Fällen ein begründeter Verdacht vorliege.

Auf diese 34 Fragen sind 32 Antworten eingegangen, die ohne Ausnahme die gestellten Fragen in verneinendem Sinne beantworteten. Zu gleicher Zeit richteten wir auch an die Ortsgruppenleiter einer großen Wandervereinigung der gleichnamigen Bezirke eine Aufforderung zum Bericht, über etwa vorgekommene, durch Wandervogelhorden veranlaßte Brände. Es sind keine Berichte eingegangen. Das Ergebnis dieser letzteren Rundfrage ist noch erheblich wichtiger, als das der ersteren, da es nahezu ausgeschlossen erscheint, daß auch nur ein einziger, durch eine Wandervogelhorde verursachter Brand durch gemeinsame ehrlose Verabredung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Teilnehmer verheimlicht sein könnte. Bedenkt man nun, daß das betreffende große Landgebiet im Laufe des Jahres 1911 von mindestens 2000 Wandervogelfahrten berührt sein dürfte, so wird jedermann mit uns darin übereinstimmen, daß wir von dem Ausfall unserer Untersuchung befriedigt sein dürften.

Die Vorschriften über das Abkochen in den Fahrordnungen sind als gemeinsame Kontrolle der Leiter der Wandervogelvereine und der Landbevölkerung gedacht und abgefaßt. Wir bitten daher unsere Freunde vom Lande ebenso freundlich wie dringend, von diesem ihnen als selbstverständlich einzuräumenden und eingeräumten Rechte fleißig Gebrauch machen zu wollen.

Wollen sie von unseren jungen Freunden nichts wissen, auch ihnen keinen Platz zum Abkochen anweisen — vielleicht sind sie von ungebetenen Gästen überlaufen — so mögen sie die Wandervögel von dannen ziehen heißen. Sie werden es ihnen nicht verübeln. Lieber ist es uns aber, wenn uns Entgegenkommen und Unterstützung zuteil werden.

Wir haben die feste Zuversicht, daß allmählich die organisierten Wanderer, namentlich die Angehörigen der Jugendwanderbewegung „Wandervogel", auch von den maßgebenden Stellen in der Land- und Forstwirtschaft richtig gewertet und von „Ausflüglern", die außerhalb der Vereinigung stehen, streng geschieden werden. Daß sie nicht als Schädlinge der Fluren und Wälder, sondern wegen ihres Bestrebens, den höchsten Anforderungen gerecht zu werden, wegen ihrer leichten Kontrollierbarkeit, wegen ihrer freiwilligen Unterordnung unter Bestimmungen zum Schutze der Natur als durchaus nützliche Vögel erkannt und behandelt werden.

Ansätze dazu sind namentlich in der Forstwirtschaft schon vorhanden.

Man vernimmt gelegentlich aus dem Munde von Forstbeamten, die mit den Sitten der Wandervögel vertraut sind, Aussprüche, wie diesen:

„Die Wandervögel wissen besser mit dem Feuer umzugehen, als Waldarbeiter und Zigeuner zusammen."

Es kommt auch vor, daß Wandervögel alljährlich vom Förster eingeladen werden, wenn er den Windbruch des Waldes verbrennt. Dem Wandervogel widerfährt also schon jetzt mehr und mehr Gerechtigkeit. Hoffentlich tragen auch diese Zeilen bei zur richtigen Wertung der Arbeit des Wandervogels, zur Minderung — nicht zur Mehrung des Flurschadens! **Friedrich Wilhelm Fulda.**

Skilauf.

Woher kommt es nur, daß die meisten Skiläufer in Deutschland so schlecht laufen und so lange Zeit gebrauchen, bis sie die Skier (Schneeschuhe) beherrschen lernen? Die Frage muß sich jede

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutsche Turner vorlegen, wenn er die vielen Stümper auf dem Feldberge, im Riesengebirge oder sonstwo sieht. Ist der Skilauf doch eine Kunst, die jeder, der über gesunde Glieder verfügt, in zwei bis sechs Tagen so gut lernen kann, daß er Fahrten im verschneiten Gebirge machen kann. Ein deutscher Turner gar kann es in dieser Zeit zu einer gewissen Sicherheit in der Beherrschung der Bretter bringen, sodaß ihm der Skilauf als eine der schönsten Körperübungen schnell vertraut und lieb wird.

Viel mehr Menschen als jetzt könnten vom Skilauf Freude und Erholung haben, wenn das Erlernen ihnen nicht planmäßig erschwert würde, anstatt daß es nach turnerischen Erfahrungen und Grundsätzen geübt werde.

Hier haben wir den Grund der Stümperei: der Skilauf ist etwas ganz Einfaches, die wenigen Grundbegriffe aber, die zum Lernen notwendig sind, werden den Anfängern nicht mitgegeben*). Es ist offenbar gewissen Menschen, die ihre Person oder ihre Waren unentbehrlich machen wollen, gar nicht recht, daß die Sache so einfach ist. Diese wollen, daß die Lernenden glauben, der Erfolg hänge von allen möglichen Versuchen ab; dann aber, mit der Zeit, komme dem Skifahrer eines Tages die höhere Eingebung, nachdem er recht viel Geld für allerlei unnützen Sportkram ausgegeben hat, für schlechte Anleitungen, für Neuerungen, mit denen betriebsame Erfinder zu jeder Wintersportzeit „herauskommen", oft, bevor sie praktisch erprobt wurden.

So halten diese Leute, die sich mit mehr oder weniger Recht als große Kenner des Wintersports aufspielen, unzählige erholungsbedürftige, naturhungrige Menschen von den Freuden des schlichten Wintersports zurück oder verderben ihnen die Lust daran. Wenn doch die deutschen Turner es sich einmal zur Aufgabe machen wollten, sich um den Skilauf zu kümmern! Da wären viele Tausende, die gewohnt sind, eine Turnaufgabe schulmäßig anzufassen. Die Übungsfelder würden dann ein wenig anders aussehen, als jetzt, und das Schlechte, das überall auf die Dummheit der Menge rechnet, würde bald erkannt sein und verschwinden**).

---

*) Ähnliches kann man vom Schlittschuhlauf sagen. Wer tagelang übt, ohne zwischen Außen- und Innenkante des Schlittschuhs zu unterscheiden und keinen Begriff von der Entstehung des Bogens, von Abstoß, Haltung und Schwung hat, dem wird geradezu die Lust genommen. Und wenn er dann trotz aller Unkenntnis einige Sicherheit auf dem Eise gewann, dann sind die Schlittschuhe so stumpf, daß er am selbständigen Erkennen der turnerischen und physikalischen Zusammenhänge dadurch gehindert wird. Ein erfahrener Läufer kann da mit wenigen Belehrungen bei Anfängern viel Gutes stiften.

**) Vgl. den Aufsatz von Hans Paasche „Volkserziehung im Schnee", Vortrupp 1912, Nr. 5.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Bild, das sich heute dem Zuschauer bietet, der sich zum ersten Male (in unzweckmäßiger Kleidung natürlich) in die Kälte und Wildnis hinaustraut, ist gewiß nicht ermutigend. Da krebsen einige, mit Wolle dick ausgepolsterte junge Menschen im Schnee herum. Sie liegen mehr, als daß sie aufrecht stehen. „Ich kriegs nicht raus", hört man sie seufzen und denkt, es seien Anfänger. Aber diese Anfänger verraten dann, daß sie „erst" im zweiten oder gar dritten Jahre laufen. Dazwischen saust dann das Zerrbild einer menschlichen Gestalt in rasender Fahrt und krummer Haltung den Abhang herab und bremst unten mit einem Schwung, wobei es wild mit den Armen in der Luft fuchtelt, sodaß man den Eindruck hat, es handle sich hier um ein gefährliches Zirkuskunststück. Dieser Schwung, der an sich das Einfachste ist, was man sich denken kann, wird obendrein mit einem fremdklingenden Namen belegt, und die, welche ihn machen, tun so, als müsse man zum mindesten einen ganz bestimmten Kirchenglauben oder sonst noch was haben, um das zu lernen. Daß auch diese Übung ein Turner in ihre Aufbaustücke zergliedern kann, wissen sie wahrscheinlich selber nicht oder verheimlichen es wenigstens ihren Bewunderern.

Die Hoffnungslosigkeit der Mehrzahl und die überlegene, aber ganz sinnlose Vorführung des einzelnen „Künstlers" schrecken den Zuschauer gleich stark ab. Er schließt aus dem, was er sieht: „Es ist schwer zu lernen, und so etwas, wie dies Abfahren, ist für mich überhaupt nichts".

Ganz recht, beides aber ist auch nicht der Skilauf. Will jemand den aber kennen lernen und kauft sich ein Buch, dann geht die Verwirrung erst recht los. Denn auch diese Sport- und Skibücher scheinen es, mit wenigen Ausnahmen, darauf abzusehen, die Leser zu verwirren.

Was der Skiläufer braucht, das ist eine erprobte Ausrüstung und eine klare, verständliche Turnvorschrift für den Ski. Was er nicht braucht und was ihn schädigt, ist dies: die Aufzählung aller festen, losen oder historischen Bindungen, Holzarten und Skier, an denen irgendein Erfinder und Fabrikant verdienen will.

Nun gibt es, zum großen Kummer aller derer, die ich eben kennzeichnete, eine musterhafte, unübertroffene, einfache Turnvorschrift, nach der man sogar ohne Lehrer den Skilauf lernen kann. Ja, man kann die klar zergliederten Übungen, bevor Schnee fällt, im Zimmer, in der Turnhalle einstudieren.

Diese Turnvorschrift hat Mathias Zdarsky geschrieben. (Mathias Zdarsky, der alpine Skilauf. Konrad W. Mecklenburgs Verlag, Berlin. Preis 2,50 M. Das Buch enthält Abbildungen nach Photographien.) In den meisten Sportgeschäften und Buch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handlungen findet man zwar die unmöglichsten Anleitungen für den Skisport, merkwürdigerweise aber nicht diese eine brauchbare Turnvorschrift. Die muß der Käufer erst bestellen, wenn er sie haben will, und meist wird er sie erst bekommen, nachdem er im Wissensdurst ein halbes Dutzend anderer, oft mit zweifelhafter Weisheit überladener Skisportbücher gekauft hat.

Nun sind aber für die meisten Menschen die Tage des Winteraufenthaltes im Gebirge knapp bemessen und dürften nicht an überflüssige Versuche vergeudet werden. Deshalb ist jedem, der Freude von seinem Skilauf haben und Mißerfolg unter allen Umständen vermeiden will, dringend zu raten, sich den Skilauf nicht ganz unnötig zu erschweren, sondern einmal nach Zdarskys Vorschrift mit den Übungen zu beginnen. Er kann dann später immer noch zu einer „anderen Schule" übergehen, wenn er glaubt, Besseres und Schöneres da zu lernen.

Es empfiehlt sich auch, über die Ausrüstung nur Zdarskys Ratschläge zu hören und sich nicht durch andere Ratschläge, so gut sie gemeint sein mögen, verwirren zu lassen.

Zdarsky sagt: „Dies habe ich als das Beste erprobt". Und man kann ihm um so mehr vertrauen, als es meist ganz billige, überall erhältliche Dinge sind, die er empfiehlt, während er die teuren Modesachen und Mixturen als unbrauchbar verwirft.

Die Anderen sagen meist: „Man kann dies und das und jenes kaufen, mancher liebt auch noch etwas Anderes". Das paßt nun vielleicht den Geschäftsleuten, die es gerne mitansehen, wie der Käufer sich langsam zum Richtigen hindurchkauft; für die Volkskraft bedeutet es eine schwere Schädigung, denn die vielen Tausende junger Leute, die auf Sparsamkeit angewiesen sind, können sich eben allenfalls einen Gegenstand kaufen, und der muß dann gut sein, oder sie verzichten darauf, den Skilauf fortzusetzen. Aber auch für die Geschäftsleute wäre es vielleicht besser, hundert Käufer kauften ein und denselben Gegenstand, als einige wenige Verschiedenes.

Mathias Zdarsky gibt jährlich in Deutschland zwei Skikurse: einen in Oberbayern, einen in der Grafschaft Glatz. Er nimmt dafür keine Belohnung, kein Geschenk an, sondern stellt seine große Lehrfähigkeit unentgeltlich in den Dienst der Volksgesundheit. Der Lohn, der ihm dafür werden sollte, sei der: die Turnvereine und die Militärgarnisonen sollten fähige Vertreter hinsenden, die bei ihm Musterschüler werden. Die Achtung vor Zdarskys großen alpinen und sportlichen Erfahrungen gebietet es, daß sich diese Schüler ganz so ausrüsten und vorbilden, wie er es im Laufe der Kurse als zweckmäßig empfiehlt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Turnvereine haben hier eine große Aufgabe.

Deshalb, deutsche Turner: Skiheil! Die wundervolle Wildnis der deutschen Gebirge in Schnee und Eis sei Euer!

Hans Paasche.

Märchen erzählen!

In unserer Schule war ein Märchenerzähler. Aber was für einer! Brauchen wir überhaupt in der Schule einen besonderen Märchenerzähler? Märchen muß doch jeder Lehrer erzählen können. Aber der hier war ein ganz besonderer, der erzählte Märchen und zeigte Lichtbilder dazu.

Lichtbilder zu Märchen! Das ist schon garnicht das richtige. Überhaupt die vielen Bilder zu den Märchen. Sie lassen dem Kinde garnicht mehr recht Zeit, die Phantasie walten zu lassen. Sie lassen das Kind sich garnicht mehr recht in das Märchen einleben und sich hinein vertiefen, weil sie es in ganz oberflächlicher Weise von Bild zu Bild fortreißen. Mit Märchenbildern muß man im Interesse des Märchens selbst recht sparsam sein, denn das Reich der Phantasie, in das uns das Märchen führen soll, wird dadurch sehr leicht zerstört. Wohl kann einmal ein Märchenbild die Phantasie anregen und sehr förderlich sein, viele töten sie sicherlich. Darum so wenig wie möglich Märchenbilder!

Und dann das Märchen selbst!

Wer Märchenerzähler sein will, der muß das nicht um des Geschäftes, sondern um des Märchens willen tun. Der muß vor allem die größte Achtung vor dem Märchen selbst besitzen.

Denn das Märchen ist nicht etwas von irgendeinem Spaßmacher künstlich Gemachtes, sondern etwas, was aus der deutschen Volksseele geboren und mit deutschem Herzblut getränkt ist. Und ein tiefer Sinn liegt in ihm verborgen. Aber nur im wirklichen. Nicht in dem abgeänderten, dem „verbesserten".

Wie sieht solch ein „frisiertes" Märchen doch sich selbst garnicht mehr ähnlich, es ist, als hätte es seinen feinen Duft eingebüßt. Seine Frische und seine Ursprünglichkeit sind ihm verloren gegangen.

So war's bei diesem Märchenerzähler.

Da wurde in höchst sentimentaler Weise von Hänsel und Gretel erzählt, wie sie so artige Kinder gewesen seien. Ihre Eltern seien plötzlich arm geworden, da habe die Mutter zum Vater gesagt: „Wir können unsere Kinder nicht mehr ernähren, komm, wir wollen sie in den Wald schaffen nnd dem lieben Gott überlassen." Und dann hätten sie auch die Kinder wirklich in den Wald geschafft,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen rührenden Abschied genommen, und die Eltern seien dann nach der einen Seite heim, die Kinder nach der anderen in den tiefen Wald hineingegangen.

Bringt dieser ganz verunglückte Versuch, die grausame Handlung der Eltern zu beschönigen, nicht gerade das Gegenteil hervor und entfernt wunderfeine Züge des Märchens gewaltsam? Ich denke nur an Hänsels Ausstreuen von Kieselsteinchen und von Brotkrümchen, an denen sich die Kinder heimfinden wollten.

Und um so viele andere Feinheiten wird da das Märchen gebracht.

Da schleichen sich Hänsel und Gretel hinter der Hexe her und stoßen sie in den Backofen, anstatt daß die listige Rede Gretels, die Hexe solle ihr doch erst vormachen, wie man in den Backofen hineinkrieche, sie dazu veranlaßt, selbst hineinzuklettern, Grete ihr aber einen kräftigen Stoß gibt, den Backofen schließt und dann erst ihren Bruder befreit. Da wird die böse Stiefmutter Schneewittchens, nachdem ihre Schandtaten gegen ihr Stiefkind teilweise weggelassen oder falsch erzählt wurden, in den Kerker geworfen, anstatt daß sie sich in glühenden Pantoffeln zu Tode tanzen muß. Und was so vieler kleiner und besonderer Züge mehr sind. Kurz, der Inhalt wird in der schändlichsten Weise entstellt und verstümmelt.

Und ebenso geht es der einfachen und kindlichen Märchenform. Da fehlen die neugierigen Fragen der sieben heimkehrenden Zwerglein, als sie ihre Tellerlein und Becherlein, ihre Messerlein und Gäblein, ihre Stühlchen und Bettchen betrachten. Das hält ja bloß auf. Da muß Rotkäppchen den Wolf fragen: „Großmutter, wie hast du „dir" verändert?" Die Fragen aber, in denen sich Rotkäppchen so anschaulich und ängstlich mit dem merkwürdigen Aussehen der Großmutter beschäftigt, sind damit überflüssig gemacht.

Zum Lachen war die ganze Aufmachung, und doch hätte man weinen können. Mit blutendem Herzen habe ich dabeigesessen. Bis zu Ende zuzuhören, habe ich nicht vermocht.

Wenn man einen solchen Märchenerzähler hört, dann tut's einem leid, um des Märchens und um der Kinder willen. Nun ist zwar der Schaden, den ein solcher Erzähler anrichtet, nicht zu messen, aber damit ist noch nicht gesagt, daß er unbedeutend sei.

Es ist Pflicht, die Kinder vor solchen Erzählern zu bewahren. Es ist weiter Pflicht, ihnen Märchen im Märchenton zu erzählen. Es gibt ja so unendlich viele schöne. Und dabei solche, die nie alt werden, die immer und ewig jung bleiben. Die man zehn- und hundertmal hören kann, und immer wieder ist man von ihren Feinheiten entzückt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn es zeitig dunkelt, wenn's draußen stürmt und schneit, dann ist die rechte Zeit dafür, hinter dem Ofen den Worten der Mutter und Großmutter zu lauschen. Aber freilich, heute können diese ja kaum noch erzählen. Sie haben auch keine Zeit. Deshalb aber dürfte die Jugend doch nicht an diesem Erbe der Väter achtlos vorübergehen. Die Schule, die ja nun leider so viel Pflichten hat, ist auch hier berufen, als Pflegerin deutschen Geistes und deutschen Volkstums den Kindern das zu geben, was ihnen Zeitumstände vorenthalten lassen: das deutsche Märchen.

Es sollte jede Klasse ihre Märchenstunde erhalten, es sollte hier und da eine Viertel- oder eine Halbestunde auf's Märchenerzählen verwendet werden. Und das Märchen in seinem wahren Gewande, vor Entstellungen geschützt, sollte ihnen im gleichen Wortlaut oft erzählt werden, so oft, daß sie es — ohne Zwang — wortgetreu nacherzählen lernen, daß es wieder Allgemeingut werden möchte, nicht bloß ein solches, das man oberflächlich kennt, sondern so, daß man in ihm lebt — daß die Kinder es selber untereinander erzählen können.

Für das Märchen gilt in allererster Linie das Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Es enthält unverfälschten deutschen Geist. Es erzieht zu deutschem Denken.

Schiller verlangte noch auf dem Sterbebette: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen nnd Großen."

Sollte unsere Jugend sie entbehren müssen?

Und doch: Lieber garkeine, als die entstellten und verhunzten. Die sind nicht angetan, die Kinder für sich einzunehmen, sich ihnen tief in Kopf und Herz einzuprägen.

Aber die Schule! Wo soll sie nur die Zeit hernehmen? So fragt der Eifrige und Ängstliche im Hinblick auf die Unmasse des zu lehrenden Stoffes.

Die Zeit muß gefunden werden! Denn hier ist eine Kulturaufgabe, deren Bedeutung für unser deutsches Volkstum nicht zu unterschätzen ist. Diese Aufgabe kann nur der leugnen, in dem der deutsche Gedanke vollkommen erstickt ist. Sie ist bedeutend genug, daß ihre Lösung verfügt werde.

Ob das geschieht?

Freilich: Die Hingabe des Herzblutes und die Begeisterung, die außer der Zeit auch dazu gehört, kann nicht durch eine Verfügung geweckt werden.

Walther Kluge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Aus dem Drägerwerk Lübeck. (Verantwortlicher Schriftleiter Wilhelm Haase, Lübeck). Heft 4, 1912.

Unterseeschlitten für Dräger-Taucher.

„Wer vom Strande aus aufmerksam die Meeresoberfläche übersah, der erspähte eine halbe Seemeile entfernt ein weiß schimmerndes, unbekanntes Fahrzeug mit einer metallisch blinkenden Kuppel im Mittelpunkte. Es lag im Schlepp eines in voller Fahrt hinauseilenden Motorbootes. Wellen und Gischt stoben in weitem Bogen über Bügel und vertikale Ausladungen des Schleppgutes. Eine winkende Hand reckte sich hinter der metallischen Kuppel auf; ein kurzer Kommandoruf hallte; im Nu versank der weiße Körper. Langsam zerteilte sich der Strudel. Ohne Aufenthalt steuerte das Boot mit herabgedrücktem Heck dem Tiefwasser zu und war bald außer Sicht.

Für die Männer an Bord des Bootes bedeuteten die Vorgänge der nächsten zwei Stunden ein Erlebnis. Unter dem Sonnensegel saß der Signalgast mit der Miene eines gespannt Horchenden, den Mund redebereit über dem Aufnahmetrichter des Kopftelephons; die Rechte an der Signalleine. Aus der Tiefe kam stereotyp der Bericht „Alles gut!"

Die Sonnenlichter hüpften über den Schaum des Kielwassers und umsprühten jeden weißgekrönten Wellenzug, den der Ost vor sich her trieb. Das Wasser war durchsichtig bis zu zehn Meter Tiefe. Und der da unten in seltsamer Ruhe über Sandbänke und Steingeröll steuerte, der vermochte jede Kolonie der Lamellaria saccharinea und digitata, jeden Schopf der Haarqualle, vorüberhuschende Fischleiber und Algen zu unterscheiden. Er stieg in Höhenkurven über zerstreut umherliegende Felsblöcke und durchjagte, die Hand am Tiefensteuer, unvermittelt auftretende Erosionsmulden.

Eine Stunde währte die Fahrt, als der Signalgast das Kommando „Komme herauf!" weitergab. Im Kielwasser bildete sich ein dichter Kreis aufsteigender Gasblasen, der sich zu einer eruptiven, wild kreisenden Schaummasse zusammenschloß. In der nächsten Sekunde durchbrach ein brodelnd aufquellender Wasserberg den Meeresspiegel, öffnete sich kraterartig, und wie eine Vision erschien zwischen den zurückflutenden Wellen das weiße, unbekannte Wassergefährt.....

Ein Mensch hatte den Grund des Baltischen Meeres befahren, dahingleitend wie in einem Automobil, Höhen und Tiefen beherrschend wie in einem Flugzeug. Und die Mächte, die ihn dazu befähigten? Nicht andere, als die vom komprimierten Sauerstoff und von komprimierter Luft umschlossenen Energien.—

So phantastisch die Vorgänge erscheinen, so nüchtern waren die Erwägungen, die zur Schaffung eines Unterseeschlittens für Dräger-Taucher führten. Durch den freitragbaren, schlauchlosen Taucher-Apparat mit eingeschlossener Luftregeneration ist die Bewegungsfreiheit des Tauchers eine unbegrenzte geworden. Die Sicherheitseinrichtungen wurden auf das sorgfältigste ausgebildet; die telephonische Verbindung zwischen Signalgast im Taucherboot und Taucher im Unterseeschlitten ermöglicht ein ersprießliches Dirigieren der Arbeiten. Die Perspektiven, die sich mit der Selbständigkeit des Tauchers öffnen, sind zurzeit noch nicht zu überblicken. Und der Gedanke, daß der Taucher mit schlauchlosem Taucher-Apparat im submarinen Gefecht eine wichtige aktive Rolle übernehmen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

könnte, die spontanes Handeln verlangt, begegnet nicht mehr unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten.

Zweck des Unterseeschlittens ist zunächst die schnelle Beförderung des Tauchers von einem Arbeitsort zum anderen, wie sie bei dem Suchen und Bergen verlorener Torpedos, bei dem Feststellen oder Sichern von Unterseeminen, bei der Bedienung von Torpedobatterien erwünscht ist. Gleich wichtig ist die Verwendung des Unterseeschlittens bei der Feststellung der Lage untergegangener Wracks. Der Taucher in der neuesten Type des Dräger-Taucher-Apparates ist in der Lage, in sehr kurzer Zeit ein großes Unterseegebiet in Tiefen bis zu 40 Meter aufzuklären. ....

Die Dauer der Unterseefahrt ist abhängig von der Funktion der Luftregenerierung im Taucheranzug. Die Fähigkeit der Kalipatrone, die vom Taucher ausgeatmete Kohlensäure zu absorbieren, wird nach Verlauf von etwa 3 Stunden erschöpft sein. Dann ist eine Unterbrechung der Arbeiten und ein Heraufkommen des Tauchers geboten, um eine frische Kalipatrone einschalten zu können. Ist dies geschehen, so kann eine dreistündige Fortsetzung der Unterwasserarbeiten angeordnet werden .... Zurzeit der Tageshöhe ist die Lichtzufuhr um Tiefwasser ausreichend, um die Verhältnisse auf Grund klar ermitteln zu können. Für Dunkelarbeit ist der Taucher mit Dräger-Unterwasser-Lampen auszurüsten oder der Schlitten ist mit Scheinwerfer zu versehen, der durch Kabel vom Motorboot aus gespeist wird. Gegen alle Zufälligkeiten bietet die Ausrüstung, die der Taucher auf dem Leibe trägt, den wirksamsten Schutz. Während der Fahrt kommt die Trägheit des dichten Mediums Wasser in origineller Art zur Geltung. Der Aufstoß auf Meeresgestein oder auf Unebenheiten des Grundes wird von dem Tiefenfahrer nicht empfunden; das Gefährt bewegt sich in seinem Element ebenso leichtbeschwingt und steuersicher wie ein Aeroplan. Aus der Eigenart der ganzen Verhältnisse ergibt sich von selbst die Möglichkeit für die Entwicklung eines Unterwassersportes. — —

Es ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen, daß in derselben Zeit, die den Menschen von Erdenschwere entfesselte und ihn Beherrscher des Luftmeeres werden sah, ein Einzelwesen die stillen Tiefenwasser des Meeres beobachtend und handelnd durchqueren kann, abgeschlossen vom Luftgürtel der Erde, lebend in einer Rekonstruktion des physiologischen Weltbildes von Technikers Hand."

Deutsche Jugend. (Herausgeber: Dipl.-Ing. Kurt Emmerling, Stuttgart). 10. Jg. Nr. 12.

Ein Tag im Landerziehungsheim. Von Oehring.

„.... Auf meiner Reise nach dem Landerziehungsheim in Haubinda (bei Hildburghausen) traf ich ein junges Mädchen, deren Vetter das Erziehungsheim besuchte. Sie erzählte mir, daß es dem jungen Manne sehr gut gefiele, ihrer Meinung nach ginge es aber zu „roh" zu, alle Augenblicke habe sich einer den Arm gebrochen. Ich beruhigte das ängstliche Gemüt, indem ich ihr mitteilte, daß auch bei unsern Schulturnern „alle Augenblick" sich einer mal was gebrochen hätte, ja daß sich manche Turner das Genick gebrochen hätten und daß man deswegen das Turnen doch nicht roh nennen könne. Man kann eben Jungen nicht in Watte packen, Jungen müssen auch mal einen Arm riskieren.

Als ich dann die Jungen selbst an den kalten Septembertagen in ihren kurzen leinenen Hosen, nackten Beinen, Sandalen, ohne Kopfbedeckung, durchweg kräftige, muskulöse Gestalten, behende und geschmeidig, mit strahlenden Augen und frohen Gesichtern herumlaufen sah, da stand für mich schon fest, daß diese Anstalt einen bedeutenden Fortschritt gegenüber unseren großstädtischen Gymnasien und Volksschulen bedeutet. Wenn man doch mal diese Jungen unsern Stadtschülern gegenüberstellen könnte! Dort eine festeingewurzelte Anhänglichkeit an die Anstalt, frisches, freies Benehmen, gesunde,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abgehärtete Körper; hier mehr oder weniger Haß gegen die Penne, oft so blasiertes, gelangweiltes Wesen, Zigarrenqualm und Poussiererei, Brillen und Klemmer, und schlappe, verweichlichte Männchen, die in der Turnstunde und bei jeder körperlichen Anstrengung vollkommen versagen.

Die Einrichtungen der Anstalt sind durchweg auf vernünftige Verbindung von geistiger und körperlicher Tätigkeit zugeschnitten. Ich greife einiges heraus. Der Unterricht, hauptsächlich Zeichnen, Naturgeschichte, Religion, wird, wenn angängig, im Freien abgehalten. Neben diesen theoretischen Fächern gibt es aber rein praktische: Gartenbau, Schlosserei, Tischlerei, in denen auch körperliche Fähigkeiten zugleich mit geistigen gepflegt werden können. Die Anstalt besitzt ein Schwimmbassin, Brausebäder, Spielplätze, Turnhalle und ein genügend großes Feld- und Waldgebiet, um die Grundlagen der Feld- und Forstwirtschaft zeigen zu können. Die Zöglinge wohnen meist mit ihren Lehrern in Einzelhäuschen so, daß jeder Lehrer mit etwa 15 Schülern eine „Familie" bildet. In den Einzelhäuschen leben die Schüler mit ihrem Lieblingslehrer außerhalb der Unterrichtsstunden in freundschaftlichem Verkehr. Vielfach besteht zwischen Lehrer und Schüler der intimste Du-Komment. Die Anstalt enthält neben den Unterrichtsräumen einen Speisesaal, Musiksaal, Sammlungsräume und die nötigen Wirtschaftsräume. Von den Fenstern der oberen Stockwerke führen eiserne Rohre als Rettungsweg bei einem etwaigen Brande bis zur Erde. Oft kann man Schüler unter Vermeidung der langweiligen Treppe an diesen Stangen hinauf- oder hinabrutschen sehen.

Früh um 6 im Sommer, im Winter um 1/2 7 Uhr läutet die Glocke zum Aufstehen. Eine Viertelstunde später steht eine junge Schar am Portal zum halbstündigen Laufschritt. Dann gehts zum ersten Frühstück, bei dem es trockenes Brot und Kakao oder Milch gibt. Nach zwei Stunden Unterricht kommt das zweite Frühstück, das aus Haferbrei mit Milch oder Kakao und Schwarz- oder Weißbrot besteht. Beim Mittagessen bekommt man abwechselnd an einem Tage vegetarisches am nächsten omnivorisches Essen. Nachmittags liegen im allgemeinen die praktischen Unterrichtsfächer, doch habe ich auch vormittags turnen sehen. Die Turnhalle wird dabei wenig benutzt, meist übt man sich im Ger-, Stein-, Diskuswerfen. Zur Nachmittagsvesper erhält man Kaffee oder Kakao und Brot mit Marmelade, abends ab und zu warmes Essen. Nach dem Abendbrot versammelt sich meist die junge Schar in der sogenannten Kapelle, falls nicht „Familienabend" oder dgl. angesetzt ist. In der Kapelle, dem Musiksaal, wird Gesang oder Instrumentalmusik von den Schülern geboten, dann liest der Leiter der Anstalt aus einem tüchtigen Buche vor. So vergeht kein Tag, an dem nicht Körper, Seele und Verstand der Zöglinge ein Stück vorwärts gebracht ist.

Bemerkenswert ist, daß trotz aller Freiheit, die den Schülern gelassen wird, bei Ausschließung aller körperlichen Strafen und bei der großen Frische und Lebendigkeit, die in den Jungen steckt, diese doch von sehr nettem, zuvorkommendem Wesen sind. Die Meidung aller berauschenden Getränke und auch des Tabaks gilt als selbstverständliche Forderung jedes frischen Burschen...."

Zugvogel. Monatsschrift für Jugendwandern. (Schriftleiter: A. Behnke, Hamburg.) 2. Jg., Nr. 1.

Vom alten und neuen Wandervogel und vom Zugvogel. Von A. Behnke.

„Aus der Jugend heraus ist der Wandervogel entstanden. Als eine echte Jugendbewegung, geschaffen von jungen Geistern voll romantischen Fühlens, mußte er überall, wo eine frische Jungenwelt von ihm vernahm, begeisterten Zustrom finden.

Nicht aus klarer Vorüberlegung heraus ist der Bund ins Leben gerufen worden; aus grübelnder Erinnerung an

eine lange, schöne, absonderlich geplante und abenteuerlich verlaufene Wanderfahrt, an der er teilgenommen, wuchs dem jugendlichen Gründer der Gedanke empor, mit Gleichgesinnten weiterhin sich solchem abenteuernden Wanderleben hinzugeben, an Sonntagen und in den Ferienwochen und auch sonst in freien Stunden. So sammelte er eine Schar, die mit ihm Freude fand am wilden, frohen Streifen durch Wälder und Felder, über Heide und Hügel, tags oder nächtlicherweile.

Doch mit dem Wachstum des Wandervogels beginnt auch die Umgestaltung des Wandervogelgedankens .... Man glaubte klug zu handeln, als man einen Rat der Eltern und Freunde schuf, der dem Bunde zur Seite stehen sollte, und dem allerlei Männer von Ruf und Namen angehörten. Und gerade damit hatte man jenen Schritt getan, der den Wandervogel in eine andere Richtung hineinlenkte, ihm den ursprünglichen Charakter nahm, und den neuen Wandervogel unserer Tage vorbereitete ... Freilich, zu voller Macht ist das Alter niemals im Bunde gelangt. Aber das wäre vielleicht auch zum Schaden gewesen und hätte den Bund vielleicht in die Richtung gebracht, in der ihn viele sehen wollten, die den Wandervogel niemals verstanden hatten und in ihm nur das erblickten, was man so oft an Schönklingendem über ihn verbreitet hatte ... Andere aber, zahllose, sind im Bunde, die, wenn sie auch fest daran halten, daß der Wandervogel eine Jugendbewegung sei, dennoch unter rechter Wandervogelart etwas anderes, höheres verstehen wollen als jene .... Sie sprechen nicht von dem gewaltigen, sittlich-erzieherischen Wert der Wandervogelsache — nur vom Geiste der wahren Kameradschaft und Freundschaft in einer Wanderschar, wo alle, die Jungen und die Älteren, ein Gefühl echter innerer Gleichheit umfassen soll. Wenn auch mancher der Größeren, Reiferen wohl mit einer warmen, halb unbewußten Beobachterfreude, die fast schon an ein Überlegenfühlen grenzt, der unbefangenen Knabenart der Jüngeren zuschaut, und wenn auch mancher der Jüngsten noch mit dem Gefühl der Achtung, ja fast der heimlichen Verehrung zu Größeren aufblickt, mit stillem Stolze fühlt doch jeder die alle umspannende Einheit. Hier sehen jene die Grundlagen der eigentlichen Wandervogelerziehung, der ungewollten gegenseitigen Erziehung der Jungen untereinander, aneinander, der Erziehung zu ganzen Menschen, wie sie in die Welt hineingehören ..... Sie haben weiterhin von der Weckung des ästhetischen Sinnes auf den Fahrten gesprochen, haben der Pflege des Volksliedes das Wort geredet; der Abstinenzgedanke im Wandervogel, das Mädchenwandern und das Zusammenwandern der Geschlechter — alles stammt aus ihren Reihen.

Das ist das Neue, um das sie den Bund reicher gemacht haben.

Bei ihnen liegt die Zukunft der Wandervogelsache; bei ihnen, und nicht bei denen, die auch mancherorts zur Geltung gelangt sind, die einen Zwiespalt hineinbringen in die Entwicklung des Wandervogels. Das sind diejenigen, die vor allem den Einfluß der Erzieherpersönlichkeit im Wandervogelleben in den Vordergrund gerückt sehen wollen. ..... Wo diese Ansicht auftaucht, da muß der Wandervogelgedanke verblassen; da beginnt der Bund seine Eigenart als eine Sache der Jugend zu verlieren. Gewollte, planmäßige Erziehung und Leitung durch reifere, überlegene Führer, nicht mehr so ganz das volle Gleichsein und Gleichfühlen aller, die zusammen wandern, — davon zu reden, ist dem Wandervogel wesensfremd. Das bringt den Zwiespalt in die Jugendsache .... Die gewollte Erziehertätigkeit in den Vordergrund zu rücken, das ist gewiß nicht Wandervogelart; aber — Zugvogelweise ist es.

Ein Zusammengehen derer, die die Jugend lieb haben, die am Jugendgeiste und seiner Frische sich zu erfreuen vermögen, die den Drang in sich spüren, Einblick in das Werden einiger junger Seelen zu gewinnen und Einfluß, weitreichenden Einfluß auf ihre Entwicklung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erlangen, — ein Zusammenschluß von Jugendfreunden und Jugenderziehern — das soll die Zugvogelbewegung sein . . . .

Zugvogelerziehung — das ist die bewußte, aber doch leise und den Jungen unmerkliche Beeinflussung, die zu ganzen Menschen erziehen will, die der Lebensauffassung der Jugend Tiefe geben will und Adel . . . .

Gewiß sind Zugvogel und Wandervogel in ihrer Weise grundverschieden. Aber sie sind doch eins in dem großen Ziel, aus unserer Jugend freie, ganze Menschen zu machen.

Der Wandervogel ist zuerst erstanden; er hat in schnellem Sieg ein großes, weites Feld erobert. Der Zugvogelgedanke ist erst jetzt emporgewachsen; vor ihm steht eine Zukunft mühevollen Ringens, will er ein gleich weites Feld gewinnen."

Rund um uns

Ostergedanken. Zwischen Hecken, Wiesen und Feldern schlendere ich dahin. — Es ist heute der erste lachende, warme Frühlingstag dieses Jahres. Die Lerchen jubeln über mir unterm Blau. Die Stare ziehen in Wolken über die Wiesen. Der Maulwurf hat schon eine Unmenge Hügel aufgeworfen, und aus dem Strauch- und Buschwerke auf den hohen Knickwällen singen, schlagen, locken und rufen all unsere kleinen wieder in die Heimat zurückgekehrten Frühlingssänger in ihren Hochzeitskleidern.

Über das weite Land mit seinen fernen Strohdächern, grünenden Hecken und keimenden Saaten gießt die Sonne ihr warmes Gold, und ein satter Friede lagert sich wie ein Feiertag breit und wohlig über die ganze Gegend.

Heute müßte Ostern sein!! —

Überhaupt, eigentlich sollten Jahresanfang, Frühlingsbeginn und Ostern auf denselben Tag fallen!

Daß eine neue Zeit beginnt, können wir Menschen eben nur im Frühlinge wirklich erleben und nicht mitten im Winter, kurz nach Weihnachten. Und mit der Verjüngung und dem Wiedererwachen der Natur harmoniert ja auch der Auferstehungsgedanke am besten.

Der aber hat Ostern nicht richtig gefeiert, der sich in dieser Zeit nicht selber einen neuen Menschen werden fühlte, der nicht beim Anblick der Frühlingspracht auch in sich eine Verjüngung spürte, einen neuen Kraftstrom wahrnahm, eine wirkliche Auferstehung aus seinem Alltagsleben erfuhr!

Wir schleppen unsere Tage meist so trostlos langweilig dahin. Trifft uns einmal eine große Freude oder ein tiefer Schmerz, dann freilich spüren wir wieder das Leben, seine Macht, seine Stärke, seinen Ernst oder sein Glück.

Doch zwischen Freud und zwischen Leid —
Da lagern lang und lagern breit
Die Tage, die wie Blei im Magen,
Uns allesamt am meisten plagen.

Ein jeder kennt und lebt sie hin
Mit dumpfem Hirn und schwerem Sinn,
Zu Stumpfsinn nur und Albernheiten
Pflegen sie uns zu verleiten.

Und hat man sie dann hinter sich,
So denkt ein jeder still für sich:
Gott Dank, daß wieder mal vorbei
Des Lebens graues Einerlei!

Auf Glück folgt Leid, auf Leid folgt Glück,
Das ist nun mal so das Geschick!
Doch graue Tage — Pfui Teifel! —
Die sind die schlimmsten ohne Zweifel.

Diese Unzahl der „grauen Tage" aber saugen uns unsere besten Kräfte

ab. Man lebt nicht, man vegetiert nur dumpf dahin, schafft sein mühselig Tagewerk und sehnt sich am Abend nach einem anders ausschauenden Morgen. Gerade sie bewirken, daß die Sehnsucht nach Abwechslung im Dasein, daß der Hunger nach starker Freude und einer kräftigen Erhebung der Seele manchmal so übermächtig in uns werden.

Da zieht es dann wie Osterahnung durch unser matt gewordenes Herz, wenn die Sonne uns einen solch lachenden Tag wie den heutigen beschert. Nun aber sei auch der Natur dankbar für dies goldene Heute und schüttele ihn ab, den Staub so vieler Alltage, die hinter dir liegen!

Heute müßte Ostern sein! — All die Tausende da weit hinter mir in der Großstadt, die an ihre Arbeit gekettet sind, sie würden hier draußen ein Ostern erleben können, wie es sein muß und sein soll.

Wir Menschen leben ja in innigster Wechselwirkung mit der Außenwelt. Täglich empfangen wir ungezählte Eindrücke und Anregungen von ihr für unser Inneres, und umgekehrt beeinflussen wir durch innere Impulse auch wieder das äußere Leben der Menschen und Dinge. Es ist ein ewiges Geben und Empfangen. Nur der Stumpfsinnige bleibt mehr oder weniger gefeit gegen die Reize und Anregungen von außen. Das also gibt immer den Ausschlag und bleibt der alleinige Wertmesser für alle äußeren Eindrücke: Was sie in dir an Freude, Glück, Veredlung und Vervollkommnung bewirken, das allein macht ihren Wert aus.

Vermöchte eine solch lachende Frühlingslandschaft nicht in uns neue Kräfte anzuregen, uns ein Stück frischer, gesunder, mutiger und besser zu machen, dann schien die Sonne, jubelten die Vögel und grünten die Hecken für uns vergebens.

Ich schlendere meinen Weg dahin und gehe diesen Gedanken weiter nach. —

Ist es nicht sonderbar, wie verschieden das Außen auf die Menschen wirkt? Dem Künstler wird selbst das harmloseste und nebensächlichste Geschehen ein Anlaß zur Geburt eines wunderbaren Kunstwerkes, und Tausend andere bleiben kalt und im Inneren ungerührt selbst bei dem erhabensten Naturschauspiel, höchstens daß ihnen einmal ein verblüfftes „Donnerwetter!“ entfährt.

Die Dinge um uns aber kümmern sich nicht um die Wirkung, die sie auf uns Menschen haben. Die Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte, die Vögel singen, einerlei ob uns ihr Gesang erfreut oder ob er uns ärgert, in denselben Formen und Farben prangen diese Hecken für alle Vorübergehenden, ob diese sie nun gleichgültig oder interessiert anschauen.

Erhalte dir daher deine Seele weich und empfänglich für alles Schöne, Reine und Bedeutungsvolle! — Das ist das beste Rezept für denjenigen, der Lebens„künstler“ sein will.

Ach, aber das große Heer der Gleichgültigen, denen nichts wirklich nahe geht und auf die in ihrem Innersten nichts mehr einen starken Eindruck macht!! —

Kümmere dich nicht um sie, laß sie ihren stumpfsinnigen Lebensweg zunächst nur ruhig weiter trotten! Fang aber dafür bei dir selber an. Je einsichtiger, besser und vollkommener du selbst wirst, desto mehr wirst du auch reinigend, bessernd und vervollkommnend auf andere wirken. Es hat immer eine Masse gegeben, die mitgeschleppt werden mußte, und es hat ebenso immer wenige andere gegeben, die vorangingen in allen Kultur- und Menschheitsfragen. Sei du einer von diesen, gerade auf dich kommts mit an.

Wir reden heute so viel von Entartung, von der „Degeneration!“ — Es gibt Gott sei Dank auch die Möglichkeit einer Wiedergeburt, einer „Regeneration“! Und diese Möglichkeit liegt in der Hand eines jeden. Unser Volk kann sich nur in dem Maße regenerieren, als der Einzelne in seiner eignen Lebensweise mit der persönlichen Regeneration Ernst macht. Fang also du bei dir selber zuerst an und verlaß dich nicht auf das Vorgehen der anderen. Bei dir liegts allein!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Je reiner und natürlicher du deinen eignen Lebenswandel zu gestalten versuchst, je höher deine persönlichen Lebensziele sind, um so größer allein kann dein Wirken auf andere sein.

Und nun schau noch einmal hinein in diese lachende, wieder erstandene Frühlingswelt! — Jedes Zweiglein regeneriert sich, geht aus eigner Kraft vor und siehe — die ganze Hecke ergrünt! Jeder Sonnenstrahl vergoldet auf eigne Faust ein winzig Stücklein Erde, und siehe da, das ganze Land schwimmt im Sonnenlichte! Jeder Vogel singt sein eignes Lied und — die Welt ist voll von Wohllaut!

Wo du auch den Hebel ansetzest, diese Erkenntnis sei dein Leitstern: Sing ohne Rücksicht auf Anerkennung oder Ablehnung deine eigne Melodie, die dir Gott ins Herz gesenkt hat, folge unbekümmert stets deiner eignen besten Erkenntnis und sorg dich grundsätzlich nicht um die anderen, die dir noch nicht sofort zustimmen können.

Das vorbildliche Beispiel ist immer noch die wirksamste Waffe gegen die Lauheit der Masse gewesen, und sie wird es auch bleiben.

Heute müßte Ostern sein! —

Ach was, heute ist für mich Ostern, denn der heutige schöne Tag hat mir eine Oster erkenntnis gebracht!!

Heinrich Scharrelmann.

Ein neuer Weg in der Arbeit für Volkswohlfahrt. Unter dem Namen „Nordhäuser Wohlfahrtsausstellung" entstand im Winter 1911/12 eine Wanderausstellung, die folgende Gebiete zu vereinigen sucht: Tuberkulose, Säuglingsschutz, Milch- und Wasserversorgung, Volksernährung, Wohnungs- und Bodenreform, Jugendpflege (Sport, Jugendschriften, Blinden- und Krüppelfürsorge, Fürsorgeerziehung), Volkskunst, künstlerischer Wandschmuck, Dürerbund, Trinkerfürsorge.

Die Ausstellung lehnt sich ihrem Wesen nach an die Arbeiterwohlfahrtsausstellung in Charlottenburg und an die Halle „Mensch" der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden an.

Das eigentliche erste Ziel der Ausstellung war die systematische Verbreitung von volkshygienischen Kenntnissen in dem Kreise Grafschaft Hohenstein (Reg.-Bez. Erfurt). Diese Arbeit ist jetzt beendet. Der Kreisausschuß hat die Arbeit finanziell gefördert und dankbar anerkannt. In den kleineren Orten wurde Sonntags ausgestellt für die Erwachsenen und am Montag früh für die Schuljugend. An den erläuternden Führungen beteiligten sich Lehrer und Ärzte, besonders Kreisärzte. Der Besuch war durchweg sehr gut. Der Eintritt völlig frei für jedermann. Näheres ist aus dem Führer zu ersehen*).

Bisher wurden 24 Ausstellungen veranstaltet. Besucher wurden insgesamt 50 000 gezählt.

Nachdem nun das obige Wandermuseum unter Aufwendung von rund 4500 Mark aus freiwilligen Mitteln ausgebaut worden ist und in größeren Städten (Weißenfels, Halberstadt, Delmenhorst usw.) seine Brauchbarkeit erprobt hat, soll es der ganzen Provinz Sachsen zur Verfügung gestellt werden. Der Oberpräsident der Provinz, Exzellenz v. Hegel, hat das Protektorat übernommen und wichtige Zentralbehörden, wie die Hauptstelle für Säuglingsschutz in der Provinz Sachsen, die Kgl. Regierung in Erfurt, fördern die Angelegenheit.

In Halberstadt stand die Ausstellung vom 10.—14. Januar. In recht geschickter Weise waren die einzelnen Abteilungen, die einen großen Saal füllen, durch Ausstellungsgebiete örtlicher Art ergänzt. Bei den Führungen halfen insgesamt zehn Ärzte, die besonders die wissenschaftlichen Gebiete der Tuberkulose, des Säuglingsschutzes und der Alkoholfrage erläuterten. Täglich wurden rund 1000 Besucher gezählt. Eine Vor-

*) G. Temme, Nordhausen/Harz. Die Wohlfahrtsausstellung (Volksges. u. Jugendpflege), II. Auflage, 32 S., postfrei vom Verfasser für 25 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

truppecke wies auf Poperts „Harringa", den „Vortrupp" und dessen Flugschriften hin. Jeder Besucher erhielt ein Werbepäckchen mit illustrierten Flugblättern über Tuberkulose, Säuglingsschutz, Alkoholismus, Bodenreform usw.

Die Zusammenstellung der einzelnen Gebiete bezweckt Ähnliches wie der Vortrupp: eine Zusammenfassung und Ergänzung der einzelnen Reformarbeiten. Wie oft weiß der Alkoholgegner nichts von den Aufgaben der Wohnungsreform, der Kunstfreund nichts von sozialen Nöten im Volke. Wer Bodenreform treiben will, muß auch wissen, wie die Trinksitten das Volk verderben und die Trinkerfamilien sich zuletzt in menschenunwürdigen Gelassen befinden.

Wie eng Tuberkulose und Alkoholismus zusammenhängen, weiß jeder Volksfreund; wie der gewohnheitsmäßige Genuß geistiger Getränke die Säuglingssterblichkeit beeinflußt, hat v. Bunge eingehend nachgewiesen.

Kurz: die Reformer sollen lernen, über ihr Spezialgebiet hinauszuschauen und sich in der Arbeit zu ergänzen und zu fördern.

Diese Verbindung der Wohlfahrtsgebiete hat sich nach dem Urteil von Sachverständigen bewährt. Besonders wird die Milderung des Eindrucks aus den Krankheits- und Sterblichkeitsgebieten durch eine gut ausgewählte Kunstabteilung durchweg angenehm empfunden.

Schon jetzt lassen sich an den einzelnen Orten Erfolge der Aufklärungsarbeit nachweisen. Hier bilden sich Jugendpflegeausschüsse, dort schafft man Spielplätze, an andern Orten richtet man infolge der Anregungen der Ausstellungen Säuglings-, Trinker- und Tuberkulosefürsorgestellen ein. Auch Vereine bilden sich zur Tätigkeit auf verschiedenen Gebieten, so Guttemplerlogen, Mäßigkeitsvereine usw.

Um diese ganze Arbeit unabhängig vom Amt zu fördern, hat die Nordhäuser Schuldeputation den Leiter und Schöpfer der Ausstellung, Lehrer G. Temme, vom 1. April ab für ein Jahr aus dem Schuldienst beurlaubt. In dieser Beurlaubung durch die Stadtverwaltung liegt ein außerordentliches Entgegenkommen. Man muß diesen Schritt um so mehr anerkennen, als ja Temmes zukünftige Tätigkeit nicht nur auf dem Gebiet der Jugendpflege oder gar nur der schulerziehlichen Interessen liegt. Allerdings besitzt das vorwärtsstrebende Nordhausen in seinem Oberbürgermeister Dr. Contag auch einen kommunalen Leiter, der seit jeher den Aufgaben der Volkswohlfahrt starkes Interesse entgegenbringt.

Vom 1. April an wird nun die Ausstellung unter dem Namen „Ausstellung für Volksgesundheit und Jugendpflege" allen Städten der Provinz Sachsen zur Verfügung gestellt werden. Die Städte decken nur die am Ort entstehenden Unkosten. Eine Miete wird nicht erhoben, da die Ausstellung sich aus Zuschüssen selbst erhalten soll. Nach dem Vorbild dieser Ausstellung plant man auch für andere Provinzen ähnliche Einrichtungen, insbesondere verfolgt die Volksborngesellschaft (Dr. Luerssen, Dresden) die geschilderten Arbeiten mit Interesse und hat ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt. T.

Zur Breslauer Jahrhundertfeier. Wir sind gebeten worden, die folgende Kundgebung im „Vortrupp" abzudrucken:

Erklärung.

Die am 29. Nov. 1912 anläßlich eines von der Berliner Ortsgruppe des Deutschen Bundes abstinenter Studenten „Skuld" veranstalteten Vortrages versammelten Studierenden erheben Einspruch gegen die geplante Veranstaltung eines Festkommerses, durch den die Breslauer Studentenschaft die Erinnerung an die Erhebung Preußens zu feiern gedenkt.

Die Breslauer Feier geht die ganze deutsche Studentenschaft an. Sie gilt der Erinnerung an die ruhmreichste Zeit preußisch-deutscher Geschichte, sie gilt

dem Gedächtnis der Männer und Jünglinge, die im Jahre 1813 mit edler Begeisterung und reinem Opfermut Gut und Blut an die Befreiung des Vaterlandes setzten. Es ist die Aufgabe der heutigen Studentenschaft, die Erinnerung an jene Männer im Sinne jener Männer zu feiern. Wir müssen durch die Feier zum Ausdruck bringen, daß wir nicht hinter den Studenten jener Zeit zurückstehen an vaterländischer Begeisterung und an Verständnis für die Fragen unsrer Zeit. Diese Fragen liegen heute vor allem auf sozialem Gebiet. Wenn nun die Studentenschaft dieses Fest durch Kommerse zu feiern gedenkt, beweist sie dadurch völlige Verständnislosigkeit gegenüber einer der wichtigsten Kulturfragen unserer Zeit, der Alkoholfrage. Wir alle, die wir, ohne unsre Stellung zur Abstinenz hierdurch festlegen zu wollen, mittelalterliche Einrichtungen wie Kneipkomment und Kommers entschieden ablehnen, halten es daher für unsere Pflicht, dem deutschen Volke zu zeigen, daß weite Kreise seiner geistigen Oberschicht nicht hinter derartigen Veranstaltungen stehen.

Wir erheben Einspruch dagegen, daß die Erinnerungsfeier des Jahres 1913 an deutschen Universitäten mit Kommersen begangen wird. Vor allem aber fordern wir von der Breslauer Studentenschaft, da Breslau im Mittelpunkt dieser Feiern steht, daß sie den Beschluß, einen Jubiläumskommers zu veranstalten, rückgängig mache.

Dieser Erklärung schließen sich an:

Akademische Gemeinschaft (J. O. G. T. N.), Berlin. Skuld, Vereinigung abstinenter Studenten Berlin. Rheinfels, Vereinigung abst. Studenten Bonn. Verein abst. Studenten Breslau. Verein abst. Studenten Dresden. Freiland, Halle a. S. Akademische Gemeinschaft (J. O. G. T. N.) Heidelberg. Neuland, Vereinigung abst. Studenten Jena. Nordmark, Vereinigung abst. Studenten Kiel. Verein abst. Studenten Königsberg i. Pr. Freiland Leipzig. Verein abst. Studenten Marburg. Verein abst. Studenten Münster. Verein abst. Studenten Straßburg i. Els. Verein abst. Studenten Tübingen. Freiland Freiburg. Freie Studentenschaft Jena. Akademischer Dürerbund, Berlin. Freie Vereinigung Berliner Studentinnen. Freischar Berlin. Freischar Göttingen. Freischar Freiburg. Erste Freischar München. Zweite Freischar München. Freiland München. Iberia, Verbindung abst. Studenten an der Kgl. technischen Hochschule Stuttgart. Verein abst. Apotheker. Verein abst. Ärzte. Verein abst. Priester. Verein abst. Juristen.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

v. d. Leyden, Prof. Dr. Friedrich und **Dr. Paul Zaunert:** Die Märchen der Weltliteratur. Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von Dr. Paul Zaunert. Geb. M. 3,—. Eugen Diederichs, Jena.

Reymont, W. S.: Die polnischen Bauern. 4 Bände. Herbst. Winter. Frühling. Sommer. Berechtigte Übersetzung aus dem Polnischen von Jean Paul d'Ardeschah. Jeder Band geh. M. 2,50; geb. M. 3,50. Eugen Diederichs, Jena.

Die Elizabeth Duncan-Schule. Marienhöhe-Darmstadt. Geh. M. 2,50. Eugen Diederichs, Jena.

Christen, Dr. Th.: Unsere großen Ernährungstorheiten. M. 1,—, Holze & Pahl, Dresden.

Ski, Jahrbuch 1912 des Schweizerischen Ski-Verbandes. Im Selbstverlag des S. S.-V. Bern.

Nändrup, Dr. Hubert: Duell und Ehrenschutz M. 1,20. Verlag der Universitätsbuchhandlung Franz Coppenroth, Münster i./W.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 7 1. April 1913

Tugend-Tüchtigkeit.

Jede Zeit hat ihre Ideale, die in genauem Zusammenhang mit den Zeitanschauungen und -Strömungen, mit der jeweiligen Welt- und Lebensauffassung stehen. Die Ideale wandeln sich wie diese, langsam und unmerklich, aber stetig. Darum sind die Ideale von heute und gestern morgen veraltet und kraftlos, und die Zeit legt sie ab, wie man altgetragene Kleider ablegt.

Die Ideale sind nicht gleich den Grundstrebungen, die die Entwicklung und den Pulsschlag des Lebens bestimmen; sie zeigen nur die Punkte, an denen sich die Kräfte der Zeit sammeln und nach Verwirklichung drängen. Aber die Ideale liegen wie ein leuchtendes Morgenrot über den Dingen, über den kommenden Geschehnissen: sie gehen nicht in die Wirklichkeit ein, sie verklären sie nur und weisen den in dunklen Tiefen drängenden Kräften den Weg. Aber mit ihrer Unwirklichkeit hängt auch zusammen die Unbestimmtheit und das Ungreifbare, das beständige Fließen und sich Entfalten ihres Wesens. Sie sind nicht für jedermann.

Ja, nicht nur werden sie nicht begriffen: sie werden von Vielen, von der großen Mehrzahl des Volkes kaum geahnt. Die Masse ist sich immer nur klar über ihre „Bedürfnisse", darüber hinaus geht ihr Verständnis nicht, vermag ihre Sehnsucht nicht zu fliegen. Das allgemeine Verständnis für die Ideale der Zeit muß in der Masse immer erst geweckt werden: die hellsichtigen und feinhörigen Geister erhorchen, erfühlen und erschauen das geheime Drängen der Volksseele, gleichsam den Genius der Zeit, der aus den Urtiefen der Rasse aufsteigt: sie geben der drängenden Sehnsucht Form und Worte.

Und ganz allmählich macht sich ein Niederschlag dieser geistigen Formungsvorgänge im Leben und in der Sprache bemerkbar. Die Sprache folgt immer im gewissen Abstande der Kulturentwicklung und der bestimmten Ausprägung der Lebensformen, die Sprache nicht nur als künstlerische Darstellung im literarischen Sinne, als angewandte Wortkunst, sondern vor allem auch im Sprachschatz schlechthin. Die Sprache hält gewissermaßen fest, was die Zeit bewegte. Der Geist schafft sich Formen im gesprochenen und ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schriebenen Ausdruck, und diese erstarren. Und diese erstarrten Formen, die Worte, bleiben noch übrig, wenn der Inhalt des im ewigen Wechsel fortschreitenden Lebens sich längst schon gewandelt und sich neue Formen geprägt hat. Sie sind die Merkzeichen am Wege, auf dem der Strom der Entwicklung vorüberrauschte. Insofern ist die Sprache ein Kulturdenkmal allerersten Ranges, die Sprache schlechthin, in ihrem bloßen Wortgehalt, im Sprachschatz.

Auch unsere Zeit hat solche ihr eigenen Prägungen, die sozusagen aus dem Unterbewußtsein der Volksseele heraufkommen. Sie deuten an, daß ein Neues lebendig werden will; sie zeigen die Richtung, in der die Entwicklung nach neuen Zielen drängt. Wir pflegen in diesem Sinne wohl von Schlagworten zu sprechen, und in gewissem Sinne ist das richtig. Solche Ausdrücke schallen mit lauterer Kraft durch das Rufen der Zeit; sie übertönen das dumpfe Wortgewirr; sie schlagen immer wieder an unser Ohr und erzwingen sich allmählich Beachtung. Man hört an ihrem Klange, daß sie uns etwas Besonderes sagen wollen.

Zu solchen Zielworten, die mit allmählich anschwellender Kraft aus dem gährenden Schoße der Zeit heraufkommen, gehören alle die Ausdrücke, die in irgendeinem Sinne auf die Tüchtigkeit gehen. Tüchtigkeit und Kraft sowohl der Einzelpersönlichkeit als auch der Rasse als solcher, der Volksgemeinschaft: Worte wie Rassenpflege, Rassenhygiene, Rassentüchtigkeit, Rassengesundheit, rassische Kraft, Persönlichkeitskultur, Erziehung zur Persönlichkeit und andere. Sie lassen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit erkennen, daß eine neue Sehnsucht nach Gestaltung ringt: die persönliche und völkische Tüchtigkeit für den Wettkampf der Einzelnen und der Völker um das Dasein. Und diese Dinge scheinen für unsere Zeit von besonderer Bedeutung zu werden.

Darin drückt sich zugleich aus, daß unsere Gegenwart eine Zeit aufsteigenden Lebens ist, der Wiedergeburt, der Erneuerung der Lebenskräfte (Renaissance), die wieder gut zu machen sucht, was in jahrzehntelanger, jahrhundertelanger vom Rassengeist unberatener Entwicklung verschuldet und verdorben ist.

Wieder einmal steigt die Kurve der bewußten Lebensführung, der planmäßig auf die Ertüchtigung der Einzelpersönlichkeit und der völkischen Gemeinschaft, der Rasse gerichteten Arbeit. Der tiefste Punkt dieser Kurve ist bereits überschritten: die lebenweckenden Kräfte wirken und weben. Der Aufstieg hat begonnen. Er beginnt immer in dem Augenblick, wenn die Not zur Erkenntnis, die Gefahr zum Handeln zwingt. Und schon haben die lebensreformerischen Bestrebungen in unserem Volke eine Kraft und eine Ausdehnung gewonnen, die uns das Recht zur gewissen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hoffnung geben. Der Geist der Rasse regt seine Schwingen. Wir bekommen allmählich wieder ein Gefühl für die Bedeutung und den Wert der Tüchtigkeit.

Und dieser Begriff der Tüchtigkeit tritt allmählich an die Stelle des abgebrauchten Wortes „Tugend", das seinen ursprünglichen Glanz und seine hehre Schönheit mehr und mehr eingebüßt hat, weil man es so oft und lange mißbräuchlich im Munde führte, wie eine Münze im Verkehr allmählich abgegriffen, matt und glanzlos wird. Auch an dem Worte „Tugend" zeigt sich die Kraft des Bedeutungswandels der Sprache. Auch für uns ist wohl noch die Tugend eine auszeichnende Eigenschaft, ein Schmuck und eine Zierde; aber wir spüren keine lebendige Kraft mehr in dem Worte. Wir zucken bei seinem Klange die Achsel, ein fataler Unterton mischt sich bei: es kriecht uns dabei etwas über den Rücken, wir denken an frommen Augenaufschlag und taubenselige Selbstbescheidung. Die Tugend ist eine Eigenschaft der frommen und gottseligen Leute geworden, die fein sanft und stille sein, „unschuldig" und moralisch einwandfrei leben und sterben und dann schließlich einer überweltlichen Moral jedes Opfer bringen wollen. Die Tugend ist schwach und kraftlos geworden, da ist nichts mehr von wilder, flügelschlagender Gewalt, von übermächtigem Drang nach individueller Betätigung, von dem unbezähmbaren Willen zum Ausleben der höchsten inneren Spannungen. Die Tugend ist in Wahrheit eine „kleine Tugend" geworden. Wir bewundern sie nicht mehr mit dem stolzen Gefühl, das wie Feuer durch alle Adern rieselt; wir empfinden fast Mitleid mit dem schwachen und blutleeren Wesen.

Das war nicht immer der Sinn des Wortes Tugend. Als noch nicht die düsteren Prediger des Todes von der Überwindung des Fleisches, der Abkehr vom irdischen Leben, von der Einstellung des ganzen Wesens auf eine übersinnliche, jenseitige Welt im Volke alles galten, als das aus den reichen Schächten der rassischen Kraft emporquellende Leben noch seinen eigenen Weg ging, da wohnte dem Worte Tugend noch eine besondere Kraft inne: als die unvermischten germanischen Stämme noch ihre volltönende Sprache redeten, da galt ‚tugunt' noch für Tüchtigkeit, Tapferkeit und Manneskraft und ‚dugan', ‚tugan' bedeutete tüchtig sein, taugen.

Und noch in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Literatur und Sprache, der Zeit des Minnesangs vom 11. bis 13. Jahrhundert, hatte das Wort noch kaum etwas von seiner ursprünglichen Kraft eingebüßt. Und daß man es noch durchaus in dem ursprünglichen Sinne der Tüchtigkeit, der Kraft und echt männlicher Eigenschaften brauchte, und daß auch diese „Tugenden" im

Werte standen, das zeigen die einzelnen Literaturdenkmale zur Genüge: das zeigt vor allem auch der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der auf die Wortwurzel zurückgehenden Bildungen, Ableitungen und Zusammensetzungen.

Man war sich in ganz anderem Maße als heute dessen bewußt, daß Tugend von taugen herkommt, mittelhochdeutsch ‚tugen, tügen'. Daneben gab es noch das (schwache) transitive Zeitwort ‚tugenden' (tüchtig machen, unserer neugebildeten Form ‚ertüchtigen' entsprechend). Die Grundbedeutung ist aber hier wie bei dem Hauptwort ‚tugent, tugende' die Tüchtigkeit, Tauglichkeit zu männlichem Werk, also männliche Tüchtigkeit, Tapferkeit, Manneskraft. Daneben bezeichnet es — und mit dem Überwiegen der aus Frankreich eingeführten äußeren Form im zunehmenden Maße — die edle, feine Sitte, die Schicklichkeit. Und diese Bedeutung der Tauglichkeit für das feinere gesellschaftliche, rittermäßige, höfische Leben ist dann in der Entwicklung der Wortbedeutung mehr und mehr in den Vordergrund getreten und hat die ursprüngliche Bedeutung nach und nach zurückgedrängt; bis zuletzt die „kleine Tugend" daraus wurde.

Was unsere Sprache — und unsere völkische Entwicklung — an diesem einen Punkte eingebüßt hat, ergibt sich, wenn man gegen unsere drei bezüglichen Worte (Tugend, tugendhaft und tugendsam) die Fülle der mittelhochdeutschen Ausdrücke hält (außer den bereits genannten): die tüge, tuge (Tauglichkeit, Kraft), tügelich (tüchtig, tauglich), tühtic (brauchbar, tüchtig, wacker, edel, gesittet), tuht, duht (Abstraktum: Tüchtigkeit, Kraft), tugenthaft, tugenthaftic (gewaltig, mächtig, tugendhaft), tugentheit (männliche Tüchtigkeit, Kraft, Tugend), tugentlich (adj.), tugentlîche (adv.) (tüchtig, wacker, gesittet), tugenthêr (hehr durch Tüchtigkeit) tugentbaere (Tüchtigkeit an sich habend, wacker, edel), tugentrîche (reich an Tüchtigkeit, edler Sitte), tugentsam (von edler, feiner Sitte!), tugentbilde (Vorbild der Tugend), tugentforme (dasselbe), tugentlôs (ohne tugent, d. h. Tüchtigkeit), tugentswende (tugent-Verderber), tugentvaz (Inbegriff der tugent), tugentveste (fest, beharrlich in der tugent), tugentvlîz (Eifer zur tugent), tugentvrühtic (tugent als Frucht hervorbringend) usw.

Die Mannigfaltigkeit und der Reichtum dieser immer die Grundbedeutung der tugent, d. i. Tüchtigkeit, Tauglichkeit, männlicher Kraft, Tapferkeit ausdrückenden Wortbildungen weist jedenfalls darauf hin, daß jene Zeit noch ein tiefes Verständnis für die Bedeutung und den Wert der Tüchtigkeit als männlicher Tugend — d. h. auszeichnender Eigenschaft — für die Lebenskraft und das Gedeihen der Rasse besaß, ein Verständnis, das uns fast ganz ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handen gekommen ist und das wir uns erst allmählich und planmäßig wieder zu erringen haben (wie unsere germanischen Vorfahren überhaupt ein ungleich tieferes Bewußtsein von dem Wesen und Wert rassischer Zucht und Gemeinschaft hatten als wir heutigen).

Und das erscheint nun als die besondere Aufgabe unserer Zeit: nicht nur alle Bemühungen zu unterstützen, die auf die Entwicklung und Ertüchtigung der Einzelpersönlichkeit und der Rasse gerichtet sind — Persönlichkeitskultur und Rassenpflege —, sondern auch den Begriff, das Wort Tugend-Tüchtigkeit durch rechten Gebrauch wieder zu Ehren zu bringen. Und dazu kann schon helfen, daß wir es immer wieder in diesem Sinne anwenden und im Munde führen.

Denn das ist nun das Wunderbare: die Sprache nimmt nicht nur den Sinn des Lebendigen in sich auf, um ihn treu zu bewahren, sie vermag auch die Idee, den Gedanken, den geistigen Inhalt aus sich heraus zu neuem Leben und wirkender Kraft zu erwecken. Dem bloßen Worte wohnt eine wunderbare eingebende (suggestive) Gewalt inne, und diese Lebensenergie des Wortes strömt auf den Hörer unmittelbar über; vielmehr sie wird in ihm wie eine geistige Schwingung lebendig.

So wohnen in dem bloßen Worte Tugend-Tüchtigkeit starke Antriebe, Möglichkeiten, die in uns und in der Gemeinschaft der Mitlebenden zur Entwicklung kommen mögen. Rufen wir daher diese Worte immer wieder in die Menge hinein; sie wird sie hören, beachten, in sich aufnehmen, und sie wird daraus schließlich einen Antrieb gewinnen, den Gehalt und Sinn des Wortes zu verwirklichen. Denn das Wort zieht den Gedanken nach sich; die Gedanken sind die Quellen der Dinge. So vollziehen sich alle Entwicklungen: der Gedanke entspringt in einem höherorganisierten Gehirn, die Idee prägt sich in Worte, und die Worte gehen mit lebendiger Kraft geladen hinaus und wirken als selbständige Mächte weiter, sie werden zum Träger der Entwicklung. Und jeder, der sie im rechten Sinne gebraucht und anwendet, erhöht, verstärkt und vervielfacht die lebendig wirkende Macht der Idee. Diese schwebt vielleicht noch eine Zeit lang — als Ideal — über den Dingen; aber schließlich geht sie mit unwiderstehlicher Gewalt in die Wirklichkeit ein, diese in ihrem Sinne gestaltend. Und darum ist es wichtig, daß wir nicht nur das Ideal der Tugend-Tüchtigkeit an uns und andern zu verwirklichen suchen, sondern daß wir auch davon reden, die Zauberkraft des Wortes für unser Ideal zu lebendiger Wirkung erwecken.

Dr. Otto Dreske.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wissenschaftliche Erforschung des Sportes und der Leibesübungen.

„Die Wehrtüchtigkeit unserer Nation beginnt nachzulassen; es müssen Mittel und Wege gefunden werden, diesem Übel abzuhelfen!" Dieser Gedanke zog sich wie ein roter Faden durch die Vorträge und Erörterungen der 1. Versammlung zur wissenschaftlichen Erforschung des Sportes und der Leibesübungen, die unter dem Vorsitz von Geheimrat Professor Kraus (in Vertretung für den Präsidenten der Vereinigung zur wissenschaftlichen Erforschung des Sportes und der Leibesübungen, Geheimrat Paasche) vom 20. bis 23. September 1912 in Oberhof in Thüringen tagte. Die Maschinen haben dem Menschen die körperliche Arbeit abgenommen und aus den Schichten unseres Volkes, die von berufswegen ihre Körperkräfte gestählt hatten, einen großen Bruchteil einer mehr einseitigen Beschäftigung zugeführt. Die Kreise der gelehrten Berufszweige sind nach wie vor in ihr Studierzimmer gezwängt, und die Menge derer, die in ihrer täglichen Arbeit die Schreibstuben füllen, überschreitet bei weitem die Zahl derjenigen, die sich in Gottes freier Natur durch die Kraft ihrer Körpermuskulatur ihren Lebensunterhalt verdienen. Das trifft nicht nur für die Großstädte und die Industriehauptstädte zu, in denen sich Stadt an Stadt reiht, sondern auch auf dem Lande hat diese Schädigung einen bedenklichen Eingang gefunden. Hier ist es die ungeheure Ausbreitung der Hausindustrie, welche die Jugendlichen bis zu einer erschreckend niedrigen Altersgrenze in die geschlossenen Räume sperrt und ihnen die Körperkraft und Gewandtheit raubt, die sie früher bei den ländlichen Betrieben so tüchtige Soldaten werden ließen. Die Ausführungen von Medizinalrat Dr. Matzdorff (Schmalkalden) über diesen Gegenstand auf dem Kongreß geben zu denken. Das blasse, fahle Gesicht und die kraftlose, schlaffe Muskulatur sind nicht mehr nur das Kennzeichen des Gelehrten, sondern sie haben sich auch über andere Berufszweige ausgedehnt. Ist es schon sehr bedauerlich, daß man es als Zeichen der Zeit ansehen muß, wenn die erwachsenen Menschen durch die so rasch vor sich gegangene Umwälzung der sozialen Verhältnisse unter hygienisch ungünstige Bedingungen gesetzt sind, so ist es hundert und tausendmal so schlimm, daß unter diesen Schädigungen des allgemeinen Gesundheitszustandes durch den Beruf unsere Jugend, unser heranwachsendes Geschlecht so schwer leidet. Früher hätten, führte Professor Nicolai (Berlin) richtig aus, die meisten Krankheiten, namentlich des Herzens, auf eine Überarbeitung des Menschen zurückgeführt werden müssen, auf eine Überbürdung und Überlastung der Kräfte. Heute, im Zeitalter der Maschinen, trifft das nicht mehr zu.

Was liegt unter solchen Verhältnissen näher, als daß besonders unter der Jugend eine allgemeine Sehnsucht nach körperlicher Betätigung wachgerufen wird; was liegt unter solchen Umständen näher als das Verlangen, in das Freie hinauszustürmen und dort auf Feld und Wiese in Luft und Licht die notwendige Erholung zu suchen. Den Drang nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bewegung befriedigte zunächst das durch Vater Jahn dem deutschen Volke geschenkte Turnen, das zahlreiche Anhänger gefunden hat, und dem in neuerer Zeit ein ganz besonders in den Vordergrund getretener Rivale in dem von England hergebrachten Sport erwuchs. Es ist ganz erklärlich, daß der Sport bei unserer Bevölkerung und namentlich der Jugend einen fruchtbareren Boden fand, als das Turnen, da er sich in der ersehnten freien Natur abspielt und mit der Bewegung den Aufenthalt in gesunder, frischer Luft verbindet. Im ersten Augenblick könnte es den Anschein gewinnen, als ob alle, die dazu berufen sind, an der gesundheitlichen Aufwärtsentwicklung unseres Volkes mitzuarbeiten, die weite Verbreitung des Sportes in alle Kreise der Bevölkerung nur mit uneingeschränkter Freude begrüßen sollten. Je größer die Begeisterung war, mit der sich unsere Jugend dem Sport hingab, je mehr sie danach trachtete, Höchstleistungen zu erzielen, je mehr sie die körperliche Ertüchtigung in den Vordergrund stellte, desto mächtiger mußte der Sport als Gegengewicht gegen die immer mehr zunehmende einseitige Beschäftigung im Studierzimmer, Büro und Kontor oder auch der Fabrik und der Hauswerkstätte in die Wagschale fallen.

Aber dem ist nicht so. Wer den Sport unter die Lupe der Kritik nimmt, wird bald einsehen, daß auch ihm Zügel aufgelegt werden müssen, daß auch er sich nicht frei umhertummeln darf, sondern daß auch ihm Grenzen zu ziehen sind, daß auch er in die richtigen Bahnen gelenkt werden muß, wenn er keinen Schaden verursachen, sondern nur Nutzen stiften soll. Der Sport stellt in seiner Ausübung Ansprüche an den Gesamtorganismus, oder vielmehr die einzelne jeweilig bevorzugte Sportart an einzelne Organe. Die Anforderungen an die Körpermuskulatur dürfen aber nicht übertrieben werden. Bis zu einem gewissen Grade ist jedes Organ imstande, sich größeren Anforderungen anzupassen. Aber dann kommt eine Grenze, über die man nicht hinweggehen darf, oder die Anpassungsfähigkeit hört auf; und das Organ, das vorher bis zu dieser Grenze durch die Übung in seiner Funktionstüchtigkeit erstarkt war, leidet und versagt schließlich vollständig. So sonderbar es zuerst klingen mag, ist doch die Tatsache festgestellt worden, wie Dr. Willner (Berlin) angab, daß Militärtauglichkeit und Meisterschaft auf irgendeinem Gebiete des Sportes nicht nur nicht gleichwertige Dinge sind, sondern gewöhnlich sogar ganz verschiedene. Die Weltmeister des Sportes sind meistens dienstuntauglich, trotz ihrer wunderbar ausgebildet erscheinenden Muskulatur und sind es noch dazu wegen allgemeiner Körperschwäche. Das ist auch erklärlich. Zwar hat der Sport vor dem Turnen den Vorzug, daß er in frischer Luft getrieben wird und die Einwirkung des gesunden Elementes mit der körperlichen Betätigung in glücklicher Weise zusammen gehen läßt. Aber dem Turnen gegenüber ist es sicher als Nachteil des Sportes zu bezeichnen, daß zurzeit nicht so sehr die allgemeine Ausbildung des Körpers in den Vordergrund tritt, als vielmehr die Erzielung von Höchstleistungen auf einem bestimmten Gebiet. Darin liegt aber gerade die schädliche Seite des Sportes in gesundheitlicher Hinsicht. Durch die dauernde Betätigung wird eine Organgruppe unverhältnismäßig stark in Anspruch

genommen und in Gefahr gebracht, durch Übertreibung Schaden zu leiden, während die anderen Organe in ihrer Ausbildung leiden. So kann man es sich erklären, daß bei jugendlichen Sporttreibenden irgendeine Muskelgruppe übermäßig kräftig ausgebildet ist und das Bild ausgeprägtester Kraft und Gesundheit hervorruft, während die anderen Muskelgruppen schlaff sind und dem jungen Menschen durch den Militärarzt das Zeugnis der allgemeinen Körperschwäche ausgestellt wird. Am meisten von allen Organen wird das Herz durch den Sport in Anspruch genommen und durch die Übertreibung des Sportes in Mitleidenschaft gezogen, wie in den wissenschaftlichen Vorträgen des Kongresses besonders Geheimrat Kraus (Berlin), Professor Nicolai (Berlin), Professor Strubell (Dresden), Professor Grober (Jena), Professor de la Camp (Freiburg i. B.) u. a. ausführten.

Soll der Sport als Gegengewicht gegen die einseitige Belastung in die Wagschale fallen, dann muß er gesundheitlich einwandfrei betrieben werden. Wer dann noch unter Hintansetzung der ärztlichen Grundsätze nur darauf bedacht ist, auf dem von ihm bevorzugten Gebiet des Sportes das Höchste zu leisten, unbekümmert darum, ob seine Gesundheit dabei Schaden leidet, wem der Sport, wie Geheimrat Kraus so treffend ausführte, nichts anderes ist, als eine Leidenschaft, der soll es dann mit sich selbst abmachen, welche Folgen für sein Leben und sein Wohlbefinden ihm bevorstehen. Die maßgebenden Kreise haben dann ihre Pflicht getan und ihre warnende Stimme erhoben. Aber gegen Leidenschaften, die schon fast den Charakter eines Triebes tragen, ist ja die Belehrung leider nur allzuoft machtlos. Es kann Sporttreibende geben, die ihrem Sport nachgehen, etwa wie der regelmäßige Gast von Monte Carlo seinem Glücksspiel, wie der Süchtige dem narkotischen Gifte. Aber einen Sport schaffen, der das Gegengewicht gegen die einseitige Überlastung bedeuten soll, der nicht nur als hygienische Maßnahme in die Schranke tritt, der sogar gegebenenfalles ärztlicherseits als Heilfaktor in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt wird, einen solchen Sport zu schaffen, ist eine Aufgabe, dazu angetan, die Besten des Volkes auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, der Volkswirtschaft, des Sportes auf den Plan zu rufen, ist eine des deutschen Volkes würdige Aufgabe.

Der erste Sportkongreß, der dazu berufen war, Heerschau zu halten über alle diejenigen, die bereit sind, ihre Kräfte in den Dienst dieser edlen Sache zu stellen, spricht dafür, daß wir in der Erreichung dieses Zieles auf dem besten Wege sind. Deshalb dürfte ein kurzer Überblick über die Vorgeschichte des Kongresses und über die Bestrebungen der neuen Bewegung allgemeines Interesse finden.

Von dem Gedanken ausgehend, daß Belehrungen über die Art und Weise, wie man Sport treiben soll, damit er die Gesundheit nicht untergräbt, sondern vielmehr fördert, nur von berufener Seite ausgehen dürften, hat vor ungefähr 6 Jahren Dr. Weißbein (Berlin) ein allgemein verständlich gehaltenes Sammelwerk über die Hygiene des Sportes herausgegeben, an dem die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft als Mitarbeiter tätig waren. Der Zweck des Sammelwerkes war, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nützliche und schädliche Seite des Sportes kritisch darzustellen und die sporttreibenden Kreise darüber aufzuklären. Das Erscheinen des Werkes gab dann auch die Anregung zu ausgiebigerer wissenschaftlicher Bearbeitung in den Fragen des Sportes. Es zeigte sich aber, daß auf diesem Gebiete der Wissenschaft nicht nach einem bestimmten System gearbeitet worden war, sondern hier und da zum Teil in gelesenen und angesehenen Zeitschriften, zum Teil auch an Stellen, die im allgemeinen weniger beachtet wurden, Arbeiten über die verschiedensten Sportgebiete in ihrem Zusammenhane mit Medizin und Hygiene erschienen waren. Diese Regellosigkeit erschwertg natürlich das wissenschaftliche Arbeiten bedeutend; deshalb sammelte Dr. Weißbein, in Verbindung mit Oberbibliothekar Professor Dr. Roth (Halle), sämtliche auf dem Gebiete des Sportes erschienenen Arbeiten, die in ein bestimmtes System gebracht wurden. Das wissenschaftliche Sportkomitee der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911 unter Vorsitz von Geheimrat Professor Zuntz (Berlin), der selbst dem Buche ein warmgehaltenes Geleitwort auf den Weg gab, erkannte bald den Wert dieser Sammlung und veranlaßte ihre Herausgabe unter dem Titel „Bibliographie des gesamten Sportes" in einer der Allgemeinheit leicht zugänglichen Form. Das erste praktische Beispiel für die Durchführung methodischer wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiete der Erforschung des Sportes gab die Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden durch Schaffung eines Sportlaboratoriums auf Anregung von Dr. Mallwitz. Da aber dieses Laborotorium mit dem Schluß der Ausstellung seine Arbeit einstellen mußte, auf der anderen Seite aber unzweifelhaft es als besonders wertvoll erschien, eine dauernde Forschungsstätte für diesen auch praktisch so wichtigen Zweig der Wissenschaft zu schaffen, trat noch während der Ausstellungszeit Dr. Weißbein an den auf dem Gebiete der Sportwissenschaft besonders eifrig tätigen Professor Nicolai heran mit dem Plan, eine Vereinigung ins Leben zu rufen, welche sich die Gründung eines dauernden wissenschaftlichen Sportlaboratoriums zur Aufgabe machte. Es ist unstreitig ein besonderes Verdienst, das sich Geheimrat Paasche, der 1. Vizepräsident des Reichstages, um die Sportbewegung in Deutschland erworben hat, daß er sofort die Anregung von Dr. Weißbein aufgriff und sich an die Spitze der im November 1911 begründeten Vereinigung zur wissenschaftlichen Erforschung des Sportes und der Leibesübungen stellte. Das Amt des 2. Vorsitzenden übernahm Geheimrat Kraus (Berlin). Männer der Wissenschaft und Praxis, wie Geheimrat Flügge, Exz. Schjerning, Geheimrat Zuntz, Major Prof. v. Parseval, Exz. von Schultz-Hausmann, Rittmeister Wolff, Generaldirektor Ballin, Prof. F. A. Schmidt (Bonn), Geheimrat Flamm u. a. m. schlossen sich der Vereinigung an. Die Schriftführung übernahmen Professor Nicolai und Dr. Weißbein, deren bleibendes Verdienst es ist, die Ziele der Vereinigung in kaum Jahresfrist in die Praxis umgesetzt zu haben. Die Gründung des Sportlaboratoriums ist in erster Linie der Stadt Charlottenburg zu danken, besonders infolge der regen Förderung durch Stadtrat Dr. Gottstein. Die Stadt Charlottenburg unterstützte die Vereinigung, indem sie die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mittel für den Bau eines Laboratoriums auf dem städtischen Spielplatz in Westend hergab, das demnächst dem Betriebe übergeben wird. Die Ausführung dieses, bis in das Feinste hinein sorgfältig durchdachten Institutes liegt in den Händen des Hofbaurates Wehe (Berlin).

Die Aufgaben und Ziele des neuen Laboratoriums werden darin bestehen, die schädlichen und nützlichen Seiten des Sportes in gesundheitlicher Hinsicht festzustellen und zu bearbeiten, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der heranwachsenden Jugend. Es wird darauf ankommen die Physiologie der Leibesübungen in dem Sinne zu studieren, wie Geheimrat Zuntz vorgeschlagen hat, nämlich vor allem das Maß von körperlicher Arbeit zu ermitteln, welches in den verschiedensten Lebensaltern und bei beiden Geschlechtern den günstigsten Einfluß auf die körperliche und geistige Entwicklung ausübt. Ferner werden die Höchstleistungen und Wettkämpfe daraufhin zu untersuchen sein, ob und unter welchen Umständen durch sie länger nachwirkende oder gar dauernde Gesundheitsstörungen hervorgerufen werden können, und wie man Schädigungen, die sich zeigen, beeinflussen kann. Hinsichtlich der krankhaften Zustände wird es darauf ankommen, die Forderung von Geheimrat Kraus zu erfüllen, den Sport so zu gestalten, daß er als Heilmittel in Frage kommen kann, natürlich unter der Voraussetzung einer genügenden ärztlichen Überwachung.

Der Wertschätzung dieser neuen Bewegung für die Gesamtheit unserer Nation wurde auf dem ersten Kongresse in Oberhof dadurch Ausdruck gegeben, daß man die Begründung eines Reichskomitees beschloß, welches die Verbreitung der Ziele der Vereinigung über alle Gaue unseres Vaterlandes als seine Aufgabe ansieht.

Oberhof war als Tagungsort nicht nur aus dem Grunde gewählt, weil es der bedeutendste Sportplatz Deutschlands ist, sondern auch wegen des hohen Interesses, das Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha der Sportbewegung entgegenbringt und das er auch durch die Einladung an die Sportvereinigung, ihren ersten Kongreß in Oberhof zu veranstalten, zum Ausdruck brachte. Die Hof- und Staatsbehörden des Landes wohnten den Sitzungen bei, und Vertreter aller Sportverbände begrüßten die wissenschaftliche Mitarbeit innerhalb ihrer Bewegung auf das Freudigste, und in seltener Harmonie arbeiteten die Turn- und Sportgemeinden unseres Vaterlandes Hand in Hand mit den Vertretern der Wissenschaft an dem gemeinsamen Ziele. Bei dem lebhaften Interesse, das die verschiedensten Kreise unseres Volkes schon jetzt, wo auf dem Gebiete der Sportforschung noch so viele Fragen der Lösung harren, entgegenbringen, dürfen wir hoffen, daß ein eifriges Arbeiten in allen Gauen unseres Vaterlandes den Sport und die Würdigung seiner gesundheitlichen Bedeutung wesentlich fördern wird. In nicht zu ferner Zeit wird wohl in ganz Deutschland ein Sport gepflegt und getrieben werden, der unserem Volke zugute kommen, unsere heranwachsende Jugend kräftigen und unsere Wehrtüchtigkeit heben soll, sodaß auch auf diesem Gebiete Deutschland an der Spitze der Kulturstaaten stehen wird.

Dr. Max Hirsch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwurgericht und Schöffengericht.

Der Entwurf einer Strafprozeßordnung und einer Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz, — im Folgenden kurzweg als „Entwurf" bezeichnet — welcher gegen Ende des Jahres 1911 im Plenum des Reichstags beraten werden sollte, ist nicht mehr zur Verabschiedung gelangt. Wie es heißt, soll mit der Reform des Strafprozesses nunmehr solange gewartet werden, bis die Vorarbeiten für ein neues Strafgesetzbuch beendet sind. Bis dahin wird voraussichtlich noch eine ganze Reihe von Jahren vergehen. Dieser Aufschub der — an sich dringend notwendigen — Strafprozeßreform bringt immerhin den Vorteil mit sich, daß Fragen, über welche augenblicklich noch die Meinungen weit auseinandergehen, im Laufe der Jahre allmählich ausreifen. Hierher gehört in erster Linie die Frage der Zuziehung der Laien zur Strafrechtspflege.

Gerade auf diesem Gebiete prallen zur Zeit noch die Gegensätze heftig aufeinander. Es gibt viele Richter und Staatsanwälte, die sich der Mitwirkung der Laien gegenüber auf einen durchaus ablehnenden Standpunkt stellen und das Laienelement aus der Rechtsprechung überhaupt völlig ausgeschaltet wissen wollen. Den ganz entgegengesetzten Standpunkt vertritt eine — namentlich in der Presse vielfach hervortretende — Anschauung, welche gegen die Juristengerichte die maßlosesten Vorwürfe erhebt, mit Schlagworten wie „Weltfremdheit" und „Klassenjustiz" operiert und in dem Schwurgericht das Ideal eines Volksgerichts erblickt.

Um für eine ruhige, leidenschaftslose und objektive Entscheidung dieses Meinungsstreits den richtigen Ausgangspunkt zu gewinnen, wird man zwei Fragen völlig getrennt zu beantworten haben:

1. Ist der Jurist oder der Laie der bessere Strafrichter?
2. Sind von einem Zusammenarbeiten von Juristen und Laien Vorteile zu erwarten?

Was zunächst die erste Frage anlangt, so sollte die Antwort bei vorurteilsloser Prüfung eigentlich keinen Augenblick zweifelhaft erscheinen: Die Kenntnis der Gesetze, das ganze zu ihrem Verständnis erforderliche Rüstzeug der wissenschaftlichen Vorbildung, die in langjähriger Praxis geschulte Objektivität des Urteils, die durch Übung erlangte Gewandtheit in der raschen Erfassung eines komplizierten Tatbestandes, in der psychologisch richtigen Beurteilung der bei den Zeugenaussagen hervortretenden Widersprüche, das alles sind Eigenschaften, die einerseits für die Ausübung strafrichterlicher Funktionen schlechterdings unentbehrlich sind, andererseits dem Juristen ebenso zur Verfügung stehen, wie sie dem Laien zweifellos abgehen.

Die Erkenntnis, daß der Jurist im Vergleich mit dem Laien der bessere Richter ist, muß folgerichtig dazu führen, dem Schwurgericht als dem reinen Laiengericht die Daseinsberechtigung abzusprechen. In der Tat haben die mannigfachen, — wenn auch vielleicht in den großen Städten nicht so kraß hervortretenden —

Fehlsprüche der Schwurgerichte, insbesondere die zahlreichen ungerechtfertigten Freisprechungen in verwickelteren Sachen und bei den Anklagen wegen Meineids, in der überwiegenden Mehrzahl der sachkundigen Praktiker die Überzeugung befestigt, daß eine durchgreifende Reform der Gerichtsorganisation mit dieser Einrichtung aufräumen muß. Dieser Meinung hat sich auch die sogenannte Strafprozeßkommission, welche die Vorarbeiten für den Entwurf geliefert hat, angeschlossen, indem sie vorschlug, die Schwurgerichte zu beseitigen und durch Schöffengerichte zu ersetzen.

Im Gegensatz zu diesen Anschauungen hat sich der Entwurf für die Beibehaltung der Schwurgerichte entschieden, und zwar auf Grund der folgenden Erwägungen: Der Vorschlag der Strafprozeßkommission habe lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Es zeige sich, daß die Schwurgerichte nach wie vor in der Bevölkerung ein hohes Maß von Vertrauen genießen und daß ihre Abschaffung in manchen Kreisen als die Beseitigung einer wertvollen, aus politischen Gründen hochgehaltenen Errungenschaft angesehen würde. Diese weit verbreitete und historisch begründete Stimmung bilde einen Faktor, den der Gesetzgeber nicht übersehen dürfe, auch wenn er Mängel in der Einrichtung der Schwurgerichte anerkennen müsse.

Die Art und Weise, in welcher hier die Beibehaltung der Schwurgerichte begründet wird, ist außerordentlich charakteristisch. Denn sie zeigt deutlich, daß die Aufrechterhaltung der Schwurgerichte mehr und mehr aus dem Rahmen juristisch-praktischer Erwägungen herausgetreten und zu einem politischen Schlagwort geworden ist. Und diese Tatsache erklärt sich wiederum ohne weiteres durch die geschichtliche Entwicklung: Die Reformbewegung, welche sich in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in bezug auf die Ausgestaltung des Strafverfahrens geltend machte, stand im engsten Zusammenhange mit den politischen Verhältnissen. Nach dem Jahre 1830 lenkten sich die Blicke aller liberalen Elemente auf die konstitutionelle Verfassung Frankreichs; die allgemeine Aufmerksamkeit übertrug sich naturgemäß bald auf den französischen Strafprozeß. Der Code d'instruction criminelle (1808) schien alle Eigenschaften zu besitzen, welche man damals von einem idealen Strafverfahren zu fordern und mit den Worten: Mündlichkeit, Öffentlichkeit, Anklageprozeß und Geschworenengerichte zu charakterisieren pflegte. Die Umwälzungen des Jahres 1848 hatten dann für Deutschland die Einführung der französischen Justizeinrichtungen, insbesondere auch der Schwurgerichte, zur Folge.

Wenn man also vor 50—60 Jahren die Schwurgerichte als politische Errungenschaft betrachtete, so ist es offenbar die Nachwirkung dieser Anschauung, welche der fraglichen Einrichtung noch heute in größeren Kreisen des Volkes, und namentlich bei gewissen politischen Parteien, einen starken Rückhalt verleiht. Die Kenner der Verhältnisse stehen dieser „Errungenschaft" schon seit längerer Zeit sehr skeptisch gegenüber und sind sich untereinander nur insofern uneinig, als die Einen das Schwurgericht gänzlich beseitigen, die Anderen den wesentlichsten Mängeln dieser Orga-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisation durch mehr oder minder einschneidende Reformen abhelfen wollen. Die zahlreichen von Theoretikern und Praktikern gemachten Vorschläge zur Verbesserung des schwurgerichtlichen Verfahrens — auf welche hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann — waren solange ernster Beachtung wert, als man mit der Tatsache der Beibehaltung der Schwurgerichte rechnen mußte. Stellt man sich aber einmal lediglich auf den Standpunkt der Zweckmäßigkeit, so kann die Frage: „Verbesserung oder Beseitigung des Schwurgerichts?" nur in dem letzteren Sinne beantwortet werden.

Wenn die Richtigkeit dieser Auffassung überhaupt noch einer Bestätigung bedurft hätte, so liegt eine solche in der eigenartigen Begründung, mit welcher der Entwurf die von ihm empfohlene Regelung zu rechtfertigen versucht. Der Entwurf verkennt nicht die zahlreichen, dem schwurgerichtlichen Verfahren anhaftenden Mängel. Er zählt sogar die wichtigsten der nach dieser Richtung hin in den letzten Jahren gemachten Reformvorschläge einzeln auf und unterzieht sie einer eingehenden Erörterung. Als Ergebnis dieser Erwägungen hätte man eigentlich die Beseitigung oder eine durchgreifende Verbesserung des Schwurgerichts erwarten dürfen. Der Entwurf entscheidet sich aber weder für das eine noch für das andere, sondern läßt — abgesehen von einigen wenigen nebensächlichen Neuerungen — die bisherige Organisation unverändert fortbestehen. Und der Grund für diese offenbare Inkonsequenz? Gegen die Forderung der völligen Abschaffung des Schwurgerichts werden lediglich die oben erwähnten Erwägungen ins Feld geführt, die in dem Schlagwort der „politischen Errungenschaft" gipfeln. Und die Reformvorschläge glaubt der Entwurf mit der Bemerkung abtun zu können, daß eine Beseitigung der Mängel des schwurgerichtlichen Verfahrens sich nur unter Aufgabe wesentlicher Eigentümlichkeiten des Schwurgerichts durchführen lasse.

Das in diesen Deduktionen zutage tretende Bestreben, das Prinzip um des Prinzips willen aufrecht zu erhalten, stellt einen längst überwundenen Standpunkt dar. Für das Strafverfahren gibt es nur ein einziges Prinzip: die Ermöglichung einer gerechten Entscheidung. Der Wert einer strafprozessualen Einrichtung ist lediglich danach zu beurteilen, ob sie zur Förderung der Wahrheit geeignet ist, d. h. also, dazu dient, den Schuldigen der Bestrafung entgegenzuführen und den Unschuldigen vor Verfolgung zu sichern. Eine Einrichtung, die, wie das Schwurgericht, den Zweck der Findung eines gerechten Urteils nicht erreicht und auch ihrer Natur nach nicht erreichen kann, hat keine Daseinsberechtigung mehr, mögen auch noch so viele politische oder ähnliche Erwägungen für ihre Aufrechterhaltung sprechen.

Hiernach wird man von einer durchgreifenden Reform des Strafprozesses die Abschaffung des Schwurgerichts erwarten dürfen.

Damit wäre die erste der beiden grundsätzlichen Fragen, wie sie oben formuliert worden sind, entschieden. Die weitere Frage, ob ein Zusammenarbeiten von Juristen und Laien Vorteile bietet, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedeutungsvoll genug sind, um das System des Schöffengerichts empfehlenswert erscheinen zu lassen, wird nunmehr einer kurzen Betrachtung zu unterziehen sein.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß auch diese Organisation gewisse Unzuträglichkeiten mit sich bringt: Neben denjenigen Nachteilen, welche sich bereits aus den das Schwurgericht betreffenden Ausführungen ergeben, seien noch genannt: Die Umständlichkeit und Schwerfälligkeit des ganzen Apparats, die Unmöglichkeit der Auswahl geeigneter Persönlichkeiten, das völlige Versagen der Laien in allen spezifisch-juristischen Fragen, ihre mangelnde oder doch jedenfalls nicht immer genügend entwickelte Fähigkeit, die psychiatrischen Gutachten — die bekanntlich im Strafprozeß eine hervorragende Rolle spielen — richtig zu verstehen und einzuschätzen.

Diesen an sich unverkennbaren Nachteilen des Schöffengerichts stehen jedoch Vorzüge gegenüber, die derartig ins Gewicht fallen, daß sie bei abwägender Prüfung den Ausschlag geben müssen:

Manche Schöffen bringen auf dem Gebiete des täglichen Lebens Erfahrungen mit, welche dem Juristen in gleichem Maße nicht immer zur Verfügung stehen. Sie können vielfach durch intimere Kenntnis persönlicher Verhältnisse, durch genauere Bekanntschaft mit lokalen Gewohnheiten dem Richter bei der Aufklärung des Sachverhaltes eine nicht zu unterschätzende Hilfe gewähren. Hinzu kommt eine Frische und Unbefangenheit der Anschauung, die in wohltuendem Gegensatze steht zu der namentlich bei dem älteren Juristen leicht eintretenden Neigung, die einzelne Strafsache lediglich geschäftsmäßig und ohne genügende Berücksichtigung ihrer besonderen Eigenart zu behandeln.

Diesen längst bekannten und vielfach erörterten Vorzügen der Schöffengerichtsverfassung wäre noch ein Moment hinzuzufügen, dessen Bedeutung man bisher noch immer nicht ausreichend gewürdigt zu haben scheint:

Ein erheblicher Übelstand der heutigen Juristengerichte — d. h. also der Strafkammern — ist die namentlich in den großen Städten zutage tretende geschäftliche Überlastung. Die gewaltige Menge des an einem einzigen Sitzungstage zu erledigenden Arbeitspensums nötigt den Vorsitzenden, den Gang der Verhandlung nach Möglichkeit zu beschleunigen und die Dauer jeder einzelnen Vernehmung auf das Äußerste zu beschränken. Unter dieser Eile und Hast leidet aber notwendigerweise die Gründlichkeit. Die Verhandlung stellt sich lediglich als eine Zusammenfassung des kurzen, für die Schuldfrage in Betracht kommenden juristischen Tatbestandes dar, während für eine Beurteilung der besonderen Eigenheiten des Falles, und namentlich für eine psychologische Würdigung der Persönlichkeit des Angeklagten und der Zeugen, kein Raum übrig bleibt.

Diesen höchst beklagenswerten Mißständen wird nun voraussichtlich die Hinzuziehung der Laien abhelfen:

Die Juristen sind infolge von Routine und Gewohnheit in der Lage, einer kursorischen und auf das denkbar knappste Maß der Aufklärung beschränkten Verhandlung mit dem nötigen Verständnisse zu folgen. Den

Laien geht diese Fähigkeit in der Regel ab. Sie werden über den der Urteilsfindung zugrunde liegenden Sachverhalt nur dann die richtige Klarheit gewinnen, wenn die Vorführung der Beweise mit einer gewissen Behaglichkeit und Breite vor sich geht, wenn die Angeklagten und Zeugen in vollster Ruhe und ohne jede Überstürzung vernommen, wenn der konkrete Tatbestand nach allen Richtungen hin erörtert und aufgeklärt wird. So nötigt denn die Mitwirkung der Laien zu der für eine gesunde Rechtspflege geradezu unentbehrlichen Gründlichkeit und Sorgfalt. Und wenn insoweit überhaupt noch ein Zweifel bestehen könnte, so würde derselbe beseitigt werden durch den Hinweis auf das heutige Schwurgericht, das in dieser Hinsicht — in bezug auf die tatsächliche Aufklärung des Sachverhalts in der Beweisaufnahme — als das Muster einer Gerichtsverhandlung bezeichnet werden kann.

Derartigen Erwägungen scheint sich auch der Entwurf nicht verschlossen zu haben. In der Begründung wird ausgeführt, daß eine aus Richtern und Schöffen zusammengesetzte Strafkammer nicht annähernd so viel Sachen erledigen könne wie ein lediglich aus Berufsrichtern bestehendes Gericht, und daß hiernach eine Vermehrung der Strafkammern notwendig werden würde. Dieser Bemerkung wäre allerdings noch hinzuzufügen, daß mit einer nur mäßigen Vermehrung der Gerichtsabteilungen — etwa um $^1/_5$ oder $^1/_4$ der bisherigen Zahl — gar nichts gewonnen wäre. Eine Beseitigung der Unzuträglichkeiten, welche mit der heutigen geschäftlichen Überlastung der Gerichte verknüpft sind, wird erst dann zu erwarten sein, wenn die Strafkammern in ausreichendem Maße, d. h. dergestalt vermehrt werden, daß an jedem einzelnen Sitzungstage nur wenige Strafsachen, diese aber mit Ruhe, Gründlichkeit und Ausführlichkeit verhandelt werden. Erst dann werden die Vorteile, welche die neue Organisation der Gerichte nach der angegebenen Richtung hin mit sich bringt, eine nennenswerte praktische Bedeutung erlangen.

Was nun die Art und Weise der Durchführung des schöffengerichtlichen Systems anlangt, so kann es sich im Rahmen der vorliegenden Ausführungen naturgemäß nicht um eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Erörterung, sondern lediglich um die Hervorhebung der wichtigsten Gesichtspunkte handeln.

Vor allem wird es darauf ankommen, mit der Buntscheckigkeit des bisherigen Rechtszustandes, bei welchem Juristengericht, Schöffengericht und Schwurgericht nebeneinander bestehen, aufzuräumen und der Gerichtsverfassung das einheitliche und — abgesehen von vereinzelten Ausnahmen — generell durchzuführende schöffengerichtliche Prinzip zugrunde zu legen.

Für die kleineren Strafsachen bleibt das bereits heute bei dem Amtsgericht bestehende, mit einem Juristen und zwei Laien besetzte Schöffengericht zuständig.

Nach Beseitigung der Schwurgerichte wird der Schwerpunkt der Strafrechtspflege noch mehr als bisher in den Strafkammern des Landgerichts liegen, welche nunmehr nicht nur die mittleren Strafsachen, sondern auch die schwersten — bis jetzt zur Zuständigkeit der Schwurgerichte gehörenden — Fälle zu verhandeln haben werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht ganz einfach gestaltet sich die Frage, in welcher Zahl hier die Juristen und die Laien vertreten sein sollen. Der Entwurf will die Strafkammern mit zwei Juristen und drei Schöffen besetzen. Dieser Vorschlag darf als annehmbar bezeichnet werden. Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß der — voraussichtlich nicht gerade selten eintretende — Fall einer Meinungsverschiedenheit der beiden Juristen, zwischen denen dann die Laien zu entscheiden haben werden, unter Umständen gewisse Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten mit sich bringen kann.

Da der Entwurf, einem allgemeinen Verlangen entsprechend, gegen die bisher nur mit der Revision — d. h. wegen Rechtsirrtums — anfechtbaren Urteile der Strafkammern das Rechtsmittel der Berufung gewährt, so wird in diesem Zusammenhange auch die Frage der Besetzung des Berufungsgerichts zu erörtern sein. Der Entwurf hat für die Berufungsinstanz die Mitwirkung von Laien nicht in Aussicht genommen. Er läßt entscheiden: über Berufungen gegen die bisherigen schöffengerichtlichen Urteile: die mit drei Juristen besetzten Strafkammern, über Berufungen gegen Strafkammerurteile: die mit fünf Juristen besetzten Berufungssenate. Dieser Regelung hat man mit Recht den Vorwurf der Inkonsequenz gemacht: Ist das Juristengericht auf die Berufung des Juristen — des Staatsanwalts — stets in der Lage, das Urteil der mit Schöffen besetzten ersten Instanz aufzuheben, so wird damit der Einfluß der Laien auf die Urteilsfindung völlig illusorisch gemacht oder doch jedenfalls auf ein sehr geringes Maß beschränkt. Hält man aber — in Übereinstimmung mit dem Entwurf — die aktive Betätigung der Laien in der Rechtsprechung grundsätzlich für wünschenswert, so wird man notwendigerweise auch die Mitwirkung von Schöffen in der Berufungsinstanz fordern müssen.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die Personenfrage:

Was die Schöffen anlangt, so erscheint, wie bereits erwähnt, eine Auswahl nach der größeren oder geringeren Befähigung von vornherein ausgeschlossen. Es kann sich nur darum handeln, die einzelnen Schöffen recht häufig zur Rechtsprechung heranzuziehen und ihnen auf diese Weise eine Erfahrung zu verschaffen, welche einen Ersatz bildet für die fehlenden juristischen Kenntnisse.

Von weit größerer Bedeutung ist die Frage der persönlichen Befähigung für die Auswahl der im Schöffengericht mitwirkenden Juristen.

Das Amt des Strafrichters ist außerordentlich schwierig und stellt an die Persönlichkeit die denkbar größten Anforderungen. Wer seiner Aufgabe — insbesondere als Vorsitzender — gewachsen sein will, muß eine ganze Reihe von Eigenschaften mitbringen: ausreichende Menschenkenntnis, Verständnis für die Anschauungen und Bedürfnisse der verschiedenen Klassen der Bevölkerung, Fähigkeit zur individuellen Beurteilung geistiger und seelischer Zustände, Erfahrung auf dem Gebiete der Psychologie der Zeugenaussage, Ruhe, Besonnenheit und vor allem unbedingte Objektivität des Charakters.

Leider muß nun festgestellt werden, daß heutzutage gerade die begabtesten und fähigsten Juristen in ihrer überwiegenden Mehrzahl die Strafpraxis meiden und sich ausschließlich mit dem Zivilrecht beschäftigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Tatsache erklärt sich im wesentlichen durch die in der Juristenwelt verbreitete Anschauung, daß die Zivilrechtspflege die höherstehende und vornehmere Tätigkeit darstelle, während der Aufgabe des Strafrichters nur eine verhältnismäßig untergeordnete Bedeutung zukomme.

Diese — völlig ungerechtfertigte — Unterschätzung der strafrichterlichen Funktionen wird nun aller Voraussicht nach einer anderen Beurteilung Platz machen, sobald die Mitwirkung der Laien in Strafsachen generell durchgeführt sein wird. Man wird sich der Erkenntnis unmöglich verschließen können, daß in der aus zwei Richtern und drei Schöffen bestehenden Strafkammer der einzelne Jurist, welcher den Laien die nötigen Anleitungen zu geben hat, einen weit größeren Einfluß erlangen und eine weit interessantere, aber auch entsprechend schwierigere und verantwortlichere Tätigkeit entfalten wird, als ihm dies heutzutage in dem aus fünf Juristen zusammengesetzten Gericht möglich ist. Und wenn diese Erkenntnis voraussichtlich jener Geringschätzung der strafrichterlichen Tätigkeit ein Ende bereiten und in Zukunft gerade die tüchtigsten Juristen veranlassen wird, sich mehr, als bisher, der Strafpraxis zuzuwenden, so wäre damit das Ergebnis gewonnen, daß die Zuziehung der Laien nicht — wie man bisweilen befürchtet hat, — eine Verminderung, sondern im Gegenteil eine Erhöhung der Bedeutung und des Ansehens der Strafrechtspflege zur Folge haben wird. Landrichter **Dr. A. Henschel.**

Das Deutschtum in Südösterreich.

Die Südgrenze des heutigen Deutschen Reiches ist nirgends eine Völkerscheide. Überall sitzen Deutsche jenseits der schwarzweißroten Pfähle und decken den Nationalstaat, der vor mehr als vier Jahrzehnten durch Blut und Eisen geschaffen wurde. Nicht in gleicher Weise allerdings. Während in den dichtbevölkerten Sudetenländern unsere Volksgenossen trotz ihrer bedeutenden Zahl und wirtschaftlichen Überlegenheit slawische Herrschaft abwehren müssen, erfreuen sich die österreichischen Donau- und Alpenländer sowie die Schweiz einer starken deutschen Mehrheit, ja die beiden Erzherzogtümer, dann Salzburg und Vorarlberg haben so wenig andersprachige Bewohner, daß sie als rein deutsch gelten können; zählt doch selbst Niederösterreich, wo die Tschechen so oft Lärm schlagen, bloß 3,8 v. H. dieses Volkes (1910).

Wenn im Reich von den Sprachenkämpfen des Donaustaates die Rede ist, meint man in der Regel den deutsch-tschechischen Gegensatz, der infolge der keilartig vorgeschobenen Lage des Hauptkriegsschauplatzes Böhmen geographisch am nächsten liegt, und dessen Entwicklung die benachbarten Bundesstaaten vielfach zu spüren bekommen; er ist an sich zweifellos die wichtigste und folgenschwerste nationale Frage. Dennoch wäre es ein großer Irrtum, die in den Alpenländern bestehenden Reibungsflächen mit Italienern, Slowenen und Serbokroaten für bedeutungslos zu halten. Wohl liegt das, was sich hier im Südosten abspielt, dem Herzen des germanischen Mitteleuropa ferner, auch droht keine so unmittelbare Gefahr, dank der erwähnten Vormachtstellung unseres Volks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stammes; aber dafür bereiten sich hier schwerwiegende völkische Entscheidungen vor, die günstig zu wenden keine leichte Aufgabe sein wird, und der Kampf der Vorposten an der Sprachgrenze selbst ist nicht weniger erbittert als in den Sudetenländern.

Wenn die Stellung des alpenländischen Deutschtums etwas günstiger ist, so verdanken wir das außer dem Gewicht unserer Zahl hauptsächlich den von Böhmen empfangenen Lehren. Denn die tschechischen Erfolge in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren nur möglich durch das Fehlen jeglicher Organisation auf deutscher Seite. Sobald empfindlicher Schaden und völkische Not die Betroffenen belehrt hatte, gründeten sie jene Schutzverbände, deren Gedeihen uns mit Stolz und Freude erfüllt. Da nun die in Österreich wenig zahlreichen und ärmlichen Südslawen erst nach den Tschechen ihre Ansprüche geltend machten, so konnte man, obwohl unsere südlichen Schutzvereine nicht früher entstanden als die nördlichen, doch rechtzeitig der Gefahr begegnen. Mindestens traf uns der Angriff nicht unvorbereitet, und größere Verluste blieben erspart.

Die letzte Volkszählung hat (gleich den früheren) fast durchweg eine Zunahme des deutschen Bevölkerungsanteils ergeben. So beträgt in Steiermark der deutsche Hundertsatz 70,5 (1880 nur 67,0), in Kärnten 74,8 (1880 nur 70,3), in Tirol und Vorarlberg 62,1 (1880 nur 59,4), und selbst in Niederösterreich sank die tschechische Minderheit von 4,7 v. H. (1900) auf 3,8 (1910). Freilich wird bei den Zählungen nicht die Volksangehörigkeit, sondern die Umgangssprache erhoben; doch bleibt dies ohne Belang, weil ja die Annahme und das Bekenntnis der deutschen Umgangssprache praktisch Anschluß ans Deutschtum bedeuten. Zudem ist dieser Zuwachs über die natürliche Vermehrung hinaus nicht durch gewaltsame Germanisation gewonnen, er hat vielmehr wirtschaftliche Ursachen, die auch künftig im selben Sinne wirken werden. Besonders erfreulich muß das Wachstum der deutschen Minderheiten südlich der Sprachgrenze genannt werden, weil dadurch die Lebenskraft unserer Postenkette zum Adriatischen Meer erwiesen ist. Auch die neuen Alpenbahnen haben uns Vorteile gebracht, indem das küstenländische Deutschtum eine Stärkung erfuhr (in Triest z. B. von 5,9 auf 6,2 v. H. im letzten Zählungsabschnitt, absolut von 8880 auf 11856), und für Südtirol ist die Haltung seines natürlichen Mittelpunktes Bozen vorbildlich, wo die italienische Minderheit 1900—1910 von 11,5 auf 5,8 v. H. gesunken ist.

Man ersieht aus diesen Angaben, daß der deutschösterreichische Volksstamm im Alpengebiet sich wohl behauptet hat und an ein Aufgeben selbst vorgeschobener Stellungen keineswegs zu denken ist. Aber verhängnisvoll wäre es, sorglos in die Zukunft zu blicken und der Mittel zu vergessen, die den Erfolg herbeiführten. Denn es ist zu erwarten, daß der nationale Kampf besonders an der südslawischen Front an Heftigkeit wächst, je höher die vor kurzem noch recht ursprüngliche Kultur dieser Völker steigt, je wohlhabender sie werden und je mehr sie den deutschen Vorsprung einholen. Daß sie der Staat in diesem Bestreben nicht hindert, ist ja bekannt, sonst würde man z. B.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom windischen (slowenischen) Völklein, das bloß 1¼ Millionen Köpfe zählt und nur 2,9 v. H. zu den direkten Steuern beiträgt, etwas weniger hören, und wir hätten keine windische Hochschulfrage, die (natürlich auf deutsche Kosten) gelöst werden soll. Die Italiener Österreichs sind zwar an Zahl noch geringer (samt den Ladinern nur 768000), aber ihnen deckt eine starke, von glühendem und opferwilligem Volksbewußtsein erfüllte Kulturnation den Rücken. Und schließlich stehen auch die Vortruppen der nordwestlichen Balkanslawen, der Serbokroaten, in ansehnlicher Zahl (783000) auf zisleithanischem Boden, erheben Anspruch auf das gesamte Ostgestade der Adria vom Quarnero bis Albanien und verlangen, im Verein mit ihren kroatischen und bosnischen Volksgenossen, immer lauter nach politischer Selbständigkeit im Rahmen des sogenannten Trialismus.

Dürfen die Deutschen alldem müßig zuschauen? Kümmert sie das, was sich jenseits der Sprachgrenze abspielt, nicht, und hat die südliche Meeresküste keine Anziehungskraft? — Was das Mittelmeer den Deutschen bedeutet, habe ich an anderer Stelle*) dargetan; es sei mir gestattet, die Leitsätze jener Abhandlung hier zu wiederholen: „Das Mittelmeer muß dem jetzt allzusehr im Nordwesten konzentrierten reichsdeutschen und österreichischen Handel wieder nach seinem zukunftsvollsten Verkehrsgebiet, dem Orient, Luft machen; dazu gehört nicht nur das Bereich der Bagdadbahn, sondern auch Ostafrika, Süd- und Ostasien. Da das Deutsche Reich nicht ans Mittelmeer grenzt, so muß das verbündete Österreich ihm die nötigen Wege zur Verfügung stellen, was teilweise schon geschehen ist (Alpenbahnen, Hafenbauten), und wovon beide Staaten Nutzen haben werden; denn sie beide sind die natürlichen Hinterländer des adriatischen Golfes. Der hier aufblühende maritime Handel und Verkehr muß aber von uns auch militärisch geschützt werden können, wozu vor allem der Besitz Dalmatiens unerläßlich ist. Nichts von dem, was wir am Mittelmeer haben, darf gar etwa freiwillig aufgegeben werden; vielmehr sollte sich die deutsche Schutzarbeit auf unser gesamtes Küstengebiet erstrecken."

Die deutsche Schutzarbeit! Sie hat also an den südlichen Marken des Deutschtums nicht bloß der Sprachgrenze ihre Sorge zuzuwenden, sie muß darüber hinaus den Blick auf höhere Ziele richten. Auch der wichtigste Punkt an der Küste ist für uns wertlos, wenn er der Verbindung mit dem Hinterland entbehrt. Eine sichere Etappenstraße zur Adria zu schaffen, oder besser, zu erhalten (denn sie besteht ja schon), ist daher unsere Hauptaufgabe, durch deren Erfüllung Zweck und Ziel der Schutzarbeit erst ihren wahren Wert gewinnen. Die deutschen Brückenpfeiler zwischen Marburg und Triest können selbst ohne Germanisation der slawisch-italienischen Landesteile gesichert werden, aber freilich darf kein Bollwerk im Untersteier, Krain oder Küstenland mehr verloren gehen. Wir schützen damit ebenso unsere Bedürfnisse wie historische Rechte, denn auch das Römische Reich deutscher Nation be-

*) In den Mitteilungen des Vereins Südmark in Graz. 5. Jahrgang 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rührte die Adria, und Mitterburg in Istrien war seine südlichste Stadt. Selbstverständlich jedoch dürfen uns die schönsten Zukunftshoffnungen nicht verleiten, das Nächstliegende zu übersehen: die Festigung der Sprachgrenze gegen Welsche und Windische.

Dies ist nötig in Tirol, wo italienische Begehrlichkeit die Hand bis zum Brenner ausstrecken möchte und im Süden des Landes auch schon viel ehemals germanischer Volksboden verwelschte, es ist nicht minder nötig im steierischen Unterland, dessen Städte heute noch trotz der slawischen Hochflut deutsch sind, wie sie von den bajuwarischen Kolonisten der Vorzeit geschaffen wurden. Hier handelt es sich vor allem um die Angliederung des wichtigen Marburg (= Markburg), das vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet nur durch die schmalen Windischen Bühel getrennt ist, und um die Sicherung der alten Römerstädte Cilli und Pettau, die mit Marburg zusammen ein nationales Festungsdreieck bilden. Dessen Behauptung wird wohl durch den autonomen Charakter der drei Städte erleichtert, aber die slawische Umgebung droht als ständige Gefahr. Auch das Deutschtum Krains, das infolge der starken Auswanderung aus dem Gottscheer Ländchen Einbuße erlitt, bedarf wenigstens auf einer Seite eines völkischen Rückhalts. Es steht zu hoffen, daß ihm derselbe durch die nördlichen Nachbarländer Kärnten und Steiermark auch künftig zuteil werden kann; hat doch im vorwiegend slawischen Untersteier der deutsche Zuwachs 1900—1910 29,8, der windische nur 0,5 v. H. betragen, sodaß die deutsche Minderheit hier von 11,6 auf 14,5 v. H. gestiegen ist.

Welche Mittel haben es nun dem alpenländischen Deutschtum ermöglicht, solche Erfolge zu erzielen? Außer dem slawischen und italienischen Abwanderungsverlust, der den deutschen weit übertrifft, haben wir das günstige Ergebnis der letzten Zählung unseren Schutzvereinen zu danken. Der älteste und mächtigste, der Deutsche Schulverein, ist 1880 an der romanischen Sprachgrenze entstanden; Kurat Mitterer, ein deutscher Priester, der zu Proveis in Südtirol seines Amtes waltete, war der geistige Urheber dieser nun schon über 200000 Deutschösterreicher umfassenden Organisation, die heute von Wien aus das ganze Zisleithanien betreut. Die Dreimillionenspende, die bekanntlich auf Roseggers Anregung für das deutsche Schulwesen an den Sprachgrenzen gesammelt wurde, bedeutete den Beginn eines neuen Aufschwungs. Aber Schulbauten allein tuns nicht, die Schutzarbeit muß sich auch auf wirtschaftliches Gebiet erstrecken; und für diesen Zweck trat der größte alpenländische Schutzverein auf den Plan, die Südmark.

Dieser Verein, der am 24. November 1889 zu Graz gegründet wurde, wollte schon durch seinen Namen andeuten, daß er vor allem die südlichen Marken des österreichischen Deutschtums und dessen Beziehungen zum Adriatischen Meer im Auge behalten werde; doch gilt seine Sorge auch den von Norden her bedrohten Donauländern und der Reichshauptstadt, denn Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Tirol, Vorarlberg, Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg gehören zum Südmarkgebiet. Die Tätigkeit der (gegenwärtig etwa 90000) Süd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

märker besteht in der Vermittlung des Erwerbs von Liegenschaften, allenfalls auch eigenem Erwerb; in Unterstützungen bei solchem Ankauf oder bei Antritt und Betrieb eines Gewerbes; in Verleihung von Darlehen und Spenden an Landwirte, Handels- und Gewerbetreibende; in Jugendfürsorge, Waisenpflege, Unterstützung von Schulen, Gesellenherbergen, Lehrlingshorten und dergleichen; in Erwerbung und Ausübung von Berechtigungen; in Hebung des Fremdenverkehrs, in der Gründung von Spar- und Vorschußkassen, Genossenschaftswesen, Fachschulen, Stellenvermittlung, in Flugschriften, Vorträgen, Schaffung von Volksbüchereien — überhaupt in jeder möglichen Art gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Unterstützung. Besonderen Wert legen wir auf die Besiedelungstätigkeit, durch die mit einem Aufwande von etwa $^3/_4$ Millionen Kronen bisher 1300 Joch Grund an der Sprachgrenze, Bürgerhäuser und bäuerliche Besitzungen erworben wurden. Es wird seit 1906 planmäßig daran gearbeitet, den erwähnten völkischen Anschluß Marburgs durch Besiedlung herbeizuführen. Bedarf es doch nur eines schmalen Streifens längs der Südbahnlinie und Reichsstraße Wien—Triest durch den hier nicht mehr als 20 km breiten windischen Gürtel, der die Drau vom zusammenhängenden deutschen Sprachgebiet trennt. Den Kern der deutschen Ansiedelungen bildet Egydi; hier und bei Mahrenberg an der Drau wurden 49 Familien mit 230 Köpfen angesiedelt: Bauern, Handwerker und Arbeiter. Einen neuen aussichtsreichen Weg beschritt der Verein mit der Aufforderung an Rentner, Beamte des Ruhestandes und andere in der Wahl ihres Wohnortes freie Volksgenossen, sich in dem klimatisch und wirtschaftlich begünstigten Osten Südösterreichs (zumal in Untersteiermark) niederzulassen und so zur Stärkung des Deutschtums beizutragen. Verkaufsgegenstände mannigfacher Art wie Postkarten, Wehrschatzmarken usw. sollen, wie bei den anderen Schutzvereinen, Gewinn bringen und neue Kämpfer werben helfen; denn nicht entfernt reichen die Mittel des Vereins zur Befriedigung aller Wünsche und Bitten aus.

Neben der Südmark wirkt in ähnlicher Weise der Tiroler Volksbund, der die Einheit dieses schönen Alpenlandes gegen die Irredenta verteidigt und welsche Eindringlinge abwehrt; die linke Flanke der südösterreichischen Deutschen deckt der Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn (Wien), während die Heimstatt (Graz) Besiedelungsarbeit an der slowenischen Sprachgrenze leisten will. Als Vorposten dienen unserer Sache der Verein Deutsches Haus in Triest und der Verein der Deutschen in Bosnien und der Herzegowina.

Daß unsere Arbeit nicht vergeblich war und Erfolge gezeitigt hat, darf uns mit Genugtuung erfüllen, muß uns aber auch anspornen, unsere Wachsamkeit und Opferwilligkeit zu verdoppeln. Wir können dabei wohl die Aufmerksamkeit der ganzen Nation beanspruchen; denn große österreichische und gesamtdeutsche Interessen stehen im Südosten auf dem Spiele, und zu einer dem Deutschtum günstigen Entwicklung der Dinge wollen wir beitragen. **Dr. Georg A. Lukas.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Brücke.

Mitten im Strom liegt eine Insel. Ihre Bewohner sind abgeschlossen vom Verkehr mit den Menschen, die auf dem festen Land wohnen. Aber je mehr sie heranreifen, höhere Kulturstufen erreichen, desto dringender empfinden sie das Bedürfnis, mit ihren Mitmenschen in Beziehungen zu treten. In einem kühnen, unternehmenden Geist verdichtet sich dieser Wunsch eines Tages zum Entschluß: eine Brücke wird gebaut.

Im geistigen Leben der Menschen ist's nicht anders. Jeder geistige Führer, sei er Gelehrter oder Künstler, Parteiführer oder Sozialreformer, Ingenieur oder Kaufmann, gleicht einer solchen Insel. Er weiß, auf seinem Gebiet sind zahlreiche andere Menschen tätig, deren Können und Wissen für seine Arbeit von großer Bedeutung wäre, er weiß, in den Bibliotheken der ganzen Welt, in den Sammlungen, die sich in öffentlichen und privaten Händen befinden, sind Schätze aufgehäuft, die sein Werk äußerst fruchtbar gestalten würden, aber er kennt weder Namen noch Ort, und es ist auch niemand da, der ihm eine erschöpfende Auskunft erteilen könnte; ihm fehlt die Brücke. So muß er sich damit bescheiden, der Menschheit nur ein Stückwerk, nie das Bestmögliche bieten zu können.

Und umgekehrt, wie ihm selbst die Ergebnisse der Arbeit Anderer zum großen Teil verschlossen bleiben, so kann auch seine Arbeit nie ganzen Erfolg haben; denn die weitaus meisten Kreise, die seinen schöpferischen Gedanken in die Wirklichkeit umsetzen könnten, erfahren davon nichts. Es liegt eine große Tragik in der menschlichen Entwicklung, daß sich Erfinder und Organisatoren so selten zusammenfinden; diese beiden Arten von Menschen sind ganz wesensverschieden und müssen sich wechselseitig ergänzen. Die großen schöpferischen Geister besitzen in der Regel ein starkes Konzentrationsvermögen; sie richten ihre Aufmerksamkeit unabläßig auf den Punkt, an dem sie die Menschheit ein Stück weiter bringen wollen. Organisatoren aber haben ein viel weiteres Gesichtsfeld. Auf ihrem Gebiet durchdringen sie alles Vorhandene mit ihrem umfassenden Geist, erwerben sich so eine starke objektive Urteilskraft, und dank dieser Dezentralisation über eine größere Fläche sind sie am besten geeignet, das Neugeschaffene organisch in das Vorhandene einzugliedern. Wir wissen aus der Geschichte, daß viele große Erfindungen schon einmal früher gemacht worden sind, und wir pflegen zu sagen, die Zeit war damals noch nicht reif dafür. Sehr oft aber war es so, daß der Erfinder seine ganze geistige Tatkraft in

seinem Werk erschöpft hatte, und nun der Organisator fehlte, der es in die Praxis überleitete. Aber ganz abgesehen von den traurigen Fällen, wo auf diese Weise das Werk eines Lebens vernichtet wurde, welch ungeheure Energieverluste erleidet die gesamte Geistesarbeit der Menschheit durch den Mangel an Organisation! Gewaltige Summen sind schon aufgewandt worden, um die reine Wissenschaft zu fördern, die schöpferische Geistestätigkeit, aber bis jetzt so gut wie gar nichts, um die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung organisch zu verbinden.

Aus der Biologie der Lebewesen wissen wir, daß sie sich, sobald sie die primitive Form der einzelnen Zellen aufgegeben und sich zu Zellgemeinschaften vereinigt haben, in ihren Funktionen teilen, d. h., es dienen nicht mehr alle Zellen gleichmäßig als Hand, als Fuß, als Magen, als Auge usw., sondern die einzelnen Teile erhalten besondere Tätigkeiten, sodaß durch diese Arbeitsteilung jede einzelne Leistung viel besser ausgeführt werden kann. Aber das ist nur die eine Seite der Entwicklung. Die voneinander getrennten und einzeln entwickelten Funktionen müssen auch wieder vereinigt und zu zweckmäßiger gemeinsamer Betätigung gebracht werden; dies geschieht durch die Bildung eines Zentralorgans. Der Mensch hat in seinem Gehirn das größte und mannigfaltigste Zentralorgan, und nur durch dessen Benutzung hat er sämtliche übrige Lebewesen überholt und seiner Herrschaft unterworfen.

Der Vergleich zeigt klar, worauf es ankommt. Wir brauchen ein Gehirn der Welt, dem die Ergebnisse aller Geistesarbeit zugeleitet werden, und bei dem jeder Einzelne sich unterrichten kann, was auf seinem Gebiet auf dem ganzen Erdball bereits geleistet worden ist. Zu diesem Gehirn der Welt will sich die Brücke, Internationales Institut zur Organisierung der geistigen Arbeit, entwickeln, die der bekannte Chemiker, Geheimrat Prof. Wilhelm Ostwald im Jahre 1911 begründet hat. Als erste Grundlage für ihre Arbeit dient eine Stiftung von 100 000 Mark, die ihr Ostwald aus seinem Nobelpreis zugewendet hat. Da aber die Vertreter der geistigen Sonderarbeit auf den einzelnen Wissensgebieten meist auch so stark ausgeprägte Individualitäten sind, daß sie wahrscheinlich für einen solchen Gedanken zuletzt gewonnen werden können, betrachtet es die Brücke als ihre nächste Aufgabe, die Organisierung der Organisatoren und der Organisationen in Angriff zu nehmen.

Es ist anzunehmen, daß Menschen, die mitten in der Organisation stehen, die tagtäglich am eigenen Leib spüren, wie schwer es ist, neuen Ideen Bahn zu brechen, am ehesten Verständnis für die große Bedeutung dieses Unternehmens haben werden. Zweckmäßigerweise wird man auf der Linie des geringsten Widerstandes

vorgehen, d. h. man wird solche Reformen zuerst durchführen, bei denen in der Sache selbst bereits Übereinstimmung besteht, und es nur der Vereinbarung bedarf, um sie zu verwirklichen. Die der Brücke angeschlossenen Mitglieder werden dann — jedes auf seinem Sondergebiet — für die Anerkennung der energiesparenden Maßnahmen tätig sein.

Gegenwärtig sammelt die Brücke die Adressen aller hervorragenden Geistesarbeiter und die Namen ihrer Arbeitsgebiete.

Es wäre eine große Erleichterung, wenn alle Bücher, Zeitschriften, Tageszeitungen, Briefbogen, Stoff- und Farbenmuster einheitliche Formate besäßen. Bei schöngeistiger Literatur wird freilich vielfach der Inhalt das Format bestimmen, auch bei vielen Werken mit Abbildungen. Aber in den weitaus meisten Fällen kommt das garnicht in Frage; da erschwert die Überfülle der Formate nur das Einordnen nach sachlichen Gesichtspunkten. Die Formate der Brücke stehen untereinander in solcher Beziehung, daß sie sich durch Falzen auf die Hälfte beschränken lassen, sie sind ferner untereinander geometrisch ähnlich, d. h. das Verhältnis von Seite zur Höhe wird bei allen Formaten durch die gleiche Zahl ausgedrückt, und schließlich beziehen sich die Formate auf das Zentimeter als Einheit. So ist z. B. das allgemeine Buchformat 16 × 22,6, ein sehr handliches Taschenformat 11,3 × 16, Aktenformat 22,6 × 32. Es ist ohne weiteres mathematisch zu beweisen, daß eine einfachere und eindeutigere Bestimmung der Formate nicht möglich ist. Die Assoziation der chemischen Gesellschaften, die 18000 Mitglieder in der ganzen Welt zählt, hat für ihre sämtlichen Veröffentlichungen die Weltformate angenommen, die Generaldirektion der Schweizerischen Landesausstellung in Bern 1914 hat ebenfalls diese Formate einstimmig für die Ausstellungsdrucksachen bestimmt mit der ausdrücklichen Begründung, daß dies vor allem auch im Interesse der Aussteller liege, die so die größte Gewähr dafür haben, daß die verteilten Drucksachen auch wirklich aufbewahrt und dadurch ihrer eigentlichen Zweckbestimmung zugeführt werden. Die Weltformate werden weiter praktisch angewandt u. a. vom Verband Deutscher Kunstvereine, von der Kgl. Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn in München, sogar von einer wissenschaftlichen Zeitschrift mit amtlichem Charakter, nämlich von den „Mitteilungen des K. K. technischen Versuchsamtes" in Wien, dessen Präsident, Exzellenz Wilhelm Exner soeben in den engeren Vorstand der Brücke eingetreten ist.

Eine nicht minder große Erleichterung für den geistig Arbeitenden ist die Weltregistratur nach dem Dezimalsystem. Das ganze Gebiet des Wissens ist in 10 Abteilungen gegliedert: 0) Allgemeines,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1) Philosophie, 2) Religion, 3) Nationalökonomie und Recht, 4) Philologie, 5) Naturwissenschaft und Mathematik, 6) Angewandte Wissenschaft und Kunst, 7) Schöne Künste, 8) Literatur, 9) Geschichte und Geographie. Diese Gliederung in jeweils höchstens 10 Abteilungen wird nun solange fortgesetzt, als ein Bedürfnis dafür vorhanden ist. So bedeutet z. B.:

5 Naturwissenschaft und Mathematik,
52 Astronomie,
523 Beschreibende Astronomie,
5233 Mond,
52334 Oberfläche, Berge, Ebenen des Mondes,
52338 Mondfinsternisse.

Die Zahlen, die jedermann für sein Fachgebiet benötigt, prägen sich rasch dem Gedächtnis ein. Wenn in einem Gegenstand zwei Ideen enthalten sind, die verschiedenen Fächern angehören, wird man je nach dem persönlichen Bedarf beide Zahlen nennen und sie durch einen Doppelpunkt trennen, ein Werk z. B. mit dem Titel: „Die Beziehungen der Mondfinsternis zum Aberglauben" 52338 : 3983 (39 bedeutet Volksleben). Für die Registratur eines Laien werden in der Regel zwei- bis dreistellige Ziffern genügen. Um aber für den Fachmann eine zu weitgehende und deshalb unübersichtliche Einteilung zu vermeiden, wird die genannte Haupttafel durch Hilfstafeln vervollständigt, deren Zahlen durch irgendein Merkmal von den Zahlen der Haupttafel unterschieden sind, und die dann entweder eine allgemeine umfassende Beziehung oder eine Orts- oder Zeitbezeichnung und dergleichen mehr ausdrücken. Dieses System ist von dem Amerikaner Melvil Dewey aufgestellt worden. „Die allgemein anerkannte und viel gelobte Leistungsfähigkeit der amerikanischen Bibliotheken dürfte", nach J. Thron, „zum Teil auf die Anwendung des praktischen Bedürfnissen Rechnung tragenden Dezimalsystems zurückzuführen sein."

Das Internationale Bibliographische Institut in Brüssel hat ebenfalls dieses System angenommen und besitzt jetzt nicht weniger als 12 Millionen Zettel aus allen Wissensgebieten. Es ist also in jeder Beziehung praktisch erprobt und als zweckmäßig und ausreichend befunden worden. Bis zum Frühjahr 1911 waren 40 000 verschiedene Rubriken des Wissens festgesetzt, von denen schon 36 000 in den »Tables Générales« des Instituts veröffentlicht sind. Man kann sich leicht ausmalen, wie sehr das Durchforschen und Suchen des Materials in der Wissenschaft sowohl wie auf allen Gebieten des Lebens erleichtert wird, in dem Maße, als dieses System in allen Sammlungen und Bibliotheken einheitlich angewandt wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Selbstverständlich sind damit die organisatorischen Aufgaben der Brücke in keiner Weise erschöpft.*) Je mehr freiwillige Mitarbeiter sie gewinnt, je mehr ihr wenigstens ein Teil der Mittel zufließt, die bisher ausschließlich der „reinen" Wissenschaft zugute kamen, desto mehr wird sie leisten können. In Aussicht genommen sind: die restlose Durchführung des Dezimalsystems für Münzen, Maße und Gewichte in England und anderen Ländern, die sie noch nicht haben, die Einführung der internationalen Hilfssprache, der internationalen Geldeinheit u. a. m.

Man mag zu Ostwald stehen, wie man will, seine Brücke ist eine Großtat.**) Für jeden, der in der Organisationsarbeit steht, ist es eine Freude, ja ein Genuß, sich in ihre Gliederung und Arbeitsweise zu vertiefen, es ist echter Vortruppsgeist, der auch hier alle Kräfte des Guten zusammenfaßt und in lebendige Wechselwirkung bringt. Die Gründung der Brücke ist ein neuer Beweis, daß wir Deutsche mit Recht das Volk der Organisatoren genannt werden, das Volk, das in erster Linie dazu berufen erscheint, das „Gehirn der Welt" aufzunehmen.

Karl Feyerabend.

„Verboten."

Achten Sie auf Ihrem täglichen Wege zum Geschäft, zum Büro, zur Schule, zur Fabrik oder auf Ihren Spaziergängen zur Abwechselung doch einmal darauf, an wievielen „v e r b o t e n" Sie vorbeikommen. Zur Abwechselung. Denn für gewöhnlich achtet man garnicht mehr auf die Aufschriften mit diesem allbekannten Wörtchen. Wir Deutschen sind an das Kommandiertwerden und Regiertwerden so sehr gewöhnt, daß wir ziemlich abgestumpft gegen solche Kommandoworte sind. Ich möchte diese Schwerhörigkeit — oder hier muß ich wohl sagen: Schwersichtigkeit — beinahe etwas Gutes nennen; denn da sich unsere großen und kleinen Behörden das viele Verbieten nicht abgewöhnen können, so ist dem ruhigen und ruhebedürftigen Bürger eine mäßige Taubheit und ein wenig Blindheit sozusagen einigermaßen nötig.

---

*) Nähere Auskunft erteilt die Brücke, München, Schwindstraße 30.

) Um Irrtümern, wie sie merkwürdigerweise gelegentlich schon aufgetaucht sind, zu begegnen, bemerken wir ausdrücklich, daß der „Vortrupp" in den Fragen der Weltanschauung von Ostwald sehr weit entfernt steht. Es wäre aber eine grenzenlose Torheit, um dieser Verschiedenheit willen ein praktisches und wichtiges Unternehmen wie die Brücke etwa nicht unterstützen zu wollen. Man soll die Kräfte zum Guten nehmen, wo man sie findet. **Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also verehrter Leser, Sie achten mal darauf, nicht wahr? Sie zählen vielleicht auch die verschiedenen Verbote. Sie ordnen sie nach ihrer Kürze und ihrer Ausführlichkeit, nach ihrer Wichtigkeit, ihrer Fürsorglichkeit, ihrer Strenge und meinetwegen nach anderen sogenannten „Gesichtspunkten".

Wenn Sie etwa mit der Eisenbahn zur Stätte Ihres Tagewerks eilen, finden Sie zunächst „Hinauslehnen verboten", „Rauchen verboten", — militärisch kurze, polizeilich barsche Kommandoworte. Sie lesen ferner: „Durchgang verboten", „Eintritt verboten", „Überschreiten der Geleise verboten" usw. In den Straßen der Stadt heißt es: „Radfahren verboten", „Für Lastwagen verboten" u. dgl. Nehmen Sie Ihren Weg durch einen Park oder eine öffentliche Anlage, so tönt Ihnen ein geschriebenes „Das Betreten des Rasens ist verboten" entgegen. Übersehen Sie auch bitte nicht die große Warnungstafel am Eingange des Parkes. Das Verbot, den Rasen zu betreten, ist schon ein ausführlicher Satz, aber vor dieser Tafel können Sie wenigstens zwei Minuten stehen, um die Reihe der verbotenen Tätigkeiten nebst mehreren Bezugnahmen auf die einschlägigen Paragraphen des Feld- und Forstpolizeigesetzes und anderer Verordnungen durchzulesen. Sie hätten in dieser Tafel und mancher anderen Beispiele für ausführliche und strenge Verbote. Die strengen setzen nämlich die drohenden Strafen gleich dabei: bis zu 30 Mark oder bis zu 150 oder entsprechendem Gefängnis. Gegen sie sind solche, die sich mit den verschärfenden „streng" oder „strengstens" oder „auf das strengste" begnügen, eigentlich recht harmlos.

Außer den mannigfachen behördlichen Verboten gewahren Sie noch zahlreiche private. Der Bürger hat von seinen Obrigkeiten gelernt. Auch er setzt Warnungstafeln, schlägt Schilder an und malt auf die Wände „verboten". An der Tür des vornehmen Hauses, wo reiche Leute wohnen, steht „Betteln und Hausieren verboten", an der Ecke „Zettelankleben verboten", im verschwiegenen Winkel „Verunreinigung verboten". Sind Sie ein „Unbefugter", so ist Ihnen natürlich das Betreten verschiedener Baustellen, Fabriken, Gehöfte verboten. Als Hundeliebhaber macht Ihnen das „Mitbringen von Hunden ist verboten" Verdruß, und auf Ihren Spaziergängen in die Umgebung der guten Stadt steht immer an den schönsten Stellen „Verbotener Weg". O, die Bürger verstehen das Verbieten gleichfalls ausgezeichnet.

Aber hier, — was ist das?! Auf einer Tafel, auf der Sie wieder ein — das so und so vielte — Verboten vermuteten, steht zu lesen: „Das Betreten der steilen Uferböschungen ist lebensgefährlich". Sie staunen und lesen zweimal. Wirklich?! Ist lebensgefährlich?! Nicht: ist verboten?! — Wahrhaftig, diese weiße Tafel ist ein eben-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solcher Rabe. Für gewöhnlich wird doch das Lebensgefährliche einfach verboten, oder es wird allenfalls gesagt: „Das Betreten der steilen Uferböschungen ist wegen der damit verbundenen Lebensgefahr verboten". In den Eisenbahnwagen heißt es doch auch: „Hinauslehnen verboten", nämlich wegen der Gefährlichkeit der Sache. Und hier nun endlich einmal etwas anderes. Wir können also auch so. Wir brauchen doch nicht immer zu verbieten, wenigstens brauchte die Gruppe der fürsorglichen Verbote nicht zu bestehen.

Ach ja, ein weißer Rabe. An ihn müssen wir jedesmal denken, wenn wir einer neuen weißgestrichenen Tafel begegnen. Unsere Brust erfüllt ein Wunsch und eine Wehmut: Stände an ihr doch auch eine freundliche Mahnung statt eines schroffen Verbotes! Aber es wird bei uns leider immer noch tausendmal mehr verboten, als liebevoll gemahnt. Und wir fragen uns bei jedem neuen Verbote: Was wird mit dem vielen Verbieten erreicht? — Wohlerzogenheit? Ach nein, aber „Schwerhörigkeit" und schließlich Verdrossenheit.

Paul Hundt.

Was andre sagen

Roland. Monatsschrift für freiheitliche Erziehung in Haus und Schule. (Herausgeber: Heinrich Scharrelmann, Blankenese.) Jg. 9, Heft 2.

Ein Griechenjüngling.

„... „Ob ich nicht die Freundlichkeit haben möchte, dem Friedrich ein bischen bei seinem Latein zu helfen."

„Kann er nicht damit zurecht kommen?"

„Nein, er weint und hat gebeten, daß man zu Ihnen senden möchte."

Ich gehe hinüber. Friedrich lächelt, aber man sieht den Augen an, daß sie geweint haben.

„Na, Friedrich, nu man ran an den Speck", sage ich und kriege ihn unters Kinn zu packen.

Seine Augen leuchten. Für einen Scherz ist er so dankbar.

Es sind die unregelmäßigen Verben, mit denen es hapert. Die Unterschiede in der Abwandlung sind so knifflich und die vertrackten Dinger lassen sich so leicht miteinander verwechseln. Wenn es nur nicht so viele wären! Aber die Schule geht systematisch vor. In der Quinta werden die unregelmäßigen Verben behandelt. Fertig! Und dann bekommen sie den ganzen Kübel über den Kopf. Als ob von diesen lumpigen Ausnahmen Leben und Seligkeit abhinge.

Wir setzen uns an den Tisch und Friedrich setzt sich auf meinen Schoß. Nun soll das Übersetzen losgehen. Da plötzlich stutze ich. In seine Augen kommt ein so schreckliches Entsetzen. Er weiß, daß er es jetzt verkehrt machen wird und er weiß, daß nichts zwischen Himmel und Erde von den Erwachsenen so ernst genommen wird, wie ein unregelmäßiges lateinisches Verbum.

„Was soll doch bloß aus dir werden, wenn du deine Sachen nicht lernen

kannst", hat seine Mutter zu ihm gesagt. Und die gute Mutter sah dabei so verzweifelt aus.

„Mein Gott, du wirst noch Steine klopfen müssen."

Damit schloß sie.

„Es ist schrecklich mit dem Jungen", sagte am Abend bei der Heimkehr der Vater. „Du wirst sehen, er bekommt noch nicht einmal das Einjährige. Und ohne das Einjährige kann man heute in keinem Beruf etwas werden."

Es geht nicht in Friedrichs kleines Gehirn, daß diese schrecklichen Verben für alle Berufe des Lebens eine so ernste Bedeutung haben sollen. Aber er weiß, daß es so ist. Nicht einmal Kaufmann kann man ohne sie werden, hat sein Vater gesagt. Und Friedrich möchte gern Kaufmann werden.

„Wenn er doch nur wenigstens das Einjährige kriegen könnte", seufzte am nächsten Abend wieder sein Vater aus beschwerter Seele. „Wenn ich den Jungen als gewöhnlichen Soldaten auf 2 oder 3 Jahre ins Heer geben muß, —— ich weiß einfach nicht, was ich dann mit mir mache."

Friedrich sitzt dabei. Er weiß, daß er ein Verbrecher an seinen Eltern ist. Und er möchte es doch so ganz und gar nicht sein. —

An das alles denkt Friedrich, während wir jetzt übersetzen sollen.

Ich streiche ihm über den Kopf und rede ihm gut zu. Es ist mir in diesem Augenblick nicht anders, als wäre ich an der geistigen Mißhandlung mitschuldig.

Friedrich faßt Mut und fängt an. Aber die Angst weicht nicht aus seinen Augen, denn er weiß bestimmt, daß er es verkehrt machen wird, und wenn er es verkehrt macht, grämen sich die Eltern, und er selbst kann nie etwas werden.

In der Mitte des ersten Satzes stecken wir fest. Der Kleine verläuft sich in den Formen des Verbums. Die Angst in den Augen wird stärker. Er sucht fieberhaft in seinem Gedächtnis umher.

„Laß dir nur ruhig Zeit", ermahne ich.

Er läßt sich Zeit, aber es nutzt nichts. Eine Weile sehen die Augen noch angestrengt ins Leere. Sein Gehirn arbeitet. Aber dann gibt er's auf. Eine tiefe Ratlosigkeit spiegelt sich nun in seinem Blick. Und dann eine tiefe Trauer. Er weiß jetzt, daß niemals etwas aus ihm werden kann.

Ich lasse ihn das Verbum in der Grammatik aufsuchen. Nun hat er ja die richtige Form. Ich versuche, ihm auch die andern ein wenig einzuprägen. Dann gehen wir weiter.

... Endlich sind wir fertig. Das will sagen: Ich bin fertig, denn Friedrich hat noch für die anderen Fächer zu arbeiten.

Auf dem Korridor bedankt sich der Vater für die Mühewaltung.

Ich frage: „Warum haben Sie den Knaben ausgerechnet auf ein humanistisches Gymnasium gegeben?"

„Es war das billigste", kam es etwas kleinlaut zurück.

Und dann: „Hätte er es auf einer der anderen höheren Schulen leichter gehabt?"

„In den oberen Klassen wohl kaum, aber bis zum Einjährigen wäre es doch wohl eine Erleichterung gewesen?"

„Meinen Sie, daß es viel genutzt hätte?"

„Nein, viel gewiß nicht. Die höheren Schulen sind alle auf Grammatik und Mathematik gestellt und gerade für diese Fächer ist Friedrich nicht begabt!"

„Man muß ihn aber doch bis zum Einjährigen bringen", meint der Vater.

Ich zucke die Achseln. Kann man es dem Mann von seinem Standpunkt aus verdenken? ...

Wenn dieses elende Einjährige nur aufgehoben würde! Es wäre ..... ein Segen, ein großes Glück.

Wie ich in den dunklen Abend hinauskomme, tönt mir das Schreien und Jauchzen der Dorfjugend entgegen. Die haben seit Stunden gespielt und spielen noch. Ihre Wangen glühen vor Kinderlust und Gesundheit.

Ich bin mißgestimmt und will mir die herbe Luft ein wenig um die Schläfen wehen lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was haben unsere Kinder eigentlich verbrochen, daß wir sie alle miteinander in das verfluchte Prokrustesbett der Grammatik und Mathematik legen? Um uns her prangt die Natur; um uns her flutet das moderne Leben. Wären hier nicht Bildungsstoffe genug? ..."

Bodenreform. (Herausgeber: Adolf Damaschke, Berlin.) 24. Jg. Nr. 5.

Bodenreform in der Praxis.

„In Nordnau im Sauerland, am Abhange des hohen Astenberges, wirft der 239 ha große Ortswald ein jährliches Reineinkommen von 8—9000 M. ab. Die Gemeindesteuern der Ortseingesessenen werden aus der Ortskasse gezahlt. Vor einigen Jahren wurde mit erheblichem Kostenaufwande eine Ortswasserleitung aus den angesammelten Überschüssen gebaut. Nunmehr hat die Ortsbehörde mit der Schieferbaugewerkschaft Brandholz einen Vertrag wegen Lieferung elektrischer Energie geschlossen. Jedem Hausbesitzer wird eine Glühlampe nebst Zähler auf Kosten der Ortskasse in das Haus installiert. Der Strompreis beträgt 45 Pf. für die Kilowattstunde. Jeder Hausbesitzer erhält für je 1 M. veranlagter Gemeindesteuer (Einkommen- und Realsteuern) den Strompreis von zwei Kilowattstunden aus der Ortskasse erstattet. Die Eingesessenen erhalten auf diese Weise fast sämtlich kostenlos elektrische Beleuchtung.

Und das alles, weil die Gemeinde sich das Erbe ihrer Väter, ein genügend großes Grundeigentum, gesichert hat."

Rund um uns

Die 31. Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz und die Alkoholfrage. In dem Aufsatze „Bischof und Konsistorium" (Vortrupp 1. Jg., Nr. 10), hat Hermann Popert nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die evangelische Kirche alle Ursache hat, unsere Zeit verstehen zu lernen und da, wo es sich um das Wohl der breiten Volksschichten handelt, helfend zuzugreifen und sich nicht ins Hintertreffen drängen zu lassen. Über ständige Abnahme der Kirchlichkeit zu klagen, dabei aber nicht sehen zu wollen, wo und wie heute unser Volk leidet, und anstatt voranzuschreiten in der Hilfe, die tatkräftigen Helfer schulmeisternd zu hindern, das ist das Verkehrteste, was Seelsorger und Kirchenbehörden in dieser Hinsicht tun können. Sie berauben sich dadurch eines Einflusses auf die Volksmassen, der groß und segensvoll sein könnte.

Das einzusehen, ist nicht schwer. Aber fast scheint es so, man will es nicht einsehen. Mit Schmerz und ehrlichem Zorn müssen gerade in jüngster Zeit viele evangelische Christen die Wahrnehmung machen, daß ihre Kirche die Gelegenheit verpaßt, in einer der wichtigsten sozialen Aufgaben von heute im Geiste Jesu Christi zu wirken. Die Alkoholnot ist jetzt ein deutlich erkanntes, fest umgrenztes Übel. Der Kampf gegen sie wird schon seit Jahren mit großem Eifer geführt. Daß er notwendg ist, fühlt die evangelische Kirche. Das ist nicht zu leugnen; sie beschäftigt sich deshalb mit der Frage der Alkoholbekämpfung. Auch die Vertreter der evangelischen Kirchenregierungen Deutschlands taten das auf der 31. Deutschen evangelischen Kirchenkonferenz, die Ende November vorigen Jahres in Eisenach tagte. Aber die Beschlüsse, zu denen diese Konferenz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelangte, sind für den, der die gewaltige Alkoholnot unseres Volkes kennt und sich am Kampfe gegen sie beteiligt, geradezu ungeheuerlich. Da wird vom „dankbaren rechten Gebrauch" der geistigen Getränke geredet, von dem „utopischen Ziel", das „die völlige Ausrottung aller alkoholischen Getränke" darstelle, von dem „schwärmerischen Irrtum" derer, die eine „gesetzlich aufgezwungene Alkoholfreiheit" herbeiführen zu können glauben. Und dergleichen Schlagworte mehr, wie sie nur Menschen gebrauchen, die auf dem Gebiete der Alkoholfrage völlig unwissend sind. Daß aber die Not so groß ist, daß unser Volk daran zu sterben droht; daß alle, aber auch ausnahmlos alle deutschen Seelsorger die heilige Pflicht haben, zu helfen, wie und wo sie nur können, und helfende Gefährten werben sollten; und daß es in dem Kampf gegen diese Not noch keine wirksamere Hilfe gab, als das Beispiel der Enthaltsamkeit — davon findet man in den mit vielen Bibelsprüchen belegten Beschlüssen kein Sterbenswörtlein!

Und das ist schlimm, sehr schlimm! Was sollen unserem Volke denn diese lauwarmen akademischen Beschlüsse? Offen und ehrlich gesagt, ihr Herren, in die Tat umgesetzt, bedeuten diese Beschlüsse nichts anderes als: Wir legen die Hände in den Schoß und lassen andere helfen; und aufgepaßt, daß die Alkoholnot nicht etwa mit Stumpf und Stiel ausgerottet werde!

Gewiß, so mag es von euch nicht gemeint gewesen sein. Aber wer ist ein so schlechter Menschenkenner, daß er an einen andern Erfolg glaube?

Wenn die Kirchenbehörden dem Volke nicht Steine statt Brot bieten wollen, dann müssen sie beschließen: Wir Geistlichen sind in erster Linie zur Hilfe berufen, wir wollen das beste Beispiel geben; und keiner, der an den Trunk gerät, soll sich auf uns berufen und sagen können: „Ihr trinkt ja auch!"

Das müssen die evangelischen Seelsorger beschließen, und das werden sie auch, wenn noch eine Funke echten Verantwortlichkeitsgefühls und praktischen lutherischen Geistes in ihnen steckt. Wann sie es tun, wer weiß es! Je früher, um so besser für unser Volk — und die Kirche. Krt.

Höflichkeit gegen Damen. Freunde der alten guten Zeit bemerken mit Mißbilligung, daß die Sitte, einer Dame einen Sitzplatz anzubieten — in der Straßenbahn zum Beispiel — mehr und mehr schwindet, und folgern daraus Verrohung der Sitten und Abnahme des ritterlichen Gefühles bei den Männern. Aber das ist oberflächlich gedacht. Der Frau als solcher Platz zu machen, kam auch in früheren Zeiten nur Männern von besonderer Herzensbildung in den Sinn. Nur wenige Männer machten der einfachen Frau aus dem Volke, die ein Ausruhen oft genug bitter nötig hat, ebensogut Platz, wie der Dame der sogenannten guten Gesellschaft. Ein Gefühl schützender Kraft veranlaßte den Mann dazu, es war die ritterliche Empfindung, daß der Mann, der Starke, das Schwerere, Unangenehmere auf sich nehmen müsse. Aber selten waren schon in früheren Zeiten solche wahrhaft ritterlichen Männer, wie leider auch die Frauen immer selten waren und sind, die aufstehen, um einer überarbeitet aussehenden Frau in einfacher Kleidung den Platz zu überlassen. Die „Dame" saß, die „Frau" mußte stehen. Salonhöflichkeit, nicht Ritterlichkeit sprach dabei mit, in der Mehrzahl der Fälle wenigstens.

Nun sind Mann und Frau bessere Kameraden geworden, nicht nur im Hause, sondern auch draußen im öffentlichen Leben. Der Salonton ist durch den Verkehr bei gleicher Arbeit und mehr noch beim Sport zum Teil stark gewandelt. Eine junge Dame für körperlich leistungsunfähig, für besonders sitzbedürftig zu halten — wie das früher geschah — kommt Sporttreibenden kaum in den Sinn. In fröhlichem Wettkampf nehmen es die Geschlechter miteinander auf, auf grünem Rasen und auf weißem Schnee. Als gute Kameraden stehen sie auch auf der Plattform der Elektrischen nebeneinander. Die Zeit ist vorbei, wo Sitzendürfen und das Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

atmen schlechter Luft im Innern des Wagens ein Vorrecht der Frauen war, und der Mann allein draußen stehend, frische Luft atmete. Hoffentlich ist sie für immer vorüber, diese Zeit der Verweichlichung, die Zeit, wo sich die „Dame" von fröhlichem Sport, von kaltem Wasser und frischer Luft fernhielt. Heute gilt nicht mehr: „Alles, was ungesund ist, ist echt weiblich." Darum, so scheint mir, wird also auch das Sitzendürfen im Innern des Wagens durchaus nicht mehr als Vorzug empfunden. Die Herren wissen das, und das ändert ihr Benehmen.

Mann und Frau als Kameraden nebeneinander. Aber eins sollte man wünschen: Höflichkeit gegen die handarbeitenden Klassen, besonders gegen die schwer arbeitenden Frauen der einfachen Kreise. Hier ist Ritterlichkeit am Platze, und es schadete nichts, wenn auch die „Damen" hier die gleiche Ritterlichkeit übten. Das junge Mädchen, das aufsteht, um der Arbeiterfrau Platz zu machen, würde vielleicht im Manne, der daran nicht dachte, ein Gefühl der Beschämung erwecken. Und vielleicht wird er ein ander Mal dem guten Beispiel folgen. K.-C.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Scharrelmann, Heinrich: „Berni". Ein kleiner Junge. Mit Bildern von Paul Helms. M. 2,—. Alfred Janssen, Hamburg.

Scharrelmann, Heinrich: Heute und vor Zeiten. Mit Bildern von Paul Helms. M. 2,—. Alfred Janssen, Hamburg.

Meißner, C.: Carl Spitteler. Zur Einfühlung in sein Schaffen. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. Eugen Diederichs, Jena.

Thule, Altnordische Dichtung und Prosa: Bd. XIII: Grönländer und Färinger Geschichten. Übersetzt von E. v. Mendelssohn. Geh. M. 5,— geb. M. 6,50. Eugen Diederichs, Jena.

Bonne, Georg: Im Kampf um die Ideale. Wohlfeile Volksausgabe. 4.—6. Tausend. Geh. M. 2.80. Ernst Reinhardt, München.

Marcuse, Dr. Julian: Die Beschränkung der Geburtenzahl. M. 2,80. Ernst Reinhardt, München.

Sieper, Ernst: Hermann Häffer, Lebenserinnerungen. Geh. M. 9.—, geb. M. 10,—. Georg Reimer, Berlin.

Jung-Deutschland 1913. Kalender des Jungdeutschlandbundes. M. 1,—. Wilhelm Süsserott, Berlin.

Guttzeit, Johannes: Die Verantwortlichkeit des Arztes bei Mißerfolgen. M. 1,—. Oswald Thomas, Leipzig-Schleußig.

Ebhardt, Melanie: Gedichte. M. 2,—. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Meinhold, Paul: Wilhelm II. 25 Jahre Kaiser und König. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—. Ernst Hofmann & Co., Berlin.

„Mein Vaterland". Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe. Jeder Band kart. M. 0,60. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Band 1:
Aldner, Karl: Der Schill'sche Zug.
Band 2:
Hauptmann, E.: Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkte.
Band 3:
Campe, Felix: Vom deutschen Rhein.

Satow, Louis: Die heilige Erde. Ein Hausbuch für freie Menschen. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. Ernst Reinhardt, München.

Jordan, Wilhelm: Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Geh. M. 4 —, geb. M. 5,—. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Literarischer Jahresbericht 1912 des Dürerbundes. M. 3,—. Georg D. W. Callwey, München.

Weihnachtskatalog 1912 des Dürerbundes. M. 1,—. Georg D. W. Callwey, München.

Scharrelmann, Heinrich: Däumling. Eine Geschichte für Kinder. M. 1,50. Alfred Janssen, Hamburg.

Scherrer, Heinrich: Volkstümliche Weihnachtslieder zur Laute oder zur Gitarre. M. 2,—. Friedrich Hofmeister, Leipzig.

Preiß, Rudolf: Unsere Lieder. Singbuch für Österreichs Wandervögel. Über 200 Lieder mit Gitarrebegleitung. M. 1,70. Friedrich Hofmeister, Leipzig.

Ertl, Emil: Ein Volk an der Arbeit. Hundert Jahre Deutsch-Österreich in Roman. E. Staackmann, Leipzig. 1. Die Leute vom blauen Guguckshaus. Geh. M. 4,50, geb. M. 6,—. 2. Freiheit, die ich meine. Geh. M. 6,—, geb. M. 7 50. 3. Auf der Wegewacht. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Schmidt-Gründler, Dr. med. F.: Eine gesunde Jugend: ein wehrkräftiges Volk. Geh. M. 1,40. B. G. Teubner, Leipzig.

Illustrierter deutscher Vegetarier-Kalender 1913. M. 0,50. Verlag „Gesundes Leben", Mellenbach i. Thür.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 8 16. April 1913

Die Berufsvormundschaft als geeignete Organisationsform zum Schutze der Menschheit vor den Unsozialen.*)

Die im Folgenden dargelegten Gedanken, die sich auf das bekannte Problem der Behandlung der Unsozialen, soweit sie nicht ausgesprochen geisteskrank sind, also auf das Problem der sogenannten Grenzzustände, und des Schutzes der Menschheit vor diesen Unsozialen beziehen, sind nicht ein Ergebnis theoretischer Überlegungen, sondern entstammen unmittelbar der Praxis. Sie sind hervorgegangen, was zwar zunächst sonderbar klingen mag, aber bald verständlich sein wird, aus meinen Erfahrungen bei der Hamburger Behörde für öffentliche Jugendfürsorge, und zwar in drei Richtungen.

Erstens: Als Assessor und später als Rat bei dieser Behörde hatte ich Gelegenheit, an der Organisation einer Berufsvormundschaft auf öffentlicher Grundlage, d. h. einer sachverständigen Vormundschaft eines höheren Beamten, die an eine Behörde angegliedert und demnach mit öffentlicher Gewalt ausgestattet ist, teilzunehmen und an ihren Erfolgen auch ihren Wert zu erkennen. Mit den Erfolgen meine ich nicht so sehr die Einzelerfolge der behandelten etwa 14 000 Fälle, sondern mehr die erziehliche, suggestive Wirkung auf die weiteren beteiligten Kreise, auf das Volk, eine Wirkung, die sich darin zu erkennen gibt, daß der in dem Direktor der öffentlichen Jugendfürsorge als Berufsvormund verkörperte öffentliche Wille nicht nur befolgt wird und befolgt werden muß, sondern derart geachtet und beachtet wird, daß heute vielfach ohne Weiteres geschieht, was noch vor wenigen Jahren kraft öffentlicher Gewalt ausdrücklich gefordert und erzwungen werden mußte.

Mit einem Wort: Ich erkannte den großen Wert und die Bedeutung einer sachverständigen organisierten Berufsvormundschaft auf öffentlicher Grundlage.

Zweitens: Der Hamburger Behörde für öffentliche Jugendfürsorge fallen auf Grund verschiedener Gesetze verschiedene Aufgaben zu, so u. a. auf Grund des Ausführungsgesetzes vom 14. Juli 1899 (9. Febr. 1910) die Aufgaben des Gemeindewaisenrats.

*) Der Aufsatz deckt sich inhaltlich mit einem Vortrage, den der Verfasser am 20. Februar d. J. in der forensisch-psychologischen Gesellschaft zu Hamburg über das gleiche Thema gehalten hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieser hat nun nicht nur über bevormundete Minderjährige, sondern auch über die entmündigten Volljährigen zu wachen.

Es ist also die Behörde für Jugendfürsorge insoweit auch eine Aufsichtsbehörde über Volljährige, als sie die wegen Geisteskrankheit, Geistesschwäche oder wegen Trunksucht Entmündigten zu beaufsichtigen hat.

Da war leicht zu erkennen, wie undankbar diese Aufgabe ist, weil die Behörde und ihre Organe zwar eine Aufsicht ausüben können, diese Aufsicht aber so lange wertlos sein muß, als Laienvormünder, private, machtlose Personen, zum Vormund bestellt werden, die in der Erkenntnis ihrer Ohnmacht lieber garnichts unternehmen, als Gefahr laufen wollen, mit diesen schwierigen, wenn auch unter ihrer Vormundschaft stehenden Elementen in Konflikt zu geraten.

Hier erkannte ich also die völlige Unzulänglichkeit der Entmündigungen, falls Laienvormünder bestellt wurden, was wohl oder übel doch heute die Regel sein muß. Eine Berufsvormundschaft über Volljährige kennt man bisher noch nicht.

Liegt da der Gedanke nicht nahe, den Segen sachverständiger Vormundschaft, einer Berufsvormundschaft verbunden mit öffentlicher Gewalt, auch auf die Volljährigen auszudehnen? Sollte denn, rein äußerlich betrachtet, das ausgezeichnete System staatlicher Berufsvormundschaft ein Sonderrecht der Minderjährigen bleiben?

Drittens: Die Behörde ist, wie die Dinge heute liegen, gezwungen, psychopathische Minderjährige gemeingefährlicher Natur, die doch auch einmal volljährig werden, im Falle eines Antrages auf Zwangserziehung zurückzuweisen, wenn sie unerziehbar sind, obgleich ihr Verbleiben im Elternhause für ihre Umgebung die größte Gefahr bedeutet.

Ein Beispiel: B., geboren am 31. Mai 1897, wurde am 13. August 1906 gemäß § 4 Ziffer 1 des Fürsorgegesetzes durch die Behörde für öffentliche Jugendfürsorge aufgenommen, weil er im Elternhause moralisch zu verkommen drohte. Er wurde zunächst ins katholische Waisenhaus in Bergedorf bei Hamburg, aus dem er wiederholt entlief, und im September 1906 in die Erziehungsanstalt „Haus Hall" versetzt. Im August 1911 regte der Direktor dieser Erziehungsanstalt an, den B., an dessen Unterbringung in eine Lehr- oder Dienststelle überhaupt nicht gedacht werden könne, zur Beobachtung auf seinen Geisteszustand einer geeigneten Anstalt zu überweisen. Am 18. September 1911 wurde B. daher der Hamburger Irrenanstalt Friedrichsberg zugeführt und aus der Waisenpflege entlassen, nachdem die Allgemeine Armenanstalt sich bereit erklärt hatte, die Verpflegungskosten zu übernehmen.

Am 23. November v. J. ist B. als geheilt und arbeitsfähig aus der Irrenanstalt Friedrichsberg entlassen worden. Er fand zwar Arbeit in einer Fabrik, wurde aber wegen seines abnormen Wesens gleich am ersten Tage wieder entlassen. Er bemühte sich daraufhin nicht weiter um Arbeit, sondern trieb sich bis spät nachts umher. Im Hause erbrach er einen Kleiderschrank, entwendete, was ihm unter die Hände kam, verkaufte die Sachen und verausgabte den Erlös. Dann fing er an, sich Petroleum zu verschaffen und auf den Fuß-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

boden auszugießen und anzustecken. Am 7. Dezember v. J. wurde er auf Antrag des Vormundes gemäß § 4 Abs. 2 des Fürsorgegesetzes abermals der Behörde für öffentliche Jugendfürsorge zugeführt und am gleichen Tage der Irrenanstalt Friedrichsberg überwiesen, wo er sich angeblich zur Zeit noch befindet. Auf wie lange?

Der Direktor der Irrenanstalt Friedrichsberg hat auf die Anfrage, ob die geistige Beschaffenheit des Minderjährigen so ist, daß er als Objekt der Erziehung angesehen werden kann, geantwortet, daß B. sich unter strenger Überwachung beschäftigen kann. Er sei zwar unter diesen Umständen einer erzieherischen Beeinflussung in beschei denem Maße zugänglich, erhebliche Erfolge seien aber bei dem Grad von Imbezillität (Schwachsinn) nicht zu erwarten.

Die Mutter ist jetzt in Verzweiflung, sie befürchtet, und zwar mit Recht, daß der Minderjährige, da er sich doch nach dem Gutachten der Sachverständigen unter strenger Überwachung beschäftigen könne, ihr wieder zugeschickt werde. Was dann?

Der Fünfzehnjährige wird, so befürchtet sie, ihr in einem unbewachten Augenblick das Haus über dem Kopf in Brand stecken.

Wohin also mit ihm, wenn er als nicht genügend geisteskrank, als „Grenzzustand" entlassen werden muß?

Die Behörde ist ferner gezwungen, Fürsorgezöglinge, die sich als gemeingefährliche Naturen auf psychopathischer Grundlage herausstellen, entweder vorzeitig als „unerziehbar" — die Knabenanstalt in Ohlsdorf bei Hamburg ist eine Erziehungs-, keine Verwahrungsanstalt — zu entlassen oder notgedrungen, aber doch wohl nicht ganz zulässigerweise in der Ohlsdorfer Anstalt zu verwahren, bis sie mit der Vollendung des 21. Lebensjahres ungeachtet ihrer gemeingefährlichen Natur in Freiheit gesetzt und auf die Menschheit losgelassen werden müssen. Sie gehen unfehlbar den Weg des Verbrechens, ohne dafür verantwortlich gemacht werden zu können. Ist das zu verantworten?

Als Beispiele nenne ich die in den Hamburger Irrenanstalten Friedrichsberg und Langenhorn hinreichend bekannten Fürsorgezöglinge M. und K.

M.s Vater ist gewohnheitsmäßiger Trinker. Er selbst kam als gewohnheitsmäßiger Verbrecher bereits mit 12 Jahren in die staatliche Erziehung. Nach Verlauf einiger Jahre, während derer er sich in den Anstalten einigermaßen führte, wurde er versuchsweise in Dienst gegeben, aber sofort wieder rückfällig und verübte mehrere Einbruchsdiebstähle. Nach Ohlsdorf zurückversetzt, bekam er Tobsuchtsanfälle, erdrosselte fast einen Wärter, kam nach Friedrichsberg, nach Langenhorn und heute, da er zur dauernden Verwahrung in Langenhorn nicht genügend geisteskrank ist, steht die Behörde wieder vor der Frage, ihn entweder als unerziehbar zu entlassen oder aber wenigstens bis zur Volljährigkeit in Ohlsdorf zu verwahren, um ihn dann notgedrungen zu entlassen. — Ein psychopathischer Verbrecher mehr in der Welt.

Der andere, K., ist unehelich geboren. Seine Mutter ist vorbestrafte Schwindlerin. Mit 6 Jahren bereits begann er seine Verbrecherlaufbahn,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er verübte Diebstähle, Betrügereien und zeigte schon als Kind ein überaus brutales Wesen. Mit 11 Jahren kam er in Zwangserziehung. Mit 15 Jahren wurde er versuchsweise in Dienst gegeben, entlief aber bereits nach 3 Wochen, kam wieder in die Anstalt, wurde wieder in Dienst gegeben, entlief am gleichen Tage, verübte Diebstähle, kam dreimal nach Farmsen bei Hamburg, um ebenso häufig wieder zu entlaufen. Als Lungenkranker kam er ins Eppendorfer Krankenhaus. Von dort wurde berichtet, daß er auf Grund seines Verhaltens der Irrenanstalt zur Beobachtung überwiesen werden müsse. Nachdem er zur Behörde zunächst zurückgekehrt war, befürwortete der Oberarzt der Behörde für öffentliche Jugendfürsorge seine Versetzung in die Irrenanstalt. So geschah es.

Nach einigen Monaten scheinbar gebessert, wurde er versuchsweise wieder in die Freiheit entlassen, benutzte aber die Freiheit, um seine Mutter gründlich zu verprügeln, kam wieder in die Anstalt, wieder in das Eppendorfer Krankenhaus, nach Ohlsdorf, gebärdete sich dort wie ein Wahnsinniger, stieß in den Zellen die eisernen Öfen um, zertrümmerte alles, was ihm vor die Augen kam, wurde mit Mühe überwältigt und wieder in Friedrichsberg untergebracht.

Das Gutachten des Direktors der Irrenanstalt Friedrichsberg, Herrn Prof. Weygandt, lautete kurz und bündig: „Außerhalb der Anstalt hat er sich nicht gehalten und wird sich nicht halten können". Er wurde nach Langenhorn versetzt. In Langenhorn wurde ausdrücklich festgestellt, daß er ohne erkennbare Ursache in heftige Erregung gerät, die sich zu maßlosen Wutanfällen steigert.

Nach einiger Zeit wurde wieder eine Entlassung als gebessert ausgesprochen und K. auf einem Schiffe untergebracht. Er bestahl sofort die Matrosen, kam wieder nach Ohlsdorf, bekam wieder seine Wutanfälle, zertrümmerte alles, was ihm vor die Hände kam, kam wieder nach Friedrichsberg und dann wieder nach Langenhorn.

Endlich im November 1911 — der Zögling war mittlerweile 18 Jahre alt geworden — berichtet die Irrenanstalt Langenhorn, daß er zwar aus der Irrenanstalt entlassen werden könne, aber noch weiter in einer Anstalt verwahrt werden müsse.

Was sollte die Behörde für öffentliche Jugendfürsorge tun? Die Ohlsdorfer Erziehungsanstalt ist keine Verwahrungsanstalt.

Die Behörde beschloß daher mit Recht, am 1. Dezember 1911 die Zwangserziehung für beendigt zu erklären, weil Aussicht auf Besserung ausgeschlossen sei, und den K. der polizeilichen oder Armenfürsorge zu überlassen.

Entlassen, verübte K. gleich auf seiner ersten Stelle eine Unterschlagung, und wenige Monate später las man Folgendes in der Zeitung:

> Ein wahnsinniger Schütze. In der Nacht zum Dienstag gegen 11 Uhr spielte sich in der Kellerwirtschaft Ecke Valentinskamp und Bäckerbreitergang ein aufregender Vorfall ab. Dort war der frühere Waisenhauszögling K., ein 19jähriger Mensch, der schon wiederholt in den Irrenanstalten Friedrichsberg und Langenhorn untergebracht war, nachdem er in der Gaststube gezecht hatte, im Abort eingeschlafen. Als der

Sohn des Wirts den jungen Mann aufweckte und ihn zum Verlassen der Toilette aufforderte, öffnete K. ohne weiteres ein in der Klosettür befindliches Fenster, zog eine Teschinpistole aus der Tasche und gab, ehe der Gastwirtssohn die Waffe in der Hand des K. bemerkt hatte, einen Schuß auf den Wirtssohn ab. Die Kugel drang dem Manne unterhalb des Nasenflügels in die linke Backe und blieb dort sitzen. Die Wirtin rief sofort Schutzleute herbei, die den wahnsinnigen Schützen verhaften wollten. Aber auch die Beamten wurden mit Schüssen empfangen. Nachdem K. schon zwei Kugeln gegen die Schutzleute abgedrückt hatte, versagte der dritte Schuß. Jetzt erst konnte man den geisteskranken Schützen unschädlich machen.

Das auf Grund des Strafverfahrens ergangene Urteil lautete mit Recht auf Freisprechung.

Wie man sieht, handelt es sich hier um jene Elemente, die bereits als Minderjährige zwischen Straße, Aufnahmestation der Behörde für öffentliche Jugendfürsorge, Erziehungsanstalt und Irrenanstalt hin und her versetzt werden.

Von der Straße werden sie fortgeholt und zum Schutze der Menschheit der Behörde für öffentliche Jugendfürsorge überwiesen, die Behörde schickt sie in die Erziehungsanstalt, weil sie in Dienst nicht gegeben werden können, von dort kommen sie ins Irrenhaus, weil sie geisteskrank scheinen und das Leben der Wärter und die Erziehung der Zöglinge in den Erziehungsanstalten gefährden.

Sie kehren aus den Irrenanstalten zur Behörde für öffentliche Jugendfürsorge zurück, weil sie als nicht genügend geisteskrank dem Irrengesetz nicht genügen und darum nicht länger festgehalten werden können, und werden entlassen, um bald ihre Verbrechen und den Rundlauf von neuem zu beginnen, ohne dafür verantwortlich zu sein. Sie werden freigesprochen.

Solche Fälle mußten die Frage aufwerfen, gibt es denn keine Möglichkeit einzugreifen, um die Menschheit vor den Taten dieser zukünftigen Volljährigen zu sichern?

Bis jetzt, nein! — Denn Zuchthaus und Gefängnis oder Strafrichter einerseits, Irrenanstalten andererseits scheiden aus, und etwas Drittes gibt es nicht, vorläufig noch nicht, um diese bedenkliche, seit Jahren anerkannte Lücke auszufüllen.

Auch die beschlossene Beobachtungsstation für Jugendliche in der Irrenanstalt Friedrichsberg wird keine Hilfe schaffen, denn was soll geschehen, wenn die Beobachtung abgeschlossen ist? Das Urteil stellt doch nur die Wahl: Reif für die Irrenanstalt oder nicht? Wo bleiben da die unsozialen Grenzzustände, die auf Grund der Beobachtung weder in die Erziehungsanstalt noch in die Irrenanstalt gehören, aber doch auch nicht unter die Menschheit?

Diese vorerwähnten drei Punkte praktischer Erfahrungen waren es vornehmlich, die mich veranlaßten, mit dem Hamburger Psychiater, Herrn Prof. Weygandt, und dem verstorbenen Psychiater, Geheimrat Cramer, ins Vernehmen zu treten und auf einen neuen Weg zur Ausfüllung dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lücke hinzuweisen und, angeregt durch diese Herren, meine Vorschläge der Öffentlichkeit zu übergeben.

Meine Vorschläge, die naturgemäß in erster Linie auf die gesetzgebenden Faktoren Hamburgs Rücksicht nehmen und mit ihnen durchgeführt werden können, sind:

1. Entmündigung der auf psychopathischer Grundlage gemeingefährlichen Elemente auf Antrag privater Personen oder auf Antrag der Staatsanwaltschaft, eventuell noch während der Minderjährigkeit auf Antrag des Direktors der öffentlichen Jugendfürsorge.
2. Schaffung einer Berufsvormundschaft auf öffentlicher Grundlage im Anschluß an die Medizinalbehörde.
3. Bestellung dieses staatlichen Berufsvormundes zum Vormunde über jene Elemente (unsozialen Grenzzustände), welche damit seiner Aufsicht und Gewalt unterstehen, sei es, daß sie interniert sind, sei es, daß sie sich in Freiheit bewegen.
4. Schaffung einer Verwahrungsanstalt, einer Anstalt, die, zwischen Gefängnis und Zuchthaus einerseits und den Irrenanstalten andererseits stehend, dazu dienen soll, die Unsozialen auf bestimmte Zeit, auf unbestimmte Zeit oder auch lebenslänglich, auf richterliche Anordnung oder auch auf den berufsvormundschaftlichen Spruch der Medizinalbehörde zu verwahren.

Um zunächst auf die Bedürfnisfrage einzugehen, so ist die Notlage der Allgemeinheit diesen Elementen gegenüber zu bekannt, als daß sie noch der Erörterung bedarf. Ebenso bekannt ist, daß das Reichsstrafrecht einen ausreichenden Schutz gegenüber den Unsozialen der Menschheit nicht gewähren kann. Warum nicht? Worin liegt der Mangel?

Erstens: Darin, daß die Verwahrung der gemeingefährlichen geistig minderwertigen Elemente in vielen Fällen vom Strafrichter nicht angeordnet werden kann, in denen sie erforderlich ist.

Hierher gehören alle die Fälle, wo verbrecherische Anlagen auf Grundlage von erblicher Belastung oder Geistesschwäche bestehen, wo die Ausführung eines Verbrechens wahrscheinlich, vielleicht sogar mit Sicherheit vorauszusehen ist, wo aber, da der Tatbestand des Verbrechens oder der ausgesprochenen Geisteskrankheit im Sinne der Irrengesetze noch nicht vorliegt, nicht eingeschritten werden kann, insbesondere also die Fälle, wo die volljährig gewordenen psychopathisch gemeingefährlichen Fürsorgezöglinge entlassen werden müssen, die aber mit unbedingter Sicherheit die Verbrecherlaufbahn wieder aufnehmen, und ferner die Fälle, in denen bereits während der Minderjährigkeit Gemeingefährlichkeit und Unerziehbarkeit festgestellt wird und daher die Fürsorgeerziehung nicht eintreten kann.

Zweitens: Darin, daß nach erfolgter Anordnung der Verwahrung durch den Strafrichter die Wiederentlassung aus dem Gefängnis oder der Anstalt häufig stattfinden muß, obgleich sie die größte Gefahr für die Menschheit bedeutet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hierher gehören alle die Fälle, bei denen die Ausübung der moralischen Perversitäten, die verbrecherischen Neigungen so lange ruhen, wie das Zuchthaus z. B. den verurteilten Sittenverbrecher, die Irrenanstalt z. B. den bis auf weiteres verwahrten Brandstifter festhält, die aber im ersten Fall, weil die Zeit abgesessen, im letzteren Falle, weil sie sich gut führten und geheilt erscheinen, nicht länger verwahrt werden können, aber in die Freiheit entlassen, größtenteils sofort ihr verbrecherisches Treiben wieder aufnehmen, häufig dabei unerkannt. Man denke z. B. an den Brandstifter in Blankenese bei Hamburg, der erst eine Unzahl Brandstiftungen, denen auch Menschenleben zum Opfer fielen, verüben konnte, bis er gefaßt wurde, und auch an folgenden Fall:

Ein verurteilter Exhibitionist (Sittenverbrecher), der seine Strafe abgesessen hatte, stand nach Verlauf zweier Jahre wieder vor dem Richter. Von diesem darauf hingewiesen, daß er doch zwei Jahre ein ordnungsmäßiges Leben geführt hatte, erwiderte er sehr ehrlich: „Sie haben mich nur nicht gefaßt."

Von einem anderen bekannten Falle sagte einmal Herr Prof. Weygandt wörtlich: „Es ist mit aller Bestimmtheit zu erwarten, daß nach seiner Entlassung sofort wieder Rückfallverbrechen erfolgen."

Dieser Mann hat am Tage seiner Entlassung aus der Anstalt trotz eindringlichster Verwarnung zwei Sittenverbrechen begangen, an einem 8 jährigen Knaben und an einem 7 jährigen Mädchen.

Drittens: Darin, daß der Fehler solcher Entlassung ohne ein erneutes Delikt und damit erneutes Strafverfahren nicht zu heilen, eine Rückversetzung in eine Anstalt nicht möglich ist, daß also ein in die Freiheit Entlassener, selbst wenn sein Verhalten dort draußen ein Verbrechen wahrscheinlich werden läßt, nicht eher wieder interniert werden kann, als bis das Verbrechen geschehen ist.

Eine Entlassung kann heute eben nur eine Entlassung in die Freiheit sein.

Ich brauche nicht weiter auszuführen, daß diesen drei Mängeln das Reichsstrafrecht nicht abhelfen kann.

Es kommt also darauf an, eine rechtzeitig beginnende, von Urteil, Internierung und Entlassung unabhängige, dauernde, wirksame Gewalt und Aufsicht über jene Individuen zu schaffen.

Und das ist meines Erachtens nur auf dem Wege der Berufsvormundschaft zu erreichen. Sie bietet die geeignete Handhabe, vorausgesetzt, daß sie auf öffentlicher Grundlage, und daß ihr eine Verwahrungsanstalt zur Verfügung steht.

Die Grundlage der Berufsvormundschaft ist die Entmündigung.

Es ist sicher, daß von der Entmündigung bei weitem zu wenig Gebrauch gemacht wird. Vielleicht liegt dies zum Teil wohl daran, daß die Entmündigung im Volksbewußtsein als etwas Schimpfliches gilt und der Richter daher ungern dem Entmündigungsantrage folgt, daß auch aus dem Volke heraus und auch von der Staatsanwaltschaft die Anträge nicht genügend gestellt werden. Aber bei diesen Elementen ist ein solches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zartgefühl nicht angebracht, ganz abgesehen davon, daß die Entmündigung hier tatsächlich eine Wohltat bedeutet.

Es findet aber die geringe Zahl der Entmündigungen auch darin ihre Erklärung, daß es den Gerichten, bei denen höchstselten ein derartiges Verfahren vorkommt, an der nötigen Erfahrung fehlt, bei denen, um mit Cramerschen Worten zu sprechen, „die Beziehungen zu den Errungenschaften der modernen psychiatrischen Wissenschaft und der ganzen modernen Bewegung zur Sicherung vor den Gefahren der geistig Minderwertigen fehlen", endlich und zwar mit Recht auch darin, daß der Richter in einem Laienvormunde, den man bisher nur kannte, eine geeignete Hilfe nicht erblicken konnte.

In Hamburg sind, soweit minderjährige psychopathische Fürsorgezöglinge in Frage kommen, bereits Entmündigungen vorgenommen worden, wenn auch nur bei ungefährlichen.

Hier ein Beispiel aus der Hamburger Praxis:

Ein taubstummer, geistig minderwertiger Zögling M. ging seiner Entlassung als Volljähriger entgegen, da er bereits 20 Jahre überschritten hatte. Er ist sehr schwachsinnig, leidet an Kleptomanie, auch epileptischen Anfällen, sodaß seine Unterbringung mancherlei Schwierigkeiten bot. Es war aber gelungen, ihn bei energischen, menschenfreundlichen Leuten unterzubringen, die seine Eigenarten erkannten und auf diese einzugehen verstehen.

Zwar stiehlt der Zögling seinem Kostvater, der Meister ist, hin und wieder Werkzeug, der Meister kennt aber den Versteck und holt es sich einfach wieder. Worte werden da nicht gewechselt.

Dieser Minderjährige, er gehört zu den weichlichen Charakteren, arbeitete bei einer Kohlenfirma, der Anordnung der Behörde für öffentliche Jugendfürsorge oder des Oberinspektors folgend, der ihn zeitweilig besuchte.

Die Berichte, die nun anläßlich der bevorstehenden Volljährigkeit über ihn eingingen, lauteten übereinstimmend dahin, daß, wenn diesem Jungen einst mitgeteilt würde, daß er aus der Fürsorge ausscheide, oder mit andern Worten, wenn dieser erführe, daß der Oberinspektor fortan nicht mehr kommen werde, daß er frei sei, so würde er, wie er selbst bereits ausgesprochen, zweifellos auf und davon gehen und ebenso zweifellos auf die Bahn des Verbrechens kommen.

Auf Grund der Personalakte und der Berichte beantragte ich als ständiger gesetzlicher Vertreter des Direktors der öffentlichen Jugendfürsorge noch während seiner Minderjährigkeit seine Entmündigung. Diese ist auch dicht vor Erlangung der Volljährigkeit ausgesprochen. Mit Eintritt der Volljährigkeit trat ein Taubstummenlehrer M. als Vormund in sein Amt. Dieser gewandte und für den Taubstummen sachverständige Vormund, der im Juli 1912 bei Beendigung der Fürsorgeerziehung in Tätigkeit trat, besucht seinen Mündel zeitweilig, und der Junge bleibt nach wie vor an der Arbeitsstelle, er packt Briketts, ist in dieser mechanischen Arbeit brauchbar und fühlt sich unter der bestimmenden Hand seines Vormunds und seines Kostvaters und Meisters, der, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nötig, als Vertreter des Vormundes handeln kann, zufrieden und wohl. Der Zögling selbst war sogar in seinem Schwachsinn mit Übergang von der einen Vormundschaft in die andere völlig einverstanden. Voraussichtlich ist die Menschheit vor diesem sicher, bis auf weiteres jedenfalls, und auch er ist gerettet.

Ähnliche Fälle schweben.

Kann ich also von der Annahme ausgehen, daß in Hamburg die Entmündigung von Unsozialen, gleichgiltig ob minderjährig oder volljährig, soweit sie gesetzlich zulässig ist, auf keine Schwierigkeiten stoßen wird, so ist weiter die Frage, wieweit denn die gesetzliche Zulässigkeit gegeben, näher zu betrachten.

Die Streitfrage, ob auf Grund des § 6, Ziffer 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches die Unsozialen entmündigt werden können, ist bekannt.

Der Absatz lautet:

Entmündigt werden kann, wer infolge von Geisteskrankheit oder von Geistesschwäche seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag, d. h., wie in Literatur und Rechtsprechung unbestritten, den gesamten Kreis seiner Angelegenheiten.

Zu dem gesamten Kreis der Angelegenheiten eines Menschen gehören aber bekanntlich nicht nur die Vermögensinteressen, sondern alle Angelegenheiten, welche die Beziehungen vom Menschen zum Menschen, zur Familie, zum Berufe und insbesondere auch zum Staat in sich schließen. Man kann also nicht von jemandem, der wohl fähig ist, seine Vermögensangelegenheiten zu besorgen, sich aber in Gefahr befindet, unverschuldeter Weise, d. h. ohne daß er zur Verantwortung gezogen werden kann, mit den Strafgesetzen in Konflikt zu kommen, sagen, daß er imstande ist, seine Angelegenheiten, d. h. den gesamten Kreis seiner Angelegenheiten, zu besorgen, mag es sich um einen gemeingefährlichen Idioten, Trinker, Epileptiker oder sonst geistesschwachen Verbrecher handeln.

Das Reichsgericht hat bereits in seiner Entscheidung vom 28. Oktober 1907 diesen Standpunkt eingenommen, daß nämlich für die Entmündigung wohl ausschlaggebend sein könne, daß der Kranke in Verfolgung seiner Wahnideen bereits mit der staatlichen Rechtsordnung und ihren Organen in Konflikt gekommen sei und zu ferneren, ihn notwendig schwer schädigenden Konflikten geneigt sei: daß bei solcher Sachlage der Entmündigung nicht entgegengehalten werden könne, daß der Kranke etwa auf einzelnen Lebensgebieten, insbesondere in seinen Berufs- und Familienangelegenheiten, ein vernünftiges Verhalten betätige.

Es ist auch nicht einmal erforderlich, daß der Kranke infolge seines Zustandes bereits mit der staatlichen Rechtsordnung in Konflikt gekommen ist, oder bei der Besorgung seiner Angelegenheiten schon zu Schaden gekommen ist — so die Reichsgerichtsentscheidungen vom 25. Juni, 30 Juni und 4. Juli 1910 — es genügt die Tatsache, daß der geistig Minderwertige auf Grund seines normalen Zustandes zu den Konflikten neigt.

Ich glaube, daß bereits nach der heutigen Praxis des Reichsgerichts die Entmündigung von geistig Minderwertigen in den meisten Fällen erfolgen kann, wo es sich um chronische Gemeingefährlichkeit auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

psychopathischer Grundlage handelt. Und da wäre es sehr zu wünschen, daß die Staatsanwaltschaft, die auf Grund des Absatzes 2 des § 646 der Zivilprozeß-Ordnung bei dem vorgesetzten Landgerichte zur Stellung des Entmündigungsantrages befugt ist, nach der eventuellen Einführung der Berufsvormundschaft und Schaffung einer Verwahrungsanstalt von dieser Befugnis in weit höherem Maße Gebrauch machen möge, als dies bisher geschah.

Die Staatsanwaltschaft würde also entweder die Entmündigung beantragen und nach eventuell vorläufiger Entmündigung und Bestellung des Berufsvormundes das Verfahren einstellen und die Akten dem Berufsvormunde oder der berufsvormundschaftlichen Behörde zur weiteren Veranlassung zusenden,*) oder aber den Antrag auf Entmündigung stellen und gleichwohl das Strafverfahren fortsetzen. Denn es ist sehr wohl denkbar, daß der psychopathische Verbrecher, der zu entmündigen ist, gleichwohl die erforderliche Einsicht in diesem Falle besessen hat. Es würde also Verurteilung und Entmündigung erfolgen können, zunächst Zuchthaus, sodann Verwahrung.

Ist die Entmündigung erfolgt, so hat das Vormundschaftsgericht — es wird hierzu ohne Weiteres bereit sein — den Berufsvormund zum Vormund zu bestellen.

Sollte in dem einen oder anderen Falle eine Vormundschaft auf öffentlicher Grundlage, eine öffentliche Gewalt, nicht angebracht sein, so bleibt es dem Vormundschaftsgericht unbenommen, einen sachverständigen Vormund auf privater Grundlage zu benennen, wie z. B. den vorerwähnten Taubstummenlehrer.

Wer soll nun Berufsvormund sein?

Ich empfehle, entsprechend der an die Behörde für öffentliche Jugendfürsorge angegliederten Berufsvormundschaft über Minderjährige, die Berufsvormundschaft über die volljährigen Unsozialen an die Medizinalbehörde anzugliedern. Es würde damit eine Berufsvormundschaft auf öffentlicher Grundlage geschaffen, die eben wie bei der Behörde für öffentliche Jugendfürsorge mit den einer Behörde verfassungsmäßig und tatsächlich zustehenden Rechten und Hilfsmitteln arbeiten kann.

Diesem Berufsvormunde — bei der Behörde für öffentliche Jugendfürsorge ist es ein Pädagoge und als Vertreter ein Jurist, bei der Medizinalbehörde wäre es vielleicht ein Psychiater und sein Vertreter oder Mitarbeiter ein Jurist — stehen zur Erfüllung seiner Pflichten die Sachverständigen der Medizinalbehörde zur Seite.

Was nun das Verfahren dieses Berufsvormundes angeht, so ist er berechtigt, mit dem Entmündigten zu verfahren, wie es der Zweck der Vormundschaft erfordert, so heißt es im Gesetz. Die Macht, die das Gesetz damit dem Vormunde zuweist, ist weit größer, als im allgemeinen angenommen zu werden pflegt. Der Vormund ist berufen, die nicht ausreichende Willens- und Handlungsfähigkeit des Entmündigten zu

*) Entsprechend dem Verfahren bei jugendlichen Delinquenten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ergänzen, ihn vor unverantwortlichen Handlungen zu bewahren, auf ihn einzuwirken, auch über ihn zu verfügen und, soweit es der Zweck der Vormundschaft fordert, auch gegen seinen Willen zu verwahren, gegebenenfalls unter Anwendung von Zwangsmaßregeln*). Die Durchführung dieser Maßregeln wird selbstredend erleichtert, wenn der Staat hinter ihm steht und er mit den einer Behörde verfassungsmäßig und tatsächlich zustehenden Rechten und Hilfsmitteln wirksam zu arbeiten und einzugreifen imstande ist.

Wird nun auf Antrag der Staatsanwaltschaft oder privater Personen der psychopathische Verbrecher, der Epileptiker, der Idiot usw. wegen Geistesschwäche entmündigt — Geisteskrankheit ist also nicht erforderlich, für diese Fälle sind ja die Irrenanstalten da — und der staatliche Berufsvormund zum Vormund bestellt, so hat dieser mit Hilfe seiner sachverständigen Organe, eventuell auf Grund eigener Sachkunde, zu entscheiden, wie mit dem Entmündigten zu verfahren, wie er unterzubringen ist, bei zweifelhafter Diagnose (in gleicher Weise wie heute schon die Minderjährigen) in einer Beobachtungsstation, im Falle von Epilepsie in einer Anstalt für Epileptische usw., im Falle krimineller Pathologie in einer Verwahrungsanstalt usw.

Wer in der Anstalt sich bessert und sozial geworden zu sein scheint, wird nun nicht einfach entlassen, sondern unter der vormundschaftlichen staatlichen Aufsicht entlassen. Kann er sich in Freiheit nicht führen, wird er durch die Behörde rückversetzt, wieder in die Anstalt gebracht, gegebenenfalls wieder entlassen, wieder dorthin gebracht, wieder entlassen, wieder dorthin gebracht, bis er endlich in Freiheit belassen werden kann, oder aber dauernd der Verwahrung anheimfällt. Der Vormund, d. h. die Behörde behält immer die Gewalt über ihn.

Ich habe an andrer Stelle einmal darauf hingewiesen, daß, wenn in allen Staaten solche berufsvormundschaftlichen Behörden über die Unsozialen die Aufsicht ausüben würden, auch eine wechselseitige Schutzaufsicht durch ein geschlossenes Netz aufsichtsführender Behörden, Vereine, Personen usw. über das ganze Landgebiet des Deutschen Reiches sich leicht werde durchführen lassen, eine Aufsicht, die eine dauernde Beobachtung des entlassenen Individuums gewährleisten und von den geringsten Veränderungen der entsprechenden Behörde Kenntnis geben könnte.

Cramer sagte hierzu wörtlich: „Daß auf diesem Wege etwas zu erreichen ist, geht schon daraus hervor, daß, seitdem Listen über die entlassenen Geisteskranken, Epileptiker und Idioten geführt werden, entschieden, wenigstens nach meinen Erfahrungen, die Kriminalität dieser Individuen zurückgegangen ist." Eine solche Schutzaufsicht kann eben an Bedeutung erst gewinnen, wenn sie in Zukunft nicht abstrakt, sondern als Berufsvormund und mit dem Berufsvormunde arbeiten würde.

Auch dies bestätigt Cramer, wenn er sagt: „Von Erfolg wird die ganze Maßregel — der Schutzaufsicht — nur sein, wenn eine sachkun-

*) Jahrbuch der Entscheidungen des Kammergerichts Bd. 39, Ziffer 3.

dige staatliche Berufsvormundschaft eingerichtet wird, welche die Aufsicht ausübt".

Ich wiederhole, dies wäre bereits ein weiterer Schritt, der die Gesamtheit der Bundesstaaten betreffen würde, denn Hamburg allein kann selbstredend nicht eine Aufsicht im ganzen Deutschen Reiche ausüben.

Der Segen der Berufsvormundschaft über die Unsozialen würde also in der sachverständigen Behandlung der Gemeingefährlichkeit liegen, in der dauernden Aufsicht und Bevormundung, unabhängig von Verwahrung und Entlassung, und, was besonders hervorzuheben ist, in der Möglichkeit eines rechtzeitigen Eingriffs. Es kann die Entmündigung beschlossen, die Verwahrung angeordnet werden, bevor der Tatbestand eines Verbrechens vorliegt, sogar schon bei Minderjährigen noch während ihrer Minderjährigkeit.

Es kann die Entlassung andererseits aus einer Verwahrung erfolgen, ohne daß die völlige Handlungs- und Willensfreiheit wieder auflebt, denn es verbleibt der übergeordnete Wille. Der Entlassene bleibt unter Berufsvormundschaft, unter staatlicher Aufsicht und Gewalt.

Wiederum braucht ein Verurteilter, obgleich er seine Strafe abgesessen, nicht ohne weiteres entlassen zu werden. Es wäre ja denkbar, daß sich während der Strafhaft Geistesstörungen gezeigt hätten, die seine Entlassung bedenklich erscheinen ließen. In solchem Falle könnte er vor seiner Entlassung entmündigt werden und auf berufsvormundschaftlichen Spruch hin zweckmäßig zunächst in eine Beobachtungsstation oder auch Verwahrungsanstalt übersiedeln.

Endlich möchte ich noch kurz auf das überaus wichtige, einfach unerläßliche Hilfsmittel der Berufsvormundschaft, die Verwahrungsanstalt, eingehen.

Ich erwähnte schon, daß für Jugendliche eine Beobachtungsstation bereits geschaffen ist. Sie muß bestehen bleiben und tunlichst auf Erwachsene ausgedehnt werden.

Es ist aber, wie ebenfalls erwähnt, mit solchen Beobachtungsstationen allein nicht getan, handelt es sich doch bei ihnen, wie der Name schon sagt, nur um Beobachtung. Was soll geschehen, sagte ich bereits, wenn die Beobachtung abgeschlossen ist und es heißt: Er ist nicht geisteskrank, er gehört nicht in eine Irrenanstalt, wird aber, in Freiheit gesetzt, seine Verbrecherlaufbahn wieder aufnehmen? Was würde die Entmündigung, die ganze Berufsvormundschaft einer Medizinalbehörde nützen, wenn diese nicht in der Lage wäre, den gemeingefährlichen und entmündigten Verbrecher zu verwahren, ohne daß er erst ausgesprochen geisteskrank zu werden braucht?

Es gilt eine Stätte zu schaffen, wo die nicht ausgesprochenen Geisteskranken, aber doch als geistesschwach entmündigten unsozialen Grenzzustände auf Anordnung des Richters oder auf Beschluß des Berufsvormundes auf bestimmte oder unbestimmte Zeit, vielleicht dauernd, verwahrt werden und zwar, bevor sie Unheil anrichten, eine Stätte, wo der sachverständige Berufsvormund oder die Medizinalbehörde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in die Lage gesetzt werden wird, die psychische und physische Eigenart dieser Mündel eingehend zu studieren, bevor eine Entlassung erfolgt, eine Stätte, die für die Aufnahme jener Elemente bestimmt ist, die weder in das Gefängnis oder das Zuchthaus, noch in die Irrenanstalt gehören, die aber gleichwohl Verbrechen auf Verbrechen begehen.

Als Muster einer solchen Anstalt mag das Verwahrungshaus für Unsoziale in Göttingen angeführt werden. Nach einem Ausspruch des ehemaligen Leiters der Anstalt, Geheimrat Cramer, arbeiten die Leute fast alle, und man kommt weiter mit ihnen. Und ich selbst muß bekennen, wenn nicht die Narben auf den kurzgeschorenen Schädeln mir die Konflikte mit den Schutzmannssäbeln verraten hätten, man hätte den Eindruck von friedlichen Werkstätten einer Fabrik gewinnen können.

Bedenklich war selbstredend, wie mir Herr Geheimrat Cramer selbst erklärte, daß er für die Verwahrung in der Anstalt keinen anderen Grund hätte, als daß er die Delinquenten für Patienten erklärte.

Wäre es nun ein Ding der Unmöglichkeit, wenigstens zunächst für Hamburg eine solche Verwahrungsanstalt erstehen zu lassen?

Die Hamburger Irrenanstalten Friedrichsberg und Langenhorn sind überfüllt und reichen nicht mehr aus.

Sollte es nun nicht möglich sein, wenn der Bau einer dritten Irrenanstalt ins Auge gefaßt werden sollte, einmal an die Errichtung einer Verwahrungsanstalt zu denken? Entweder in Langenhorn oder in Friedrichsberg oder an jener dritten Stelle?

Mir liegt, wie erwähnt, in der Hauptsache an der Schaffung einer Verwahrungsanstalt als Grundlage meiner Vorschläge, gleichgültig ob durch Verwendung vorhandener oder zukünftig entstehender Bauten.

Endlich möchte ich noch eins erwähnen.

Es kann nicht ausbleiben, daß ein Verfahren im geschilderten Sinne nicht ohne Einfluß auf die Verbrecherwelt bleibt.

Wird sich im Bewußtsein dieser Individuen der Gedanke festlegen, daß sie für ihre Straftaten, wenn nicht verurteilt, nun nicht mehr einfach freigesprochen, sondern vielmehr entmündigt und damit unter staatliche berufsvormundschaftliche Aufsicht gestellt werden und Gefahr laufen, auf unbestimmte Zeit, vielleicht dauernd, in ein Verwahrungshaus zu wandern, dann wird die Erscheinung nicht ausbleiben, daß mancher dieser Gattung in seinem Handeln suggestiv beeinflußt wird.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß die Berufsvormundschaft über die Unsozialen allgemein, d. h. in allen Bundesstaaten eingeführt werden möge, besonders auch zur Begründung einer wirksamen Schutzaufsicht, daß aber vorläufig Hamburg vorangehen und einen Versuch machen möge.

Regierungsrat **Dr. Edgar Crasemann.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutsch-englische Verständigung.

IV.

Die gegenseitige Kenntnis der beiden Völker als Grundlage der Verständigung.*)

Welche Gründe der Mißstimmung zwischen England und Deutschland auch genannt werden mögen, wir stoßen, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, immer wieder auf Vorurteile, falsche Vorstellungen und törichte Lehrsätze. Unkenntnis und Unwissenheit ist auch hier die Wurzel alles Übels.

Damit ist die Aufgabe dessen, der einer dauernden friedlichen Verständigung zwischen Deutschland und England die Bahn bereiten will, gewissermaßen vorgezeichnet. Es handelt sich darum, aufklärend zu wirken, durch Verbreitung von Kenntnissen den allenthalben auftauchenden Vorurteilen und Torheiten zu begegnen und durch planmäßige Unterweisung den Irrtümern vorzubeugen.

Gewiß ist manches in Deutschland geschehen, um über Land und Leute in England aufzuklären, wie auch in England unstreitig das Bedürfnis, über Deutschland sich zu unterrichten, im Wachsen begriffen ist. Was uns aber nottut, sind nicht gelegentliche Belehrungen in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, sind nicht Aufklärungen, die dann erfolgen, wenn sich der Unsinn in besonders krasser Form hervorwagt. Was uns helfen kann, ist planmäßig angelegte, vorsichtig organisierte und beharrlich durchgeführte Ausbreitung einer besseren gegenseitigen Kenntnis der beiden Kulturländer. Hier ist der Hebel, wo die Arbeit derjenigen einzusetzen hat, denen die Pflege der deutsch-englischen Beziehungen am Herzen liegt. —

Wenn ich damit beginne, Mittel und Wege anzugeben, durch die in Deutschland eine ausgiebigere Kenntnis der englischen Verhältnisse verbreitet werden soll, so möchte ich betonen, daß ich, von bloßen Problemen und Plänen absehe und mich auf solche Dinge beschränke, die bereits ausgeführt sind oder deren Ausführung doch gesichert ist. An mancherlei Plänen ist auch in den Kreisen der Freunde der deutsch-englischen Verständigung kein Mangel. Sie sind so zahlreich, daß der Erfolg d e r Unternehmungen, die wirklich in Angriff genommen werden, oft darunter leidet.

Es sei mir gestattet, zunächst über die von mir herausgegebene Bibliothek, „D i e K u l t u r d e s m o d e r n e n E n g l a n d", einiges Wenige anzumerken. Es handelt sich dabei um eine Sammlung von Abhandlungen über das geistige, künstlerische, literarische, soziale, politische, religiöse und staatliche Leben in England. Diese Schriften sollen zwar von wissenschaftlichen Autoritäten geschrieben, aber in der Darstellung doch so gehalten sein, daß sie sich an alle Leser von allgemeiner Bildung wenden.

---

*) Nach einem Vortrage, den der Verfasser am 1. November 1912 auf der Londoner Konferenz gehalten hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Plan zur Herausgabe der Abhandlungen hatte zunächst nichts mit meinen Bestrebungen für die deutsch-englische Verständigung zu tun. Jahrzehntelange, sorgfältige Beobachtung englischer Verhältnisse bestärkten in mir immer mehr die Überzeugung, welch ungewöhnlicher Kulturwert der englischen Nation innewohnt. So war es ein natürlicher Wunsch, die Kenntnis der Gebiete, in denen die englische Zivilisation vorbildlich ist, auch meinen Landsleuten zu vermitteln. An Büchern über England war zwar bislang in Deutschland kein Mangel*). Aber eine nähere Beobachtung dieser Schriften, d. h. der besseren, wirklich soliden — die Schundliteratur über England scheidet hier ganz aus — läßt vielfach einen doppelten Mangel hervortreten.

Erstens wenden sich diese Schriften in den meisten Fällen an einen gar zu kleinen Leserkreis.

Zweitens hat die Beobachtung und Darstellung vielfach ein zu enges Gesichtsfeld. Die großen Zusammenhänge scheinen mir zu wenig berücksichtigt. Eine umfassende Aufklärungsarbeit kann also von diesen Schriften nicht erwartet werden. Das wäre vielmehr, so sagte ich mir, Aufgabe eines großzügig angelegten und zweckmäßig organisierten Unternehmens.

Aus diesen Erwägungen entstand „Die Kultur des modernen England"**). Die Sammlung, die — wie angedeutet — ein einigermaßen

---

*) Alle diese Bücher aufzuzählen, würde natürlich zu weit führen. Ich möchte aber wenigstens auf eines der Werke hinweisen, das außerordentlich dazu beigetragen hat, in Deutschland eine bessere Vorstellung von England zu geben: England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. Von Dr. G. Wendt, 4. Aufl. Leipzig 1912.

**) Die Kultur des modernen England in Einzeldarstellungen, herausgegeben mit Unterstützung des deutsch-englischen Verständigungskomitees von Ernst Sieper. Verlag R. Oldenbourg, München. Die Sammlung wird folgende Bände umfassen: 1. Die geistige Hebung der Volksmassen in England. 2. Volksbildung und Volkswohlfahrt. 3. Gartenstadtbewegung. 4. Die englischen Praeraffaeliten. 5. Die Hauptströmungen der modernen englischen Literatur. 6. Carlyle und die hauptsächlichsten ethischen Strömungen der neueren Zeit. 7. Die soziale Frage in England (Die Settlements, soziale Arbeit der englischen Universitäten). 8. Das soziale Element in der modernen englischen Literatur. 9. Geschichte der englischen Frauenbewegung. 10. Englische Erziehung. 11. Wissenschaftliche Arbeit in England und ihre Organisation (Bibliotheken, Societies). 12. Moderne englische Kunst. 13. Galerien und Museen. 14. Das moderne englische Theater. 15. Englische Baukunst. 16. Der moderne englische Roman. 17. Verfassung und politisches Leben. 18. Die Presse und die öffentliche Meinung. 19. Die englischen Rechtsverhältnisse. 20. England als Kolonialmacht. 21. Charakter und häusliches Leben der Engländer. 22. Keltische Elemente im englischen Charakter, die keltische Renaissance. 23. Ästhetische Kultur. 24. Das höhere Schulwesen in England.

Die 4 ersten Bände sind vor Jahresfrist herausgekommen: 1. Dr. Ernst Schultze: Die geistige Hebung der Volksmassen in England. 2. Dr. Ernst Schultze: Volksbildung und Volkswohlfahrt in England. 3. Architekt Berlepsch-Valendas: Die Gartenstadtbewegung in England, ihre Entwickelung und ihr jetziger Stand. 4. Professor Dr. H. W. Singer: Der Präraffaelismus in England.

Zwei weitere Bände sind gerade im Erscheinen begriffen: Dr. E. L. Stahl: Das englische Theater; Dr. H. A. Walter: Die soziale Gesetzgebung Englands.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erschöpfendes Bild von dem Kulturwert Englands auf den verschiedenen Gebieten geben soll, sucht damit eine Aufgabe zu erfüllen, die seit langer Zeit als ein erstrebenswertes Ziel der deutschen Wissenschaft bezeichnet wurde, nämlich über die vorbildlichen Züge des englischen Kulturlebens eine ausgiebige Kenntnis in Deutschland zu verbreiten.

Es ist nun aber nicht genug damit getan, Bücher zu schreiben. Sollen sie ihren Zweck erfüllen, so müssen sie auch die nötige Verbreitung finden. Um meine Sammlung auch Volks- und Schulbibliotheken, die nur über geringe Mittel verfügen, zugute kommen zu lassen, ist mir von Freunden der guten Sache eine Geldsumme zur Verfügung gestellt worden, damit die Bücher kostenlos an geeignete Stellen verteilt werden können. Freilich sind die verfügbar gemachten Mittel immerhin noch bescheiden. Aber es ist Aussicht vorhanden, daß sie durch Zuwendung namhafter Persönlichkeiten vermehrt werden. —

„Die Arbeit, welche nicht mit der Schule anfängt, hat keinen sonderlichen Wert." Mit der Schule müssen wir beginnen, wenn wir uns zu einer sachlichen Würdigung fremden Wesens erziehen wollen. Wir sind, wenn es sich darum handelt, die Kenntnis der Kultur Englands schon unserer Jugend zu vermitteln, in Deutschland ziemlich günstig gestellt. Das Englische wird heute bereits in den meisten Schulen gelehrt. Auch die technischen Unterrichtsanstalten wollen es nicht länger entbehren. Nun ist durch eine gründliche Umgestaltung des neusprachlichen Unterrichts dahin gewirkt worden, daß die Schüler von einer öden Grammatikpaukerei befreit und an die Sprache selbst gewiesen werden.

Die Reformer auf dem Gebiete des sprachlichen Unterrichts betonen stets, daß das Ziel des fremdsprachlichen Unterrichts sein müsse, auch in das Wesen des fremden Volkes einzuführen. Um das zu können, muß man die Stoffe, die in den Mittelpunkt des fremdsprachlichen Unterrichts gestellt werden, dem Kulturkreis des betreffenden Volkes entnehmen. Eine Reihe trefflicher Hilfsbücher für den Unterricht sucht diese Forderung zu erfüllen. Ich habe mich in Verbindung mit einem namhaften preußischen Schulmanne, Dr. Ricken, bemüht, auch hier systematisch vorzugehen und eine Reihe englischer Lesebücher für den Schulunterricht herausgegeben, die in ihrer Gesamtheit sich als Landeskunde Englands bezeichnen lassen*). Die beiden ersten Nummern liegen bereits vor**).

Auch hier darf wohl gesagt werden, es handelt sich um ein lebensfähiges Unternehmen. In ganz kurzer Zeit war die erste Auflage der „Geographie der britischen Inseln", mit der die Reihe eröffnet wurde, vergriffen.

Daß übrigens unser Wunsch, mit England im guten Einvernehmen zu bleiben, keine Feindschaft gegen ein anderes Land, namentlich gegen

---

*) Englische Volks- und Landeskunde in fremdsprachigen Lesebüchern für höhere Schulen, herausgegeben von Dr. phil. Ricken, Direktor der Oberrealschule zu Hagen i. W. und Dr. phil. Ernst Sieper, a. o. Professor an der Universität München. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

**) I. Geography of the British Isles 2. Aufl. II. The great Drama of 1066. With an introductory chapter of the oldest History of England.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frankreich, in sich schließt, ersieht man aus der Tatsache, daß eine ähnliche Reihe fremdsprachlicher Lesebücher auch für die französische Landeskunde geplant ist. —

Wir leben in dem Zeitalter der Vorträge. Es wäre töricht, das weit verbreitete Bedürfnis nach guten Vorträgen nicht in den Dienst unserer Sache stellen zu wollen. In der letzten Jahresversammlung unseres deutsch-englischen Komitees haben wir beschlossen, auch eine Hauptstelle für Vorträge über England zu schaffen. Ich bin jetzt dabei, eine Liste derjenigen Männer und Frauen zusammen zu stellen, die gewillt und berufen sind, über Land und Leute in England zu sprechen. Diese Liste soll an alle deutschen Vortragsverbände hinausgehen. Ein ehrliches Bedürfnis nach sachkundiger Belehrung ist in Deutschland tatsächlich vorhanden. Sobald durch die Zeitungen von unserer Hauptstelle Kunde erging, haben sich eine Reihe angesehener Verbände mit der Bitte um Hilfe und Beratung an mich gewendet. Auch hier gilt es, durch Bestellung geeigneter Persönlichkeiten den berufsmäßigen Schwätzern und Chauvinisten das Heft aus den Händen zu winden. —

Viel wirksamer natürlich als das gesprochene und geschriebene Wort ist die lebendige Anschauung, wenn es gilt, fremde Länder und Völker kennen zu lernen. Aus diesem Grunde wird schon seit langem von den deutschen Lehramtskandidaten, die die Befähigung zur Erteilung des englischen Unterrichts erhalten wollen, verlangt, daß sie einen Teil ihrer Studienzeit in England verbracht haben müssen. Und es ist anzuerkennen, daß hier der Staat mit Stipendien zu Hilfe kommt.

Freilich ist es nicht damit getan, daß die jungen Leute aus Deutschland nach England gehen. Wir müssen auch die Gewähr haben, daß sie hier ihre Zeit zweckmäßig ausnützen, die richtige Führung und Leitung haben und Gelegenheit finden, mit den Strömungen der fremden Kultur und Gesellschaft überall in wirksame Berührung zu kommen. Für diesen Zweck wird seit längerer Zeit ein Reichsinstitut für Neuphilologen geplant.

Derselbe Gedanke, der uns bestimmt, unsere jungen Neuphilologen ins Ausland zu führen, lebte auch in Cecil Rhodes, als er durch seine letztwillige Verfügung die Möglichkeit schuf, daß alljährlich eine Reihe junger, intelligenter Deutscher nach England kommen können, um in Oxford einen Teil ihrer akademischen Jahre zu verleben. Oxford empfängt bereits seit einer Reihe von Jahren seine „Cecil-Rhodes-Scholars". Und ein wiederholter Meinungsaustausch mit jenen Persönlichkeiten, die mit der Ordnung und Leitung dieser hochherzigen Einrichtung betraut sind, hat mich in der Überzeugung bestärkt, daß trotz dieser oder jener Unzulänglichkeiten der ideelle Gewinn der Cecil-Rhodes-Stiftung nicht gering anzuschlagen ist. Auch die jungen Engländer, die nach Deutschland kommen, kehren in ihre Heimat reicher an Erfahrung und Einsicht zurück. Durch diesen fortgesetzten Austausch junger, strebsamer Leute, die später in führenden Stellungen zu wirken berufen sind, wird allein schon eine gewisse geistige Verbindung der beiden Kulturländer gewährleistet.

Die Zahl der jungen Leute, die das Cecil-Rhodes-Stipendium genießen, ist natürlich immerhin beschränkt. Es wäre aber bedauerlich, wollte man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Segnungen eines Studienaufenthaltes im Ausland allein auf sie beschränken. Und so haben sich seit einer Reihe von Jahren wiederholt Kräfte geregt, um Studienreisen von Deutschland nach England und England nach Deutschland zu organisieren. Ich selbst habe an einer solchen Studienreise deutscher Studenten vor nunmehr zwei Jahren beratend und führend mich betätigen dürfen. Im vergangenen Jahre konnten wir den Gegenbesuch der englischen Kommilitonen empfangen. Bei der Organisation dieser Studienreise der englischen Studenten fand ich, wie ich mit Genugtuung hervorheben muß, bei jedem der namhaften Männer, die ich für die Idee zu begeistern suchte, das bereitwilligste Entgegenkommen. Es sind mir damals aus dem Munde hochgestellter Männer in Deutschland trotz der Marokkowirren so viel einsichtige und freundliche Urteile über die Notwendigkeit der deutsch-englischen Verständigung gesagt worden, daß dies allein hinreichend wäre, mir die Gewißheit zu geben, daß ich auf dem rechten Wege bin und daß die Bemühung, die beiden größten Kulturvölker germanischer Rasse zu friedlicher Gemeinschaft zu vereinen, des Schweißes der Edlen wert ist.

Ernst Sieper.

Volkshygiene und Schulreform.

Es soll einmal eine Zeit gegeben haben — und sie soll noch garnicht so weit zurückliegen — da gehörte es nicht zum guten Ton, in einer Gesellschaft über Schul- und Erziehungsangelegenheiten zu reden. Schulfragen — das war etwas für die Schulmeister. Die mochten unter sich soviel darüber streiten, als sie Lust hatten. Sie sollten aber andere damit verschonen. Denn die ging das doch durchaus nichts an. Die hatten wichtigere Dinge in den Kopf zu nehmen.

Aber es wird einmal eine Zeit kommen — und hoffentlich ist sie nicht allzufern — da wird es für die Öffentlichkeit kaum eine wichtigere Frage geben als die der Erziehung, der Heranbildung der neuen Generation. Denn unsere Zukunft liegt in der Jugend, die berufen ist, die Kulturarbeit, die wir heute leisten, mit neuen Kräften anzugreifen und unsere Kulturentwicklung nicht nur weiterzuführen — denn das bedeutet schon Rückschritt — sondern höher hinauf. Wie die Jugend dazu befähigt wird — ob sie es überhaupt kann, das sind die ernsten Fragen, die sich durch die schulreformatorische Bewegung der Gegenwart hindurchziehen. Es ist ein Zeichen von Kurzsichtigkeit, wenn jemand behaupten wollte, die heutige Schulreform sei ein Kampf um neue Unterrichtsmethoden. Nein, sie ist ein Kampf — ich will richtiger sagen: sie ist ein notwendiges Glied im Kampf um die Gesunderhaltung und Wiedergesundung unserer Volkskraft in physischer, geistiger und moralischer

Beziehung. Volkshygiene uud Schulreform — diese beiden Begriffe gehören darum heute eng zusammen. Das soll im Folgenden erläutert werden.

I.

Unser Volk steht in Gefahr, körperlich zu entarten. — Es sind, glaube ich, die Wenigsten sich recht klar darüber, wie über alle Maßen traurig der Gesundheitszustand unseres Nachwuchses ist, besonders der Kinder der ärmsten Schicht. Erst in den letzten Jahren sind ja infolge der Tätigkeit der Schulärzte einwandfreie Zahlen darüber veröffentlicht worden. Aber dieses Material scheint vielen Lehrern noch nicht genügend bekannt zu sein. Denn sonst würden sie mit viel größerer Wucht auf Schulreform drängen. Und vielen Eltern erst recht nicht. Denn sonst würde uns durch die Öffentlichkeit viel mehr Unterstützung zuteil. Ich greife aus dem umfangreichen Material, das im letzten Jahr von O. Rühle zusammengetragen worden ist*), ein paar Zahlen heraus: Eine große Zahl von Kindern kann nicht rechtzeitig eingeschult werden (bis zu 13 %), weil die Kinder körperlich und geistig noch nicht genügend entwickelt sind. In Berlin werden 33000 Schulneulinge untersucht, 31,6 % weisen körperliche oder geistige Fehler auf. In Nürnberg 50 %, in Dresden 50,5 %. In Leipzig waren durchschnittlich 40 % ärztlich behandlungsbedürftig. In Hamburg werden 1910 über 10000 Kinder für die Ferienkolonien zur Erholung vorgeschlagen. 1908 sind von 77000 Kindern 15000 skrofulös und blutarm. In Berlin stellt Dr. Ritter bei 90 % der von ihm untersuchten Kinder Skrofulose fest. In Straßburg werden die Zähne von über 10000 Kindern untersucht, davon haben nur 165 ein tadelloses Gebiß. In Dresden kommen auf jedes der 47000 untersuchten Kinder im Durchschnitt $7^1/_2$ schlechte Zähne. Die Tuberkulose ist nicht bloß eine Volksgeißel — schlug sie doch im Deutschen Reiche 1905 122000 Menschen, das sind dreimal soviel, als 1870 auf deutscher Seite fielen —, sie ist besonders eine Kinderkrankheit, denn die Infektion beginnt meistens im Kindesalter, oft sogar im Säuglingsalter, wenn das Kind anfängt, zu kriechen. Dr. Hamburger in Wien stellt fest, daß in einigen Volksschulen bis zu 94 % aller Kinder infiziert waren. Wenn nun auch in den meisten Fällen der kindliche Körper den tückischen Keim überwindet, so bleibt doch oft eine geschwächte körperliche Konstitution zurück.

Über die Ernährung der Kinder hat die 1908 erfolgte Umfrage der Zentrale für Volkswohlfahrt, die Material aus 125 deutschen Städten sammelte, einiges Licht gebracht. Ergebnis: Im Winter erhielten 22000, im Sommer 36000 kein Frühstück; kein warmes

*) O. Rühle, Das proletarische Kind. Langen. München. 3 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mittagbrot im Winter 179 000, im Sommer 113000 Kinder. Hungrig zu Bett mußten im Winter 15000, im Sommer 22000 Kinder. 300000 Kinder hatten eine schlechte körperliche Konstitution!

Weiter wird durch mehrere Untersuchungen festgestellt, daß die Kinder der ärmeren Bevölkerung durchweg um ein Jahreswachstum hinter den Kindern der Reichen zurückbleiben.

Und wie steht's mit den sogenannten Schulkrankheiten, mit Nervosität, Kopfschmerz, Bleichsucht? Axel Key untersucht 10000 schwedische Kinder und findet am Schluß des ersten Schuljahres 17,6%, am Schluß des zweiten Jahres 50% Schulkranke.

Die Rückgratverkrümmung nimmt im Lauf der Schulzeit bedeutend zu. Es werden bei uns im Durchschnitt fürs erste Schuljahr 8—10%, fürs letzte 30—40% festgestellt. Ebenso steht es mit der Kurzsichtigkeit.

Deutschland zählt schätzungsweise 120000 schwachsinnige Kinder, ungefähr 90000 Krüppel und 37000 Blinde im jugendlichen Alter.

Während ich diese Zeilen niederschreibe, fällt mir ein Wort der Gattin des Dichters Maeterlinck wieder ein, das ich vor einiger Zeit in einer Zeitung fand. Sie besichtigte das englische Riesenschiff „Olympic" vor seiner ersten Reise. Mit stolzer Miene führte sie der Kapitän durch alle Luxusräume, gemacht um reiche Leute über die angebliche Langeweile einer Seereise hinwegzutäuschen. Zum Schluß kamen sie auf das Oberdeck, und da erschrak die Frau im innersten Herzen, als sie die geringe Zahl der Rettungsboote sah und prägte das Wort: „Kapitän, Sie haben das Leben organisiert, aber Sie haben den Tod vergessen!" Bald darauf sank das Schwesterschiff, die unglückselige „Titanic". — An dieses Wort habe ich schon öfter denken müssen bei der Beschäftigung mit sozialen Fragen. Wir haben die Sachgüterproduktion glänzend organisiert, aber wir haben darüber den Menschen vergessen, die Edelgüterproduktion. Eisen, Kohle, Maschinen — sie sind uns wertvoller als der lebendige Mensch. Aber das rächt sich. Die Zahlen beweisen es. Uns droht körperliche Entartung. Und tritt sie wirklich ein, dann geht es auch rückwärts mit unserem glänzenden wirtschaftlichen Leben. Denn wenn Menschenmuskeln, Menschennerven versagen, dann nützt auch die beste Maschine nichts.

Tatsache ist also — um es noch einmal zu betonen — daß heute eine riesengroße Zahl von Kindern mit körperlich, zum Teil auch geistig geschwächter Konstitution ins Leben hinaustritt, in ein Leben, das immer härter, immer aufreibender wird. Viele von diesen schon in der Jugend Gezeichneten werden später als Erwachsene Kinder erzeugen, die vielleicht noch mehr geschwächt sind. Von den schwachsinnigen Kindern muß man es wohl ohne weiteres annehmen. Und vor diesem düsteren Hintergrund erhebt sich nun die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frage: Wie will die Schule helfen, einen Damm zu errichten gegen diese drohende Entartung? Hier reichen sich Lebensreform und Schulreform die Hand.

1. Eins muß man nun mit Freuden gleich am Anfang feststellen: Wir bauen heute hygienisch einwandfreie Schulhäuser. Wenigstens wetteifern die Schulverwaltungen unserer Großstädte in den letzten Jahren darin, tadellose Schulbauten zu errichten. Viele ältere Häuser, und namentlich auf dem Lande, sind allerdings noch das Gegenteil von einem Musterbeispiel.

2. Wir stellen Schulärzte an — aber leider noch lange nicht überall. Diese Ärzte untersuchen den Gesundheitszustand der Kinder, protokollieren ihn, geben den Eltern Nachricht. Aber heilen dürfen sie nicht. Und wenn die Eltern nun aus Nachlässigkeit oder, was wohl mehr ins Gewicht fällt, aus Mangel an Geld das Kind nicht zum Arzt schicken? Dann untersucht der Schularzt es im nächsten Jahr wieder. Aus diesem Zustand müssen wir heraus. Hamburg hat schon in Bezug auf die Zahnpflege einen guten Anfang gemacht: Die Zähne der Kinder werden im Institut der Dienstbotenkrankenkasse gegen eine einmalige Zahlung von 50 Pf. behandelt. Bei ärmeren Kindern ist die Behandlung ganz frei. Aber auch hier wieder ein „leider": Die Zahl der Zahnärzte reichte nicht aus, sodaß lange nicht alle Kinder überwiesen werden konnten. Wir werden deshalb jedenfalls bald die Schularztfrage verwandeln müssen in die Frage der Einrichtung einer Art Kinderkrankenkasse.

3. Wir haben Ferienkolonien zur Erholung für körperlich ganz heruntergekommene Kinder. Aber sie können nur einen geringen Teil der gemeldeten Kinder aufnehmen, und dann auch immer nur für kurze Zeit. Die Kur genügt nicht. Deshalb fängt man jetzt an, Waldschulen zu errichten. Schulen, die ganz aus dem nervenfressenden Getriebe der Großstadt entfernt worden sind, Anstalten, in denen die Kinder sich den ganzen Tag aufhalten, gut beköstigt und unterrichtet werden — wenn's irgend angeht, im Freien. Aber viele Kinder sind — leider — berufen, und nur wenige können heute ausgewählt werden. Es ist z. B. berechnet worden, daß für alle erholungsbedürftigen Kinder Hamburgs etwa 70 Waldschulen nötig sind. Heute plant man die Errichtung von vier Schulen. Das ist nicht viel, aber doch ein erfreulicher Anfang.

4. Wir wenden heute den Körperübungen, Turnen, Spiel, Sport, mehr Aufmerksamkeit zu.

5. Aber das Hauptübel faßt man damit nicht, das ist das ewige Stillsitzen der Kinder in der Klasse! Ist es nicht eine Ungeheuerlichkeit, daß frische Kinder, denen Bewegung Lebenselement ist, ohne jeden Grund für acht lange Jahre zum Sitzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verurteilt werden? Man hat in Lehrerkreisen die alte Schule so häufig „Lernschule" genannt. Man trifft aber die Sache viel besser, wenn man sie „Hör- und Hockschule" nennt. Da hocken die Kinder möglichst mit gefalteten Händen eng beieinander in den Bänken, um mit dem Ohr die Welt kennen zu lernen, um in sich aufzunehmen, was ein Anderer für sie gesehen hat. Dies Wissen, das sie da aus zweiter, dritter oder vierter Hand bekommen, bleibt natürlich in vielen Fällen nicht lange haften. „Die mit Wissensstoffen schön patinierten dreizehnjährigen Kinderköpfe erscheinen bei der Revision am Ende des sechzehnten Lebensjahres wie blank polierte hohle Kupferkessel. Die Patina war eine unechte, und drei Jahre Wind und Wetter des praktischen Lebens genügten, sie zu zerstören." (Stadtschulrat Kerschensteiner-München.) Also das Wissen, das sich die Kinder ersitzen, schwindet oft sehr schnell, wenn es nicht wieder aufgefrischt wird. Aber was sie sich sonst noch ersitzen, Nervosität, Kurzsichtigkeit, Rückgratverkrümmung, das haftet um so länger. — Hier setzt nun eine pädagogische Bewegung ein, die die Kinder an die Dinge selbst heranführen will, möglichst durch Unterricht im Freien, und die die Hand der Kinder ausbilden will durch Nachbildung des Gesehenen, durch Malen, Ausschneiden aus Buntpapier, Kneten aus Ton und Plastilin. Ja, in den Schulen für Schwachbefähigte, den sogenannten Hilfsschulen, sind auch schon vielfach Werkstätten für Holzbearbeitung eingerichtet, nicht, um die Kinder zum Tischler auszubilden, sondern um sie durch Tischlern auszubilden. Ich gehe noch in einer anderen Verbindung auf diese Arbeiten ein und erwähne sie hier nur, um zu zeigen, daß bei diesem Unterrichtsverfahren die Kinder garnicht still zu sitzen brauchen und doch lernen.

Allerdings — die Schultische und -bänke in ganz Deutschland sind heute eigentlich nur zum Stillsitzen und Schreiben eingerichtet, nicht aber für diese neue Art der Verbindung von körperlicher und geistiger Arbeit. Wir werden wohl in Zukunft ganz einfache, leichte, breite Tischplatten nehmen und jedem Kind einen Stuhl geben. So läßt sich gut körperlich arbeiten. Diese Geräte kann man aber auch schnell beiseite rücken oder aufeinanderstellen, wenn man in der Klasse Platz gebraucht für Körperbetätigung, seien es exakte Körperübungen oder sei es die mimische Darstellung irgendeines Vorganges aus dem Leben, einer Geschichte, eines Märchens.

Dazu kommt 6. noch die Frage der Schulspeisung. Erinnern wir uns der Zahlen, die bei der Umfrage der Zentrale für Volkswohlfahrt bekannt wurden. Hier muß Hilfe geschaffen werden und ist auch schon vielfach etwas Hilfe geschaffen worden. Aber sie genügt noch nicht. Gewiß kann man sagen: Durch die Schul-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

speisung werden manche Eltern noch nachlässiger, sorgen noch weniger für ihre Nachkommen. Mag der Staat sich mit solchen Eltern auseinandersetzen. Aber es liegt in seinem Interesse, daß das Kind nicht Not leidet, nicht hungert während der Schulzeit. Er treibt Zukunftspolitik, wenn er hungrige Kinder speist. —

Damit kommen wir aber wieder zum Hauptthema zurück: Volkshygiene und Schulreform. Wer sich mit irgendeiner Frage der Schulreform eingehend beschäftigt, der wird immer wieder auf den Punkt stoßen, wo er sich sagt: Die Schulreform hilft nicht viel, wenn nicht die Lebensreform durchgeführt wird. Durch Lebensreform, durch Bekämpfung des Alkoholismus, der Eiweißüberfütterung, des Wohnungselends usw. verstopft man die Quellen der Entartung. Darum sollte man auch erwarten, daß jeder Schulreformer die Schlachtreihe der Lebensreformer verstärkt. Sein Beruf zwingt ihn, ein Apostel der Lebensreformidee zu werden.

Otto Kampe.

Die Frau als Seelsorgerin.

Das Buch einer Theologin kam in meine Hand. Es sind Vorträge, welche die Verfasserin vor einigen Jahren gehalten hat, um, wie sie selbst sagt, „dem religiösen Gemüt, das zu seinem Unheil gelehrt worden sei, Religionserfahrungen an eine bestimmte Weltanschauung zu knüpfen, hindurch zu helfen durch die Wirrnis der Vorstellungen und der wirbelnden Worte, damit es den Weg wiederfinde zu dem Ewigen und Lebendigen, das hinter Altem und Neuem und hinter allen Menschenvorstellungen klar und still und lauter blickt.“ *)

Die Erkenntnis, daß aus diesem Buche eine Frau spricht, die Eigenes und Selbsterrungenes zu geben hat und Persönlichkeit genug ist, um anderen ein Halt zu sein und auf sie als Führer zu wirken, regte die schon oft erwogene Frage aufs Neue übermächtig in mir an, warum man den Frauen, die Theologie studiert haben, dennoch jede Anstellung im Pfarramt vorenthält und es ihnen also unmöglich macht, einen Beruf auszuüben, der doch wie kein anderer für die Natur des Weibes sich eignet.

Als ich jene Vorträge las, und die starken, warmherzigen Gedanken über die Fortentwicklung der Religion Christi auf mich wirken ließ, drängte sich mir die Überzeugung auf, daß es für Theologinnen mit ähnlichen Gaben, wie die Verfasserin sie besitzt, unendlich schwer sein muß, auf das Seelsorgeramt zu verzichten. Es kann in diesem

*) Gertrud Prellwitz, „Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwicklung.“

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unfreiwilligen Verzicht eine große Tragik liegen. Man denke an eine Frau, welche die Kraft in sich fühlt, in einer größeren Gemeinde wirken zu können, eine Frau, die weiß, wieviele Menschen brennend nach dem verlangen, was vielleicht gerade ein Weib besser geben kann, als mancher Mann.

Ich bin weit davon entfernt, die Tätigkeit unsrer evangelischen Geistlichen (nur an diese denke ich in diesem Zusammenhange) gering zu werten. Ich weiß, welch edler Wille viele unsrer Pfarrer beseelt und wieviel sie oft zu vollbringen vermögen; ich weiß aber auch, daß gerade unsre Zeit mit ihren starken Gegensätzen, mit ihrer Unzufriedenheit, ihrer unerfüllten Sehnsucht, ihren vielen an Körper und Seele wunden Menschen, der Seelsorge ganz besonders bedürfen, und daß es nicht jedem Geistlichen gegeben ist, gerade diesen bedeutendsten, aber schwersten Teil des Priesteramtes mit Erfolg auszuüben. Zweifellos würde es den Mädchen und Frauen oft leichter sein, ihre Seele dem weiblichen Seelsorger zu enthüllen, als einem Manne. Hier ist ein Beruf, der auch nicht an Überfüllung leidet, in dem noch so mancher Arbeiter nötig wäre, und trotzdem wird gerade dieser Beruf — ich möchte beinahe sagen: wie selbstverständlich — der Frau vorenthalten!

Die Lizentiaten-Prüfung kann von Frauen neuerdings gemacht werden, und damit gewinnen sie die Berechtigung zum Religionsunterricht in den Oberklassen der höheren Schulen. Im Übrigen bleibt den Theologinnen nur eine nichtamtliche Tätigkeit als Rednerin oder Schriftstellerin. Das ist für Viele ein schmerzliches Entsagen.

Merkwürdigerweise hört man aus den Reihen derer, die für die Rechte der Frauen kämpfen, nichts von Eingaben und erneutem Drängen, auch den Beruf der Predigerin dem weiblichen Geschlecht zu erschließen. Ja, sind es denn nicht rechte Fraueneigenschaften, die zum Beruf des Geistlichen gehören! Kraft und trostvolle Worte werden da, wo die Kunst des Arztes zu Ende ging, an Kranken- und Sterbebetten sehnsüchtig erwartet. Eltern kommen, um in Erziehungsfragen, in Fragen jugendlicher Verfehlungen Rat zu begehren. Schuldbeladene oder mit sich und der Welt zerfallene Menschen möchten den Seelsorger suchen, um bei ihm Hilfe und Frieden zu finden. — Sollte dieser Beruf, ein Arzt der Seele zu sein, nicht der Natur des Weibes entsprechen?! — Hat nicht schon manche Frau es bewiesen, daß sie es versteht, ernste, zu Herzen gehende Worte zu sprechen, daß es ihr gegeben ist, in den Seelen der Menschen zu lesen, zu trösten, zu mahnen und Wege zu weisen? Kann denn der Talar nicht gerade so gut von der Frau, wie vom Manne getragen werden? — Ich kann mir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keine Amtshandlung vorstellen, die von einer Frau nicht würdig ausgeführt werden könnte, dagegen wüßte ich manche Amtshandlung, für die sie weit besser sich eignet als der Mann. Wird es doch fast als Notwendigkeit angesehen, daß der evangelische Geistliche heiratet, damit ihm in seiner Frau eine Helferin zur Seite steht, da, wo es vielleicht gilt, der Wöchnerin zu helfen oder der jungen Mutter bei dem Aufziehen ihrer Kleinen freundlich beratend zur Seite zu stehen oder manche Schäden im Haushalte der Bedürftigen richtig zu erkennen. Steht auch dem Pfarrer die Gemeindeschwester zur Verfügung, so gibt es trotz alledem immer Fälle, in denen er persönlich eingreifen müßte, und es doch nicht kann.

Ich habe besonders die Pflichten des Seelsorgers in seiner Gemeinde betont, Berufspflichten, deren rechte Erfüllung, obwohl sie oft hinter den Amtspflichten zurücktreten, doch so unendlich viel Segen stiften kann. Ich habe diese Pflichten deshalb so hervorgehoben, weil ich sie als ureigenstes Gebiet der Frau betrachte, auf dem sie vielleicht mehr erreichen könnte, als mancher, wenn auch noch so gewissenhafte Prediger. Daß sie außerdem auch auf der Kanzel, bei Amtshandlungen und im öffentlichen Leben neben dem männlichen Amtsgenossen mit dazu beitragen kann, die großen Fragen unserer Zeit, zumal die religiösen Fragen, zu lösen oder der Lösung näher zu bringen, davon dürfen wir überzeugt sein. Sind es doch Fragen, welche die ganze Menschheit, bestehend aus Mann und Weib, bewegen und darum beantwortet werden müssen vom Manne und Weibe.

Toni v. Langsdorff.

„. . . . Aber hüte Deine Seele vor dem Karriere-Machen."

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen,
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karriere-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

(Th. Storm, Für meine Söhne.)

Nicht wahr, es ist etwas Schönes um solch ein deutsches Dichterwort. Es liegt Stärke und Mut darin. Kaum empfindet man es als „goldne Rücksichtslosigkeit", weil man einer Meinung mit diesem Manne ist, der die Wahrheit aus Liebe für seine Söhne und sein Volk sagt. Aber wie schnell ist das Dichterwort vergessen. Und sicherlich wird es viele nicht hindern, ein paar Stunden später ihren Söhnen klar zu machen, daß dies und das „für die Karriere unbedingt notwendig" sei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das „Karriere-Machen" beginnt in Deutschland im allgemeinen nach bestandenem Abiturientenexamen. Besonders Kluge fangen schon in der Schule an, sich bestimmte „Konnexionen" zu sichern, aber das sind immerhin bis jetzt noch Ausnahmen. Ostern und Michaelis sind die Zeiten, in denen die Rennen dieser Art beginnen, und jedermann weiß heute vom Sport, daß sehr viel vom Start abhängt.

Da der Vater sein Kind lieb hat — nicht minder als Storm — so grübelt er, wie er ihm helfen könnte. Es ist sonderbar, daß bei der schwierigsten Frage: Was soll der Junge werden? sonst kluge und klar denkende Männer Begriffe wie Beruf und Laufbahn („Karriere"), Glück des Kindes, Erfüllung der ihm im Leben zukommenden Aufgabe und äußeren Erfolg miteinander verwirren.

Neben dieser bedeutendsten Frage muß jede andere zurücktreten. Aber ob es recht ist, alle andern gar so schnell zu beantworten? Wie wird der Junge auf der Universität leben? Mit wem wird er verkehren? Was wird er außer seinem Studium treiben?

Der Vater rechnet, wie hoch der Monatswechsel werden kann; er sorgt und arbeitet, um seinem Sohne den Weg leicht zu machen. Reicht der Wechsel, so muß der Junge ins Korps eintreten, besonders, wenn er Rechtswissenschaft studieren wird. Denn das ist heute die Meinung unter Vätern und Söhnen: wer als Mitglied dieser ersten Fakultät weiter kommen will, muß Korpsstudent werden. Ist das eine fixe Idee? Dann wäre es in der Tat an der Zeit, daß selbständig denkende Männer sich frei machten von dieser Zwangsvorstellung. Und wenn es mehr als eine solche fixe Idee, wenn es Tatsache wäre, daß heute in Deutschland mehr nötig ist, als persönliche Tüchtigkeit, als „Arbeit und Wachen", nun, dann wäre eine Auflehnung erst recht am Platze.

Aber manche werden einwenden: Wir halten selbst das Karriere-Machen für etwas Häßliches; wir wissen, es verdirbt die Menschen. Aus diesem Grunde geben wir unsre Söhne auch nicht ins Korps. Wir geben auch zu, daß vieles am Korps (besonders die Herrschaft der Trinksitten) recht schädlich für junge Menschen ist, und daß an den satirischen Übertreibungen des „Simplizissimus" doch manch Wahres sein mag. Aber ein Student soll nicht Eigenbrödler sein, er gehört unter seinesgleichen. Die freistudentische Bewegung hat zweifellos ihre Berechtigung. Aber vielen Studenten genügt der lose gesellschaftliche Zusammenhang nicht, den diese Bewegung bietet. Mancher wünscht sich doch einen engeren Freundeskreis. Es gibt zwar der studentischen Verbindungen viele. Aber was gegen die Korps eingewandt werden muß, richtet sich in mehr oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

minder hohem Maße auch gegen jene. Die Trinksitten zum mindesten spielen fast in allen diesen Verbindungen die Hauptrolle.

Eine Ausnahme macht nur eine noch kleine Anzahl wirklich neuzeitlicher Vereinigungen.

Es ist bezeichnend, daß die meisten dieser Vereinigungen aus der deutschen Jugendwanderbewegung heraus entstanden sind: Der vor sechs Jahren begründete Bund deutscher akademischer Freischaren (Freischaren bestehen in Berlin, München, Göttingen, Freiburg i. Br., die Gründung der Freischar Kiel soll im kommenden Sommersemester erfolgen), die Freiland-Gruppen in München, Freiburg, Marburg, Halle, Leipzig, die Ortsgruppen des deutschen Bundes abstinenter Studenten, die akademischen Wandervogel-Gruppen, die akademischen Vereinigungen in Marburg und Jena u. a. m.

Die Freischaren haben zuerst den wertvollen Gedanken der studentischen Korporation ganz frei von mittelalterlichen, überkommenen Idealen, den ethischen Forderungen der Gegenwart angepaßt und ausgestaltet. Über alle diese neuen Verbindungsformen ist bereits im Vortrupp geschrieben worden*). Aber im Volke sind die Anfänge, im studentischen Leben Neues und Gesundes zu schaffen, noch so unbekannt, daß nicht nachdrücklich und oft genug auf sie hingewiesen werden kann; besonders zu einer Zeit, in der wieder Hunderte von jungen Deutschen auf die Universität ziehen.

Nicht daß wir glauben, es sei schon etwas Ideales erreicht. Wir haben nur die Überzeugung, daß hier junge Menschen mit festem Willen am Werke sind, an ihrer Charakterentwicklung zu arbeiten und Wertvolles zu schaffen. Sie haben sich nicht damit zufrieden gegeben, die jedem Einsichtigen deutlichen und unleugbaren Schäden des Alten zu kritisieren, und im übrigen vornehm und untätig abseits zu stehen. Sie haben sich redlich gemüht, neue zeitgemäße Ideen in die Tat umzusetzen; und es ist nicht etwa alles Bestehende in Acht und Bann getan, sondern man hat ernsthaft geprüft und, was man für wertvoll hielt, übernommen.

Was aus dieser Bewegung wird? Wer weiß, vielleicht kommt auch einmal die Zeit, in der man in diese Korporationen eintritt, um „Karriere" zu machen. Das wäre das Kennzeichen, daß sie sich überlebt hätten, daß sie ihrer Bestimmung und ihren Idealen untreu geworden wären.

Heute ist frisches Leben in ihnen, und sie wären wert, daß man sich mehr um sie kümmerte — um unserer Söhne willen. Wie ein

*) Vortrupp, I. Jahrgang, Heft 1, 10, 17. II. Jahrgang, Heft 6.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Programm der Korpserziehung" nie eine richtige Vorstellung der alten Verbindungen erwecken kann, so wird auch nur die Anschauung, nicht ein Programm ein treues Bild der Freischaren, der Freiland-Gruppen und der verwandten Vereinigungen geben. Programme sagen immer viel und bedeuten oft wenig. Alles kommt darauf an, wie das Gedruckte in die Tat umgesetzt, wie das Leben ist.

Das wäre das beste Zeugnis der achtzehnjährigen elterlichen Erziehung, wenn man seinen Sohn ziehen lassen könnte in dem Vertrauen, daß er, nachdem er durch eigene Anschauung die alten und neuen Strömungen in der Studentenschaft kennen gelernt, durch eigene Wahl sich den Menschen und der Bewegung anschließen wird, die er am meisten achten muß; daß er fähig zu eigenem Urteil ist und stark genug, sich weder durch Äußerlichkeiten blenden, noch durch plumpe Übertölpelungen einfangen zu lassen.

Zwar der bequemere Weg wird immer noch der sein, sich auf des Vaters Arbeit und Geld, auf „Konnexionen" und Empfehlungen zu verlassen, besonders für Schwächere, für Leute mit einem biegsamen Rückgrat (das man übrigens während der Studienzeit noch sehr gut trainieren kann). Aber, Gott sei Dank, es gibt unter unsren jungen Leuten doch noch viele, die ein feines Empfinden dafür haben, daß es etwas wie Achtung seiner selbst gibt, daß vielleicht etwas verloren gehen kann bei allem Gewinnen, bei allem erfolgreichen „Karriere-Machen". Und sie würden des Warners Wort nicht los: „Hüte Deine Seele!" Sie werden vielleicht mehr „arbeiten und mehr wachen" müssen; sie haben sich einer Unwahrhaftigkeit im Leben nicht gebeugt. Die Wahrheit aber bringt viel Schweres, doch „bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue".

E. J.

Was andre sagen

Blätter für Volkskultur. (Schriftleiter: Dr. Reinhard Strecker, Bad Nauheim.) Jg. 1913, Nr. 6.

Wer ist der Urheber der Freiheitskriege? Von Dr. A. Pohlmeyer.

„. . . Der Reichsfreiherr Karl vom und zum Stein wurde 1757 in Nassau geboren. Nachdem er in das Jünglingsalter getreten war, studierte er in Göttingen Rechtswissenschaft, Politik und Finanzwesen. Von dem Ruhme und der Kulturbedeutung Friedrichs des Großen angezogen, kam er nach Berlin, um unter diesem König Dienste zu nehmen. Seine Bewerbung um ein

Staatsamt in Preußen hatte schnellen Erfolg: er wurde am 10. Februar 1780 als Referendar im Bergwesen angestellt. Dank seiner hervorragenden Begabung, Sachkenntnis und Arbeitskraft stieg er von Stufe zu Stufe, bis Friedrich Wilhelm III. nach der Niederlage bei Jena ihm die Leitung des Finanzministeriums übertrug. Stein jedoch wollte dieses Amt nur weiterführen, wenn die geheime Kabinettsregierung aufgehoben würde, da sie nach seiner Erfahrung den Gang der Staatsgeschäfte ungemein erschwerte. Bei der Verhandlung darüber kam es zwischen dem Könige und ihm zu Mißverständnissen, die zur Folge hatten, daß Friedrich Wilhelm seinen Minister auf das ungnädigste entließ. Tief schmerzte den redlichen Mann die erlittene Behandlung, tiefer jedoch das Unglück des Vaterlandes. Als ihm daher der König nach dem Tilsiter Frieden, hauptsächlich auf Betreiben seiner Gemahlin, der ebenso klugen wie edlen Königin Luise, schreiben ließ, daß er ihn zur Oberleitung der Staatsgeschäfte zurückrufe, vergaß Stein alle Kränkung und stellte sich freudig wieder in den Dienst des Staates. Der Tag, an dem dies geschah — der 4. Oktober 1807 — kann mit Recht als der Markstein einer neuen Zeit, als Beginn der Wiedergeburt nicht nur Preußens, sondern unseres gesamten deutschen Vaterlandes bezeichnet werden. Denn alle wesentlichen Umgestaltungen und Verbesserungen, die man in Preußen unter Stein und nach ihm unter Hardenberg traf, fanden später auch in das übrige Deutschland Eingang. Was dabei die anerkannten persönlichen Verdienste Steins betrifft, so sei nur darauf hingewiesen, daß er es war, der die Erbuntertänigkeit des Bauernstandes aufgehoben, die Beamtenschaft neugeordnet, das Junkertum niedergehalten, das Bürgertum gekräftigt und die Selbstverwaltung der Gemeinden ins Leben gerufen hat. Schon trug er sich mit dem Plan, zur Erstarkung des Volksgeistes eine Verfassung in Preußen einzuführen, da wurde seiner amtlichen Laufbahn ein jähes Ende bereitet. Seine den Franzosen feindliche deutsche Gesinnung war Napoleon verraten worden. Um nicht Preußen und sein Königshaus der Rache des Franzosenkaisers auszusetzen, legte Stein am 24. November 1808 freiwillig sein Amt nieder und begab sich, von Napoleon geächtet, in die Verbannung nach Österreich. Hier lebte er einige Jahre in stiller Zurückgezogenheit. Erst als Napoleon auf seinem Zuge nach Rußland bereits in Dresden war, ging sein Stern von neuem auf, glänzender als je. Kaiser Alexander lud den hochgeschätzten Staatsmann zu sich ein, um bei der schweren Krisis der europäischen Politik auch seinen, schon früher einmal erprobten Rat zu hören. Einsichtig und vaterlandsliebend, nahm Stein die ehrenvolle Aufforderung an, obwohl manche Gefahren mit ihr verknüpft waren, denn vollkommen deutlich erkannte er, daß sich in Rußland auch das Schicksal Deutschlands entscheiden werde. Von hochgestellten Personen bei Hofe unterstützt, widmete er sich voll Feuereifer der Aufgabe, innerhalb und außerhalb Rußlands Fäden zu knüpfen, die später für den Befreiungskampf so wirksam wurden. Bewundernswert ist dabei die Zuversicht, womit er in den nächsten Monaten trotz des unaufhörlichen Rückzuges der Russen dem immer näherrückenden Verderben, der Katastrophe Napoleons, entgegensah. Selbst die Unglücksbotschaft aus Moskau vermochte sie nicht zu erschüttern. An dieser felsenfesten Zuversicht, die zum Ausdruck gelangte, wann und wo sich Gelegenheit bot, richtete der wankende Mut in Petersburg sich wieder auf. Durch seinen Zuspruch gekräftigt und seine Gründe überzeugt, erwiderte endlich der Zar auf den Bericht Kutusows (es handelte sich um die Friedensvorschläge Napoleons), dieser möge „alle Unterhandlungen mit dem Feinde und alle friedlichen Beziehungen zu ihm vermeiden und sich durch keine Vorschläge des Feindes . . . in Erfüllung der heiligen Pflicht, das beleidigte Land zu rächen, beirren lassen“ . . . . (Dann erfolgte Napoleons Rückzug.)

„. . . Wie Stein nach dem Brande von Moskau den Zaren vom Frieden

abhielt, so bewog er ihn, nach der Katastrophe Napoleons, nach dem Untergang der großen Armee, die Verfolgung des Feindes nicht einzustellen. Eine Denkschrift von ihm gab den Ausschlag. „Ich stellte dem Kaiser in einem Memoire vor", sagt Stein wörtlich, „wie wichtig es sei, Napoleon die Streitkräfte Deutschlands durch dessen Befreiung zu entreißen". Diese inhaltschwere Bemerkung, die blitzartig die Lage beleuchtet, hat Stein in seiner Lebensbeschreibung mitgeteilt, und sie wird ergänzt durch eine zweite Bemerkung ebendort: „Er (der Kaiser) hatte eine Unterredung mit mir über den Inhalt dieser Denkschrift (Ende November 1812), frug mich, wen ich glaube, daß er wählen solle; ich antwortete, er kenne seine Geschäftsleute, nicht ich, und er werde nach seiner Weisheit wählen — er erklärte sich zur Fortsetzung des Krieges entschlossen und reiste im Dezember zur Armee ab; ihn begleitete Graf Nesselrode". Man beachte, Graf Nesselrode, der neue Minister des Auswärtigen, Napoleons erklärter Gegner! Aus diesen beiden Stellen geht klar hervor, daß der persönliche Einfluß von Stein es war, der Alexander bestimmte, die Waffen weiter gegen Napoleon zu führen. Natürlich war aber ein erfolgreicher Kampf gegen den Franzosenkaiser nur möglich, wenn zunächst die Waffengemeinschaft mit Preußen wiederhergestellt wurde.

Der erste Schritt auf diesem Wege sollte bald erfolgen, indem der General York vor eine bedeutungsvolle Entscheidung gestellt wurde. Dieser befehligte nämlich das preußische Hilfskorps, das Friedrich Wilhelm seinerzeit Napoleon für den russischen Feldzug hatte stellen müssen und das, da es nicht bei der großen Armee gewesen war, noch beinahe seine ursprüngliche Stärke von zwanzigtausend Mann besaß, daher den geschwächten Russen jetzt gefährlich werden konnte. Diese machten ihm daher lockende Anträge, von den Franzosen abzufallen und zu ihnen überzutreten oder wenigstens neutral sich zu verhalten. York aber, ein Stockpreuße, wies zunächst in anerkennenswerter Treue gegen seinen König alle Anträge ab. Da wurde ihm ein Brief vorgelegt, den Kaiser Alexander infolge seiner von Stein bewirkten preußenfeindlichen Politik dem Marchese Paulucci, Gouverneur von Riga, geschrieben hatte. In diesem Briefe verpflichtete sich der Zar, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis ihm Preußens Wiederherstellung im früheren Umfange gelungen sei. Nunmehr verstand sich der wackere Haudegen, weil es sich um Peußens Ehre und Rückkehr zu früherer Größe handelte, zu einer mannhaften Tat: auf eigene Hand und Verantwortung schloß er am 30. Dezember 1812 in der Mühle von Poscherun unweit der litauischen Stadt Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch den bekannten Neutralitätsvertrag.

Diese Tat Yorks ist die Geburtsstunde der deutschen Befreiung, insofern deren Plan aus der Theorie in die Praxis, aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit übergeleitet wurde.

... Am 17. März 1813 erschien dann der zündende Aufruf: „An mein Volk!" Alle Stände, alle Berufsarten, alle Bürger seines Staates forderte der König darin auf, an einem Kampf teilzunehmen, der ausschließlich der Befreiung des Vaterlandes gelte. Mit einfachen, eindringlichen Worten schlug er die tiefsten Saiten an, die in dem Gemüte eines edlen Volkes erklingen können. So hatte noch niemals ein absoluter Monarch zu seinem Volke gesprochen.

Leider vergaß er dabei nur eins: des Mannes zu gedenken, dessen Einsicht, Vaterlandsliebe und Tatkraft eine so herrliche Wendung der Dinge bewirkt hatte.

Nichtsdestoweniger bleibt im treuen Andenken der Nachwelt unerschütterlich die Tatsache bestehen: niemand anders als der Freiherr vom Stein ist der Urheber der Freiheitskriege!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Wärmekultur. Der in Nr. 4 des Vortrupp veröffentlichte Aufsatz von Dr. Winsch über die Frage „Wie können wir uns die Heilwirkung der Wärme vorstellen und erklären?" hat in besonderem Maße das Interesse unsrer Leser erregt. Viele haben uns ihre Zustimmung ausgedrückt, von mancher Seite sind aber auch Bedenken gegen die Theorien des Verfassers ausgesprochen worden. Alle für und wider die Wärmekultur geäußerten Meinungen im Vortrupp zu veröffentlichen, steht natürlich nicht in unsrer Macht. Eine Aussprache über diese Frage gehört in die Fachblätter der Heilkunde. Nur um unsere Leser nicht einseitig zu unterrichten und um zu zeigen, nach welcher Richtung hin sich die gegen Dr. Winsch ausgesprochenen Bedenken bewegen, wählen wir aus der Reihe der uns gesandten Zuschriften die folgenden kurzen Sätze aus, die uns Herr Dr. med. & phil. Th. Christen in Bern freundlichst zum Abdruck zur Verfügung gestellt hat:

1. Die Wärme ist keine Kraft, sondern eine Energie. Aber selbst wenn sie eine Kraft wäre, so wäre sie keine „ätherische Kraft", denn ihr Träger ist nicht der Äther, sondern das Molekül oder das Atom. Allerdings ist der Lichtäther der Träger der sogenannten „Wärmestrahlung". Aber diese ist eben Strahlung, nicht Wärme. Auch hat sie physikalisch und biologisch ganz andere Eigenschaften als die Wärme.

2. Die Wärme kann als solche im Warmblüterkörper nicht in nennenswerter Menge gespeichert werden, und das müßte sie doch, wenn der Vergleich mit dem Akkumulator zu Recht bestehen sollte. Die vorübergehend speicherbare Wärmemenge beträgt beim erwachsenen Menschen höchstens 30 Kalorien, also nicht einmal 2% des gesamten täglichen Energiebedarfes.

3. Die Wärme ist aber auch nicht in anderer Form speicherbar, denn die Energieumwandlungen im Warmblüterkörper verlaufen überwiegend nicht im Sinne der Wärmeverwertung, sondern der Wärmebildung.

4. Die geringere Nahrungsaufnahme im Sommer erklärt sich ungezwungen dadurch, daß geringere Wärmeverluste zu decken sind, als im Winter, und daß infolge der durch die Hitze verursachten Faulheit weniger Arbeit geleistet wird.

5. Wie kann man beweisen, daß in der Mitte der Tertiärzeit, als der Mensch auftrat, die Erdrinde noch bedeutende Wärmemengen abgab? Und warum stehen gerade die Tropenvölker allgemein auf niedriger Kulturstufe?

6. Die Herstellung der Wärme aus Elektrizität ist unrationell, solange die elektrische Energie noch bedeutend teurer ist als die chemische Energie unserer Brennstoffe.

Schundlieder. Ich besuchte zuweilen die kleinen Familien auf dem Lande, fern im Hinterwald. Die Kinder waren zumeist meine Schützlinge, und sie waren mir mit der Zeit recht zugetan. Wenn ich dann wohl gegen Abend ins Dorf kam, sah ich sie am Brunnen spielen. Es sah von Weitem so recht kindlich aus; dann aber hörte ich: „Immer an de Wand lang" oder „Was ist denn bloß mit Rosan los?" In den Häusern habe ich den Vater und auch die Mutter diese „Volksliedchen" singen hören. Ja einmal war ich dabei, wie die Mutter ihr Kind in den Schlaf sang: „Kannst mir mal die Rolle drehn."

„Wo habt ihr das Lied da her?" fragte ich wohl die Jungen. „Das hat uns

Damms Oskar erzählt." Damms Oskar war der Schmiedesohn und vor kurzem vom Militär zurückgekommen.

Die Mutter fragte ich auch. Dann bekam ich zur Antwort: „So was bringt die Kathrin oder der Schorsch aus der Schule mit". — — „Aus der Schule?" — — „Ja, ich denke. Der Vater singt auch wohl mal, wenn er in der Kneipe gewesen war."

Und wenn ich die Väter fragte, erhielt ich zur Antwort: „Der Leiermann spielt die, wenn er durchs Dorf kommt. Der Handelsmann weiß auch immer was Neues, wenn er bei uns einkehrt." Das ist der Hausierer, der in der Stadt wohnt und von Dorf zu Dorf zieht. — — — Und in den Städten? Nicht schlimmer und nicht besser. Neulich hat sich mal der Lehrer Otto Spiegel in Stettin von seinen Jungen die Gassenhauer sagen lassen, die sie kennen. Eine reiche Auswahl! Und woher? Von den Straßen, von den Höfen, zwischen den hohen Mauern, von Brüdern, Vätern und — — — Müttern.

Zwischen den hohen Steinwänden, da, wo nur Häusermassen und ein Stückchen vom Himmel zu sehen ist, da liegen die Keime, die dann so schnell aufgehen, wenn ein Stoß von außen kommt, wenn die Kinder ohne Mutterſorge und ohne Vaterliebe aufwachsen, auch nur als Masse unter den Massen! Wo sie selbst in der Schule nur ein Teil einer großen Masse sind, einer viel zu großen Masse.

Wenn Väter und Mütter ihre Kinder pflegten und selbst wüßten, welches Gift umherschleicht, dann wäre es anders, anders mit dem Schundlied und anders mit der Schundliteratur.

Strafgesetzbuch und Schule können gewiß viel ändern, — — — was die Schundliteratur angeht. Können sie auch das Schundlied bannen? Und können sie auch das Kind erlösen von der Masse, von dem Leben ohne Sonne, können sie das Kind reich machen und stark, daß das Gift ohne Wirkung ist, wenn es doch kommt?

Vergessen wir über allem Kampf gegen die Schundliteratur das Massenproblem nicht. Und geben wir unseren Kindern allen die Mutter wieder. Kinderpflege und Jugendpflege sind notwendig — — — noch notwendiger, als wir gemeinhin glauben — — — auf derselben Linie liegt aber auch die Mutterpflege.

Mutter und Kind, und Vater und Mutter und Kind, so will es die Natur; alles andere kann nur Ersatz sein.

Mir will scheinen, es fehlt doch noch die richtige Bewegung für das Recht des Kindes. Das Kind hat ein Recht auf Vater und Mutter, ein Recht auf Erziehung, ein Recht auf gesunde Lebensverhältnisse, auf Sonne und Bäume und reine Luft, denn es soll wachsen können und gesund sein, soll Staatsbürger werden mit starken Knochen, klarem Kopf und sicherem Willen.

Ist Jugendpflege das Rechte? Wenn sechs vorschulpflichtige Jahre und neun schulpflichtige Jahre Manches und Viel und bisweilen Alles verdorben haben?

Und ist die Schulreform das allein Richtige? Die die ersten Jahre nicht erfaßt, wo Väter, Mütter und das Leben planlos und oft sinnlos mit den kleinen Menschen schalten und walten können? Tuts die Säuglingspflege allein? Die die Kinder vor der Geburt und die Mutter vor der Zeit des Reifens und die Mütter vor der Ehe nicht erfaßt?

Schundlieder und Schundliteratur machen uns nachdenklich, und wir sorgen für Abhilfe. Aber wir halten uns krampfhaft an die Einzelerscheinung und sehen das Ganze nicht. Wir begnügen uns mit Ferienkolonien und Arbeiterkinderheimen, mit Krüppelfürsorge und Heimen, mit Kinderschutzämtern und Mütterberatungsstellen. Hundert, nein tausend Einzelerscheinungen, alles Symptome einer Krankheit; die Wurzel des Übels lassen wir unberührt.

Wir wollen uns aufs Kind einstellen, einmal alles vom Kind betrachten. Wie wird die Welt dann anders aussehen!

Hugo Otto Zimmer.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang | Nr. 9 | 1. Mai 1913

Das Geheimnis.

Das eigentlich Wertvolle im Menschenleben ist unausdenkbar, unausfühlbar und deshalb auch unaussprechbar und überhaupt nicht darstellbar. Es ist ein Rätsel, ein Geheimnis.

Tugend, Liebe, Gerechtigkeit, Göttlichkeit — das sind nur dunkele Zeichen. Das Wesen des Letzten und Wahren treffen sie ebensowenig wie andere Worte.

Schon allein die Anerkennung eines Rätsels und Geheimnisses im Lebenswerte könnte man Religion nennen.

Seit alters bemühen sich die Menschen, ihrer Religion gedankliche oder gefühlsmäßige Gestalt zu verleihen. Und nie sind sie bis zu unseren Tagen dessen überdrüssig geworden. Gerade weil dieses letzte Geheimnis unaussprechbar ist, deshalb wird man nicht müde, die Darstellung immer wieder von Neuem zu versuchen. In der Unmöglichkeit, es darzustellen liegt seine große Macht, und man möchte sagen: darin liegt der wahrste Inhalt des Menschenlebens.

Ein Mann der reinen Wissenschaft ist ein Positivist. Er kennt keinen höheren Beruf, als die Erscheinungen zu registrieren und der Darstellung neuer, bisher nicht gekannter Erscheinungen nachzujagen, die er vielleicht schärfer sieht, als andere. Er ist Mathematiker. Und eine mathematische Aufgabe, nachdem sie gelöst ist, hat ihren eigentlichen Reiz für andere verloren. Die anderen Mathematiker brauchen sich nicht mehr darum zu bemühen.

Ebenso würde das letzte Geheimnis, wenn es gelöst wäre, keinen Reiz mehr haben für die wahrhaft Gebildeten. Wenn das Göttliche — wie wir es nennen können — wie eine gelöste mathematische Aufgabe vor uns stände, daß man es jedem erklären könnte, würde es keine wahre Bedeutung mehr haben. Es würde nicht mehr irgendwelche Kraftentfaltung veranlassen.

Wie töricht es ist, von der Welt der Erscheinungen auf die Welt der Ideen, des Unaussprechbaren zu schließen, mit den für Erscheinungen berechneten menschlichen Erkenntnismitteln an die tatsächlich bestehende Welt des Unausfühlbaren, des ewigen Rätsels, des Nicht-Seins des Wesens heranzugehen — darauf soll hier nicht eingegangen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alles Arbeiten mit Ideen und um Ideen ist Religion, unter klarer Erkenntnis des Wesens einer Idee, nämlich der Unerreichbarkeit jener einzelnen. Und alle Ideen münden wiederum in mehrere große Ideen, und diese wieder in das letzte große Geheimnis.

In diesem Zusammenhange kann auch ein Wissenschaftler religiös genannt werden im Gegensatze zum Positivisten. Es ist das derselbe Gegensatz wie zwischen Schaffen und Arbeiten, wie zwischen Erfinden und Finden.

Man kann es auch noch anders ausdrücken, ohne auch damit alles zu sagen: Die Ehrfurcht vor dem großen Menschheitsgeheimnisse und das damit verbundene Streben nach dem Erfassen dieses Geheimnisses — kann man Religion nennen.

Je nach der Begabung kommen einzelne Menschen — Begnadete — dem Geheimnisse näher als andere. Der Einzige von allen, die lebten, der das Geheimnis innerlich ganz erfaßt und gesehen hat, ist wohl Jesus gewesen. Aber auch er konnte es im Grunde genommen nicht aussprechen, konnte es den anderen, die dem Geheimnisse nicht so nahe waren wie er, nicht deutlich machen mit Bildern oder mit Worten. So versuchte er es, es mit seinem Leben, seinem Beispiele allein zu tun: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, folget mir!"

Weil er selbst dem Geheimnisse so nahe war, näher, als die Besten je waren, und unendlich viel näher, als die Masse je kommen wird, deshalb bleibt er selbst ein Geheimnis. Und deshalb wird seine Gestalt nie die Kraft verlieren, nach sich zu ziehen, was irgend wahrhaft menschlich ist. Und deshalb kann man noch jahrhundertelang über ihn predigen, ohne das Tiefste seines Wesens jemals ausdrücken zu können. Und deshalb wird jedwede Kunst sich noch jahrhundertelang mit seiner Schilderung befassen können, ohne Gefahr zu laufen, ermüdend zu wirken, geschweige denn, ihn völlig zu erfassen.

Weil Religion sich dreht um das Unausdrückbare, deshalb kann man sie auch niemals richtig erklären.

Und deshalb ist sie denn auch viel weiter zu fassen, als man sie gemeiniglich faßt. In dem erweiterten, eben erörterten Sinne, kann man mit Recht mit Carlyle sagen: Der Mensch ist soviel wert, wieviel Religion er in sich hat. —

Das Ringen nach dem letzten Geheimnisse, nach dem Göttlichen, kann auf verschiedene Weise zutage treten. Die Kunst sucht, es in Farben, Tönen und Dichtungen festzuhalten, es zu gestalten. Die Philosophie, es in die Gedanken zu schmieden, es zu denken. Die Religion in engerem Sinne sucht es gefühls- und gedankenmäßig handelnd zu leben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wäre das Höchste, das Wahrhaft-Echte kein Geheimnis, würden Kunst, Philosophie und Religion in engerem Sinne keinen Wert mehr haben. Auch die gestaltende Wissenschaft wäre entwertet.

Was könnte einen Künstler dazu antreiben, ein Kunstwerk zu schaffen, wenn er wüßte, daß ein anderer den Sinn seines Werkes schon ebenso ausgedrückt hat? Denn das ist der Ursinn alles künstlerischen Schaffens, daß der Künstler vermeint, durch sein Werk dem Letzten, Höchsten, Göttlichen — wie wir es eben nennen wollen, ohne es eigentlich nennen zu können — einen ganz besonderen, bisher noch nicht erreichten Ausdruck zu verleihen, dem Geheimnis besonders nahe zu kommen. Das mag meist unbewußt sein, es kann aber auch bewußt sein.

Der Künstler, der nur ein getreues Abbild des Gegenstandes gibt, ist ein Positivist.

Und so kann man auch Carlyles Wort im engeren Sinne auf die Kunst anwenden und sagen: „Ein Kunstwerk ist um so größer, je mehr Religion es in sich hat." Religion immer in dem weiten, undefinierbaren Sinne gefaßt.

Ein Kunstwerk ist schon groß, wenn es überhaupt nach Ideen — bewußt oder unbewußt — geschaffen ist. Es ist am größten, wenn es ringt um die Uridee, um das Letzte, das Echte, das Ethisch-Vollendete, das Wesen, oder wie man das letzte Geheimnis nennen will. Die Seele des Kunstwerks ist seine Religion.

Und so wird sich auch ein wirklicher Philosoph niemals erdreisten, zu sagen, er habe dem Unaussprechlichen einen treffenden Ausdruck gegeben. Er wird nie mit Aristoteles sprechen: „So ist es", sondern immer mit Plato: „Es ist möglich, daß alles so ist, wie ich eben sage; aber Gott mag wissen, ob es wirklich richtig ist." — In diesen Worten Platos liegt eine erstaunliche geistige Höhe, die sich gewaltig abhebt von der kümmerlichen Ebene, auf der sich einige moderne Naturwissenschaftler bewegen, die ohne Kenntnis wahrer Philosophie in die Philosophie hineingepfuscht und gestümpert haben und mit ihrem Halbwissenheits- und Mittelmäßigkeitsstandpunkte glauben, die Rätsel des Menschseins erklären zu können. Plato nimmt mit diesen Worten die größte Geistestat aller Zeiten, den Kritizismus Kants vorweg.

Wir müssen uns freuen, daß der innerste Kern des Menschenlebens unaussprechbar, ein Geheimnis ist. So werden wir nie müde werden, nach seiner Darstellung zu ringen: in immer neuen Gebilden, in immer neuen Gedankenwerken, in immer neuer innerer Erlebung und ethischer Betätigung. Mit des Rätsels Lösung hätte das Leben seinen eigentlichen Wert verloren. Die wahre Religion,

die die Mutter jeder schaffenden Energie und jeden Genies ist, wäre verschwunden.

Das Problem des lenkbaren Luftschiffes ist lösbar. So lange es unlösbar war, hat es die größte Energie und Genialität auf den Platz gerufen. Mit seiner Lösung ist sein eigentlichster Wert verloren. Es wird eine rein technische Frage.

Das Problem des wahren Menschenwertes, des Echten, des Wesentlichen: der Religion — bleibt ewig unlösbar.

Wohl dem, der nicht müde wird um die Erreichung des Unerreichbaren! In diesem großen Paradoxon liegt der tiefste Menschheitswert. Je unlösbarer ein Problem, um so größer ist es.

In diesem Sinne hat das Wort Jesu eine gewaltige Bedeutung: „Das Himmelreich" — so nennt er das Letzte — „wird gestürmt, und die Stürmer reißen es an sich."

Im gleichen Sinne gilt auch Platos Wort: „Die Gerechtigkeit und das Maß, und was sonst noch die Seele ehrt: das ist unsichtbar und ohne Licht. Und wie mit trüben dunkelen Blicken sehen nur wenige schwach und nur in Bildern auf Erden das Echte!"

Dr. med. H. Much.

Die Kulturaufgabe der evangelischen Kirche.

Dem evangelisch-sozialen Kongreß zur Begrüßung.

Lange Zeit ist die christliche Kirche in unserem Volk die einzige Kulturträgerin gewesen. Das ist gegenwärtig vollkommen anders geworden. Heute konkurrieren mit ihr andere Kulturfaktoren von solcher Stärke, daß sie ihnen gegenüber völlig in den Hintergrund zu treten scheint. In weiten Kreisen wird die Kirche überhaupt nicht mehr als Kulturfaktor gewürdigt. Und zwar trifft dieses Urteil nicht nur die katholische Kirche, die allerdings sich auf manchen Kulturgebieten als die Macht der Beharrung erweist. Es wird auch über die evangelischen Kirchen gefällt. Auch sie gelten selbst führenden Geistern in der Gegenwart geradezuals Kulturhemmnis. Das Urteil ist falsch. Es beruht einerseits auf einer zu äußerlichen Auffassung vom Wesen der Kultur, andererseits auf einem zu engen Begriff von der evangelischen Kirche.

Unter Kultur hat man ganz allgemein die fortschreitende Beherrschung der Natur durch den Menschengeist zu verstehen. Kulturentwicklung ist da anzuerkennen, wo einerseits die Naturgewalten in steigendem Maße den geistigen Kräften der Menschen unterworfen und durch sie bestimmten Zwecken dienstbar gemacht werden und andererseits die geistigen Werte und Ideen immer vollkommener in

den Naturstoffen zur Ausprägung und Darstellung gelangen. Ersteres ist die Aufgabe der Wissenschaft und Technik, letzteres die Aufgabe der bildenden Kunst. Man versteht daher unter Kulturfortschritten vielfach lediglich die Fortschritte der Wissenschaft, Technik und Kunst.

Dabei übersieht man, daß diese Fortschritte nicht möglich wären ohne eine Fülle starker sittlicher Kräfte. Naumann hat in einer Begrüßungsansprache auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Heilbronn ausgeführt, wie die Konstruktion des lenkbaren Luftschiffes gewisse Errungenschaften der Wissenschaft und Technik, zum Beispiel die Erfindung des Luftballons, der Propeller, der Benzinmotore voraussetze, wie sie aber erst durchgeführt sei durch die sittliche Kraft eines Mannes, der seine ganze Seele an diese eine Idee gesetzt und mit Selbstverleugnung, Beharrlichkeit und Überzeugungstreue an ihrer Verwirklichung gearbeitet hat.

Das gilt auch für ein Volk als Ganzes, es gilt für die gesamte Menschheit. Ein Volk, das nicht über ein starkes Maß sittlicher Kräfte verfügt, nimmt an der Kulturentwicklung nicht tätig teil. Die Voraussetzung für hervorragende Leistungen in der Wissenschaft, der Technik, der Kunst bilden Fleiß, Nüchternheit, Pflichttreue, Ausdauer, Selbstverleugnung, Solidaritätsgefühl und eine Reihe ähnlicher Tugenden. Wo sie fehlen, wo Trägheit, Genußsucht, Unzuverlässigkeit, Egoismus die Lebensführung der Gesamtheit bestimmen, da gerät die Kultur unaufhaltsam in Verfall.

Die Geschichte aber lehrt, daß die sittlichen Kräfte im Volksleben genährt werden durch die Religion. Es mag einzelne Persönlichkeiten geben, die starke sittliche Kräfte entfalten, ohne von einer bestimmten religiösen Überzeugung getragen zu sein, — es gibt kein Volk, das sittlich stark geblieben wäre, nachdem sich seine Religion zersetzt hatte. Die Organisationen zur Pflege des religiösen Lebens dienen daher der Erhaltung und Entfaltung der sittlichen Kräfte einer Nation und sind damit zugleich unentbehrliche Kulturfaktoren. In dieser Beziehung haben sich die evangelischen Kirchen der katholischen überlegen gezeigt. Es ist kein Zufall, wenn die protestantischen Nationen die größten Kulturfortschritte aufzuweisen haben. Das ist die natürliche Folge davon, daß die evangelischen Kirchen stärkere sittliche Kräfte entbinden und kräftigere moralische Impulse auslösen, als es die katholische vermag.

Man hat das bestritten. Man führt die höheren Kulturleistungen protestantischer Völker nicht auf den Einfluß der evangelischen Kirche zurück, sondern auf ihre Einflußlosigkeit. Die protestantischen Völker seien deshalb den katholischen in der Kultur voraus, weil sie sich von ihren kirchlichen Autoritäten in weitem Umfang emanzipiert hätten. An sich sei die katholische Kirche als Erziehungsmacht viel höher

einzuschätzen. Dazu hat man ein Recht, wenn man die Kirche mit den kirchlichen Behörden identifiziert. Popert hat in seinem vielbemerkten Aufsatz „Bischof und Konsistorium" gezeigt, wie viel mehr Verständnis eine sittliche Reformbewegung wie der Kampf gegen den Alkoholismus bei katholischen Bischöfen als bei den evangelischen Kirchenregierungen findet. Als er seinen Aufsatz schrieb, hatte er das Vorgehen des Sächsischen Landeskonsistoriums gegen Dr. Burck im Auge. Das konnte als ein vereinzelter Fall angesehen werden. Aber schon bald nach Erscheinen des Aufsatzes war die Eisenacher Kirchenkonferenz, die freie Vereingung von Vertretern sämtlicher deutschen Kirchenregierungen, versammelt zu Verhandlungen über die Stellung der evangelischen Kirche zur Alkoholnot unseres Volkes, durch deren Ergebnis das Verfahren des sächsischen Landeskonsistoriums typische Bedeutung erhielt. Man empfing dadurch den niederdrückenden Eindruck, als ob die Kirchenbehörden „die Welt nur einen Feiertag, wie durch ein Fernrohr nur von Weitem sähen" und nichts spürten von dem starken Pulsschlag des wirklichen Lebens. Der „Verein abstinenter Pfarrer" hat zu diesen Verhandlungen in folgender Kundgebung Stellung genommen.

„Die zehnte Generalversammlung des Vereins abstinenter Pfarrer drückt ihre Freude darüber aus, daß die Eisenacher Kirchenkonferenz ihre Aufmerksamkeit der Alkoholnot unseres Volkes zugewandt hat. Sie hat dagegen nicht ohne tiefen Schmerz von dem Ergebnis der Verhandlungen Kenntnis genommen, weil sie darin eine Erschwerung der Arbeit der Vereine zur Bekämpfung des Alkoholismus erblicken muß. Während sie in den angenommenen Leitsätzen, wie auch in dem einleitenden Referat jedes warme Wort der Ermutigung an die Männer und Frauen vermißt, die mit selbstverleugnender Liebe sich um die Rettung der Trinker bemühen und durch das Beispiel eines nüchternen Lebens die verderbliche Genußsucht bekämpfen, muß sie die beschämende Tatsache feststellen, daß die Kundgebung der Konferenz in den Organen der Alkoholinteressenten als Verurteilung der Abstinenzbewegung durch die berufenen Repräsentanten der deutschen evangelischen Landeskirchen ausgenutzt wird."

Es ist nicht das erste Mal, daß die evangelischen Kirchenregierungen sittliche Kräfte gehemmt haben, die sich für einen notwendigen Kulturfortschritt einsetzten. Der greise Adolf Wagner hat dem preußischen Oberkirchenrat mehr als einmal unter Hinweis auf die ganz andersartige Haltung der katholischen Kirchenfürsten die schwankende und unklare Stellungnahme gegenüber der sozialpolitischen Betätigung der Pastoren zum Vorwurf gemacht. Trotzdem bleibt es dabei, daß die evangelischen Kirchen der Kulturentwicklung stärkere sittliche Kräfte und Impulse zugeführt haben als die katholische. Denn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die evangelischen Kirchen sind nicht die Kirchen*regierungen*. Die katholische Kirche allerdings geht auf in ihrem Klerus; die hierarchische Organisation ist hier *die* Kirche; es gibt keine Lebensäußerungen der Kirche, die nicht Betätigung der Geistlichkeit, speziell der Bischöfe wären. Dagegen erschöpft sich auf evangelischer Seite das kirchliche Leben keineswegs in der Tätigkeit des Kirchenregiments. Dieses ist nur ein Organ der Kirche, aber durchaus nicht das einzige. Einer ihrer hervorragendsten Würdenträger, der Abt Uhlhorn in Hannover, pflegte es als ihre schwächste Seite zu bezeichnen. Sie hat sich andere Organe geschaffen, in denen ihr Leben sich kräftiger äußert als in den Kundgebungen ihrer Behörden.

Die äußere Mission wie die innere Mission sind organisierte Lebensäußerungen der evangelischen Kirchen, die sich zeitweilig gegen den Widerstand des offiziellen Kirchenregiments geltend gemacht haben. Gustav Adolf-Verein und Evangelischer Bund sind Organe der evangelischen Kirchen, trotzdem sie von dem offiziellen Kirchenregiment völlig unabhängig sind. Als kirchliche Organe können sich mit demselben Recht Vereinigungen wie die kirchlich-soziale Konferenz und der *evangelisch-soziale* Kongreß betrachten, wenn sie auch zeitweilig von den kirchlichen Behörden mit dem stärksten Mißtrauen bedacht worden sind. In allen diesen Organisationen pulsiert das Leben der evangelischen Kirchen weit kräftiger als in den Büros der Konsistorien. Durch sie wird eine Fülle von sittlichen Kräften ausgelöst und zusammengefaßt, die für die Kulturentwicklung direkt oder indirekt von unberechenbarem Wert sind.

Unter den Organisationen, die die sittlichen Kräfte des evangelischen Christentums *direkt* für die Kulturentwicklung fruchtbar machen wollen, steht in erster Linie der *Evangelisch-soziale* Kongreß, der sich während der Pfingstwoche zu seiner 24. Tagung in Hamburg versammelt. Er vereinigt Männer und Frauen, die in unmittelbarer Fühlung mit dem wirklichen Leben stehen und für die Bedürfnisse und Aufgaben der Zeit ein lebendiges Verständnis besitzen, mit Persönlichkeiten von wissenschaftlicher Bedeutung, welche die Kulturbewegung von höherer Warte in ihrem Gesamtverlauf überschauen. Sie alle sind sich der Kulturaufgabe der evangelischen Kirche lebendig bewußt und von dem Streben beseelt, die Bedingungen für ihre Lösung klar zu erfassen und die nötigen sittlichen Kräfte dafür mobil zu machen. Bei ihnen darf jede Kulturbewegung auf Verständnis und Förderung rechnen, in der religiös-sittliche Motive wirksam sind.

Der Evangelisch-soziale Kongreß hat mehr als einmal die Kirchenregierungen korrigiert, wenn sie nötige soziale Reformbewegungen gehindert oder gestört hatten. Er wird jedenfalls das Seine dazu tun, um den durch die Kundgebung der Eisenacher Kirchenkonferenz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Alkoholnot unseres Volkes erzeugten Eindruck, als ob die evangelische Kirche kein Verständins für ihre Kulturaufgabe habe, richtig zu stellen. Hat er doch im Gegensatz zu der materialistischen Geschichtsbetrachtung der Sozialdemokratie, nach der alle Kulturentwicklung lediglich durch wirtschaftliche Faktoren bestimmt wird, die Überzeugung vertreten, daß jeder Kulturfortschritt, auch jede wirtschaftliche Aufwärtsbewegung durch sittliche Kräfte bedingt ist. Diese Überzeugung findet aber ihre handgreiflichste Bestätigung durch die Antialkoholbewegung. Die sittliche Kraft, die sich im Bruch mit der Trinksitte äußert, führt offensichtlich eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage herbei für den Einzelnen wie für die Gesamtheit und dient somit unmittelbar dem materiellen Kulturfortschritt.

Vor sechs Jahren bezeichnete in einer Privatunterhaltung mir gegenüber der damalige Präsident des Kongresses Exz. Harnack die Wohnungsfrage und die Alkoholfrage als die beiden Zentren der sozialen Frage. Inzwischen hat diese Erkenntnis in den Kreisen des Kongresses von Jahr zu Jahr in steigendem Maße sich durchgesetzt. Die moderne Alkoholgegnerbewegung darf daher vom Evangelisch-sozialen Kongreß die Anerkennung erwarten, die ihr die Eisenacher Kirchenkonferenz versagt hat. Das würde zugleich eine Rechtfertigung der evangelischen Kirchen gegen das Vorurteil weiterer Kreise sein, als ob sie ein Hemmnis der Kulturentwicklung darstellten. Möchte auch die diesjährige Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses der Öffentlichkeit den Beweis liefern, daß die evangelische Kirche sich ihrer Kulturaufgabe bewußt ist und die sittlichen Kräfte zu schätzen und zu stärken weiß, die zur Überwindung der sozialen Nöte unserer Zeit und zur Aufwärtsentwicklung unseres Volkes unentbehrlich sind.

Ernst Rolffs.

Volkshygiene und Schulreform.

II.

Es ist leicht, heute ein begeistertes Lied zu singen auf den Glanz unserer Zeit, auf den ungeahnten Aufschwung, den Industrie, Handel und Verkehr genommen haben — wenn man geflissentlich die Augen verschließt vor der bösen Kehrseite dieses Glanzes. Wir wollen die Augen davor nicht verschließen, sondern wieder und immer wieder darüber reden, daß unsere glänzende Zeit es fertig gebracht hat, daß eine riesengroße Zahl von Kindern in moralischer Beziehung gefährdet ist, daß ebenso wie die körperliche, die sittliche Konstitution vieler Kinder bereits entartet ist oder in Gefahr steht, zu entarten. Denn nur dadurch, daß wir diese Schäden rücksichtslos aufdecken, kann gebessert werden, falls man das Heilen nachher nicht vergißt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Preußen hat heute 44 000 Fürsorgezöglinge, d. h. Kinder, die gänzlich verwahrlost waren, deshalb ihren Eltern abgenommen und anderswo in Erziehung gegeben werden mußten, entweder in Anstalten oder bei Privatpersonen. Wenn man nun bedenkt, daß es äußerst schwer hält, ein Kind der Fürsorgeerziehung zu überweisen — es muß ja meistens erst die Tatsache der völligen Verwahrlosung vorliegen — so geht man wohl nicht fehl in der Annahme, daß in ganz Deutschland mindestens 100 000 Kinder fürsorgebedürftig sind. Die Zahl der sittlich gefährdeten Kinder schätzt ein Sozialpolitiker auf eine Million! Dazu kommen 54 000 jugendliche Verbrecher. Diese Kinder bilden einen wesentlichen Prozentsatz vom Nachwuchs unseres Volkes! Wohin soll das führen?

Aber forschen wir lieber zunächst nach den Ursachen dieser bedenklichen Feststellung.

Vor hundert Jahren muß das Kindererziehen leicht gewesen sein. Von den 24 Millionen Menschen, die Deutschland damals hatte, gehörten 18½ Mill. zur Landwirtschaft. Der Rest, die paar Millionen, waren Gewerbetreibende, Kaufleute, Beamte. Damals hatten beide Eltern noch Zeit, sich um die Erziehung ihrer Kinder zu kümmern. Außerdem wohnten meistens die Großeltern, unverheiratete Onkel und Tanten mit im Hause und nahmen sich der Kinder an. Alle Gebrauchsgegenstände wurden im Hause hergestellt. Die Kinder sahen bei der Arbeit zu, faßten mit an, wuchsen unter den Augen der Eltern in ihren Beruf hinein. Damals wurden vielleicht die Kinder eher zu viel als zu wenig erzogen.

Da wuchs der Kapitalismus, da wuchs die Industrie; der Handel wurde zum Welthandel. Da hub eine Völkerwanderung an, gegen die die Wanderung zur Zeit der alten Germanen garnichts bedeutet. Aber wenn die alten Germanen die Heimat verließen, dann nahmen sie Feuer mit vom heimischen Herd, auf daß die Götter der Heimat ihnen auch in der Fremde treu blieben. Bei der modernen Völkerwanderung mußten die Götter der Heimat, die Ruhe und Seßhaftigkeit auf eigenem Grund und Boden, daheim bleiben; sie hatte zur Folge, daß fast ¾ unseres Volkes heimatlos geworden ist, zusammengedrängt in hohen, unfreundlichen Mietshäusern unserer Großstädte. Der Familienverband wurde zerrissen. Die Ahnenreihe hörte oft beim Vater schon auf. Das Familienleben löste sich auf.

Das Haupt der Familie muß frühmorgens fort, oft, wenn die Kinder noch schlafen. Die Mittagsrast daheim ist kurz; oft kommt der Vater erst am Abend wieder nach Hause, müde und abgerackert. Wo bleibt da sein erziehlicher Einfluß! Die meisten Kinder sehen ihn auch nicht mehr bei der Arbeit, denn die Arbeitsstätte liegt weit weg, und außerdem ist „Unbefugten der Zutritt verboten".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bleibt die Mutter als Erzieherin. Wir alle haben in der Schulzeit das Loblied auf die Mutter gesungen: „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise". Wir deklamieren es heute noch. Aber wie kommt es doch, daß wir nicht sehen, wie sich die Verhältnisse seit Schillers Zeiten gewandelt haben? Uns fallen doch sonst Veränderungen auf.

Heute sind $9^1/_2$ Millionen Frauen gewerblich tätig, und fast die Hälfte davon (46,2%) sind verheiratet, sind Mutter, Gattin, Hausfrau, Lohnarbeiterin in einer Person! Diese Tatsache ist ja heute ziemlich bekannt, aber man denkt dabei zu wenig an die Kinder dieser Mütter. Was fangen die an in der Öde des mutterlosen Hauses? „Der Vater in der Fabrik. Die Mutter in der Fabrik. Die älteren Geschwister in der Fabrik. Zu Hause Unordnung, Schmutz, Öde. Der Ofen kalt. Der Brotschrank verschlossen. Kein liebes Wort, das dem Kinde entgegentönt. Keine milde Hand, die zärtlich es umfängt. In dieser Trostlosigkeit bleibt nur die Straße." (Rühle.)

Die Straße als Erzieherin! Darüber braucht man ja nun weiter gar keine Worte zu verlieren. Sie ist für viele Kinder eine Verführerin. Und das Haus kann diesem verführenden Einfluß nicht entgegenwirken. Denn wenn beide Eltern am Abend nach Hause kommen, sind sie müde und sollen nun noch für die Hauswirtschaft sorgen.

Und wenn nun noch das Wohnungselend dazu kommt! Und in den meisten Fällen kommt es dazu. „In den meisten deutschen Großstädten wohnt die Hälfte oder annähernd die Hälfte aller Menschen in Wohnungen, die nicht mehr als ein Zimmer umfassen." (Rühle.) Nicht die Hälfte aller Kinder schläft in einem eigenen Bett. Sie müssen überdies die Wohnung häufig mit Schlafburschen teilen. „In Leipzig waren 27 137 Kinder dem Einfluß des Schlafgängerunwesens ausgesetzt; 5000 Familien hatten Schlafburschen in Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer." Hier müssen viele Kinder in sittlicher Beziehung auf Abwege geraten, auch wenn die Eltern den denkbar besten Willen haben, ihr Kind gut zu erziehen. Wenn aber dieser Wille nicht vorhanden ist? Wenn z. B. der Alkoholismus des Vaters das schon sowieso gestörte Familienleben vollständig zerrüttet? Und es gibt nach der amtlichen Statistik in Deutschland 400000 erklärte Trinker! — — Man muß sich eigentlich wundern, daß viele Kinder trotz all dieser niederdrückenden Einflüsse noch einen guten sittlichen Kern in sich tragen; aber über die große Zahl der fürsorgebedürftigen Kinder kann man sich nicht mehr wundern. Und unser Volk sieht es ruhig mit an, daß seine Jugend, seine Zukunft so bedroht ist!

Denken wir nun an die Schule. Hat sie der Tatsache, daß viele Kinder im Hause nicht mehr richtig erzogen werden können, Rechnung getragen? Die Schule hat bis vor kurzem so getan, als hätten wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch die Zeiten vor hundert Jahren. Sie hat sich so gestellt, als ob die Eltern heute noch Muße über Muße hätten, ihre Kinder richtig zu erziehen, und sie brauche weiter nichts zu tun, als das zum Leben nötige Wissen den Kindern zu übermitteln. So kraß hat man das natürlich nicht ausgedrückt. Man erfand vielmehr zur eigenen Beruhigung eine wundervolle Behauptung. Die lautet so: Wenn ich das Wissen in einer guten Methode an die Kinder heranbringe, dann erziehe ich sie auch zugleich. Erziehender Unterricht! Das war das Beruhigungspulver. Die Kinder in militärisch ausgerichteten Stirnreihen in der Klasse hockend und gute Lehren in sich aufnehmend — 4 bis 5 Stunden lang am Vormittag. Und am Nachmittag, am Abend waren sie den Verführungen der Straße, der sonnenlosen Höfe, der Kneipe und (häufig auch) der elterlichen Wohnung ausgesetzt. Was mag da wohl stärker gewesen sein, die Lehre oder das Leben?

Heute bereitet sich in der Schule nun eine große Umwälzung vor. Wir stehen allerdings erst am Anfang dieser Entwicklung, weil wir ja das Großstadtkind eigentlich noch viel zu wenig kennen. Aber wir haben doch schon den Mut, von einer Erziehungsschule zu reden, von einer Schule der Willensbildung. Und wir wissen, daß Wille sich nicht bilden läßt durch Lehre, sondern durch Tun. Ein Beispiel möge erläutern, was ich meine. Ich finde es in dem kleinen, sehr interessanten Büchlein von Joh. Langermann: Der Erziehungsstaat. (Verlag: Zimmer-Haus, Berlin-Zehlendorf. 60 Pf.) Er unterrichtet eine Klasse von schwachsinnigen Kindern und verlegt fast den ganzen Unterricht in den Schulgarten. Hier, bei gemeinsamer, freier Arbeit treten natürlich viele Charakterfehler der Kinder kraß zutage. Aber das ist gut. Denn sonst kann der Lehrer dem Kinde ja nicht helfen, die Fehler zu überwinden. Da hat er eine kleine Diebin. In einer Unterredung unter vier Augen bringt er sie dahin, daß sie den Entschluß faßt, sich zu bessern. Und nun folgt die Tat: sie wird Kassiererin und erhält die Schulsparkasse zur Verwaltung; erst einen halben Tag, dann einen ganzen Tag, dann immer länger, bis sie freudestrahlend erklärt, jetzt sei sie ebenso stark we die anderen Kinder und könne fremdes Geld liegen lassen!

Erziehung durch die Tat! Das wird die Kernforderung der neuen Schule sein. Sobald man mit dem „Hockunterricht" bricht, sobald die Kinder zur selbständigen Arbeit kommen, zu körperlich und geistig selbständiger Arbeit, dann setzt diese Erziehung ein. Kinder erziehen sich untereinander am besten, wenn ein älterer, erfahrener Freund, der Lehrer, darüber wacht, daß die schlechten Elemente unter ihnen nicht zur Herrschaft kommen. Wenn die Kinder gemeinsam beraten, wie sie eine Aufgabe lösen wollen und wenn sie nun gemeinsam arbeiten, wenn einer helfend dem Anderen, Schwächeren beispringt, dann

beginnt die Erziehungsschule zu wirken. Helfen muß das Kind sich selbst. Ebenso wie es durch eigenes Turnen körperlich gewandt und stark wird, nicht dadurch, daß der Lehrer ihm etwas vorturnt, ebenso kann es auch nur geistig und sittlich wachsen durch eigenes Tun. Des Lehrers Aufgabe kann es nur sein, mit gutem Vorbild voran zu gehen und mit gutem Rat das Kind zu unterstützen. Daß dabei überraschende Erfolge erzielt werden können, zeigt die Arbeit in den Jugendlogen des Guttemplerordens. Denn hier handelt es sich doch zum Teil darum, daß das Kind ankämpfen muß gegen die entsittlichenden Einflüsse der Umgebung, und es kämpft diesen Kampf siegreich durch.

Aber wir wollen dabei eine Forderung nicht vergessen: Wir brauchen kleinere Klassen. Sind 60, 70, 80 Kinder in einer Klasse vereinigt, dann kann der Lehrer die sittlichen Nöte der Kinder garnicht kennen lernen; dann kann er weiter nichts tun, als die Kinder verstandesmäßig drillen. Und die Kinder müssen dabei still sitzen, sonst ist auch das nicht einmal möglich. Im Heeressystem kommen auf einen Offizier durchschnittlich 25 Rekruten und auf einen Unteroffizier 7. Aber in der Schule beträgt die Durchschnittsschülerzahl, die auf einen Lehrer entfällt, immer noch 58.

Und dann noch eins: Zwar haben wir Kindergärten und Kinderhorte, aber sie liegen meistens in den Händen von privaten Vereinen, und ihre Zahl genügt nicht. Wir brauchen staatliche Kinderhorte, die die Kinder, deren Eltern arbeiten müssen, nachmittags aufnehmen, beschäftigen und beköstigen, damit sie von der Straße wegkommen. Diese Forderung ist ja eigentlich selbstverständlich. Man könnte höchstens sagen: Die andere Forderung, daß die Mutter wieder aus dem Erwerbsleben herausmüsse, sei wichtiger. Aber wollen wir solange, bis diese Forderung erfüllt ist, die Kinder unbeaufsichtigt herumlaufen lassen? Das wäre schlechte Zukunftspolitik. Die beste Zukunftspolitik ist aber, das muß immer wieder betont werden, eine umfassende Lebensreform. Ohne sie schwebt schließlich doch jede noch so gut gemeinte und gewissenhaft durchgeführte Schulreform in der Luft.

Otto Kampe.

Volksgesundheit und Wirtschaftlichkeit bei der Großstadterweiterung.

Im Jahre 1871 gab es nach Professor Schott (Mannheim) in Deutschland acht Großstädte, d. h. Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern. Die Einwohner dieser acht Städte machten damals zusammen 4,9 % der Reichsbevölkerung aus. 1890 waren die entsprechenden Zahlen 26 und 12,6 und nach den neuesten Volkszählungen von 1910 hören wir, daß nunmehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

48 Großstädte 21,3% aller Deutschen in sich begreifen. Nach vier Jahrzehnten sechsmal so viel Großstädte mit fast siebenmal so viel Einwohnern. Der Stolz, mit dem man früher solche Zahlen erörterte, ist nachgerade einer wohlberechtigten Bestürzung gewichen, nachdem man durch Anschauung und statistische Untersuchungen die tiefen gesundheitlichen Schäden erkannt hat, die diese Zusammendrängung des an sich erfreulichen Volkszuwachses in einzelnen Industrie- und Handelszentren mit sich gebracht hat.

Auf 100 taugliche Rekruten aller deutschen Landgemeinden zusammengenommen treffen 74 taugliche in den kleinen und 57 in den obengenannten Großstädten Deutschlands. Nach den Angaben des Preußischen statistischen Landesamtes stammen heute fast 2/3 aller Militärpflichtigen vom Lande, obgleich schon im Jahre 1900 mehr als die Hälfte aller Deutschen in Städten wohnten, das heißt, die körperliche und damit zuletzt auch die geistige Tauglichkeit sinkt mit der Dichtigkeit der Bebauung. Ähnliche Verhältniszahlen zu ungunsten der Großstädte sind auf dem Gebiete der allgemeinen Sterblichkeit, der Kriminalität, der Tuberkulose, des Typhus, der Diphtherie usw. ermittelt worden. Innerhalb der Großstädte selbst wiederum vereinigen sich die ungünstigsten Zahlen auf die am dichtesten bebauten Gebiete. Manche Großstädte, die sich in einer weiträumigen und flachen Bauweise entwickelt haben, weisen viel günstigere Zahlen der hygienischen Statistik auf. Folgende Sätze sind im Jahrbuch der Wohnungsreform zu lesen: „London zeigt bei seinen Bewohnern in der Altersgruppe von 15 bis 25 Jahren eine um 30% geringere Sterblichkeit als Berlin. Besonders groß ist der Unterschied in der Tuberkulosesterblichkeit. Berlin hat in jedem Alter eine um 50% größere Sterblichkeit an Lungenschwindsucht. Man wird der Mietskaserne und dem Mangel an Volksparks und Spielplätzen in Berlin einen guten Teil dieser Todesopfer aufs Konto setzen müssen". Leider ist die übermäßige Ausnutzung des Bodens durch die Mietskasernen vorzugsweise in Deutschland zu Hause. Daß nicht die industrielle und handelspolitische Emporentwicklung allein die Ursache ist, beweist uns der industriell hochentwickelte Staat Belgien, wo z. B. in Brüssel 9, in Gent 4,7, in Antwerpen 7,09 Einwohner auf das Haus entfallen, während in den mittleren Industriestädten Deutschlands 20 bis 25, in den größeren 25 bis 60, in einzelnen Stadtteilen Berlins sogar über 100 Einwohner auf das Haus entfallen.

In der individuellen Gesundheitspflege sind wir heute weiter als je zuvor. Durch die gewaltigen technischen Errungenschaften auf städtehygienischem Gebiete, die mit Konsequenz und Aufwendung großer Summen durchgeführt werden, ist es gelungen, das Schlimmste hintanzuhalten. Große Epidemien, wie sie im Mittelalter in kurzen Zeitabschnitten immer wiederkehrten, gehören heute zu den seltenen Ausnahmen. Aber wir sehen trotzdem, daß die Volksgesundheit, im Ganzen genommen, in den Großstädten auf eine bedenklich tiefe Stufe gesunken ist, trotz der ungeheuren Aufwendungen für ihre Hebung. Je größer und kompli-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zierter der Gesamtorganismus der Großstädte geworden ist, desto mehr hat er sich verfeinert. Aber sein Betrieb und seine Erhaltung ist gleichzeitig unendlich viel kostspieliger geworden, und fast alle unsere hygienischen Maßnahmen sind abhelfender Art, anstatt vorbeugend dafür zu sorgen, daß diese Aufwendungen endlich einmal eingeschränkt werden können. Nur zu lange hat man versäumt, dem Grundübel, der zu dichten Bauweise, entgegenzuarbeiten. Die vorhandenen Mietskasernen drängten die Bodenpreise in ihrer Nachbarschaft in die Höhe, und die Bebauung der Großstädte wurde immer höher und dichter, also mußten die Straßen immer breiter und kostspieliger werden, man scheute sich vor keiner noch so großen Pflasterfläche, während man wirtschaftlich zu sein glaubte, wenn man Wälder und Wiesen der Bebauung erschloß und die freien Plätze aus falscher Sparsamkeit möglichst klein machte. Die Zahl der Kranken, der Armen, der Gebrechlichen und der Irren vermehrte sich immer mehr, also mußten immer mehr Kranken- und Armenhäuser, Gebrechlichenheime und Irrenanstalten gebaut werden. Die Vergehen und Verbrechen nahmen zu, also baute man immer mehr Gefängnisse und erweiterte den Justizdienst. Der Boden wurde immer teurer, also mußte er immer mehr ausgenutzt werden. Dieses bedingte immer höhere Anforderungen der Baugesetze, was wiederum das Bauen und damit die Mieten verteuerte. Kurzum, eine Schraube ohne Ende.

Man ist versucht, einen drastischen Vergleich zu machen. Unsere Großstädte sind wie unvernünftige Fettwänste, die sich immer wieder den Magen überladen und glauben, sich mit teurer Medizin oder einem noch teurerem Vierteljahr in Marienbad helfen zu können, anstatt die billige und einzig richtige Kur einer einfachen und naturgemäßen Lebensweise zu befolgen. Das erste ist bequem und entspricht der Gewohnheit, während das zweite Mittel einige Energie erfordert und den Entschluß kostet, es nun einmal ganz anders zu machen.

Auch im Städtebau ist es ein gar kostspieliges Verfahren, immer nur die offenkundigen Fehler zu verbessern, anstatt, selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, sich für ein ganz anderes mehr naturgemäßes Stadterweiterungssystem einzusetzen, nachdem man das frühere als unrichtig erkannt hat. Ich lege bei dem Wort „Stadterweiterung" den Nachdruck auf Erweiterung. Wo käme man hin, wenn man den Bevölkerungszuwachs immer wieder in Mietskasernen zusammendrängen wollte und schließlich zu Verbesserungsmaßnahmen greifen müßte, wie ein Leipziger vor einigen Jahren in den Tageszeitungen eine vorgeschlagen hat. Er hat sich ein Frischluftzuführungssystem mit einem gewaltigen unterirdischen Rohrnetz ausgedacht. Die frische Luft sollte aus den benachbarten Wäldern herbeigesaugt und in die Straßen und Häuser ausgeblasen werden. Über die technische Durchführbarkeit und die Kosten hat er sich allerdings ausgeschwiegen. Ein durchaus ernst zu nehmender Ingenieur hat vor einigen Jahren im Interesse der Straßenhygiene und des immer schwieriger zu bewältigenden Verkehrs einen sorgfältigen Plan ausgearbeitet über eine Teilung der städtischen Straßen in zwei Stockwerke,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unten für die Geschirre, Autos und Straßenbahnen, jede Art für sich auf einem besonderen Fahrdamm, oben für die Fußgänger. Ganz unten sollten die Untergrundbahnen eingebaut werden und daneben große begehbare Kanäle für die vielen Röhren und Leitungen und Schleusen. Man könnte solche Ideen noch weiter ausspinnen, z. B. so: Es ist doch eigentlich ein Jammer, daß all das kostbare Straßen- und Platzland für die Bebauung verloren geht, da ist doch noch viel Platz für sehr rentierliche Warenhäuser, Meßpaläste, Kleinwohnungen und dergleichen. Alle Häuser werden gleich hoch — möglichst hoch — mit Holzzementdächern gebaut. Die Fußgänger gehen über die Dächer. Vertikal bewegt man sich nur mehr mit dem Lift. Fenster braucht man im Zeitalter der Elektrizität nicht mehr, und das vorerwähnte Blasinstrument sorgt für die Lüftung. Der schwere Verkehr bewegt sich in unterirdischen Röhren und der leichte geht durch die Luft. Aber ich denke schon wieder an den unvernünftigen Fettwanst, der eines Tages platzen wird.

Mit dieser phantastischen Perspektive sollte angedeutet werden, daß es, wie für jeden Mechanismus und Betrieb, bei aller Verfeinerung und Vervollkommnung der einzelnen Teile und der Betriebsmethode auch hier schließlich eine obere Grenze des Umfanges und der Kompliziertheit gibt, von der man sich fernhalten muß, wenn man nicht in eine gar gefährliche Sackgasse kommen will.

Obwohl man an den im Banne der Festungsgürtel dicht gedrängten Häuserreihen der mittelalterlichen Städte die Nachteile der engen Bauweise gesehen hat, sind in den meisten deutschen Großstädten in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren Stadtviertel gebaut worden, die die Wohndichte jener Altstädte weit übertreffen. Die breiteren und geraden Straßen allein tun es auch nicht. Rudolf Eberstadt weist in seinem Buch „Die Spekulation im neuzeitlichen Städtebau" nach, daß die Zusammendrängung der Bevölkerung auf dem reichlich vorhandenen, ursprünglich billigen Gelände der Außenbezirke am stärksten ist. Nach diesem Buche war in Berlin die Behausungsziffer im Jahre 1890

in der	Friedrichstadt					44
„ „	Luisenstadt,	diesseits	des	Kanals		61,
„ „	„	jenseits	„	„	westlich	96
„ „	„	„	„	„	östlich	127

also um so mehr, je weiter von der inneren Stadt entfernt. Nach einer Reihe ähnlicher statistischer Untersuchungen kommt Eberstadt zu dem Schluß, daß sich die verhältnismäßig günstigsten Ziffern der Bodenausnutzung zeigen in den Festungsstädten, die ungünstigsten dagegen in den offenen Städten mit reichlich verfügbarem Außengelände. Er schiebt die Schuld auf die dort leicht mögliche Bodenspekulation, und diese wiederum — es klingt merkwürdig genug — hat ihre Ursache in der deutschen Gründlichkeit, d. h. in dem überaus straff organisierten deutschen Grundbuchwesen und der dadurch bedingten leichten Beleihbarkeit des Grund und Bodens und der darauf stehenden Gebäude. Es gibt bei uns tatsächlich kaum ein Mietshaus, das nicht mit Hypotheken belastet wäre. Daß diese, mit der Höhe des Hauses wachsende ungetilgte Belastung des

Bauwertes, noch eine ganz besondere wirtschaftliche Gefahr bedeutet, werden wir später sehen. Auf eine Schilderung des großstädtischen Wohnungselendes im Einzelnen einzugehen, kann ich mir versagen. Man darf wohl hier das Meiste als bekannt voraussetzen. Der Gedanke liegt nicht fern, daß der neuerdings in Deutschland festgestellte Geburtenrückgang auch mit dem Mietskasernensystem zusammenhängt.

Man ist sich jedenfalls darüber klar geworden, daß durchgreifende Reformen auf diesem Gebiete nötig sind, wenn unsere Volkskraft erhalten werden soll. Es gibt kaum städtische Verwaltungsmaßnahmen, die so sehr allen gleichmäßig zugute kommen, wie die Stadterweiterungsreformen.

Es sei daran erinnert, daß es Zeiten gab — sie sind noch nicht allzulange her — wo im Städtebau fast ausschließlich die Fluchtlinie das Wort hatte. Damals hat man mehr Straßenbau als Städtebau getrieben. Man sagte sich: Man kann nie wissen, ob nicht in die und die und die Straße einmal der Verkehr kommen kann, was bei dem üblichen Schachbrettsystem tatsächlich seine Berechtigung hatte, und machte vorsichtig alle Straßen möglichst breit, koste es, was es wolle; die hohen Zinskasernen brachten die Anliegerleistungen schon auf. Dann begann man sich darauf zu besinnen, daß man bei Geländeerschließungen doch in erster Linie daran zu denken hat, daß dort Menschen angenehm und gesund wohnen sollen. Heute gibt es kaum mehr eine Stadtverwaltung, die sich nicht den Grundsatz der reinlichen Scheidung zwischen Wohn- und Verkehrsstraßen zu eigen gemacht hätte. Der künstlerische Teil des Städtebaues muß hier deshalb wenigstens erwähnt werden, weil aus den von Camillo Sitte angeregten künstlerischen Gedanken heraus sich die Grundlagen unserer heutigen Städtebauwissenschaft entwickelt haben, die nicht zuletzt hygienischer und sozial-wirtschaftlicher Art sind.

Wir haben unterschieden zwischen abhelfenden und vorbeugenden Reformen, die ersteren werden nach wie vor in bestehenden Stadtteilen notwendig sein. Die Stadterweiterung aber muß so angelegt werden, daß abhelfende Reformen sich möglichst ganz erübrigen. Worin bestehen nun die vorbeugenden Reformen? Ich erinnere an den alten Mann, der gefragt, warum er denn Apfelbäume pflanze, wo er doch nichts mehr davon habe, wiederum fragte, warum wollen Sie meinen Nachkommen keine Äpfel gönnen?

Wir stellen in erster Linie die Forderung auf, daß in allen städtebaulichen Kalkulationen der Faktor Zeit mit einer der Lebensdauer der Großstädte angemessenen Zahl eingesetzt wird, also je nach den Verhältnissen mit 150—200 Jahren. Das ist ungefähr die Dauer eines gut gebauten Wohnhauses. Wenn es nach 150 Jahren noch steht, ist es so unmodern geworden, daß es aus diesem Grunde der Erneuerung bedarf. Aus dieser Forderung ergeben sich bei einigem Nachdenken die anderen meist ganz von selbst. Die erste und natürlichste ist ein allgemeiner Bebauungsplan, der ein Stadterweiterungsprojekt etwa für die nächsten 150

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahre vorsehen soll und in dem verkehrstechnische, technische, ästhetische, soziale, gesundheitliche und wirtschaftliche Verhältnisse gleich sorgfältig berücksichtigt sind. In gesundheitlicher und wirtschaftlicher Beziehung verlangen wir, daß Industrie- und Wohnviertel zweckmäßig angeordnet und entsprechend voneinander getrennt sind unter Berücksichtigung der sogenannten wirtschaftlichen Entfernung. Es muß also für jedes Industrieviertel ein entsprechend großes Gebiet für Kleinwohnungen vorgesehen werden.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß mindestens 85 % der Großstadtbewohner der minderbemittelten Klasse angehören. Die örtlichen Verhältnisse müssen bei Verteilung der Bebauungsarten, bei der Anlage der Verkehrszüge usw. sorgfältig studiert werden. Genügend große Grünflächen, mit einem möglichst zusammenhängenden Grüngürtel, sind vorzusehen und über die verschiedenen Stadtgebiete zu verteilen. Auf diesen Flächen und auch innerhalb mancher Baublöcke ist Gelegenheit für erholende und nutzbringende Tätigkeit in freier Luft zu schaffen, d. h., es sind Baulichkeiten für Sport und Spiel und dauernde Gartenanlagen in Aussicht zu nehmen, wie überhaupt für alle Zweige des öffentlichen und gemeinnützigen Lebens genügend Bauplätze zeitig bereitgestellt werden müssen. Zur Durchführung dieser Forderung müssen sich die Städte rechtzeitig Grund und Boden sichern, und zwar in einem Umfange, der es ermöglicht, ungesunder Bauspekulation ein entsprechendes Gegengewicht entgegenzustellen. Hier dürfen auch größere Ausgaben nicht gescheut werden. Sparsamkeit hat innerhalb einer Kommune etwas ganz anderes zu bedeuten, als Sparsamkeit im Leben eines einzelnen Menschen. Während dieser einen möglichst raschen Gewinn erstrebt, um ihn selbst noch zu genießen, kann die Kommune mit langen Fristen rechnen und schließlich auch damit, daß Geldzählungen, wie Carlyle sagt, nicht die einzigen Beziehungen zwischen den Menschen sind. Im Städtebau ist manchmal ein System, das für den Augenblick den Stadtsäckel füllen mag, für später eine gar schlimme Verschwendung. Versäumtes nachzuholen, ist hier besonders schwierig und kostspielig.

Der Verkehr ist mehr auf einzelne Hauptstraßen zu legen, die dann allerdings möglichst breit und gut gebaut sein müssen, während alle übrigen Straßen aus wirtschaftlichen Gründen nicht breiter und teurer gebaut werden sollten, als es für Wohnstraßen unbedingt nötig ist. Es müssen dafür mehr Vorgärten oder besser öffentlich gepflegte Rasenstreifen angelegt werden. Die baupolizeilichen Anforderungen für den Kleinhausbau müssen wesentlich herabgesetzt werden.

Wenn diese Vorbedingungen erfüllt sind, und man kann sagen, daß das heute geradezu selbstverständlich ist, dann kommen wir von selbst zu der wichtigsten Forderung, nämlich der, daß in den Außengebieten der Großstädte, an den Wohnstraßen nur mehr Flachbau, d. h. höchstens zweigeschossige Bauweise zugelassen werden soll. In Verbindung damit ergeben sich natürlich eine Reihe anderer Reformen, wie z. B. der Ausbau des Erbbaurechtes und seiner Beleihbarkeit, so daß es auch Privaten möglich sein wird, in Erbbaurecht zu bauen. Ferner die von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eberstadt vorgeschlagene Trennung zwischen der Beleihung des Bodens und des Bauwertes, wovon die letztere unter allen Umständen amortisiert werden muß, die Unterstützung gemeinnütziger Bauunternehmungen, besonders solcher, die den Flachbau betreiben, als anregende Beispiele, die Schaffung von Hypothekeninstituten, die es vor allem auch dem Privatunternehmer, der immer den Löwenanteil an der Wohnungsbeschaffung haben wird, möglich macht, Flachbau zu betreiben. Die Notwendigkeit der meisten dieser Reformen ist so anerkannt, daß ihre Erwähnung genügt.

Die umfassendste und vielleicht die am meisten zum Widerspruch reizende Forderung ist die nach dem Flachbau. Man wird sagen, daß sie bei den hohen Bodenpreisen garnicht durchführbar ist. In Wirklichkeit ist es umgekehrt. Gerade weil die Bodenpreise so hoch sind, und weil sie sich wie eine fressende Flechte bis weit ins Land hinaus erstrecken, müssen wir Flachbau treiben, wenn der heute bereits als Bauland vorgesehene Boden seiner Bestimmung entsprechend überhaupt verwertet werden soll. Der Flachbau liegt durchaus im Interesse des soliden Grundbesitzes, der nicht jedes beliebige Risiko in der Hoffnung auf schnelle große Gewinne eingeht, der vielmehr auch an seine Nachkommen denkt. Der gewissenlose Spekulant muß sich eben damit abfinden, daß die Interessen der übrigen 99,9 % Stadtbewohner schließlich doch wichtiger sind als die seinigen. Es sind Hunderte von Millionen, die in Deutschland alljährlich von dem Zwischenhandel in Bodenwerten aufgesogen werden, die also weder dem Urbesitzer noch dem Bauherrn, noch dem Unternehmer, noch dem Hausbesitzer zugute kommen, die aber die Mieter letzten Endes bezahlen müssen. Es liegt kein besonderer Grund vor, anzunehmen, daß die Spekulanten, in deren Hände diese Millionen kommen, ihrer ganzen Veranlagung nach das Geld vorwiegend kulturellen und gemeinnützigen Zwecken zuführen werden.

Bei der Begründung der Notwendigkeit des Flachbaues im einzelnen sehen wir ganz ab von seinen augenscheinlichen äußeren Vorteilen, wie leichtere Durchführbarkeit unvorhergesehener Änderungen, Straßendurchbrüche, neue Eisenbahnen, städtische Schnellbahnen, Kanäle, leichte Tilgbarkeit der kleineren Hypotheken usw. Die am meisten einleuchtenden Gründe sind wirtschaftlicher Art. Die sprunghafte Entwicklung der deutschen Großstädte ist noch nicht so alt wie die Lebensdauer eines normalen Hauses. Man kann also von einer Erfahrung hier nicht sprechen. Es ist vom Standpunkte einer gesunden Stadtentwicklung aus notwendig, daß die Häuser, soweit es sich nicht um kunsthistorisch wertvolle und besonders bedeutende Gebäude handelt, am Ende dieser Lebensdauer durch die Privatbautätigkeit erneuert werden. Das ist aber bei dem hierzulande allgemein üblichen System der nicht amortisierten Hypotheken, die sich über Boden und Bau zugleich erstrecken, nur möglich, wenn der Bauwert eines Hauses im Laufe dieser Zeit vom Boden aufgesogen worden ist. Das heißt: es muß nach etwa 150 Jahren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn der Bauwert verschwunden ist und die Hypothek in der Luft hängt, für den Privatunternehmer ein Geschäft bedeuten, das schlecht gewordene Haus zu kaufen, abzubrechen und auf demselben Platze ein neues zu erbauen. Dieser Fall wird nur eintreten, wo entweder der neue Bebauungsplan eine sehr viel intensivere Ausnutzung als früher zuläßt, oder wo durch die günstige Lage wesentlich höhere Mieten erzielt werden als vorher. Es müßten also die bauliche Ausnutzung des Landes und die Bodenpreise sich immer weiter ins Ungemessene steigern; das ist aber unmöglich.

Man kann schon jetzt sagen, daß die Erneuerung alter Häuserquartiere durch die Privatunternehmung fast nur da stattfindet, wo eine gute Geschäftslage ist, also in der Altstadt und in einigen Hauptverkehrsstraßen. Es gibt in allen Großstädten heute schon Bauquartiere, deren Erneuerung höchst wünschenswert wäre, an die sich aber die Unternehmung nicht heranwagt. Nach etwa 200 Jahren wird aber der Fall eintreten, daß der weitaus größte Teil der Großstädte mit einem Male für die dereinstigen Verhältnisse unbrauchbar und vielleicht sogar baufällig geworden ist, da man ja mit einer tadellosen Unterhaltung in den seltensten Fällen rechnen kann. Noch so breite gepflasterte Straßen können das Absterben der Häuser nicht aufhalten, deren größere Höhe ja auch nicht gerade eine Garantie für längere Haltbarkeit ist. Denken wir an unsere Nachkommen, die werden dann Kalamitäten erleben, von denen wir uns heute gar keine Vorstellung machen können. Heute handelt es sich bei Sanierungen naturgemäß immer nur um kleinere Bauquartiere innerhalb der Altstadt, wo außerdem der günstige Fall höherer Mietserträgnisse durch die Lage in der inneren Stadt zutrifft, die sich ja meist mit der Altstadt deckt. Da die Bauwerte großenteils nicht abgeschrieben worden sind, und die Verbesserung der Bodenwerte durch Bildung von Geschäftsstraßen immer nur Bruchteile betreffen kann, wird die Privatunternehmung der Zukunft kaum die Erneuerung dieser Außenviertel in die Hand nehmen, denn auch die bauliche Ausnutzung war schon im alten Zustande an ihrer Grenze angelangt. Es ist nicht auszudenken, welche Kosten der Allgemeinheit entstehen würden, wenn die Sanierung dieser riesenhaften Bauquartiere seinerzeit von den Stadtverwaltungen übernommen werden müßte. Das so viel gelästerte Erbbaurecht, das die Tilgung der Hypotheken und den Flachbau geradezu bedingt und bei dem vertragsgemäß meist die Ansammlung recht beträchtlicher Ausbesserungsfonds vorgesehen ist, hat hier entschieden große Vorzüge. Da aber vermittelst des Erbbaurechtes immer nur ein Bruchteil des Wohnungsbedarfes wird gedeckt werden können, sollte in den Bebauungsplänen der Außengebiete nur eine Bauweise, die an sich leicht amortisiert werden kann, das ist der Flachbau, gesetzlich festgelegt werden.

Die angeführten Gründe wirtschaftlicher Art allein schon mußten genügen, um zu diesem Schluß zu kommen. Es gibt indessen noch andere Gründe. Verschiedene Anzeichen weisen darauf hin, und die Statistik hat es nachgewiesen, daß die aufsteigenden Kurven der Bevölkerungszunahme in Großstädten jetzt schon flacher werden. Die verbesserten Verkehrsmittel begünstigen die Dezentralisation, und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Großindustrie zieht mehr und mehr vor, ihre Betriebskosten durch Ansiedelung auf dem Lande zu verbilligen, wenn dort irgendwie billige Kraft und guter Verkehrsanschluß zu haben ist. Besonders durch den letzteren Umstand wird den Städten ein großer Teil ihrer Einwohnerschaft entzogen werden. Nach einer Berechnung Heinrich Freeses von 1893 müssen gutgehende und alte großstädtische Betriebe in Berlin 40% ihres Gewinns auf die Miete verwenden. Freese schließt richtig, ein unproduktives Bodenkapital belastet in erschreckender Weise den produktiven Teil der Großstädte. Man fragt sich, wie es kommt, daß unter diesen Umständen nicht schon eine noch umfangreichere Abwanderung der Industrie auf das Land stattfindet, als es tatsächlich schon der Fall ist. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß in ländlichen Betrieben bisher Arbeiter sehr schwer zu bekommen waren. Die Arbeiter wollten in der Großstadt wohnen. Aber dieser Grund fällt weg, je mehr die Fabrikunternehmung dazu übergehen wird, mit dem Bau der Fabrik zugleich den Bau von gesunden und schönen Arbeiterwohnungen in die Hand zu nehmen, und je mehr die Arbeiter die selbstverständlichen Vorzüge des Wohnens auf dem Lande im eigenen Häuschen mit Garten am ausgeführten Beispiele erkannt haben werden. Wenn erst einmal ein Teil der vielen Kanalprojekte in Deutschland verwirklicht sein wird, dann wird jedenfalls eine ganz große Abwanderung der Industrie aus den Großstädten einsetzen. Es werden dann einfach die Menschen fehlen, welche die Mietshäuser füllen könnten, die sich der Spekulant auf seinen zinsenfressenden Kartoffeläckern erträumt hat.

Es ist heute schon so viel Boden in den Großstädten und ihrer Umgebung als Bauland, d. h. über seinen Ertragswert bewertet worden, daß es auf viele Generationen hinaus unmöglich sein wird, ihn zu verwerten. Regierungsbaumeister Langen hat über die Berliner Bodenpreisverhältnisse sorgfältige Berechnungen angestellt, mit denen er zu folgendem Schlusse kommt. Nach dem Berliner Handbuche für Haus- und Grundstücksverkäufe, also nach Angabe der Grundbesitzer selbst, umfaßt das Spekulationsgebiet um Berlin, innerhalb dessen kein Land mehr zum landwirtschaftlichen Wert zu haben ist, einen Umkreis von etwa 40 Kilometern, also eine Gesamtfläche von ungefähr 4000 Quadratkilometern. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte in Berlin ist einschließlich der Straßen und Plätze etwa 400 Menschen pro Hektar. Die Bodenspekulanten rechnen angeblich in den Außengebieten mit einer künftigen Bevölkerungsdichte von durchschnittlich 125 Menschen pro Hektar, d. h. eine Verwirklichung der Großberliner Bodenspekulation setzt eine Reichshauptstadt von 46 Millionen Einwohnern voraus. Das ist aber unmöglich, denn dies würde ein Deutschland mit ungefähr 500 Millionen Menschen bedeuten. Die Hoffnungen der Grundbesitzer sind demnach sehr viel utopistischer als diejenigen der Wohnungs- und Bodenreformer und der sogenannten Gartenstadtschwärmer. Dieses Ergebnis sei an einer weiteren Überschlagsrechnung erhärtet.

Das heutige Stadtgebiet von Leipzig ist 7786 Hektar groß. Die Einwohnerzahl betrug 1910 etwa 590 000. Bebaut sind bis jetzt

1950 Hektar, Straßen und Plätze eingerechnet, große Grünflächen, Friedhöfe und Bahnflächen weggelassen. Es ergibt sich also eine durchschnittliche Wohnungsdichte von nahezu 300 Einwohnern auf 1 Hektar. In den dichtbebauten Mietskasernenvierteln der Vororte wohnen stellenweise bis über 700 Einwohner auf einem Hektar einschließlich der Straßen und Plätze. Wir wollen annehmen, daß das ganze Niederungsgebiet der Elster und der Pleiße, das innerhalb des Stadtgebietes 1003 Hektar groß ist, dauernd als Grünfläche erhalten bleibt, was kaum zu hoffen ist. Es würde sich dann bei Fortsetzung der bisherigen Bebauung für das ganze jetzige Stadtgebiet (also ohne Leutzsch, Schönefeld und Mokau) eine Einwohnerzahl von über 2 Millionen ergeben. Nimmt man weiter an, was in Wirklichkeit nicht der Fall sein wird, daß die Bevölkerungszunahme sich in den nächsten 100 Jahren so fortsetzen wird, wie etwa in den Jahren 1880 bis 1910, dann würde es 74 Jahre dauern, bis das jetzige Stadtgebiet bebaut wäre. In Wirklichkeit kann man annehmen, daß es etwa 200 Jahre dauern wird. Denn erstens wird höchstens mit einer Dichte von 125 auf einem Hektar gebaut werden, und zweitens wird die Bevölkerungszunahme eine viel geringere sein als bisher.

Noch wesentlich ungünstiger werden die Zahlen, wenn wir berücksichtigen, daß die Stadtgrenze in bezug auf die Bodenspekulation eine ganz willkürliche Annahme ist. Die Spekulation erstreckt sich weit darüber hinaus. Man muß heute schon die Eisenbahn nehmen, wenn man Land sehen will, das tatsächlich noch zu dem Preise gekauft werden kann, den es hier durch seine Fruchtbarkeit aufbringt, also 20 bis 25 Pfg. für den Quadratmeter. Jeder Quadratmeter, der teurer ist, frißt Kapital so lange bis er bebaut ist. Das Berliner Spekulationsgebiet war auf 4000 Quadratkilometer geschätzt. Für Leipzig wollen wir ein solches von $^1/_{12}$ dieser Größe, also 314 Quadratkilometer oder einen Umkreis von 10 Kilometer vom Marktplatz aus annehmen. Innerhalb dieses Kreises, auf dessen Peripherie Rückmarsdorf, Hänichen, Taucha, Sommerfeld, Liebertwolkwitz, Gaschwitz und Knauthain liegen, ist kein Quadratmeter Boden mehr zum landwirtschaftlichen Ertragswerte zu haben.

Bei einer Dichte von 300 Menschen auf einen Hektar, d. h. bei Fortsetzung des Mietskasernensystems, würde der für die Grundbesitzer denkbar ungünstigste Fall eintreten, (immer vorausgesetzt, die Bevölkerungszunahme bleibt die gleiche) daß bis 1930 von diesem Gelände noch nicht der zehnte Teil bebaut sein würde. Dabei muß ein Quadratmeter Land, der heute 5 Mark kostet, bis 1930 durch Zinseszinsen fast 13 Mark wert geworden sein. Unter den gleichen Voraussetzungen würde im Jahre 2000 der dritte Teil des Spekulationslandes bebaut sein. Ein Quadratmeter, der heute 5 Mark kostet, müßte dann allein durch Zinseszinsen auf 350 Mark gestiegen sein. In Wirklichkeit wird er dann nichts anderes sein, als einfaches Ackerland, wenn er nicht zufällig an einer Hauptverkehrsstraße liegt. Nimmt man eine flache Bauweise an, von etwa 125 Einwohnern auf einem Hektar, dann würden aber im Jahre 2000 schon etwa $^9/_{10}$ der genannten Spekulationsfläche bebaut sein.

Es erhellt daraus, daß selbst *das Sinken des Bodenpreises reichlich aufgewogen wird durch die schnellere*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verwertung des Geländes, die eine weiträumige Bauweise mit sich bringt. Für den Hausbesitzer sind die kleineren Häuser weniger spekulativ, und mancher wird wirklicher Hausbesitzer werden können, der heute nur Hypothekenverwalter und Mietszinseinnehmer ist. Der Bauunternehmer hat das größte Interesse am Flachbau, der ja auch ein Vielbau ist. Zusammenfassend sehen wir, daß eine flache Bauweise allein schon aus wirtschaftlichen Gründen notwendig ist, wenn wir nicht einem gewaltigen Grundstückskrach entgegengehen wollen, der bei der Fortsetzung des jetzigen Systems nur eine Frage der Zeit ist, im Falle eines Krieges aber bedenklich nahegerückt wäre. Alle die bekannten gesundheitlichen, sozialen, ästhetischen und ethischen Vorzüge des Flachbaues, ergeben sich als Dreingabe, wenn man nur nach großzügig wirtschaftlichen Grundsätzen handelt.

Diese notwendige Änderung in dem System der Großstadterweiterungen bringt natürlich auch eine große Reihe anderer Reformen mit sich. Man wird einwenden, daß die für den Flachbau in Anspruch genommene größere Fläche einen größeren Verwaltungsaufwand erfordere, daß das Bauen verhältnismäßig teurer sei, daß die Entfernung und die Fahrkosten immer größer werden usw. Die meisten dieser Einwände sind bereits durch die Praxis widerlegt. Im übrigen werden es immer die besseren und dankbareren Aufgaben sein, Schwierigkeiten auf dem Wege zur Gesundung unserer Großstädte zu überwinden, als immer neue verwickelte Methoden zu finden, die der Krankheit selbst, dem Mietskasernensystem, ja nichts antun und mit ungeheuren Kosten den Kranken, die Großstadt, immer eben noch am Leben erhalten. Hans Strobel.

Der rassenhygienische Einfluß unserer Kleidung.

Bei der Beurteilung unserer Kulturverhältnisse kommen wir in der Gegenwart stets zu der Frage: „Welchen Einfluß haben sie auf die Rasse?" Also stellen wir diese Frage auch einmal bei der Kleidung.

Da sehen wir denn, daß die europäische Kleidung in mehr als einer Beziehung solche Einflüsse ausübt: Zunächst kommt in Betracht, daß unsere Kleidung in hohem Maße geeignet ist, die Haut — ein sehr lebenswichtiges Organ unseres Körpers — zur Verkümmerung zu bringen und die Bewegungsfreiheit zu behindern. Dadurch kann eine Schwächung, Gesundheitsverminderung und Minderentwicklung einzelner Organe oder Organgruppen herbeigeführt werden. Das sind Schädigungen, die zwar nicht unmittelbar als solche vererbt werden, aber — durch fortwährende Wiederholung befestigt — die allgemeine Entwertung der Erbmasse fördern und der Verbesserung der Erbmasse im Wege stehen können.

Wichtiger für unsere Frage ist die unmittelbare Benachteiligung des Kindes durch die Kleidersünden der Mutter. Diese Sünden, besonders das Tragen

von Mieder, Rockbund und Korsett, können zur Verunstaltung und Verlagerung der Unterleibsorgane, zur Stauung in diesen Organen, sowie zur Schwäche der Bauch- und Beckenmuskeln führen und dadurch die Entwicklung und Geburt der Leibesfrucht sehr beeinträchtigen. Auch die Brustdrüse wird ja bekanntlich durch Korsett und Mieder in ihrer Entwicklung und Leistung geschädigt, gehen doch die Frauen in manchen Gegenden Europas — auch in Deutschland — geradezu darauf aus, von Jugend auf das „sündhafte" und „unanständige" Wachstum des Busens durch Schnüren zu unterdrücken — oft mit vollem Erfolg. Durch diese Reizung und Entwicklungshemmung der Brustdrüse wird die Stillfähigkeit vermindert, und was das für die Gesundheit der Rasse bedeutet, erhellt daraus, daß mancherorts jedes zweite oder dritte mit der Flasche aufgezogene Kind schon im ersten Lebensjahre wegstirbt. Die Kraft und Gesundheit der übrigbleibenden Flaschenkinder ist dementsprechend. Selbstverständlich ist das Mieder- und Korsettragen nicht überall und auch nicht allein die Ursache der Stillunfähigkeit — es kommen hierbei auch Alkoholismus, Entwöhnung durch Volksbräuche und Unterernährung in Betracht —, aber es verstärkt die Stillunfähigkeit!

Schließlich übt auch die Verdeckung der Gestalt durch die Kleidung einen üblen und sehr tief einschneidenden Einfluß aus, der bisher leider viel zu wenig beachtet worden ist. Wir denken hier weniger an die Förderung der Prüderie und ihres Gegenstücks, der schwülen Sinnlichkeit, die natürlich auch vom rassenhygienischen Standpunkte aus zu verdammen sind, sondern vor allem an die Verdeckung der Körperfehler. Unsere Kleidung ist schon an und für sich sehr dazu angetan (und unsere Schneider und Schneiderinnen arbeiten ja noch immer weiter in dieser Kunst), körperliche Vorzüge oder doch vermeintliche Vorzüge vorzutäuschen. Es wäre das nicht so schlimm, wenn diese menschenfreundliche Eigenschaft der Kleidung nicht zur allgemeinen Vernachlässigung und Verkennung der Fehler führte. Liegt es doch in der Natur des Menschen, lieber einen Fehler zu verdecken, als an seiner Beseitigung zu arbeiten, und zumal da, wo ihm die Verheimlichung so leicht gemacht wird. Dadurch wird aber auch die für die Rassengesundheit so wichtige Gattenwahl erschwert oder vielmehr ihr rassischer Wert vermindert. Und so kommt es, daß man dank der Kleidung viele Fehler, die sonst ausgemerzt würden, weiter züchtet und häuft. Eine Probe auf das Exempel bildet die Beobachtung, daß Volksstämme, die Kniehose und Knierock tragen, gewöhnlich schöne und kräftige Beine aufweisen. Leute mit verunstalteten Beinen treten dort eben bei der Gattenwahl in den Hintergrund! — Die Wirkung der so lange bei uns geübten Fehler-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verdeckung geht sogar so weit, daß uns viele unserer Fehler nicht einmal am nackten Körper auffallen, geschweige denn am bekleideten, — daß uns sogar oft genug Ärzte und Künstler — also Fachleute — fehlerhafte Körper als normal und schön vorstellen.

Diese rassenhygienischen Wirkungen unserer Kleidung sind es also, die unser Interesse an der gegenwärtig so viel umstrittenen Kleiderreform — sowohl der des Weibes als der des Mannes — erhöhen sollten. Wir müssen die Gefährdungen und Schädigungen unserer Gesundheit, Schönheit und Leistungsfähigkeit durch die Kleidung nach Möglichkeit ausschalten und ihnen durch Körperpflege — und zwar gelegentlich nackte und gemeinsame, zum Beispiel das Freibad — entgegenwirken. Nackte und gemeinsame Körperpflege deswegen, weil uns dadurch Gelegenheit geboten wird, auf Fehler wie auf Vorzüge aufmerksam zu werden und eine richtigere Gattenwahl zu treffen.

Dr. A. Luerssen.

Ein ketzerisches Wort zur Fleischnot.

Die Klagen über Fleischteuerung und Fleischnot wollen nicht verstummen. Man kann keine Tageszeitung lesen, ohne auf diese Worte zu stoßen, man wird bange gemacht mit dem Gespenst der Unterernährung, man liest von dänischem, argentinischem Fleisch, von Gefrierfleisch, von Fleisch- oder Seefischverkauf durch die Städte, kurz von allerlei Maßregeln, die einen stärkeren Fleischverbrauch ermöglichen sollen. Nur selten entschließt sich eine Zeitung dazu, ihre Leser darüber aufzuklären, daß der Wert des Fleischgenusses bedeutend überschätzt wird und daß ein geringerer Verbrauch, als er vielfach üblich ist, gesundheitlich nur von Vorteil ist.

Robert Hessen hat einmal an einer Stelle, wo man sie nicht erwartet, nämlich im Aprilheft 1911 der „Neuen Rundschau", sehr treffende Worte über Volksernährung ausgesprochen. Es heißt da unter anderem:

> „So kann man es nur voll Trauer beobachten, wie unsere gesamte Landbevölkerung, die früher bei ihrem herrlichen Roggenkleienbrot, bei Pflanzen, Milch und allenfalls Eiern ausgezeichnet gedieh, Fleisch aber nur zu den Lohnfeiertagen vorgesetzt erhielt, heut mehr und mehr nach der gewürzten städtischen Kost zu gieren beginnt, während unsere Fabrikarbeiter sich wie Verzweifelte gebärden, wenn die herkömmliche, durch Unverstand eingerissene Fleischquote nicht andauernd wächst oder gar einen zeitweiligen leisen Rückgang aufweist ..... Viel förderlicher und richtiger wäre es, unsere materiell stetig aufsteigende Bevölkerung von falschen Ernährungsidealen abzubringen oder doch zu verhindern, daß eine junge Generation nach der anderen in solche verkehrten Ideale des Fleischkultus zurückfällt, weil keine genügenden Versuche gemacht werden, um die Annehmlichkeiten von Ernährungsweisen, die vernünftiger sind,

zu entwickeln. An allen Ecken vernimmt man heute den „Ruf nach billigem Fleisch". Ach, wenn doch irgendwo schon ein Seufzer nach billigem Obst zu hören wäre! ..... Was unserem Volk heute am nötigsten wäre, ist also nicht „mehr Fleisch", denn wir verzehren davon schon viel zu viel, sondern mehr guter Wille zum Umlenken, auf daß die Ahnung dämmere, wie das wahre Ernährungsglück vielleicht ganz dicht bei uns vergebens darauf wartet, bemerkt zu werden, indes die gierigen Augen immer nur nach den zu öffnenden Grenzen schielen oder nach den großen Häfen, wo die nächsten Dampfer von Australien her mit frischem Hammelfleisch in Eis eintreffen sollen ..... Wir leben, was Ernährung anbetrifft, augenscheinlich im dicksten Aberglauben."

Daß man bei fleischloser Ernährung in körperlicher und geistiger Hinsicht durchaus leistungsfähig sein und bleiben kann, ist durch theoretische Forschung und Experiment sowie durch praktische Erfahrung ja längst erwiesen. Die medizinische Wissenschaft, soweit sie sich mit Ernährungsfragen beschäftigt, steht dem Vegetarismus jetzt viel günstiger und wohlwollender gegenüber, als es noch vor wenigen Jahrzehnten der Fall war. Als es sich vor Jahren darum handelte, ob die Stadt Berlin ein Vermächtnis des Professors Baron annehmen sollte, 450 000 Mark zur Gründung eines vegetarischen Waisenhauses, gab der Berliner Ärzteverein für physikalisch-diätetische Therapie das Urteil ab:

„Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus gibt es kein einziges stichhaltiges Argument gegen einen vernünftigen Vegetarismus. Was von der Wissenschaft früher dagegen gesagt wurde, ist durch die bahnbrechenden Entdeckungen der modernen physiologischen Chemie und Ernährungsphysiologie glänzend widerlegt. Wichtiger als die Theorie ist in Ernährungsfragen die praktische Erfahrung, und diese lehrt durch ein überwältigendes, absolut einwandfreies Beobachtungsmaterial, daß die fleischlose Kost bei vernünftiger Auswahl der Nahrungsmittel der üblichen gemischten Kost in keiner Weise nachsteht, ja ihr gerade im Kindesalter sowohl bei gesunden als bei kranken Kindern vielfach überlegen ist."

In seinem Buche: Die vegetarische Diät (Leipzig, Thieme 1903) sagt Dr. A. Albu:

„Die wissenschaftliche Kritik macht jetzt das unumwundene Zugeständnis, daß die vegetarische Ernährungsweise als eine physiologisch mögliche und ausreichende erwiesen ist und daß auch ihre biologische Daseinsberechtigung erhärtet ist durch den Nachweis einer damit erreichbaren gleichen körperlichen Leistungsfähigkeit."

Bei Dauermärschen, Armeegepäckmärschen, auch bei dem vielbesprochenen Dresdener Internationalen Armeegepäckmarsch, und vielen anderen Sportleistungen sind im In- und Auslande in den letzten Jahren sehr häufig Vegetarier als Sieger hervorgegangen oder haben doch mindestens gute Plätze belegt. Das sind Tatsachen, vor denen man die Augen nicht verschließen darf, auch wenn man noch so gern ein Stück saftigen Braten als Leckerbissen schätzt und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

übliche Meinung teilt, daß Fleisch ein vorzüglicher Kraftspender sei. Es sollen in diesem Zusammenhange nicht gesundheitliche, sittliche, ästhetische Gründe erörtert werden, die gegen den Fleischgenuß sprechen. Wir wollen hier nur eine volkswirtschaftliche Betrachtung über die Ernährung mit oder ohne Fleisch anstellen.

Man hat für das Steigen der Fleischpreise vielfach Geschäftskonjunkturen oder gesetzliche Maßregeln wie Sperrung der Grenzen, Verteuerung des Betriebes infolge besserer hygienischer Vorschriften verantwortlich gemacht. Aber der eigentliche Grund dafür liegt doch tiefer. Mit Staunen liest die Hausfrau wohl hier und da, wie billig in früheren Zeiten das Fleisch gewesen ist. Aber es ist durchaus nicht anzunehmen, daß die Redensart „bei den teuren Fleischpreisen" jemals wieder ihre Geltung verlieren werde. Das Fleisch kann schwerlich jemals wieder ein billiges Nahrungsmittel werden, weil zur Erzeugung von Fleisch verhältnismäßig viel Grund und Boden erforderlich ist und Grund und Boden bei zunehmender Bevölkerung immer teurer wird. Professor Beketoff aus Petersburg hat in seiner Schrift „Die Ernährung des Menschen in der Gegenwart und in der Zukunft" das Gesetz formuliert: „Die Zahl der Menschen steht zu der Zahl der Haustiere in einem umgekehrten Verhältnis. Mit der Ausbreitung des Ackerbaues, der Industrie und der Zivilisation bei entsprechender Vermehrung der Bevölkerung wird zuerst die relative, aber hernach auch die absolute Zahl der Haustiere sich vermindern. Der Mensch wird durch die Umstände zu vegetarischer Nahrung gezwungen." — Schon Alexander von Humboldt sagte, daß auf einer Bodenfläche, wo zehn Menschen von Cerealien (Pflanzennahrung), nur einer von Fleisch leben kann, also Fleisch zehnmal teurer als Brot zu stehen kommt.

Ein Abschnitt aus einer kleinen Flugschrift von B. Buerdorff („Die volkswirtschaftlichen und weltpolitischen Folgen des Fleischirrtums") wird das eben Gesagte noch klarer veranschaulichen: „Die Wissenschaft hat ausgerechnet, daß bei dem heutigen Wirtschaftsbetriebe 1 ha Land im Deutschen Reiche 1600 kg Weizen hervorbringt oder soviel Viehfutter, daß davon 83,5 kg Fleisch im Stalle großgezogen werden können. Nach Adam Riese bringt also 1 ha Land 19 mal mehr Weizen hervor als Fleisch. Die Fleischsucht ist also eine 19fache Verschwendung des Bodens gegenüber dem Weizenbau. Es kommt aber noch besser! Bestes mageres Rindfleisch enthält 72% Wasser, also 28% Trockensubstanz, die für die Ernährung der Fleischesser allein in betracht kommen kann. Weizen hingegen enthält 15% Wasser, also 85% Trockensubstanz. An Trockensubstanz (die meist verdaulich ist), also an Nährstoff bringt demnach 1 ha Land entweder 23,5 kg in Form von Fleisch oder 1360 kg in Form von

Weizen hervor, d. h. 60 mal mehr Nährstoff in Form von Weizen als in Form von Fleisch." Nun wird man einwenden, daß nicht alles Land, das sich zur Viehweide eignet, guter Ackerboden ist und Weizen liefern kann. Gewiß nicht; aber jedenfalls ließe sich doch manche Viehweide in ertragreiches Ackerland oder in einen fruchtreichen Obstgarten oder in ein gut bestelltes Gemüseland umwandeln, und man würde daraus mehr Nährwerte in pflanzlicher Form erzielen als bei der Viehzucht. Man berücksichtige ferner, wieviel Bodenfläche nur zur Erzeugung von Viehfutter angebaut wird. Im Novemberheft 1908 der „Preußischen Jahrbücher" hat Dr. Behrend einen Aufsatz über die Kartoffel im Kriege veröffentlicht. Nach den statistischen Angaben des Verfassers werden von einer normalen Ernte von 430 Millionen Doppelzentner Kartoffeln verwertet zur normalen Ernährung 120 Millionen Doppelzentner, zur Verfütterung 176 Millionen Doppelzentner, um nur diese beiden Verwendungen in Vergleich zu stellen. Also bedeutend mehr Kartoffeln werden zur Fütterung des Viehs als zur Ernährung des Menschen verwendet. Nun mag man über den Nährwert der Kartoffel, besonders vielleicht der Futterkartoffel, geringschätzig denken, aber ein Umweg ist es und bleibt es, erst so und so viel pflanzliche Nahrungsstoffe zu ziehen, sie aber nicht direkt zur Ernährung des Menschen zu verwerten, sondern erst in Tierfleisch sich umsetzen zu lassen. Wieviel Flächen werden mit Kohl, Rüben, Mais usw. nur zur Fütterung des Viehs bebaut, wo doch diese oder andere Nahrungsmittel den Menschen unmittelbar gut ernähren könnten. Das ganze Verfahren ist so umständlich und, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, so verschwenderisch, wie wenn jemand nicht ohne weiteres Holz zum Heizen gebrauchen wollte, sondern erst umständlich einen Schrank daraus zimmerte und dann mit dessen Teilen den Ofen feuerte. Die Vegetarische Warte druckte 1910 in Heft 4 einen Aufsatz aus der Täglichen Unterhaltungsbeilage, Berlin 3. Februar ab (zu welchem Blatte die Beilage gegeben wird, ist leider nicht ersichtlich). Es heißt darin: „Jordan, ein hervorragender Sachverständiger in diesen Dingen, dem ein großes Werk über die Fütterung der Haustiere zu danken ist, hat berechnet, daß bei der Züchtung von Rindvieh oder Schafen nur $2^2/_3$ vom Hundert der von dem Tiere verbrauchten verdaulichen organischen Stoffe als Nahrungsmittel für die Menschen in den eßbaren Teilen des Tieres wieder zum Vorschein kommen. Als erheblich nützlicher erweist sich bei einer derartigen Rechnung die Schweinezucht, aber auch bei dieser ist der Betrag der in dem Fleische enthaltenen Nährstoffe des Futters nur etwa $15^1/_2$ vom Hundert. Daraus ergibt sich vor allem die Folgerung, daß es bei einem beginnenden Getreidemangel nicht mehr möglich sein wird, irgendwelche Früchte

des Feldes, die unmittelbar für die menschliche Ernährung brauchbar sind, als Viehfutter zu verwenden; denn das hieße geradezu den Kindern das Brot nehmen und es den Tieren vorwerfen. Die Verschwendung an Nährstoffenergie mit Rücksicht auf den Menschen ist bei dieser Umwandlung gar zu groß."

Man liebt es ja, das Schwein als die Sparkasse des kleinen Mannes zu bezeichnen. Aber die Abfälle, mit denen er das Schwein füttert, würden auch als Dungstoffe für sein Ackerland guten Dienst tun, und der Raum, den der Stall einnimmt, würden in vielen Fällen gut zur Vergrößerung des Hauses oder Hofes oder Gartenlandes benutzt werden können. Und daß die unmittelbare Nähe des Stalles beim Hause mancherlei gesundheitliche Nachteile mit sich führt, braucht ja nur angedeutet zu werden. Es ist ein schlechter Rat, wenn man bei der jetzigen Fleischteuerung sagt, es müsse bei uns in Deutschland noch mehr Vieh gezüchtet werden. Vielleicht werden sich aber die Kaninchenzuchtvereine doch noch besonderer Gunst erfreuen, weil sie doch auch „Fleisch" liefern. Vielmehr sollte man die prächtige Regel ins Herz des Volkes schreiben:

Auf jeden Raum, auch noch so klein,
Pflanz einen Baum, er bringt dir's ein!

Bei dem heutigen Stand unserer physiologischen und volkswirtschaftlichen Kenntnisse ist es ein Mißbrauch oder eine willfährige Nachgiebigkeit gegen die herkömmliche Fleischüberschätzung, die Fleischteuerung als Fleischnot zu bezeichnen, und man sollte die Gelegenheit benutzen, Aufklärung über die Entbehrlichkeit des Fleisches in die weitesten Kreise zu tragen. **Dr. phil. G. Schläger.**

Was andre sagen

Über Land und Meer. (Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Rudolf Presber, Berlin. — Verlag: Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart). 55. Jg. Nr. 15.

Die Konkurrenz der Geschlechter im Berufsleben. Von Dr. Gertrud Bäumer.

„..... Unsere letzte Berufszählung zeigt uns, daß der Anteil der erwerbstätigen Männer im Verhältnis zur männlichen Gesamtbevölkerung in den letzten Jahren nicht mehr zugenommen hat. Das bedeutet, daß im großen ganzen jeder erwerbsfähige Mann in Deutschland auch in der Tat erwerbstätig ist, daß also die männliche Erwerbstätigkeit einer Steigerung nicht mehr fähig ist. Das bedeutet ferner, daß die Frauen, ganz generell betrachtet, durchaus unentbehrlich sind, um die Aufgaben der deutschen Volkswirtschaft zu lösen. Wären sie nicht verfügbar, so müßte man auswärtige

Arbeiter ins Land ziehen, noch mehr, als es heute schon geschieht. Die Vermehrung, das ungeheure Anwachsen der weiblichen Erwerbstätigkeit drückt aus, daß die deutsche Volkswirtschaft die weiblichen Hände b r a u c h t.

In der Landwirtschaft ist das ohne weiteres klar. Soweit die Zunahme der Frauenarbeit dort eine tatsächliche ist (nicht nur eine scheinbare durch andere Zählmethoden), hängt sie zusammen mit der Abwanderung des Mannes nach der Stadt. Von einer Konkurrenz kann hier nicht die Rede sein und ist auch wohl nicht die Rede.

In der Industrie liegt die Sache natürlich etwas anders. Hier kann es schon geschehen, daß die Frauen Männer verdrängen. Aber alle Untersuchungen darüber haben doch immer wieder gezeigt, daß Männer nur dann durch Frauen ersetzt werden, wenn zugleich eine technische Veränderung der Arbeit sich vollzieht, durch die vielleicht schwerere oder schwerer zu erlernende Arbeiten durch mechanischere und leichtere ersetzt werden. Nicht das Angebot weiblicher Arbeitskräfte, sondern techni s e Umgestaltungen sind die Ursache, daß aus Männerarbeit Frauenarbeit wird. Es wird kaum je in der Industrie vorgekommen sein, daß irgendwelche hochqualifizierten Arbeiter bei unveränderter technischer Gestaltung ihrer Arbeit durch Frauen ersetzt worden wären. Im allgemeinen zeigt die Industrie eine deutliche Arbeitsteilung, die eine eigentliche Konkurrenz ausschließt und bei der die Frauen die leichteren und feineren, die Männer die schwereren, aber auch diejenigen Obliegenheiten zugewiesen bekommen, die eine größere technische Vorbildung voraussetzen.

Am heftigsten wird auf die Konkurrenz der Frauenarbeit gescholten in den kaufmännischen Berufen. Und doch handelt es sich auch hier, genau besehen, um eine Arbeitsteilung, bei der der Frau die für sie geeigneteren Zweige des kaufmännischen Berufes zufallen. Daß dazu die Kunst des Verkaufens gehört, ist wohl nachgerade unbestritten. Ohne Zweifel gibt es unzählige tüchtige Verkäufer. Ob sich aber entsprechend dem unbegrenzten Bedürfnis des Handels so viele Männer finden würden, die gerade die besonderen Eigenschaften für diesen Beruf, gewandte Einfühlung in die Wünsche des Käufers, Zuvorkommenheit und gute Umgangsformen, besitzen, ist sehr zweifelhaft. Bedingung ist natürlich auch für die Frau, daß dieser Beruf erlernt wird.

Im ganzen wird man sagen dürfen, daß die Frauenarbeit im Handel gleichfalls die Folge einer Spezialisierung ist, durch die gewisse, für Frauen besonders geeignete Arbeitszweige im Handel entstanden sind. .... Dabei sei darauf hingewiesen, daß etwas Ähnliches auch von der jüngst so viel getadelten Vermehrung der weiblichen Stellen im Postdienst gilt. Auch hier handelt es sich vielmehr um eine Veränderung der Arbeitsorganisation selbst, durch die ehemals höhere Berufsstellen zerlegt wurden in subalterne Arbeitsformen . . . ."

Rund um uns

Der Wert des Träumens. Nicht das unbewußte Träumen meine ich, das uns im Schlafe überfällt, ohne daß wir es wollen. Nein, ich will von dem Zustand sprechen, da man mit offenen Augen träumt, da man Luftschlösser baut und sich märchenhafte Gedanken und Gestalten vorgaukeln läßt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieses Vor-sich-hin-träumen ist nutzlos und gefährlich, sagen die einen: Man sollte seine Zeit besser anwenden als mit Prinzenträumerei und Luftschlösserbau. Wir sind Gegenwartsmenschen, nicht Luft- und Zukunftsphantasten!

Die so sprechen, sind die Minutenkünstler, die Hetzmenschen, die nach einem bestimmten Zeitensystem ihr Leben einrichten, ohne dabei zu bedenken, daß der Mensch auch mindestens ein Stündlein am Tage für sich selbst nötig hat, um mehr als nur Berufs- und Gesellschaftsmensch zu sein.

Ja gewiß, solch einsame Stunde ist nötig, solche Stunde, in der man einmal nichts weiter tut, als träumen, immer nur träumen. Wovon träumt man aber? Von dem, was war, was ist und was sein wird. Und von dem letzteren am meisten.

Was wollten wir doch? Wir vergaßen es wohl im Strudel der minutenhaften Geschäftigkeit und handelten daher nicht nach unserem Willen, sondern nach unserer jedesmaligen Eingebung. Aber wir wollten etwas ganz Anderes, etwas Großes, etwas Hervorragendes. Und nun träumen wir — und richtig, da gaukelt es wieder an uns heran, und wir sehen, daß es unser Wunsch, unser Wille ist. Und aus dem Willen erträumen wir uns eine Zukunft. Wir aber sind Helden, starke tatkräftige Helden und wohnen auf einem hohen wettertrotzenden Schloß.

Was schadet es, daß dieses Schloß ein Wunsch-Schloß ist, was schadet es, daß wir nicht wirklich die Helden sind, als die wir uns im Traume sehen? Ists nicht genug, daß wir in solchen Stunden des Träumens unseren Willen klar erkennen, um aus ihm heraus die Taten zu erzeugen? — Man vergißt oft, daß die Gedanken, in die wir uns einspinnen, auf unseren äußeren Lebensgang einen entscheidenden Einfluß haben. Mögen diese Gedanken gut oder schlecht sein, sie erheben oder erniedrigen unsere Seele, ohne daß wir uns dessen bewußt werden. Die Träumerei ist die Mutter der Ideen, und Luftschlösserbau ist eine Kunst, die der Mensch erlernen muß, um Paläste auf Erden errichten zu können.

Freilich, Träumerei kann leicht zu weit führen, besonders bei Menschen, die Anlage zur Phantasterei haben. Sie können dann Träumerei und Wirklichkeit nicht unterscheiden und glauben schon zu sein, was sie erst zu werden wünschen. Denen möchten wir das Träumen daher nicht angeraten haben; lieber wollen wir ihnen ein satirisch Verslein von Wilhelm Busch vorlegen, das ihnen zur Belehrung dienen mag:

„Wenn einer, der mit Mühe kaum
Gekrochen ist auf einen Baum,
Schon meint, daß er ein Vogel wär,
So irrt sich der."

Dr. H. G. Schmaltz.

Wandervogel, Lehrer und Alkohol. In Göttingen besteht eine Wandervogelgruppe an höheren Schulen, die dem Bund „Alt-Wandervogel, E. V." angehört. Die Jungen hatten sich gewöhnt, auf Fahrten Bier oder andere alkoholische Getränke nicht zu genießen. Schließlich wünschte die Führerschaft eine Satzungsbestimmung, die Alkohol auf Fahrten grundsätzlich ausschloß.

Die Satzungen der Wandervögel werden von dem Organ gemacht, das den Wandervogel nach außen vertritt und ihn finanziell stützt, dem sogenannten E(ltern)- u(nd) F(reundes)rat. Er besteht in Göttingen aus Eltern von Wandervögeln, Lehrern und (zur Zeit dieser Ereignisse noch) aus Studenten. Man sollte meinen, der „Eufrat" hätte freudig der Bitte der Schüler um jene Satzungsänderung zugestimmt. Mancher Vater, manche Mutter ist wohl schon einmal in Sorge gewesen wegen des Sohnes: auf der Landstraße steht alle paar Kilometer ein Wirtshaus; Jugend hat keine Tugend ... Hier war nun die Jugend aus sich heraus bereit, zu verzichten und den Verzicht öffentlich zu erklären. Wenns auch eine Kleinigkeit war; ein bischen Heroismus steckte drin,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und warum sollte man den nicht anerkennen?

Für sich allein hätten Eltern sicher so überlegt; da aber erfahrene Pädagogen im „Eufrat" saßen, war nichts natürlicher, als daß sie deren Ansicht folgten. Nun aber können wohl manche Pädagogen nicht dulden, daß Schüler es wagen, einem Genußmittel gegenüber eine entschiedenere Stellung einzunehmen, als sie ihnen erlauben. Sie gestatten den Schülern in einer gewissen Entfernung von der Stadt Wirtshausbesuch, ohne sie auf Limonade und Milch zu beschränken; warum also päpstlicher sein als der Papst und pädagogischer als diese Lehrer? Kurz und gut: auf Betreiben der Lehrer hat die „Eufrat"-Versammlung den Wunsch der Schüler abgelehnt und es bei den „bewährten Grundsätzen" gelassen.

Man kann es den Eltern, die gegen den Wunsch ihrer Söhne stimmten, nicht verdenken, daß sie den Fachleuten folgten. Erwartet jemand, daß ein Vater seinen Sohn für klüger hält als den Lehrer? — An den Lehrern also bleibt die Schuld an dem Beschlusse haften. Sicher würden diese Lehrer bei eingehender Erörterung der Angelegenheit Manches zu ihrer Entschuldigung anzuführen wissen. Aber ebenso sicher ist, daß sie den Wunsch der Schüler erfüllt hätten, wenn sie auf dem Gebiete der Alkoholfrage besser bewandert gewesen wären*).

Hans Bauer.

---

*) Für diejenigen unserer Leser, die den Wandervereinigungen fernstehen, sei bemerkt, daß der „Wandervogel, Bund für deutsches Jugendwandern, e. V." (jetzt der größte Wandervogel-Verband), grundsätzlich Alkohol und Taba auf seinen Wanderfahrten ausschließt, während der „Alt-Wandervogel" diesen Grundsatz nicht in seine Satzungen aufgenommen hat.

Daß übrigens manchem Lehrer, der noch in alten Anschauungen steckt, die Alkohol verachtende Jugend unheimlich zu werden beginnt, finden wir begreiflich. Nun gar in Göttingen, wo seit alters her Trinken Trumpf war! Hier scheint es ganz schlimm zu sein: Zeigte uns doch jüngst unser Freund Dr. Bonne, der bekannte Verfasser des Romans „Im Kampf um die Ideale", eine „Bierkarte" — nein, nicht doch! eine ganz saubere, leserlich geschriebene Postkarte, die man ihm aus Göttingen gesandt hatte. Darauf standen die denkwürdigen Worte: „Ich durchlebe einen weltgeschichtlichen Augenblick, eine Abiturientenkneipe ohne Alkohol!"

Wandervögel, die nicht trinken wollen; Abiturienten, die den Alkohol von ihrem Kneiptische verbannen! — Und da soll den alten Herren, denen die neue Zeit dergestalt über den Schädel stürmt, nicht wunderlich zu Mute werden?

Vortrupp

Vom Alpinismus. Der Alpinismus entspringt dem Streben nach möglichst hoher Entwicklung aller geistigen und körperlichen Eigenschaften, das heißt nach Ausbildung des ganzen Menschen durch sportliche Betätigung, deren eigentümlichen Inhalt und Grenzen die Bergwelt bestimmt.

Die Alpinistik vermittelt uns zunächst eine Reihe von naturwissenschaftlichen und anderen Kenntnissen, die das Stadtkind nur bei praktischem Anschauungsunterricht sich anzueignen vermag. Doch weit mehr ruht die Bedeutung des Alpinismus in der ungewöhnlichen Schulung des Willens und des Körpers, der sich seine Anhänger unterziehen müssen. Die Schranken, die dem Einzelnen gezogen sind, sind zwar verschieden, aber je nach der persönlichen Veranlagung gebieten sie dem Alpinisten bald früher, bald später ein Halt, das nur durch Entwicklung aller Kräfte hinausgeschoben werden kann.

Es hat lange ein erbitterter Streit um die Frage getobt, ob die führerlose Hochtouristik berechtigt ist oder nicht. Das Problem ist einfacher als es scheint. Die Lösung läßt sich kaum allgemein, sondern nur für jeden einzelnen Fall im besonderen geben. Allgemein kann nur das eine gesagt werden, daß mit dem Anwachsen der Schwierigkeiten an und

für sich die erzieherischen Wirkungen gesteigert werden und daß, wenn die Leistungsfähigkeit des Alpinisten mit ihnen im gleichen Verhältnis zunimmt, ein bedeutender kultureller Wert in der führerlosen Hochtouristik steckt. Es scheint nun ein Kennzeichen für das Verhältnis zwischen Schwierigkeiten und Leistungsfähigkeit zu geben, und das ist die mehr oder weniger hohe Bergfreude, dieses machtvoll gesteigerte Lebensgefühl. Für jeden Einzelnen besteht hier ein anderes Verhältnis, aber wo die Ausbildung der Kräfte nicht durch das Sinken der Bergfreudigkeit gehemmt wird, ist die Steigerung der alpinen Leistungen als lebensbejahendes Element zu betrachten. Bergfreudigkeit aber ist das Beste, was uns der Alpinismus zu geben vermag, und an ihm als höchstem Werte sind alle anderen zu messen.

Gegen die Harmonie, die zwischen Leistungsfähigkeit und Schwierigkeiten bestehen muß, wird häufig, und nicht am wenigsten von Akademikern, verstoßen. In alpinen Kreisen hat immer mehr eine Renommisterei um sich gegriffen, die Gipfel wie Reklamemarken sammelt. Ohne Schulung, ohne Übung werden Rekordleistungen unternommen, bei denen nur die möglichste Schwierigkeit des Zieles den Maßstab abgibt. Aber mit welchen Mitteln und in welchem Zustand mancher „Hochtourist" den Gipfel erreicht, bleibt dann meist besser ununtersucht. Von Bergfreudigkeit jedenfalls ist hier wenig zu spüren, man sieht ganz im Gegenteil recht deutlich die Spuren mangelnder hochtouristischer Übung, und wenn wir uns alle die lächerlichen Bilder vergegenwärtigen, die uns auf einer Alpenfahrt begegnen, so ist es uns völlig klar, welche kulturfeindlichen, lebensvernichtenden Wirkungen die Hochtouristik zeitigen kann. Es ist darum eine Selbstverständlichkeit, sich vor derartigen alpinen Verirrungen zu hüten, die geeignet sind, Kraft und Schaffensfreude zu rauben.

Ganz im Gegenteil hierzu findet sich auch im alpinen Wandern, im Dahinschlendern über die grauen Joche und die grünen Wiesen, im beschaulichen Betrachten der Hochgebirgsnatur eine unerschöpfliche Kraftquelle. Mag sie für einzelne, denen das Herz erst aufgeht, wenn der Gipfelwind um sie pfeift, auch weniger reich fließen, so werden doch Alle Freude in ihr finden. Die Freischärler, Freiländer und Freistudenten wissen es genau, was ihnen die Berge auf einfacher Fahrt nach Wandervogelweise schenken, und wenn sie sich auch bemühen, ihre jungen Gefährten zum Hochtouristen heranzuziehen, so vergessen sie darüber nie die geheimnisvollen Reize, die ihnen die Alpenwelt in ihrer Wehmut und in ihrer Kraft schon auf schlichter Wanderung gibt. **Herbert Weil.**

Zur Breslauer Jahrhundertfeier. Die deutsch-akademische Gemeinschaft, Ortsgruppe Nr. 9 des J. O. G. F. N. in Wien bittet uns, bekanntzugeben, daß sie ebenso, wie die Mehrzahl der übrigen neuzeitlichen deutschen Studentenverbindungen, gegen den in Breslau geplanten Festkommers (vgl. Vortrupp Nr. 6) Verwahrung einlegt. **Vortrupp.**

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg: Vom Kongo zum Niger und Nil. Berichte der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910—1911. 2 Bände mit über 400 Abbildungen, 20 bunten Tafeln und 6 Karten. Geb. M. 20,—. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge: Der Kampf der Parteien um die Jugend, M. 1,50. Otto Liebmann, Berlin.

Aegeler, M. S.: Drei Märchen. Curt Wigand, Berlin.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 10 16. Mai 1913

Volkshygiene und Schulreform.

III.

Wenn ich höre oder lese, daß die meisten Menschen heute im Zeitalter des Maschinen- oder Großbetriebes bei ihrer Arbeit innerlich verkümmern, da sie nichts Ganzes mehr schaffen können, sondern im ewigen Einerlei nur noch Teile, oft winzig kleine Teilchen vom Ganzen schaffen und oft auch nicht sehen, wie die geschaffenen Teile zum Ganzen gefügt werden, dann steigt ein Bild vor mir auf, das sich mir unauslöschlich eingeprägt hat: Ich besichtigte nach glücklich verlebter Jugend auf dem Lande zum erstenmal in einer Großstadt eine Fabrik. Eine Bürstenfabrik wars. Nachdem sich das Ohr einigermaßen an das Surren, Sausen und Klappern der Maschinen gewöhnt hatte, stand ich lange bei einem Arbeiter und sah zu, wie er mit schnellem Griff ein zurechtgeschnittenes und -gehobeltes Stück Buchenholz erfaßte und es unter den ewig kreisenden Bohrer hielt, der nun in rasender Gefräßigkeit ein Loch neben das andere in das Holz machte. Dann flog das Stück zur Seite, um von einer andern Maschine weiter bearbeitet zu werden, und ein neues mußte heran. Da legte sich mir plötzlich die Frage schwer aufs Herz: Wenn deine Wiege nun in der Arbeiterhütte gestanden hätte statt im Bauernhaus, und du wärst vom Schicksal verurteilt, diese gefühllose Maschine zu bedienen, immer denselben Handgriff zu tun, 10 Stunden am Tag, die ganze Woche, das Jahr, 10 Jahre —. Da wandte ich mich rasch zum Gehen. Damals ging mir ein Verständnis auf für die traurige Tatsache, daß unsere glänzende Zeit viele Menschen zu Sklaven der Maschine gemacht hat, zu Teilmenschen, die immer nur ein Stückchen ihres Ich bei der Arbeit in Tätigkeit treten lassen können und denen darum auch die rechte Arbeitsfreude fehlen muß.

Nun hätte man denken sollen, daß die Schule diese traurige Tatsache begriffen hätte, denn sie wollte doch für das Leben vorbereiten. Also hätte sie doch auch dieses Leben studieren müssen. Und sie hätte sich sagen müssen, vor 20, 30 Jahren schon: Weil die Menschen bei der weitgehenden Arbeitsteilung verkümmern, wollen wir wenigstens darauf achten, daß in der Schule keine kind-

lichen Anlagen und Kräfte unentwickelt bleiben. Denn sonst kommen zwei Übel zusammen.

Aber die Schule hat bis auf die jüngste Zeit diesen Schluß nicht gezogen. Und zwar, weil sie selber so eine Art Fabriksystem war. Nicht bloß in ihrem ganzen Aufbau mit den vielen Klassen, Lehrplänen, der weitgehenden Fächerteilung, sondern auch die Arbeit in der Klasse, in jeder Stunde, war so eine Art Maschinenbetrieb: der Lehrer die rastlos arbeitende Maschine, die in schneller Folge Frage auf Frage auf die stillsitzende Klasse losschoß und dadurch herrisch den Gedankengang der Kinder dirigierte, die Kinder die unselbständigen Handlanger, die durch ihre Antworten Handgriff auf Handgriff tun mußten, wie es die Maschine verlangte, um ein Produkt zu erzeugen, das man Wissen nannte. Aber dieses Produkt war — wie leider viele Erzeugnisse der Maschinen — keine Qualitätsware. Es ging bald darauf wieder in Stücke. Aber die Kinder hatten es doch „gehabt". Wie weltfremd die Schule gewesen ist, erhellt aus der einen Tatsache, daß sie ganz vergessen hat, die kindliche Hand geschickt zu machen, obwohl sie unausgesetzt predigte: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben". Die Hände mußten ja still gehalten werden!

Wie viel kindliche Anlagen bei diesem Betrieb verkümmert sind, das erkennt man jetzt erst, wo die Schule anfängt, eine natürliche Art des Lernens zu pflegen, nachdem sie vorher die Kinder beobachtet hat, wie sie sich außerhalb der Schulzeit und vor allem im vorschulpflichtigen Alter die Umwelt erobern. „Pädagogik vom Kinde aus" nennt man darum diese neue Richtung. Götze, Wolgast, Gurlitt, Gansberg, Scharrelmann, um nur einige Namen zu nennen, waren hier die pädagogischen Pfadfinder.

Welche erstaunliche Ausdauer zeigt schon das kleine Kind bei den Versuchen, die Sprache in die Gewalt zu bekommen, sie gebrauchen zu lernen, wie man ein Handwerkszeug gebraucht. Und dann treibt es ein unausgesetztes Frage- und Antwortspiel mit der Heimat. Alles Neue wird mit Interesse beobachtet. Und sofort ist das Kind dann mit einer Frage da. Nein, mit zehn Fragen, sodaß wir oft garnicht wissen, woher wir die Antworten nehmen sollen. Und dann versucht es, das Gesehene, Erlebte nachzuschaffen im Spiel, im sprachlichen und mimischen Ausdruck, mit der Hand. Das gesunde Kind ist von Natur selbsttätig, ist schöpferisch auch da, wo es aufnimmt. Es will aus innerstem Drange heraus vorwärts. Was liegt näher für die Schule, als dafür zu sorgen, daß dem Kinde während der Schulzeit diese ihm ureigene Art des Lernens, diese innere Aktivität, erhalten bleibt. Dieser Gedanke ist so verblüffend einfach, daß man sich nicht mehr zu wundern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

braucht, daß die Schule so lange nicht darauf verfiel — denn alles Einfache sehen die Menschen immer zuletzt. Heute durchstreift man mit den Kindern der Unterklasse die Heimat, um ihnen Gelegenheit zu geben, die bereits erworbenen Anschauungen zu klären und neue unter den Gefühlsschwingungen des Erlebnisses als bleibendes Eigentum dazu aufzunehmen. Man stellt den stets regen Beschäftigungstrieb in den Dienst der Erziehung, indem man den Kindern gestattet, mit den Händen tüchtig zu arbeiten, zu formen, zu malen, Gegenstände mit der Schere auszuschneiden. Man läßt die Sprachkraft der Kinder dadurch wachsen, daß sie Selbsterlebtes oder Erdachtes in der Schule wie im Hause frei wiedergeben. Man erhält durch Singen und Spielen von alten Volkskinderliedern, durch Märchenerzählen und -darstellen den im Kinde lebendigen Sinn für Poesie wach. Und man wartet mit dem Lesen und Schreiben so lange, bis im Kinde dafür ein Bedürfnis vorhanden ist und sieht, daß die Kinder sich dann diese Künste viel schneller und schmerzloser und gründlicher aneignen als früher. Und diese dem Kinde natürliche Methode des Lernens wendet man auch auf den späteren Stufen an, im Physikunterricht z. B., indem aus der Klasse eine Arbeitsgemeinschaft wird, die selbständig Versuche anstellt und sich die neuen Erkenntnisse selbst erobert, statt daß sie ihnen angelernt werden. Es geht zu weit, das alles auszuführen. Denn es handelt sich ja hier nur um die Entwicklung des neuen Unterrichtsgrundsatzes, den man nun kurz so formulieren kann: In der neuen Schule muß das Kind selbst an seiner eigenen geistigen (auch sittlichen und körperlichen) Vervollkommnung arbeiten, was es ja doch von Natur will.

Uns liegt es hier ob, die Beziehungen zwischen der Schulreform und der Volkshygiene aufzuzeichnen. Was haben wir, die wir für die Gesunderhaltung oder Wiedergesundung unserer Volkskraft arbeiten, für unsere Aufgabe von dieser „Pädagogik vom Kinde aus" zu erwarten? Die neue Schule will alle Kräfte des Kindes sich harmonisch entfalten lassen, will ganze Menschen erziehen. Und die brauchen wir. Die neue Schule will im besonderen das edelste Organ des Menschen, das Auge, wieder pflegen und verhindern, daß so viel Worthelden in der Welt herumlaufen, die „mit den Ohren sehen". Das kann uns nur lieb sein. Weil die neue Schule so sehr das Selbstsehen und Selbsttun betont, wird sie mehr und mehr dazu gedrängt, die Heimat mit ihrem Bildungs- und Kulturgehalt in den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts zu stellen. Und darum dürfen wir hoffen, daß die neue Generation heimatfroher wird als die jetzige. Die neue Schule will nicht Menschen züchten, die satt sind, weil sie schon „alles gehabt" haben, sondern

die geistig hungert und dürstet nach den Schätzen unserer Kultur. Und — das liegt schon darin, soll aber als Hauptsache am Schluß besonders hervorgehoben werden — sie erzieht Menschen mit innerer Aktivität, mit Tatkraft, die beherzt sich mit dem Leben auseinandersetzen. Das schwellt unsere Hoffnung. Wie viel Kraft müssen wir Lebensreformer verschwenden im Kampf gegen die Gedankenträgheit der Masse, die am Althergebrachten hängt, auch wenn sie sich äußerlich noch so modern gibt, und sich scheut, umzulernen. Ein Beispiel dafür: Da verschlingt die Nordsee ein Torpedoboot mit 70 wackeren Seeleuten. Alle Zeitungen bringen Beileidartikel, überall spricht man bedauernd von dem Unglück und berät, wie solche Unfälle in Zukunft zu vermeiden seien. Das ist patriotische Pflicht, und es wäre schlimm, wenn wir nicht so dächten. Aber warum läßt uns dann die Tatsache so kalt, daß unserem Volk jährlich weit über 300000 Säuglinge sterben? Daß der Tod Tag für Tag rund 1000 zukünftige Staatsbürger niedermäht? Dazu kommen noch 60000 Totgeburten. Muß denn das so sein? Warum sinnen wir hier nicht immer wieder über Mittel und Wege nach, diese riesige Zahl zu vermindern, warum helfen wir nicht energisch? Es sind ja nur Säuglinge, denkt vielleicht der Bierphilister und trinkt ruhig seinen Dämmerschoppen, und früher sind ja noch mehr gestorben — —.

Die neue Generation ist empfänglicher für unsere Ideen. Man denke nur an die Wandervogelbewegung, an die verschiedenen Jugendbünde gegen den Alkoholismus. Und sie wird noch empfänglicher sein, wenn sich erst die Gedanken der modernen Schulreform überall durchgesetzt haben. Und darum ist die Jugend trotz der vielen, vielen Kinder, die körperlich, geistig und sittlich entartet sind, doch unser Stolz und unsere Hoffnung! **Otto Kampe.**

Alkoholfreie Jugenderziehung.

„Es haben hier schon viele Kongresse stattgefunden; aber soviel wie hier ist noch auf keinem geredet worden!" sagte mir lächelnd ein Diener im Preußischen Abgeordnetenhause während des Ersten deutschen Kongresses für alkoholfreie Jugenderziehung in der diesjährigen Osterwoche. Der Mann hatte recht. Den Führungsvortrag durch die kleine und gut unterrichtende Ausstellung eingeschlossen, bot die Leitung den Zuhörern an drei Tagen insgesamt 23 Vorträge. Wenn trotzdem das Haus ständig stark besetzt war, so liegt allein in dieser Tatsache ein Beweis für die hohe Werbekraft des Gedankens, unsere Jugend alkoholfrei zu erziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwischen der ersten Anregung zur Einberufung eines solchen Tages (auf dem Londoner Kongreß gegen den Alkoholismus) und der endlichen Ausführung liegt eine recht lange Spanne Zeit. Aber Maria Lischnewska, „die Mutter des Kongresses", wie Studienrat Hartmann sie am Schlusse der Verhandlungen in einer kleinen Dankesrede nannte, wird an dem Tage ihre helle Freude gehabt haben. Was lange gewährt hatte, war wirklich gut geworden. Wer nach Berlin gefahren war in der Erwartung, etwa 300 Teilnehmer versammelt zu finden, war angenehm enttäuscht, wenn er hörte, daß weit über 1300 Eintrittskarten abgefordert worden seien, und zwar von Hörern aus allen Teilen des deutschen Sprachgebietes. Der rührigen und musterhaft eingerichteten Kanzlei des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke war es gelungen, alle alkoholgegnerischen Verbände bis auf einen für die Tagung zu gewinnen. In der Frage alkoholfreier Erziehung der Jugend gibt es keinerlei Gegensätze zwischen den alkoholgegnerischen Verbänden der verschiedensten Richtungen. So stark ist schon die Macht des Gedankens in Deutschland, daß in diesem Punkte sich selbst die Brauer und Brenner, um „das gute Gesicht" zu wahren, mit süß-säuerlicher Miene auf die Seite der Alkoholgegner stellen.

Eines war verwunderlich: daß es dem großen Einflusse des genannten Vereins nicht gelungen war, eine größere Anzahl deutscher Staaten zu bewegen, sich amtlich zu beteiligen. Auch Herr von Bethmann-Hollweg (als Protektor) und Herr von Trott zu Solz (als Leiter des Preußischen Ministeriums für Kultus und Unterricht) hätten wohl persönlich kommen dürfen. Nicht vertreten war auch die freie und Hansestadt Hamburg, die sonst den Ruf genießt, als Staat unter allen deutschen Vaterländern am meisten für die Nüchternheitssache zu tun. Immerhin waren noch 14 Gemeinden (darunter Troppau in Österreichisch-Schlesien) und 15 Verbände für Jugendpflege vertreten.

Es verbietet sich an dieser Stelle, den einzelnen Reden gerecht zu werden; sie sollen einen stattlichen Band füllen, den man mit Nutzen lesen wird. Recht mangelhaft war die Anteilnahme der Presse, die sich freilich darüber beklagte, einer „Epidemie von Kongressen" gegenüberzustehen. Vielleicht ist auch die übliche Form der Berichterstattung bei der tatsächlich vorhandenen Überfülle von Tagungen und Versammlungen verschiedenster Art nicht mehr haltbar.

Den Höhepunkt des ersten Tages — Prof. Weygandt und Stadtschulrat Jensen hatten trefflich vorgearbeitet — bildete Prof. Niebergalls Rede: Wer die Jugend liebt, der haßt den Alkohol! Dieses Wort klang weiter hinein durch die Verhandlungen aller

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tage. Er kennzeichnete den Alkoholismus als den Gegner jeder religiös-sittlichen Erziehung und zugleich als ihren gefährlichsten Wettbewerber. Mit Goethe (in seiner pädagogischen Provinz) führt Niebergall alles, was im seelischen Leben groß ist, auf die Ehrfurcht zurück vor dem, was über uns, neben uns und unter uns ist. Der angeheiterte Herr Papa könne keinen Anspruch auf Ehrfurcht machen, auch nicht der aufgedunsene Lehrer höherer Lehranstalten, dem mit verständnisinnigem Schmunzeln der Primaner auf seinen Bierwegen folgt, ebensowenig wie der Pfarrer, der von Hochzeiten und Kindtaufen nicht ganz lotrecht heimkehrt: Der Urgrund aller Religion als seelischer Erscheinung entstamme aus dem tiefsten Grunde seelischer Not und Verzweiflung. Niemand könne in die Tiefen der Religion niedersteigen, der nicht einmal an der Grenze der Verzweiflung gestanden habe. Der Tiefdruck löse einen seelischen Hochdruck aus und zeige die Rettung den Verzweifelten. Sittlichkeit kenne niemand, der nicht mit sich gekämpft, nicht aus der Feigheit in die Höhe gestiegen sei, wo wir das Leben froh und heiter in die eigene Hand nehmen. Der Alkohol sei ein böser diabolischer Wettbewerber des religiösen Lebens, weil er über Not und Verzweiflung hinwegtäusche; er sei ein Schwindler und Betrüger. — Niebergalls Namen werden die Nüchternheitsfreunde sich merken; seit Berlin wissen sie, daß dieser scharf disziplinierte Kopf ein hinreißender Redner ist.

Eines seiner Worte weckte an einer Stelle empörten Widerspruch. Dieser aber hatte nach einer scherzhaften kleinen „grammatischen" Erwiderung des Redners über den Gebrauch des bestimmten und unbestimmten Geschlechtswortes zur Folge, daß „der aufgedunsene Oberlehrer" wie eine heitere Erscheinung aus den fliegenden Blättern an allen folgenden Verhandlungen im Geiste teilnahm und bald in dem Kollegen von der Volksschule einen ebenbürtigen Genossen fand. Eines ist ja richtig: die Lehrerschaft ist verhältnismäßig an dem Kampfe um die Gesundung unserer Jugend viel stärker beteiligt als die Gesamtbevölkerung; sie stellt wie in den nordischen Ländern, so auch bei uns den Kämpfern eine Reihe tüchtiger Führer. Wenn trotzdem noch viel mehr von ihr verlangt wird, so sollte sie nicht empfindlich sein, sondern sich der Wertschätzung freuen, die darin liegt, daß gerade von diesem Stand das Höchste gefordert wird: insgesamt der Jugend mit gutem Beispiel voranzuschreiten ins reine und schöne Kinderland der Zukunft.

Am zweiten Tage erzielte Elisabeth Kniebe mit ihrem Vortrage über den alkoholgegnerischen Unterricht den größten Eindruck, trotzdem neben ihr Meister der pädagogischen Praxis wie Prof. Ponickau und Gustav Temme fein und gehaltvoll in die Art alkoholgegnerischen

Unterrichts einführten. „Allein der Vortrag macht des Redners Glück!" Doch dieser nicht allein, nicht zum mindesten auch die innere, leidenschaftliche Anteilnahme, die überzeugt und hinreißt. Die enthaltsamen Frauen haben Glück mit ihren Sachführerinnen. In der Sammlung der Reden werden vielleicht andere länger nachwirken. Elisabeth Kniebe aber erfüllte die hohe Aufgabe des Tages: den Hunderten empfänglicher Zuhörer die Seele zu durchglühen, daß sie sich sagten: Wer die Jugend liebt, der haßt den Alkohol! Allgemein wurde bedauert, daß mindestens die Rede Niebergalls und Elisabeth Kniebes nicht sofort gedruckt zur Verfügung standen. Man soll das Eisen schmieden, solange es heiß ist!

Über den gegenwärtigen Stand des alkoholgegnerischen Unterrichts im Auslande und im Deutschen Reiche berichteten Prof. Gonser und Dr. Flaig; über die Stellung der Jugendvereinigungen zur Alkoholfrage nach Pastor Rolffs die Vertreter der Jugendvereine aller Nüchternheitsgruppen, von den konfessionellen bis zu den sozialdemokratischen. Alle Verbände stellten den Teilnehmern reichlich Flugblattstoff zur Verfügung, die Wehrlogen des Guttemplerordens gaben ein Bild ihrer Wirksamkeit in einer besonderen Festsitzung, die ihnen viel gute Freunde werben mußte.

Über die Art der alkoholfreien Erziehung durch die Schule schienen sich Herr Temme, der Vertreter der enthaltsamen Lehrer, und Wilhelmine Lohmann als Vertreterin der enthaltsamen Lehrerinnen nicht ganz einig zu sein. In Wirklichkeit ist kein wesentlicher Gegensatz vorhanden.

Der pflichtgemäße Enthaltsamkeitsunterricht nach bestimmtem Plane, wie ihn Amerika durchführt, ist auch das Ziel der enthaltsamen Lehrer. Der Weg der Wanderrednerin, wie ihn Wilhelmine Lohmann offenbar mit gutem Erfolg betreten hat, ist vielleicht ein Übergang zu diesem Ziele. Bestehen bleibt aber der Kernsatz, daß nur der enthaltsame Lehrer, nur die enthaltsame Lehrerin, wirklich zur Alkoholfreiheit erziehen können. Das persönliche Beispiel wirkt Wunder. Das war der Grundgedanke des Kongresses. Auf lange Zeit hinaus bleibt als nächstes Ziel die Gewinnung der Lehrerschaft. Ihm sollte alle Arbeit gewidmet werden, vielleicht in der Form, daß einmal zehn Jahre lang die gesammelte Kraft sich auf die Gewinnung der Lehrer-Seminare wirft, die unsere noch empfängliche Lehrer-Jugend vorbereitet. Wird das gelingen? Gleichzeitig mit dem Kongresse tagte im Restaurant des Abgeordnetenhauses eine Zusammenkunft von Seminardirektoren. Die Tische waren reich besetzt mit Weinflaschen, und für den Kongreß und seine Ausstellung gabs spöttische Blicke. Das ist bedauerlich. Die Seminare können unendlich viel

für die Befreiung unseres Volkes tun. Sie sollten nicht zögern. Die in Mürwik gesprochenen Worte des Kaisers mahnen ernst und dringend, dringend mahnen die Nöte unseres Volkes.

Als wir die Tagung verließen, trafen wir im Vorraume einen Schulleiter, der in seine Heimat nach dem Osten zurückreisen wollte. Er war von seiner Behörde nach Berlin entsandt worden und sollte sofort nach seiner Heimkehr in großer Versammlung gegen den Alkoholismus wirken. Als Freund eines mäßigen Alkoholgenusses war er gekommen, völlig erschüttert und verwirrt verließ er die Tagung: „Was soll ich nun tun? Alle Gründe für völlige Enthaltsamkeit sind richtig und unbestreitbar!" — Wir konnten ihm nur freundlich raten, selbst enthaltsam zu werden!

H. Muthorst.

Zum 13. Freistudententag.

Im Jahre 1895 war die freistudentische oder Finkenschaftsbewegung mit der Gründung der Leipziger Finkenschaft entstanden. Schon 1900 war die neue Bewegung so weit herangewachsen, daß man im Sommer dieses Jahres in zwei Tagungen, die in Wittenberg und in Berlin stattfanden, an die Gründung eines Verbandes, der „Deutschen Freien Studentenschaft", gehen konnte. Seitdem tagte der neue Verband alljährlich (mit einer einzigen Ausnahme) zu Pfingsten in Weimar, und in der akademischen wie in der weiteren Öffentlichkeit fand diese erste Kundgebung eines neuen, starken und tiefen Strebens deutscher Studenten lebhaften Widerhall. „Eine organische Erneuerung der deutschen Studentenschaft im Sinne einer erhöhten geistigen Kultur der deutschen Nation" bezeichnete jene erste Weimarer Tagung von 1901 selbst als die Frucht, die sie von der neuen Bewegung erhoffte, und eine feierliche Kranzniederlegung am Sarge Goethes vereinte die Teilnehmer wie zu einem stillen Gelöbnis, in der Richtung nach diesem Ziele hin zu wirken. Und wenn heute nach 12 Jahren in der deutschen Studentenschaft manches anders aussieht als damals, wenn vor allem auch in der Öffentlichkeit und an den verantwortlichen leitenden Stellen langsam eine andere Auffassung und Denkweise über akademische Fragen Platz greift, so ist dies zum guten Teil direkt oder indirekt das Werk jahrelanger, harter und uneigennütziger Arbeit jener Freien Studenten und ihrer Nachfolger, die sich durch keine Bedrückung und Verständnislosigkeit von ihren Zielen abbringen ließen.

Niemand freilich, der die deutschen Hochschulverhältnisse kennt, wird darüber im Unklaren sein, daß bis zur restlosen Durchführung

einer umfassenden Erneuerung des deutschen Studententums noch ein weiter, weiter Weg ist. Ist doch selbst die unmittelbarste Forderung der freistudentischen Bewegung trotz ihrer Selbstverständlichkeit noch nicht durchgesetzt: die Forderung nach Gleichberechtigung aller Studierenden. Wenn immer noch in ihrem Urteil hinter der Zeit zurückgebliebene Kreise den nichtinkorporierten, freien Studenten als Studenten zweiter Klasse ansehen, wobei häufig Eigendünkel das Hauptmotiv ist, so kann man das verurteilen und beklagen, aber doch darauf rechnen, daß die ungehemmte Entwicklung eine Auslese zugunsten des Besseren mit sich bringen wird. Aber leider ist unsere studentische Entwicklung nicht ungehemmt. Nach wie vor hat der Angehörige einer feudalen Korporation eine besondere Anwartschaft auf die höheren Stellen im Staatsdienst, nach wie vor werden bei Universitätsbehörden und Ministerien bureaukratisch-engherzige Formalien zum Anlaß, der freistudentischen Bewegung ihr Vordringen zu erschweren. Ist doch noch in diesen Tagen mit behördlicher und ministerieller Genehmigung eine Vertretung der Gesamtstudentenschaft an der Universität Göttingen festgesetzt worden *), die eine unerhörte Minderbewertung der Freien Studenten bedeutet: Die Korporationen werden nicht nur durch „Zusatzstimmen" hinsichtlich der Zahl der Vertreter begünstigt, sondern außerdem die Gesamtzahl der Vertreter der Nichtinkorporierten, d. h. der Mehrheit der Studentenschaft, auf fünf beschränkt, während den Korporationen deren 16 sicher sind. Deutlich spricht sich der Geist dieser Satzungen in der Bestimmung aus, daß bei allgemeinen Feierlichkeiten stets die Korporationen den Vortritt haben sollen. Das geschieht in der Georgia Augusta der „Göttinger Sieben", an der gleichen Hochschule, die noch vor wenig Jahren dem Ministerium gegenüber mannhafte Worte fand für die akademische Freiheit!

Sind dies Äußerlichkeiten, so sind sie doch nichts weniger als belanglos. Dazu kommt, daß auch die zuerst von der freistudentischen Bewegung angestrebte innere Reformierung der Studentenschaft nur sehr langsam fortschreitet. Immer noch steht veraltete und entartete Romantik gegen Geist und Körper stählende Formen kraftvollen Lebensgenusses, blasses Strebertum gegen eine ethisch tiefe Auffassung vom Zweck des Studierens, geckenhaftes Cliquenwesen und Kantönligeist gegen den Willen zu einer studentischen Kulturgemeinschaft. Wohl hat die freistudentische Bewegung in den Freischaren und ähnlichen Bildungen wackere Hilfstruppen gefunden, aber noch viel mehr müssen sie alle an Kraft und Zahl

*) Göttinger Akademische Wochenschau, 9. Jahrgang, Nr. 1.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wachsen, um im Tempo des Vorwärtsschreitens nicht hinter dem Schritt der Zeit zurückzubleiben.

Möge der Weimarer Tag von 1913 ein Schritt vorwärts auf diesem Wege sein! Seit mehreren Jahren schon wird die Kraft der freistudentischen Bewegung gehemmt durch innere Reibungen, die wohl in der Hauptsache nur den Rückschlag der äußeren Schwierigkeiten vorstellen. Wenn nicht alles trügt, wird die kommende Tagung wenn auch nicht die Lösung aller Meinungsverschiedenheiten, so doch die Einigung der verschiedenen Richtungen bringen. Die Entwicklung der letzten Jahre hat mit schmerzlicher Deutlichkeit gezeigt, daß es hohe Zeit ist, alle Kräfte wieder zu fruchtbarer Arbeit nach außen zu sammeln, und es ist der wertvollste Wunsch, den man der diesjährigen freistudentischen Tagung darbringen kann, daß ihr dieser Zusammenschluß glücken möge, zu ihrem eigenen Wohle und dem der gesamten Studentenschaft. Dann kann die freistudentische Bewegung, gestützt auf die Grundlagen und Erfahrungen jahrelanger Arbeit, neu beseelt von der Begeisterung und dem Tatendrang, der ihre Jugendjahre auszeichnet, mit frischer Kraft für die Erneuerung des deutschen Studententums wirken.

Dr. Paul Roth.

Die Hussiten in Wien.

Die alte Kaiserstadt am Nibelungenstrome ist heute nicht mehr das lustige Backhändlparadies der Biedermeiertage. Ein ernster nationaler Kampf pocht an die Tore der Stadt, die zweimal den Türkensturm erfolgreich abschlug, aber nun die Hussiten sorglos eingelassen hat. Der Kleinkrieg zwischen Tschechen und Deutschen an der Donau wächst sich zu einer Lebensfrage für das germanische Mitteleuropa aus. Der Korse, dessen Weltmachtsträume vor hundert Jahren auf den Eisschollen der Beresina davonschwammen, hat den unanfechtbaren Satz geprägt: „Wirkliche Gefahren muß man dem Volke täglich vorhalten, bis alle die Gefahr kennen und bekämpfen wollen."

In dieser Lage ist Wien. Seit mehr denn hundert Jahren flutet der ununterbrochene Strom der slawischen Einwanderer in die einst nur von munteren fränkischen und lachfrohen bajuwarischen Germanen bewohnte Hauptstadt zwischen Donau und Wiener Wald. Es waren arme Brotsucher, die als Schuster und Schneider bald zur lustigen Figur des radebrechenden „Böhm'" wurden, der im Pratertheater die Altwiener Komiker zu den drolligsten Einfällen veranlaßte. Ammen und Dienstmädeln lieferte das unerschöpfliche Böhmen ebenso wie Prager Schinken und Gänse. Da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mals war die älteste deutsche Universität an der Moldau, das goldene Mütterchen Prag, noch eine in der Herrenschicht durchaus deutschsprechende Stadt. Kein Wunder, daß die nach Wien abwandernden Buben und Madeln der niederen Stände heiß bemüht waren, die herrschende Staatssprache schnell zu erlernen, um leichter in Wien Brot finden zu können. Es gab bis 1848 keine Sprachenfrage im heutigen Sinne. Noch wirkte der zentralistische Geist aus den Tagen der energischen Maria Theresia und des kerndeutschen Schwärmers Kaiser Josef nach, man fand es durchaus richtig, daß die deutsche Sprache das Bindeglied der Zwergvölker war, die in den weiten Habsburger Ländern willig dem Wiener Gebot folgten. Vergangene Zeiten . . .

Heute ist der allslawische Gedanke im letzten tschechischen Tagelöhner lebendig. Eine leidenschaftliche Propaganda ehrgeiziger Demagogen päppelte den „Powidlböhm'" zum tschechischen Kulturträger auf. Grillparzer sah die Gefahr schon kommen, in „König Ottokars Glück und Ende" sind derbe Stellen wider tschechischen Trutz, die eine fürsorgliche Zensur ängstlich streicht, damit Klofatsch und Kramarsch im Parlament keine unliebsamen Szenen aufführen.... Der Brotsucher reckt sich, slawische Banken geben ihm die Mittel, Grund und Haus im deutschen Wien zu erwerben, eine zähe Solidarität und ein geradezu wilder Deutschenhaß beseelt die Hussitenenkel. Der allslawische Traum ist nicht mehr das theoretische Hirngespinst fanatischer Führer, er ist ein Rüstzeug realer Machtpolitik im Dienste eines durch germanische Kultur gesittet gewordenen Volkes von ehemaligen Knechten und Mägden, die heute Herrenrecht und Vorrang laut begehren!

Im Deutschen Reich, wo nach Lagarde „die beati possidentes saturiere wohnen und Polengefahr und Tschechennot lachend abwehren" — heute ist es gottlob auch schon anders — kennt man doch noch nicht die ganze Tragweite des Völkerkampfes in Österreich. Es handelt sich nicht mehr um den Nachtwächter in Tschaslau oder einen „Postwenzel" in Eger, der trutzstarken urdeutschen Staufenstadt, das gewaltige allslawische Ringen der Balkanvölker illustriert den zähen Angriffskampf der „Brüder" im Habsburgerreiche. Wir leben in historisch hochbedeutsamen Stunden. Fällt Wien, so ist das germanische Mitteleuropa gewesen . . . .

Ich sehe schon meine guten Hamburger Landsleute, wie sie ungläubig den Hanseatenkopf schütteln, der sonst doch so gut zu rechnen weiß. Weil 100000 Tschechen unter zwei Millionen deutschen Wienern wohnen und Schulen für ihre Kinder begehren, soll der deutsche Charakter Wiens in Gefahr sein? Leben nicht mehr Fremdsprachige in Berlin? Und will jemand im Ernst behaupten, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man an der Spree polnisch oder sonst was wird? Die guten Zweifler übersehen, daß man im jungen, in vielen Dingen allerdings schon recht greisenhaften Deutschen Reiche immerhin in einem Nationalstaate mit einer herrschenden Sprache lebt. Österreich-Ungarn, durch den Dualismus 1866 in zwei feindliche Hälften zerrissen, ist ein Völkerstaat ohne bindende Einheit geworden. Madjaren herrschen in Ofenpest, Tschechen in Prag, Slowenen in Laibach, Polen in Krakau und Lemberg. Und auf die Zentrale, das lustige sorglose Wien mit dem „Heurigen", der Tanzlust und der „Hetz" wirft nun der eroberungslustige, im nationalen Hochgedanken den leichtlebigen Phäaken der Donaustadt weit überlegene Tscheche seine überflüssige Mannschaft. „Germanisierte Slawen" sind ja eigentlich nur die Wiener nach bekannten Aussprüchen tschechischer Agitatoren. Man lese nur die Kampfblätter dieses zähen Volkes grimmer Hasser, dann versteht man das Wiener Problem ....

Wie konnte es so weit kommen? Ist das „Capua der Geister" garnicht widerstandsfähig? Der klerikale Feudaladel ist seit 1866 antideutsch, trotz Dreibund und Nibelungentreue. Nur darüber sich nicht täuschen! Ein lutherischer Kaiser in Berlin ist durchaus nicht der Wunsch der Klerikalen gewesen. Man hat es nicht hindern können, gut. Aber man unterstützt die Feinde des deutschen Gedankens.

Heute reckt sich Wien zur Abwehr. Spät, aber nicht zu spät. Der Bürgermeister, der noch lachend rufen konnte: „Loßt's mir meine liaben Böhm' in Ruh" ist im Schattenreich, sein Nachfolger kämpft mit den Deutschnationalen wider die Komensky-Trutzschulen, die eine zweite Landessprache in Wien und dem Kronland Niederösterreich vorbereiten sollen. Noch zögert die Regierung, die „lex Kolisko", die Gesetzesvorlage, die nur deutsche Unterrichtssprache für Niederösterreich fordert, zum Gesetz zu erheben. Zweimal schon schlug man die Sanktion ab, Tschechen und Klerikale jubelten. Aber wenn Wien energisch bleibt und nicht wieder in die alte Gleichgültigkeit zurückfällt, wird die lex Kolisko die kaiserliche Zustimmung doch noch erhalten.

Hoffen wir, aber kämpfen wir darum nicht minder ....

Karl Grube.

Was wir nicht wissen, aber wissen sollten.

Man nennt unsere Zeit die der Naturwissenschaften, der Technik, der Industrie, des Verkehrs oder der Eisenbahnen, und nicht mit Unrecht. Die Bedeutung der Technik vornehmlich ist von Jahr zu Jahr gewachsen, besonders bei uns in Deutschland. Man fängt langsam an, dieser Bedeutung der technischen Wissenschaften Rech-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nung zu tragen durch Neuordnung der Schullehrpläne, die Ingenieure selber kommen allmählich in leitende Stellen, die bislang nur von Juristen eingenommen wurden, die Städte geben ihren Bauräten Sitz und Stimme im Senat, kurz überall kommt der Ingenieur langsam zu dem Ansehen, das ihm jahrzehntelang vorenthalten worden ist. Trotzalledem weiß man im Volke herzlich wenig von unseren Ingenieuren, nur wenige sind der Masse des Volkes dem Namen nach bekannt, vor allem aber herrscht eine kaum verständliche Unkenntnis in allen technischen Fragen. Ebenso auffällig — allerdings auch erfreulich — ist das Fehlen der Denkmäler der Ingenieure. Und wenn es welche im deutschen Vaterlande gibt, so weiß doch kein Mensch, was der also geehrte Ingenieur geleistet hat. In Bremen an der Großen Brücke steht ein Denkmal des Oberbaudirektors L. Franzius, des Schöpfers der Unter-Weserkorrektion, einem Werke, dem ganz Bremen sein weiteres Wachsen und Aufblühen verdankt. Und ich habe angesehene Bremer gefunden, die nicht wußten, was dieser Mann geschaffen hatte; das Volk weiß es dann noch viel weniger.

Wie aber kann das überhaupt bei uns vorkommen? Noch dazu in Deutschland, wo wir doch gerade auf dem Gebiete der Technik und Industrie an der Spitze der Kulturstaaten stehen?

Die Antwort ist bald gefunden:

Wir geben der Jugend während der Schulzeit keine Gelegenheit, weder im erdkundlichen, geschichtlichen oder gar physikalischen Unterricht, einen wenn auch nur kleinen Einblick in die Technik zu erhalten. So bleibt die Technik den meisten ein geheimnisvolles Gebiet. Und später haben sie keine Zeit, das Versäumte nachzuholen. Wer von der Masse des Volkes wird sich denn heutzutage beim Anblick einer Eisenbahn oder einer großen Brücke bewußt, welche Unsumme von Arbeit und geistiger Energie dazu gehörte, das Bauwerk zu schaffen. Wir haben keine Zeit darüber nachzudenken, alles hastet und drängt, außerdem ist's uns auch ganz gleichgültig, denn es hat uns nie jemand gesagt, daß es eine Kunst ist, eine Straße anzulegen oder einen Hafen zu bauen. Das alles machen ja die einfachsten Arbeiter. Was wissen wir vom Erbauer des Eiffelturmes, wir wissen nicht mal seinen Namen — er hieß nämlich Eiffel. Und selbst sollte es uns hier oder beim Suezkanal zum Bewußtsein kommen, daß etwas Großes geleistet worden ist, so wissen wir doch nicht weshalb — nun, es wird wohl etwas Großes sein, wenn's alle sagen. Nicht immer ist schon der äußere Umfang der Anlage — wie der der Firth of Forth-Brücke in England — bestimmend für dies Bewußtsein. Von der Trinkwasseranlage in Hamburg weiß kein Mensch etwas; sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist allerdings riesengroß, liegt aber zum Teil versteckt in der Erde, und obwohl es noch garnicht lange her ist, daß Tausende an der Cholera, die infolge unzureichender Trinkwasseranlagen ausbrach und so rasch um sich griff, starben, man denkt an so etwas nicht. Eine selbstverständliche Anlage, die eben da ist, und von der wir verlangen, daß sie trotz oft groben Mißbrauchs zu jeder Zeit tadellos geht. Und weshalb diese Gleichgültigkeit um uns her? Weil keiner uns drauf aufmerksam gemacht hat, daß so etwas von Bedeutung ist. Wir haben wohl in der Schule von der großen Wasserleitung im alten Rom gehört, aber keinem Lehrer würde es einfallen, auf die Großartigkeit einer Anlage wie die der Schmutzwasserabführung in Berlin hinzuweisen. Wir lernen, daß unser Kriegshafen Wilhelmshaven auf preußischem Gebiet liegt, aber nicht, daß dort vor 70 Jahren noch friedlich die Kühe weideten, wo heute unsere stolzen Panzer liegen, und daß man jeden Quaderstein und all das viele Eisen zu den ersten Hafenanlagen auf Lastwagen oder Schiffen an die Küste bringen mußte, weil damals die Bahn Oldenburg—Wilhelmshaven noch nicht gebaut war.

Ein zweiter Fehler ist aber auch der Umstand, daß wir den Laien nicht genügend Aufklärung ganz unbemerkt zuteil werden lassen. Da war ich einmal in einem großen Stadtparke und fand eine hübsche Bronzeplatte auf einem Findlingsblock. Erst dachte ich, es wäre eine der üblichen Platten mit der Aufschrift: „Unter der Regierung ..... wurde dieser Stadtpark im Jahre .... angelegt und eröffnet". Allerdings das stand da auch, wenn auch etwas anders, daneben fand ich aber die Namen der Schöpfer dieser Anlage, Angaben über die Größe des Parks, die Baukosten und besondere Schwierigkeiten (Wasserhaltung) während des Baues. Erst da kam es mir zum Bewußtsein, daß ein Stadtpark nicht nur eine gärtnerische Arbeit ist, sondern auch ein technisch und wirtschaftlich hervorragendes Problem.

Ich deutete schon an, daß man geteilter Ansicht über den Wert von Denkmälern sein kann. So gerecht es auch oft wäre, einem Ingenieur ein Denkmal zu setzen — ist doch manches Werk deutscher Ingenieure gleichwertig den geistigen Erzeugnissen unserer Dichter oder den kriegerischen Taten unserer Heerführer — so muß man dabei nicht vergessen, daß das Ingenieurwerk oft an und für sich schon ein Denkmal ist. Aber dann sollte man auf andere Art dafür sorgen, daß der Schöpfer nicht so bald der Vergessenheit anheimfällt, vor allem wenn das Werk den Augen nicht ohne Weiteres sichtbar ist, wie zum Beispiel eine Untergrundbahn. Man nennt unser Vaterland schon so wie so das Land der Denkmäler, und die Ingenieure legen wohl keinen Wert darauf, die große Zahl der oft in künstlerischer Hinsicht recht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedenklichen Denkmäler noch zu vermehren. Weshalb machen wir es aber nicht wie bei dem erwähnten Stadtparke und bringen große Bronzetafeln an den Bauten mit den Hauptangaben an? Man liest sie und wird zum mindesten stutzig. Allerdings ist dies ja nur eine Abhilfe für sichtbare Bauten, wie Hochbauten, Bahnen, Häfen, Brücken, Türme oder ähnliche Anlagen. Über die anderen Werke, soweit sie in der Erde liegen oder sonst kaum von den Leuten bemerkt werden, sollte man wenigstens in den Städteführern Angaben bringen, zum Beispiel bringt Baedeker in seinen sonst vortrefflichen Reisebüchern nur selten technische Notizen. Bei Dömitz an der Elbe ist eine 1050 Meter lange Elbbrücke mit 25 Öffnungen. Wer hat das schon gewußt?

Es ist unglaublich, wie wenig die Leute sich um Werke der Technik bekümmern, und wie wenig sie Bescheid von ihnen wissen. Ich habe in diesem Frühjahr in Berlin vor der Universität einen Studenten gefragt, was das für ein Riesenneubau neben der Universität war — es war die Bibliothek — aber er wußte es nicht, obwohl er täglich mindestens einmal dort vorbei kommt. Fragen Sie mal Schutzleute nach öffentlichen Gebäuden, kaum daß sie überhaupt wissen, was es ist; wer es gebaut hat, und wann es gebaut wurde, kann man nie erfahren. Fragen Sie den Portier; der weiß das erst recht nicht; suchen Sie nach Tafeln mit Angaben über den Bau, den Baumeister usw. Sie werden sie nirgends finden.

Beim „Stahlhof", wenn ich mich recht erinnere, in Düsseldorf war es, ich wußte zuerst nicht, was das für ein mächtiges Gebäude mit einem blendenden Treppenhaus und einem Riesengemälde darin sein mochte. Ein Portier war nicht zu finden, da ging ich in einen nahen Zigarrenladen und fragte den Besitzer. Erst verstand er garnicht, was ich eigentlich wollte, dann ging er zur Ladentür, schaute sehr erstaunt auf das schräg gegenüberliegende Haus, rief dann seine Frau, zeigte der das Gebäude, dann beiderseitiges Erstaunen, großes Kopfschütteln, und sie wußten es auch nicht, was das für ein Gebäude war, obwohl sie hier schon 8 Jahre wohnten, wie sie mir erzählten. So geschehen im Herbst 1912.

Ebenso wissen die wenigsten Hamburger, wer eigentlich die Hoch- und Untergrundbahn erbaut hat.

Ich sah kürzlich in Hamburg, wie man den „Imperator", unsern größten Dampfer, ins Dock brachte. Ein Herr erzählte mir ganz unaufgefordert, daß der Dampfer so viel tausend Flaschen Wein, so viel tausend Flaschen Bier, so viel Geflügel, so viel Obst usw. mitnähme — das hatte alles kurz vorher in der Zeitung gestanden —. Da zeigte ich ihm einen der kleinen Elbkähne dicht vor uns am Kai und fragte ihn, ob er denn wohl wisse, wieviel Eisenbahn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wagenladungen solch ein Kahn fasse? Und als ich behauptete, in einem mittelgroßen Kahn könne ein ganzer Güterzug von 40 Wagen seine Ladung lassen, da hat er mich ungläubig angesehen und ist ärgerlich fort gegangen, weil er dachte, ich wollte ihn anulken.

Die meisten Menschen haben nie einen tieferen Einblick in die Technik erhalten, man hat keine Zeit dazu, man ist gleichgültig geworden und erkennt nicht, wie wichtig es ist, sich auch mit solchen Fragen zu beschäftigen, besonders für uns Deutsche, wollen wir die Vormachtstellung in der Welt behalten, die wir im Laufe der Zeit in heißem Ringen erlangt haben. Darum ist es unsere Pflicht, die Pflicht der Ingenieure vornehmlich, zur Aufklärung des Volkes in technisch-wirtschaftlichen Fragen beizutragen, wo wir nur können. Und die Behörden, Körperschaften und Bauherren im allgemeinen sollten ebenfalls das Ihrige dazu tun. Wir besitzen sogar eine ganz ansehnliche, allgemein verständliche und allgemein interessierende technische Literatur, ich denke da vor allem an die Göschensche Sammlung und an die Sammlung aus „Natur und Geisteswelt" oder die Romane von Max Eyth, aber wer liest diese Bücher? Die Ingenieure und solche, die es werden wollen. Das Volk aber nicht. — Auf daß es anders werde bei uns!

Enno Narten.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Der Geist der Zeit.

Von Ernst Moritz Arndt.

Mit dem Geist ist es ein eigen Ding: so vielfältig er sich täglich kundgibt im Reden und Tun des Einzelnen, in Schrifttum und Kunst, in den vielverschlungenen Zielen und Bestrebungen einer Zeit — ihn mit Begriffen zu fassen und durch Worte künftigen Geschlechtern weiterzugeben ist nur ganz selten einem Menschen vom Schicksal beschieden. Denn dazu gehört nicht bloß ein geübtes Auge, ein gereifter Verstand, ein bedächtiges Hinschreiten auf der Gedankenbahn; wer nicht die lebendige Volksseele, ihr Hangen und Bangen, ihr Lieben und Hassen mitfühlt, wer nicht in ungeteilter Hingabe an die Sache seines Volkes das Außerordentliche leistet, dem wird der Geist der Zeit eitel Schall und Rauch bleiben. Wohl

suchen wir gegenwärtig manch altes Buch von vor hundert Jahren hervor, reden, singen und spielen wie unsere Voreltern im eisernen Jahr. Aber man kann sich doch oft des Eindrucks nicht erwehren, als ginge bei alledem das Herz in dem Maße leer aus, wie das Aufgebot an äußerer Zurüstung, Kraft, Arbeit, Geschmack, Geld zunimmt. Wir Nachgeborenen müssen dankbar sein, daß die Not jener Zeit zu wiederholten Malen einem Manne die Feder in die Hand drückte, den noch als Greis die Ideale seiner Jünglingsjahre begeisterten.

Ernst Moritz Arndts Bedeutung ist ganz aus seiner Zeit und seinem Charakter zu fassen. Er war kein alles überragender Geist, kein großer Gelehrter, kein großer Staatsmann. Aber seine edle Hingabe an das allgemeine Beste, sein mannhafter Charakter, seine ungefärbte Bruderliebe lassen ihn als den Mann erscheinen, dem sich die Wünsche und Hoffnungen der Mitlebenden, ihre Tugenden und Schwächen, am deutlichsten offenbarten. Ein Jahr, bevor Preußens Fall auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt besiegelt wurde, erschien der erste Teil von Arndts Hauptwerk, dem „Geist der Zeit".

Das Buch entstand „in brennender Zeit und in brennenden Gefühlen, geboren in glühender Begeisterung von Schrecken und Nöten, und auf dem glühenden Amboß der Zeit geschmiedet". Mit gutem Recht hat man das auf vier Bücher angewachsene Werk zum „Kräftigsten und Erweckungsreichsten" gerechnet, was je eine deutsche Feder geschrieben. Formvollendete, geistreiche Betrachtungen suchen wir vergebens. Ein redlicher Vaterlandsfreund ist ernstlich bemüht, den Ursachen des natürlichen Elends und politischen Jammers im deutschen Volke auf den Grund zu kommen. Auch heute noch verlohnt sich die Mühe, Arndts Gedanken nachzugehen. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, dem wird der „Geist der Zeit" mehr als „geschichtliches" Interesse abgewinnen. Zwar haben sich die Zeiten, die Verhältnisse vielfach geändert; ob auch die Menschen, die Deutschen, von Grund aus, muß man gerechterweise bezweifeln.

Der Mann, den wir heute als einen der deutschesten verehren und feiern, ist als schwedischer Untertan zur Welt gekommen und hat lange Zeit, wie seine Umgebung, eine deutschfeindliche Gesinnung gehegt. Erst ganz allmählich, nach mancherlei Erfahrungen, wandte sich seine Hoffnung und sein Vertrauen auf Deutschland, als auf den Retter aus der Not der Zeit. Und noch eine zweite Seltsamkeit birgt dieses Lebensschicksal: Der Treueste unter den treuen Vaterlandsfreunden wurde bald nach den Freiheitskriegen revolutionärer Umtriebe verdächtigt und seiner Tätigkeit als Lehrer der akademischen Jugend entsetzt. Aber er erlebte auch noch seine glänzende Rechtfertigung und Wiedereinsetzung.

Die äußere und innere Geschichte fast eines ganzen Jahrhunderts spiegelt sich in Arndts langem Leben. Dessen wichtigste Daten sind bald genannt: E. M. Arndt wurde am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf der damals noch schwedischen Insel Rügen als Sohn einfacher, doch nicht ungebildeter Eltern geboren. Sein Vater, Inspektor auf dem Gute der Grafen Malte-Putbus, ließ ihn die gelehrte Schule zu Stralsund besuchen, wo er sich für das Studium der Theologie vorbereiten sollte. Unwiderstehliche Reiselust trieb ihn von der Schule in die Welt hinaus, so daß er erst in dem für damalige Verhältnisse vorgerückten Alter von 21 Jahren die Universität Greifswald bezog. Später ging er nach Jena und machte dann große Reisen, die seinen geistigen Gesichtskreis erweiterten. Als Professor in Greifswald zog er sich durch seine obengenannte Schrift,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den „Geist der Zeit" Napoleons Ungnade zu. Durch eine Flucht nach Stockholm, wo er sich den Namen Allmann zulegte, entging er den Nachstellungen seiner Feinde. Im Jahre 1812 begab er sich nach Petersburg und wirkte dann als Freund und Verehrer des Freiherrn vom Stein durch vaterländische Gedichte und Schriften für die Sache der deutschen Freiheit. 1818 erhielt er die Professur der neueren Geschichte in Bonn, wurde aber schon im folgenden Jahre wegen angeblicher Beteiligung an staatsfeindlichen Umtrieben des Amtes entsetzt, eine unverdiente Strafe, die erst beim Regierungsantritt Königs Friedrich Wilhelm IV. aufgehoben wurde. Obschon Arndt ein Alter von einundneunzig Jahren erreichte, sollte es ihm doch nicht beschieden sein, die Erfüllung seiner heißesten vaterländischen Wünsche, die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthrones, zu erleben; am 29. Januar 1860 starb er.

Seine Gebeine ruhen im Schatten einer von ihm selbst gepflanzten Eiche. Am linken Rheinufer, auf dem sogenannten „alten Zoll" in Bonn erhebt sich jetzt sein in Erz gegossenes Standbild. Wie ein Wächter und Mahner steht er am deutschen Strom; seine Hand ist schirmend und segnend ausgestreckt.

Wir alle kennen Arndts vaterländische Gedichte: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Was ist des Deutschen Vaterland?", „Wer ist ein Mann?". Der Goldkörner in seinen Prosaschriften sind nicht weniger. Lassen wir den „Geist der Zeit" selbst reden.

„Nach Vergnügungen jagt der Mensch, der keine Freude hat. Deswegen haben wir der Vergnügungen und Lustbarkeiten so viele, aber ohne Sinn, ohne Jubel und Taumel, wodurch selbst der Barbar herrlicher ist als ein flaches, strohenes Geschlecht. Zusammen sind die Menschen mehr als zuviel, aber alle mit Lügengesinnung und Eitelkeit. Deswegen ist die gewöhnliche Geselligkeit auch gewöhnliches Verderben. Und wie sollte es nicht? Denn geizig und kümmerlich mit mancherlei Ängsten und kleinen Absichten kommen sie zu dem, was sie ihre Vergnügungen nennen. So ist die Lust lange tot und die Unschuld zu Grabe getragen, ehe sie unter den Leuten erschienen ist.

* * *

Ich habe Leute gekannt, sonst ehrliche brave Leute, die mit ihrem Willen um alles in der Welt nichts Schlechtes getan hätten. Diese hatten einen zur Lust erfundenen Schwank so oft und so lebendig erzählt, daß ihnen endlich eine wahre Geschichte daraus ward, die sie Stein und Bein schwuren erlebt zu haben. Dies ist das eigenste Schicksal unserer Akademiker und Universitätsmänner. Das Leben ist doch zu kurz für die Kunst, die sie zu lang gemacht haben. Man muß doch vieles auf Glauben annehmen, manche fremde Urteile, wohl fremde Lügen nachbeten; Register und Büchertitel trocknen den schönen Kopf aus. Das Innungsgesetz und die Eitelkeit will, der Herr soll alles wissen, worüber er schreibt und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spricht. Das Bekenntnis des Nichtwissens ist nun nicht mehr erlaubt. Anfangs sträubt sich das zartere Gefühl, die ellenlangen Worte und Namen gehen schwer ab; nur ein paar Jahre Geduld und es geht wie das Garn von dem Haspel. Der Charlatan und Gaukler ist fertig und ist doch oft ein ehrlich dummer Mann.

* * *

Der Deutsche hat in sinnreichen und großen Erfindungen viel getan, für die Wissenschaft kann man ihn mit Stolz, für die Kunst mit Ehren nennen. Er war sonst auch bescheiden, wie der Unscheinbare sein sollte, aber seit einiger Zeit prahlt er, und das beweist, daß er verdorben ist.

* * *

Herrschaft der Vernunft, ewiger Friede — holde Worte, wer könnte euch das Ohr verschließen, wer wollte nicht glauben, daß ihr auf Erden wirklich werden solltet? Aber nicht durch solche Künste, wie man sie treibt. Streit und Ringen wird nie ganz fehlen können auf Erden, weil dem von Not und Bedürfnis angefallenen und von Leidenschaften gestachelten Menschen nur durch Arbeit und Widerstand die Natur gehorsam werden kann; Streit und Ringen darf auch nicht fehlen, weil wir sonst in Nichtigkeit, Weichlichkeit und Faulheit einschlafen würden. Aber wir werden von Jahrhundert zu Jahrhundert mündiger werden, Licht wird Licht zeugen, Vernunft wird mehr gelten als Wahn, Gerechtigkeit mehr als Gewalt, der Mächtige wird nicht mächtig sein, um zu unterdrücken, der Gewaltige nicht das Schwert führen, um Völker zusammen zu mischen und zu erobern. Herkulesarbeiten der Unsterblichkeit bleiben, so lange die uneroberte Erde bleibt — Kriege werden seltener sein, und der blutige Kranz des Eroberers wird vor der stillen Palmenkrone des Friedehalters welken. Dies sei die letzte, höchste Vernunftherrlichkeit und Vernunfteinheit. Aber die kleinen Verschiedenheiten sollen bleiben, damit die eine große Einheit werde. Wie Blumen, Bäume und Pflanzen in vielfacher Schönheit nebeneinander stehen, wie Vögel und Tiere sich in mannigfaltigen Trieben und Bildungen untereinander bewegen, und alle nur eine Erde und einen Himmel haben, so hat Gott die Länder, die Völker, die Sprachen verschieden gesetzt, auf daß Spiel Reiz, Kampf und Lust auf Erden sei.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Recht bezeichnend für Arndts Schreibart ist die Darstellung der Zustände, die zum Befreiungskampfe führten:)

Alle Deutschen hatten Leid zu tragen um den Untergang des uralten und heiligen Reichs der Germanen, um die Vernichtung der Gesetze, die Vertilgung der Sprache, die Verderbnis der Sitten, die Schmach und das Elend des Volkes; aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und seine Herrlichkeit hatten viele deutsche Herzen schon lange nicht gefühlt; was sollten sie betrauern, was sie kaum gekannt? Die meisten hatten sich vereinzelt; als Bürger kleiner Staaten, als Teilnehmer kleiner Verhältnisse, Geschäfte und Ansichten hatten sie nichts Großes zu verlieren gehabt; gewohnt, Mächtigeren zu folgen und durch die Beschlüsse der großen deutschen Staaten bestimmt zu werden, empfanden viele die Herrschaft der Fremden kaum als ein Unglück. Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen großen Namen, einen unsterblichen Ruhm verloren; sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein. Auch die noch vor einigen Jahren so mit hingedämmert und hingeträumt hatten, waren aus der schweren Starrsucht erwacht: alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten sie die Schande; sie trauerten, aber sie zürnten noch mehr. Napoleon hatte gemeint, der preußische Staat sei durch die grausamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er sich wider alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt; er könne ihn zerissen nur so liegen lassen, bis die Zeit da sei, ihn ganz zu vernichten. Napoleon hatte recht, soweit ein gemütloser Mensch, der die Menschheit nur nach ihren Schwächen und Lastern beurteilen kann, die Welt versteht; er hatte zermalmt, was zermalmt werden konnte; die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, konnte er nicht ermessen.

* * *

(Napoleons Schöpfungen fehlte es an den sittlichen Grundbedingungen; sie waren Erzeugnisse eines großen Geistes und einer in ihren Mitteln rücksichtslosen Herrschsucht. Das Gegengewicht sittlicher Anstrengungen mußte sie früher oder später zunichte machen. Für die tiefste Quelle dieses Geistes hielt Arndt die Religion. Darum erschallt auch aus dem „Geist der Zeit" mit Macht der Weckruf religiöser Begeisterung.)

Laßt alle die kleinen Religionen, und tut die große Pflicht der einzig höchsten, und hoch über dem Papst und Luther, vereinigt euch in ihr zu einem Glauben. Das ist die höchste Religion, zu siegen oder zu sterben für die Gerechtigkeit und Wahrheit, zu siegen oder zu sterben für die heilige Sache der Menschheit, die durch alle Tyrannei in Lastern und Schanden untergeht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist die höchste Religion, das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder. Das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen. Das ist die höchste Religion, mit dem teuersten Blute zu bewahren, was durch das teuerste, freieste Blut der Täter erworben ward. Dieses heilige Kreuz der Welterlösung, diese ewige Religion der Gemeinschaft und Herrlichkeit, die euch Christus gepredigt hat, macht zu eurem Banner und nach der Rache und Befreiung bringt unter grünen Eichen auf dem Altar des Vaterlandes dem schützenden Gotte die fröhlichen Opfer.

* * *

Die Befreiungskriege brachten wider Arndts Erwarten nicht auch die ersehnte innerpolitische und religiöse Freiheit. Im Gegenteil, eine entschieden rückwärts gerichtete Bewegung in staatlichen und kirchlichen Dingen gelangte zur Herrschaft; Pietismus und Mystizismus versuchten die Wissenschaft überhaupt in ihren Dienst zu nehmen. Wurde doch in vollem Ernste z. B. die Zweckmäßigkeit der Dreifelderwirtschaft aus dem Glaubensartikel von der Dreieinigkeit hergeleitet, und die Leibeigenschaft und Bedrückung des armen Volkes als notwendige Folgen der Reichsordnung nachgewiesen. Unter solchen Umständen werden wir begreifen, warum Arndt im vierten Teile seines Hauptwerkes mit solchem Nachdruck für Gewissensfreiheit, Glaubensfreiheit und Freiheit der Forschung eintritt. Ein besonderer Abschnitt ist dem „Mystizismus und Einigem, das sich daran hängt" gewidmet. Hinter dem sauersüßen Motto möchte man den Schalk suchen:

„Es ist ein trauriges Gefühl, daß die grüne Eiche, unter deren Schatten ich mit meinem Liebchen sitze und so allerliebste Gedanken habe, mir auch den Ast reichen kann, woran ich mich erhänge."

Aber alles andere als Spottsucht oder auch nur verstandskühle Überlegenheit führt ihm die Feder:

Daß es das Edelste, Tiefste und Unergründlichste im Menschen ist, was als das Tätige und Bewegliche in den Mystikern erscheint, dasjenige, was mit Gott und mit der Sternenwelt wunderbar verknüpft und immer wieder zur alten Heimat zurückwinkt, darüber sind alle einig, welche über das Innerlichste und Geheimste nicht spotten dürfen. Es war eine Zeit, wo jeder Mystiker ein Narr und Tollhäusler hieß. Das war eben nicht unsre beste Zeit. Die jetzige Zeit möchte nun den Mystizismus leicht zu hoch anschlagen und überschätzen und auch manche Erscheinungen für tief innerlich nehmen, die wahrlich sehr auf der Oberfläche liegen. Daß übrigens bei den Deutschen von jeher über dunkle Mystiker und umnebelte Gefühlsmenschen geklagt worden, mag das Volk sich eher zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lobe als Tadel anrechnen; denn wo nicht dichte Nebel und Schatten sind, bekommen die hohen Lichter des Gemütes keine Lager, worauf sie sich betten können. — Welche Mystiker sind mir die rechten? Welche liebe ich? Diejenigen sind mir die rechten und die liebe ich, welche in einem lichten seligen Dasein wie liebende Sterne der Menschheit über die dichteren Dunkelheiten des Gemütes hinfunkeln, schon diese trübe irdische Welt gleichsam mit Sternenglanz erfüllen und auch dem Sprödesten und Trockensten eine Ahnung geben, daß eine schönere Erkenntnis ist als durch Begriffe, und ein festerer Himmel, als dessen Gewölbe auf Schlüssen aufgeführt wird. — Unerfreulich ist die andere Art, die trockene, strenge, düstere Art, welche durch die Sünde zu Gott will und nicht kann; denn wie mag einer durch die Sünde zu Gott kommen? Diese Art möchte orientalisieren und kann es nicht, sie verwirft die Sinnenwelt als voll eitel Elend und Sünde, sie will immer nur Gott, nur den Heiland, nur die Zeichen der Erlösung, das Opfer, das Blut, und die irdischen Sündenmale in den Wundenmalen des Himmlischen sehen. Ach! und die Begierde fasset sie doch, in der Mönchszelle wie im Walde, in dem einsamen Kämmerlein wie auf dem lärmenden Jahrmarkt, die Begierde der Sünde ist allenthalben; wenn sie aus Bäumen und Blumen, aus Saitenspiel und Vogelgesang, aus funkelnden Augen und rosigen Wangen dieser Welt, wenn sie aus Hoffahrt und Ruhm, Silber und Gold uns nicht anlächelt und anlockt, so lockt die schmeichelnde und lüsterne Schlange tief aus unserer eigenen Brust; und halten wir den Leib mit Wachen und Fasten und Arbeiten und Plagen ermattet und zermartert, sie kömmt in Träumen und Gesichten als ein Gespenst der Hölle und erschrickt auch da noch die bange Seele.

* * *

(Schöneres ist wohl nie über den Unterschied oder vielmehr die Einerleiheit des Realen und des Idealen gesagt worden:)

In der bewegten und handelnden Welt ist das Reale und Ideale immer beisammen für den Mann, der mit Kraft in ihrer Mitte steht und für seinen kleinen Teil mithält und mitbewegt. Was da ist, was er tut, ist auch ihm das Richtige, wie es dem tiefsten Denker ist; es ist das Nacktreale: nur durch das Gefühl, womit es ist, nur durch den Sinn, womit er es tut, wird es etwas Wirkliches. In diesem Sinne sind alle kraftvollen und tätigen Menschen von jeher Idealisten gewesen, wenn sie auch das Wort nie hörten noch aussprachen. Aber faule, nichtsnütze, sinnlich lüsterne Menschen, deren Sinn bloß nach Genuß steht, die vor jeder Ar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beit und Gefahr erschrecken, sind und waren von jeher Realisten, d. h. solche, die in dem gemeinen Mist der Erde wühlten und von keinen edleren Trieben entzündet waren, als die Mistkäfer und Totengräber (solche, die wieder Mistgräber begraben) darin zu sein. Denn nichtig ist alles und bleibt alles, was der Mensch anfaßt, und worin er wirkt, wenn er es nicht mit Geist und Kraft ergreift. Tut er aber dies, dann ist seine Tat ebenso herrlich als sein Werk, sein einzeln verschwindender Schritt durch die Welt ebenso göttlich als sein ewig leuchtender Standpunkt auf einem der vielen Parnasse des Ruhms. Denn ideal ist alles, wo der Mensch sich in der Allgemeinheit vergisset und zu einem innig mitfühlenden Teil der Welt und der Gottheit wird; real ist alles, wo der Mensch das Ganze auf seine einzelne Nichtigkeit bezieht und Gott und die Welt zu seinen kleinen Zwecken erniedrigt. Deswegen ist das Ideale hier alles, das Reale nichts.

* * *

Mit E. M. Arndt war einer der Hauptvertreter jenes Idealismus der Freiheitskriege dahingegangen, ein Mann, der mit Einsetzung seiner ganzen tapfern Persönlichkeit für Ehre und Freiheit gekämpft und gelitten hatte. Was er gefordert, das hat ein jüngeres Geschlecht fast alles sich erfüllen sehen, und seitdem glaubt man wohl, er habe der Gegenwart nichts mehr zu sagen. Mit Unrecht. Niemand wird es bereuen, zu seinen prächtigen Prosaschriften gegriffen zu haben. Neben dem „Geist der Zeit" denken wir vor allem an die wundervollen „Darstellungen aus dem eignen Leben", dazu an die Märchen und Kindergeschichten. Es ist Zeit, daß der Dichter und Kämpfer wieder allgemein gelesen und bekannt werde. Diesem Bedürfnis kommt die jüngst erschienene vortreffliche Ausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek seiner Werke zur rechten Zeit entgegen*).

„In erschreckender Weise", heißt es in der allgemeinen Einleitung, „ist der Materialismus zur herrschenden Denkart weiter Kreise geworden. Genußsucht und Verzagtheit nagen am Marke des Volkes. Sittlicher Idealismus und Aufopferungsfreudigkeit sind selten. Unser Vaterland

*) Arndts Werke. Auswahl in zwölf Teilen, in 4 Bänden herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von August Leffson und Wilhelm Steffens, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. Jeder Band nur 2 Mk. —

Die neue Ausgabe bietet alle heute noch lesenswerten Schriften Arndts sowie seine Gedichte, und zwar neben den allbekannten vaterländischen auch solche persönlichen und idyllischen Inhalts. All dies ist von den Herausgebern durch Einleitungen und Anmerkungen in ansprechender Weise erläutert worden; das Leben selbst im Zusammenhang stellt Wilhelm Steffens fesselnd und belehrend dar. Beilagen in Kunstdruck und Textbilder ergänzen den Inhalt; die bekannten Vorzüge der Goldenen Klassiker-Bibliothek: großer Druck, holzfreies Papier, geschmackvolle Einbände sind auch hier wieder zu loben. — So hoffen wir denn, daß die neue, sehr preiswerte Ausgabe dazu beitragen wird, E. M. Arndt aufs neue zu einem Lieblingsschriftsteller seines Volkes zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedarf heute mehr denn je starker Männer; wir suchen gesunde Lebensideale; wir suchen Führer, die uns zu solchen leiten. Einer der besten ist Ernst Moritz Arndt". —

Als des getreuen Eckarts Stimme klingt ein Wort aus der „Hoffnungsrede vom Jahre 1810" an unser Ohr: „Ich schäme mich nicht des Evangeliums meines Volkes; möge es sich einst meiner nicht schämen".

Dr. Hans Offe.

Was andre sagen

Danziger Neueste Nachrichten. 20. Jhrg., Nr. 84, 11. April 1913.

Eine sittliche Steueridee. Von Arthur Brausewetter.

„Es besteht ein Widerspruch zwischen der ernsten Zeit, von der wir unaufhörlich reden, und in der wir zweifellos leben, und der rastlosen Vergnügungsjagd und dem wachsenden Luxus, dem wir uns hingeben. Es kann einem manchmal angst werden, wenn man sieht, wie alle Kreise unseres Volkes an dieser Vergnügungsjagd teilnehmen, wie Luxus und Üppigkeit ihren verweichlichenden Einfluß üben.

Gleich seinem Vorgänger vor hundert Jahren hat man auch dies Jahr bereits des öfteren ein Opferjahr genannt. Eine Vermögenssteuer in Gestalt eines Opfers ist geplant. Leider jetzt erst. Vor Jahren hätte man damit beginnen und sie getrost in verschiedener Form wiederholen sollen. Andere Länder bringen größere Opfer als wir. Wenn uns siegreiche Feinde einmal Opfer auferlegen sollten, so möchten sie so glimpflich nicht ausfallen. Man sollte in der Auferlegung freiwilliger Opfer erfinderischer und mutiger werden. Erziehung zur Selbstverleugnung tut unseren Tagen not.

. . . . . .

Eine Opfersteuer möchte ich vorschlagen, die unserem Vaterlande wesentlichen Nutzen brächte, die praktisch und gerecht wäre und ethisch wirkend, insofern sie zur Selbstverleugnung erziehen und den bedenklichen Hang zum Vergnügen und Luxus hemmen würde.

Alle an der Spitze der Militär- und Zivilbehörden, der staatlichen und städtischen Verwaltungen stehenden Menschen, alle die „Repräsentierenden" in Berlin wie in sämtlichen großen und kleineren Städten Deutschlands täten sich zusammen und gäben öffentlich kund: Im Hinblick auf die ernste Zeit und Lage würden sie ihre Repräsentationsessen und Feste auf das Notwendigste einschränken und die notwendigen in der einfachsten Form geben. Die Ersparnis, die hierbei erzielt würde, betrüge für sie so viele Hunderte oder Tausende, die sie hiermit für den Kriegsfond zeichneten. Und nun folgten die namentlichen Zeichnungen: Oberpräsident soundso viel Mark, Regierungspräsident, Oberbürgermeister usw. usw. Und ihnen schlössen sich nun alle Privatkreise in der Stadt wie auf dem Lande an: die großen Finanzleute, die Rechtsanwälte, die Ärzte, die höheren Beamten, die Gelehrten und Künstler, die Rittergutsbesitzer und Landräte, vornehmlich aber die ungezählten Kreise, bei deren Essen und Festen bisher eine unerhörte Üppigkeit die Regel war, — welche ungeheuren Summen würden da innerhalb eines einzigen Winters zusammenkommen: Jeder, der solche

Feste gibt, — Armeekorps wären gebildet!

Und worin bestände das ganze Opfer? Daß man sich im Hinblick auf eine so bitterernste Zeit des Luxus, der Üppigkeit und der Schlemmerei enthielte, daß man sich körperlich wie geistig abhärtete und stählte für vielleicht recht magere Jahre — in der Tat, solch ein Opfer hätte reichlich so vielen ideellen und erzieherischen, wie materiellen Wert. Nimmt man noch hinzu, wie viele von denen, die manche Woche Tag für Tag auf solche Essen und Feste gehen, dies nur widerwillig und seufzend als ein ihnen auferlegtes Joch ihrer Stellung auf sich nehmen, so erscheint eine derartige freiwillige Steuer in immer hellerem Lichte. Eine Reformation unseres gesellschaftlichen Lebens, nach der man sich allerorten sehnt, wäre damit in heilbringender Weise angebahnt.

Der einzige Einwand, der gegen diese Steueridee erhoben werden könnte, wäre der: daß viele Gewerbetreibende und Angestellte unter ihr leiden würden. Natürlich müßten Wein- und Delikateßhändler, Köche, Lohndiener ein gewisses Mitopfer bringen. Aber von einer Existenzbedrohung könnte nicht die Rede sein, da das gesellige Leben ja nicht aufgehoben, sondern nur vereinfacht werden, da nur gegen den infolge unseres Wohlstandes in allen Kreisen übertriebenen Luxus Front gemacht werden soll. Und welches Geschäft würde jenen blühen, wenn wir infolge unseres Säumens wirklich Krieg bekommen? Wer beschäftigt und besoldet dann Delikatessenhändler und Köche? Warum immer erst Opfer bringen, wenn es zu spät ist?

Eins tut unter allen Umständen not: Ein Vorbereitetsein und ein energisches Kämpfen gegen die rasend wachsende und verweichlichende Vergnügungs- und Luxussucht unserer Tage, ein Fähigerwerden zur Selbstverleugnung und Opferwilligkeit, damit nicht einmal, ein wenig variiert, das Schriftwort zur Wahrheit für uns wird: Sie aßen, sie tranken, sie feierten und ließen sich feiern . . . und sie achteten es nicht, bis die Sintflut kam und nahm sie alle dahin.

Nur ein wenig Mut gehört dazu, solche Wahrheiten unbekümmert um den Anstoß, den sie bei den Gedankenlosen und dem Genuß Ergebenen erregen, mit allem Nachdruck zu verbreiten und mitzuhelfen, sie in die Tat umzusetzen. Aber Mut werden wir vielleicht in noch viel höherem Maße gebrauchen. Und wenn wir uns immer noch nicht fähig erzeigen, freiwillige Opfer auf uns zu nehmen, so werden die erzwungenen um so schwerer drücken und um so geringeren Wert haben.

Von oben muß die Reformation beginnen. Das Volk wird sich ihr nicht verschließen."

Der Knabenbündler. Monatsschrift für Jugendpflege und Wandersport. (Schriftleiter: Georg Rietsch, Hamburg). Jg. 1, Nr. 7.

Großstadtspuren im Walde.

„. . . . . Viele stille, wanderfrohe Menschen . . . . . den Wald wieder aufgesucht; aber ihnen hat dieser Tag nicht gebracht, was sie sich von ihm versprochen hatten.

. . . . . Nur wenige Schritte brauchte man zu tun, um auf Menschen zu stoßen, die lärmend und tobend den Wald durchzogen. Man hätte ihnen das Lärmen schon verzeihen können, denn nichts ist ja natürlicher, als wenn ein Mensch, der Tag für Tag das Räderwerk der Großstadt treiben hilft, einmal aller Sorgen ledig, aus voller Brust in den Wald hineinjubelt und jauchzt und sich seines Daseins freut, wenn nur nicht gar so viele von ihnen betrunken und ihre Lieder nicht meistens Gassenhauer, oft solche in der gemeinsten Art, gewesen wären.

. . . . . .

Welch trauriges Bild bot uns (am nächsten Tage) der sonst so prächtige Weg hinauf zum Reiherberg, und welch einen traurigen Anblick bot dieser selbst! Die Dinge alle aufzuzählen, die da

herumlagen, wäre ebenso banal wie diese. Wer je einen Platz gesehen hat, auf welchem am Abend vorher Marktzelte und Buden aufgeschlagen waren, wo tagelang Tausende von Menschen die Freuden eines Jahrmarktes genossen haben, kann sich einen ungefähren Begriff davon machen, wie der Reiherberg .... ausgesehen hat.

..... Hier hielten wir Rast und es deuchte mir wie ein Hohn, als meine Jungen die Reste ihrer Mahlzeit und das unnötig gewordene Papier, wie sie es gewohnt waren, vergruben. Was fünfzig und mehr meiner Schüler während eines ganzen langen Wanderjahres sorgfältig vergraben haben, das und noch viel mehr haben tausende von Menschen an einem einzigen Tage liegen lassen. Tausend zertrümmerte und unzertrümmerte Flaschen lagen herum und oft genug waren ihre abgeschlagenen Hälse frech und frivol auf die Äste und Zweige der Bäume geschoben. Die Bäume selbst waren angeschnitten und die Weidensträucher an den Landwegen sahen aus, als hätten Vandalen in ihnen gehaust. Mancher, jetzt kahle Zweig zeigt eine klaffende, von seiner abgebrochenen Spitze bis zur Wurzel gehende Wunde. Wie eine beredte Anklage schimmern diese weißen Wunden weithin und man kann sie nicht ansehen ohne tieftraurig über jene Menschen, die habgierig und mit rauher Hand hineingreifen in die Wunder der Natur, die sie zu lieben vorgeben und sie doch nicht verstehen, die die Opfer ihrer rohen Handlungsweise am Wege verstreuen, weil ihnen zu heiß und diese ihnen lästig werden...."

Der Naturarzt. (Schriftleitung: Dr. med. Fr. Schönenberger und Oskar Mummert, Berlin) Jg. 41, Nr. 1.

Das Fletchern. Von W. Siegert.

„... Horace Fletcher, ein Engländer in der Mitte der sechziger Jahre, war vor zwei Jahrzehnten fertig mit seinen Kräften — eine körperliche Ruine. Die Lebensversicherungsgesellschaften lehnten es ab, ihn aufzunehmen. Seine neue Lebensweise aber machte ihn völlig gesund. Er sieht aus wie das blühende Leben, ein schlanker, mittelgroßer Mann mit schönem, weißem Haar, blühender Gesichtsfarbe und einer für sein Alter ganz erstaunlichen körperlichen und geistigen Frische." So schildert ihn ein Bekannter im „Berliner Tageblatt".

Fletcher aß früher sehr stark und vor allem — wie das in England Sitte ist — viel Fleisch. Seither genießt er nur noch etwa ein Drittel der früheren Menge, läßt für die Auswahl der Speisen seinen Appetit maßgebend sein, beschränkt sich aber in der Hauptsache auf Nahrungsmittel, die, wie Kartoffeln, Brot und Früchte, verhältnismäßig arm an Eiweißstoffen sind. Selbstredend ist er zugleich Abstinent und Nichtraucher.

Aber nicht nur betreffs der Menge und der Auswahl der Speisen schlug Fletcher neue Bahnen ein, sondern auch in bezug auf die Art und Weise des Essens. Sein Hauptgrundsatz ist, nur bei wirklichem Hungergefühl zu essen und alles auf das sorgfältigste zu kauen. „Der Appetit ist der wichtigste Faktor in der Ernährung." Daher soll man warten, bis man sich seinen Appetit verdient habe, und wenn es bis mittags dauere. „Dann aber schmecke, kaue, knete und beiße alles, was du in den Mund nimmst, nicht nur so lange, bis es breiig oder flüssig geworden und durch den Speichel alkalisiert oder neutralisiert worden ist, sondern bis die so veränderte Speise sich in den Gaumenfalten festgesetzt hat, dort einen Schluckreflex auslöst und dadurch in den Magen gelangt. Dann wirst du diejenige Speise, die den Schluckreflex ausgelöst hat, verschlucken, während der Rückstand einer erneuten Mundbehandlung unterzogen wird, bis auch er in derselben Weise verschwindet." Auch flüssige Speisen, wie Milch und Suppe, soll man in dieser Weise zu kauen versuchen. Fletcher braucht für jeden Bissen etwa hundert Kaubewegungen....

Fletcher war es auch, der dem amerikanischen Physiologen Chittenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Anregung zu seinen Massenversuchen über Ernährungsreform gab. . . . Ebenso ist der dänische Diätreformer Hindhede durch Fletcher beeinflußt worden. . . .

Schlecht gekaute Nahrung ist eine Hauptursache nicht nur von Verdauungsleiden, sondern auch von akuten, fieberhaften Erkrankungen, weil sie unvollständig verarbeitet wird, dann oft schon im Darmkanal in Gärung und Fäulnis übergeht und so die Därme entzündlich reizt und zu einer Vergiftung (Selbstvergiftung) des Organismus führt, wenn die giftigen Stoffe aus dem Darme ins Blut dringen.

Fletcher kommt mit dreißig Bissen täglich aus. Ich rate indes, die Bissen und die Kaubewegungen nicht zu zählen. . . . . Wer Bissen und Kaubewegungen zählt, wird leicht zum Gesundheitshypochonder und damit zu einem ungenießbaren und bedauernswerten Menschen. So lange kauen, bis alles zu einer milchähnlichen Flüssigkeit geworden ist — das genügt.

Sorgfältiges Kauen regt auch die Verdauungsdrüsen im Magen und Darm, sowie die Bauchspeicheldrüse kräftig an.

Vor allem bei den Kindern darauf halten, daß sie kleine Bissen nehmen und sie sorgsam kauen. Nicht zugeben, daß sie z. B. beim Frühstücken nach jedem Bissen einen Schluck trinken. Brei muß besonders gut gekaut werden.

Wer recht langsam kaut, wird instinktiv nur soviel essen, wie er braucht. Mit der Ermüdung der Kaumuskeln stellt sich ganz von selbst das Gefühl der Sättigung ein.

Herzhaftes Kauen wirkt bei Kindern überaus günstig auf die Entwicklung der Zähne. Ebenso erhöht es die Blutzirkulation im Nasenrachenraum und beugt so dem Entstehen von Gewebswucherungen vor, die das Atmen durch die Nase erschweren.

Nervöse, Magen- und Darmleidende spüren bei langsamem Kauen sehr bald eine Besserung ihres Zustandes.

Fletscher empfiehlt nur zwei Mahlzeiten am Tage. Wer ihm darin folgen will, mags versuchen. Ich halte es mit dreien, überschlage aber öfter das Frühstück, um die Verdauungsorgane ausruhen zu lassen . . .“

Rund um uns

Die Ferienreise. In der riesigen Halle des Hauptbahnhofs steht der Ferienzug zur Abfahrt bereit. Der Bahnsteig ist überfüllt mit Menschen. Das rennt und hastet durcheinander wie ein aufgeregter Ameisenhaufen. Jeder sorgt sich um seinen guten Platz. In fürchterlicher Enge hocken die Menschen beieinander. Die Gepäcknetze über den Sitzen sind raffiniert ausgenutzt. Was nur hinein kann an Hutschachteln und Reisetaschen und Schirmen und Stöcken ist auch darin verstaut. Endlich ist alles zur Abfahrt bereit. Überall sieht man hinter den Scheiben fröhliche Gesichter. Draußen aber lauern Bräute und Bräutigame, Mütter und Väter und Geschwister und Freunde und gute Bekannte auf den Augenblick, um noch einmal wehmütig das Taschentuch zum Abschiedwinken hervorzuziehen.

Eine schrille Pfeife ertönt, und die vielen hundert Menschen rutschen in dem endlosen Zuge langsam zur Halle hinaus. „Auf Wiedersehen!“ „Auf Wiedersehen!“ — „Glückliche Reise!“ — „Schickt auch mal eine Karte!“ ertönt's noch hier und da, ein paar hartnäckige Taschentücher flattern noch immer in der Luft, trotzdem schon der letzte Wagen hinter einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fernen Schienenkrümmung zu verschwinden droht. Dann ist auch das gewesen.

Wer es nicht erlebt hat, weiß nicht, welche Freude das Herz schwellen macht, wenn man einmal nach einem langen, arbeitsreichen Jahre auf vier oder fünf Wochen der staubigen Stadt entfliehen darf, um in der freien Natur wieder Spannkraft für künftige Arbeit zu sammeln.

Solch' eine Ferienreise ist für einen arbeitsamen Menschen oft der denkbar höchste Genuß. Freilich vermag ein dauernd ungünstiges Wetter die Freude ganz erheblich herabzumindern, aber derartige Ausnahmefälle bleiben, Gott sei Dank! eben doch Ausnahmefälle.

Was so viele Menschen freilich nicht wissen, ist, daß das Reisen auch gelernt werden muß. Der Verkehr mit den Angestellten der Hotels, der richtige Gebrauch der Landkarte, das Quartiersuchen usw. — alles hat seine Schwierigkeiten, die dem Anfänger oftmals den Genuß der Reise verderben. Ohne Lehrgeld kommt wohl keiner davon. Ein Glück ist es nur, daß man auf den ersten Reisen — besonders wenn man schon in jungen Jahren dazu kommt — sich weniger die gute Laune verderben läßt als später.

Wie töricht und dumm haben wir vier jungen Menschen uns seinerzeit benommen, als wir zusammen den ersten Ferienausflug vor langen Jahren wagten. Wir wollten eins unserer schönen mitteldeutschen Gebirge durchwandern. Ein guter Freund hatte einen geradezu genialen Plan für unsere Wanderungen entworfen. Alles überlegt und in Rechnung gezogen: sämtliche Ausgaben, sämtliche Wegstrecken, sämtliche Steigungen und — leider Gottes auch sämtliche Sehenswürdigkeiten. Und als gewissenhafte Leute glaubten wir uns nichts schenken oder verkneifen zu dürfen. So wurden denn erbarmungslos alle im Plan drei-, zwei- und einfach besternten Dinge angeschaut. Wir reisten über alle Maßen gründlich. Wenn wir abends ermüdet glücklich im „besten" Hotel herzlich schlecht untergebracht waren, wurde nach dem Abendessen durchgesprochen, was uns der folgende Tag an Genüssen bringen sollte. Lange Vorträge unseres Führers ließen wir über uns ergehen, um für die nächsten 24 Stunden gut gerüstet zu sein. Mit dem Sonnenaufgange waren wir dann wieder draußen, um neuen Reisefreuden nachzujagen.

Wenn wir nicht so blutjung gewesen wären, würden wir wahrscheinlich als Leichen schon nach der ersten Reisewoche irgendwo auf einem „Touristen sehr zu empfehlenden Wege" aufgelesen worden sein.

Ja, ja, das Reisen will gelernt sein, und man lernt es nie aus. Ich bin schon heute begierig auf die Fehler, die ich nach zehn weiteren Lebensjahren in der heurigen Sommerreise erkennen werde.

Es ergeht uns ja mit der Sommerreise genau wie mit der Lebensreise. Auch da machen wir im Übereifer Fehler, die wir in späteren Jahren belächeln oder gar herzlich bedauern. Aber geradeso wie es nach einer halbverpfuschten Sommerreise keinen Zweck hat, hinterher die gemachten Fehler zu bereuen und sich über dieselben zu ärgern, so auch im Leben. Ich habe den Wert der Reue eigentlich nie recht einzusehen vermocht. Bessermachen ist tausendmal mehr wert als bereuen. Mit ungebrochener Widerstandskraft aus dem Lande der Torheit immer wieder einen Weg in das andere Land der Weisheit suchen, ist jedenfalls das beste Lebensrezept. Die Reue ist ein Reinigungsbad der Seele! sagt man. Das ist gewißlich wahr, und es mag ja auch Fälle geben, wo eine tiefe Reue ihr Gutes wirkt, ich will der Reue durchaus nicht jede Berechtigung absprechen, aber tausendmal häufiger sind doch die Fälle, wo die Reue nur kraftlähmend wirkt, mutlos und kleinmütig macht. Und das ist dann ein Schaden, der schwer wieder wett zu machen ist.

Wie im Gefecht der Hieb die beste Parade ist, so auch im Kampfe des Lebens. Oder ist wirklich das Negative — die Kritik — wertvoller als die positive Leistung — das Bessermachen, wenn's „mal wieder so kommt?"

Heinrich Scharrelmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Reform der Hotelküche.*) Französische Küche: das ist noch heute das Aushängeschild, mit dem man sein Publikum zu fangen und zu fesseln sucht, noch heute ein Ruhmestitel und ein Triumph der stolzesten wie der bescheidensten Gasthäuser. ...

Wie aber sieht diese „französische Küche" in der Nähe aus? Was ist das Kennzeichnende der so zäh erhaltenen Art, den Gaumen zu kitzeln? — Die Formel ist bald gefunden, mit der man die hundert Abstufungen der französischen Küche auf das allen Gemeinsame zurückführt: Französische Küche, das ist eine Reihe von Fleischgängen, die mit allen Schätzen aus der Apotheke des Gewürzkrämers behandelt und „schmackhaft" gemacht sind, günstigenfalls umgeben von einem dünnen Kränzchen irgendwelcher Gemüse, die in der Küche als das behandelt werden, als was sie auf der Schüssel erscheinen: als eine Nebensache. — In den Privathaushaltungen, wenigstens dort, wo man über Ernährungsfragen nachzudenken beginnt, hat man ja mit dieser Art französischer Küche längst gebrochen. Nicht so in den Hotels! Da hält man auf Überlieferung, beugt sich auch wohl unter die Autorität der „Chefs", die nicht gerne umlernen, und erachtet es noch immer nicht als Armut und Ausflucht, dem Gaste, der nach einer Mahlzeit rechtschaffener Gemüse, nach Mehlspeisen, Obst und Eiergerichten verlangt, achselzuckend zu antworten, daß man „so was" nicht führe, daß das nicht verlangt werde usw.

In dem zähen Festhalten an dieser Art französischer Küche, die nichts andres als eine einseitige Zusammenstellung gewürzscharf zubereiteter Fleischgerichte ist, liegt nun meines Erachtens in der Tat eine Gefahr für das Wirtshauswesen: die Gefahr, hinter den immer mehr aufkommenden Kurhäusern, Erholungsheimen, Hotelpensionen usw., die nicht von gelernten Hotelwirten betrieben werden und vielleicht gerade darum von „Traditionen" freier sind, zurückzubleiben. Sicher ist jedenfalls, daß die in den Hotels beliebte französische Küche die Hygieniker gegen sich hat.

Eine Küche aber, welche die Hygieniker gegen sich hat, muß auch auf die Dauer die Gäste gegen sich haben, insbesondere die über Ernährungsfragen aufgeklärten, sowie die erholungsbedürftigen und genesenden, die die Hotels der Bäder und Kurorte bevölkern. Die Zahl der Aufgeklärten, die sich an den Fleischtöpfen der Hotelküchen nicht mehr krank — rheumatisch, gichtisch, darmkrank, magenkrank, zuckerkrank, nervenkrank! — essen wollen, wird nämlich von Jahr zu Jahr größer, und ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage: es ist, wenigstens in Landen deutscher Zunge, nur noch eine verhältnismäßig kleine Minderzahl teils unwissender (auf diesem Gebiete unwissender) teils geschmackverbildeter Menschen (leidenschaftliche Fleischesser pflegen auch leidenschaftliche Weintrinker zu sein!), die mit der üblichen „französischen" Hotelküche nicht unzufrieden sind.

Und nun zum Einzelnen. Beginnen wir mit dem Frühstück. Auf dem Frühstückstisch der meisten Gasthäuser fehlt immer noch etwas, was vielen Leuten bereits unentbehrlich geworden ist: ein kräftiges, grobkörniges Vollbrot. Das feine Weizenbrot, die weißen Milchbrötchen mögen ein erfreulicher Tafelschmuck sein — das schwarze Roggenkleiebrot, der westfälische Pumpernickel, das Simonsbrot, das Grahambrot sind aber vielen Leuten schmackhafter, und allen nahrhafter. Also Ergänzung des Frühstücksbrotes durch Roggen- und Kleiebrot! — Aber daneben sind noch viele Einzelwünsche zu erfüllen. Es ist nicht genug, daß man den Engländern ihr „ham and eggs" zugestehe: man sollte den Freund einer naturgemäßeren Lebensweise nicht länger als einen Halbbarbaren belächeln,

*) Auszug aus einem längeren Aufsatze, den uns der Verfasser zur Verfügung gestellt hatte, den wir aber in seinem ganzen Umfange aus Mangel an Platz nicht bringen konnten.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn er einen Kräutertee oder eine Haferschleimsuppe, Hygiama-Kakao, oder Malz- oder „Hag"-Kaffee begehrt. Man sollte den Vegetarier, der ein gut zusammengesetztes Frühstück aus rohen Früchten verlangt, nicht mehr mit einer Gebärde zurechtweisen, in der ausgesprochen liegt, er sei der Unmensch, der Unmögliches begehrt. Gewiß wird durch solche besonderen Anforderungen der Gasthausbetrieb vielleicht etwas verwickelter. Aber durch straffe Organisation läßt sich auch das „Unmögliche" möglich machen.

Der Hauptgesichtspunkt für eine Reform der Mittags- und Abendtafel wurde schon angedeutet: Beschränkung der Fleischgänge zugunsten von einzuschiebenden Gemüseplatten, Eiergerichten, Mehlspeisen und Obstgängen. Natürlich wird das Fleisch, so lange es noch bei so vielen Menschen als das Idealnahrungsmittel gilt, im Mittelpunkte der Speisekarte stehen. Aber daneben sollte es nicht nur ein einziges, sondern zwei, drei auf die Fleischplatte geschmacklich abgestimmte Gemüsegerichte — in Verbindung mit einer Mehlspeise — geben. Gekochtes oder eingemachtes Obst sollte, wo frische Früchte ausfallen, auf keinem Speisezettel fehlen dürfen. Irgend ein Salat — es gibt weit mehr Salate, als die Schulweisheit der Küchenchefs uns ahnen läßt! — muß zu allem eine ständige Begleiterscheinung sein.

Nun ist es mit dem Auftischen von Gemüseplatten allein nicht getan: es kommt auf die Zubereitung, auf die Mannigfaltigkeit der Form an, in der diese vielfach als „langweilig" verschrieenen Gemüse gegeben werden. Dies gilt auch — was ausdrücklich bemerkt werden mag — von der in der „französischen Küche" meist sehr stiefmütterlich behandelten Kartoffel. Es ist verhältnismäßig wenig bekannt, in welch mannigfachen Formen dies wertvolle Nahrungsmittel auf unserer Tafel Verwendung finden kann. Es würde natürlich zu weit führen, hier die zahlreichen, in den Gasthausküchen noch viel zu wenig gewürdigten Gemüsearten und ihre verschiedenen Verarbeitungsweisen aufzuzählen. Man greife zu den zum Teil ganz vorzüglichen Kochbüchern vegetarischer und halbvegetarischer Richtung, man prüfe die dort angegebenen Zubereitungsvorschriften, man ergänze sie nach Geschmack und Bedürfnis am eigenen Herd, und man wird die Entdeckung machen, daß die einseitig gehandhabte Fleischküche genau besehen eine glänzende Armut ist.

Es wäre noch einiges über die Suppe und über die sonstigen Nebengerichte zu sagen, die mir auch reform- und ergänzungsbedürftig erscheinen. Mehr Abwechslung in Allem! muß es auch hier heißen. Die „Consommés" und „Bouillons" der großen wie der kleinen Hotels sind ewige Abwandelungen ein und desselben Liedes. In welchem Hotel gäbe es einmal die gebrannte Mehlsuppe (sie ist besser, als ihr Name vermuten läßt), eine Spinatsuppe, eine Haferschleimsuppe, eine Tomatensuppe, eine Blumenkohlsuppe oder eine Fruchtsuppe mit Reis oder Klößen oder einer Grieseinlage? Für die Bereitung von solcherlei Suppen findet man in den vegetarischen Kochbüchern ebenso reiche Anregung wie für die Verwendnng von Reis, Nudeln, Makkaroni, Käse, frischem und getrocknetem Obst, Eiern, Linsen, Grünkern, Gries usw. zur Herstellung von Schnitten, Aufläufen, Klößen, Puddings, Breien, Beigüssen usw. Alle diese Gerichte werden in die Eintönigkeit der Hotelkost eine reiche Abwechslung und Mannigfaltigkeit bringen. —

Abwechslung und Mannigfaltigkeit! — wo man diese Forderungen zum Grundsatz erhebt, werden die heute vielfach geäußerten Klagen über die Unzulänglichkeit der Hotelkost verstummen.

Adolf Teutenberg.

Familienforschung. Das rechte Familienbewußtsein ist selten geworden; ich meine, jenes Familienbewußtsein, das die unerläßliche Vorbedingung für Rassenbewußtsein ist, und mit dem Familienhygiene Hand in Hand geht. Ein solches Familienbewußtsein macht Familienforschung zur Pflicht, deren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ziel und Zweck „Verbesserung der Rasse durch Beförderung der geistigen und körperlichen Gesundheit und der sozial nützlichen Tätigkeit innerhalb der einzelnen Familien" ist.*)

Das erste greifbare Ergebnis der Familienforschung muß die Feststellung des Stammbaums sein; er ist die Unterlage für alle familienhygienischen Maßnahmen. Die einfachste Weise der Stammbaumfeststellung ist die rückwärtsschreitende Namensaufzeichnung, bei der natürlich auch die mütterliche Geschlechterreihe nicht vergessen werden darf. Fehlen Familienurkunden, dann müssen vor allem die Kirchenbücher und die Akten der Standesämter befragt werden. Bisweilen wird man bei diesen Nachforschungen auf Unerquickliches stoßen, vielleicht gezwungen sein, aus den Akten von Straf- und Irrenanstalten Auskünfte zu holen; doch darf dies kein Grund sein, das Forschen nach seiner Familienzugehörigkeit aufzugeben.

Ist nun die Familienzugehörigkeit möglichst lückenlos und ausführlich festgestellt, so tritt an uns die Frage der Familienhygiene heran. Wir werden ja bei unseren Bemühungen nicht — wie das sonst allerdings sehr oft der Fall ist — von einem falschen Stolz geleitet, der seine Befriedigung darin sucht, durch Jahrhunderte hindurch die ununterbrochene Folge eines Namens nachzuweisen. Von einer solch äußerlichen Auffassung des Stammbaums soll uns eben die familienhygienische Betrachtungsweise freimachen. Sie hält uns die ernste Frage vor: Mit welchen erblichen Voraussetzungen mußt du für dich und für deine Nachkommen rechnen? Wird man auch den Versuchen, gewisse für den Menschen gültige Vererbungsgesetze aufzustellen, vorderhand noch vorsichtig gegenüberzustehen haben, so ist doch die eine Tatsache über allen Zweifel erhaben: Jeder Mensch trägt einen festumrissenen Schatz von Vererbungstatsachen schon vom Keimplasma her in sich. Ob dieser Vererbungsschatz für ihn günstige oder ungünstige Ausblicke eröffnet, das festzustellen, soll eben die Familienforschung ein wichtiges Mittel sein. (Nicht das einzige natürlich; daneben wird u. a. die ärztliche Untersuchung und fortlaufende Beobachtung am Platze sein.)

Es ist klar, daß die ganze Familienforschung nur dann von Wert sein kann, wenn bei der Aufstellung des Familienstammbaumes mit größter Offenheit und rücksichtsloser Wahrheitsliebe vorgegangen wird. Es hat selbstverständlich keinen Sinn, Familienübel zu verschleiern oder nachteilige Eigenschaften zu übersehen.

Und der Familiensinn? Muß er nicht leiden, wenn die Ahnenforschung allerlei Unerfreuliches zutage fördert? Nun, wer die Familienforschung in ihrem eigentlichen Wesen und ihrer Bedeutung erfaßt hat, dessen Familiensinn wird nicht dadurch erschüttert werden können. Ist der Weg auch manchmal hart und beschwerlich, das wichtige Ziel muß allem Unerquicklichen den Stachel nehmen.

Ein solcher Stammbaum, der sich nicht auf bloße Namensangaben beschränkt, sondern soweit als möglich die ererbten Eigenschaften des Einzelnen aufnimmt, kann für uns ein ungemein wertvoller Berater in den verwickelten Fragen der Lebensführung sein. Weiß ich, nach welcher Richtung hin ich erblich belastet bin, so werde ich in vielen Fällen die Wege finden, diesen Einfluß zu mildern, oder gar die Wirkung der erblichen Belastung ganz auszuschalten. Zum mindesten wird es nicht selten gelingen, die erbliche Belastung für die nachfolgende Generation immer unwirksamer zu gestalten. So läßt sich auf dem Boden der Familienforschung wacker mitarbeiten an der Erfüllung einer der wichtigsten neuzeitlichen Forderungen: der Verbesserung der Rasse!

G. Schreiter.

*) Sommer, „Familienforschung und Vererbungslehre". Leipzig 1907. S. 214.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kindersegen und Wohnungsnot. Uns ist von einem Freunde des Vortrupp die folgende Zeitungsnotiz zugesandt worden:

Solingen 2. April. Die Stadtverwaltung hat zum April-Umzugstermin 18 Familien, die anderweitig keine Wohnung erhalten konnten, eine solche verschaffen müssen. Es handelte sich hier keineswegs um schlechte Mietzahler, die Leute konnten vielmehr keine Wohnung bekommen, weil sie eine größere Kinderzahl haben. Eine größere Anzahl Wohnungen in Privathäusern ist noch nicht vermietet, die Vermieter lassen die Wohnungen aber lieber leer stehen, als daß sie kinderreiche Familien aufnehmen, nicht selten mit der Begründung, daß es die übrigen Mieter nicht haben wollen. Gestern mittag saßen noch 10 Familien mit ihren Sachen auf der Straße, der Polizei blieb nichts anderes übrig, als die Leute in den altenstädtischen Häusern am Heidberg unterzubringen, die ihres schlechten Zustandes wegen abgerissen werden sollten.

(Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen vom 3. April d. J.)

Es handelt sich hier nicht um einen vereinzelten Fall. Die Abneigung der Hausbesitzer gegen kinderreiche Mieter ist allgemein verbreitet; nicht nur in größeren Städten, auch in Kleinstädten. Die Fragen „Haben Sie Kinder?" „Wieviele?" sind ja beim Wohnungsmieten gar nichts Seltenes. Und eigentlich sollte man sich darüber — freuen, daß den kinderreichen Familien bei der Wohnungssuche immer mehr Schwierigkeiten bereitet werden. Denn so werden Viele in unserm Volke — und darunter gewiß auch Manche, die kein soziales Empfinden haben und zu bequem sind, über Wohnungsnot und andere Volksnot nachzudenken — fast gewaltsam ins Eigenheim, in die Gartenstadt gedrängt. Es werden immer mehr Menschen gezwungen, hinauszuziehen aus der Stadt und sich der Bewegung anzuschließen, die eine vernünftige Wohnweise volkstümlich machen will. So wächst die Bewegung, und der Gedanke, in Luft und Licht zu wohnen, dringt immer tiefer ins Volk.

Also freuen sollte man sich eigentlich über jene schnöde Gewinnsucht der städtischen Hausbesitzer, die nicht einmal den Kindern Raum zum Wohnen gönnen wollen. Ja — wenn nicht noch eine andere Wirkung zu erwarten wäre, nämlich, daß die Menschen in der Stadt von Vornherein an die bösen Hausbesitzer denken, daß sie „klug" werden und auf den Kindersegen, der unter den ungesunden, städtischen Verhältnissen mehr Last als Segen zu sein scheint, lieber verzichten.

Und wer weiß, ob nicht diese schlimme Wirkung eher eintritt, als jene gute, zumal die kinderreichen Familien in der Mehrzahl heute den minderbemittelten Ständen angehören. Den Ärmeren oder ganz Mittellosen bleibt aber vorläufig auch die Gartenstadt und das Eigenheim verschlossen.

Was tun? Es muß doch wohl noch viel häufiger und lauter gesagt werden, daß Menschen — gesunde, junge Menschen — mehr wert sind als aller Mietzins und alle Hypotheken der Welt. Geld und Gold sind wertloser Tand, wo die lebenden Menschen fehlen. Eine einfache Wahrheit — und doch unbegreiflich denen, die Steinmassen auf Steinmassen fügen, eine künstliche Organisation über die andere ausdenken und vor lauter Geldsorgen verlernt haben, Leben und Menschheit zu sehen.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

Hegeler, M. S.: Drei Märchen. Curt Wigand, Berlin.

Theuermeister, Robert: Unser Körperhaus. Wie ich mit meinen Kindern über ihren Körper rede. Kart. M. 1,80. K. C. Scheffer, Leipzig.

Fried, Alfred H.: Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1912. Verlag der Friedenswarte Berlin, Wien, Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 11 1. Juni 1913

Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland.

Fünfter Brief.

Wie die Deutschen den Geburtstag ihres Königs feiern.*)

Herausgegeben und erläutert von Hans Paasche.

Mukama, du Schlanker,
wärmendes Licht!

Du bist der größte der Könige. Aber auch der König der Wasungu**) ist stolz und mächtig. Unzählbar sind seine Krieger, blinkend ihre Waffen; groß ist ihr Mut. Sie lieben ihren König und ehren ihn, weil er edel gesinnt ist seinem Volke. Dein Knecht Lukanga kann dir Großes und Schönes berichten, wie tausende junger Männer in Kraft und Schönheit dahergehen und Waffen zu tragen wissen. Das eine aber sähe sein Auge, auch wenn es trübe wäre und seine Sinne wüßten es, auch wenn Staub auf ihnen läge: die

*) Anmerkung des Herausgebers.

Der Forscher Lukanga hat, wie dieser Brief zeigt, eine feuchtfröhliche Kaisersgeburtstagfeier in irgendeiner deutschen Kleinstadt mit angesehen. Der einzelne Leser möge selbst beurteilen, ob Lukanga ein Recht hat, das, was er beobachtete, als allgemeine Sitte oder Unsitte hinzustellen und seinem Könige zu schildern, der von uns Deutschen ja den allerschlechtesten Begriff bekommen muß! Uns gibt das Eine zu denken: Lukanga, dieser aufmerksam beobachtende Ausländer, hat den Eindruck gewonnen, daß die Trinksitten und alle die Begleiterscheinungen des Feierns, in festen und gewohnten Formen verliefen. Sollten wir selbst garnicht mehr wissen, wie sehr das alles bei uns zur unbewußten Gewohnheit geworden ist?

Jedenfalls wird Lukangas Sittenschilderung dazu beitragen, daß wir künftig den Geburtstag des Kaisers und vielleicht unsere Feste überhaupt auf andere Grundlage stellen als auf das „Hineingießen", wie es Lukanga nennt. Wäre es nicht angebracht, grade in diesen Tagen — bei der im ganzen Reiche stattfindenden Feier des Regierungsjubiläums unseres Kaisers — damit zu beginnen? Wir dürfen uns dabei der Worte des Kaisers erinnern und an die weltbekannte Mürwicker Rede denken, von der (ebenso wie Carnegie) auch Lukanga gehört zu haben scheint. (Vortrupp 1913 Nr. 1, „Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol").

**) Wasungu = Deutsche. Wakintu = der Volksstamm, dessen König Ruoma den Lukanga nach Deutschland sandte.

Wasungu ehren ihren König auf ihre Weise, die Wakintu dich auf andere Weise.

So mächtig auch der König der Wasungu ist, die niedrigen Gebräuche seines Volkes vermag er nicht zu hindern. Und wisse:

Die Wakintu feiern den Tag deiner Geburt durch Fasten; die Wasungu den Geburtstag ihres Königs, indem sie viel in ihren Bauch hineintun.

Dein Volk macht sich reiner und stärker aus Freude, daß du lebst; die Wasungu dagegen versuchen, die Roheit ihrer Sitten zu Ehren ihres Königs bis zum Äußersten zu steigern. Sie verstehen ihn nicht, wenn er sagt: „Enthaltet Euch vom Hineingießen, das Euch unfähig macht, dem Vaterlande zu dienen."

Den Wakintu befiehlt es der Brauch, der ewig bestand, daß in den Tagen, die dir gehören, jeder auf seinem Berge weilen muß, solange die Sonne über dem Himmel kreist, und nur nachts darf er schweigend die eigene Hütte aufsuchen; die Wasungu kommen zum Ehrenfeste ihres Königs in geschlossenen Räumen zusammen, und was sie darin tun, will ich dir schildern, weil ich es sah.

Es ist ein einziger Tag, den sie dem König opfern. Da gehen sie dann hin und treffen sich mit vielen anderen, um Speisen und Flüssigkeiten in ihren Leib hineinzutun.

Sie sitzen an diesem Tage an langen Tischen und schlucken so, wie ich es dir im letzten Briefe beschrieb *). Auch gießen sie viele Flüssigkeit in ihren Magen und trinken wie Menschen, welche einen weiten Weg im Sonnenbrand gegangen sind und Durst haben. Es gilt eines Mannes unwürdig, Flüssigkeit in einzelnen Schlucken zu nehmen und mit Speichel zu vermengen, und je mehr einer gleichmäßig und ohne zu unterbrechen hinunterschluckt, desto höher steht er in der Achtung der anderen.

Was sie trinken, ist Pombe, ein Rauschgetränk von verschiedener Farbe. Es ist nicht erlaubt, Saft zu trinken, der frei ist von Rauschgeist, ja es ist Pflicht eines jeden, möglichst viel Rauschgift zu trinken, und wer an diesem Tage seines Verstandes mächtig bleibt, gilt als einer, der treulos dem Könige die Achtung versagt, die ihm gebührt. So sehr mißverstehen sie ihren König, daß sie ihn, der Enthaltung vom Rauschgift fordert, durch Hineingießen ehren wollen.

Das Getränk ist so wichtig, daß an diesem Tage von nichts anderem gesprochen werden darf, als von der Art, Farbe,

*) Vortrupp, I. Jhrg. 1912, Nr. 23.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menge, Wärme des Getränks, von der Art, wie man es hineingießt, und wie man es wieder von sich gibt. Nur einmal darf vom Könige gesprochen werden, da steht der dickste Mann auf, nennt den Namen des Königs, und alle rufen: „Ra! Ra! Ra!" Dabei stehen sie und halten ein Gefäß mit Pombe zwischen die beiden Brustwarzen, und wenn das letzte „Ra" gerufen ist, gießen sie den ganzen Inhalt des Gefäßes in ihre Halsöffnung, atmen tief aus und setzen sich wieder hin.

Danach sind alle ruhig, bis die Gefäße wieder vollgeschenkt sind, und dann sprechen sie wieder von der Art, Farbe, Menge und Wärme des Getränks und wie man es hineingießt.

Besonders zeichnen sich dabei Männer aus, die einmal an einem Flusse gewohnt haben, der Mosel heißt. Diese dürfen nur aus besonders geformten Gefäßen*) trinken und müssen, bevor sie hineingießen, das Trinkgefäß erst dreimal vor dem Munde kreisend umherbewegen. Sie dürfen dabei nicht lachen, sondern müssen sehr ernst aussehen. Sie genießen bei den Trinkenden das größte Ansehen und bemühen sich durch blaue Adern auf der Nase und durch harte Adern, die wie Würmer an den Schläfen hervortreten, jedem kenntlich zu sein.

Der Häuptling des Festes ist kenntlich durch seine dicke Gestalt und durch viele Ziernarben, die er im Gesicht hat. Auf der Nase trägt er einen goldenen Draht mit zwei Glasstücken, durch die er hindurchsehen muß. Der Schmuck der Ziernarben ist nicht jedem erlaubt, und er gilt als ein Vorrecht solcher Männer, welche nicht arbeiten, sondern viel trinken und, wenn sie Rohheiten verüben, nicht bestraft werden.

Die Wasungu sind sehr ungeschickt im Schneiden der Narben oder haben keinen Sinn für Schönheit; denn die Schnitte gehen hin und her durch das Gesicht und oft wird ein Ohr oder die Nase mit durchschnitten. Sie finden aber die Ziernarben schön; denn sie tragen sie nur auf unbekleideten Stellen des Körpers und lassen andere frei, obwohl dort mehr Fleisch und mehr Hautfläche ist. Die Kunst, Schnitte in Lippen, Nasenflügeln und Ohren offen zu halten, ist nicht bekannt. Nur Frauen bohren Löcher in ihre Ohren und hängen Metall und Steine hinein.

Während sie sitzen und Gemengtes und Erhitztes schlucken, üben sie folgenden Gebrauch: Einer ruft den andern an, hält ihm ein

*) Lukanga spricht von den sogenannten „Römern", runden Glasgefäßen, aus denen „Kenner" den durch Gährung verdorbenen Saft der edlen Weintrauben zu trinken pflegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gefülltes Gefäß entgegen und sagt: „Zum Bauche"*) oder „Prost". Dann gießt er hinein. Der Angerufene ergreift ebenfalls ein gefülltes Gefäß, springt auf und gießt in seinen Hals hinein. Dann hält er das leere Gefäß zwischen die Brustwarzen, sieht den, der ihn angerufen hat, mit stierem Blick an, setzt sich wieder hin und atmet tief aus. Dann läßt er sein Trinkgefäß wieder füllen und spricht mit denen, die bei ihm sitzen, über Farbe, Menge, Art der Getränke und wieviel man hineintun kann.

Wenn sie Fett vom Unterleib eines getöteten Schweines schlucken, bringen die Diener jedem Schlucker ein ganz kleines Gefäß mit scharfem Pombe**). Dann sind alle stille und heben das Gefäß in die Höhe. Der dickste pfeift, alle stoßen einen Pfiff aus und gießen die Flüssigkeit schnell in ihren Hals.

Dann sprechen sie wieder über Menge, Farbe, Wärme der Getränke und wieviel man hineintun kann.

Wenn sie sehr viel Gemengtes und Erhitztes geschluckt haben und viel Rauschgift hineingegossen, dann lassen sie richtige Nahrung bringen: Diener bringen Schalen mit Früchten. Aber niemand nimmt davon. Danach werden kleine Waschbecken gebracht, zum Waschen der Finger.

Jetzt üben sie folgenden Brauch: Einer nimmt sein Trinkgefäß, geht zu einem anderen hin, zwingt ihn aufzustehen und sein Trinkgefäß vor sich zu halten und sagt einen der drei folgenden Sätze:

„Ich kenne deinen Bruder" oder

„Wie geht es deinem Vater?" oder

„Ich sah deine Schwester".

Und dann sagt er „Prost", beide stoßen ihre Trinkgefäße aneinander, so daß die Ränder, an denen Speichel klebt, sich berühren, trinken ihr Gefäß aus, halten es in Höhe der Nase vor sich und sehen sich scharf an.

*) Was Lukanga mit dem Ausdruck: „zum Bauche" meint, ist nicht ohne weiteres verständlich. Offenbar hat er den Fehler gemacht, dem sehr häufig Forscher erliegen, die nur kurze Zeit in einem fremden Lande sind: er hat eine vereinzelte Beobachtung verallgemeinert. Wahrscheinlich meint er mit „zum Bauche" die Wendung: „möge es Ihnen zum Schmeerbauche gereichen". Diese Wendung wird bekanntlich von solchen, welche auf Reinheit der Sprache halten, statt des lateinischen Wortes ‚Prosit' gebraucht. Ihre Anwendung ist aber meines Wissens leider noch nicht so häufig, daß man sie schon als Regel ansehen könnte.

**) Auch hierbei handelt sichs, wie ich festgestellt habe, nur um eine örtlich begrenzte, nicht allgemein verbreitete Sitte, daß nämlich nach einem fetten Gericht eine „Runde" Schnaps genossen wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann gehen sie auf ihre Sitzplätze zurück und sprechen wieder mit denen, die bei ihnen sitzen, über Farbe, Wärme, Art der Getränke und wieviel man hineintut.

Dann beginnt das Rauchmachen.

Sie lassen gerollte trockene Blätter einer seltenen Pflanze kommen, reiben Feuer und zünden die Rollen an einem Ende an. Das andere Ende halten sie mit den Zähnen fest, schließen die Lippen und saugen, so daß Rauch in den Mund hineingeht. Aus dem Mund blasen sie den Rauch in die Luft, und dann ist bald der ganze Raum mit Rauch erfüllt, den sie ausgeblasen haben.

Von der Zeit an sprechen alle über die Art der Rauchrollen, wieviel Rauchrollen jeder einzelne täglich verbrennt, ob er an kleinen oder großen Rollen saugt und wieviel die einzelne Rauchrolle kostet. Dabei machen alle sehr ernste Mienen. Jetzt lassen sie Gefäße mit einer braunen stinkenden Flüssigkeit*) hinstellen und sprechen sehr laut von dem weißen Schaum, der auf der Flüssigkeit schwimmt, und den sie „die Blume" nennen. Wenn sie jetzt trinken, rufen sie einem anderen zu: „Die Blume kommt zu dir" oder „Prost Blume".

Wenn das Rauchmachen begonnen hat, gehen sie einzeln hinaus und kommen nach kurzer Zeit wieder herein.

Jetzt wird sehr laut geschrien, wodurch der Dank für das gelungene Fest ausgedrückt wird.

Besonders beliebt ist das Folgende: Zwei Männer schreien sich gegenseitig an und sagen: „Komm mit mir hinaus." Sie stehen dann auf, nehmen ihre Rauchrollen mit und kommen nach einiger Zeit mit geröteten Gesichtern wieder herein.

Während sie hinausgehen und hereinkommen, sind alle anderen still.

Diese Sitte heißt: das Abtrittspiel und der Raum, in dem es gespielt wird, heißt der Raum der Ehre.**)

Das Spiel selbst ist so:

Einer sagt zum anderen:

„Du hast mich angesehen";

---

*) Daß Bier auf den unverdorbenen Geruchsinn des Naturkindes widerlich wirkt, ist sehr beachtenswert!

**) Es ist, wie dem „Vortrupp" ein früherer Korpsstudent (also ein Sachverständiger) mitteilt, in der Tat recht allgemein üblich, daß solche Auseinandersetzungen und Forderungen auf dem angedeuteten Orte stattfinden, weil er der geheimste ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darauf sagt der andere:

„Du Schwein".

Dann nehmen sie die Rauchrollen in die linke Hand und hauen sich gegenseitig mit der rechten Hand ins Gesicht.

Danach stecken sie die Rauchrollen wieder in den Mund, greifen in eine Kleidertasche und geben sich gegenseitig ein kleines Stück weiße Pappe. Damit ist das Spiel beendet, und sie gehen wieder hinein, um Getränke hineinzugießen.

Dies Spiel hat bei den Wasungu große Bedeutung. Sie wissen nämlich, daß durch ihre rohen Sitten das Gute in ihnen getötet wird. Sie wollen aber von ihren Sitten nicht abstehen und können sich nicht bessern. Deshalb schaffen sie sich einen Aberglauben und begehen eine sichtbare Handlung, welche an sich zwar roh ist, dennoch aber von allen anerkannt wird, weil sie nichts Besseres wissen.

Der Aberglaube ist dieser: Sie denken sich, daß es eine feindliche Macht gebe, die das Gute in ihnen geschändet habe. Da sie aber nicht anerkennen wollen, daß das Gute in ihnen wirklich verletzt sei, nehmen sie an, daß es noch etwas zwischen dem Guten und der feindlichen Macht gebe. Und dies nennen sie mit einem Wort: „Ehre". Sie sagen nun nie, daß sie schlecht seien, sondern sagen, die „Ehre" sei verletzt, und wie alle tiefstehenden Völker mit niedrigen Sitten, suchen sie sich einen Feind, hauen oder schlachten den und glauben dadurch selbst wieder gut zu werden.

Ja, Mukama, du wirst dir dies kaum vorstellen können, da dich lauter selbstbewußte, gebildete Männer umgeben, bei den Wasungu aber gibt es viele, die fortwährend Reue empfinden über ihr schlechtes Tun und deshalb andere Menschen hauen wollen. Sie glauben, daß ein Mensch durch rohe Gesinnung gegen andere eigene Fehler wieder gut machen könne. Daraus ist ein gewisses Vorrecht entstanden, das die, welche reich und mächtig sind, für sich beanspruchen. Diese sagen, nur sie hätten „Ehre" und dürften deshalb andere hauen und töten. Wer aber mit der Kraft seiner Arme arbeitet, wie es die Natur befiehlt, der hat keine „Ehre" nötig, weil er ja ohnehin stolz und zufrieden sein kann.

Da es unter den Wasungu viele gibt, welche nicht mit den Händen arbeiten und nie eine Frucht essen, um die sie die gütige Erde selbst baten, kommt es, daß in jedem Hause, in dem viele Wasungu zusammenkommen, ein besonderer Raum der Ehre vorhanden ist. Dieser Raum dient allen den Unglücklichen, welche nicht mit sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zufrieden sein dürfen, dazu, ihre „Ehre" wieder gut zu machen. Der Raum ist mit Steinplatten verkleidet, spiegelnde Glasscheiben hängen an den Wänden, darunter fließt Wasser durch schöne Becken. Damit es aber nie an Zeugen fehlt, die an dem Hauen der Ehre nicht teilhaben, dient der Raum noch zu anderen Zwecken, die ich dir nicht schildern kann. Das ist also der Raum, in dem das Spiel gespielt wird, welches das Abtrittspiel heißt.

Außer diesem ist noch ein anderes allgemein beliebt: Der dicke Häuptling des Festes befiehlt allen, mit den Trinkgefäßen auf den Tisch zu hauen. Dann müssen alle den Inhalt ihrer Trinkgefäße zugleich und auf einmal in ihren Hals hineinschütten. Sie nennen das Spiel die „Eidechse"*). Nie sah dein Knecht Lukanga etwas Niedrigeres als dieses Spiel.

Danach beginnt das Ausspeien der hineingegossenen Flüssigkeiten. Dazu ist in dem Raum der Ehre ein besonderer prächtig ausgestatteter und gehöhlter Opferstein, an den die Speienden einzeln hinantreten. Sie halten sich, während sie ausspeien, an zwei Handgriffen, die über dem Stein befestigt sind.

Damit hat die Feier ihren Höhepunkt erreicht. Jetzt sagt jeder von einem anderen, der habe zuviel hineingegossen, und habe deshalb seinen Verstand mehr, als es üblich sei, zerstört, er selber aber habe es gerade richtig gemacht, denn er wisse, wenn er genug habe. So entsteht wieder ein sehr lautes Gespräch und einige sprechen auch über die Körperformen der Frauen und der Pferde.

Der Häuptling aber leitet das Fest noch immer. Sein Ruf wird gehört, weil er mit dem abgebrochenen Bein eines Stuhles auf den Tisch schlägt. Durch den Rauch kann niemand hindurchsehen.

Jetzt läßt der Häuptling alle leer getrunkenen Gefäße aufstellen und mit solchen, die noch nicht ausgegossen sind, nach den leeren werfen.

Dann läßt er sich ein heiliges Buch bringen, setzt sich unter den Tisch und beginnt laut zu weinen**). Dies ist das Zeichen, daß alle weinen, wobei sie sich mit den Armen umfassen und ihre Lippen

---

*) Für ‚Salamander' sagt Lukanga ‚Eidechse'. Es war nicht festzustellen, ob nur, weil beide Tiere vielleicht in Kitara denselben Namen haben, oder ob es in Kitara keine Salamander gibt.

**) Da hat also einer das „heulende Elend" bekommen und mit der Bibel unterm Tisch gesessen. Gewiß eine sehr rührende, aber zugleich auch sehr bedauerliche Szene. Aber gottlob können wir sagen, auch wieder nur ein vereinzelter Fall.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegenseitig aneinanderdrücken. Mit den glühenden Rauchrollen aber brennen sie sich Löcher in ihre Kleider.

Das ist das Ende des Festes. Jetzt kommen Diener und tragen die, welche sich vor Freude totstellen, in Wagen hinein, mit denen sie in ihre Hütten gebracht werden.

So feiern die Wasungu den Tag ihres Königs. Sie verhöhnen*) das Gebot der Nüchternheit, das er ihnen gab. Sie machen sich untauglich, Waffen zu tragen, und kein Tag ist ihren Feinden zum Angriff günstiger, keiner schädigt ihre Kraft mehr als dieser. In allen Städten ist es das Gleiche. An diesem Tage darf niemand die Kraft seiner Sinne behalten. Es würde ihm den Haß und die Verfolgung der Mitbürger einbringen.

Gütiger Herr, siehe, Solches zu sehen ward gegeben
deinem Diener
Lukanga Mukara.

„Noch mehr Offiziere und Mannschaften?"

So seufzt angstbeklommen der gute Staatsbürger und bereitwillige Steuerzahler beim Studium seiner Morgenzeitung. Vor seinem geistigen Auge nimmt der strichbummelnde Leutnant greifbare Gestalt an, und alle die anderen Vaterlandsverteidiger mit und ohne Tressen, die nach des Tages Last und Mühen Trost und einen Wurstzipfel beim holden Küchenpersonal suchen. — Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und ebensowenig ist ein am Abend bummelnder Offizier ein Beweis der Überproduktion in seinem Stande. Auch wäre es ebenso verkehrt, aus der Menge der nach dem Abendappell in die Stadt enteilenden Soldaten, mit dem Kommißbrot unter dem Arm, das verbotenerweise vielleicht verkauft werden soll, darauf schließen zu wollen, daß unsere Etatstärken genügend hoch sind, um für alle Fälle und zu allen Zeiten bereit zu sein. Erzbereit, — wie der Franzose so schön sagt. — Bleiben wir also beim Mannschaftsetat einmal stehen und statten wir in der langen Zeit der Wintermonate einer Kompanie während des Dienstes einmal einen Besuch ab. Der Rekrutentrupp interessiert uns nicht, denn wir wollen vollwertige Soldaten sehen, Leute, die im zweiten Dienstjahre ihre

*) Kein gerecht denkender Deutscher kann diesen Ausdruck Lukangas zu scharf finden. Es ist in der Tat nichts anderes als eine Verhöhnung des Kaisers, wenn angesichts solcher ernster und vaterlandsliebender Worte, wie er sie unter anderen in Mürwik gesprochen hat, die Feier seines Geburtstages immer noch in der alten Weise weiter betrieben wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während ihres ersten Jahres erworbenen Kenntnisse vertiefen und vervollkommnen, um als Vorgesetzte, Patrouillen-, Posten- und Abteilungsführer auftreten zu können.

„Feldwachaufstellung am Nordrand von X-Dorf", steht auf der Beschäftigungsanzeige. Suchen wir also bei diesem Dorfe die Kompanie auf. Wir verlassen auf der Straße die letzten Häuser des Dorfes, in der bestimmten Erwartung, hier auf die gesuchte Soldateska zu stoßen. Aber siehe da, nichts ist zu sehen! Wir halten in dem weit offenen Gelände Umschau, denn der ganze ältere Jahrgang einer Kompanie, ungefähr 50—55 Mann nach unserer Schätzung, kann doch nicht vom Erdboden verschwunden sein. Endlich entdecken wir 300 Schritt von uns entfernt ein einsames Rößlein an einer Luftscheune stehend, und in seiner unmittelbarsten Nähe einen Trupp oder besser gesagt, eine Handvoll Leute, die wir als Soldaten erkennen, dicht geschart um ihren Führer.

Also, sagen wir uns, das könnte eine Feldwache sein, und die Unteroffizier- und Doppelposten müssen noch einige 100 Meter weiter vorwärts stehen. Wir suchen das Gelände sorgfältig ab, aber wir können beim besten Willen diese äußersten Fühler in der Vorpostenlinie nicht sehen. Jetzt ist unser Interesse erst recht erregt, weniger wegen der stattfindenden Übung, die ja in Anbetracht der geringen Zahl der Leute, es sind etwa 15, nicht viel bieten wird, als vielmehr wegen der Verlegenheit, in welche der gestrenge Herr Hauptmann geraten wird, wenn wir ihm wegen des Verbleibes seiner Mannschaften ordentlich auf den Zahn fühlen. Denn wir haben doch auch vor 15 Jahren gedient und wissen genau, daß mindestens 6 Handwerker zu Hause sitzen und schustern und schneidern, daß der Feldwebel, anstatt selbst zu arbeiten, sich mit einem ganzen Stabe von Schreibern umgeben hat, und daß mindestens 10 Mann zur Kirchweih beurlaubt sein müssen, denn wo stecken in aller Welt die ganzen Leute, zumal jetzt in diesen kriegerischen Zeiten.

Das Examen beginnt: Herr Hauptmann, was machen Sie hier? Ich übe eine Feldwachstellung, insoweit es mit den wenigen Leuten möglich ist. — Mit wieviel Mann sind Sie heute morgen ausgerückt? — Mit 17 Mann. — Wo sind denn die anderen? — Der Hauptmann entfaltet einen Zettel und liest vor:

4 Mann kommandiert als Schießstandarbeiter,
4 Mann Wache,
5 Burschen,
2 Arbeiter auf Regimentskammer,
2 Arbeiter auf Bataillonskammer,
3 Arbeiter auf der Kammer für Reserve-Formationen,
1 Schreiber im Divisionsgeschäftszimmer,

1 Schreiber im Zahlmeistergeschäftszimmer,
3 Mann Zielbaukommando,
2 Mann krank,
2 Kompaniehandwerker,
1 Kompanieschreiber,
1 Mann beim Lehrbataillon,
5 Mann (Gefreite) bei der Rekrutenausbildung

Im Ganzen 36 Mann.

Vorhanden sind 53 Mann. Demnach 17 Mann Ausrückstärke, schließt der Hauptmann triumphierend.

Richtig, es stimmt, nicht ein Mann fehlt unentschuldigt. Wir nehmen selbst Einblick in die Stärkeberechnung und lassen uns einige Erläuterungen geben. Die Schießstandarbeiter fehlen mindestens 8 Wochen. Während des Winters müssen die Scheibenstände in Ordnung gebracht werden. Es sind Traversen aufzuschütten, die Entwässerungsanlagen zu erneuern, die Querwälle in Ordnung zu bringen. Täglich marschiert eine Abteilung von 48 Mann des Regimentes dorthin ab. Mit den 4 Wachmannschaften ist die Kompanie heute noch gut weggekommen, jeden 5. oder 6. Tag ziehen sämtliche Leute auf Wache, dann ruht jeder Dienst. Die 5 Burschen gehören berittenen Offizieren an, folglich fehlen sie ständig. Das Heer der Kammerarbeiter bürstet, sonnt, klopft und lagert um. Hunderte von Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken werden nachgesehen. Es sind Wertobjekte, für den Mobilmachungsfall bestimmt, welche der sorgsamsten Pflege bedürfen. Die Schreiber sind eine Begleiterscheinung unseres jetzigen im Bureaukratismus steckenden Jahrhunderts. Sie beehren den Kommißdienst höchstens zweimal wöchentlich mit ihrer Anwesenheit. Die Leute beim Zielbaukommando bringen auf dem Schießplatz die Scheiben für das in den nächsten Wochen stattfindende gefechtsmäßige Vorbereitungsschießen in Ordnung, die 2 Kompaniehandwerker müssen ihre Arbeitskraft den zerrissenen Hosen und Stiefeln der Mannschaften widmen, der Mann beim Lehrbataillon geht bis zu seiner Entlassung der Kompanie verloren, ebenso erscheinen die 5 Rekrutengefreiten erst nach beendeter Rekrutenausbildung wieder zum Dienst. — Es fehlen also 36 Mann. Wenn auch diese heutigen Kommandos nicht täglich zu stellen sind, dann treten andere an ihre Stelle. — Ein betrübendes Ergebnis bei dem Etat von ungefähr 150 Köpfen.

Nun wollen wir die beabsichtigte Erhöhung der Offizierstellen auf ihre Notwendigkeit hin prüfen. Es ist ein schöner Sommertag, und sämtliche Kompanien des Regiments sind ausgerückt und üben auf dem großen Exerzierplatz. Es fällt uns die bedeutende Zahl der Reserveoffiziere auf, erkennbar an den noch blassen Gesichtern, denn sie haben sich erst gestern zum Dienste gemeldet. Bei einzelnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kompanien ist nicht ein einziger aktiver Leutnant vorhanden. Von den 12 Hauptleuten fehlen 5. Wo stecken sie? Auch hier wird uns bereitwilligst Aufklärung zuteil. Nr. 1 hat eine Landwehrkompanie, Nr. 2 befindet sich bei einem Reserveregiment auf dem Truppenübungsplatz, Nr. 3 ist Leiter eines Kursus für Reserveoffizieraspiranten, Nr. 4 wird in Spandau auf der Schießschule in die Geheimnisse der höchsten Schießkunst eingeweiht, Nr. 5 führt eine Kompanie bei einem Reservebataillon, die jährlich bei denjenigen Regimentern aufgestellt werden, welche noch keine dritten Bataillone besitzen. Werden nun Hauptleute zu Generalstabsreisen oder als Richter zu Kriegsgerichten befehligt, oder hat gar einer die vermessene Idee, einmal krank zu werden, dann sieht es noch schlimmer um die Stellenbesetzung aus. Schließlich hat ja auch ein Offizier das Bedürfnis, mal auszuspannen und auf Urlaub zu gehen. Aber welche Kämpfe kostet es, endlich fortzukommen, jetzt in dieser wichtigen Dienstperiode, die, nebenbei gesagt, während des ganzen Jahres anhält. Wieviel Hauptleute und Bataillonskommandeure mag es wohl geben, die mit ihren schulpflichtigen Kindern in die Sommerferien gehen können, ein Recht, das jeder andere Staatsbürger als etwas ganz Selbstverständliches für sich in Anspruch nimmt?

Fehlende ältere Offiziere werden nun wieder durch jüngere ersetzt, und daher kommt es, daß so und so vielen Kompanien im Sommer überhaupt keine aktiven Leutnants zur Verfügung stehen.

Nun wollen wir zum Schluß noch ein ganz geheimes Fach öffnen und einen kurzen diskreten Einblick tun in den Mobilmachungsterminkalender eines Reserveregiments, also einer Truppe, welche im Kriege dieselben Aufgaben zu erfüllen hat, wie ein aktives Regiment. Wir schlagen die Rangliste irgendeines Bataillons auf. Der Kommandeur ist ein älterer aktiver Hauptmann. Dieser verläßt also seine eigene Kompanie zu einer Zeit, in welcher er ihr nötiger denn je ist, denn man wolle bedenken, daß alle aktiven Leutnants mit vereinzelten Ausnahmen, und ebenso fast alle Unteroffiziere die aktive Kompanie verlassen, um bei Reserve-, Landwehr- und Ersatzformationen Verwendung zu finden, und daß ungefähr 70% unbekannte Reservemannschaften zur Erreichung der Kriegsstärke bei ihr eingestellt werden. — Doch zurück zu unserem Reservebataillon. Sein Adjutant ist kein aktiver Offizier, denn diese fehlen an allen Ecken und Enden, sondern ein Offizier des Beurlaubtenstandes, und wieviele aktive Kompanieführer es bei diesem Reserveregiment überhaupt gibt, darüber schweige ich, denn ich würde eine Indiskretion begehen, wenn ich es sagte. Wären diese Zahlen aber bekannt, so würde niemand behaupten, daß wir einen Überfluß an Offizieren besäßen.

Centurio.

Patriotische Schundliteratur.

In einem Schreibwarenladen lag das ganze Fenster voll von Zehnpfennigheften, die den Gesamttitel „Unter Fahnen und Standarten" führten. Die wirklich nicht schlechten Titelbilder, die Kampfesepisoden darstellten, und die Menge des ausgestellten Stoffes lockten die Augen aller Vorübergehenden auf sich. Außerdem machte ein Plakat auf die Auslage aufmerksam.

Dies Plakat zeigte drei bunte Titelbilder der angebotenen Hefte, dazu die Brustbilder von Gneisenau, Borstell, Lützow, Nettelbeck, Th. Körner, Bülow, Kleist, York, Blücher. Weithin erkennbar sind die in leuchtendem Rot gedruckten Zahlen 1813 und 1913, dazu noch 10 Pf. Sie weisen auf folgenden, wirkungsvoll gesetzten Aufruf:

100 Jahre

sind verflossen, seitdem Deutschlands Wiedergeburt begann und das Joch Napoleons I. zertrümmerte. Wie Blitzesleuchten hatten Schillers Worte:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!"

die Herzen begeistert zu heldenhaftem Ringen! Und als dann der König rief und alle, alle kamen, da sank des Korsen Thron,

Napoleon I., die Geißel Europas, lag vernichtet am Boden.

Zur Feier

der hundertjährigen Wiederkehr der großen Befreiungskriege ist eine Reihe patriotischer Erzählungen aus jener glorreichen Zeit unter dem Gesamttitel

Unter Fahnen und Standarten

erschienen. Die besten Autoren haben sich in den Dienst der guten Sache gestellt, und von erster Künstlerhand stammen die prachtvollen Dreifarbendrucke, mit denen jedes Heft ausgestattet ist.

Als erstes Heft erscheint:

Marschall Vorwärts.

Soweit das Plakat, das dann noch die Bemerkung enthielt, daß „wöchentlich ein neues Heft" mit einer „abgeschlossenen Erzählung" erscheint.

Das erste Heft, „Marschall Vorwärts", kam mir durch Zufall in die Hände. Der Schreibwarenhändler hatte es beim Einkauf einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schuljungen als Zugabe geschenkt, um so eine Kostprobe zu geben und unter den Jungen Appetit für diese Lektüre zu machen.

Die vierte Umschlagseite enthielt den Abdruck des obigen Aufrufs in etwas erweiterter Form. Zwei Abschnitte mögen daraus hervorgehoben werden.

„Jede Woche erscheint eine abgeschlossene Erzählung, enthaltend Schilderungen aus den Feldzügen 1813, 1814 und 1815, ferner Lebensbeschreibungen der hervorragendsten Heerführer und Generale, Heldentaten von Offizieren und Mannschaften usw. usw. Der Inhalt sämtlicher Erzählungen ist auf streng historischer Grundlage, nach unantastbaren geschichtlichen Quellen geschrieben und streng sittenrein. Auf der ersten Umschlagseite bringen wir von hervorragenden Künstlern entworfene Titelbilder.

Zur Ausführung unseres Unternehmens steht uns ein Stamm tüchtiger, auserwählter Mitarbeiter zur Seite; außerdem hat uns eine Reihe aktiver und inaktiver Offiziere Beiträge zur Verfügung gestellt: deshalb können wir uns auch wohl mit vollem Recht der angenehmen Hoffnung hingeben, daß wir unsere zwar nicht leichte, aber dafür um so schönere Aufgabe zur allseitigen Zufriedenheit unbedingt erfüllen werden."

„Einwandfreie Lektüre!" ist noch oben drüber zu lesen.

„Patriotische Erzählungen," „auf historischer Grundlage," „nach unantastbaren Quellen," „streng sittenrein," „hervorragende Künstler", „tüchtige, auserwählte Mitarbeiter", „ganze Reihe aktiver und inaktiver Offiziere". Muß das alles nicht dafür sprechen, daß es sich um „einwandfreie Lektüre" handelt? Muß man einem solchen Unternehmen nicht zustimmen? Vielleicht schon um seiner patriotischen Tendenz willen?

Und doch: Wir haben in diesen Heften, trotz aller großen Worte und hohen Anpreisungen eine neue Art von Schundliteratur vor uns. Und diese Schundliteratur ist meiner Meinung nach weit gefährlicher als die Nic-Carter- und Sitting Bull-Hefte und wie diese Bücher sonst heißen mögen, weil sie ganz ungeniert unter der Flagge des Patriotismus auftritt. Und wer versucht, die wahre Natur dieser Literatur zu kennzeichnen, der muß darauf gefaßt sein, daß man ihm eine unpatriotische, eine unnationale Tendenz vorwirft. Es muß darum von vornherein festgestellt werden, daß wir im Interesse der deutschen Jugend und des deutschen Volkes gegen eine Literatur unsere Stimme erheben müssen, die trotz aller patriotischen Phrasen mit wahrem Deutschtum so gut wie nichts zu tun hat.

Wir müssen wohl annehmen, daß gerade das erste Heft gewissermaßen als Programmheft gelten darf für die ganze Sammlung. Sagt doch auch der Prospekt, daß das erste Heft, „Marschall Vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wärts", gewählt wurde, denn die Herausgeber „gingen von der Annahme aus, daß es keinen besseren für das erste Heft geben könne, um unser Werk bei den geschätzten Lesern einzuführen".

Daß die Hefte von sogenanntem Patriotismus überfließen und daß das hohle Phrasentum Triumphe feiert, ist nicht leere Behauptung.

Beispiele sollen beweisen!

„Nun, der Lenker der Schlachten, der Herr der Heerscharen, hat Napoleon andere Wege gewiesen, hat ihn zurückgeschleudert in tiefe Einsamkeit, wo er krank und siech, wohl auch gepeinigt von dem Bewußtsein, durch seinen Ehrgeiz und seine Herrschsucht beinahe zwei Millionen Menschen geopfert zu haben, kaum fünfzig Jahre alt auf ödem Eiland sein „bluttriefendes" Leben beschließen mußte."

„Die Vaterlandsliebe, die Königstreue jener Männer war, gepaart mit felsenfestem Gottvertrauen, bei ihnen eben zum Heiligtum, zum Ideal geworden." —

Ist das eine für unsere Jugend verständliche Sprache?

Und doch: Wir wollten das hingehen lassen, wenn's nur Einschiebsel wären zwischen packenden Schilderungen, die von Gestaltungskraft zeugten. Aber im Wesentlichen sind nur armselige Anekdoten aneinander gereiht. Im übrigen aber verrät sich die virtuose Geschicklichkeit, allen Gelegenheiten, wo einmal gestaltet werden könnte, aus dem Wege zu gehen. Freilich, zum Gestalten gehört schließlich mehr, als ein Zehnpfennigheft für die Jugend schreiben zu wollen.

Wir haben ja Meister solcher Schilderungen. Und die meisterhaften packenden Kriegsnovellen Liliencrons in ihrer straffen Konzentration und weisen Beschränkung haben unseren Blick geschärft. Sie geben uns einen Maßstab, den wir anlegen können.

Was aber hier geboten wird, ist höchstens ein Registrieren. Die Schlacht von Wartenburg wird mit folgenden Worten abgetan: „Der Kampf hatte allmählich einen äußerst blutigen Charakter angenommen, da der Feind von einer fast uneinnehmbaren Stellung aus die Preußen, welche auf dem flachen, sumpfigen Buschland nur langsam avancieren konnten, mit fürchterlichem Geschütz- und Gewehrfeuer überschüttete. Endlich hatte der alte „Isegrimm" York es doch gezwungen und die Franzosen in die Flucht geschlagen." So sieht eine solche Schlachtenschilderung aus.

Freilich, es ist hier verwiesen auf Heft 3, das „die genaue Beschreibung dieses so schweren Kampfes, der dem General York den Titel „York von Wartenburg" einbrachte, bringen" wird. Ebenso gehts mit der Schlacht bei Möckern. Und an einer noch anderen Stelle sagt eine Fußnote: „Über all diese kühnen Reiterführer werden seinerzeit Sonderhefte erscheinen." Das sind die „abgeschlossenen

Erzählungen", die darauf rechnen, daß der Inhaber des ersten Heftes sich nun auch die anderen kauft. Das ist die Art, um für die folgenden Hefte Reklame zu machen, wie sie in den Nic-Carterserien beliebt wurde.

Noch ein Beispiel aus den Kämpfen in Schlesien. „So, wie der ‚Alte' es befohlen, geschah es denn auch. Der Feind wurde verfolgt. Plötzlich stand jedoch Napoleon mit neuen Korps vor der schlesischen Armee und hoffte Blücher zum Angriff zu verleiten, um ihn dann durch seine doppelte Übermacht zu erdrücken. Damit fiel aber die Hauptstütze des preußischen Heeres, ja der ganzen verbündeten Armee. Papa Blücher war indessen nicht nur ein kühner, sondern auch ein sehr verschlagener, pfiffiger Husar, der sofort des Kaisers Absicht erriet. Geschickt wich er den gestellten Fallen aus und narrte Napoleon über zwei Tage durch verschleierte Märsche, bis jener schließlich sah, daß Blücher schlauer war als er und wieder nach Dresden zurückging." Ich möchte wissen, was sich Kinder unter diesen Worten vorstellen! Denn es sind doch nichts weiter als eben nur leere Worte für sie.

Die ganze Charakteristik des Helden des Heftes erstreckt sich auf ein paar Kraftausdrücke, wie Cujon und Schubiak, und ein paar ständig wiederkehrende Redewendungen gegen seine Feinde. Verkloppen, Kloppe kriegen müssen, verhauen, beim Wischkoll kriegen sind solche. Ebenso die „stehende Redensart" Blüchers „sieh mal eins", die in alle seine Worte passend und unpassend hineingesetzt wird. Und schließlich wird Blüchers Leutseligkeit gezeigt dadurch, daß er einmal über das andere einen seiner Mitkämpfer mit „alter Waffengefährte" anredet.

Wir wollen auch nicht vergessen, zu zeigen, auf welcher Höhe die Darstellung steht. Da heißt es geschmackvoll, „wen das Blei traf, der konnte eben nicht mehr," oder „nachdem er zwei Regimenter elegant zusammengeritten hatte". Ja „elegant zusammengeritten!"

Und „streng sittenrein" rühmt der Aufruf die Erzählungen. Zwei Stellen mögen zeigen, wie das gemeint ist.

„Exzellenz, Kai—ser Na—Na—poleon hat — hat mit seinen Kolonnen unseren linken Flügel umgangen. Er steht bereits im Rücken, Ew. Exzellenz!"

„Ach nee, in meinem Rücken?! Das ist ja famos!" lachte der Alte verschmitzt, „dann kann er mir ja, hm — hm — na ja, dann kann er mir ja ein besonderes Vergnügen bereiten. Sagen Sie das dem Napolium. Adjö!"

Und dazu gehört die Anmerkung: „Genau mit denselben drastischen Worten hat Blücher geantwortet wie der Ritter Goetz von Berlichingen den kaiserlichen Abgesandten, die seine Kapitulation forderten."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und eine andere Stelle. „Na, das ist ja ganz schön, wenn ihr die Franzosen an der Katzbach verkloppt habt, aber damit ist die Geschichte noch lange nicht alle, heute müßt ihr das Volk wieder verhauen, oder wir sind alle zusammen be....!"

Selbst wer nichts gegen eine derbe Ausdrucksweise einzuwenden hat, wird diese „feine Art" doch nicht billigen können.

So sieht diese Literatur aus, die die „schöne Aufgabe zur allseitigen Zufriedenheit unbedingt erfüllen wird". Diese Art der Darstellung soll die Zeit vor 100 Jahren den Kindern lebendig machen. Müssen wir uns nicht mit Händen und Füßen dagegen wehren, daß die Jugend, für die das Beste gerade gut genug sein sollte, eine solche „Literatur" in die Hand bekommt.

Ein Bedürfnis aber, zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege eine solche „patriotische Schundliteratur" zu verzapfen, lag gewiß nur im Interesse — des Geschäftes. Der deutschen Jugend und dem deutschen Volke ist mit einem solchen Unternehmen nicht gedient.

Wenn man den Kindern auch in Zehnpfennigheften die Zeit des Niedergangs und Aufstiegs vorführen wollte, so gab es sicher einen anderen Weg und eine andere Auswahl, als die solcher fragwürdiger patriotischer Erzählungen, wie sie hier die erste der Sammlung „Unter Fahnen und Standarten" ist.

Dreierlei könnte man ihnen bieten, ohne neue Erzählungen zwangsweise verfassen zu müssen, um von jener Zeit ein Bild zu entrollen.

Man hätte erstens Schilderungen und Erzählungen auswählen können, die Leute zu Verfassern haben, die jene Zeit mit erlebt, die mit gelitten, mit gekämpft und mit gesiegt haben. Ich erinnere an Förster Fleck in Rußland, Nettelbecks Verteidigung von Kolberg, den Rückzug der großen Armee vom Sergeanten François Bourgogne, Erckmann-Chatrians Erinnerungen, die Denkwürdigkeiten eines württembergischen Offiziers u. a. Das wären wahrheitsgetreue Schilderungen gewesen.

Zum andern hätte man die „unantastbaren geschichtlichen Quellen" ausgraben können, Aktenstücke jener Zeit, Armeebefehle und Bekanntmachungen, Ortsgeschichten und ähnliches, dazu Briefe und Zeugnisse der Personen, die damals die Führer waren. Das hätte brauchbares Material in Massen geliefert.

Und schließlich hätte man aus wirklich wertvollen Lebensbeschreibungen der Helden dieser Zeit, aus Romanen, in denen uns Dichter „die eiserne Zeit" vor Augen führen, innerlich geschaut und künstlerisch gestaltet und verklärt, die für die Jugend geeigneten Abschnitte herausnehmen und bieten können.

Eine solche Sammlung von Zehnpfennigheften wäre eine Kulturtat gewesen. Wenn „Unter Fahnen und Standarten" eine solche

Sammlung gewesen wäre, dann hätte man ihr zujauchzen müssen Aber so! Nein! Es ist Schundliteratur!

Und das allerbedauerlichste ist, daß man die Feststimmung und die Begeisterung für jene große Zeit zu einem Geschäftsunternehmen ausnutzt, das auf die Urteilslosigkeit der Menge und der Jugend rechnet. Und der „Patriotismus" soll das verdecken. Es ist Ehrenpflicht jedes Deutschen, sich gegen eine solche patriotische Schundliteratur zu wenden, und unsere Jugend so viel wie möglich davor zu bewahren.

Walther Kluge.

Ein Volksrat.

In allen Ländern, wo der Parlamentarismus besteht, nicht zuletzt im deutschen Reiche, wo er noch verhältnismäßig jung ist, hat er sich als ein Problem und nicht, wie man ursprünglich gehofft hatte, als eine Lösung erwiesen. Die „Demokratie", die er hatte durchsetzen sollen, wurde immer wieder gehemmt, entstellt, verwirrt durch die technischen Umwege, die Schwierigkeiten des Apparates bei der Wahl und bei den Beratungen. Was Volksvertretung hatte sein sollen, wurde schon durch die Wahl zum großen Teile Interessenvertretung. Nach der Wahl, in den Beratungen selbst aber gerieten die Sendboten „des Volkes" in Gefahr, über den mannigfachen Schwierigkeiten der Beratungsdinge den lebendigen Zusammenhang mit dem Volke und seinen Bedürfnissen zu verlieren. Bei wichtigen Fragen standen oft die Fachleute, die „das Metier" beherrschten und die technischen Möglichkeiten in der Hand hatten, dem Volke selbst gegenüber, dem der unmittelbare Weg zur Gesetzesmaschinerie versperrt war. Versperrt durch eine neue, parlamentarische Büreaukratie, die als ein Gegengewicht gegen die alte hätte wirken sollen. Gerade die feinsten und wichtigsten Kulturfragen, die ins innerste Leben des Einzelnen eingreifen, drangen nicht bis zur parlamentarischen Entscheidung vor.

Die Geringschätzung des Parlamentarismus, die sich aus diesen Übelständen ergab, die Meinung, er sei entbehrlich, sogar schädlich, verfehlte natürlich auch das Richtige. Wer so urteilte, vergaß, daß der Parlamentarismus nur deshalb enttäuschte, weil er überschätzt worden war. Und schließlich war doch der Parlamentarismus nur Ausdruck des politischen Gesamtwollens und -könnens, und dieses trug die Schuld, wenn die Volksvertretungen sich wichtigen Aufgaben nicht gewachsen zeigten. Zum Teil deshalb, weil ihnen Aufgaben zugewiesen wurden, denen sie nicht gewachsen sein konnten. Gerieten die Volksvertretungen oft in ein volksfremdes und unfruchtbares, in der Technik sich erschöpfendes Politisieren, so waren

auf der anderen Seite die Forderungen, die vom Volke herkamen, zu widerspruchsvoll oder zu einseitig für den verwickelten Lauf unseres heutigen Staatsgetriebes.

Die Leute „drunten" und „draußen im Leben", die wissen, „wo der Schuh drückt", übersehen dafür gewöhnlich nicht die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, den Widerstreit der Mächte im Staate, mit denen gerechnet werden muß. Psychologisch verständlich ist es dann, wenn die Berufspolitiker den ehrlich gewillten, aber unbeholfenen Laien nicht immer ernst genug nahmen, und wenn aus ihrem allzuwissenden Lächeln über ihn vielleicht auch dann und wann ein Augurenlächeln wurde. Das parlamentarische Amt ist eben ein Mittleramt im eigentlichen Sinne und verlangt von rechtswegen ungewöhnliche Selbständigkeit und Kraft; der Parlamentarier steht immer zwischen zwei Herren. Wenn etwa eine Gruppe von Volksfreunden Gesetze gegen den Alkohol verlangt (wie es in England geschah), so muß der Parlamentarier auf der einen Seite die Forderung des Volkswohls verteidigen; auf der andern Seite stellen sich ihrer Verwirklichung alle die Hemmungen entgegen, die im heutigen Staate durch die Interessen- und Kapitalherrschaft verursacht werden und die vielleicht durch verwickelte, geschickt geknüpfte Zusammenhänge andre nicht ersprießliche Gegenleistungen fordern. Sehr oft nun zeigt es sich, besonders wo in den Volksvertretungen sehr viele verschiedene Kräfte einander entgegenwirken (wie etwa in Österreich): jener technische Zwang des Staates, wie er *ist*, gewinnt in den Entscheidungen der Politiker die Herrschaft über die schwierigen, größere geistige und seelische Anstrengung fordernden Bestrebungen für den Staat, wie er sein *soll*. Im Durchschnittspolitiker bildet sich allmählich etwas wie eine Geringschätzung gegen eben das „Volk" aus, das doch eigentlich nicht nur Objekt, auch Subjekt der Gesetzgebung sein soll; eine Überschätzung dessen, was er unter den „realpolitischen Faktoren" versteht. Was dem Politiker großen Stils Mittel zu einem großen Zwecke ist, wird für den Durchschnittspolitiker Selbstzweck.

So hat sich dann überall die Forderung ausgebildet nach einer Überwachung der parlamentarischen Überwachungsarbeit, nach einem Parlament hinter dem Parlament. Die Referendumspläne gehören ja hierher. An andern Stellen hat man wiederum an eine Art „Kulturparlament" gedacht; an eine Vertretung von Sachkundigen, die den vom Parlament vernachlässigten oder nicht erreichbaren Lebensfragen der Nation Geltung verschaffen sollten.

Pläne dieser Art werden immer in so weiträumigen Staaten wie etwa Deutschland mit so vielen sich kreuzenden Bestrebungen, mit so wenig einheitlichem Wollen den größten Schwierigkeiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

begegnen. Eher werden sie möglich, wenn eine engere völkische und politische Einheit vor große gemeinsame Aufgaben gestellt wird; zumal wenn der offizielle Gesetzgebungsapparat, Staat und Parlament, diesen Aufgaben so wenig gewachsen ist wie in Österreich. So hat denn Deutschböhmen, das unter den oben geschilderten Mängeln besonders schwer leidet, in diesem Mai seit zehn Jahren einen „deutschen Volksrat". Aus den besonderen Aufgaben herausgewachsen, die der damals noch sogenannte „Sprachenkampf" stellte, hat er sich zu einer Mittelstelle entwickelt, an der die wichtigsten Wünsche und Anforderungen, wie sie aus der besondern Lage der deutschen Volksgemeinschaft in Böhmen erwachsen, zusammenfließen.

Er verdankt seine Wirksamkeit zunächst seiner streng parteilosen Haltung. Eine einseitige partei- oder wirtschaftspolitische Stellung hat er seit seinem Bestehen niemals eingenommen. Der Gründer und Vorsitzende Dr. Titta hat sich persönlich von jeder Tätigkeit dieser Art grundsätzlich ferngehalten, und wie notwendig das im Interesse seiner Gründung war, zeigt das Schicksal einiger anderer kulturpolitischer Bewegungen in Österreich, die unter der parteipolitischen Festlegung ihrer Führer leiden. Der deutsche Volksrat in Böhmen konnte sich um eine Vertrauenspersönlichkeit sammeln, die allen Parteien, aber auch allen völkischen großen Vereinen, den Standes-, Stadt- und Bezirksvertretungen, Angehörigen aller Gesinnungskreise die Möglichkeit zum Anschluß bot, und zwar mit völliger Gleichberechtigung. Die Mitglieder werden, entweder als Vertreter von Körperschaften oder als Einzelpersonen, vom Vorsitzenden gewählt und von der Vollversammlung bestätigt.

Diese eigentümlich lockere und doch in der Gesinnung sehr feste Organisation bedeutet natürlich durch ihr Bestehen an sich einen großen Gewinn. Die praktischen Vorteile, die sie gerade in den besondern deutschböhmischen Verhältnissen bietet, sind wohl nur dem ganz anschaulich zu machen, der den Nationalitätenkampf mit seinen eigenartigen Erscheinungen, mit seinem oft so unfruchtbaren und doch vor einem rücksichtslosen Gegner bitter notwendigen Kampfe um Beamtenstellen, Schulen, Grundbesitz einigermaßen kennt. Hier greift der Volksrat durch Vermittlungen, Feststellungen, Ratschläge ein, kurz als eine Mittlerstelle, die Übersicht über die eignen und gegnerischen Kräfte, Sammlung und zweckmäßige Verteilung der Leistungen und Arbeitsmöglichkeiten anstrebt. So schwerverständlich einem fremden Beobachter manche von den Vorgängen sein mögen, die den Gegenstand der Volksratstätigkeit bilden: sie gewinnen doch bei näherer Beobachtung auch für den reichsdeutschen Kulturarbeiter ein nur zu bekanntes Aussehen. Im Grunde

drücken sich hier im national umkämpften Gebiet dieselben inneren Entwicklungen und Zustandsänderungen aus, nur mit andern und zum Teil deutlicheren Anzeichen, wie im national friedlichen Gebiet. Was im Innern des Volkes als Landflucht, Gewerbeflucht, Geburtenrückgang, Kindersterblichkeit, Alkoholismus und Volksseuchen überhaupt bekämpft wird, eben das zeigt sich an der Sprachgrenze als Vordringen fremder Rasse und Volksart. So nehmen denn in der Tätigkeit des Volksrats reine Kulturfragen einen nicht geringen Raum ein, und der Weg von ihm zu einem Volks- oder Kulturrat im national umfriedeten Gebiet ist keineswegs weit. Die verschiedenen gemeinnützigen Vereine, ich erinnere nur an den Dürerbund und seine Organisationen, stellen ja in der Tat schon vielfach etwas Ähnliches dar.

Verständlicher aber noch als diese unmittelbar praktische Wirksamkeit des Volksrates wird dem Reichsdeutschen seine erzieherische sein. Zunächst: Leute aus allen Gesinnungskreisen, die sonst nie Fühlung miteinander gewinnen, haben hier die Möglichkeit, einander kennen und verstehen zu lernen, und zwar vor gemeinsamen sachlichen Aufgaben. Damit wird unsachlichen Standes- und Parteivorurteilen bekanntlich am besten entgegen gewirkt. Die Beratungen geschehen immer, wenn irgend möglich, unter der Führung von besonders eingeweihten Fachleuten; so erhalten die Volksratsmitglieder einen besseren Einblick in die betreffenden Fragen, als es für gewöhnlich möglich ist. Ebenso fehlen nie Abgeordnete, die die entsprechenden Fragen von der Seite aus zeigen, von der sie dem mit der parlamentarischen Technik Vertrauten erscheinen müssen. Dadurch wird eben jene Verbindung zwischen den Volkswünschen, die im Volksrate zwar nicht mit Ausführungsvollmacht ausgestaltete, aber desto weniger mittelbare Vertreter haben, und den deutschen Abgeordneten hergestellt. Auf der einen Seite kann der Parlamentarier sich hier besser als in den Wählerversammlungen über die Wünsche der Volksgesamtheit, über das Maß ihrer sachlichen Berechtigung, über die Stärke des Volkswillens unterrichten, auf den er sich möglicherweise stützen darf. Auf der andern Seite erhalten die Volksratsmitglieder, die zumeist auch wieder irgend einen Einfluß als Stadtverordnete, Vereinsleiter, Schriftleiter usw. ausüben, ein sachliches Bild von den Widerständen, die sich den Volkswünschen entgegenstellen; diese selbst werden gewissermaßen reguliert und auf ihr mögliches Maß zurückgeführt. So wird staats- und volksbürgerliche Erziehung geleistet und zugleich vielleicht einer der am besten gangbaren Wege zu einer folgerechten Demokratie, zum Referendum gewiesen, das ja nur durch Übergänge, durch allmähliche politische Erziehung möglich wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dies ist die Idee des Volksrats, die ja neuerdings auch im Reich, oft in utopischer Form, erörtert worden ist; daß sie nicht utopisch bleiben muß, das zeigt, freilich in den besonderen Verhältnissen Österreichs und mit entsprechenden Entwicklungshemmungen, von denen aber die deutschen gewiß schon überwunden sind, der deutsche Volksrat in Böhmen. H. Ullmann.

Esperanto und sein Wert für den Verkehrsbeamten.

Unter dem Zwange des andauernden Fortschrittes, welchen die Esperantobewegung in Deutschland seit dem IV. Internationalen Kongreß, Dresden 1908, während der letzten Jahre gemacht hat, wird man im öffentlichen Verkehr, besonders bei stark fremdsprachlichem Betriebe, bald dazu übergehen müssen, die Hauptnationalsprachen Französisch und Englisch durch die internationale Hilfssprache Esperanto zu ersetzen.

Es liegt in der Natur des reisenden Publikums, eine möglichst schnelle, unverzögerte und unaufhaltsame Abfertigung und sofortige Befriedigung der vielen Wünsche, sei es durch den Eisenbahnbeamten während der Fahrt, oder durch den Postbeamten am Post- und Telegraphenschalter, durch den Schutzmann im öffentlichen Straßenverkehr oder durch den Zollrevisiansbeamten bei der Revision, die ohnehin schon zeitraubend wirkt, zu erlangen. Wehe jedoch, wenn sich sprachliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, nicht nur die betreffende Person leidet bei der Abfertigung darunter, sondern auch alle übrigen 7—10 oder noch mehr Menschen, die dringend weiter wollen, sind genötigt, ihre wertvolle Zeit bei der umständlichen Auseinandersetzung mit dem Beamten in Ungeduld herzugeben, und müssen die Folgen dieses unvorhergesehenen, unfreiwilligen Aufenthaltes oft schwer empfinden. Wie oft derartige Schwierigkeiten während der Reise und des Aufenthaltes im Auslande in den Weg treten, ist genügend bekannt. Das hat fast jeder an seinem eigenen Ich erfahren. So können die verschiedenartigen Sprachen zu einem Verkehrshindernis werden, dem sicher durch eine gemeinsame internationale Verkehrssprache abgeholfen werden kann.

Jeder Esperantist weiß, daß er mit seiner Esperantosprache, ohne eine andere Nationalsprache zu kennen, ebensogut in Melbourne, wie in Petersburg, als auch in Schanghai oder in Elbing mit Hilfe der dortigen Esperantisten sich genau so wohl fühlt, wie im eigenen Heimatlande, und daß er des umständlichen, fremdsprachlichen Apparates garnicht bedarf, um durch die Welt zu kommen; er trägt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sichtbar seinen grünen Stern, wird daher von den dortigen Esperantisten sofort als solcher erkannt und als Gesinnungsfreund begrüßt. Mit einem Wort, ihm steht die ganze Welt offen. Vor zwei Jahren hatte ich Gelegenheit, einen derartigen Fall in der Praxis zu erproben. Ich wollte einen russischen Esperantisten, einen älteren Herrn aus Wilna, in Königsberg vom Bahnhof abholen und traf ihn gerade, wie er vergeblich versuchte, mit dem Eisenbahnbeamten wegen Unterbringung seines Reisegepäcks sich zu verständigen; er konnte kein Wort deutsch, der Beamte nicht russisch; plötzlich entdeckte ich an ihm den grünen Stern, er erkannte mich an dem meinigen und rief unter Freudentränen aus: „Jen mia amiko, nun mi estas dome". „Das ist mein Freund, jetzt bin ich zu Hause." Solch einen Fall muß man persönlich erlebt haben, schildern kann man nicht das innere Gefühl der Freude, sich im fremden Land auf Grund einer dritten Sprache so wohl zu fühlen wie zu Hause. Er blieb zehn Tage hier und machte eine Menge Einkäufe an Wert- und Kleidungsgegenständen. Noch oft drückt er mir seinen Dank in Esperantobriefen aus, und er hat mich wiederholt zu einem Gegenbesuch in Wilna eingeladen. Dort hat der Polizeichef angeordnet, daß in jedem Bezirk wenigstens ein Polizeibeamter Esperanto können muß, was aus Sicherheitsgründen in Rußland leicht erklärlich ist.

Die verschiedenen Verkehrsverwaltungen, wie Post, Eisenbahn, Polizei und Zoll würden der Menschheit einen unendlich wertvollen Dienst leisten, wenn sie ihren Beamten empfehlen wollten, sich diese Verkehrssprache, die zum Zwecke des Verstehens besonders leicht erlernbar ist, anzueignen.

Die Postbeamten stehen zurzeit mit ihrer Vereinigung für Esperanto an der Spitze dieses Bestrebens. Der rührigen Leitung des Ober-Postpraktikanten Arnold Behrendt, Breslau, Maxstr. 22, ist es zu verdanken, daß in Deutschland die Esperantosprache unter dem engeren Zusammenschlusse der höheren, mittleren und unteren Postbeamten erheblich fortschreitet. In Breslau, Danzig, Colmar, Frankfurt a. M., Cöln-Kalk finden Esperanto p o st kurse statt. Ferner leitet in Bamberg einer der rührigsten Esperantisten, Postinspektor Otto Reber, einen Esperantokursus bei der Königl. Ober-Postdirektion, an welchem der Oberpostdirektor persönlich teilnimmt. So hat auch der deutsche Postbeamte den Wert dieser Verkehrssprache gebührend zu würdigen verstanden, nachdem in Frankreich und Belgien sich ebenfalls Postbeamte zu Esperantogruppen zusammengefunden haben. Man kann z. B. in Charleroi (Belgien) an dem Postschalterfenster ein Plakat mit der Aufschrift „Esperanto parolata" (Es wird Esperanto gesprochen) erblicken. Der grüne Esperantostern an dem Schalterfenster des Postamts würde den Auslands-Esperantisten

sofort aufmerksam machen, daß sich der Beamte mit ihm in Esperanto verständigen kann. In vorzüglicher Weise hat sich im vorigen Jahre das mit esperantokundigen Postbeamten besetzte Kongreßpostamt während des 8. Internationalen Esperantokongresses in Krakau bewährt. Bei sehr lebhaftem Verkehr wurden die den verschiedensten Nationen angehörenden Besucher, welche eingegangene Briefe abforderten, Postwertzeichen kauften, Einschreibbriefe, Telegramme auflieferten, ohne Verzögerung in der Esperantosprache abgefertigt. Man stelle sich die Schwierigkeiten vor, die eingetreten wären, wenn ein Spanier sich an einen Beamten hätte wenden müssen, der nur polnisch und etwas deutsch versteht, zwei Sprachen, die beide dem Spanier fremd sind.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man, angesichts dieses Tatbestandes, den Wert dieser internationalen Verkehrssprache leugnen wollte, und treten bei ähnlichen internationalen Kongressen nicht genau dieselben Schwierigkeiten zutage?

Jetzt ist man in der glücklichen Lage durch Einführung der allgemeinen Verkehrssprache diesen Schwierigkeiten mit einem Schlage ein Ende zu machen, auf leichte Weise könnte sich das Auslandspublikum mit den Beamten verständigen, wenn diese sichtbar auf ihrer Uniform den grünen Stern trügen, wie es die in Esperanto ausgebildeten Schutzleute in Dresden zur Genüge bewiesen haben. Der französische Postminister hat ebenfalls den Anträgen der esperantokundigen Postbeamten in Paris wohlwollende Unterstützung zugesagt. Das Reichspostamt in Berlin brachte unserer deutschen Esperantobewegung insofern lebhaftes Interesse entgegen, als es sich offiziell zum IV. Internationalen Esperantokongreß in Dresden 1908 durch einen höheren Postbeamten vertreten ließ. Eine allgemeine Mehrbelastung der Beamten käme nicht in Betracht, da sich eben nur solche Kräfte mit der Esperanto sprache befassen würden, die diese Mehrbelastung während der kurzen Zeit des Erlernens noch ertragen könnten, und diese Auswahl dürfte bei einem so großen Beamtenheer nicht sonderlich schwer fallen, besonders nicht in größeren Städten.

So mögen auch diese Zeilen dazu beitragen, dem Weltverkehr immer mehr die Wege im deutschen Reiche zu ebnen.

Ober-Postassistent J. Schwaiger.

Apokalyptische Reiter.

Wie sie ihre Pferde totreiten! Jagen sie durch die Erdteile und durch die Jahrhunderte, bis sie unter den Schenkeln der ewig Unermüdlichen zusammenbrechen. Aber die Reiter leben. Leben und reiten.

Auf dem Falben, der wie die gelbe Seuchenflagge über die Straßen eilt, jagt einer in Ostasien herum; auf rotem Pferde ein anderer in den Tälern des Balkan. Da . . . seht ihr den Schwarzen? Als hätte er Siebenmeilenstiefel an, tritt hier sein Huf auf das Dach eines fünfstöckigen Großstadthauses, wo eben eine Wöchnerin Hungers stirbt, dann im nächsten Augenblick ist er in Indien, dann auf der dreieckigen Sizilia und auf einem einsamen Nachen des Meeres. Neben ihnen, unter ihnen, über ihnen, jetzt hier, jetzt dort, noch schneller als der Rappe, taucht der fahle Klepper auf, der dem Schenkeldruck des Knochenmannes folgt — Pest, Krieg, Hunger und Tod, die vier apokalyptischen Reiter jagen wie ehedem durch die Welt . . .

. . . und können den Dienst, der ungemessen ist und keine Ruhe kennt, nicht mehr allein versehen . . .

. . . es war wohl garnicht der gleiche Reiter, der jetzt im indischen Dschungel und jetzt im Wurmrevier gesehen worden ist; es waren wohl schon Kinder und Gehilfen der Alten, Enkel und Henkersknechte der Ursprünglichen?

An der Grenze des Kulturlandes haben zwei von ihnen Halt gemacht. Der mit der Pestflagge und der rote Kriegesreiter . . . dafür haben sie ein Heer kielkröpfiger Bastards in das Land gesandt, mit Farbenorgien von allerhand Tönen und einer Musik von allerlei Geschrei — den Reiter des Neides und der Mißgunst, den Drachenreiter der Profitgier und des Betruges, den eisen- und motorgepanzerten Maschinenreiter, der eine amtlich beglaubigte Unfallstatistik als Schabracke trägt. Die haben das Bodenrecht aufgefressen und die Schiebungen und Gründungen erfunden, die Transaktionen, Umgründungen und Kunstbilanzen geschaffen und geben dem, der da hat, und nehmen dem, der nichts hat — fürwahr ein kräftig und künstlich Reiterstücklein, wie man sie früher in keinem Zirkus sah.

Aber drei dieser Kulturreiter überragen die andern doch noch an Wucht. Sind Sprößlinge des fahlen und des schwarzen, des roten und des gelben Reiters. Die seht ihr alle Tage, wenn ihr die Augen nur weit genug aufmacht, und die sehen so aus:

Der erste, das ist der auf dem weißen Pferd. O, dieses Pferd ist rund und wohlgenährt, so wie man die Zirkusgäule mit dem samtbehangenen Tanzbrett sieht. Es trägt die Nüstern hoch wie sein Herr, nur ist sein Gesicht nicht so rot wie das seines Herrn. Der Prachtschimmel nährt sich von Trauben, Kartoffeln und Gerste, aber in seinem Organismus sind Vergärungspilze; die machen, daß der Reiter alle Woche ein frisches Pferd braucht. Er wird ja auch immer schwerer, denn Fett und Leber und Herz und Niere wachsen von Tag zu Tag — eines Tages aber werden sie kleiner und schrumpfen zusammen — und der Reiter siecht dahin — stolz, wie er war, lallt er auch jetzt noch stolze Worte, lacht über die Fußgänger und ruft ihnen zu, sie sollten sich doch auf die weißen Pferde setzen, die er da überall reiterlos umherlaufen sehe. Dann sinkt er zur Seite in den Mist — aber schon ist von denen, die da warteten, ein neuer Reiter auf den Gaul gesprungen und jagt

nun mit erstaunlicher Schwungkraft, mit Sporendruck und Hussagebrüll durch die Straßen der Stadt, wo Paläste mit einladenden Erfrischungsräumen ihn grüßen als seine Diener. Aus einem Kellerloch aber sieht eine verhungernde Frau den Reiter und schreit ihm den gräßlichsten Fluch nach, den sie nie und nirgends gehört hat, und verprügelte Kinder rufen ihm Schimpfworte nach, die die Gasse geboren, und werfen sich ihm vor die Füße, um überritten zu werden.

Was dieser verschont, holt sich der schwarze Reiter.

Er reitet langsam durch die Straßen ... denn er muß in die Wohnungen schauen — in die engen Wohnungen, wo in einer Wohnküche sieben Menschen wohnen und in einem Bett drei Menschen schlafen, wo die Luft vom Hofe und das Licht vom Lichtschacht hereinkommt. Er reitet langsam durch die Straßen, denn der schwarze Gaul ist dürr und schwach ... Früher, da ritt er schnell — oh wie schön das war in der Jugend. Jetzt reitet er langsam und erfüllt die stillen Stuben mit häßlichem Gebell. Gebell von Menschen, die nicht anders können, und die nach Luft ringen, nach guter Luft, die nicht da ist ... Über dem Haupt des Reiters hängt ein schwarzes Grabtuch, das auch die mageren Lenden des Pferdes deckt. Nur ein Paar große Augen sind an dem Reiter zu sehen und ein Paar rot geränderte Wangen ... da ein Windstoß; der Mantel fällt, eingefallen Hals und Brust ... ein heiseres letztes Gebell ... und es starben in diesem Augenblick wieder zehn Menschen, die ihre hoffende Seele ausgehustet haben.

Was beide verschont, holt sich der dritte Reiter.

Der da? ... Ach nein? Der schöne, junge, stolze ... auf dem fuchsroten Vollblutpferd? ... Der Reiter dort! ... Nein — eine Reiterin! Wie sie im Sattel sitzt ... der Fuchs fühlt sich gestrafft unter dem Druck ihrer Schenkel, er trägt den Kopf hoch, bläst mit wonnigem Lebensgefühl die Nüstern auf und schreitet spanischen Tritt wie ein Königsroß. Die Reiterin winkt. Sie winkt eigentümlich. Wohlgefällig schaut sie an ihrer Gestalt hinab und winkt einen koketten, gemeinen Wink. Sie reitet durch Kasernen und Volksfeste, durch Kongreßstädte und Schützenwiesen und findet der Opfer unzählige ... Durch herrliche Höhlen führt sie den langen Zug, der ihr folgt ... der Sinne beraubt, die so rasch berauscht waren, jubelt die Gefolgschaft der flotten Reiterin zu ... ein Gelage, ein Tanz und Fest, ein Bacchanal lodert auf, wie es nie erlebt ward — — rings um die auf rotem Roß haltende Göttin ...

... Da erlischt das Bogenlicht ... im fahlen Dämmer liegt der Raum. In sich gesunken Roß und Magd ... von roten Flecken und Schwären dicht übersäet ... und ringsum Leichen ...

... So reiten die apokalyptischen Reiter durch die Kulturwelt.

Alexander Elster.

Was andre sagen

Der Türmer. (Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin-Schöneberg.) 15. Jahrg. Heft 7.

Gelehrter oder Mann?

„Der Deutsche sieht die Leistungen der Polarforscher als wissenschaftliche an. Er wird mitleidig lächeln, wenn er erfährt, daß der Engländer derartige Leistungen als rein sportliche ansieht. Die wissenschaftliche Ausbeute ist ihm, wenigstens dem Repräsentanten der breiten Masse, vollkommen gleichgültig. Daß Amundsen, schreibt die „Frankf. Ztg.", den Pol zuerst erreicht hat, war für den Engländer ein harter Schlag, aber jetzt weiß er, daß die sportliche Leistung, die körperliche Energie und die Ausdauer Scotts vielleicht höher war, als die Amundsens, der vom Wetter mehr begünstigt war, und an den deshalb weniger Ansprüche gestellt wurden. Was man geleugnet hat, daß es sich um ein Wettrennen zum Pol handelte, war auf englischer Seite unbedingt doch eine Tatsache. Scott hat um Haupteslänge verloren, aber er hat die verhältnismäßig bessere Leistung aufzuweisen, wenn man alle Faktoren in Betracht zieht. Nachdem er nun auch noch seinen Rekord mit dem Leben bezahlt hat, ist er zu einem Nationalhelden geworden, dessen Andenken einen enormen Fonds für die Hinterbliebenen in ganz kurzer Zeit aus dem Boden stampfen wird. Erst in zweiter Linie wird man darangehen, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Scott-Expedition mit denen Amundsens zu vergleichen. Diese Arbeit überläßt man den Gelehrten und kümmert sich sehr wenig darum. Alles, was in den Aufforderungen zur Beteiligung an der Nationalspende für die Hinterbliebenen gesagt wird, klingt aus in der Lobpreisung einer Standhaftigkeit, die über alltägliche Leistung hinausragt. Scott war noch in den letzten Tagen vor dem Tode imstande, einen Bericht in aller Ruhe zu schreiben, in dem er als Geschäftsmann den Appell an die Nation für die Hinterbliebenen nicht vergaß. Diese restlose Selbstbeherrschung und furchtlose Kraft imponiert dem Engländer. Die Pflicht der äußersten Kraftanstrengung soll jeden Engländer erfüllen, und wenn er es tut, steht das Land hinter ihm und verlangt nichts weiter. Dies Bewußtsein macht den Engländer die Enttäuschung vergessen, die er empfand, als Amundsen den Pol vor Scott erreichte. Scott ist unsterblich, weil er ein Mann war. Das ist die englische Ansicht. — Ist sie so falsch?"

Der Volksarzt (Schriftleiter: Dr. med. Moeser, Cöln a. Rh.) 17. Jg. Nr. 4.

Pferde und Menschen.

„... Im Jahre 1903 starben von fast 2 Millionen Lebendgeborenen rund 405 000 Kinder vor Vollendung des ersten Lebensjahres; also mehr als ein Fünftel aller Geborenen gehen innerhalb eines Jahres ihren Eltern und ihrem Volke wieder verloren. Und das nicht etwa, weil es so von Gott gewollte Bestimmung oder „Gottes Fügung" ist, wie es in den Nachrufen der trauernden Eltern so gern heißt, sondern dieses Massensterben hat seine wirkliche Ursache in der Unwissenheit der Eltern, in der Denkträgheit und wohl auch Bequemlichkeit und Nachlässigkeit vieler Mütter; nächstdem aber vor allem in beklagenswerten sozialen Verhältnissen: in Armut und Unterernährung, in sonnen- und luftarmen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

engen, unsauberen Wohnungen, in Mangel an Zeit bei den Müttern, die sich ihren Kindern nicht hinreichend widmen können, weil sie in der Fabrik oder sonstwo im Stundenlohn arbeiten müssen, um die Familie existenzfähig erhalten zu helfen.

Als man vor einiger Zeit bei Gelegenheit der Durchberatung der Reichsversicherungsordnung auf dieses Elend hinwies und zu seiner Milderung, insbesondere zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit obligatorische Hebammenhilfe für die armen Mütter und ausreichende (achtwöchentliche) Wöchnerinnenunterstützung verlangte, da hielt die Reichstagsmehrheit die Taschen festzugeknöpft: dafür sei leider kein Geld da! Wir brauchen das Geld für wichtigere Sachen als für gesundheitliche Besserstellung deutscher Mütter und ihrer Säuglinge.

Solche wichtigere Sache ist z. B. die deutsche Pferdezucht. Der Etat für Preußen (nicht für das ganze Reich) zeigt in den Ausgaben für Gestütsverwaltung folgende Summen: an ordentlichen Ausgaben 10 504 682 Mark, an außerordentlichen 806 300 Mk., zusammen 11 400 982 Mark oder 6637905 Mark mehr als im Vorjahre. Diese enormen Ausgaben hat man für preußische Pferde übrig. Für Pflege der Pferde fehlt es also nicht an dem nötigen Geld; nur für bessere Pflege armer Frauen und ihrer Neugeborenen fehlt es!

Sämtliche Krankenkassen Deutschlands gaben im Jahre 1911 an Schwangeren- und Wöchnerinnenunterstützung 6 799 157 Mark aus; also etwa halb so viel wie Preußen für das Gedeihen der Pferdezucht übrig hat. ...

Für Mutterschutz und Säuglingsschutz zu sorgen und dadurch mehr Menschen, gesündere Menschen, glücklichere Menschen schaffen zu helfen, das überläßt der Staat und seine Organe großmütig der Initiative der Privatwohltätigkeit; er selbst hat dafür eben wirklich kein Geld, der arme Staat!

Aber er hat doch so viel Geld für die Pferde? — Ja, Bauer, das ist etwas ganz anderes! — — ..."

Bodenreform. (Herausgeber: Adolf Damaschke, Berlin.) 24. Jahrg., Nr. 9.

Auch eine Jahrhundert-Erinnerung. Von Oskar John.

„Als Theodor Körner am 30. März 1813 auf dem Marsche nach Westen mit dem Lützowschen Korps einen Ruhetag in Jauer hielt, dichtete er das in „Leier und Schwert" zu findende Sonett „Am Hedwigsbrunnen bei Jauer": ein Bekenntnis des Dichters zu dem freiwilligen Verzicht auf Stellung und Aussichten in Wien, zu der freiwilligen Teilnahme an dem großen Kampfe. Vielleicht denkt mancher beim Lesen dieses Gedichtes: Wenn du einmal in die Gegend kommst, mußt du den Hedwigsbrunnen aufsuchen; die Stelle muß doch besondere Reize haben, daß gerade sie den Dichter so mächtig anregen konnte.

Wer solche Pläne hegt, dem muß ich eine Enttäuschung bereiten. Die Stelle mag ihre großen Reize gehabt haben, aber — sie ist völlig verschwunden. Wohl gemerkt: nicht verändert, umbaut oder sonst unkenntlich geworden ist der Brunnen, sondern einfach spurlos vernichtet. Dabei war der Quell eine Art Wahrzeichen der Stadt. Genannt nach der heiligen Hedwig, deren Gedächtnis Schlesien so vielerorts bewahrt, stand er im Rufe, heilkräftiges Wasser zu liefern. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war für eine schlichte Fassung des Quells gesorgt worden mit Brunnenhäuschen und fließendem Rohre. So schien der Brunnen gesichert für spätere Geschlechter. 1813 trug dann Körners Gedicht den Namen der friedlichen Stelle in die weite Welt. Half alles nichts! In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde der Brunnen vernichtet. Im Jahre 1876 wird zum ersten Male sein Verschwinden beklagt. Und die Arbeit ist so gründlich besorgt worden, daß wiederholte Bemühungen, ihn wiederzufinden und herzustellen, vergeblich geblieben sind. Das Häuschen ist abgetragen, der Quell verschüttet; keine Hoffnung auf Wieder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erstehen. Noch aber leben in unserer Stadt greise Bürger, die von ihm und von seinem Untergang zu berichten wissen. Was sie melden, ist ein lehrreicher Beitrag zum Thema: Heimatschutz, Denkmalpflege und Bodenreform.

Der Brunnen lag, durch einen kleinen Fußsteig mit der Landstraße verbunden, im Gebiet des jetzt zertrümmerten „Hellwinghofes". Der Quell also, den die Verehrung vieler Geschlechter geweiht hatte, war in Privatbesitz, gleich den alten Linden, die ihn umschatteten. Frühere Geschlechter hatten Sinn gehabt für die Schönheit und den Frieden solch stiller Plätze in unmittelbarer Nähe des buntbewegten Treibens der Stadt und hatten in einem solchen Stück ihres Besitzes eine Verpflichtung gesehen, zu wahren und womöglich zu bessern, was ihnen die Vorfahren überliefert hatten. Die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aber, die vielberühmte Gründerzeit, begannen, mit solchen nicht in Geld umsetzbaren Werten, wie Frieden, Schönheit, Überlieferung, aufzuräumen. Sie fragten lediglich: Was bringts in runder Summe ein? Und da ergab sich hier: Linden wachsen langsam, und ihr Holz hat dann nicht einmal sonderlichen Wert; also weg mit ihnen! Machen wir den Platz, auf dem sie bisher standen, urbar und ziehen Kartoffeln oder vielleicht gar Rüben! Aber wenn nun Leute zum Brunnen kommen, vielleicht gar Kinder, um ihn spielen, zertreten sie die kostbare Feldfrucht. Da muß eben auch der Quell weg! Übrigens hat er ja auch keinen zahlenmäßigen Wert. Und kriegen wir demnächst Wasserleitung, dann sind solche Brunnen ganz überflüssig. Und so geschah's. Erst hieb man die Linden um, dann ließ der Besitzer das Brunnenhäuschen sacht verfallen, und eines Tages wurde die Quelle zugeschüttet, die Stelle eingeebnet — hoffentlich sind dort recht große Kartoffeln gewachsen. . . ."

Rund um uns

Eine Versetzungskonferenz Unsere Anstalt liegt in Thüringen, und wenn du uns mal besuchen willst (was uns stets aufrichtig freuen würde), so mußt du an die obere Werra wandern und da herum die Leute fragen: Wo laufen denn hier immer die Jungens mit kurzen Hosen und nackten Knien rum und sehen so besonders verwegen und munter aus? — Dann werden sie dir den Weg schon richtig zeigen. Übrigens wenn du die letzten Vortruppnummern immer genau gelesen hast, so weißt du sogar, wie unsere Schule heißt und hast es noch leichter.

Dort ist nämlich viel Interessantes zu erleben.

Jetzt z. B. ist es gerade Mittagszeit, und alles sitzt zusammen im geräumigen Speisesaal, an den einzelnen Tischen die Lehrer mit ihrer „Familie", ihren Pflegebefohlenen. Die Unterhaltung geht heut womöglich noch lebhafter als gewöhnlich; denn heut schimpft man nicht nur über das Essen wie sonst immer: — nach Tisch soll ja die peinliche Konferenz sein, die über Versetzung oder Sitzenbleiben entscheidet. „Herr H., meinen Sie, daß ich kleben bleibe? Ich glaube wahrhaftig, die denken alle, ich hätte nischt getan; aber wenigstens seit Weihnachten habe ich tatsächlich wüst geochst." Ein anderer tröstet ihn halblaut; „Ach Mensch, es kommt doch einfach darauf an, wie du dich mit dem Alten stehst,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und der ist ja gut bekannt mit deinen Eltern; die andern Pauker wagen doch nix dagegen zu sagen." —

Es klingelt am Tisch des Leiters: „Ich möchte die Herren Kollegen an die Konferenz erinnern. Übrigens werde ich eben von einigen Schülern gefragt, ob sie nicht auch mal bei unserer Besprechung zuhören könnten. Ich persönlich hätte nichts dagegen, wenn sie sich dabei ganz bescheiden und still verhalten. Wie denken meine Herrn Kollegen? Ist einer von Ihnen andrer Meinung? — — Nun gut, wem also daran liegt, zu erfahren, wie seine Lehrer über seine Reife denken, der kann sich nachher mit in meinem Zimmer einfinden."

Um 1/2 2 bietet sich dann im geräumigen Zimmer unseres Leiters, Dr. L., ein merkwürdiges Bild. Am langen Tisch die Lehrer, Tintenfaß und Papiere vor sich, lächelnd sich untereinander unterhaltend über den neuen Gedanken ihres Herrn Direktors. „Dieser Einfall, — das ist doch mal wieder ganz der Alte! Aber mir eigentlich ganz sympathisch." — „Na, ich dächte, es kommt doch nun sehr darauf an, ob die Lausbande sich wirklich ganz bescheiden benimmt." — „Ja gewiß, und überhaupt, wie er die Sache handhabt. Natürlich."

Die andere Hälfte des Zimmers aber wird gefüllt von etwa 30 bis 40 Schülern; stehend, hockend, auf Sofa und Chaiselongue sitzend sieht man sie; flüsternd, grinsend, erwartungsvoll.

Dr. L. eröffnet die Sitzung, halb zu den Schülern gewendet: „Ich möchte gleich zuerst feststellen, was meiner Ansicht nach im Folgenden unser leitender Gesichtspunkt sein muß: wir werden unbarmherzig sein gegen alle, die sich nicht angestrengt, die ihre Gaben nicht ausgenutzt haben; wir werden aber Nachsicht üben jedem gegenüber, der sich Mühe gab, der tat, was in seinen Kräften stand. — So, meine Herren, nun beginnen wir z. B. mit der Untersekunda. Wen können Sie ohne Bedenken zur Versetzung vorschlagen?" — — — —

„Also, Sie meinen, Herr Kollege, Reuter hat sich in Mathematik nicht genug angestrengt. Ist Reuter hier? — Nun, was sagst du dazu? Kannst du irgend etwas zu deiner Verteidigung anführen? Sprich dich ruhig aus!" — „Ja, die Mathematik interessiert mich eben garnicht und da hatte ich bis Weihnachten nicht viel gearbeitet; aber die letzten Wochen bin ich immer fleißig gewesen". — Der Mathematiklehrer: „Das ist wahr. Aber das war eben zu spät, und nun sind große schlimme Lücken da. Ich halte es für ausgeschlossen, daß er in der höheren Klasse mitkommt." Er bleibt sitzen. — — Richter ist in mehreren Fächern nicht genügend, weil er mündlich garnichts leistet. „Ja, siehst du, Richter; muß denn das so sein?" — „Herr Doktor, ich glaube wirklich, das ist nur meine phlegmatische Natur; ich k a n n mich einfach nicht so beteiligen und melden immerzu; und dann denken natürlich die Lehrer, ich weiß nichts." — „Gut, dann werde ich dir mal z. B. in Geschichte einige Fragen stellen." — — Blendende Unwissenheit. — — „Mein Lieber, betrüge dich also doch nicht selber. Du siehst wohl jetzt selbst ein, daß unser Urteil richtig war, nicht? — (Verstummen auf der andern Seite.) —

„Wen können wir denn nun aus der Obertertia glatt versetzen?" — Es werden von den Lehrern mehrere Namen genannt. „Noch jemand?" — Stimme aus dem Schülerpublikum: „Meyer!" Allgemeine Heiterkeit bei Lehrern und Schülern.

Aber sonst wurde in unserer Sitzung der Ernst der Situation durchaus gewahrt, und als dann gegen 7 die Konferenz zu Ende ging, da war von den Lehrern wohl auch beruhigt, wer zuerst dem ganzen Verfahren skeptisch gegenüber stand. Denn auch im Beisein der Schüler hatte sich niemand gescheut, seine Meinung über den Einzelnen klar und rücksichtslos zu sagen, und das war vielen Schülern sicher höchst heilsam. Vor allem aber festigt eine solche Handhabung das vertrauensvolle Verhältnis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwischen Lehrern und Schülern; nicht sind diesen ihre Lehrer finstre Richter, die geheimnisvoll, wo niemand sie hört, Verderben brüten; niemand kann sich beklagen, daß er nicht gehört, auf seine besondere Lage keine Rücksicht genommen werde; dies bittere Gefühl, dies zerstörende Mißtrauen — die können nicht aufkommen bei so weitgehender Offenheit! Und ist das nicht ein unendlicher Gewinn? **M. Gründler.**

Zum 200jährigen Bestehen der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin. Wenn wir heute von einer literarischen Erscheinung sprechen, von literarischen Zeitströmungen und literarischen Erfolgen, dann denken wir an die, welche die literarischen Werte schufen, an die Dichter und Forscher, selten nur an die, welche diesen den Weg bereiteten, die literarischen Notwendigkeiten herausfühlten und Bücher und Sammlungen anregten: an die Verleger, die stillen Hüter und Förderer unserer Kultur, von denen die große Welt nicht spricht und auch nichts weiß. Etwas anderes ist es, wenn der Verleger es verstanden hat, seinem Verlag eine persönliche Note zu geben, der Art, daß man herausfühlen kann, ohne daß es eigens gesagt wird, daß der Verleger selbst an den Werken seines Verlags einen persönlichen Anteil hat.

Aber an den Buchhändler, den Dritten im Bunde neben Verfasser und Verleger, denkt man auf keinen Fall; den Buchhändler, der das, was Verfasser und Verleger geschaffen haben, erst lebendig macht, der erst die Kanäle gräbt, in die Verfasser und Verleger ihre Werke füllen.

Nur von Zeit zu Zeit, bei ganz besonderen Gelegenheiten, besinnt man sich darauf, daß der Dichter und Forscher allein nicht die literarische Kultur verkörpern, sondern daß als mindestens gleichwertiger Faktor daneben der Verlag und der Buchhandel stehen. Eine solche Gelegenheit bot sich jüngst.

Am 3. Mai dieses Jahres feierte die Nicolaische Buchhandlung in Berlin, die dem einen unter diesem Namen bekannt, dem anderen unter der Firma Fritz Borstells Lesezirkel, wieder anderen unter der Bezeichnung Borstell & Reimarus bekannt sein wird, das Fest des 200jährigen Bestehens.

Der 3. Mai 1713 ist der Geburtstag eines buchhändlerischen Unternehmens, das in der dem Buchhandel zugewiesenen bescheidenen Rolle einer der bedeutendsten Förderer unserer literarischen und wissenschaftlichen Entwicklung gewesen ist, eines Unternehmens, das in mehrfacher Hinsicht noch heute seine besondere Bedeutung hat.

Der eigentliche Begründer des literarischen und buchhändlerischen Rufs der Firma ist Friedrich Nicolai, der Freund Lessings und Moses Mendelssohns. Dem Literaturkundigen ist das größere Verlagswerk bekannt, zu dem Friedrich Nicolai selbst die Anregung gegeben und an dem er selbst tätig mitgewirkt hat: die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" (von Lessing und Moses Mendelssohn im Verein mit dem Verleger herausgegeben). Im Jahre 1759 erschien der erste Band, mit der einfachen Verlagsbezeichnung: „bey Friedrich Nicolai", als Symbol den Kopf Homers tragend. Den größten buchhändlerischen Erfolg bedeutete aber die „allgemeine deutsche Bibliothek", die von 1765 mit kurzen Unterbrechungen bis 1806 erschien und sich die große Aufgabe gestellt hatte, alle in Europa erscheinenden Bücher zu besprechen und anzuzeigen.

Über die literarische Seite dieses Unternehmens ist hier nicht zu reden, das ist Sache der Literaturgeschichte. Ohne die geschickte fachmännische Leitung durch Friedrich Nicolai hätte aber diese Bibliothek niemals die große Bedeutung gewonnen, die sie anerkanntermaßen gehabt hat.

Übrigens bildeten Nicolais eigene Schriften einen wesentlichen Bestandteil seines Verlags (die dank den geschickten Maßnahmen seines Inhabers nicht am schlechtesten „gingen"). Zu erwähnen sind vor allem sein Roman „Leben und Meinungen des

Herrn Magisters Sebaldus Nothanker", ferner seine „Beschreibung einer Reise durch Deutschland" und die „Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam."

Aus der Literaturgeschichte ist bekannt, daß Nicolai in späteren Jahren bei Goethe und Schiller, bei Fichte und den Romantikern und vor allem auch bei Kant auf lebhaften Widerstand stieß und viele schwere Angriffe erdulden mußte. Er hat die neue Zeit der deutschen Dichtung mit vorbereiten helfen dürfen als Schriftsteller, als Verleger und als Buchhändler. Als die neue Zeit aber kam, da war er alt geworden und verstand sie nicht. Der Verlag behielt indessen die Bedeutung, die ihm Nicolai geschaffen hatte. Es erschienen dort Justus Mösers und Theodor Körners Werke. Später pflegte der Verlag dann mehr Geschichte und Naturwissenschaften; es sei an das vielbändige große Werk „Archiv für Naturgeschichte" erinnert, das 1835 zu erscheinen begann. Unter Rudolf Stricker, dem späteren Inhaber des Verlagszweiges bildeten einen besonderen Teil des Verlags die Schulbücher, die den von Friedrich Nicolai begründeten geschäftlichen Wohlstand dank dem geschäftsmännischen Blick und der weisen Umsicht Strickers erhielten und vermehrten.

Der andere Zweig des Geschäfts, der eigentliche Buchhandel, das sogenannte Sortiment, kam nach mehrfachem Wechsel 1869 in den Besitz Fritz Borstells, der unter fortdauernder Berücksichtigung der Notwendigkeiten der Gegenwart mit einem genialen Geschick dem reinen Sortiment einen Zweig anfügte, der heute wieder wie vor 200 Jahren den Namen der Firma weit über die Grenzen Berlins, ja weit über die Grenzen Deutschlands hinausgetragen hat. Er schuf eine Leihbibliothek von derartig veränderter Form, daß mit einem Male all die vielen Klagen über die Wertlosigkeit und Unzulänglichkeit der damaligen Leihbibliotheken verstummten. In Fritz Borstells Lesezirkel brauchte und braucht man nicht zu warten, bis nach längst verschwundener Aktualität das gewünschte Buch frei wird. Auch werden abgenutzte und schmutzige Bücher nicht ausgegeben. Einige Zahlen mögen die literarische und zugleich die ganz besondere buchhändlerische Bedeutung dieses neuzeitlichen Unternehmens beleuchten. Gustav Freytags „Verlorene Handschrift" war das erste Buch, mit dem Fritz Borstell den neuen Versuch machte: jeder Nachfrage wurde sofort genügt und jeder Leser erhielt ein sauberes Exemplar. In kurzer Zeit waren 1584 Exemplare im Umlauf. Freytags „Soll und Haben" brachte es auf 2300 Exemplare, Dahns „Kampf um Rom" bis auf nahezu 1700, Scheffels „Ekkehard" auf über 1300, und so gehen die Zahlen weiter: Ebers' „Ägyptische Königstochter" brachte es auf fast 1200 Exemplare, Stindes „Familie Buchholtz" auf fast 1100, Sudermanns „Frau Sorge" auf über 1000 Exemplare, ebenso Paul Heyses „Kinder der Welt".

Selbst die wissenschaftlichen Werke wurden in Auflagen gekauft, deren nüchterne Zahlen auch dem Nichtkenner ein einwandfreies Bild von der kulturellen Bedeutung eines derartigen Unternehmens geben. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" wurden in nahezu 1000 Exemplaren gekauft, Treitschkes „Deutsche Geschichte" in fast 600 Exemplaren, Sybels „Begründung des Deutschen Reiches" in fast 400 Exemplaren, desgleichen Nansens „In Nacht und Eis". Selbst Schopenhauers „Sämtliche Werke" wurden in mehr als 150 Exemplaren gekauft.

Wer heute in den neuen und großen Geschäftsräumen in der Dorotheenstraße von Stockwerk zu Stockwerk wandert und das Leben und Treiben da beobachtet, der wird erkennen, daß der Buchhandel ein sehr zu Unrecht vergessener Zweig der literarischen und kulturellen Entwicklung ist. Und wer sich dann dabei erinnert, daß der stille einfache Literat Friedrich Nicolai, den Goethe als komische Figur in der Walpurgisnacht auftreten läßt, den Grundstock zu einem Unternehmen ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

legt hat, das nun 200 Jahre lang ein Stolz des deutschen Buchhandels ist, der wird der verlegerischen und buchhändlerischen Arbeit eine ganz andere Bedeutung beimessen, als es heute im allgemeinen geschieht und wohl auch noch lange weiter geschehen würde, wenn nicht von Zeit zu Zeit solche Jubiläen alle Welt daran erinnerten, daß hier Kulturwerte stecken, die als einzig in ihrer Art gewürdigt werden müssen.

Hugo Otto Zimmer.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Müller, R.: Berufswahl. Ratgeber für die männliche Jugend. M. 1,60. Im Selbstverlage des Verfassers. Königsberg i. Pr.

Fuchs, Dr. W.: Wie schützen wir uns vor Irrsinn und Irren? M. 0,60. Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin, München.

Engelen, Dr.: Gegen die Massenerziehung und Vielwisserei in der Schule. M. 0,60. Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin, München.

Henseling, R.: Sternbüchlein für das Jahr 1913. M. 0,75. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Niedner, Felix: Islands Kultur zur Wikingerzeit. Brosch. M. 4,50; geb. M. 6.—. Eugen Diederichs, Jena.

Lissauer, Ernst: 1813. Ein Cyklus. Brosch. M. 1,50; geb. M. 2,50. Eugen Diederichs, Jena.

Lenz, Richard: Die deutschen Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Brosch. M. 1.—. Eugen Diederichs, Jena.

Lenz, Richard: Die deutschen Volksbücher. Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein. Geb. M. 4.—. Eugen Diederichs, Jena.

Ludwig, Otto: Aus dem Regen in die Traufe. Geh. M. 0,25; geb. M. 0,55. Heft 28 der Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel.

Schrey, Ferdinand: Wie werde und bleibe ich gesund? Kurzgefaßte, aber vollständige Gesundheitslehre. Ferdinand Schrey, Berlin SW 19.

Schade, Maria: Königin Luise. Sechs Bilder aus Preußens großer Zeit. M. 3.—. Karl Curtius, Berlin W 35.

Meyer, Rudolf: Sang und Klang für frohe Wandervögel (Violine I, Violine II und Gitarre). M. 3.—. Gebr. Hug & Co., Leipzig.

Reiter, Josef: Echte Volkstänze aus den Alpen. M. 1,50. Gebr. Hug & Co., Leipzig.

Poll, Prof. Dr. H.: Die Entwicklung des Menschen. Mit 12 Abb. Brosch. M. 1.—; geb. M. 1,60. Theod. Thomas, Leipzig.

Burk, Dr. Gerhard: Steht Mäßigkeit sittlich höher als Enthaltsamkeit. M. 0,60. Mimir-Verlag, Reutlingen.

Grabner, August: Frühlingsspuk. Spiel in einem Aufzug. M. 1,20. Mimir-Verlag, Reutlingen.

Hamill, Henry: Die Wahrheit, die wir der Jugend schulden. Brosch. M. 2,50; geb. M. 3.—. J. Bielefeld, Freiburg i. B.

Seber, Dr. Max: Neue Kulturperspektiven. Weltanschauungsstreit oder Menschheitskultur? Carl Reißner, Dresden.

Brunner, Prof. Dr. Karl: Deutsche Taten. Jedes Bändchen M. 0,20. Verlag Kameradschaft, Berlin W 35.

Band 2:
Johanna Wittum, eine Heldin vom Roten Kreuz.

Band 3:
Der Freiheit eine Gasse.

Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes in der Akademie zu Frankfurt a. M. am 29. Mai 1912. Herausgegeben vom geschäftsführenden Ausschuß. (72 S.) Gr. 8. Preis geheftet M. 1,20. Leipzig und Berlin. 1912. Verlag von B. G. Teubner.

Lion, Dr. A.: Jungdeutschlands Pfadfinderbuch. M. 3,50. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.

Nabl, Franz: Oedhof. Bilder aus den Kreisen der Familie Arlet. Geh. M. 10, geb. M. 12. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Simons, Gustav: Die deutsche Gartenstadt. Ihr Wesen und ihre heutigen Typen. A. Ziemsen-Verlag, Wittenberg (Bez. Halle).

Klein, Tiumm: Die Befreiung, 1813, 1814, 1815. Kart. 1,80 M., geb. M. 3. Wilhelm Langewiesche-Brandt. Ebenhausen bei München.

Meyer, Dr. Wilhelm: Wandern, Spiel und Sport. M. 0,75. Volksvereins-Verlag München-Gladbach.

Behrendsohn, Dr. phil. W. A.: Freistudentische Innenarbeit. M. 1,20. Walter G. Mühlau, Kiel.

Sturm, Josef: Fünf Märchen vom neuen Leben. Melchior Kupferschmied, München.

Otto, Franz: Der große König und sein Rekrut. M. 3,50. Mit Bildern von A. von Menzel, Richard Knötel u. a. Otto Spamer, Leipzig.

Notvest, Felix: Tüchtige junge Kaufleute gesucht! M. 1,20. Wilhelm Violet, Stuttgart.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 12 16. Juni 1913

Unsre Tonart.

Ich will in drei Aufsätzen Einiges über die Methode unsrer Arbeit sagen. Dieser Aufsatz hier ist der erste der drei; die beiden andern, die im Laufe der kommenden Monate erscheinen werden, sollen „Aktualität" und „Buchkritik" heißen.

* * *

„Unsre Tonart". — Wer den „Vortrupp" einige Monate lang gelesen hat, der wird gefunden haben, daß es wirklich eine besondre „Vortrupp-Tonart" gibt. Sie ist, scheint mir, bei Mitarbeitern und Herausgebern aus dem Wesen unsrer Arbeit selbst geboren worden: anders kann diese Tonart nicht gut entstanden sein, denn Verabredungen über sie hat niemand getroffen. Das Wesen unsrer Arbeit aber soll, unsern Wünschen nach, dieses sein: Wir möchten wirken. — Wir möchten Dauerndes wirken. — Wir möchten, daß unser Wirken ein Aufbauen sei. — Und das Streben nach diesem Inhalt unsrer Arbeit stellen wir nach Kräften auch dar in der Art, wie wir reden.

Wir möchten wirken:

Wirken kann nur, wer selbst weiß, was er will, und wer so spricht, daß der Hörer das merkt: wer wirken will, muß bestimmt sein. Es gibt, wie Gustav Frenssen mir einmal sagte, Aufsätze „die sich winden wie sterbende Regenwürmer". Für solche Aufsätze ist im „Vortrupp" kein Raum; das „Ja, aber-Wesen" findet bei uns keine Stätte.

Wir möchten Dauerndes wirken:

Darum suchen wir so zu schreiben, daß wir die Ernsthaften und Verantwortungsbewußten im Lande — ganz besonders auch in der Jugend — auf unsre Seite bringen. Denn was die erfaßt haben, das halten sie fest. Solche Menschen aber kann man nicht beschwätzen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die muß man überzeugen; die müssen nachprüfen können, warum wir uns so oder so entscheiden.

Zunächst also: wir können nicht so arbeiten, wie es die heute bei uns bestehenden politischen Parteien fast immer tun — mit Massensuggestion und Schlagworten. Wir müssen Tatsachen geben. Das kann in sehr ernster Form geschehen, wie etwa in unsern verschiedenen Mitteilungen über die Tätigkeit des „Verbandes zum Schutze des deutschen Grundbesitzes und Realkredits", oder des „Deutschen Brauerbundes E. V."; es kann auch von fröhlichem oder bitterem Lachen begleitet sein, wie in den Lukanga-Briefen: immer findet der Leser Tatsachen, die er nachprüfen kann*). Darum ist der „Vortrupp" auch nicht geeignet zum Tummelplatz für den bloßen Schönredner; wir suchen über jedes Ding den Sachverständigen reden zu lassen (das heißt aber beileibe nicht immer den Mann oder die Frau „mit dem großen Namen").

Dann: unsre Leser sollen — so wünschen wir — aus unsrer Tonart merken, daß wir wissen, welche moralische Verantwortung auf uns lastet. Es gibt kaum eine Tätigkeit, die verantwortlicher ist, als die des Menschen, der durch das gedruckte Wort auf den Sinn der Zeitgenossen zu wirken sucht. Das gilt schon für den, der eingespannt ist in den Massenbetrieb der Tagespresse, deren einzelner Aufsatz doch (wie Eduard Engels einmal hervorgehoben hat) von seinen flüchtigen, und dem Schreiber persönlich gleichgültigen, Lesern stets ebenso schnell wieder vergessen wird, wie er meist hergestellt werden mußte. Um wieviel mehr also trifft diese Verantwortung uns, die wir vor, heute schon mehr als siebentausend Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen sprechen dürfen, mit denen wir uns fast ausnahmslos eng verbunden fühlen im Mitschaffen am ringenden deutschen Leben unsrer Zeit — die den „Vortrupp" meist um deswillen lesen, weil sie von ihm fordern, daß er ihnen für dieses Schaffen und für dieses Ringen Werkzeuge und Waffen liefere, die für lange Zeit brauchbar sind. Wahrlich, wir wissen, daß solche Verantwortung kein Ding ist, womit man spielt. — Und darum verlangen wir von uns selbst vor allem Gewissenhaftigkeit, verlangen sie von uns auch um deswillen, weil wir uns „Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit"

*) Hoffentlich prüft einmal einer unsrer Leser z. B. die Tatsachen nach, die der letzte Lukanga-Brief (in Nr. 11 dieses Jahrganges) über kleinstädtische Kaiser-Geburtstags-Feiern gibt: Er wird sie alle richtig finden. D. Verf.

nennen. Denn es gibt zwar viele gute Eigenschaften, deren sich die Deutschen rühmen können: so Mut, Begeisterungsfähigkeit, Hingabe; aber es wäre Prahlerei, zu behaupten, gerade diese seien in besonderem Maße deutsch; der Franzose ist begeisterungsfähig wie einer, der Slave hingebender als irgendwer, und an Mut stehen Angelsachsen und Skandinavier niemandem nach. Von der Gewissenhaftigkeit aber können wir nun einmal wirklich ohne Prahlerei behaupten, daß sie in dem besonderen deutschen Wesen in höherem Maße vorhanden ist, als in jedem andern. Weshalb wir denn auch eine Beamtenschaft haben, wie kein andres Volk der Welt und eine strammere Organisation der Wehrmacht, der Arbeiterschaft und der Lebensreform als sonst wer; nur das eigentliche „öffentliche Leben" unsrer Tage wird, auch in Deutschland, von nichts weniger beherrscht, als von dieser besonders deutschen Eigenschaft: Noch nie sind Tag für Tag eine solche Menge unwahrer oder halbwahrer Behauptungen in die Welt geworfen worden, wie in der Gegenwart; nicht selten böswillig, öfters leichtsinnig, meist aber einfach unter dem Zwange der rasenden Hast, mit der die Tagespresse arbeiten muß, und die dem Teil der Tagespresse, der sich hier schuldig macht, auch in gewissem Maße zur Entschuldigung gereicht. Solche Entschuldigung hätte eine Halbmonatsschrift nicht — und nun gar „eine Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit" würde ihrer selbst spotten, wenn sie die tolle Fahrt mitmachte.

Weil wir uns so stark verantwortlich fühlen, möchten wir drittens gründlich sein. Manche unsrer Aufsätze sind die Frucht einer Arbeit von Wochen; der Leser sieht das nicht immer, und es soll sich ihm auch nicht aufdrängen. Aber er möge bedenken, was an Sammeln, Ausscheiden, Durchdenken, Schaffen und Feilen getan sein muß, ehe wir ihm einen Aufsatz etwa über Naturschutz oder über die Frauenfrage vorlegen können, der nicht nur leidlich lesbar ist, sondern für den wir auch die Art der moralischen Verantwortung übernehmen dürfen, von der ich sprach. Deshalb kann auch keiner von uns — weder die Mitarbeiter, noch die Herausgeber, noch der Schriftleiter — ein Vielschreiber sein. Auch noch aus dem andern Grunde können wir das nicht, weil kein Mensch Aufsätze, die mit solchem Bewußtsein der Verantwortung geschrieben werden, hinter denen er also immer mit seiner ganzen Persönlichkeit steht, in ununterbrochener Folge hervorzubringen vermag; wer's versucht das zu erzwingen, der „schreibt sich aus" — das möchte keiner von uns vorzeitig tun.

Zum vierten sodann: wir bemühen uns, Gerechtigkeit zu üben. Wir machen die Unsitte nicht mit, die (neben vielem Anderm) das parteipolitische Leben Deutschlands vergiftet, wo der Gegner ein für allemal der schlechte Kerl ist. Reizt es nicht zum Beispiel den Vaterlandsfreund geradezu zum Erbrechen, mit welchem unehrlichen Leichtsinn unsre sozialdemokratischen und bürgerlichen Durchschnittszeitungen ihrer gläubigen Leserschaft den Gegner, je nachdem, als „blutsaugenden, gewissenlosen Rentenverzehrer" oder als „vaterlandslosen Gesellen" malen? — Gewiß, auch wir vom „Vortrupp" bekämpfen auf das entschiedenste Einrichtungen und Zustände, Verbände und vor allem Handlungsweisen, die wir für gemeinschädlich halten; wie sich das aber sehr wohl mit der richtigen Würdigung des Gegners als Menschen vereinigen läßt, hat unser Mitarbeiter Bruno Müller einmal in besonders hübscher Weise gezeigt*). — Weiter: Gerechtigkeitssinn ist unvereinbar mit dem greulichen System des Totschweigens, das im heutigen Deutschland gang und gäbe ist. Dies System durchbrechen wir, wo wir können. So: wer den Vortrupp überhaupt kennt, der weiß jetzt, wie entschieden wir (aus rassenhygienischen Gründen) für die Frauenbewegung und besonders für das Frauenstimmrecht eintreten. Aber in unserm grundlegenden Aufsatz darüber**) durfte selbstverständlich die gegenteilige Auffassung eines so hervorragenden Mannes und Rassenhygienikers, wie v. Gruber, nicht verschwiegen werden: wir mußten ausdrücklich auf sie hinweisen und versuchen, sie zu widerlegen. Und wenn ein so reiner Charakter und in seinem Berufe bewährter Mann wie Silvio Gesell eine neue Geldtheorie aufstellt, diese Theorie aber fast allgemein totgeschwiegen wird, so halten wir es für unsre Pflicht, dem Manne Gehör zu verschaffen***), so wenig auch irgendwer in der Leitung des „Vortrupp" der Geldlehre Gesells anhängt.

Endlich: unser Inhalt und die Art, wie wir ihn darstellen, sollen schlicht sein. Sensationen sind keine gesunde Nahrung, und das geistreichelnde Wesen moderner Zeitungsfeuilletons, die in zehn Sätzen hundert Fragen anschneiden, keine davon ernst nehmen und keine erledigen, ist eine miserable Zubereitungsart. Sensationsmacherei und Feuilletonismus halten wir uns fern. Die literarischen

*) Jahrgang 1912, Nr. 22, S. 682.
**) „Der Vortrupp und die Frauenbewegung" Jahrgang 1912, Nr. 18, S. 545 ff.
***) Jahrgang 1913, Nr. 2, S. 56 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ästhetischen Feinschmecker, die ihre Zeitschriften zur Hand nehmen, um dort eine geistige Pikanterie zu finden, kommen beim „Vortrupp" nicht auf ihre Rechnung. Das soll so bleiben.

Wir möchten, daß unser Wirken ein Aufbauen sei:

Der „Vortrupp" hat in seinem Programm ausgesprochen: „Wir wollen dem Werdenden dienen, allem Gesunden, was in unserm Land und Volk wächst und wird". Darin liegt schon: „Wir wollen nicht niederreißen, wir wollen aufbauen". Wohl muß diesem, wie jedem, Aufbauen oft ein Niederreißen vorangehen. Und darum ist auch die Kritik, auch die Polemik ein Teil unsrer Aufgabe. Aber eben doch nur ein Teil, nur ein vorbereitender Teil; von bloßer Kritik und Polemik kann niemand leben, kein Mensch — und eine Sache ebensowenig. Kritik und Polemik dürfen nie über die Rolle von Dienerinnen hinauswachsen; und sehr oft sind Kritik und Polemik gegen das Schlechte überhaupt ganz überflüssig, wenn nur einfach gezeigt wird, wie das Gute aussieht. Wir wissen, daß der verehrungswürdige Schweizer Hilty recht hat, wenn er in seinem köstlichen Buche „Glück" einmal dazu rät, so oft wie irgend möglich die Erfahrungsweisheit anzuwenden, die von der Bibel zu dem Worte geprägt ist: „Lasset die Toten ihre Toten begraben". — — Diese Gedanken aber äußern sich in unsrer Praxis so:

Der „Vortrupp" wird sich nie auf irgendeine persönliche Zänkerei einlassen, wird sich auch nie zu einer provozieren lassen. Ich fürchte, wenn einmal die Geschichte des öffentlichen Lebens unsrer Zeit geschrieben werden wird, dann wird es darin heißen müssen, daß im Deutschen Reiche (und noch mehr in Österreich) einer der Hauptzüge dieses Lebens das Herunterreißen von Personen gewesen ist: das germanische Festland steht da um mehrere Jahrhunderte hinter England zurück. Und wenn das nur unter wirklichen Gegnern gälte! Aber der alte Fluch des Bruderhasses und der Nörgelei unter Brüdern erbt in Deutschland fort seit den Tagen nach der Varusschlacht. Wie viel weiter wäre unser deutsches Leben ohne diesen greulichen Charakterzug. Wie viel weiter wären wir besonders auch in den Dingen der Lebensreform. Wir vom „Vortrupp" machen dieses widrige Wesen ganz bewußt nicht mit, und wir haben bereits beweisen können, daß es uns sehr ernst ist mit diesem Grundsatze: Vor etlicher Zeit erschien in einer Zeitschrift (allgemeinen Inhalts) ein Angriff auf

unsern Schriftleiter, ein Angriff, der nicht nur aus lauter Unwahrheiten bestand, sondern auch in der Form so bodenlos gewöhnlich war, wie es in germanischen Ländern leider nur im deutschen Sprachgebiet möglich ist. (Daß der Angriff anonym war, versteht sich dabei von selbst.) Ein Leser beider Zeitschriften bat uns daraufhin, wir möchten doch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, damit kein öffentlicher Zank entstünde. Worauf wir ihm sogleich zustimmend erwiderten: „Derartige Dinge liegen unterhalb der Ebene, auf der wir arbeiten". So werden wir es ein für allemal halten. — Müssen wir aus sachlichen Gründen einmal einzelne Personen tadelnd nennen, so wird das, wie bisher*), in den Formen der Höflichkeit geschehen.

Umgekehrt aber werden wir sehr häufig von einem der schönsten Rechte Gebrauch machen, die dem Menschen zustehen, der zur Öffentlichkeit spricht: Wir werden auf Personen namentlich hinweisen, die wir für groß, gut oder nützlich halten. Und wir werden uns dabei — unsrer Gesamthaltung zu dem politischen Parteiwesen unsrer Zeit entsprechend — den Teufel darum kümmern, welche politische oder konfessionelle Parteibemalung dieser Mensch trägt, oder ob er bei dem normalen Zeitungsleser zurzeit beliebt oder unbeliebt ist. Als freier Mann nehme ich persönlich mir so das Recht, entgegen allen Nörglern und Witzbolden auszusprechen, daß ich unsern Reichskanzler, Herrn von Bethmann Hollweg, für einen Mann halte, wie wir einen besseren an seiner Stelle zurzeit gar nicht haben könnten, (ich meine übrigens, nachdem zum großen Teil die Arbeit dieses Mannes unser Verhältnis zu England dahin gebracht hat, wo es — Gott sei Dank — heute wieder steht, müßte jeder mir recht geben, für den die germanische Kulturgemeinschaft mehr als eine Phrase ist). Und als Mensch, der keiner politischen Partei von heute hörig ist, darf ich auch sagen, daß ich Herrn v. Heydebrand und Herrn Bebel (trotz aller Mängel, die sie als Sterbliche selbstverständlich haben) alle beide für hervorragende Männer halte, die das Deutschtum unsrer Zeit alle beide nötig hat.

Sachliche Polemik als vorbereitende Mithelferin beim Aufbauen bleibt — wie schon gesagt — in gewissem Maße Teil unsrer Aufgabe. Aber auch sie wird sich stets unsrer gesamten Tonart anpassen; Schimpfereien wird man im „Vortrupp" stets vergebens suchen.

Wo es sich um den Kampf gegen blöden Unverstand handelt, darf bei uns auch schärfste Satire zu ihrem Rechte kommen, vollends

*) Z. B. Jahrgang 1912, Nr. 1, S. 32; Nr. 2, S. 64; Nr. 7, S. 222 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nun da, wo solcher Unverstand unter vaterländischem Aushängeschild das Vaterland schädigt*). — Wo wir aber, wie meist ernsthaft schreiben, werden wir, auch bei der härtesten Bekämpfung einer Sache, in der Form nie ausfallend werden. Schon um deswillen nicht, weil wir glauben, daß durchweg nichts schärfer wirkt, als wenn schwer belastende Tatsachen in besonders kühler und höflicher Form vorgelegt werden: Als unser Aufsatz „Der Dresdner Armeegepäck-Wettmarsch" erschienen war**), da schrieb uns einer unsrer Leser, warum wir gegen die Schuldigen an der dort aufgedeckten Handlungsweise nicht schärfere Worte gebraucht hätten. Die Antwort war sehr leicht zu geben: „Wir wissen zwar genau so gut „wie Sie, daß hier kein Wort zu scharf wäre, über das die deutsche „Sprache überhaupt verfügt. Aber wir halten es für viel wirksamer, „wenn wir uns darauf beschränken, einfach die Tatsachen zu geben, „sodaß es dann dem Leser überlassen bleibt, selbst das Wort zu „finden, das auf diese Tatsachen paßt: Er findet es ganz sicher, denn „die Tatsachen drängen es auf die Lippen, aber es wirkt tiefer auf „ihn, wenn er es selbst ausspricht, als wenn wir es ihm vorbeteten."

* * *

Das ist unsre Tonart, wie sie aus unsrer Arbeit selbst herausgewachsen ist und wie wir sie nach besten Kräften festhalten wollen. In ihr glauben wir am sichersten alles Gesunde im Deutschtum unsrer Zeit fördern zu können, besonders auch Eines, was sehr gesund ist: den wachsenden Abscheu aller anständigen Männer und Frauen in allen Parteien und Konfessionen gegen den heillosen Ton unsres öffentlichen Lebens von heute.

Hermann Popert.

Studienreisen deutscher Studenten ins Ausland.

Ein jeder Stand hat seine ihm eigenen Ideale. Auch aus dem Boden unserer Hochschulen, unserer höchsten Bildungsstätten, blüht ein Ideal empor und verbindet innerlich nicht nur alle Hochschulen, sondern schlingt auch noch ein einigendes Band um alle, die einst das Vorrecht hatten, am studentischen Leben teilzunehmen. Es ist das deutsche akademische Bildungsideal. Wie weit auch der Einzelne ihm

*) Vgl. z. B. den letzten Lukanga-Brief in Nr. 11 dieses Jahrganges. D. Verf.

**) Jahrgang 1912, Nr. 13, S. 410 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fernbleiben mag, an jeden tritt in der Welt der akademischen Lehr- und Lernfreiheit die sittliche Forderung heran, sich zunächst eine gründliche Fachbildung anzueignen, von ihr aus zu den Grundlagen menschlicher Kultur vorzudringen und sich eine Weltanschauung zu bilden, von der aus er an allen großen Fragen der Gegenwart urteilsfähig teilnehmen kann. Die Verbindung von Fachbildung, wissenschaftlicher Allgemeinbildung und Lebensbildung ist die schwierige Aufgabe, die jedem Studenten gestellt ist, und sie wird immer schwieriger mit dem gewaltigen Anwachsen der Wissenschaft, die immer neue Sondergebiete entwickelt, und mit der großen Zunahme der Studentenschaft, die ein persönliches Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern fast unmöglich macht.

Man verlangt gewiß mit Recht manche Verbesserungen des Hochschulbetriebs. Aber die Hauptsache — das tritt immer klarer hervor — ist die Erhöhung des Pflichtbewußtseins unter den Studenten. Der Kerngedanke der freistudentischen Bewegung ist eben dieser, die Studenten zur Selbsthilfe unter dem Ideal akademischer Bildung zu sammeln und zu organisieren.

Die freistudentische Bewegung erschöpft sich aber nicht in Worten, sondern sie arbeitet auf vielen Gebieten des akademischen Lebens tatkräftig, um Besserung zu schaffen, sucht unermüdlich die Bedürfnisse und Kräfte der Studentenschaft zu organisieren.

Ganz organisch hängen auch Studienreisen ins Ausland mit dem freistudentischen Ideenkreis zusammen. Denn um wissenschaftliche Bildung zur Lebensbildung werden zu lassen, ist es nötig, den Weg von den Büchern ins Leben zu nehmen, dem Wissen Inhalt und Wert zu geben durch lebendige Anschauung. Das ist in freistudentischen Kreisen früh erkannt worden. Man veranstaltete Besichtigungen großer wirtschaftlicher Betriebe und Werkstätten, sozialer städtischer Einrichtungen, Führungen durch Ateliers und Museen und zu den alten und neuen Gebäuden, Plätzen, Denkmälern und Anlagen der Stadt, immer unter Leitung von Fachleuten. Studenten aller Fächer nahmen daran teil, und jeder unter ihnen, der selbständig dachte, nahm Belehrung und Anregung mit heim. Erstaunt und erfreut begrüßten die Dozenten der Hochschulen, die Fachleute, die um Führung und Erläuterung angegangen wurden, und führende Leute des öffentlichen Lebens diesen neuen Zug des Studententums nach Erweiterung der Erfahrung, nach Fühlung mit dem Leben. Prof. Lichtwark z. B. schrieb im Herbst 1909 (Heft 1 der Kieler Schrift „Zur Einführung ins akademische Leben" bei Walter G. Mühlau, Kiel, Oktober 1909): „Als ich studierte, fühlte der Student sich halb als Schüler, wenn auch als entfesselter, halb schon als Spezialist. Er war von der Schule an Gängelung und Bevormundung gewöhnt. Die Schule hatte mit Nachdruck jeden Seitensprung in ein lockendes Gebiet des Wissens oder der Bildung, das sie nicht pflegen konnte, abzuschneiden versucht, um von ihren Zielen, die der Staat ihr aufgedrängt hatte, nicht abgetrieben zu werden. Die Selbständigkeit dem Leben und den Bildungsstätten gegenüber mußte sie beim Schüler eher unterdrücken, als fördern. Im Studenten lebte damals nur schwach das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gefühl, daß er nun selber alle Verantwortung trug. Er ließ sich nach wie vor von den gegebenen Lehrern und Einrichtungen bestimmen und schlug nicht in seiner Bildungsarbeit hintenaus, sondern nur in seinem Lebensgenuß. — Das scheint sich nun geändert zu haben oder sich zu ändern im Begriff zu stehen. Ich sehe junge Studenten, die sich ein eigenes Bildungsideal aufgestellt haben, und sehe sie ihm zustreben, indem sie die auf der Hochschule dargebotenen Menschen und Mittel bewußt und mit Umsicht ausnutzen, statt sich schwimmen zu lassen. Was in meiner Jugend Ausnahme war, scheint Typus zu werden. — Wir Älteren begrüßen diese Veränderung sehr froh . . ." So mit Worten und Taten gefördert, griffen die Freistudenten immer größere Aufgaben an. Aus Ausflügen in die Umgebung der Hochschulstadt wurden mehrtägige Fahrten, wurden Studienreisen in wichtige Gebiete, und endlich schlossen sich Studienreisen ins Ausland an. Dieses Teilgebiet freistudentischer Tätigkeit hat sich sicher und stetig fortentwickelt.

Gemeinsame Reisen deutscher Studenten ins Ausland können Fachstudien dienen. So hat z. B. von der Handelshochschule Köln a. Rh. aus Studiendirektor Prof. Dr. Chr. Eckert vorbildliche Fachstudienreisen ins Ausland veranstaltet: 1906 nach den westeuropäischen Kontinentalhäfen, 1907 nach den Randgebieten des östlichen Mittelmeers, 1908 nach Aquatorialafrika, endlich 1910 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Unter Führung ihrer Professoren fuhr eine Anzahl Handelshochschüler zu einem anschaulichen Handelskursus aus, auf den sie vorher gründlich vorbereitet waren. Reiche Mittel waren der Hochschule für diese Zwecke gestiftet worden. Ähnliche Fachstudienreisen können an größeren Hochschulen die Seminare veranstalten und ihre Mitglieder ebenfalls darauf vorbereiten. Doch werden sie häufig an der geringen Beteiligung von einer Hochschule aus scheitern.

Die Deutsche Freie Studentenschaft ist von anderen Ideen geleitet. Ihre Veranstaltungen, so auch die Studienreisen, sind Studenten aller Fächer offen und sollen der Erweiterung und Vertiefung der Allgemeinbildung dienen. Gründliche Vorbereitung auf die Reise wird den Teilnehmern dringend empfohlen, einige Kenntnisse der Sprache des Landes zur Bedingung gemacht. Es kommt also auf den Teilnehmer an, wieviel er von seiner Reise heimträgt. Hat er einen Überblick über die politische und Kulturgeschichte des Landes, ermöglichen ihm seine Sprachkenntnisse sich schnell einzufühlen und die unmittelbaren Eindrücke durch Gespräche mit Leuten aus allen Kreisen zu vervielfältigen, verarbeitet er seine Erfahrungen nach seiner Rückkehr gründlich, so kann auch ein kurzer Aufenthalt im Ausland zu einem großen Erlebnis für ihn werden. Eine fremde Welt von Lauten, Sitten und Gebräuchen nimmt ihn auf. Je tiefer er eindringt, um so mehr entdeckt er fremde Vorstellungen, Gedanken, Ideale, Willens- und Gefühlsrichtungen, um so mehr fühlt er, welch schwierige Aufgabe diese Andersartigkeit dem Verständnis bietet, welcher Arbeit es bedarf, um sich diese fremde Welt geistig zu erobern. Zunächst reizt es ihn immer von Neuem, alle seine Eindrücke mit den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vertrauten Lebenserfahrungen der Heimat zu vergleichen. Das ist das Bedeutsame: seine Heimat wird ihm durch den Vergleich zu einem neuen Erlebnis. Vieles, was er bisher als so selbstverständlich hinnahm wie Luft und Licht, erkennt er nun als geschichtlich bedingte heimische Eigenart. Er begreift seine Zugehörigkeit zu dem Lande, das ihn gebar und erzog, mit tieferem Verständnis. Die Einsicht in die geschichtliche Bedingtheit seiner eigenen Entwicklung, macht ihn wiederum empfänglicher für die Eindrücke der fremden Welt. Ihre geschichtliche Entwickelung versteht er besser. So erwächst ihm ein Bild von der Zusammengehörigkeit der Lebensäußerungen eines großen Volkes: Mit erhöhtem Heimatgefühl bringt er zugleich Verständnis und Achtung für fremde Sonderart heim.

Dieses eigenartige Erlebnis im Ausland kann außer für seine Weltauffassung im allgemeinen, seine Beziehungen zum eigenen Volk und zu fremden Völkern, auch Bedeutung gewinnen für seine wissenschaftliche Bildung. Denn jenes Vergleichen, zu dem ihn die lebendige Anschauung im Ausland unwillkürlich reizt, ist eine der grundlegenden Tätigkeiten innerhalb der wissenschaftlichen Arbeit. Ebenso wichtig ist es, daß er die gefühlsmäßig vertraute Umwelt bei diesem Vergleichen gewissermaßen von außen betrachten lernt. Auch das ist eine wichtige Vorbedingung wissenschaftlicher Welterfassung. So kann ihn der Aufenthalt im Ausland außer den mannigfachen Einzelerfahrungen zu einer ungewöhnlichen Vertiefung seiner Persönlichkeit führen.

Die freistudentische Bewegung vertritt den Gedanken der Selbsthilfe, Selbstbestimmung und Selbsterziehung. Sie stellt hohe Forderungen an den Einzelnen. Sie erleichtert aber auch durch ihre Organisationsarbeit deren Erfüllung. So hat sie ein „Amt für Studienreisen ins Ausland" errichtet, das im Sommer 1910 eine Studienfahrt deutscher Studenten nach England veranstaltete. Nun folgt im August dieses Jahres eine Studienfahrt nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika anläßlich des VIII. Internationalen Studentenkongresses in Ithaca (New York). Das Kongreß-Komitee wird — ähnlich wie in England 1910 das Anglo German Students Committee — dafür sorgen, daß die Reise für alle Teilnehmer inhalt- und genußreich wird. Das Amerika-Institut an der Universität Berlin hat sich bereit erklärt, den Teilnehmern bei der Vorbereitung durch mündliche oder schriftliche Auskunft behilflich zu sein. Zu diesem Unternehmen haben sich der Freistudentenschaft der Verband der Internationalen Studentenvereine, der Akademische Freibund, die Deutsche Akademische Freischar, der Deutsche Bund abstinenter Studenten und das Sekretariat sozialer Studentenarbeit in München-Gladbach angeschlossen, ein erfreuliches Zusammenwirken verschiedener Gruppen zu einem großen Zweck. Die Reise ist gesichert, da sich schon eine Anzahl Studenten angemeldet haben und in allen Teilen Deutschlands reges Interesse herrscht.*) Für 1914 ist eine dritte Studienreise geplant.

---

*) Programme sind zu erhalten durch das Amt für Studienreisen ins Ausland

Da bei einer solchen Reise, wenn sie gelingen soll, die Hilfe einheimischer Kreise stark in Anspruch genommen werden muß, ist natürlich damit zu rechnen, daß auch einmal eine Schar Studenten des besuchten Landes die Hilfe der deutschen Kreise zu einer Studienreise durch Deutschland in Anspruch nimmt. Es ist eine Gelegenheit, sich dankbar zu erweisen. Solche Dinge beruhen auf Gegenseitigkeit. So haben im Jahre 1912 englische Studenten eine wohlgelungene Fahrt durch Deutschland gemacht.

Ausgehend von dem nationalen Bedürfnis erweiterter Bildung, knüpfen diese Studienreisen also neue Beziehungen von Volk zu Volk, Beziehungen, die besonders wichtig werden können, weil ja die meisten Studenten später zu einflußreichen Stellungen berufen sind.

Dr. phil. Walter A. Berendsohn.

Der Wandervogel.

Ein Rückblick und Ausblick.

Wandervogel einst und jetzt, welch ein Gegensatz! Wie damals die ersten Bachanten, Burschen und Füchse unter Karl Fischer ausfuhren in den Böhmerwald, weit fort von aller verhaßten Zivilisation, im trotzigen Gefühl, hier in der stillen Einsamkeit doch auf dem Boden heißen Kampfes zwischen Deutschen und Tschechen zu stehn und selbst Kämpfer zu sein für ein neues Deutschtum; wie sie ausfuhren aus dem großstadtnahen Steglitz zu jenen ragenden Buchenwäldern und düsteren Bergseen, dort einer tollen Romantik zu leben, dort ganz frei zu sein von allem Zwange und Einengenden des Althergebrachten, dem sie Todfeindschaft angesagt hatten: verwegene Gesellen, deren aufbegehrendes Anderswollen sich in wüster Kleidung, zünftiger Sprache der Landstraße, in rauhen Liedern kundtat. Und wie sie heut so ganz anders durchs Land gehen, Mädchen und Jungen, in schlichtem, schönem Kleid, im Einklang oder doch Einklang suchend mit ihrer Umgebung, Fühlung suchend zu einem natürlicheren Leben im bewußten Gegensatz zur herrschenden Unkultur, und als Ausdruck ihrer andersgewordenen Art das stille Volkslied zum Ton der Laute und Geige, den fröhlichen Volkstanz auf grüner Heide und freie, ungezwungene Kameradschaft von Mädchen und Jungen.

Damals eine Jugend, die in dem Augenblick, da sie sich ihrer selbst bewußt wird, den Kampf um Selbständigkeit und Selbstmächtigkeit mit allen Mitteln aufnimmt, mit einem Feuer und einer Begeisterung, wie sie nur diesen brausenden und schäumenden Jahren

---

der Deutschen Freien Studentenschaft, Dr. phil. Walter A. Berendsohn Hamburg, Hallerplatz 8.

eignen; die mit heiligem Eifer für Gedanken ringt, die sie erst dumpf in sich spürt, die noch nicht frei wurden; eine Jugend, die im Suchen danach alles zerbricht, was sich hindernd in den Weg stellt, alle Fesseln sprengt, die sie zu engen drohen. Es sind die Zeiten, wo um des Wandervogels willen Mensuren geschlagen wurden, Zeiten, in denen sie, die durch ihr gleiches Streben fest hätten zusammenhalten müssen zu gemeinsamem Streit, besinnungslos auseinandergehen um geringen Mißverstehens willen, weil ein jeder meint, den allein richtigen Weg zu kennen. Ein Zerbrechen und Zerklüften ist's, daß sich selbst der Eingeweihte nur mit Mühe in dem Wirrwarr all der entstehenden Bünde und Bündchen zurechtfindet. Im Jahre 1897 war der Wandervogel durch Karl Fischer aus einer Wandervereinigung von Schülern des Steglitzer Gymnasiums entstanden, die der Magdeburger Hoffmann gegründet hatte. Bis 1904 faßte die junge Bewegung in den südwestlichen Vororten Berlins langsam festen Fuß. Mit dem gleichen Jahre begann die Ausbreitung über ganz Deutschland, aber sofort auch die Zersplitterung. Der erste Wandervogel spaltete sich in den Altwandervogel (abgekürzt A. W. V.) und den Steglitzer Wandervogel E. V. Den für die Wandervogelentwicklung bedeutsamsten Spaltungen blieb dann bis heute der A. W. V. ausgesetzt, denn in ihm war stets ein unveränderlich sich gleichbleibendes, im Wandervogelsinn reaktionäres Element bestimmend, das sich hartnäckig jedem Fortschritt verschloß. So lösten sich 1907 einige Ortsgruppen ab und gründeten den Wandervogel, Deutscher Bund für Jugendwandern (D. B.), 1910 trennte sich eine sehr große Zahl von Gruppen los und schloß sich zum Jungwandervogel (J. W. V.) zusammen, und als sich im letzten Jahre der A. W. V. nicht zugunsten der Wandervogeleinigung auflöste, gingen zwei Drittel des gesamten Bundes zum neugegründeten Wandervogel E. V. über. Mit der immer weiteren Ausdehnung der Bewegung war das Gefühl der Einheit allmählich erwacht. Ein erster allgemeiner Tag auf der Sachsenburg im Unstruttale, Pfingsten 1910, leitete die Einigung ein. Er führte Anfang 1911 den Verband deutscher Wandervögel herbei, dem sich außer dem J. W. V. alle größeren Bünde anschlossen. Um die Jahreswende 1912–13 lösten sich dann bis auf den A. W. V. die zum Verbande gehörigen Bünde auf und schlossen sich zum Wandervogel E. V., Bund für deutsches Jugendwandern, mit dem Sitz in Frankfurt a. M., zusammen.

Mit der immer weiteren Ausdehnung der Bewegung trat auch das Revolutionäre, rein Verneinende und Vernichtende zurück gegen den Willen, positiv zu schaffen und aufzubauen, gegen das Bewußtsein, daß in der Not der Zeit schon die Jugend die Pflicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habe, an der Wiedergeburt des Volkes mitzuarbeiten nach allem Vermögen, ja, vielleicht in erster Linie zu helfen, weil die Alten sich nicht mehr zum Neuen ändern können. Richard Nordhausen sagt es mit beredten Worten: „An den Alten ist nichts mehr zu verderben und nichts mehr zu bessern. Nur von der Jugend kann die Wandelung kommen. Nur die Unverbrauchten, für die es noch schwärmerisch verehrte Ideale gibt, die noch zu träumen und zu lieben vermögen, sie allein sind imstande, die innerliche Erneuerung herbeizuführen. Immer fiel, wenn die Zeit erfüllt war, der große und rettende Gedanke wie Feuer in ihr Herz, und ihre frische Kraft, ihr reines, selbstloses Wollen erzwang die Gesundung des kranken Volkskörpers"*).

So ist der Wandervogel unsrer Tage entstanden als befreiende Tat der Jugend aus ihrer ureigensten schöpferischen Kraft. Nach einer Zeit wilden Gärens ist er nun abgeklärter in ruhigere Bahnen eingelenkt. Wohl mag der, der den Wandervogel in jenen ersten Jahren sah, ihn heut nicht wiedererkennen, so ganz anders stellt er sich ihm nach allen inneren und äußeren Wandlungen dar, und mag dem jetzigen Wandervogel das Recht absprechen, diesen Namen noch zu führen. Nur vergißt er dann, daß jede Bewegung, die neues will, ihr bloß draufstürmendes und verneinendes Wesen aufgeben muß, sobald sie in die Breite geht; daß sie ihre Daseinsberechtigung durch die allen offenbare achtunggebietende Tat zu erweisen hat. Ebenso ist jene zügellose Art der ersten Wandervogeljahre einem stilleren Ernst gewichen, hinter dem sich für jeden, der zur Erkenntnis des wahren Wesens vorzudringen vermag, ein festes, starkes Wollen verbirgt.

Heut ist in Deutschland vor allem mit dem Wandervogel E. V. zu rechnen, dem bei weitem größten Bunde, umfaßt er doch vier Fünftel aller deutschen Wandervögel überhaupt. Mit dem Österreichischen Wandervogel, der im Jahre 1911 entstand, verknüpfen ihn enge Beziehungen. Mit dem Schweizerischen Wandervogel konnte bisher noch keine Fühlung gewonnen werden. Im Reiche bestehen daneben noch Alt- und Jungwandervogel, untereinander etwa gleich stark. Dem Fernstehenden mögen Unterschiede kaum erkennbar sein, ihm erscheint beim flüchtigen Beobachten ein Wandervogel wie der andre. Das Trennende ist dem suchenden Auge auch schwer bemerkbar, weil es in Äußerlichkeiten kaum zutage tritt. Der Geist, der im Altwandervogel herrscht, wird dadurch deutlich gekennzeichnet, daß der Bund sich zugunsten der großen Bewegung, mit der ihn

*) Richard Nordhausen, „Zwischen vierzehn und achtzehn". Band 1 der Werdandibücherei.

doch so viel Gemeinsames verbindet, nicht auflösen mochte, weil er sich zur strengen Enthaltung von Alkohol und Nikotin auf den Wanderungen und zur Zulassung des gemeinsamen Wanderns von Jungen und Mädchen in dafür geeigneten Ortsgruppen nicht entschließen konnte (vergleiche hierzu die Erörterung im ersten Maiheft des Vortrupp: Wandervogel, Lehrer und Alkohol). Auch scheint die Jugend, die sich den Wandervogel doch selbst schuf und sich in ihm frei betätigen will, im A. W. V. nicht das Maß an Selbstbestimmung zu haben, das ihr nach der Wandervogelentwicklung nun einmal zukommt. Wird doch die Zeitung des Altwandervogels nicht, wie das im Wandervogel selbstverständlich wäre, von jungen Kräften geleitet, sondern von einem älteren Herrn, der ein erklärter Gegner der Abstinenz ist. Demgegenüber vertritt der Jungwandervogel das Recht der Jugend bis zum Äußersten, trennte er sich doch einst vom Altwandervogel, „um sich den Charakter einer selbständigen Jugendkultur möglichst rein zu bewahren".

Die eigenartige Organisation, die sich der große Wandervogel E. V. geschaffen hat, trägt der Freizügigkeit, deren das Wandervogelleben nun einmal bedarf, um wahr und ursprünglich zu bleiben, in jeder Weise Rechnung. Auch später wird sie sich kaum wesentlich ändern. Mitglieder des Bundes sind nicht mehr wie früher die Ortsgruppen oder Einzelpersonen, sondern die Gaue, die sich über ganz Deutschland ausdehnen. An Stelle der Zentralisation trat nach Möglichkeit die Nebeneinanderordnung. Die Gaue stellen feste Gebilde dar, die sich ihre Verfassung selbst geben. Für den ganzen Bund gilt die Bestimmung, daß auf den Fahrten der Genuß von Alkohol und Nikotin völlig unterbleibt, weiter aber ist durch allgemeine Gebote die Selbständigkeit der Gaue nicht beschränkt. Für ganz Deutschland wäre bei der Verschiedenheit der Sitten und Anschauungen, den besonderen Stammeseigentümlichkeiten ein für alle verbindliches Schema ein Unding: Der Wandervogel muß frei und ungehemmt gedeihen, nach dem Boden, der ihn trägt. Die Ortsgruppen, die sich zu einem Gau zusammenschlossen, regeln also für ihr Gebiet die Fragen des Volksschülerwanderns und des Zusammenwanderns von Jungen und Mädchen selbst. In Süddeutschland, wo ja teilweise an den Schulen Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet werden, wird sehr viel gemeinsam gewandert, während sich viele norddeutsche Gaue das Verbot des Zusammenwanderns auferlegten, weil es sich anders mit der Sitte des Landes nicht verträgt, und sogar ihre süddeutschen Brüder und Schwestern bitten, nicht mit gemeinsam wandernden Horden in ihr Gebiet zu kommen. Die meisten Gaue geben monatlich erscheinende Gaublätter heraus, mit Fahrtenankündigungen, Aufsätzen und Erzählungen aus der engeren Heimat,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während die Bundeszeitung „Wandervogel, Monatsschrift für deutsches Jugendwandern", die jetzt in einer Auflage von 25 000 Exemplaren erscheint, von der ganzen Bewegung Zeugnis ablegt.

Wer diese gelben Blätter einmal in einer stillen Stunde zur Hand nimmt, denn sie taugen nicht für flüchtiges Durchblättern, spürt, welch eine gesunde, kräftige Luft hier weht, er sieht erfreut, vielleicht auch überrascht, wie vielgestalt das Leben im Wandervogel ist, und erkennt, daß eine frische Jugend nicht nur eine besondere Art des Wanderns fand, sondern an der Arbeit ist, eine Welt für sich zu schaffen, in der sie das findet, was die Großstadt ihr jetzt nimmt und vorenthält. Ein noch lebendigeres Bild vom Wandervogel wird er aber bekommen, wenn er einmal einen der großen Wandervogeltage erlebt, die Hunderte von Wandervögeln aus allen Teilen Deutschlands auf einer alten Burg vereinigen. Pfingsten 1910 war es die Sachsenburg im Unstruttal, dann der Hanstein zwischen Werra- und Leinetal, und Pfingsten dieses Jahres die Burg der Henneberger bei Meiningen. Das Urteil über den Wandervogel, das man sich nach dem Anblick einiger Wandervogelhorden, nach dem Leben in einer einzigen Ortsgruppe macht, wird immer oberflächlich und einseitig ausfallen: es geht nicht an, daß man einen Körper nach einem einzelnen Gliede einschätzt.

Nur aus dem Fehlen eingehenderer, umfassenderer Erfahrungen ist es zu erklären, wenn selbst wohlmeinende Freunde des Wandervogels ihn falsch und ungerecht ansehen. Anders ist es nicht zu verstehen, wenn Dr. G. Wyneken, der Mitbegründer der Freien Schulgemeinde Wickersdorf, in einem sehr beachtenswerten Aufsatze „Wandervogel und freie Schulgemeinde" zu dem Ausspruch kommt, die Verallgemeinerung der heutigen Wandervogelkultur würde zur Banalität und Geschmacklosigkeit führen; denn wir können nicht annehmen, daß Dr. Wyneken andrerseits auch den Tiefstand unsrer gegenwärtigen Kultur verkennt, die, wenn wir die Masse ansehen, nur noch Unkultur ist, deren längeres Fortbestehen zum Untergang unsres Volkes führen müßte. Denken wir uns dawider das heutige Wandervogelsein — es sagte einmal ein junger Student: Wandervogelsein ist eine Lebensanschauung — heut auf das ganze Vaterland ausgedehnt, so bedeutete das einen Lebensfortschritt ohnegleichen, wie wir ihn für das ganze Volk vielleicht noch nicht in Jahrzehnten erreichen. Der Wandervogel fand bei seinem Entstehen einen fauligen, verwucherten Boden vor, auf dem nichts Gesundes und Kräftiges mehr gedeihen konnte: er hat ihn trocken gelegt, gerodet, das Unkraut vernichtet und einen Mutterboden daraus gemacht, aus dem die volle Saat erst noch zu köstlicher Frucht erstehen wird, aus dem aber jetzt schon manch fröhliche Blume, manch

lustiges Gras hervorsprießt, Zehntausenden von Jungen und Mädchen zur Freude. Ein dem wirklichen Wandervogelleben entliehenes Bild veranschaulicht diese Arbeit vielleicht noch besser. Manche Ortsgruppe hat jetzt ihr Landheim in einem friedlichen Dorfe draußen vor der Stadt. Ein altes Bauernhaus ist es oft gewesen, das Wind und Wetter kaum noch widerstehen mochte und einzustürzen und zu verfallen drohte, das voller Schmutz und Unrat war. Da griffen die Wandervögel mit festen Händen zu. Sie mußten all das Häßliche wegräumen, den Fußboden neu lehmen und ziegeln, Balken und Bretter einsetzen, wo die alten morsch waren, das Dach bessern, wo der Regen durchschlug, die Wände flicken, wo sie einfallen wollten. Kein fremder Maurer und Zimmerer wurde herzugelassen. Dann ging es ans Wohnlichmachen, Zimmer für Zimmer, nach den vorhandenen, oft geringen Mitteln. Wände wurden getüncht und mit farbigem Rupfen bespannt, Tische, Bänke und Stühle entstanden unter der Arbeit der fleißigen Hände, kleine, einfache Bilder, oft selbst gezeichnet, gemalt und gerahmt, zieren die Stuben, von den Wandbrettern herab grüßt buntes Tongeschirr mit fröhlichen Sprüchen, auf dem Herd flackert lustig das Feuer, und die Sonne leuchtet herein und wundert sich über alles, was hier neu erstand, und gibt ihre Strahlen den Blumen im sorgsam gepflegten Garten und den jungen Menschenkindern, die draußen vor dem Hause singen und tanzen oder unter der Eiche sitzen und sich aus einem Buche vorlesen. Ja, eine Ausdehnung der heutigen Wandervogelkultur — wir gebrauchen das Wort nur ungern, denn es klingt anmaßend; wir sind noch beim Suchen nach einer wirklichen Jugendkultur — würde bedeuten, daß unser gedankenlos dahinvegetierendes Volk sich seiner selbst wieder bewußt würde und entschlossen allem falschen, unechten Leben entsagte. An die Stelle der jetzigen Materialisierung, dem Jagen nach Geld und Gut um überreizten Amüsements willen träte eine Neueinschätzung geistiger Werte, ein freieres geistiges Genießen, eine schönere Geselligkeit; die eklen Schiebetänze wichen dem Volkstanze; Gassenhauer und seichte Operette mit dem Grammophon im Bunde dem stillen Volksliede, der einfacheren Haus- und Kunstmusik.

Im Sinne des Dürerbundes, des Kunstwarts, der Verbände für Heimatschutz haben die Wandervögel bereits wichtige Arbeit geleistet, die auch immer allgemeiner anerkannt wird. Im Besonderen gilt ihre Betätigung ja dem Volksliede. Denn hier fanden sie den wahrsten und sinnvollsten Ausdruck ihres eigenen Wesens, mit ihm sind sie wohl für immer verwachsen. Aus alten Sammlungen und Handschriften heben die Wandervögel längst verschollene Lieder ans Licht und geben ihnen neuen Klang, und dem Volke lauschen sie die noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jetzt lebendigen Weisen ab. Die Art ihres Wanderns begünstigt sie dafür sehr. Die Wandervögel meiden ja die Straßen des Touristenverkehrs, sie gehen am liebsten in stilles unerschlossenes Land und kommen so in weltentlegene Dörfer, die selten sonst eines andren Wanderers Fuß betrat. Der Bauer gibt solch fröhlicher Jugend gern seine Scheuer zum Nachtlager. Dann sitzen die Wandervögel wohl in der niedrigen Stube oder draußen vor der Tür im dämmernden Abend und singen dem gastfreundlichen Bauern zur Laute und Geige ihre feinen Lieder. Es dauert nicht lange, so fallen die Dorfleute selbst mit ein; alte Zeiten werden in ihnen wieder lebendig, fast vergessene Lieder klingen ihnen wieder im Ohr, und dann lassen sie nach vielem Bitten und Mahnen diese Weisen hören, unter denen manche ist, die noch nie aufgezeichnet wurde. Für den Wandervogel ist das die schönste Wanderbeute. Die Früchte dieses Sammelns sind die Liederblätter, die von den Ortsgruppen herausgegeben werden, die eine größere Zahl noch unbekannter Lieder fanden. Aus dem Wandervogel ist ja auch der „Zupfgeigenhansl" gewachsen, jene Sammlung deutscher Volkslieder, die weit über den Wandervogel hinaus verbreitet ist und jetzt nach wenigen Jahren das hundertste Tausend schon überschritten hat. Jede neue Auflage schöpft aus den neu erschienenen Liederblättern und entnimmt ihnen die wertvollsten Lieder.

Solche bewußte Arbeit geht über den Rahmen eines einfachen Wanderbundes natürlich hinaus. In der Tat hörte der Wandervogel auf, nur ein Bund für Jugendwandern zu sein, als er begann, Büchereien einzurichten, Landheime auszubauen, Nestabende zu veranstalten. Er wandelt sich jetzt langsam, vielen vielleicht noch unbewußt, zu einem Bunde für Jugendkultur um, dem das Wandern das allerdings wichtigste aber nicht einzige Mittel zum Zweck ist. Die vornehmste Aufgabe, die jetzt also des Wandervogels harrt, ist, solange die Schule unfähig bleibt sie zu lösen, das Schaffen einer neuen Jugendkultur, einer natürlichen geistigen und körperlichen Zucht. Zu diesem Suchen gehört die eingehende Beschäftigung mit dem Volksliede. Seine einseitige Bevorzugung vor andrer Musik ist dem Wandervogel vielfach zum Vorwurf gemacht worden. Wir glauben, sehr mit Unrecht. Man übersieht die jahrelange Entwicklung, die vom Kommersliede und Schüttelreim jetzt zum Volksliede führte, von der Mandoline und Guitarre mit Stahlsaiten zur Laute, Geige und Flöte — eine Entwicklung, die zweifellos noch weiter gehen wird, wenn auch freilich jene Anfangsstufen noch nicht einmal ganz überwunden sind —, und man verkennt heute noch viel zu sehr die Bedeutung des Volksliedes, weil das unbefangene Gefühl für etwas natürlich Bodengewachsenes uns abhanden kam. Das gute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volkslied ist ein unbewußtes Kunstwerk gleichermaßen des Tones wie des Wortes (Bach und Mozart hätten gern ihr bestes Werk hingegeben, wenn sie die Weise des „Innsbruck, ich muß dich lassen" erfunden hätten). Seine Schönheit — wir müssen an Winckelmanns edle Einfalt und stille Größe denken — geht dem unverdorbenen Jungen und Mädchen rein gefühlsmäßig, ohne jede gelehrte Auseinandersetzung auf. Dieses Singen bedeutet tiefes inneres Ergriffensein. Es ist wahres Kunstempfinden, das nicht bloß aus rein verstandesmäßigem, kritischem Erfassen, sondern aus innerem Erleben entspringt. Diese vorzugsweise Beschäftigung der Wandervögel mit dem Volksliede erscheint uns als ein Grundelement für das mähliche Verstehen jeder andern Kunst, mag es Musik, Dichtung, Plastik oder Malerei sein, nachdem an einem Beispiele erst einmal wirkliches Kunstempfinden geweckt ist. Das Volkslied ist uns ein Wegweiser zur Jugendkultur.

Wohin er uns führen wird, wer könnte das jetzt schon sagen? Die tüchtigsten Wandervogelführer werden sorgsam vorausschauen müssen, um zu lenken, wo sich überhaupt lenken läßt. Wir vertrauen dem guten Stern des Wandervogels. Daß er schwere Zeiten innerer und äußerer Fehde so sieghaft überstand, ist ein Zeichen ungebeugter, überquellender Kraft, gibt die Gewißheit, daß eine Jugend, die so erwachte und so zu kämpfen verstand, nicht so bald wieder einschläft. Hier ist eine Jugend im Marsche, die sich zu Richard Wagners Worten bekennt: Wir glauben an die Möglichkeit einer Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne.

Walter Köhler.

Abstinenz und Sittlichkeit.

In jeder großen kulturellen Bewegung kann man beobachten, daß sich ihre Anhänger aus den verschiedensten Gründen heraus für sie erklären und sie zu fördern suchen. So auch in der Abstinenzbewegung. Der Eine wird infolge ganz persönlicher, unliebsamer Erfahrungen enthaltsam, der Andere wieder aus irgend welchen sozialen Erwägungen. Der Jurist tritt in die Reihen der Abstinenten, weil ihm infolge von Erfahrungen im Berufe die Augen aufgegangen sind über die furchtbarste Seite der Alkoholfrage: Alkohol und Verbrechen, und der Arzt tut es aus hygienischen Gründen. Der Geistliche wird durch seine Seelsorge zur Abstinenzbewegung geführt, und dem Volkswirtschaftler beweisen seine Statistiken und Zahlen die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Alkohol.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So kommen sie von allen Seiten und treten in die Enthaltsamkeitsvereinigungen ein: Ärzte, Juristen, Theologen, Naturwissenschaftler, Hygieniker, Volkswirtschaftler, Philologen, Volksschullehrer, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Männer und Frauen und Kinder jedes Standes und aus jeder Bevölkerungsschicht.

Es erscheint mir als ein Zeichen der Gesundheit und Lebensfähigkeit der Abstinentensache, daß die Anhänger der Bewegung den verschiedensten Lebenskreisen entstammen.

Doch so zwingend und berechtigt auch alle diese Gründe für den Einzelnen zunächst sein mögen, zu einer wirklich festgegründeten Ansicht über die Alkoholfrage kommt erst derjenige, dem der Abstinenzgedanke ein Stück seiner gesamten Weltanschauung, seiner Ansicht über Wort und Bedeutung des menschlichen Lebens, ein notwendiges Stück seiner ethischen Auffassung geworden ist.

Erst wer sich in den Abstinenzgedanken so hineingelebt hat, daß er von sich sagen kann: Ich lebe abstinent, weil die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken eine selbstverständliche Folge meiner sittlichen Auffassung ist! — erst der ist im tiefsten Sinne des Wortes Abstinent zu nennen.

Es steckt nämlich eine neue Ethik in der Enthaltsamkeitsbewegung. Sie ist eine Wirkung eines neuen, vertieften sozialen Verantwortlichkeitsgefühles, sie ist der Ausdruck eines gesteigerten Pflichtgefühls, für das die Masse freilich erst empfänglich gemacht werden muß.

Um das beweisen zu können, muß ich an die größte geistige Errungenschaft unserer Zeit erinnern, an die Erkenntnis der Universalität des Entwicklungsgedankens. — Alles Irdische unterliegt der Entwicklung. Aber nicht nur Tiere, Pflanzen und Weltkörper entwickeln sich, auch geistige Dinge sind dem Entwicklungsgesetz unterworfen, auch unsere Gedanken, Empfindungen und Anschauungen keimen, wachsen, blühen, treiben Frucht und sterben dann wieder dahin.

So auch die sittlichen Anschauungen eines Volkes. — Unsere Zeit aber stellt den Menschen vor höhere sittliche Aufgaben als frühere Zeiten die damaligen Geschlechter. Das sittliche Gewissen unserer Zeit verfeinert sich.

Unsere Zeit ist die des Verkehrs. Die sozialen Beziehungen zwischen den einzelnen Völkern werden durch den gesteigerten Austausch der Kulturgüter enger und enger. Das aber bringt naturgemäß auch feinere Beziehungen zwischen Mensch und Mensch mit sich. So drängt uns unsere Zeit zu einer erneuten Prüfung unserer sittlichen Pflichten. Mehr und mehr erkennen wir, daß die überlieferten, mehr oder weniger selbstsüchtigen Verkehrsformen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die geringe Rücksichtnahme auf das Wohl und Wehe unserer Nebenmenschen unhaltbar werden, denn mehr und mehr verwächst das Wohl des Einzelnen mit dem Wohle aller anderen Menschen. So entstehen neue sittliche Forderungen durch neue kulturelle Verhältnisse ganz wie von selbst.

Wenn nun auch alle neue Sittlichkeit, die unsere Zeit verwirklichen möchte, immer nur ein weiterer Ausbau des schon vor 2000 Jahren gegebenen Wortes: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! ist, so liegt doch eben in der folgerichtigeren Durchführung dieses biblischen Grundgedankens, in seiner Anwendung auf neue Lebensgebiete die sittliche Entwicklungslinie begründet. Obwohl das Wort: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! schon 2000 Jahre alt ist, hat die Menschheit es immer noch nicht in seiner Tiefe erkannt und im täglichen Leben umfassend genug verwirklicht. Die Geschichte weist uns ganz deutlich eine wachsende und allgemeinere Erkenntnis des Gebotes der Nächstenliebe im Laufe der kulturgeschichtlichen Entwicklung unseres Volkes nach.

Vor 1000 Jahren fand z. B. niemand etwas Ungehöriges oder Unsittliches darin, daß die Bettler und viele Kranke allein auf die Almosen der Kirchengänger angewiesen waren und öffentlich nach Beendigung des Gottesdienstes milde Gaben erflehten. Die Gesamtheit fühlte sich nicht veranlaßt, für die Pestkranken zu sorgen und die Armen oder die Waisen in Kranken- und Waisenhäuser unterzubringen und mit Liebe zu pflegen. Von Einzelfällen abgesehen, erkannte die Gesamtheit jedenfalls nicht die sittliche Verpflichtung, die Straßen von Verwahrlosten und Raubgesindel aller Art zu reinigen usw.

Erst langsam und schüchtern und widerwillig, aber gezwungen durch ungezählte oft entsetzliche Erfahrungen, begriff die Masse eine soziale Forderung der christlichen Nächstenliebe nach der anderen.

Und unsere Zeit schickt sich an, wieder eine neue Seite des Gebotes: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! zu begreifen und zu verwirklichen. Wieder hat sich nämlich aus einer vertiefteren Lebenskenntnis das soziale Verantwortlichkeitsgefühl Einzelner so gesteigert, daß sie es als neue sittliche Pflicht aufstellen, nicht nur Leben und Gut des Nächsten unangetastet zu lassen, nicht nur die Fürsorge für Kranke und Arme und Verlassene der Gesamtheit zuzuweisen, sondern auch durch das eigene bessere Beispiel in den Kampf gegen Lebensgewohnheiten und Unsitten zu treten, die Tausenden und Abertausenden unserer Volksgenossen verderblich werden, die ein unsagbares Elend über das jetzige und viele nachfolgenden Geschlechter bringen: die Trinksitten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Erfahrung aber hat unzweideutig gelehrt, daß der Kampf gegen den Alkoholismus nur durch das persönliche Beispiel völliger Enthaltsamkeit siegreich geführt werden kann. Es gibt kein anderes Mittel gegen die Alkoholnot unseres Volkes als die Abstinenz!!! Und da der Alkoholismus eine der entsetzlichsten Erkrankungen an unserem Volkskörper ist, erwächst für jeden die sittliche Verpflichtung, mit in den Kampf gegen die unselige Trinksitte zu treten. Und zwar auf jeden Einzelnen kommt es an! Wer in diesem Kampfe lässig sein zu können glaubt, begeht einen Verrat an seiner Rasse, an seinem Volke, an seiner Familie und — schädigt sich selber, denn untrennbar ist heute das Wohl des Einzelnen verflochten mit dem Wohle aller anderen Menschen. — Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

Natürlich mag auch der Mäßigkeitsprediger nicht völlig vergeblich arbeiten, wenn auch seine Mahnung an die Vernunft des durch Alkohol schwer geschädigten Nebenmenschen in den allermeisten Fällen ganz wirkungslos sein wird. Wenn ich aber die Wahl habe zwischen zwei Kampfesweisen, werde ich doch schon aus praktischen Gründen die wirkungsvollere wählen, wenn es mir wirklich ernst um die Sache ist. Nur ein unwissenschaftlich denkender Mensch wird sich entschließen, etwa aus Bequemlichkeit eine minderwertige Methode einer wirkungsvolleren vorzuziehen. Und daß die Abstinenz die bessere und sichere Methode im Kampfe gegen den Alkohol ist, muß bei den ungeheuren Erfolgen der Abstinenzvereinigungen jeder bedingungslos zugeben.

Immer aber, wenn eine Zeit heraufkam, die eine neue Seite der christlichen Nächstenliebe verwirklichen wollte, waren es erst einige Wenige, welche die Notwendigkeit einer Vertiefung und Erstarkung des Gewissens ihrer Zeit erkannten. Und die große Masse wehrte sich gegen jede neue sittliche Forderung, weil sie in ihr eine unliebsame Beschränkung der persönlichen Freiheit erblickte.

In jeder kulturgeschichtlichen Epoche ertönt von neuem entsetzt und verärgert die Frage der Masse: Soll ich meines Bruders Hüter sein?

So hat sich die Masse vor vielen hundert Jahren auch gewehrt gegen die Verkündigung des Gebotes: Du sollst nicht töten! — Und dann wieder, als ein tiefblickender Gesetzgeber von seinem Volke forderte: Du sollst dich nicht an dem Eigentume deines Nächsten vergreifen! — Und langsam, ganz langsam, oft erst durch die Zuchtrute unerbittlicher, strenger Gesetze, konnten die Weitsichtigen die große Masse des Volkes zur allgemeinen Anerkennung ihrer neuverkündeten sittlichen Forderungen veranlassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch heute gibt es — unsere Zuchthäuser beweisen uns das! — leider viele Menschen, die durchaus für sich das Recht in Anspruch nehmen, gelegentlich auch mal ihre Hand in eine fremde Tasche zu stecken. Auch sie erblicken in dem Verbote des Diebstahls eine Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit!! — Der Verbrecher wird eben zum Verbrecher, weil er die unbedingte Gültigkeit der von der Gesamtheit aufgestellten sittlichen Forderungen nicht auch für sich anerkennen will.

So wehrt sich auch heute wieder die Masse gegen eine neue Forderung unserer Zeit, die verlangt, selbst nicht durch ein böses Beispiel bewußt oder unbewußt das Wohl des Nächsten zu schädigen.

„Du sollst kein böses Beispiel geben deinem Nächsten dadurch, daß du Sitten und Lebensgewohnheiten stützen hilfst, die Tausende deiner Volksgenossen ins Verderben stürzen!!" Das ist der neue sittliche Grundgedanke der Abstinenzbewegung.

Und wieder ruft auch heute die Masse: „Das geht viel zu weit!! Sollen wir auch in solch zarten Dingen unserer Brüder Hüter sein?!" — Und wieder faßt es die Masse als eine Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit auf, wenn wir im Namen der Menschheit und der Menschlichkeit die Abstinenz für jeden als sittliche Pflicht fordern.

Daß in dieser Entgegnung zwei Begriffe von gänzlich verschiedener Bedeutung miteinander verwechselt werden, nämlich die Begriffe „Willkür" und „Freiheit", liegt auf der Hand. Allerdings beschränkt die Abstinenz die Willkür (die augenblickliche Laune!) des Einzelnen, wie eben jedes sittliche Gebot ein Stück Willkür beschränkt. Wenn der Staat z. B. von jedem fordert, den Besitz des Eigentums zu achten, sieht sich der Dieb auch fälschlich in seiner persönlichen Freiheit beschränkt, in Wirklichkeit wird nur seine Willkür vom Staate beschnitten.

„Freiheit" aber ist in sittlicher Beziehung höchste Gebundenheit unter das Gesetz der Nächstenliebe. Erst derjenige wird wahrhaft frei (nämlich frei vom Kampfe seiner blinden Leidenschaften und Triebe in seinem Innern!), der all sein Tun und Lassen abhängig macht von der Rücksicht auf das Wohl seiner Nebenmenschen.

Wer also die Verpflichtung zur Abstinenz für sich nicht anerkennen will, weil er eine Beschränkung seiner „Freiheit" in ihr erblickt, der bricht damit eigentlich mit dem Grundgedanken der Sittlichkeit überhaupt.

Die Sache ist also gerade umgekehrt, wie sie meistens aufgefaßt wird: Der Abstinent steht der Freiheit ein Stück näher als der Mäßige, wie auch der Ehrliche ihr ein Stücklein näher steht als der Dieb.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daß aber die Abstinenz, die völlige Enthaltung von allen berauschenden Getränken, als sittliche Forderung unserer Zeit von jedem gefordert werden muß, das lehren uns unsere Irrenanstalten und Zuchthäuser, unsere Lebens- und Unfallversicherungen, das lehrt uns die gesamte Alkoholnot unseres Volkes. Einzig und allein das gute Beispiel, das der Einzelne bewußt oder unbewußt gibt, wirkt wahrhaft veredelnd auf andere. Worte bewegen, Beispiele aber zwingen! Erst derjenige wäre von der sittlichen Verpflichtung zur Abstinenz freizusprechen, der uns wissenschaftlich, also einwandfrei zu beweisen vermöchte, daß die Abstinenz nicht das wirksamste Mittel im Kampfe gegen den Alkoholismus ist.

Es ist ein sogenanntes „Opfer", das wir Abstinenten von jedem im Interesse unseres Volkes fordern. Mit dem „Opfer" aber ist es eine eigentümliche Sache! — Man glaubt, sich ein Opfer aufzuerlegen, und man wird durch ein wertvolleres, das man zurückerhält, beschenkt. Die Aufopferung für andere ist und bleibt die „rentabelste" Sache, die denkbar ist.

Minderwertige Güter opfern, um wertvollerere dafür zu erhalten — darauf beruht übrigens unsere gesamte Kultur. Ohne Opfer ist kein Kulturfortschritt denkbar! **Heinrich Scharrelmann.**

Krankenversicherung und Pflicht zur Gesundheit.

Was ist Angestelltenversicherung? Versicherung des Angestellten und seiner Familie gegen Erwerbsunfähigkeit aus Krankheit, Invalidität und Alter und nach dem Tode des Angestellten die Sicherstellung seiner Hinterbliebenen.

Das klingt so nüchtern, so papieren, daß man geneigt ist, die ganze Angelegenheit den Büro- und Aktenmenschen zu überlassen.

Und doch schließen diese dürren Worte nicht eine bloße Verwaltungsmaßregel ein, die zufälligerweise ins praktische Leben eingreift und Millionen unserer Volksgenossen betrifft, sondern sie verkörpern und beleben einen der erhabensten Gedanken, der je in Menschenhirnen entstanden ist, der vorher nur in den Tiefen des religiösen Bewußtseins schlummerte und nun erst als planmäßige Tat durchgeführt wurde.

Wie war es vor Einführung des Versicherungsgesetzes? Man wurde krank, mußte die Arbeit aufgeben und war ohne Verdienst; man verunglückte im Beruf, man blieb vielleicht Krüppel, und konnte das Nötigste nicht mehr erwerben; man wurde zu alt, um mit den Jüngeren um die Wette zu arbeiten, und fiel der Armenpflege zur Last; der Ernährer starb und hinterließ seine Familie im Elend. Das war eine Kulturstufe, auf der das Mißgeschick des Einzelnen als seine Privatsache galt, die die Allgemeinheit nicht viel anging. Das Höchste, wozu man sich aufschwang, war die Mildtätigkeit aus Erbarmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieser Zustand konnte bestehen, solange Erwerbsunfähigkeit wirklich nur ein vereinzeltes Mißgeschick war und in der Regel sogar durch Ersparnisse oder Familienvermögen ausgeglichen wurde.

Als aber die Vermögenslosigkeit zunahm, genügende Ersparnisse nicht mehr gemacht wurden und die Fälle von Erwerbslosigkeit schon durch Berufskrankheiten und Unfälle sich mehrten, da forderte der neue Kulturzustand auch eine neue Stufe der Ethik.

Diese kam mit Naturnotwendigkeit. Gemeinsame Leiden verbrüdern. Wo allen Angestellten die gleichen Gefahren der Erwerbslosigkeit und Verarmung drohen, da muß schließlich einmal der Gedanke aufspringen: Wir wollen uns gegen die gemeinsamen Gefahren zusammenschließen! Wir wollen die Last des Mißgeschicks auf die Schultern aller verteilen. Geteiltes Leid wird weniger empfunden. Dieser Gedanke ist die großzügigste und ernsthafteste Erfassung des alten biblischen Gebotes: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Wer ist dein Nächster, wenn nicht der, welcher dasselbe Geschick mit dir teilt? Wie können wir anders einander lieben wie uns selbst, als daß wir Vorsorge treffen, daß allen das geschieht, was wir uns selber wünschen? Gleichmäßige Befreiung aller Arbeitsgenossen von den Nöten der Erwerbslosigkeit, das ist das, was die buchstäblich aufgefaßte Nächstenliebe unter den heutigen Kulturverhältnissen als Menschenpflicht fordert.

Der Gesetzgeber aber ist noch großzügiger zu Werke gegangen. Er konnte nicht anerkennen, daß der Schutz vor den Folgen der Erwerbsunfähigkeit eine bloße Angelegenheit der Angestellten sei. Nein, auch die Gesamtheit der Arbeitgeber hat ein Lebensinteresse an einer gesunden Ordnung der sozialen Verhältnisse des Heeres der Angestellten. Ja, der Staat, das Reich in seiner Gesamtheit muß die Gesunderhaltung der Verhältnisse so großer Menschenmassen als seine eigene Pflicht anerkennen. Sie alle müssen bare Münze beisteuern zur Abwendung unvermeidlicher Not.

Es sollen hier nicht die Lücken und Mängel der heutigen Versicherungsgesetzgebung berührt werden, es soll vielmehr — aus einem noch zu erwähnenden besonderen Grunde — unser Augenmerk einmal gewidmet werden der gewaltigen Größe des Gedankens, der ihr zu Grunde liegt. Es ist der Gedanke der Verbrüderung aller: die Gesamtheit tritt für den Einzelnen ein, der Einzelne fühlt sich unter dem Schutze der Gesamtheit. Aber dieser Schutz ist kein Göttergeschenk, sondern der Einzelne erwirbt sein Recht auf Schutz durch seine Beisteuer, seine Mitwirkung am gemeinen Wohl. Daß jeder Volksgenosse jeden andern Genossen seines Volkes als seinen Nächsten betrachten soll, hier ist es endlich erreicht, — in der Theorie wenigstens.

Doch so groß auf der einen Seite dieser Gedanke sein mag, hat er nicht doch auch etwas ungemein kleinliches, pfennigfuchseriges an sich? Denn was ist er schließlich erhabeneres als der Grundsatz: Sparet in der Zeit, so habt ihr in der Not! Der Staat spart eben für alle diejenigen, die es aus eigener Kraft nicht können. Er spart und zwingt zum Sparen. Das ist edel und das ist erzieherisch. Aber es ist noch mehr. Die Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meinsamkeit der Kasse erzieht zum Bewußtsein der Einheit des Volkes als Menschen. Das ist der höchste erreichbare sozialsittliche Gedanke. Doch auch er bleibt noch im engen Kreise des Menschlichen haften.

Aber von prometheischer, himmelstürmender Größe ist ein anderer Gedanke, der in der tiefsten Tiefe des Versicherungsgrundsatzes schlummert. Das ist der Wagemut, dem Schicksal zu trotzen, das unser aller Geschicke lenkt, die Blitze, die von höherer Gewalt auf uns geschleudert werden, abzuleiten.

Zwar der größte Teil der Versicherung hält sich innerhalb der logischen Forderung: mit menschlicher Hilfe die Schäden abzuwenden, die menschliche Kultur uns schlägt. Denn daß Leute im Beruf erkranken oder verunglücken, und daß Greise und Hinterbliebene der bittern Not gegenüber stehen, das ist doch kein eigentliches Naturgesetz, sondern in den Besonderheiten unserer europäischen Kultur begründet. Daß Menschen, die in dieser Kultur leben, die von dieser verursachten Schäden von sich abzuwenden suchen, ist rein logisch.

Aber ganz aus dem Rahmen dieser selbstverständlichen Logik tritt der Grundsatz hinaus: sich auch vor den wirtschaftlichen Schädigungen durch solche Krankheiten zu schützen, die nicht durch Erwerbstätigkeit veranlaßt werden, sondern — sagen wir einmal — durch höhere, übermenschliche Gewalt uns auferlegt werden. Gegen diese, den Menschen nicht erreichbare Schicksalsgewalt anzukämpfen, ihren Bannstrahl wenigstens abzulenken und zu schwächen, das ist ein Gedanke, eines Prometheus würdig oder eines blitzableitenden Franklin.

Nichts liegt mir ferner, als die heutige Gesetzgebung mit ihren Mängeln und Unzulänglichkeiten zu verhimmeln. Aber ich halte es für notwendig, den Gedanken, der in ihr nach Verkörperung ringt, einmal aus dem Dunkel des Unterbewußtseins ans Tageslicht zu heben, um sich seiner tiefernsten Bedeutung, ja seiner Religiosität bewußt zu werden.

Das erscheint um so notwendiger, als man in dieser Beleuchtung erst sieht, welcher Mißbrauch mit der Krankenversicherung in Verkennung ihres großen, erhabenen Gedankens getrieben werden kann und, ohne daß man sich dessen bewußt ist, auch getrieben wird. Tausende, ja Millionen unserer Volksgenossen haben keine Ahnung davon, daß es Krankheiten und Zustände minderer Leistungsfähigkeit gibt, die nicht ein unabwendbares Menschenschicksal sind, sondern die wir durch verkehrte Lebensführung uns selbst zuziehen, und die wir mit Leichtigkeit hätten vermeiden können, — wobei wir noch Geld gespart haben würden. Viele aber, die davon schon gehört haben, wissen wieder nicht, wie sie es machen sollen, um Krankheiten, die nicht ihr Beruf mit sich bringt, zu vermeiden, Krankheitsanlagen zurückzuhalten und schwache Konstitutionen nicht unnütz zu untergraben. Man kann sogar leichtfertige Menschen finden, denen es gar nicht darauf ankommt, sich Krankheiten zuzuziehen, weil sie sich sagen: Es kostet ja nichts, die Kasse bezahlt's!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erscheint dies wie eine Herausforderung des Schicksals, so möchte sie noch erträglich sein, wenn das gesamte Volk einerlei Lebensweise führte, wenn alle den gleichen Schädigungen einer falschen Lebensführung ausgesetzt wären und wenn alle dieselbe verminderte Lebenskraft auf ihre Kinder vererbten. Aber eine schreiende Ungerechtigkeit bedeutet die Zwangsversicherung gegen diejenigen, deren ganze Lebensweise darauf eingerichtet ist, Krankheiten zu vermeiden und ein Geschlecht von lebensstarken Kindern hervorzubringen. Wie kommen diese praktischen Hygieniker, die — zum Beispiel — den Alkohol und andere die natürliche Kraft der lebendigen Körperzellen schwächende „Genüsse" von sich weisen, dazu, mit für jene zu bezahlen, die aus Unkenntnis oder Leichtsinn in ihr Unheil hineinleben? Daß dies eine Ungerechtigkeit ist, haben private Versicherungsanstalten bereits anerkannt, indem sie den Abstinenten günstigere Versicherungsbedingungen gewähren.

Zweierlei wäre zu fordern: Erstens, daß die Versicherungsgesetzgebung denselben Unterschied macht, mindestens, zwischen Alkoholfreunden und -feinden, damit diese nicht für die Sünden jener die Kosten mitzutragen brauchen, denn das ist ungerecht. Zweitens aber sollte der Staat auch der Verkennung seines erhabensten Gedankens ein Ende machen, indem er dafür sorgt, daß jeder Volksgenosse bis in die kleinste Dorfschule hinein über die wahren natürlichen Bedingungen einer festen Gesundheit unserer lebenswichtigen Organe, einschließlich der Nerven, in genügender und eindringlicher Weise aufgeklärt wird, damit jeder weiß, daß er durch naturwidrige Lebensweise sich sein Verhängnis und das seiner Familie selbst zuzieht. Dieser Schulunterricht ist vielleicht wichtiger als Lesen und Rechnen, die als die Elemente des Wissens zu gelten pflegen.

Erst wenn das Volk die Pflicht zur Gesundheit erfaßt haben wird, erst dann wird die Versicherungsgesetzgebung ihre wahre Bedeutung erlangt haben als Abwendung der üblen Folgen des Unvermeidlichen.

Benno Buerdorff.

Was wir bei einer Statistik beachten müssen.

Der Statistik wird von vielen Seiten großes Mißtrauen entgegengebracht. „Mit Statistik läßt sich alles beweisen", hört man so oft — allerdings meist von solchen, denen irgend eine zahlenmäßig gestützte Behauptung unbequem ist oder die überhaupt eine Abneigung gegen rechnerische Darlegungen haben. Freilich, wir treffen gar oft auf Statistiken, die falsch sind, bewußt oder unbewußt falsch aufgestellt, aber das ist kein Grund, die Statistik im Ganzen zu verwerfen, kann doch auch ein Kostenanschlag, eine Bilanz, ja auch ein Experiment falsch ausgeführt werden — bewußt und unbewußt. Es kommt eben Alles darauf an, daß der Verfertiger einer Statistik richtig vorarbeitet und die Angaben so macht, daß die Statistik auch richtig gelesen und verstanden werden kann!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Statistik richtig zu lesen, ist übrigens nicht so leicht, wie mancher meint. Es kommt darauf an, daß man nicht zu viel aus ihr herausliest, daß man sie z. B. nicht ohne Weiteres verallgemeinert! Ein unumstößliches, für alle Verhältnisse zutreffendes Ergebnis geben nur wenige Statistiken, die meisten gelten nur unter Einschränkung, für bestimmte Orte, Zeiten, Arten und Zustände.

Bei einiger Sachkenntnis kann auch der Laie den Wert einer regelrecht wiedergegebenen Statistik erkennen, wir wollen hier einige Winke dafür geben: Zunächst kommt die Frage nach dem verarbeiteten Urmaterial. Handelt es sich um Zählungen oder Schätzungen, um gelegentliche Beobachtungen oder eigens angestellte Versuche, um Diagnosen von Fachleuten oder Laien, um Rundfragen? Eine Rundfrage werden wir nie so hoch einschätzen wie ein Experiment. — Weiter fragen wir nach der Zahl der zugrunde gelegten Erscheinungen. Je kleiner eine Zahl ist, um so mehr kann der Zufall mitspielen, und deshalb verlangt das „Gesetz der großen Zahl" eine möglichst weite Ausdehnung der statistischen Untersuchung. Sie darf aber nicht zu weit ausgedehnt werden, sonst besagt sie wieder zu wenig. Die Feststellung des Durchschnittseinkommens hat z. B. keinen Wert, wenn es für alle Europäer zusammen berechnet wird, dagegen einen großen Wert, wenn bestimmte Beamten- oder Arbeiterklassen eines Staates herangezogen und untereinander verglichen werden. —

Einen großen Ausschlag in der Bewertung eines statistischen Vergleichs gibt die Vergleichsfähigkeit. Wir vergleichen ja meist Wesen, Dinge und Zustände, die an sich vielfältig ungleich sind, und müssen uns da stets klar machen, ob die uns bekannten, nicht herangezogenen Ungleichheiten das Ergebnis des Vergleichs beeinflussen würden. So müssen wir z. B. in Betracht ziehen beim Vergleich von Menschen: Rasse, Geschlecht, Alter, Lebensbedingungen (Umgebung, Ernährung, Wohnung, Wohlstand), Beschäftigung, außerdem noch Zeitpunkt und Zeitspanne der Erhebung. Beim Vergleich verschiedener Statistiken müssen wir auch noch bedenken, ob sie auf die gleiche Art angestellt worden sind. In manchen Ländern z. B. werden bei den Geburten die Totgeburten nicht mitgezählt. Das gibt manchmal einen beträchtlichen Ausschlag. —

Weiter besteht die Frage: Ist der in einer Statistik hervortretende Unterschied auch groß genug, um Zufälligkeiten und Fehler auszuschließen? Ein Unterschied zwischen 50 und 52 vom Hundert ist natürlich weniger hoch zu bewerten als der zwischen 50 und 90 vom Hundert. Auch die Stetigkeit des Unterschiedes, z. B. einer Ab- oder Zunahme, müssen wir in Betracht ziehen. Beobachten wir z. B. den Verbrauch während langer Jahresreihen, so werden wir sehen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß er oft beträchtlich schwankt, in manchen Jahren um 5 oder 10 vom Hundert höher oder geringer ist. Beim Vergleich von Verhältnissen verschiedener Jahre nimmt man daher ungern einzelne Jahre, sondern lieber den Durchschnitt von Jahrfünften und Jahrzehnten und bei anderen Zeiteinteilungen entsprechende Zeitgruppen. —

Viel zu schaffen machen dem Statistiker plötzliche starke Schwankungen, z. B. ein starker Abfall oder Anstieg der Sterblichkeit an einer Krankheit seit einer bestimmten Zeit. Da muß er nach einer Erklärung suchen. Er findet sie meist in Ausbrüchen von Seuchen, — bisweilen aber auch in der Art der Diagnosestellung, wenn z. B. ein neu in das betreffende Amt eintretender Statistiker oder Arzt gewisse Krankheitsfälle aus einer Rubrik (etwa „Leberleiden" oder „Angeborene Lebensschwäche") ausschließt und in andere einsetzt, oder wenn die ärztliche Diagnostik verschärft wird, so daß mehr Fälle einer bestimmten Krankheit festgestellt werden können.

Das sind einige der Umstände, deren Nichtbeachtung zu großen Fehlern in der Aufstellung und Beurteilung einer Statistik führen können. Im allgemeinen müssen wir nun aber noch zweierlei beachten: Erstens, daß eine Statistik nur dann Beweiskraft haben kann, wenn sie mit den übrigen Erfahrungen auf dem betreffenden Gebiete übereinstimmt. Zweitens, daß eine Statistik nicht ohne Weiteres verallgemeinert werden darf.

Wenn der Statistiker das Alles und noch manches minder Wichtige berücksichtigt, werden die Fehler, die in der Statistik ebenso gemacht werden können wie bei jeder andern Berechnung und jedem Versuch, auf das unvermeidliche Maß zurückgeführt, und sie erweist sich dann als ein vorzügliches Mittel zur Erkenntnis auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. **Dr. Artur Luerssen.**

Was andre sagen

Westdeutsche Volkszeitung, Hagen i. W. 21. Jg. Nr. 114 v. 20. Mai 1913.

Ein Wort für das der Zerstörung geweihte Hönnetal. Von R. St.

Das hochromantische Hönnetal mit seinen steilragenden gewaltigen Felsmauern ist durch das unaufhaltsame Vordringen der Industrie der Vernichtung geweiht. Es teilt dieses beklagenswerte Schicksal mit so manch andrer schönen Gegend in unsern deutschen Gauen. So wurde erst dieser Tage gemeldet, daß im Süden Deutschlands, in

dem durch Scheffels „Ekkehard" verherrlichten und weiten Kreisen bekannt gewordenen Hegau die Basaltkegel der Hegauberge, namentlich der doppelgipfelige Hohenlöwen von der Gefahr bedroht sind, zu Straßenschotter verwendet zu werden. Dort wie hier erhebt man nun den eindringlichen Ruf zum Schutze der deutschen Landschaft. Aber was im Süden ein spekulativer Baron vorhat, das plant im Hönnetal die Kalkindustrie. Die Freude derer, die nun hofften, durch die Hönnetalbahn leichter und recht reichlich zum Genießen der pittoresken Landschaftsszenerie zu kommen, muß jählings schwinden, denn allem Anscheine nach ist der Verlust des Hönnetals nicht aufzuhalten, der gefräßige Moloch Industrie kennt keine Rücksicht. Zwar fehlt es nicht an Stimmen, die sich laut gegen die Verunstaltung und Zerstörung des Hönnetals wenden, an alle in Betracht kommenden Stellen ist herangetreten worden. Leider aber scheint der Appell, der namentlich an die »Ultima ratio«, an die „Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen" gerichtet worden ist, recht wenig Widerhall gefunden zu haben, oder richtiger, eine von dort ergangene Antwort läßt betrübliche Schlüsse zu, daß nicht viel zu erwarten ist.

Die „Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen" (Berlin-Schöneberg, Grunewaldstraße) schrieb an einen Naturfreund, dem die Erhaltung des Hönnetals besonders am Herzen liegt und der sich an die Stelle gewandt hatte u. a. Folgendes:

„Die Gefährdung des schönen Tals durch die Steinbruchindustrie hat schon lange die Aufmerksamkeit der Kreise der Naturdenkmalpflege erregt. Eine völlige Sicherung unter Vermeidung aller Steinbruch- und sonstigen industriellen Anlagen durchzuführen, wäre nur möglich, wenn größere Geldmittel aufgebracht werden könnten, um weite Gebiete anzukaufen. Dies aber würde praktisch kaum durchführbar sein, wenn nicht der um die Sicherung bemühten Instanz (Verein oder besser Kreis) ein Enteignungsrecht verliehen würde. Somit stehen ziemliche erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Das Hönnetal ist durch Polizeiverordnung des Regierungspräsidenten auf Grund des Verunstaltungsgesetzes von 1907 gegen bauliche Verunstaltungen geschützt; leider findet dieses Gesetz aber keine Anwendung auf Steinbrüche usw. Wenn es somit jetzt auch nicht möglich sein wird, besondere Schritte für die Sicherung des Tales zu unternehmen, wird die Staatliche Stelle nach wie vor irgend eine Möglichkeit der Rettung im Auge behalten."

Das ist, wie gesagt, wenig tröstlich. Mit Recht wird daher in einem Lokalblatte, das sich dieser Tage mit der Hönnetalfrage befaßte, in einer Zuschrift gesagt: „So viel ist sicher: Wenn das Hönnetal der Industrie zum Opfer fallen sollte, so wäre das nicht nur ein Verbrechen an der Natur, sondern ein Hohn auf die deutsche Heimatschutzbewegung. Ich verkenne die hohe Bedeutung der Kalkindustrie für unser Wirtschaftsleben durchaus nicht, aber die Kalkbestände in dortiger Gegend sind so unermeßlich groß, daß man dieses wunderbare Naturdenkmal — ich meine das eigentliche Tal — doch ohne Not nicht antasten sollte. Und wenn es wirklich jemals so weit kommen sollte, daß man glaubt, das Tal angreifen zu müssen, dann kann der Klusenstein unsre Industrie auch nicht mehr retten. Darum: Bewohner Westfalens, „wahret eure heiligsten Güter!"

Die Not gebietet ein entschiedenes und vor allem rasches Eingreifen der maßgebenden Regierungsinstanzen. In Arnsberg ist man ja bereits vorstellig geworden. Man gehe aber noch weiter. Man nehme den Herrn Oberpräsidenten Prinzen zu Ratibor und Corvey beim Worte. War er es nicht, der vor kurzem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anläßlich der Eröffnung der Sauerlands-Ausstellung in Essen so warmherzig für den schönsten Teil der seiner Obhut anvertrauten Provinz, das Sauerland, gesprochen hat?

. . . . . .

Wir wissen, daß Se. Durchlaucht ein lebhafter Freund alten Volkstums und seiner Erhaltung ist .... Das verbindet ihn mit den Herzen der Sauerländer, und deren liebste und stolzeste Zeugen aus der Vorväterzeit sind die heimatlichen Berge, die Täler. Möge der Herr Oberpräsident sich daher schützend vor die Zerstörung eines so kostbaren Volksgutes, wie es das Hönnetal ist, stellen. Des treuen Dankes der Sauerländer und der westfälischen Provinz überhaupt darf er gewiß sein!

Rund um uns

Dem evangelisch-sozialen Kongresse, der während der Pfingstwoche dieses Jahres in Hamburg tagte, sandte der eine Herausgeber des „Vortrupp", Dr. Hermann M. Popert, ein längeres Begrüßungsschreiben. Es war nicht nur für die große Versammlung bestimmt, in der der Vorsitzende des Kongresses, Prof. Dr. Baumgarten, es verlas. Wir geben es daher an dieser Stelle im Wortlaut (nur gekürzt um die Einleitungssätze) wieder:

„Wie einer der früheren Präsidenten des Kongresses, Exzellenz v. Harnack, einmal gesagt hat, ist die Alkoholfrage eines der beiden Zentren der sozialen Frage. Für einen jeden sozialen Kongreß steht sie daher auch mit im Mittelpunkte des Interesses.

Ganz besonders aber gilt das für einen evangelisch-sozialen Kongreß. Einmal um deswillen, weil es selbstverständlich ist, daß die Kirche mit voranstehen muß, wo es den Kampf gegen eine der größten Volksgefahren gilt. Dann aber auch im Interesse der evangelischen Kirche selber. Jeder, der wünscht, daß der Einfluß der evangelischen Kirche in der sozialen Frage und in unserm ganzen Volksleben wachsen möge, weiß dies: Es würde kaum einen besseren und sichereren Weg für die evangelische Kirche geben, diesen Einfluß gewaltig zu verstärken, als wenn sie sich mit ganzer Kraft an die Seite derer stellen würde, die den Kampf gegen den Alkohol entschieden und erfolgreich aufgenommen haben (wie das ja auch unser Kaiser getan hat, vor allem durch seine Ansprache in Mürwik). Denn durch eine solche Haltung würde die evangelische Kirche das Herz jedes Volksfreundes gewinnen, ganz gleich, welcher politischen oder religiösen Richtung er sich zurechnet. Und weiter: wer an einer Bewegung teilnimmt, die im starken Vorwärtsschreiten ist, der sichert auch sich selbst Erfolg und Einfluß.

In klarer Erkenntnis dieser Sachlage — und überdies aus warmem Gefühl für die Nöte des Volkes — hat die Schweizerische Reformierte Kirchenkonferenz des Jahres 1912 unter anderm kurz und deutlich ausgesprochen: „Pfarrämter und kirchliche Behörden sollen die Abstinenzvereine durch Wort und Tat unterstützen". In fast unbegreiflicher Verkennung dieser Dinge hat dagegen in eben demselben Jahre 1912 die Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz Beschlüsse gefaßt, die von allen ernsten Bekämpfern des Alkohols — und ebenso von den organisierten Alkoholinteressenten — als eine Kapi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tulation vor den Trinksitten und dem Alkoholkapital empfunden worden sind.

Wie stark durch dieses Verhalten der Vertreter der deutschen evangelischen Kirchenregierungen der Glaube an die Kraft des evangelisch-sozialen Gedankens geschädigt worden ist, bedarf keiner Ausführung*).

Eine der herrlichsten Aufgaben für den evangelisch-sozialen Kongreß würde es sein, diese Schädigung wieder zu beseitigen und dem deutschen Volke zu zeigen, daß die wahrhaft lebendigen Kräfte der deutschen evangelischen Kirche — gleich denen der schweizerischen — im Kampfe gegen einen der größten Volksfeinde nicht seitab stehen wollen, sondern vorangehen." **Vortrupp.**

Bodenreform-Ferienkursus. Die Pfingstwoche vereinte Mitglieder und Freunde des Bundes Deutscher Bodenreformer**), sowie eine große Anzahl von Vertretern des Reichsverbandes deutscher Städte zu einem, von beiden Verbänden veranstalteten Ferienkursus über Volkswirtschaft, staatsbürgerliche Fortbildung und Redekunst.

Vorträge wechselten mit Besichtigungen. Adolf Damaschke, der Vorkämpfer der deutschen Bodenreform-Bewegung, sprach über soziale Probleme: Wenn wir den sozialen Mißständen steuern wollen, dann müssen wir zunächst die „Grund"frage lösen, die Frage, wie wir jedem seinen Anteil am Vater„lande" sichern können, den Boden, den er braucht, um zu leben und zu wirken — das klang wieder und wieder durch die anregenden Ausführungen.

Wie ein Seher sprach der greise Adolf Wagner in seinem Vortrag über staatsbürgerliche Bildung: „Ich glaube, es wird eine Zeit kommen, da man die Lehren der Bodenreform anerkennen wird ..... Ob ein Gedanke gesund ist oder nicht, darum handelt es sich!"

Es ist unmöglich, aller derer zu gedenken, die da über Probleme der Bodenreform und deren praktische Anwendung sprachen — der Raum verbietet es. Der Schöpfer der Landordnung von Kiautschou, Geheimrat Schrameier, rollte Kolonialfragen auf — in der Hauptsache die Frage der Landkonzessionspolitik. Industrielle Probleme wurden von dem früheren brasilianischen Großkaufmann, dem bekannten Nationalökonomen Pohlmann-Hohenaspe behandelt. In die Agrarfrage führte der Kaiserliche Legationsrat Dr. v. Schwerin ein.

Etwas, das einem bei der Besichtigung der Schultheiß-Brauerei erzählt wurde, wird vielleicht manchen Vortrupp-Leser besonders interessieren. Da erhält jeder Arbeiter, je nach der Art seiner Beschäftigung, 3—9 Biermarken täglich, je für $^1/_2$ l Bier. Um die Nüchternheit unter den Angestellten zu fördern, kauft die Brauerei uneingelöste Biermarken für $7^1/_2$ Pf. das Stück zurück. Außerdem gibt sie für jede derart umgetauschte Marke $2^1/_2$ Pf. in

*) Auch unser Mitarbeiter, der evangelische Pfarrer Lic. Ernst Rolffs, hat diese ebenso schwächliche, wie den Interessen der evangelischen Kirche selbst schädliche, Haltung der Vertreter der deutschen evangelischen Kirchenregierungen im „Vortrupp" (Nr. 9 dieses Jahrganges S. 260 ff.) bereits zutreffend gekennzeichnet. Siehe ferner „Vortrupp" Nr. 7 dieses Jahrganges, S. 222/23.
Vortrupp.

**) „Der Bund Deutscher Bodenreformer tritt dafür ein, daß der Grund und Boden, diese Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte fördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt, und das die Wertsteigerung, die er ohne Arbeit des Einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht.

Der Bund zählt und wirbt Freunde in allen politischen Parteien."

Anschrift: Berlin NW 23, Lessingstr. 11.

die Arbeiterunterstützungskasse. So löst die Brauerei monatlich für etwa 3000 M. Biermarken wieder ein! „Es gibt schon viele Abstinenten unter unsern Leuten", sagte mir unser Führer, — „manche haben sich den Magen schon so an Bier verdorben, daß sie gar keins mehr mögen!" —!!

Den Abschluß des überaus anregenden Kursus bildete die Besichtigung der Bodelschwinghschen Kolonie „Hoffnungstal". Pastor Onnasch, der Leiter der Kolonie, hielt dort einen Vortrag über „Heim und Arbeit für Arbeitslose" — ein Gegensatz zu „Obdach und Almosen (im Asyl)". Ein Stück praktischer Bodenreform ist da geleistet: denen, die „bodenlos" dort ankommen, wird ein eigenes Heim — ja, jeder hat dort sein kleines Zimmer! — und die Möglichkeit geboten, wieder anzufangen, um einen Platz im Leben zu füllen, wieder Boden zu erhalten!

Werner Jungfer.

Die Jugendpflege in Deutschösterreich. Mit der planmäßigen Jugendpflege wurde in Deutschösterreich erst viel später begonnen als im Deutschen Reich. Deshalb war es möglich, manche wertvolle Anregung herüberzunehmen, wie sie namentlich durch Dr. Hermann Ullmann in einigen vorwärtsführenden Aufsätzen vermittelt wurden. An verschiedenen Orten hatten übrigens einzelne tüchtige Jugendführer schon ganz erfreulich gearbeitet, so Fachlehrer Binder in Brünn, Lehrer Fischer in Reinowitz und andere. Teilweise geschah dies im Rahmen größerer völkischer Verbände, teilweise sogar innerhalb politischer Organisationen. Das erschwerte natürlich eine Zusammenfassung der vorhandenen Ansätze. Es gelang erst durch die unermüdliche Arbeit Walter Schlesingers im Neudeutschen Kulturbund und im Deutschen Jugendbunde in Böhmen, die deutschösterreichische Jugendpflege aus den Anfängen herauszuheben. Auf seine Tätigkeit geht auch der I. Deutschösterreichische Jugendführertag zurück, der zu Pfingsten in Wien abgehalten wurde. Er führte nach längeren Verhandlungen zu einer Zusammenfassung der gegenwärtig bereits tätigen Jugendführer und zu einem Zusammenschluß aller an der Jugendpflege beteiligten großen Verbände. Auf dieser Grundlage wird sicher eine rasche Weiterentwicklung erfolgen.

E. L.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Theuermeister, Robert: Unser Körperhaus. Wie ich mit meinen Kindern über ihren Körper rede. M. 2.—. R. G. Th. Scheffer, Berlin-Steglitz.

Markgraf, Dr. phil. Br.: Kampf dem Kino! Warum? Einzeln M. 0,30; bei 25 Exempl. je M. 0,10. Friedrich Jansa, Leipzig.

Much, Hans: Zwei Tage vor Damaskus. Brosch. M. 2,20; geb. M. 2,80. E. Ungleich, Leipzig.

Rabisch, Richard: Das neue Geschlecht. Geb. M. 5,60. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Frick, Carl: Meine Gotteserkenntnis durch Haeckel, Tolstoi, Christus. M. 3.—. Huber & Co., Frauenfeld.

Bericht über den 1. Kongreß für biologische Hygiene. Vorarbeiten und Verhandlungen Hamburg 1912. M. 6,50. Verlag des „Allgemeinen Beobachters", Hamburg.

Uhlig, Kurt Siegfried: Mitleid. Roman. Otto Wilhelm Barth, Leipzig.

Literarischer Jahresbericht 1912. Herausgegeben vom Dürerbunde, M. 1.—. Georg D. W. Callwey, München.

Konewka, Paul: Spaß auf der Straß. Schattenbilder mit Versen. Herausgegeben vom Kunstwart. M. 1.—. Georg D. W. Callwey, München.

Fröhlich, Karl: Fröhliches ABC-Buch. M. 1,50. Georg D. W. Callwey, München.

Müller, Elisabeth: Schwarze Kinder. M. 2.—. Georg D. W. Callwey, München.

Volkmann: Bewegungslehre. Friedr. Huth, Charlottenburg.

Müller, R.: Berufswahl. Ratgeber für Frauen und Mädchen. M. 1,50. Selbstverlag des Verfassers. Königsberg i. Pr.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang | Nr. 13 | 1. Juli 1913

Im Kampf um Heide und Moor.

I. Heide und Menschen.

Man rüstet sich jetzt in ganz Deutschland zum Kampf gegen Heide und Moor. Sie sollen kein Recht mehr haben im deutschen Vaterland, sie müssen sich in Kulturland wandeln, Platz hergeben für Menschen, Brot wachsen lassen.

Platz für Menschen brauchen wir, nicht Heide und Moor. Doch etwas Platz will man auch diesem alten unbebauten Lande lassen, da soll seine Welt sein, die Welt der Heide und des Moores und alles Lebens, was sich zu ihnen hingezogen fühlt. Den Menschen wird es auch dahin ziehen, viele Menschen vielleicht, denn der Platz wird nicht allzuweit vom volkreichen Hamburg liegen, in der Lüneburger Heide am Wilseder Berg.

Was wird sie denn dahin ziehen? Ist die Heide doch etwas wert, auch wo sie nicht Menschen Platz gibt, sich auf ihr zu ernähren?

Man muß es wohl meinen, und jeder weiß es, der den Zauber der Heide kennt und die Luft der Heidewelt geatmet hat. Allerdings, wie viel Zauber gibt es nicht, den das Leben nachher abstreift! Die meisten denken nachher, das muß so sein, und sehen ihm mit Wehmut nach. Manchmal mußte es nicht sein und, wenn man irgendwo und irgendwann tief und voll geatmet hat, daß nicht nur die Lungen sich weiteten, auch die Seele und das Herz, dann war es ein Stück Leben, das seinen Wert behält.

Wer kennt die Heide und kennt nicht dieses freie tiefe Atmen der Seele! In der Stille der Einsamkeit hört die Seele ihren eigenen Herzschlag, und die Weite lockt sie heraus, daß sie ihr eigenes Leben wage. „Platz und Brot für Menschen, das wollen wir von der Heide", so sagt man. Ist es weniger, wenn sie dem Menschen an die Seele rührt und ins Leben lockt?

Und nun soll es wirklich Ernst werden mit dem Kampf gegen Heide und Moor, unerbittlicher Ernst, sie zu überwinden; und nur an der einen Stelle, oder an wenigen anderen noch, soll ihr Zauber bleiben, nur hier soll man noch Heideluft und Heideleben atmen können mit vollen Lungen und ganzer Seele! Ach, dann wird man auch da nicht so atmen können. Das kann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man doch nicht, wenn man sie nur gelegentlich einmal besucht, dazu muß man doch öfter in ihr leben können. Sicher, mit dem Kampf ist es Ernst, und es wird nicht anders werden, die Heide wird überwunden, und nur eine oder wenige Freistätten werden ihr bleiben. Man kann sich nicht dagegen stemmen, und man möchte es nicht. Denn es liegt ein Stück Zukunft unseres Volkes darin, und es ist einem, als ob es ein guter fröhlicher Kampf für unser Volk werden könnte. Der dieses schreibt, ist mit dabei, hat auch versucht, Wege zu weisen, wie man ihrer am besten Herr werden könnte und hat dabei immer wieder an sein Volk denken müssen. Es ist ihm gewesen, als gehe dabei eine Welt unter, die lieblich und groß war, voll stillen Friedens und herber Wildheit, ein Stück Urwelt, in die man sich retten konnte, wenn die Welt der Gegenwart einem die Luft benahm und die Augen trübte und die Sinne verwirrte. Und doch hat er es nicht lassen können, daran mitzuarbeiten, denn auch diese Welt fordert dazu heraus, daß man ihrer Herr werde.

Da hat denn die Frage mit einem Male vor ihm gestanden, mitten heraus geboren aus dem Zwiespalt der Seele: Muß es denn ein Kampf sein gegen Heide und Moor, nur gegen, als ob es Feinde wären. Sie sind es doch nicht, das Herz hängt daran. Kämpft man denn nur gegen Feinde, kämpft man nicht mit Allem, was man erringen will, worum man wirbt? Ist es nicht schließlich in jedem ehrlichen guten Kampfe so, daß man den Feind nicht unter seine Füße, sondern zuletzt an seine Seite zwingt. Könnte das nicht auch so werden im Kampf um — so will ich jetzt sagen — Heide und Moor? Soll ihre Lebensluft verschwunden sein, wenn sie selbst sich in Kulturland gewandelt hat? Könnten wir in diesem Kampf nicht Brot für unsere Leiber, Luft für unsere Lungen und eine weite freie Welt für unsere Seelen gewinnen? Unsere Seelen atmen schließlich auch durch unsere Lungen, und es ist für ungezählte Menschen einfach neues Leben auch für ihre Seelen, wenn ihre Lungen wieder frische Luft atmen können; und wenn unsere weite Heide darüber verschwände, und ein freies Volk auf freier Erde fände auf ihr Platz, sollten wir das in unserer Zeit der großen Städte, der zusammengedrängten Menschenmassen, des Wohnungselends, des Fabriksqualms nicht jubelnder noch als Goethe begreifen als ein Ziel des höchsten Strebens und des tiefsten Sehnens wert?!

Und wenn die weiten Heiden verschwänden und ihr freies stilles großes Leben, und die Menschen rückten in den Städten weiter auseinander, auf dem Lande aber an manchen Orten enger aneinander, muß deshalb die Stille, Weite und Größe aus unserem Leben verschwinden? Kann sich die Seele nicht ihre weite freie und stille Welt schaffen, auch wo sie so nicht mehr vor dem leiblichen Auge liegt?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie atmet doch nicht nur durch die Lungen und sieht nicht nur mit dem leiblichen Auge, sie baut sich ihre Welt von innen heraus.

Sollte es nicht gelingen können, daß unser Volk den Kampf aufnähme und würbe um Heide und Moor, und wenn der Sieg gewonnen, wäre auch seine Seele gesund geworden und verstände es jetzt, die Stille und Weite und Freiheit in sich zu tragen, die über der Heide lag und die keine Seele missen kann, die gesund sein will?

Ist das ein Traum, eine Schwärmerei, aber nichts für das reale Leben? Nun, es haben schon manche Menschen mit der Heide gerungen, und es ist an ihnen zu spüren gewesen: sie wurden Herr über ein Stück Heide, aber die Heide auch über sie. Es war auch nicht immer nur ein gesegnetes Geben und Nehmen, es verkümmerte mitunter der Mensch; sie lohnte mitunter schlecht, die Heide, aber sicher gewannen viele Menschen schon Brot und eigene Welt auf der Heide.

Was ich mir für mein Volk ersehne: ein Wohnen auf eigener Erde und eigenes Brot und starke stille Seelen, ich weiß, das wird nicht allein aus dem Kampf um die Heide erstehen — das wäre ein phantastischer Traum —, aber dieser Kampf muß mit in diese Richtung drängen, er m u ß, denn wir müssen in diese Richtung hinein, das ist Lebensfrage. Und hier liegt noch Alles so günstig, hier ist freie Bahn, da möchte man mit mahnenden Stimmen rufen: versteht die Aufgabe, greift an, kämpft recht.

Wie soll ich es anfangen, daß man mich recht versteht, wie wir die Heide erobern können und selbst dabei gewinnen Platz, Brot und etwas von der schlichten Größe und Stille, die ihre Art ist? Ich will erzählen, wie es zuging in einem Stück Heidewelt, das ich kenne. Da ist der Kampf noch unentschieden und ist doch schon deutlich zu erkennen, daß der Mensch siegen wird. Das eben ist das Interessante, daß die Entscheidungsschlacht erst jetzt recht vorbereitet wird. Noch ist die Heidewelt zu erkennen, wie sie ist, und von den ersten Eroberern, die erfolgreich gegen sie vorgingen, sind noch einige am Leben. Sie tragen die Spuren des Kampfes, nicht nur die Heide, die sie in ihren Dienst zwangen. Von einem Vorstoß möchte ich erzählen und wie er zum Stehen kam und wie dann ein Zurückweichen begann, bis jetzt mit gesammelter Kraft aufs Neue vorgegangen wird.

Diese neue Gegenwart wächst heraus aus der Vergangenheit und will die Zukunft. Anders ist es ja nie: die Gegenwart will immer die Zukunft, aber das Neue ist, daß man sie bewußt in Gemeinschaft erringen will und für die Gemeinschaft.

Volkssache will es werden, aber nur ein Teil des Volkes wird es angreifen können.

Müßte es nicht doch dem ganzen Volke zugute kommen können? Mir scheint die Möglichkeit durchaus vorzuliegen, und das macht mir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diesen Kampf um Heide und Moor so groß und legt es mir besonders ans Herz, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Das kaiserliche Wort von der Zukunft auf dem Wasser hat lange genug und allzusehr den Blick abgewendet von der Zukunft unseres Wohnens im eigenen Lande. Den kühnen Blick übers Wasser wollen wir nicht wieder verlernen, aber lernen müssen wir es noch erst, uns die Zukunft zu sichern, die uns die deutsche Heimat bieten könnte.

J. Schmidt.

Vom Reisen, Wandern und Bergsteigen.*)

Es hat mir oft zu denken gegeben, daß im Eisenbahnwagen meist nur die Kinder zum Fenster hinaus auf die vorbeifliegende Landschaft schauen. Eine Ausnahme davon machen Erwachsene zuweilen auf Strecken, die das Reisehandbuch als besonders sehenswert bezeichnet hat. So stehen pflichtgemäß die Reisenden auf der Fahrt nach Starnberg am Fenster, kurz bevor die Station Mühlthal erscheint, die Reisenden der Südbahn, wenn zwischen Gossensaß-Pflersch sich der Blick auf die Gletscher auftut. Auch der Filisurviadukt der Albulabahn läßt gegenseitig in sich versunkene Neuvermählte auf der Hochzeitsreise flüchtig zur Einsicht kommen, daß es außer dem Standesamt noch andere großartige menschliche Bauwerke gibt.

Gewöhnlich lesen die Reisenden lieber einen schlechten Roman der Bahnhofskolportage, als daß sie ihr Interesse der durcheilten Umgebung zuwenden. Sie fahren von München nach Salzburg. Für Salzburg ist das Programm gemacht; was dazwischen liegt, geht sie nichts an und Eisenbahnfahren ist so langweilig, wenn man nicht den Speisewagen und ein Buch hat. Daß zwischen München und Salzburg der stille Simmsee dicht am Schienenweg liegt, daß die formenschöne Kampenwand lange Zeit vom Fenster aus zu sehen ist, daß über den blitzenden Chiemsee weg der Blick die wundersame Fraueninsel trifft, das hat ja alles mit dem Reiseziel nichts zu tun.

So kommt es, daß heute nur zu oft einer, der eine Reise tut, nichts zu erzählen weiß, als daß das Hôtel Europe in Nizza gut ist, daß er sich zwischen Franzensfeste und Toblach mit einer entzückenden Wienerin unterhalten habe und daß jenseits des Brenners das Wetter anders geworden sei.

Man vergleiche einmal die Tagebuchnotizen unserer Großväter und Urgroßväter — soweit sie solche auf Reisen führten. Sie brauchen durchaus nicht so vollendet zu sein wie das Goethes auf seiner

*) Nach einem Vortrage in der Alpenvereins-Sektion Bergland-München.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Italienreise. Sie erlebten auf einer Reise von München nach Freising mehr — wenigstens innerlich — als wir heute auf einer solchen von München nach Rom. Der echte wahre Genuß des Reisens, des Wanderns, der, der in uns selbst liegt, ist infolge der Schnelligkeit, der leichten Erreichbarkeit des Zieles und weil wir äußerlicher geworden sind, der Allgemeinheit verloren gegangen. Zwei Dinge beherrschen die Reiseeindrücke Snobs: der Amerikanismus und der Autoritätsdusel.

Unter Amerikanismus verstehe ich den Zug zum Grotesken und zum Kolossalen, die Unfähigkeit, auf feine, intime Reize zu reagieren. Ein „indeed wonderfull" oder ein „very nice" haben die Söhne und Töchter Dollarikas für die Pyramiden, die Sphinx und für Capri ebenso bereit wie für das Matterhorn, eine Massenhinrichtung in Kanton, einen Stierkampf in Mejico und ein Denkmal, wenn es etliche Millionen gekostet hat. Nur das grob auf die Sinne wirkende vermag sich noch Geltung zu verschaffen. Das ist auch der Grund, warum das Alpenwandern auf einige Jahrzehnte in Mode gekommen ist, bis die Polarlandschaft oder das Luftmeer diese Mode ablöst.

Daß jemand über die Form eines Baumes, über die Spiegelung einer Wolke in einem Tümpel, über einen Hängenelkenstrauch auf altersbrauner Holzaltane sich freuen mag, bleibt dem Snob unverständlich. Es fehlen ihm die Fühler der Seele: Gemüt und Beschaulichkeit.

Unter dem Autoritätsdusel leidet Alles, nicht nur der Fremdenverkehr, die überwiegende Mehrzahl der Reisenden, auch Kunst, Wissenschaft und Geschäft. Autoritätsdusel in der Kunst und auf Reisen entsteht aus dem Mangel an Selbstvertrauen, aus richtiger Kritik der eigenen Unfähigkeit. Man kauft Namen, nicht Kunstwerke, besucht Plätze, die andere bereits gewertet haben. Der Snob fühlt, daß er sich auf gewissermaßen gestempelte Werte verlassen muß, also auf den Geschmack anderer, denn er selbst hat kein Urteil. Eher verkauft ein Anerkannter, Gestempelter oder, wie der Münchner so treffend sagt, „Gewappelter" einen offensichtlichen Kitsch für eine ungeheure Summe, als ein unbekannter Könner ein Kabinettstück um ein Spottgeld. Im Reiseleben ist's ähnlich. St. Moritz, Zermatt, Gardasee, Capri, Venedig — das sind Orte, wo man einfach gewesen sein muß, um mitreden zu können; das sind gestempelte, anerkannte Plätze, denn dort waren Geheimrats zum Wintersport, dort Durchlaucht zum Sommeraufenthalt. Soll mal einer versuchen, in Gesellschaft zu erzählen, er sei im Sommer in einem kleinen Dörfchen, nur eine Stunde Bahnfahrt vom Heimatsort gewesen; was für schöne Sonnenuntergänge er da gesehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habe, was für entzückende Spiegelungen im Weiher, was für herrliche Bäume. Er würde nicht für voll genommen; Snob schöbe die Unterlippe vor, zöge etwas verächtlich die Nase hinauf und sagte: Kennen wir schon, haben das alles auch gesehen, viel großartiger, letzten Sommer am Karrersee.

Als ob die Fähigkeit, das Schöne zu sehen, a u ß e r uns läge, in der Landschaft allein, und nicht in erster Linie i n uns. Aber diese Fähigkeit besitzen nur wenige, sonst wären ja alle Menschen Künstler, zum mindesten Lebenskünstler. —

Solches Nachlaufen nach Werten, die anderen etwas galten, bringt oft Enttäuschungen, die natürlich nie eingestanden werden. Man wird sich ebenso sehr hüten, den Niagarafall langweilig zu finden und offen einzugestehen, daß nicht leicht ein Gebirgsdorf eine weniger schöne Umgebung aufweisen kann als Oberammergau, wie man ebensowenig einzugestehen wagt, daß Tristan und Isolde einen kühl lassen bis ans Herz hinan. Diese Enttäuschungen ergeben sich aus den verschiedenen Empfindungen der Menschen.

Willem van Wulffen sagt in seinem wundervollen Buch „Der Genußmensch", aus dem ich noch manche Gedanken späterhin entnommen habe:

„Wenn zwei dasselbe erleben, empfinden sie nie dasselbe. Die Empfänglichkeit der Nerven für die verschiedenen Eindrücke ist verschieden. Die Sinne stehen nicht jedem Kömmling offen, nur was zur Geistesverfassung und Seelenstimmung paßt, wird eingelassen ins Bewußtsein. Je nach der Lebenstendenz und dem Temperament ist die Empfänglichkeit entweder größer für die positiven Seiten einer Erfahrung, für alles Ausnützbare, Zweckmäßige daran oder für das Negative, das Mangelhafte, das Quere und Verkehrte. Es gibt Menschen, die nach einem Armbruch sich gratulieren, daß nicht auch das Bein in Splitter ging und nach dem Unfall die Unversehrtheit ihrer übrigen Glieder um so lebhafter empfinden — und es gibt andere, die über einen Mückenstich das Interesse an der ganzen Welt verlieren und auf das juckende Tüpfchen ihrer Altjungfernhaut ihre ganze Empfindungskraft konzentrieren. Hinter einem winzigen Minus im Vordergrund versinken ihnen der Welt unzählige Plus." Ins Wanderleben übersetzt: Ein kalt gewordener Kaffee, eine altbackene Semmel verleiden ihm den Sonnenaufgang auf Bergeshöh.

Solche Menschen sollen daheim bleiben oder, wenn's die Umstände erlauben, reisen, bis sie sich an die kleinen Unbilden des Wanderlebens durch die größeren gewöhnt haben.

Mit dem Worte „Kultur" wird ein solcher Mißbrauch getrieben, daß ich nur ungern sage, das Reisen fördert die Kultur mit Zins

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Zinseszinsen; das tut es aber nur, wenn eine gewisse Grundlage an Kultur bereits vorhanden ist. Zu den Grundpfeilern einer modernen Reisekultur gehört die Erfüllung der drei folgenden Bedingungen:

Erstens: Man strebe nach Verinnerlichung, das heißt: man sehe die Eindrücke nicht nur mit den Augen als eine Summe von Augenblicksaufnahmen, man lasse die Eindrücke seine Bewußtseinsschwelle überschreiten, man überfüttere sich nicht und hasche nicht nach neuen Eindrücken, ehe die alten verdaut sind.

Zweitens: Man suche Abwechslung und vor allem Kontraste, die ja unser Leben erst lebenswert machen; man gehe nicht nur ins Gebirge oder nur ans Meer. Dadurch beugen wir der Blasiertheit vor. Man suche nicht nur das Gewaltige und Groteske; dann erhalten wir unsre Sinne scharf.

Drittens: Man sage sich los von allen Mekkas und Medinas der Baedekerpilger, von den gestempelten und mit Stern bezeichneten Plätzen und Gegenden.

Bevor ich auf die Begründung dieser drei grundsätzlichen Forderungen eingehe, einige Worte über den Nutzen des Wanderns und Reisens.

„Zur Lebenslust, zum Zusammenstimmen der Saiten der Lebensfreude trägt die Leibesbeschaffenheit und die Willensrichtung, d. h. der Wille zum Genießen, das meiste bei. Frische Bewegung, prompte Verdauung und gesunder Schlaf gehören zum Sockel der Genußfähigkeit. Wenn Sie von Zeit zu Zeit mit Alpengipfelluft Ihre Lungen vollschwemmen oder sie am Meeresstrand im Sturmwind auslüften, wenn Sie durch Herzmuskel stärkenden Sport die Rundflut des Blutes in lebhaftem Tempo halten, finden Schwermut und Melancholie kaum Zutritt."

Die Lungenlüftung und die Herzmuskeltätigkeit, ebenso wie die Nervenspannkraft fördert das richtige Reisen unstreitig.

Schon Vorbereitung ist Erholung. Ein Vergnügen erwarten ist zuweilen ein größerer Genuß als das Vergnügen selbst, und das Zusammenstellen einer Tour vermag unser Nervensystem schon angenehm aufzurütteln.

Reisen ist ja heutzutage das mit Recht gepriesene Mittel gegen Nervenleiden jeglicher Art, gegen Neurasthenie und Hypochondrie. Wer sich aber vor und während der Reise abhetzen muß, wer mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinen Nerven herunter ist und trotzdem an steilen Wänden herumklettert, wer erschöpft ist und trotzdem einen zwanzigpfündigen Rucksack täglich zehn Stunden spazieren trägt, wer mit hundert Mark in der Tasche mit Frau und Kind eine Italienfahrt unternimmt, der wird natürlich die Vorteile des Reisens nicht an sich erfahren und in schlimmerem Zustand zurückkehren, als er ausgezogen ist.

Viel Gepäck und große Ansprüche verleiden das Reisen. Doch schlimmer ist der eben erwähnte kleine Geldbeutel, genauer ausgedrückt: sind die großen Rosinen, die zum kleinen Geldbeutel in keinem Verhältnis stehen; denn man kann mit kleinen Mitteln recht hübsche und zuträgliche Dinge unternehmen. Man muß sich eben versagen können, nach Rom zu fahren, weil man gerade in Venedig ist, wenn die Summe der vorhandenen Zechinen uns gestattet, in Venedig eine sorgenlose Woche zu verbringen, uns aber in Rom zwingt, vor jeder kleinen Ausgabe den Mammon nachzuzählen.

Nicht gerade der Nervenberuhigung förderlich ist es, wenn man sich auf Reisen über jede Kleinigkeit ärgert, besonders wenn man überall die Zustände und Gebräuche seiner engeren Heimat als Maßstab anlegt und dann zu dem Schlusse kommt, daß es daheim viel schöner sei, und daß es besser gewesen wäre, man hätte sein Geld gespart und wäre daheim geblieben. Wäre diese Einsicht dauernd, so wäre ein Gewinn dabei: das Glücksgefühl, das die Wertschätzung der Heimat mit sich bringt. Aber diese Stimmung schlägt sofort nach der Heimkehr um, so daß acht Tage später schon wieder neue Pläne für das kommende Jahr gemacht werden. Denn das ist das Schöne am Reisen: die schlimmen Erfahrungen verschwinden, und nur die schönen bleiben und werden verklärt. So ergeht es Allen, nur nicht den oben erwähnten bedauerlichen Querköpfen, die nur Sinn für das Negative haben.

Ein Grundsatz muß es für jeden sein, der wirkliche Erholung sucht: in dem Augenblicke abzuschließen mit dem Alltag, in dem er die Wohnungstüre hinter sich zuschließt. Der Mensch in den Genagelten darf von dem in den Lackschuhen garnichts mehr wissen, von seinen Geschäften, seinen Sorgen und Plänen. Ich nenne das die große Kunst des eisernen Vorhanges. Man lasse sich keine Briefe, keine Zeitungen nachsenden. Nach der Rückkehr wird man erstaunt sein, wie wenig man versäumt hat. Es geht Alles auch ohne uns. Jeder ist zu ersetzen. Es werden ein paar Angestellte, die noch so idiotisch sein dürfen, einen guten Betrieb nicht umwerfen können. Ein Muster, wie man in dieser Hinsicht n i c h t reisen soll, ist Ballin, der Leiter der Hamburg-Amerika-Linie. Ich war einmal in Madonna di Campiglio, als Ballin sich dort aufhielt. Ein eigener Telegraphenbeamter, eigene Telephonanlage, zwei Schreibmaschinenfräulein

und ein Bote standen ihm zur Verfügung. Ständig kamen und gingen die Telegramme. —

Wie kann sich einer ganz in die Landschaft vertiefen, wenn ihn ununterbrochen andere Gedanken ablenken.

Gerade das ganz sorglose dem Augenblicke leben stärkt unsre Seele und unsren Körper. Deshalb hat auch der Brauch der Hochzeitsreise seinen tiefen Sinn. Nicht nur daß der Mensch dem Menschen näher tritt in der Natur, daß ein liebes Wort in schöner Umgebung anders wirkt als im Trambahngerassel, macht auch ein behagliches Reisen — nicht ein Hetzen von Stadt zu Stadt, von Hotel zu Hotel — einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ein unverdorbenes, empfängliches weibliches Gemüt, daß sicher ein neues Lebewesen günstig davon beeinflußt wird, und eine freudige Lebensauffassung ist vielleicht das wertvollste Patengeschenk für einen neuen Weltbürger.

Zweck des Wanderns und Reisens, auch der Alpenfahrten, ist für uns Berufs- und Stadtmenschen in erster Linie der Ausspann. Wollen wir das nie vergessen. Unsre Zeit erfordert im Kampfe ums Dasein so viele Kräfte, vor allem auch Nervenmaterial, daß die, die mitten im Kampfe stehen, den Kampf mit der Natur nicht zu suchen brauchen, eher den Frieden in der Natur.

Die sorglose Jugend, die soll und muß ihre Kräfte schießen lassen. Traurig wär's um ein Volk bestellt, deren männliche Jugend nicht überschäumte in Tatendrang und Abenteuerlust. Bei uns fehlt's daran wahrhaftig nicht im Vergleich zu romanischen und slavischen Völkern, und deshalb glaube ich noch immer an eine glückliche Zukunft der germanischen Rasse, solange wir uns nicht selbst in die Haare geraten, was ein gütiges Geschick verhüten möge. Das Klettern im Alpinismus, das Problemelösen ist — wie ich schon vor Jahren in meiner Kritik von „Empor" geschrieben — nichts anderes, als die Betätigung moderner Abenteuer, denen Polizeistaat und Geldbeutel jedes andere Feld gesperrt haben.

Die Jugend soll Problemen nachjagen, wenn ich es auch nicht verstehe, wie einer daheim aus Berichten erkunden mag, welche Wand noch nicht erstiegen ist. Ja — eine Wand sehen, einen kühnen Turm, den Willen und die Lust zu erobern nicht mehr bändigen können, dann auch Tolles wagen, das verstehe ich — das lasse ich gelten. Der Augenblick soll uns hinreißen, aber nicht die Berechnung und die Eitelkeit uns verleiten.

Die Gefahr muß zuweilen gesucht werden, um sich des Lebens zu erfreuen. Ganghofer sagt: „Wer sich allzusehr hält in Gewahrsam, ist mit sich selbst zu sparsam." Nach den Strapazen freut uns die

Bequemlichkeit des Heims doppelt, und nach überstandener Gefahr ist uns das Leben neu gewonnen.

Gerade die Gier und der Heißhunger des Genußmenschen läßt ihn Gefahren begehrenswert finden, vor denen die Stumpfen schleunigst ausreißen, nicht wortlos, sondern scheltend über die Narren, denen Recht geschähe, wenn ihnen etwas zustieße, wie ja immer Verständnislosigkeit die schärfste Kritik übt.

Reisen, d. h. selbständig Reisen, hebt unbedingt den Mut und das Selbstvertrauen, viel mehr noch, wenn irgendeine Gefahr, und sei sie nur eine kleine Wolke in der Ferne, damit verbunden ist. Der moderne Weltreisende treibt als Sport, was der antike Heros für ein schreckhaftes Wagnis hielt — ich denke an Daedalos' Flugversuch und Hannibals Alpenübergang — er kostet einen Nervenkitzel, wo den griechischen Helden bleiches Entsetzen ergriff. Wir haben also nicht nur in Wissenschaft und Technik Fortschritte gemacht, sondern auch im Mut. Vielleicht ist das auch ein Irrtum, und es war der erste Mensch, der sich auf einem Baumstamm ins Wasser wagte, kühner als der erste Flieger, da ihm die wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Beurteilung der Möglichkeit seines Unternehmens fehlten.

Ich komme nun auf die drei Grundpfeiler: Verinnerlichung, Kontrastsuchen und Selbständigkeit zurück.

Zur Verinnerlichung gehört in erster Linie die Kunst, im rechten Augenblick auch schweigen zu können. Tiefste Bewunderung verträgt keine Worte. Genießen kann man mit mehreren Gleichgesinnten, tief empfinden nur zu zweit oder allein. Daher sind sogenannte Gesellschaftsreisen nichts für den, der sich selbst finden will, nichts für den Feinschmecker.

Wie wenig bei Bergtouren wirklich empfunden wird, ersieht man aus der alpinen Literatur. Aufsätze wie der Frido Kordons in den letzten Mitteilungen über seine mitternächtliche Wanderung oder A. Feudrichs in der Unterhaltungsbeilage der Münchner Post über die Scesaplana sind seltene Ausnahmen. Die meisten Schilderungen beschäftigen sich mit äußeren Erlebnissen, Aufzählung von Gefahren und Schwierigkeiten.

Mehr innerlich genießen wird oft der Faullenzer; denn sein Geist ist infolge der mangelnden Ablenkung durch Äußerlichkeiten mobil. Er ist mobiler auch als der des Gelehrten, der, den Kopf in beiden Händen, hinter seinen Büchern sitzt und arbeitet. Im Freien, auf Reisen haben unsere Größten ihre Eingebungen empfangen, Goethe, Segantini, Nietzsche, Richard Wagner. „Auf sonnendurchwärmtem Alpenrasen langgestreckt, sind Hirn und Sinn vielleicht schärfer an der

Arbeit, als dem Professor, der am Schreibtisch aus neunundneunzig Büchern ein hundertstes zusammenschwitzt".

Das Aufsuchen der Kontrastwirkungen:

Was man oft haben kann und was leicht zu erreichen ist, das wissen wir nicht mehr zu schätzen. Was man sich erkämpfen muß, das hat Wert. Deshalb bedeutet dem armen Tagschreiber eine Radfahrt nach Garmisch mehr als dem Kommerzienrat eine Autofahrt an die Riviera. Deshalb dürfen wir, wollen wir lange eindrucksfähig bleiben, die Genüsse nicht häufen, vor allem nicht die gleichen Genüsse.

Wie herrlich wirken die Alpen nach einer Hollandreise, wie zaubermächtig umfängt uns der deutsche Wald nach einer Italienfahrt, und wie doppelt lieb ist Einem der Würmsee nach einer Fahrt durchs rote Meer. Reisen heißt die Heimat schätzen lernen.

Auch die künstliche Steigerung soll man berücksichtigen. Erst die Ebene, dann vielleicht Rhein und Neckar, dann die Vorberge und dann erst das Hochgebirge. Es gibt ein Buch: Wie soll unsre Jugend die Alpen bereisen? — Unsre Jugend soll die Alpen überhaupt nicht bereisen! Was bleibt ihnen denn für die empfangsfähigsten Mannesjahre? Wie leicht ist der eine oder andere durch allzufrühe Eindrücke blasiert geworden!

Wer am Rande der Alpen wohnt, könnte mir vorwerfen, ich hätte ja leicht reden. Wer zahle denn Reisen in andere als in die Alpenländer? Muß ich da erst sagen, daß Hochtouren das teuerste sind, was man unternehmen kann — selbst für den Münchner? Der Führerlose, der nicht knausert, braucht in der Hüttenregion zwischen 7—8 M. den Tag, wer mit Träger oder Führer geht, Wagen benutzt, 15—16 M. den Tag.

Der Nur-Alpinismus nährt den Zunftgeist. Es gab eine Zeit, da ich beim Anblick einer Felsszenerie zunächst Zacken und Türme auf ihre Ersteigbarkeit prüfte. Es gibt auch heutzutage noch Leute, die andere Menschen nur nach ihren alpinen Fähigkeiten einschätzen, nichts zu reden wissen, als von Bergtouren; von Goethe wissen sie nur, daß er nicht höher als über den Brenner gekommen sei, also mithin nicht ernst zu nehmen sei als Alpinist. Sie schätzen in der Kunst nur alpine Motive und kaufen lieber ein kitschiges Bild vom Matterhorn als eine Studie von Meisterhand aus dem Dachauer Moos. Insofern wirkt allerdings der Sport kulturfeindlich.

Damit komme ich auch auf das in letzter Zeit in der alpinen Literatur so beliebt gewordene Thema von der alpinen Psychologie. Die ganze sogenannte Psychologie der Alpinisten ist ein Weg in die Irre, in den Sumpf der Selbstbeweihräucherung und Selbst-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zergliederung nach Art slawischer Autoren ins Ungesunde. Entweder ist die Psychologie dieselbe wie die eines jeden Wanderers, oder sie ist die eines jeden Sportsmannes, der Gefahren und Anstrengungen sucht und das Messen seiner Kraft, keinesfalls ist sie eine Verbindung beider, wie man uns so oft glauben machen möchte. Beide nebeneinander bestehen nicht, bestenfalls hintereinander. Denn über Naturempfindungen beim Klettern lasse man sich nichts weiß machen, diese sind erst am Schreibtisch nachkonstruiert.

Zur Aufreizung der Lebensfreude nach sitzender Lebensweise und Gehirnarbeit verordne man sich Strapazen. Zur Beruhigung nach aufregenden Tagen suche man beschauliche Ruhe.

„Nur allzuoft schlürfen wir stumpfäugig und laublütig auf unsrer Lustwelt umher wie ein impotenter Sultan zwischen den Schönheiten seines Harems. Eine Auffrischungskur in Grönland würde uns ab und zu gut tun. In hunderttägigem Dunkelarrest der Polarnacht käme der mißachtete Reichtum zu Hause aufs neue zu Ehren, und wir lernten wieder einsehen, was es wert ist, durch Lichtglanz und Farbenglut im Lebensodem der Schöpfung zu wandeln. Ein besonderer Abschnitt der Genußkunst sollte von der Kombination der Genüsse handeln. Wie es Komplementärfarben gibt, gibt es Komplementärgefühle." Leider gibt es aber auch Menschen, die farbenblind in der Natur herumlaufen, und die müssen zuerst sehen lernen. Will sich aber einer vollends zum Schauvirtuosen ausbilden und sich die Augenarbeit von Generationen zunutze machen, so gehe er bei erfahrenen Fachmännern in die Lehre, bevor er eine Reise antritt, damit er die Kontraste sehen lerne: bei den Malern, die das Sehen als Beruf betreiben. Diese Pioniere der Sinnenkultur haben uns im Laufe der Jahrhunderte unsre Erde immer augengerechter gemacht und sind die Meister des Wanderns und Reisens geworden, von denen wir immer noch lernen können.

Der dritte Hauptpunkt, den man zu beachten hat, will man von seinen Fahrten dauernden Genuß haben, ist eine gewisse Selbständigkeit, die Willenskraft, sich von der breiten Heerstraße des Fremdenstromes zu weniger begangenen Pfaden hinüberdrücken zu können. Wahre Abschreckungsmuster, wie man es in dieser Beziehung nicht machen soll, sind Schiffsoffiziere. Sie suchen immer die gleichen Kneipen auf, wo man deutsches Bier im Raume einer deutschen Kleinstadtwirtschaft bekommt. Es gibt Kapitäne, die dreißig Jahre lang nach Japan gefahren sind und noch keinen Buddhatempel, und solche, die dreißigmal nach Mejiko gefahren sind und keinen Stierkampf gesehen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist überraschend, wie wenige es wagen, von altbegangenen Bahnen abzuweichen, wie wenige Reisende den Mut haben, zu gestehen, irgendwo nicht gewesen zu sein. Das Galerienlaufen, das von Sehenswürdigkeiten zu Sehenswürdigkeiten Rennen hat gar keinen Wert. Das Nachschauen, ob alles noch da ist, was im Baedeker einen Stern hat, ist ein Zeichen eines kleinlichen Geistes. Später wird ja doch Alles verwechselt. Das Originelle, das Typische muß man suchen. Nicht in den internationalen erstklassigen Hotels soll man wohnen, sondern in den landesheimischen Gaststätten. Dazu ist natürlich einige Sprachkenntnis nötig, ohne die man in fremden Landen nie frei und ungezwungen reisen wird.

Das Kapitel von der Selbständigkeit läßt sich auch auf den Alpinismus übertragen. Man muß nicht auf der kleinen Zinne und dem Matterhorn gewesen sein. Der ist mir der wahre Alpinist, der sagt: Es ist mir gleichgültig, wie der Berg heißt, er gefällt mir, also steige ich hinauf.

Die wahren Alpinisten sind ohnedies nicht die mit den großen Tourenberichten.

Man unternehme nichts wegen anderer, für andere, sondern Alles für sich selbst. Es gibt — sollte man das für möglich halten! — sonst ganz vernünftige Menschen, die so unter dem Banne des Jahresberichtes ihres Alpenvereines stehen, daß sie ihm zuliebe noch einen Gipfel machen und noch einen, obgleich Unlust sie beherrscht und Müdigkeit sie abstumpft. Das ist der Höhepunkt menschlicher Verirrung im Wandern und Reisen.

Ich möchte gerne sehen, wenn es keine Gipfelbücher gäbe, keine Sektionsabende, und wenn ein Alpinist über eine Bergbesteigung schweigen müßte wie ein Kavalier über die Gunst einer Dame, wieviel schwierige Touren noch unternommen würden — nur aus innerer Freude daran.

Die Natur ist unsre Trösterin und Heilerin, wenn wir sie nur recht verstehen wollen, wenn wir nur mit ganzen Sinnen uns ihr zu eigen geben.

„Die Natur verschmäht niemanden, sie macht alle ihre Liebhaber glücklich. Je mehr einer von ihr heischt, um so freigebiger beschenkt sie ihn." — **Dr. A. Dessauer.**

Völkische Wanderziele!

In unserer deutschen Jugend ist die altgermanische Wanderlust wieder aufgewacht. Uralte Triebe, die im Blute stecken, können eben nie ganz verschwinden. In Tausenden von Trupps und

Horden ziehen die gebräunten Gesellen in die Sonne hinaus, um für sich und ihr Volk Kraft und Gesundheit heimzuholen. Wer sich noch frisch und rüstig fühlt, den lockt es, mitzumarschieren, und wer's nicht mehr kann, hat doch auch seine Freude am Miterleben dieser neuen Völkerwanderungszeit unsrer deutschen Jünglinge.

Aber wohin sollen sie wandern? Natürlich nicht die ausgetretene Heerstraße, die mit Hotels und Restaurants vermauert ist. Sonst aber braucht man nicht viel zu raten. Wer ein rechter Wandervogel ist, findet überall was Herrliches zu erwandern. Im Hochgebirge heißt es Sinne und Kräfte zusammennehmen im Wettkampf mit den Riesensöhnen der Mutter Erde, den Felsbergen und Gletschergipfeln. Im waldigen Bergland kommt man in einen traulichen Wanderschritt von Städtchen zu Städtchen, von Tal zu Tal, und über Berge und Höhen hinweg erblühen am schönsten Gesang und froher Humor; aber auch die Ebene ist nicht zu verachten: da ist der Himmel überall weiträumig und nahe zugleich, und für flinke Beine lohnt sich das Geradeausschreiten hier am meisten.

Eine Art von Wanderzielen muß aber unter uns Deutschen noch oft und oft empfohlen werden, bis sie eingebürgert und selbstverständlich geworden sind: die völkischen Ziele. Gerade auf der Wanderung, wenn man mit seinen Gefährten des Weges zieht, fühlt man sich frei herausgehoben aus der gewöhnlichen Umwelt und Alltagsumgebung und als Sohn seines Volkes schlechtweg; „als Mensch", sagt man gewöhnlich noch. Aber gerade was einen mit seinem Volke verbindet, das kommt auf den Fußwanderungen zu besonderer Geltung, das hilft einem, mit den Leuten in Verbindung zu kommen: die Muttersprache. Dazu gehört die deutsche Denkweise, die deutsche Fühlweise, der deutsche Gesang und die völkische Art überhaupt. Darum soll man seine Wanderungen und zumal die Jünglingsfahrten benützen, um im eigenen Lande und Volke recht heimisch zu werden. Nicht nur die Schönheiten und eigentümlichen Formen der deutschen Erde sollen dem Deutschen vertraut sein, sondern auch die deutschen Volksstämme, deren es noch immer so viele gibt, trotz aller gleichmachenden Kultur. Und jeder hat wieder seine frischen Zweige und festgeprägten Unterarten mit allerhand Eigenheiten bis zu denen der einzelnen Dörfer herab. Nicht ewig soll sich der deutsche Jüngling mit den schulmäßigen Unterschieden zwischen den Joniern und Doriern zufrieden geben: viel wertvoller ist für uns die lebendige Anschauung davon, was der Bayer, der Hesse, der Friese ist. Das sind für uns schließlich die wichtigsten und nächsten Gattungen unter allen Lebewesen der Welt. Das Wort „deutsch" soll nicht leer und farblos bleiben, sondern vielstimmig und volltönig wiederklingen im Inneren jedes Volksgenossen, wie

es geschieht, wenn man auf Wanderungen im deutschen Lande sich offenen Auges umgesehen.

Wir wollen den Sinn des völkischen Wanderns noch tiefer fassen. Es gibt auch deutsche Stämme und Stammesteile, zu denen eine Wanderung ganz besonders lohnt. Das sind Stämme, die im Kampfe stehen. Wenn wir sie besuchen, lernen wir nicht bloß etwas für uns, sondern wir bringen auch ihnen eine Gabe mit. Ich meine natürlich nicht die paar Reisepfennige, die wir etwa dort lassen. Sondern die Aufmunterung in ihrer völkisch bedrängten Lage, die ihnen die Anteilnahme von Volksgenossen aus fernen Gegenden gibt, die Freude über einen Besuch aus keinen andern als nationalen Gründen. Von hohem nationalen Werte sind auch die Fahrten zu unsrem stammverwandten Volk der Niederländer oder zu den reinerhaltenen Nordgermanen. Ganz besonders aber kommt für nationale Wandergänge die weitgedehnte zerrissene und zerschlissene Ostgrenze unsres Volkstums in Betracht. An wievielen Plätzen muß sich da der Deutsche seiner Haut wehren gegen die nachdrängenden Ostvölker, vor Allem gegen die Slawen. Diese unsre Vorposten führen aber den Kampf nicht nur für sich, sondern für das ganze Deutschtum als lebendige Schutzmauer des Volkes. Deshalb haben sie einen berechtigten Anspruch auf ein Zeichen der Teilnahme. Es ist dabei ein besonderer Vorteil, daß auch diese vorgeschobenen und oft geradezu abgeschnittenen deutschen Volksglieder zumeist landschaftlich sehr schöne und reizvolle Gegenden bewohnen. So die südösterreichischen Alpen, die gerade an der Volkstumsgrenze ein zauberhaftes Hereinspielen des italienischen Sonnenglanzes, ein Hereinragen mittelmeerischen Pflanzenwuchses aufweisen; oder die bald ernsten, bald lachenden Hügelländer und Ebenen am breiten, glänzenden Nibelungenstrom; oder die grünen Bergwaldkränze der Sudetenländer und nördlich die wasserreichen, einförmigen Niederungen. Darüber hinaus noch manche anderen deutschen Heimaten von besonderer Schönheit, wie das Land der Siebenbürger Sachsen, der Banater Schwaben und so fort.

Wer diese Gegenden gesehen hat, den wird es doppelt schmerzen, wenn er denkt, sie könnten dem Deutschtum verloren gehen. Wer da gewandert ist, immer weiter der aufgehenden Sonne zu bis zu den letzten Außenwerken der deutschen Stellung in Europa, dem wird die Bedeutung des großen Kampfes aufgegangen sein, der zwischen Germanen und Slawen geführt wird. Er wird aber auch ein besseres Verständnis für die eigenartigen Formen des Völkerkampfes gewonnen haben und ebenso für die deutsche Abwehr- und Schutzarbeit, die das ganze geistige und wirtschaftliche Leben der ostdeutschen Volksgenossen immer mehr durchdringt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die Gegner soll man beizeiten ins Auge fassen. Aber welcher Deutsche im Binnenlande kennt alle die Nachbarn, mit denen wir es im weiten Osten zu tun haben: von den Litauern zu den Russen, Polen und Ruthenen, zu den Tschechen und Slowaken, den Magyaren, den Rumänen bis unten im Süden zu Kroaten und Serben, Italienern und Ladinern. Und doch sind das alles verschiedenartige Völker, die alle in ihrer besonderen Weise, mit besonderen Waffen im Wettbewerb mit uns stehen. Bald sind es wirkliche Vorzüge, durch die sie uns gefährlich werden, bald ist es nur ein Unterbieten der höheren Lebenshaltung, auf der die deutsche Kultur beruht. Jedes einzelne Nachbarvolk verdient sorgfältig beobachtet zu werden auf die Frage hin: Was für Tüchtigkeiten muß der Deutsche entwickeln und pflegen, was für Fehler und Schwächen vermeiden, wenn er hier bestehen will? Was nützen uns die schönsten Erneuerungsbestrebungen, wenn sie nicht geeignet sind, unser Volkstum den vorwärtsdrängenden Nachbarvölkern gegenüber siegreich zu erhalten, wenn trotz Allem unser Volksboden mit der bedenklichen Einschnürung in der Mitte immer schmäler und schmäler wird? Es wäre auch gut, wenn recht viele wandernde Deutsche mit eigenen Augen erkennen könnten, wie sehr wir hinter manchem kleinen Völklein zurückstehen: an echter, opferbereiter Volksliebe. Was müßten wir Deutsche in der Welt sein, wenn wir unsere vorzüglichen Anlagen und großartigen Kulturmittel im gleichen Sinne zum Besten unsres Volkes verwenden wollten!

Vielleicht setzt es auch einmal einen tückischen Steinwurf oder einen Stockschlag aus volksfremder Faust auf unsre Wanderbrüder. Das schadet unsern jungen Siegfrieden nichts, wenn sie merken, wie sehr der Deutsche von Feinden umgeben ist, wie bitter er von einigen seiner Nachbarn gehaßt wird: mancher lernt dadurch für sein ganzes Leben auf der Hut sein und mit Seinesgleichen zusammenhalten. Er mag auch als ein rechter Pfadfinder seine Geschicklichkeit erweisen, durch alle Fährlichkeiten hindurchzukommen.

Die Jugendentwicklung des Einzelnen soll mehr oder weniger die Grundzüge der Volksgeschichte wiederholen. Wenn unsere frischen Wanderfähnlein den Weg zu den deutschen Siedlungen im Osten wählen, womöglich bis zu den äußersten draußen, die eine Stärkung und Aufmunterung am meisten brauchen, dann wiederholen sie die geschichtliche Wanderzeit des Deutschtums, die Größeres geschaffen hat als die sogenannte „große" germanische Völkerwanderung. Dann ziehen sie ins slawische Ostland hinaus, wie vor sechs-, siebenhundert Jahren die kernfesten deutschen Bauern, die deutschen Tuchmacher, Handwerker und Bergleute hinauszogen, um eine neue Heimat zu suchen, da die alte zu eng geworden war. Dann erleben

sie vielleicht im Ausschauhalten nach den damals gegründeten Siedlungen Gefühle nach, die in jenen lebendig waren. Dann bringen sie von ihren völkischen Wanderungen Stimmungen heim, als Lebensgrundlagen, aus denen heraus unser Volk im Mittelalter seine Großtat getan hat, die Ausbreitung und Landgewinnung im ehedem slawischen Osten. Und diese Stimmung muß unsre Jungmannschaft als Urgrund aller Tüchtigkeit in Blut und Herzen haben.

Emil Lehmann.

Studentische Freizügigkeit.

Die Freizügigkeit des Staatsbürgers und des akademischen Bürgers, das heißt, das Recht der freien Wahl des Aufenthaltsortes oder der Hochschule, erscheint uns heute als etwas Selbstverständliches. In Wirklichkeit jedoch ist die Freizügigkeit ein Vorrecht, das kaum 100 Jahre alt ist. Die im 18. Jahrhundert herrschende Wirtschaftslehre des Merkantilismus glaubte den Volkswohlstand dadurch zu fördern, daß man weder Geld noch Menschen außer Landes gehen ließ, und sie erstreckte ihren Einfluß auch auf das Hochschulwesen. So wurde in Preußen 1749, 1750, 1751 und 1795 der Besuch ausländischer, also außerpreußischer Universitäten streng verpönt, „bei Verlust aller Beförderungen in königlichen Staaten", Adeligen sogar bei Vermögenskonfiskation*).

Der Merkantilismus mußte aber um 1800 dem Geiste der Aufklärungszeit und den Stürmen der französischen Revolution weichen, und heute ist die akademische Freizügigkeit ein Teil jener Rechte und Pflichten, die wir unter dem Namen „akademische Freiheit" zusammenfassen, genauer gesagt: Lernfreiheit. Die Studentenjahre sind im wesentlichen Lern- und Bildungsjahre, und zwar nicht nur für Schreibtischgelehrsamkeit und Stubenweisheit, sondern für den ganzen Menschen, für Geist, Körper und Gemüt. Trotz aller Bemühungen hinter der Zeit zurückgebliebener Kreise, den studentischen Gesichtskreis auch weiterhin auf Hörsaal oder — Kneiptafel zu beschränken oder aber veraltete Formen durch dürftige und widerwillige Zugeständnisse an die neue Zeit zu retten, bricht sich mehr und mehr die Erkenntnis Bahn: Jede Einseitigkeit und Engherzigkeit in der Persönlichkeitsbildung des Studierenden bedeutet für ihn ein dreifaches Unrecht: Ein Unrecht gegen sich selbst, der etwas Besseres und Größeres werden konnte, ein Unrecht gegen die Hochschule,

*) Siehe Schulze-Ssymank, „Das deutsche Studententum", S. 152.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die ihm dazu die Vorrechte der akademischen Freiheit verlieh, und vor allem ein Unrecht gegen die Gesamtheit des Volkes, das von den Leuten, die es unter schweren Opfern für die wichtigsten Ämter im Staate heranbildet, auch fordern kann, daß sie mehr vorstellen als volksfremde Bureaukraten oder geistige Handwerker. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß es kein bequemeres Bildungsmittel gibt, als die Auseinandersetzung mit fremdem Wesen, neuen Anschauungen, Menschen anderer Gegenden und Stände — kurz, Alles, was die Übersiedelung auf eine fremde Hochschule ganz von selbst bietet. Es ist ja — leider — keine Frage, daß der politischen Einheit Deutschlands die innere noch nicht in vollem Umfang gefolgt ist. Gegenseitiges Verständnis kann aber nicht erfolgen ohne gegenseitige Kenntnis, und der Bayer, der in Norddeutschland studiert, der Preuße, der eine Hochschule südlich des Mains aufsucht, der Sachse, der die Reise zu den viel geschmähten und wenig verstandenen Elsässern nicht scheut — sie alle sind, wenn sie es nur ein wenig verstehen, wertvolle Mitarbeiter an der großen Aufgabe, die deutschen Stämme einander näher zu bringen.

Von dem Rechte der akademischen Freizügigkeit wird sicherlich viel Gebrauch gemacht, aber doch noch nicht genug und auch nicht immer in der richtigen Weise. Allerdings sind viele Studierende durch Mittellosigkeit gezwungen, an der Landesuniversität mit den im Allgemeinen nur Landeskindern zugänglichen Vorrechten und Stipendien zu bleiben. Bei Vielen ist die Ursache aber sicher nur eine gewisse geistige Trägheit, wieder Andere halten die Eltern aus falscher Sorge am Heimatorte oder in der Nähe fest.

Wer freilich von jeher sein studentisches Dasein auf eine gewisse „Exklusivität" zugeschnitten hat, für den wird die akademische Freizügigkeit wenig Wert haben. Die „üblichen alkoholischen Anforderungen des Studentenlebens", wie es kürzlich so schön im Organ eines größeren Korporationsverbandes hieß, der Komment einer und derselben studentischen Gruppe, Überlieferungen und Vorurteile derselben eng abgeschlossenen studentischen Kreise gleichen sich überall, und der Student, der den Schwerpunkt seines Tuns und Treibens an jeder Universitätsstadt wieder in dieselbe eng begrenzte Umwelt verlegt, gleicht dem Reisenden, der die Landschaft nur vom Fenster des Salonwagens aus kennt.

Erfreulicherweise wird es auch langsam üblich, die Freizügigkeit auf die Hochschulen des Auslandes auszudehnen. Da die Studienzeit die geforderten drei Universitätsjahre ohnedies längst überschreitet, ist dies auch dann leicht möglich, wenn bei der Prüfung solche Semester nicht angerechnet werden; bei Philologen geschieht auch das vielfach. Was von der notwendigen Annäherung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und dem der Förderung noch sehr bedürftigen Verständnis unter den verschiedenen Stämmen Deutschlands gesagt wurde, läßt sich in noch erhöhtem Maße auf das Verhältnis der Nationen untereinander übertragen. Der Durchschnittsmensch erfährt ja über das Ausland nur, was er in der Zeitung liest, und das ist vielfach keine gute Quelle. Wie viele Blätter aller Nationen halten es für verdienstlich, bei jeder Gelegenheit den „Erbfeind" herabzusetzen und dem lieben Leser einzuprägen, daß seine Nation in Wissenschaft, Kultur, Technik, Handel usw. die unerreicht erste sei! Dieser Patriotismus der Selbstbeweihräucherung hat in Preußen vor Jena seine Hauptblütezeit gehabt, und seine Engherzigkeit übersieht vor allem, daß auch die Völker untereinander gleiche Interessen haben, „Verbündungsinteressen", wie Avenarius sagt*). Nicht nur würdiger, sondern auch für sie selbst wertvoller ist es, voneinander zu lernen und das Gute des Anderen zu achten, als sich zu schmähen und zu hassen, ohne sich zu kennen. Daß der Weg der Verständigung gangbar ist, beweisen die von Freien Studentenschaften unternommenen Studienfahrten**). Der Student, der sich die geistige Freiheit bewahrt hat, ist ja auch für ein vorurteilsfreies Studium fremden Volkstums besonders geeignet, weil er von vielerlei Rücksichten und Ballast noch nicht bedrückt wird.

Einen einheitlichen Studententypus gibt es ja an Deutschlands Hochschulen zurzeit nicht. Der alte deutsche Erbfehler der Zersplitterung und des Kantönligeistes hat hier noch einen allzu sicheren Unterschlupf gefunden. Die richtig verstandene und angewandte akademische Freizügigkeit könnte dazu beitragen, hier einen Wandel zum Besseren anzubahnen. **Dr. Paul Roth.**

Hebbelfeier und Hebbelspieler.

> Auch ist dem Dithmarschen bis in die jüngste Gegenwart hinein seine Eigentümlichkeit geblieben; er sieht auf die übrigen Friesen, die das Joch viel früher trugen als er, mit einem Stolz herab, wie die übrigen Griechen auf die Böotier, und weiß sich überall, mit oder ohne Gewalt, den ersten Platz zu verschaffen. Ich leugne nicht, ich bilde mir auf meinen Volksstamm etwas ein, und habe nichts dagegen einzuwenden, wenn manche Kritiker in meinem Schriftstellerischen seine Fehler wie seine Tugenden wieder zu erkennen glaubten, ich glaube sogar, daß diese Bemerkung Grund hat. Friedrich Hebbel (1852).

Wer am Himmelfahrtstage von Hamburg aus zur Landesfeier für Friedrich Hebbel ins „Lännecken deep" über Meldorf, Hemming-

*) Vortrupp, Jahrg. 1912, Nr. 22.

**) Vgl. die „Studienreisen deutscher Studenten ins Ausland" von Dr. Berendsohn (Vortrupp, Nr. 12).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stedt nach Heide fuhr und ein wenig in den blutgetränkten Blättern der Chroniken und Geschichten Schleswig-Holsteins blätterte — die das Entzücken Detlev von Liliencrons waren —, der begriff den Stolz Hebbels auf sein Land und Volk! — Von Meldorf aus marschierten die 20 000 Holsteiner und Dänen gegen Heide. Von Heide marschierten 300 Dithmarscher nach Hemmingstedt und warfen quer über die Landstraße eine Schanze auf, nachdem die 48 Regenten wiederholt auf dem Ratplatze zu Heide Rat gehalten hatten. Der lange Wulf Isebrand führte die dreihundert, die schöne Telsche aus Hohenwörden stand ihm zur Seite mit Fahne und Schwert. Wind und Wetter sind mit den Tapferen: Der Wind warf sich aus Südwest nach Nordwest. Ungeheure Siegesbeute. „Die goldenen Halsketten der Adeligen legen die Dithmarschen ihren Hofhunden an. Den eroberten Danebrog hängen sie in der Kirche zu Wöhrden zu ewigem Gedächtnisse auf." — Das ist die Schlacht bei Hemmingstedt. Die Dusenddüvelswarf trägt ein Erinnerungsmal. —

Heide, die Hauptstadt Norderdithmarschens, hatte festlichen Schmuck angelegt. Vom Marktplatze aus führte der tannengeschmückte Weg zum Tivoli. „Heide schöpft das Fett ab!" meinten etwas verärgert die Wesselburener. Der Schuljugend schien die Ankunft des Herzog-Protektors das wichtigste Ereignis des Tages. Die Beteiligung war wider Erwarten außerordentlich stark. Mir fiel unter den Besuchern die hohe Gestalt und das liebe gute Gesicht des alten Johann Hinrich Fehrs auf, der uns so köstliche Werke wie „Allerhand Slag Lüd" und die willensstarke Frauengestalt „Maren" schuf. Der Vorspruch Adolf Bartels, gesprochen von Frl. Margarete Dohrn, war sichtlich für Wesselburen gedichtet. Arnold Ebels „Requiem" und „Weihe der Nacht", gekürzt vorgetragen, konnten der Hebbelschen kargen Knappheit der Gedankenformung nicht ganz entsprechen. Professor Krumm aus Kiel würdigte in hinreißender, ehrlich begeisterter Rede den Sproß des wetterharten Volkes der Dithmarschen: ein gegen den Strom-Schwimmen war sein ganzes Leben! Wer in ihm den Dithmarscher verkennt, der sieht nicht die Grundfasern seines Wesens! An den Anfang seiner Gedenkworte stellte der Redner eine Betrachtung, die Hebbel 1845 in sein Tagebuch eintrug. Sie zeigt seinen trotzigen Unabhängigkeitssinn und offenbart zugleich die Hoffnungslosigkeit, daß jemals durch eine Organisation der geistigen Güter dem Genie geholfen werde:

> „Es ist jetzt jeden Monat ein paarmal von Dichter- und Schriftsteller-Misere die Rede. . . Ich finde wenig Erbauliches in solchen Verhandlungen, die den großen Haufen nur in seinen Vorurteilen gegen Menschen, die ohne ihre Schuld, aber freilich auch ohne ihr Verdienst sich über ihn hinausgehoben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

finden, bestärken können, ohne zur Verbesserung der hier obwaltenden Verhältnisse oder auch nur zu ihrer Aufklärung etwas beizutragen. Denn das eine ist an sich unmöglich, und das andere, obgleich keineswegs schwer, wird wenigstens nicht durch Leute, die den Grund des Übels in äußeren Umständen suchen, bewerkstelligt werden. Diese Herren dokumentieren ihre Unfähigkeit und Unbefugtheit, in solchen Sachen mitzusprechen, schon durch die Naivität, womit sie Götter und Herren, und diejenigen, die es gern hätten auch sein mögen, miteinander bunte Reihe machen lassen. Da ziehen einträchtiglich zusammen auf bei Herrn Marggraf: Bürger, Kleist, Grabbe, und die Herren Gaudy und viele andere, deren Namen einem jeden, der nicht ihr Schneider oder ihr Speisewirt war, völlig so gleichgültig sind, wie alle übrigen, über die die Geschichte kein Register führt, weil Sorgen und Tränen allein auf diese Aufzeichnung kein Recht begründen, da sonst ohne weitere Sichtung alle Tauf- und Sterbeprotokolle der Welt ihr einzuverleiben wären. . . . Es bleiben nur die sehr Wenigen übrig, in denen der bildende Trieb zugleich ursprünglich und stark ist, und diesen ist nicht zu helfen, oder nur durch das allerverzweifeltste Mittel, das sie selbst schwerlich anraten würden, dadurch nämlich, daß der Staat die ganze Poetengilde, sie eingeschlossen, pensionierte, und jedem, der sich über seinen Band Gedichte ausweisen könnte, ein Drohnenrecht auf unentgeltlichen Honig einräumte . . . . Wenn aber eine Sonderung eintreten, wenn nur das sogenannte Bessere, das von der allgemeinen Stimme als vortrefflich bezeichnet, vom Staate belohnt werden . . . sollte, so würde dies und jenes hübsche aber untergeordnete Talent vielleicht besser gedeihen und sich breiter und gemächlicher entwickeln, doch die wirklichen Genies, die Träger der Kunst und der Literatur, würden sich unstreitig noch schlechter befinden, man würde ihnen die Prytanäen verschließen, und da sie es doch nicht vergessen könnten, daß diese nur für sie errichtet seien, so hätten sie zu der bisherigen Misere noch den Verdruß obendrein, andere auf ihren Stühlen sitzen und für sich essen, trinken und satt werden zu sehen. Das Genie ist nur darum immer der Märtyrer seiner Zeit, weil es immer feindlich zu seiner Zeit steht, weil es ihr nehmen muß, ehe es ihr geben kann, und weil sie nur Augen hat für das, was es ihr entreißen, nicht aber für das, was es ihr bringen soll. Dies ist der Hauptgrund, weshalb es anfangs ignoriert, dann geschmäht und verfolgt und immer verkannt wird. . . . Nun wirft das Genie ohnehin bekanntlich, wie alles, seinen Schatten, und der ist das Talent. Dieses drängt sich an seine Stelle, es nimmt soviel Raum, als es braucht, um pikant zu sein, und tut soviel vom Alten hinzu, als nötig ist, um nicht herbe zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden; die Mischung gefällt, und was gefällt, macht Glück. Dennoch stellt sich im Laufe der Zeit das richtige Verhältnis immer wieder heraus; die die dem Genius abgelauschten Ideen, wie Sardellen, zum täglichen Butterbrot herumreichen, empfangen ihren Aufwärterlohn und gehen vorüber, aber der Genius selbst erhebt immer gewaltiger seine Stimme, und endlich erkennt auch der blöde Haufen, daß das ganze Verdienst der von ihm verehrten falschen Propheten im Aufhorchen und Nachsprechen bestanden hat. Und was das Verhungern betrifft, so ist auch dagegen so ziemlich gesorgt, wenigstens zweifle ich sehr, ob, wenn man die wenigen Werke der modernen Literatur, die das Zeichen der Unsterblichkeit an der Stirn tragen, einmal sammelte, sich auch nur ein einziges, das von einem Verhungerten herrührte, darunter befinden würde."

Freilich hat derselbe Mann, der so unerbittlich den Genius auf sich selber und seine ihm eigentümlichen Kräfte stellt, drei Jahre früher — verbittert — sich ganz anders geäußert: „Der Mensch ist der Stoff des Zufalls. Weiter nichts. Aus welchem Urelement er auch bestehe, es kommt ganz und gar auf den sich hinzugesellenden atmosphärischen Niederschlag an, ob er sich zu seiner inneren Lust und Freude entwickeln oder ob er sich in seinem eigenen Feuer verzehren soll. Man hört auf einem gewissen Punkte zu denken auf und schlägt sich nur noch mit Empfindungen herum." So ständen wir auch hier vor der Entscheidungsfrage: Rasse oder Umwelt? Krumm wie Bartels betonen scharf, daß sich der arme Maurerssohn aus Wesselburen nie als Proletarier, sondern immer als Sohn und Erbe eines stolzen Volksstammes empfand, dem Unabhängigkeit als das höchste Gut erschien. Wer einem Germanen die Fähigkeit bestritt, auf sich selber zu stehen, der rührte an die Spitze seines Schwertes. Eines verzeihen Hebbels Helden nie: als Sache und nicht als Persönlichkeit gewertet zu werden. —

Von Heide führt eine Kleinbahn nach Wesselburen, einer der ältesten Niederlassungen in der Marsch. Einer Frau, die nach Büsum fuhr, der einstigen Marschinsel, sagte ich, daß ich die Hebbelspiele besuchen wolle. Sie kannte den Dichter nicht, wohl aber Th. Piening aus Windbergen, der die „Reis' na'n Hamburger Dom" geschrieben. Als sie von Hebbels Liebe zu den Tieren hörte, da war die Brücke des Verständnisses geschlagen. Hier zeigt sich ein Weg, den Genius dem Herzen seines Volkes nahe zu bringen.

Schornsteinfegermeister Herwig, der tapfere, aufrechte Guttemplerführer Dithmarschens, möge sich beruhigen: Heide hat nicht das Fett abgeschöpft! Den Herzschlag der Landesfeier spürte man doch am stärksten in Wesselburen, im Hebbelhause, bei den Hebbelspielern. Hier ist Bleibendes und Großes geschaffen, ein Stück kerniger nieder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutscher Volksbildung, auf der Grundlage alkoholfreier Lebensweise. Wer den Ort betritt, den grüßt zuerst das Hebbelhaus, in dem der entschlossene Herwig mit rascher Hand und ordnendem Geist ein Museum zusammenbrachte, das sich sehen lassen kann. Auf dem grünen Dreieck vor dem Hause erhebt sich nun Bachmanns Büste des Dichters, am Morgen des 2. Mai durch Adolf Bartels mit schlichter Denkrede geweiht, die dem Niederdeutschen, dem Wesselburener, dem Nordgermanen galt. Die Büste ist ein Meisterwerk.

Im Saale des Hebbelhauses spielte der Enthaltsamkeitsverein Dramatik die Maria Magdalene. Gedrängt saßen die Zuhörer, unter ihnen auch Hebbels Tochter, Frau Dr. Kaizl aus Wien.

Ehe die Guttempler darauf verfielen, Hebbel zu spielen, war ihr Enthaltsamkeitsverein ein Theaterverein, wie es auch im Guttemplerorden viele gibt, die „noch nicht wissen, was gut und böse ist". Hebbel machte diese Liebhaber der Schauspielkunst zu Propheten seines Ruhmes.

Mir war Hebbels bürgerliches Trauerspiel vom Hamburger Theater her bekannt. Mir war es einst fast unmöglich gewesen, das Werk zu Ende zu hören, weil ich Hebbels Wort als Wahrheit in eigener Seele erlebte: „Es gibt ein Tiefstes der Seele, wenn dieses aufgeregt ist, so kann sie nur noch gefoltert oder kalt gemacht werden". Wenn hier im Enthaltsamkeitsverein der wehe Zauber der Dichtung das Herz ergriff, so hatte ich es den Darstellern zu danken.

Die Hebbelfeier der Hamburger Lehrerschaft am folgenden Tage im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg zwang mich zu einem Vergleiche. Wieder stand Maria Magdalene auf dem Plane. Ein Führer der Jugendschriftenbewegung fragte mich, welche Aufführung ich nun vorziehe? Ohne Zögern nannte ich die der Wesselburener „Dilettanten". Dabei mußten, in der kleinen Marschenstadt, unfehlbar wirkende Stimmungsmittel, wie der Feiergesang aus der Kirche und das Brausen des Sturmes in den Gassen (während Klara in den Tod geht) fehlen. Einen Vergleich anzustellen war wohl töricht. Die gefeierten Künstler des Schauspielhauses boten gewiß ihr Bestes. Was mir aber leise mißfiel, war ihre hohe Kunst. Ich konnte nicht vergessen, wie schlicht die Wesselburener sich selber spielten.

Mir ging es ganz eigen, und recht undankbar gegen die Künstler kam ich mir vor. Stärker als sonst hatte ich das Gefühl, die berufsmäßige Schauspielkunst ablehnen zu müssen.

Dem Menschen der Gegenwart wird es schwer, zwischen sich und seinem Gotte einen berufsmäßigen Mittler zu wissen, desgleichen zwischen sich und seiner Gesundheit, seinem Recht; seiner Kinder Bildung fremden Lehrern zu überlassen. Nun trat für mich der Schauspieler hinzu, den ich ablehnen mußte, ohne daß ich die Stimmen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum Schweigen bringen konnte, die mir von Kulturnotwendigkeiten, Arbeitsteilung und ähnlichen Dingen redeten.

Vielleicht liegt dieses ablehnende Gefühl in der Linie des starken Unabhängigkeitssinnes, der ein Erbteil der Nordgermanen ist, der Hebbels Dramen durchzieht und der auch der großen nordischen Nüchternheitsbewegung Stil und Größe gibt. Uns auf uns selbst besinnen und auf die uns eigentümlichen Kräfte, das ist vielleicht die beste Mahnung der Hebbeltage in den Marschen. **H. Muthorst.**

Das rote Tuch.

Der Fall Kotzde.

Durch eine autoritative Erklärung des Preußischen Unterrichtsministers ist ein Streit entschieden worden, den der Schriftsteller Kotzde und sein Verleger Scholz mit den Hamburger Jugendschriftenausschüssen begonnen hatten. Die Angreifer waren gewiß nicht bedeutungsvoll genug, um den Kampf an sich beachtenswert zu machen. Wichtig wurde erst sein Verlauf insofern, als ein nicht geringer Teil der deutschen Öffentlichkeit sich daran beteiligte. Die Art dieser Teilnahme nun, die seltsame Unsicherheit des Urteils, die sich dabei gezeigt hat, ist als Anzeichen für gewisse Zustände in unserm deutschen Kulturleben bedeutsam. Als Anzeichen und Beispiel, von den einzelnen Streitpunkten, die ja unterdessen erledigt sind, abgesehen, soll denn auch hier der Fall Kotzde besprochen werden.

Seine Vorgeschichte ist folgende: Die Literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins beschloß auf einen Antrag des Lehrers O. Hübner ein Rundschreiben, das die Nachprüfung und Ablehnung des bereits in das Jugendschriftenverzeichnis aufgenommenen Buches von Wilhelm Kotzde „Der Stabstrompeter Kostmann" verlangte. Gestützt war diese Forderung auf eine ausführliche Kritik des Buches, in der zunächst sprachliche, stilistische und allgemein künstlerische Mängel gerügt wurden. Besonders scharf aber wandte sich der Kritiker gegen die oberflächliche Art, in der das Buch vaterländische Gesinnungen zu recht äußerlichen Tendenzwirkungen mißbrauchte — nicht etwa gegen diese Tendenz selbst. So sagen in diesem Buche dreizehnjährige Jungen, um einen Veteranen zu versöhnen, dem sie einen Streich gespielt haben, Sprüche auf wie diese: „Wir Preußen geben für König und Vaterland Hab und Gut und, wenn es sein muß, den letzten Blutstropfen hin." „Für uns Preußen gibt es vor dem Feinde kein Zurück. Sieg oder Tod." „Die preußischen Frauen opferten ihr Haar auf dem Altar des Vaterlandes, ich, wenn mein König mich ruft, mein Herzblut." (so!) Hübner nennt Sätze der Art, von Jungen gesprochen, „innerlich unwahr, weil unmöglich in

ihrer Tragweite erfaßte Tiraden" und fragt: „Sollte nicht der wahre Patriotismus überhaupt zu hoch stehen, als daß man ihn zu einer solchen Farce mißbrauchen darf? ... Damit wären wir wieder da, von wo wir ausgegangen sind: bei dem Kampf gegen die spezifische Jugendschrift, die Gesinnung züchten, nicht werden und wachsen lassen will." Dieses Rundschreiben der Berliner Lehrervereinigung hatte der Vorortausschuß satzungsgemäß an die einzelnen Prüfungsausschüsse zu versenden.

Darauf griffen Kotzde und Scholz die Hamburger Führer der Bewegung in einer „Streit- und Wehrschrift" an, die sie „Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur" überschrieben. Dabei bemühten sie sich zunächst, die Hamburger von den übrigen Prüfungsausschüssen zu trennen, und beschuldigten dann die Gegner, auf die sie es hauptsächlich abgesehen haben, sozialdemokratischer Parteitätigkeit. Diese Behauptung stützten sie auf eine Reihe von Einzelheiten, die sie zunächst aus der Hübnerschen Kritik am „Stabstrompeter Kostmann", dann aber auch aus literarischen Äußerungen Hermann Kösters und endlich aus Privatäußerungen Wolgasts bezogen.

Der Hamburger Jugendschriftenausschuß versandte dann „Material zur Richtigstellung der Unwahrheiten und Entstellungen in der Kotzde-Scholzschen Streitschrift". Darin werden die Behauptungen Kotzdes einzeln, vor allem aber auch allgemein durch den Hinweis darauf widerlegt, daß sich zahlreiche Bücher unter den von den „Hamburgern" selbst geförderten und herausgegebenen finden, die vaterländisch zu wirken geeignet sind.

Darauf antworteten Kotzde und Scholz in einem Hefte, das sie „Vaterländische Erziehung" nannten. Darin versuchten sie neuerdings die „vaterlandslose Gesinnung" der „Hamburger" zu „beweisen", sie kamen noch einmal auf vielumstrittene gelegentliche Äußerungen Wolgasts zurück, deuteten Stellen in Wolgasts Buch „Das Elend unserer Jugendliteratur" im Sinne sozialdemokratischer Tendenz und zogen als Beweismittel auch das Buch von Lamszus, einem Hamburger Lehrer, „Das Menschenschlachthaus" heran.

Unterstützt wurden dabei Kotzde und Scholz durch Aufsätze Prof. Brunners in der „Täglichen Rundschau", die die Beschuldigungen Kotzdes gegen die Hamburger wiederholten und verstärkten.

Ein Teil der konservativen Presse und national gesinnte Männer, unter anderem auch in Österreich, hatten also die Kotzdesche „Streit- und Wehrschrift", obwohl das wahrlich nicht schwer gewesen wäre, nicht ihrem wahren Wesen nach erkannt. Die wertvolle Arbeit der Prüfungsausschüsse, und damit ein ganzes großes Gebiet deutscher Kulturarbeit überhaupt, die Pflege des Jugendschriftenwesens, schien dadurch in ernste Gefahr zu geraten. Der Arbeitsausschuß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Dürerbundes, der über die Wirksamkeit der Prüfungsausschüsse genau unterrichtet war, erachtete es daher für seine Pflicht, Zeugenschaft für diese abzulegen und den Vorwurf, die Hamburger betrieben heimliche sozialdemokratische Propaganda, zurückzuweisen.

Gleichzeitig veröffentlichten alle 121 Prüfungsausschüsse der deutschen Lehrerschaft eine Erklärung, in der sie sich mit ihren Hamburger Führern solidarisch zeigten. Damit war Kotzdes Absicht, die Hamburger von den übrigen Prüfungsausschüssen zu trennen, zunichte gemacht, und da überdies Kotzde in seiner Wehrschrift eigens betont hatte, daß er die vaterländische Gesinnung der überwältigenden Mehrheit der deutschen Lehrerschaft nicht bezweifle, so war durch diese Wendung Kotzde mit seinen eigenen Worten widerlegt und die Art seines Vorgehens für jeden klaren und vorurteilslosen Beobachter genügend gekennzeichnet.

Trotzdem veröffentlichte der vaterländische Schriftstellerverband ein Rundschreiben, in dem er gegen die Hamburger Führer der Lehrerschaft scharf machte, weil diese „den Sozialdemokraten Vorspanndienste" leisteten. Dieses Rundschreiben war mit Unterschriften versehen, unter denen sich Namen von Ansehen befanden. Bei manchen von diesen Unterzeichnern ist nicht anzunehmen, daß sie hinreichend über die Angelegenheit unterrichtet waren.

Gegen die Dürerbunderklärung wandte sich nun Kotzde in einer Reihe von Gegenschriften. Dabei verwendete er immer wieder in höchst unsachlicher Weise Äußerungen, die mit der Arbeit des Hamburger Prüfungsausschusses nichts zu tun hatten und nicht von ihm ausgegangen waren, zu dessen Diskreditierung. So zog er das Buch des Hamburger Lehrers Lamszus, das „Menschenschlachthaus", immer wieder in die Debatte, obwohl Lamszus nie Mitglied des Hamburger Jugendschriftenprüfungsausschusses gewesen ist. Ebenso machte er den Prüfungsausschuß ohne jede Berechtigung für die schulpolitischen Erörterungen der in Hamburg erscheinenden „Pädagogischen Reform" verantwortlich. Dafür enthielt er sich bezeichnenderweise einer Kritik der tatsächlichen Leistungen der Hamburger. Er ließ kein Wort verlauten von den Veröffentlichungen, unter denen sich viele vaterländische Bücher befinden, von den Listen, die zahlreiche rein vaterländische Bücher enthalten, von der Arbeit gegen die Schundliteratur, kurz von der positiven, im besten Sinne nationalen Kulturarbeit der Hamburger. Er klammerte sich immer wieder nur an Einzelheiten, die mit dem Werke der Hamburger als Ganzem nichts zu tun haben. Er verschwieg auch, daß Wolgasts „Ganze Menschen" von einem Preisgericht ausgezeichnet worden war, das aus Männern von unzweifelhaft vaterländischer und zum Teil konservativer Gesinnung bestanden hat. Gegen den Dürerbund wehrte er sich

sehr einfach damit, daß er auch ihn als national unzuverlässig hinzustellen versuchte.

Übrigens hatte derselbe Mann, der jetzt die schwersten Vorwürfe gegen verdiente Männer deshalb erhob, weil sie seiner Meinung nach sozialdemokratischer Neigungen verdächtigt werden konnten, seiner Zeit die Hilfe sozialdemokratischer Abgeordneter in Anspruch genommen, wie denn auch jetzt nachträglich ein sozialdemokratischer Redner im preußischen Abgeordnetenhause die verblüffende Behauptung aufgestellt hat, der Scholzesche Verlag sei an die Sozialdemokraten herangetreten, um mit ihnen Geschäfte zu machen.

So konnte die amtliche Korrespondenz des 125 000 Mitglieder umfassenden Lehrervereins mit gutem Recht die Beschuldigung, die Prüfungsausschüsse begünstigten sozialdemokratische Tendenzen, sehr scharf zurückweisen . . . „Nicht die Prüfungsausschüsse", so schreibt die Korrespondenz, „schädigen den nationalen Sinn, sondern die Geschäftspatrioten, die dergleichen Bücher fabrizieren und vertreiben und den patriotischen Gedanken dadurch diskreditieren."

Auf der einen Seite standen also Kotzde und Scholz mit ihren „Streit- und Wehrschriften", Rundschreiben und ihren von verschiedenen mehr oder minder persönlichen Feinden der Hamburger verfaßten Angriffen; ein geschädigter Schriftsteller und sein geschädigter Verleger, die ihre Gegner sozialdemokratischer Gesinnung verdächtigt hatten, ohne auch nur einen einzigen sachlichen, aufs Wesentliche zielenden und sicheren Beweis beizubringen; ihnen zur Seite Professor Brunner und der „Vaterländische Schriftenverband" (dessen Verzeichnisse sich nach der Feststellung des Abgeordneten Hoff nicht wesentlich von den früher entstandenen der Prüfungsausschüsse unterscheiden). Auf der andern Seite: die Prüfungsausschüsse, die Korrespondenz des Deutschen Lehrervereins, der Arbeitsausschuß des Dürerbundes und weite im besten Sinne vaterländische Kreise (ich brauche nur darauf hinzuweisen, wie die Mitteilungen des Hamburger Volksheims den Streit beurteilten). Die strittige Frage, eindeutig und sachlich, nicht nach Kotzdeschem Muster formuliert, war: Treiben die Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse unter Führung der Hamburger heimliche sozialdemokratische Propaganda, ja oder nein? Der preußische Unterrichtsminister hat diese Frage nach besonnener Prüfung eindeutig und klar mit „Nein" beantwortet. „Prüft man die Verzeichnisse, die diese Ausschüsse herausgeben, so findet man eine große Anzahl von direkt patriotisch gestimmten Büchern; man findet nicht eins, was sozialistischen Geist enthält."

Darum und nur um dieses kann es sich im Fall Kotzde handeln; von Anfang an war es hier auf die Verdächtigung ganz bestimmter Kreise und Personen abgesehen. Ganz und garnichts mit Kotzdes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beweisgründen hat die allgemeine Frage zu tun: wie weit ist etwa von sozialdemokratischen Strömungen in der Lehrerschaft überhaupt zu reden? Und noch weniger hat mit dem Fall Kotzde die Strittigkeit einzelner literarischer Urteile zu tun, die von den Prüfungsausschüssen gefällt worden sind. Kotzde hat sich durch die Art und Richtung seiner Angriffe von Anfang an das Recht verscherzt, in diesen sachlichen Fragen mitzusprechen, und alle, die ihm auch nur eine kleine Wegstrecke gefolgt sind, haben sich jetzt, nachdem alles klargestellt ist, damit abzufinden, daß sie auf einen Holzweg geführt worden sind. Wie das bei einer solchen Führung überhaupt möglich war, das ist freilich schwer für jemanden zu begreifen, der den Streit von Anfang an verfolgt hat. Es ist wirklich, wie Avenarius abschließend sagt, „ein jämmerliches Zeichen für unsere Intelligenz, daß das Kotzde-Scholzsche Geschäftsunternehmen nicht beim Lesen der ersten Seiten schon allgemein als das erkannt wurde, was es war . . . Daß man das Subalterne dieser denunzierenden Gesinnungsriecherei nicht schon als solches ablehnte. Daß man zur Jahrhundertfeier jener großen Zeit der Stein, Fichte, Gneisenau, Scharnhorst, Arndt, Schleiermacher, Humboldt diesen Angstgeist stickiger Enge überhaupt ertrug." Und es ist weiter ein sehr bedenkliches Zeichen für den Grad der Verhetzung, in den das deutsche Volk von beiden Seiten hineingetrieben ist, wenn ein so ungeschicktes und seinen Absichten nach recht deutliches Winken mit dem roten Tuch ohne weiteres den gewünschten Erfolg hat, wenn ohne jede Nachprüfung bewährte Kulturarbeiter verurteilt werden, nur weil ein Beleuchtungstechniker es verstanden hat, einen roten Schein auf sie zu werfen. „Wohin soll dieses Wesen eigentlich führen?" fragt der Beobachter aus dem Volksheimkreise. „Man könnte ja glauben, wir hätten in Deutschland soviel Patrioten, daß es gar nicht darauf ankäme, einigen Hunderten oder Tausenden glattweg jedes deutsche Empfinden abzustreiten." Von da aus gesehen nimmt sich das Treiben der Vaterlandsverteidiger vom Schlage Kotzdes denn doch so aus, daß jeder besser Unterrichtete die Pflicht hat, ihnen entgegenzutreten. **Hermann Ullmann.**

Was andre sagen

Kunstwart und Kulturwart (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius. 26. Jg. Nr. 17.

Kontrollversammlung und Alkoholverbot.

„Jüngst waren wieder im ganzen

Reiche die ebenso notwendigen wie lästigen Frühjahrs-Kontrollversammlungen, und unter den dabei gebräuchlichen militärischen Vermahnungen kam auch eine Warnung vor dem Alkohol. Man stünde, hieß es, an diesem Tage der Kontrolle unter dem Militärgesetz, und falls man sich irgendeines — großen oder kleinen — Vergehens schuldig mache, müßte man militärgerichtlich abgeurteilt werden. Da sei eine Warnung vor dem Genuß des Alkohols am Platze. Es stehe statistisch fest, daß die große Mehrzahl der Vergehen vor, während und nach Kontrollversammlungen auf übermäßigen Genuß von Alkohol zurückzuführen sei. . . . . .

Ich sah mich dort, wo ich dabei war, ein wenig um. Nun ja, die große Mehrzahl war, was man nennt, „nüchtern". Es war eben erst 10 Uhr. Man war um acht aus den Federn gekrochen, war um neun auf den Platz des militärischen Stelldicheins gebummelt und hatte knapp ein halbes Stündchen übrig gehabt, die Kameraden mit einigen Ganzen anzuprosten. Aber der Platz vor dem Versammlungslokal war mit Tischen und Bänken gut besetzt, dazwischen liefen Kellnerinnen hin und her, um den Neunuhrfrühdurst der angestrengten Kontrollmannschaften mit schäumenden Krügen zu löschen. Drinnen, in den Zimmern neben dem Versammlungssaal war das Bild, von dicken Rauchschwaden brennender Zigarren überschleiert, noch um einiges bewegter. Indessen, der Respekt vor dem Offiziersrock war den Leuten noch nicht weggeschwemmt, und die Kontrollversammlung konnte sich ohne Zwischenfälle abwickeln.

Was nachher geschah, sah schon etwas anders aus als deutsche Disziplin. Ohne die mindeste Scheu vor dem nahen Vorgesetzten, der soeben noch vor dem Alkoholgenuß gewarnt hatte, ward der unliebsam unterbrochene Frühschoppen von dem Großteil der Leute fortgesetzt. Und zwar keineswegs aus einer Art von böswilliger Opposition, sondern etwa in dem Gedanken, ein Räuschlein nach der Kontrollversammlung sei ein gutes überliefertes Recht. Der Sermon des Herrn Majors — Gott ja, das wird immer wiederholt, weil's eben im Dienstreglement so steht. Also Prosit Brüderchen, und noch einmal! So denkt der deutsche Ersatzreservist und Landwehrmann, und danach tut er. Längst sind die Tage der Kontrollversammlungen für die arbeitenden Hunderttausende Anlässe zum Blaumachen geworden. Und wenn dabei nicht noch viel mehr zu „passieren" scheint, so ist das wohl auch dem Umstand zu danken, daß die Vorgesetzten an solchen Tagen lieber beide Augen zudrücken, als eins.

Der Leser, der mit den deutschen Heereseinrichtungen nicht vertraut ist, fragt: wie das möglich sei, daß die Leute sich in den Kasernen und auf ihren Höfen zu Gelagen zusammensetzen. Laie, dein schlichter Verstand sieht als selbstverständlich an, daß eine so wichtige militärische Angelegenheit wie die Kontrolle der Reserve- und Landwehrmannschaft in den Gebäuden vorgenommen werde, die der Staat für militärische Zwecke errichtet hat. Aber da unterschätzest du das gute, rücksichtnehmende Herz der Militärbehörde, die weiß gemütlichere Versammlungsstätten: Gastwirtschaften, Schützenhäuser, überhaupt Kneipen, die neben zureichendem Saalbau zureichenden Bierausschank und Schnapsvertrieb anzubieten haben.

Warum ist dem so? Wenn man für Kontrollversammlungstage die Kasernen nicht nehmen mag, warum nicht die Turnsäle, Sportplätze usw.? Will die Militärbehörde als Volkserzieherin außer in der Wahl der Räume etwas gegen den Alkohol tun, so mag sie den Anlaß der Kontrollversammlungen wahrnehmen, um über die Wirkungen des Alkohols mit Wort und Schrift gründlicher aufzuklären, als durch eine selten ernst genommene Ansprache."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Wanderkleidung. Das Wandern ist der dem Deutschen eigene Sport. Um so erstaunlicher ist es, wie wenig Wert wir, obwohl wir dies wissen und stolz darauf sind, auf eine zweckmäßige Wanderkleidung legen.

Ich sah vor kurzem an einem Feiertag eine eigenartige Schar durch die Straßen von Harzburg ziehen. Voran in kniefreien Hosen, einem weißen Hemd und einer blauen Leinenjacke, sieben frische Burschen mit Mandolinen und Guitarren, dann kamen bunt durcheinander Jünglinge in kurzen oder langen Hosen, mit steifen, weichen Kragen und auch solche ohne Kragen, die einen ohne Hut, andere mit Strohhüten und einige sogar mit schwarzen steifen Hüten. Singend und spielend kamen sie daher.

Alle Vorübergehenden blieben stehen und überall hieß es: „Sieh, Wandervögel." Als früherer Wandervogel wußte ich, daß dies keine Wandervögel sein konnten, ich fragte die jungen Leute und erfuhr, daß es ein Lehrlingsverein war. Wo ich konnte, klärte ich auf und sagte, daß dies keine Wandervögel seien. Denn nichts kann einer Bewegung, vor allem der so schönen, aber oft noch mißtrauisch angesehenen Wandervogelbewegung, mehr schaden, als eine Schar junger Leute in so unglaublichen Aufzügen, die zum Teil geradezu abstoßend und ruppig wirken.

Von der gesundheitlichen Seite soll hier die Wanderkleidungsfrage nicht behandelt werden. Darüber vielleicht ein ander Mal. Ich möchte nur auf schönheitliche, oder besser schönheitlich-zweckmäßige Fragen, — also eigentlich etwas sehr Äußerliches — eingehen. Und weiter möchte ich allen Wandervögeln zurufen: Schützt Euch nach Möglichkeit gegen solche Verwechselungen, wo und wie ihr nur könnt!

Man hört oft wohl: „Kniefreie Hose, nein, das ist nichts, das sieht zu ruppig aus!" Nein, gewiß nicht, aber eigenartig sieht es allerdings aus, wenn einer in kniefreien Hosen, ohne Hut und in Hemd ohne Kragen mit einem Freunde in langen, verstaubten und verschlissenen Hosen, einem schmutzig weißen, steifen Kragen und einem „echten Panama für 2,95 Mark" dahergezogen kommt. Ruppig sieht dann der langbehoste „Gentleman" aus, nicht aber der sonnengebräunte, frisch und fröhlich ausschauende Andere. Er verdient allerdings auch einen Verweis, daß er also mit seinem Freunde loszog und ihm nicht zu einer besseren und vor allem gesünderen Ausrüstung verhalf. Man könnte denken, dies Beispiel wäre gesucht, aber im Gegenteil, ich habe am Pfingstmontag dieses Jahres im Ökertal allein fünfmal ähnliche Gestalten getroffen. Ich habe solche Wanderer sogar rauchen und Bier trinken sehen. Dann allerdings mögen Vorübergehende mit Recht den Kopf schütteln, solche „fahrende Scholaren" wollen wir aber auch nicht zu uns rechnen.

Aber nicht allein die männlichen Wanderer zeitigen solche Auswüchse, sondern bei unseren weiblichen Kameraden finden wir noch viel schlimmere Verstöße gegen Schönheit und Zweckdienlichkeit der Wanderkleidung. Ich möchte den also schlecht Beratenen sehr dringend einen für Wandervogelmädel geschriebenen kurzen Aufsatz über „Zweckmäßige Wanderkleidung für Mädchen" von Grete Bertram im „Gefährten 1913" (dem Taschenbuch der Wandervögel, Preis 90 Pf.) empfehlen.

Ich persönlich bin ein Anhänger der kniefreien Hose und beneide jedesmal die Jungen, die auch tagsüber und in der Schule kniefreie Hosen tragen dürfen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und auch wollen. Wie albern das große Publikum sich solchen gesunden Kleidungsneuerungen gegenüber benimmt, das merke ich jedesmal, wenn ich in kniefreier Hose mit der Straßenbahn fahre; dann rückt alles empört zur Seite. Und wer gar seinen Hut zu Hause läßt. Und barhäuptig durch die Straßen geht, dem schaut man erst recht kopfschüttelnd nach.

Ja, sollen nun alle, die keinen eigenen Wanderanzug haben, nicht mehr wandern? Aber natürlich, doch! Je mehr Menschen hinaus ziehen aus den Steinwüsten der Großstädte, hinaus aus den tabaksdunstigen Bierhöhlen, hinein in Gottes freie Natur, hinein in den lachenden Sonnenschein, desto erfreulicher ist es. Aber wenn wir irgend einen anderen Sport betreiben, ist es doch fast immer unser erstes Bestreben, uns eine für den Sport geeignete Kleidung zu schaffen. Ich denke z. B. an das Netzballspiel (Lawn-Tennis sagt der Gebildete), an das Turnen, und manche Leute brauchen sogar zum Baden statt einer Badehose für wenige Pfennige einen Schwimmanzug nach Maß für teures Geld. Aber zum Wandern, da ist altes Zeug gut genug, dafür wird nichts ausgegeben. Und doch könnte man sich gerade so leicht einen sowohl gesundheitlich zweckdienlicheren als auch besser aussehenden Wanderanzug aus seinem alten Zeug machen, ohne erhebliche Kosten. Ein Paar alte Stiefel erhalten Doppelsohlen, vielleicht auch Nägel. Die alte, lange Hose wird kurz geschnitten und aus den abfallenden Enden gibts einen doppelten Hosenboden. Zur Jacke taugen die meisten Jacketts für den Anfang. Der Rucksack habe breite Riemen, und zu einem Paar Wadenstrümpfen, einem Lodenhut und einem schlappen, farbigen Kragen wird's wohl noch langen. Nach und nach kann man ja dann die Ausrüstung vervollkommnen. Man denke dabei auch an den Umhang oder Bozener Mantel. Manschetten, Stiefel mit Lackspitzen, meterlange Bergstöcke, ellenlange Federn am Hut, die lasse man von vornherein zu Hause.

Also nicht kostspielig braucht die Wanderausrüstung zu sein. Aber der Wanderer halte etwas auf sich und denke nicht etwa: „Ach, draußen kennt dich keiner, da kommts nicht drauf an, wie du aussiehst.„ Wenn jeder bei seiner Wanderkleidung nur stets die Zweckdienlichkeit im Auge hätte, so würde es bald zu den Unmöglichkeiten gehören, daß solche Scharen, wie ich sie eingangs geschildert habe, durch unsere Lande ziehen, sich selber und die anderen Wanderer in schlechten Ruf bringend.

Enno Narten.

Studenten- und Schüler-Herbergen. Die Wandervögel und Pfadfinder sind heute schon Vielen bekannt. Unter den Studenten und Gymnasiasten gibt es aber auch noch andere eifrige Wanderer, die nicht viel von sich hören lassen. Ich meine diejenigen, die allein oder höchstens mit noch einem ihrer Freunde in die Berge ziehen. Sie glauben so besser die Schönheiten der Natur und der Städte genießen zu können. Diesen Wanderern will der Verein „Deutsche Studenten-und Schüler-Herbergen" in Hohenelbe (Böhmen) das Reisen erleichtern. Er gewährt Studenten und Schülern höherer Lehranstalten (über 16 Jahre) deutscher Abstammung in gewissen Orten freie Unterkunft und freies Frühstück. Schon vor einigen Jahren, als ich noch Schüler war, betrug die Anzahl der Herbergen etwa 400. Die ersten wurden in Böhmen eröffnet. Von dort hat der Verein sein Wirkungsfeld über die schönsten Gegenden unseres Vaterlandes ausgedehnt. Am Rhein, an der Mosel, im Taunus, in der Eifel, im Erzgebirge, im Riesengebirge, und auch an der See finden wir seine Einrichtungen. Nur im Harz und in den Weserbergen vermißt man sie noch. Ein Übelstand ist für viele Schüler, daß die Herbergen in Böhmen erst vom 15. Juli an offen sind. Da neigen an manchen Orten die Ferien schon dem Ende zu.

Diese treffliche Einrichtung, das Wandern zu fördern, sollte noch mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verbreitung finden und in noch weiteren Kreisen bekannt werden. Hilf mit, lieber Leser, neue Herbergen, oder wo das nicht geht, einen Nachweis für billige Unterkunft zu errichten. Und ihr, meine jungen Wanderer, verachtet diese Einrichtungen nicht. Benutzt sie, wo ihr es könnt. Ihr müßt euch durch eure Lehranstalt von der Hauptleitung in Hohenelbe eine Ausweiskarte und ein Verzeichnis der Herbergen kommen lassen (Kosten etwa M 2.—).

Nun sind die Sommerferien vor der Tür. Wenn ich noch Pennäler wäre, würde ich mein Ränzlein wieder schnüren, zum Wanderstock greifen, und hinüber nach Böhmen wandern. Euch, denen dies „Wenn" nicht gilt, mein Wanderheil! H. B.

Die Adriaausstellung in Wien. Die Adriaausstellung, die gegenwärtig in Wien zu sehen ist und um einen südländisch anmutenden Kanal mit Rialtobrücken und Barken eine Anzahl von Nachbildungen künstlerisch wertvoller Bauten aus den alten österreichischen Adriastädten gruppiert, hat ihre tiefere nationale Bedeutung. Die Adria ist der zweite Ausgang des Deutschtums ans Meer und verdient schon aus diesem Grunde besondere Beachtung als Reiseziel. Hier ist es wie am Gardasee möglich, durch deutschen Reiseverkehr die Geltung der deutschen Sprache und den Einfluß des Deutschtums zu erhöhen und die bereits vorhandenen deutschen Kolonien in ihrer Tätigkeit zu stärken. Auch die deutschen Sprachinseln, die auf dem Wege liegen, verdienen einen Besuch und alle mögliche Förderung. Wenn der Deutsche sich hier im Südosten nicht beeilt, so wird er auch hier endgültig das Nachsehen haben. Dabei läßt sich aus den auf der Ausstellung dargebotenen Landschaftsbildern und wissenschaftlichen Zusammenstellungen ersehen, wie viel des Interessanten dort unten zu finden ist. Dalmatien zumal hat man mit Recht als ein Land der Sonne gefeiert, und wer es kann, der soll seine Sonnenfahrt dorthin lenken, wo er zugleich dem Deutschtum zu nützen vermag. E. L.

Dürerbund und Buchhandel. Durch einen Teil der Zeitungen geht eine Notiz, die behauptet, der Börsenverein der Deutschen Buchhändler habe sich in einer Bekanntmachung gegen die anmaßende Bevormundung des Buchhandels durch den Dürerbund und den Kunstwart gewandt. Diese Notiz, deren Absicht ja klar liegt, ist, schlecht gerechnet, zu neunzehn Zwanzigsteln ihres Inhalts falsch. Denn die Tätigkeit des Kunstwarts wird in der „Bekanntmachung" des Börsenvereins gar nicht besprochen, das Wort „Kunstwart" wird außer zu einer Quellenangabe in ihrem ganzen Text überhaupt nicht einmal erwähnt. Die entgegenstehende Behauptung ist frei erfunden. Was aber den Dürerbund betrifft, so verschweigt der betreffende Herr, daß sich die Bekanntmachung des Börsenvereins ausschließlich mit seiner „Mittelstelle für Volksschriften beschäftigt, die ihrerseits wiederum allerhöchstens ein Zwanzigstel der Dürerbund-Arbeiten in Anspruch nimmt. Ein Teil des Buchhandels und der Börsenverein sieht nämlich in der Organisation dieser „Mittelstelle für Volksschriften" zur Bekämpfung des Schundes eine Schädigung seiner Interessen. Da uns natürlich fern liegt, den anständigen Buchhandel irgendwie schädigen zu wollen, so haben wir wegen der Organisation des Unternehmens Verhandlungen mit dem Buchhändler-Börsenvereien beantragt. Eine öffentliche Besprechung der Sache halten wir bis zum Abschluß dieses „schwebenden Verfahrens" für unangebracht.

Für den Arbeitsausschuß des Dürerbundes:

F. Avenarius.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 14 16. Juli 1913

Die Bedeutung der deutschen Turnerschaft für die Ertüchtigung Deutschlands.

Bei den nationalen Erinnerungsfeiern der deutschen Erhebung darf die deutsche Turnerschaft nicht fehlen, und es ist ganz selbstverständlich, daß sie mit ihrem Zwölften deutschen Turnfest, das in diesem Monat in Leipzig abgehalten wird, in den Vordergrund der Feiernden tritt. Jedermann — auch, wenn er sich sonst wenig um das Turnen kümmert — weiß, wieviel die deutsche Turnerschaft zur Erhebung und Befreiung Deutschlands beigetragen hat, weiß, daß die ersten Turner, die sich um Jahn, Guts Muths, Fichte, Friesen, Arndt scharten, die Jugend aus der Lässigkeit des Alltagslebens, aus der nationalen Gleichgültigkeit und Verzweiflung wachgerüttelt haben, — daß sie die Jugend für den Kampf gestählt und erzogen und sich dann selbst im Kampfe ausgezeichnet haben. Jedermann weiß auch, daß sie sich später nicht mit der Abschüttelung des Fremdenjoches begnügten, sondern weiter gearbeitet haben an dem Gedanken der Wiedergeburt des Deutschen Reiches — trotz aller Verdächtigungen und Verfolgungen, die ihnen ihr Streben einbrachte.

Und jetzt? Wie steht es um die Arbeit der deutschen Turner jetzt, wo wir — trotz aller Erfolge — immer noch in Not sind? Freilich ist's nicht das alte Elend der Unterjochung, es bedrücken uns vielmehr Zukunftssorgen: innere Feinde schwächen das Volk körperlich, seelisch, wirtschaftlich, — die Überlegungen und Erfahrungen der letzten Jahrzehnte fordern dringend Lebensreform, und immer noch — wenn auch in anderen Formen als einst vor hundert Jahren — waltet die Arbeit und tobt der Kampf um die Ertüchtigung des deutschen Volkes.

„Wo sind die Turner?" fragen da die mitten in Arbeit und Kampf stehenden Volksführer. —

Die heutigen Turner arbeiten wacker auf dem Plan, den sie sich als Arbeitsfeld auserkoren haben. — Mit welchem Erfolge, das mögen einige kurze Angaben zeigen: Wenn man von den deutschen Turnern und der deutschen Turnerei spricht, so könnte dabei natürlich an alle Vereinigungen gedacht werden, die im deutschen Sprachgebiete

die deutsche Turnkunst betreiben; gewöhnlich aber hat man nur die größte dieser Vereinigungen, die „Deutsche Turnerschaft", im Auge. Der „Deutsche Turnerbund mit 16515 Mitgliedern (Anfang 1912), der „Turnkreis Deutschösterreich" mit 94923 Vereinsangehörigen, der deutsche und der österreichische „Arbeiter-Turnerbund" mit 153582 und 13394 Mitgliedern treten zurück gegenüber den in 10265 Vereinen wirkenden 1126664 Mitgliedern der „Deutschen Turnerschaft".

Es ist keine kleine Leistung, solchen Mengen Gelegenheit zum Turnen und zu fröhlichem, freundschaftlichem Verkehr zu bieten, selbst wenn nicht alle der eingeschriebenen Mitglieder sich regelmäßig am Turnen beteiligen. Unsre Zeit der Sitzarbeit in engen Räumen, der Konkurrenzhetzjagd um die ganze Erde und des Nachtvergnügens in überfüllten „Lokalen" legt einen großen Teil der Körperorgane brach und überlastet den andern Teil, sie zerrüttet Körper und Geist, sobald deren Spannkraft verbraucht ist. Da bietet die regelmäßige Betätigung auf dem Turnplatze im Kreise fröhlicher Gesinnungsfreunde ein gewisses heilsames Gegengewicht. Die Volkskraft und Volkstum erhaltende Arbeit der deutschen Turnerschaft muß um so mehr anerkannt werden, als sie von den Führern der Turnerschaft im Nebenamte geleistet wird, in den kargen Stunden, die die Arbeit ums tägliche Brot übrigläßt, — sie sollte noch viel mehr als bisher gewürdigt und unterstützt werden, von oben und unten.

Und doch — die Volksführer, die da fragen „Wo sind die Turner?", geben sich mit dem Hinweis auf jene achtunggebietenden Leistungen noch nicht zufrieden. Es werden der Turnerschaft Fehler vorgeworfen, es wird von ihr verlangt, daß sie mehr tun, fortschrittlicher denken solle, daß sie sich vor allem nicht fern halten solle von der Arbeit an gründlicher Lebensreform.

In der Tat, gewisse Fehler können wohl nicht geleugnet werden. Der alte Streit zwischen den Anhängern der Lingschen „schwedischen Gymnastik" und denen des „deutschen Turnens" brennt immer noch, und der springende Punkt wird oft verkannt. Das schwedische Turnen bezweckt in der Hauptsache systematische Anstrengung und Entwickelung der Körperorgane, die deutsche Turnkunst mehr Gewandtheit und Vielseitigkeit; im Übrigen aber decken sie sich mehr oder weniger — je nach der Ausdehnung und Anwendung der Übungsformen. Sie haben sicher beide sehr viel Wert für die Körperentwickelung und sollten sich ergänzen, nicht gegeneinander ausgespielt werden. Ebenso sicher sind sie aber auch beide nicht Inhalt und Endzweck der Leibesübung, sondern nur Vorbereitung und methodische Schulung für die höheren Formen der Leibes-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

übung: für das Kampfspiel (z. B. Eilbotenlauf, Barlauf, Ballspiele), den Kampfsport (z. B. Ringen, Faustkampf, Fechten) und die im Leben angewandte Leibesübung (z. B. Schwimmen, Bergsteigen, Fahren, Reiten, Rudern, Segeln). Deshalb sollten die deutschen Turner das so geistesverwandte schwedische Turnen nicht unterschätzen, ebenso wie die Freunde des schwedischen Turnens das deutsche nicht verkleinern sollten.

Ähnlich kann der unser Volksleben beeinträchtigende Streit zwischen Turnen und Sport (oder im Besonderen zwischen der „Deutschen Turnerschaft" und der „Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik") beurteilt werden. Die ersten Turnväter hatten ganz richtig erkannt, daß man die Jugend in die freie Natur hinausführen und hier sich tummeln lassen müsse. Die späteren Geschlechter verkannten den Geist der Leibesübung, indem sie die „volkstümlichen" Übungen (Gehen, Laufen, Springen, Werfen, die von den Sportleuten „leichtathletischer Sport" genannt werden,) vernachlässigten, das Geräteturnen bevorzugten und mit allerlei langweiligen Tüfteleien beschwerten. Daß hier Fehler gemacht worden sind, zeigte der starke, begeisterte Zulauf, den die aus England und Schweden herübergebrachten Rasensportarten erlebten, obwohl sie gleich von Anfang an als undeutsch gebrandmarkt wurden. Dieses abfällige Urteil war zum Teil berechtigt, denn mit dem Sport wurde gleichzeitig Rekordsucht, Medaillenprahlerei und Züchtung der Einseitigkeit mitgebracht, während das deutsche Turnen mit Recht die gleichmäßige Erziehung großer Massen als Ideal verfolgt, — aber diese Fehler waren mit jenen „sportlichen" Formen der Leibesübung nicht unbedingt verbunden, und die deutsche Turnerschaft hätte viel Verlust an Kraft und Zeit erspart, wenn sie gleich die Rasenspiele und -wettkämpfe in Pflege genommen hätte.

Nun — die deutsche Turnerschaft scheint das eingesehen zu haben, sie begünstigt gegenwärtig die Einführung der Rasenspiele und den Ausbau des volkstümlichen Turnens in ihren Vereinen immer mehr, ja einige ihrer Vereine haben auch schon die alte Ablehnung der internationalen Wettkampfregeln aufgegeben. Da auch in den Sportkreisen allmählich erkannt wird, daß die Züchtung von „Champions" kein Gewinn für unser Volkstum ist, so können wir wohl erwarten, daß mit der Zeit der Gegensatz und die Trennung des Turnbetriebes und des Sportbetriebes schwindet.

Diese Streitigkeiten sollten uns allen die Augen öffnen: Wir Deutsche nehmen gar zu gern allerlei Überflüssiges und Schädliches von fremden Völkern an und verteidigen es dann mit einer Hartnäckigkeit, die wahrlich einer besseren Sache wert wäre. Dagegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gute Einrichtungen, die uns von verwandten Völkern geboten werden, stoßen wir nicht selten zurück — nur, weil sie nicht deutsch sind.

Zu vorsichtiges Hängen am Althergebrachten ist es ja überhaupt, das den deutschen Turnern vorgeworfen wird. Freilich könnten diese auf die Forderungen der Lebensreformer erwidern: „Wir pflegen das Turnen, und im Übrigen lassen wir unseren Anhängern Freiheit, sich an eurer Arbeit zu beteiligen." Eine solche Beschränkung, ein solcher Verzicht auf eingreifende Tätigkeit, entspräche aber keineswegs dem Wesen der Leibesübung und der Volkserziehung und ebenso nicht dem Vermächtnis Jahns und Guts Muth's, — sie käme auch nicht dem Bedürfnis unserer Zeit nach. Unser Volk ist zu krank und vom modernen Kulturleben zu stark angegriffen, als daß ihm mit einem oder mehreren Turnabenden in der Woche und ein paar Stunden Turnspiele am Sonntag geholfen wäre. Es muß zu einer allseitig vernünftigen Lebensweise und zu sozialer Mitarbeit erzogen werden. Da hat die Deutsche Turnerschaft die schöne Ehrenpflicht, auf ihre Hunderttausende von ausgewählten Mitgliedern einzuwirken. Es würde — um nur einiges hervorzuheben — sehr viel für die Ertüchtigung des deutschen Volkes gewonnen sein, wenn die deutschen Turnlehrer und Turnvereinsobmänner tiefer in den Sinn der Leibesübung und Körperpflege eindrängen, wenn sie z. B. erkennen würden, daß Turnen ohne nachfolgendes Baden nur halbe Körperpflege bedeutet. Wenn sie darauf dringen würden, könnten wir in jeder Turnhalle, auf jedem Turnplatz eine kleine Brausebadeinrichtung haben, und nicht nur den Mitgliedern der deutschen Turnerschaft, sondern Millionen außenstehender Volksgenossen würde dadurch Anregung und Gelegenheit zu öfterem Baden und sorgfältigerer Hautpflege geboten werden. — In der hygienischen und zweckmäßigen Umgestaltung der Wander- und der Turnkleidung bahnbrechend und volkserzieherisch vorangegangen zu sein, diesen Ruhm müssen die Turner den Sportleuten lassen, denn auf den Turnplätzen sehen wir immer noch gelegentlich steife, hohe Kragen, Vorhemdchen, Westen, schnürende Gürtel, buckelkrümmende Hosenträger, lange, quirlende Röcke, lange Hosen, ja sogar Stege daran (ich möchte wetten, daß diese Dinger von französischen Modenarren erfunden worden sind) — kurz, das ganze Arsenal der Göttin Mode.

Das sind aber nicht so grundwichtige Fragen wie die des Lebensgenusses. Unser moderner Lebensgenuß steht im Banne der Verirrung: unsere Kost wird immer feiner, gesuchter, teurer, die Stimmung wird künstlich durch Alkohol, Tabak und „Sensationen" erzeugt. Das Liebesleben ist vergiftet durch doppelte

Moral, Käuflichkeit, Lustseuche, Perversität. Ist es da ein Wunder, wenn die Streiter für einen reinen, edlen Lebensgenuß in den deutschen Turnern kampfesfreudige Waffenbrüder suchen und traurig darüber sind, daß bei den Festen und Veranstaltungen der deutschen Turnvereine manchmal recht viel draufgeht, daß die Feststätten deutscher Kraft und Biederkeit von Dirnen — öffentlichen und geheimen — umstrichen werden, daß im Getriebe der Festtafeln trotz aller Begeisterung Kneipendunst, Weinlaune und Bierseligkeit ihr Wesen treiben, daß die Alkoholverherrlichung auch in den Schriften, Liedern und Ansprachen nicht fehlt? Wenn Vater Jahn heute einmal vom Sockel ins Leben treten könnte und das alles feststellen müßte, er würde wahrscheinlich in harten aber treffenden Worten auf die Bedeutung des „Frei" im Turnerspruche hinweisen. Die anderthalb Millionen deutscher Turner könnten, wenn sie Wassertrinker im Sinne Jahns würden, sofort den Kampf um die Befreiung Deutschlands vom Joch der Trinkunsitte und der Trunksucht entscheiden. Lockt es die deutsche Turnerschaft so wenig, die Erfüllung ihrer höheren Mission auf diese Weise zu beschleunigen?

Man mißverstehe diese Forderungen und Vorwürfe nicht! Sie werden nicht von Gegnern, sondern von Freunden der Turnsache und der deutschen Turnerschaft erhoben, von Freunden, die eben im Hinblick auf die vielen Nöte des Volkes eine größere Unterstützung von den Turnern wünschen, und — schließlich ist es im Grunde ja eine Ehrung, wenn von der deutschen Turnerschaft und ihren Führern noch mehr erwartet wird, mehr als von anderen. Es soll auch unbedingt anerkannt und hervorgehoben werden, daß schon sehr viele Turner im Sinne der gründlichen Lebensreform arbeiten und auch manche Vereine in der durchgreifenden Bekämpfung der besprochenen Volksübel mit vorangehen.

So können wir vom Vortrupp die Hoffnung aussprechen, daß die deutsche Turnerschaft allmählich ihrer gewaltigen Kerntruppe eine Richtung geben wird, in der die in ihr schlummernde Stoßkraft viel mehr als bisher zur Verjüngung und Ertüchtigung unseres Volkes ausgenützt werden kann. Im Stolz auf die Vergangenheit unserer deutschen Turnerschaft und in der freudigen Hoffnung auf ihre Weiterentwicklung rufen darum auch wir den deutschen Turnern zum Zwölften deutschen Turnfest ein „Gut Heil!" zu.

Arthur Euerssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Siiwert Taaken", ein deutsches Schicksal.

„Und ich sann, wie groß und gut das alles gewesen war, was Siiwert Taaken gewollt hatte — und wie unmöglich zu erreichen, solange die Unterirdischen das Netz werfen können, das die Siiwert Taakens mit umschnürten Gliedern in die Grube reißt. (Popert, „Helmut Harringa".)

Liebe und Mitleid und schwerwiegende Erkenntnis, aus hartem Ringen gewonnen, drängen mich „alten Studenten" in die Rolle des treuen Eckhart. Und also warne ich unsere heutige Jugend, besonders die „akademische", vor dem Netz der Unterirdischen. Der Unterirdischen, deren verderblichster Geist, zweieinig mit dem Geist des Weins, der tückische plumpe Biergeist ist. Er schafft die poesielose Tragödie des deutschen Bierphilisters.

Uns Jungen gab damals niemand diese Warnung mit auf den Weg, als wir sie nötig hatten.

Schritt für Schritt mußten wir uns im Leben durch eine Art Dickicht schlagen, ließen dabei an Dornen manchen Tropfen Blutes, verschwendeten wertvolle Kraft an Erbärmlichkeiten. Der innere Kompaß war unsicher. Manchen Irrweg mußten wir daher mit schmerzenden Füßen wieder zurückwandern, um den Kreuzweg neu zu finden, wo der richtige Pfad abzweigte. Irregeleitete Instinkte führten manchmal in Sackgassen, aus denen es wohl einen Rückweg und stöhnendes, mühevolles Entrinnen gab, aus deren Überwindung die Seele aber mehr Müdigkeit, als Stärke gewann. Mancher Schwächere fiel. Aber auch mancher Starke sank und blieb liegen. Flügellahm geschossener Adler. „— —. Er schleicht aus dem Gebüsch hervor und reckt die Flügel — ach! — Die Schwingkraft weggeschnitten — hebt sich mühsam kaum am Boden weg unwürd'gem Raubbedürfnis nach, — —"*). Kein seltenes Bild! Sicher ist: Keinem der Unsrigen ließen die Unterirdischen ganz heile Seele und ganz heile Glieder.

„Kampf ist der Vater aller Dinge". Gewiß, aber in diesem Falle war er der Vater der Erkenntnis, daß all die jammervoll vergeudete Kraft weder mir noch meinen Freunden noch meinem Vaterland irgend etwas eingebracht hat, was nicht zehnfach heilsamer und segensreicher Elternhaus und Schule uns hätten geben können.

Nun höre ich aber von akademischen und nichtakademischen Stammtischen her ein Wortgerassel, auf das ich schon lange gewartet habe, und das mir beweist, daß die Stammgäste Darwin, Haeckel, Bölsche u. dgl. gelesen haben, oder daß sie auf eine recht tüchtige Zeitschrift abonniert sind: „Kampf ums Dasein", „struggle for life", „Selektionstheorie", „Auslese der Besten", so und ähnlich tönt es. Hören muß ich, wieviel „tüchtige Beamte" aus dem geschmähten „Biersumpf" unserer

*) Goethe, „Adler und Taube" (Gedichte, 2. Teil, S. 27, bei Reklam). Ich weiß von Einem, der auf seinem allzufrühen Sterbebette sich dies Gedicht — als Letztes — vorlesen ließ.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Universitäten hervorgehen*), wieviele „Männer in hohen Stellungen" auf der Alma mater „lose Vögel" waren, ferner: daß Kampf die Kräfte stärke usw., usw.

Schälen wir das Wesentliche aus all den Zurufen und Schlagworten heraus, dann bleibt der nüchterne Satz, daß der Alkohol (in unserem Falle also der Bierkult) auch ein förderlicher Auslesefaktor sei im Kampf ums Dasein.

Sollte „der runde Tisch", diese Ansammlung von „Intelligenzen", wirklich recht haben?

Tausendmal nein!! Hört es, ihr akademischen und nichtakademischen freien Männer und Frauen Alldeutschlands: Es gibt keinen rassenmörderisch wirksameren Irrtum, als den einer „Alkohol-Auslese". Selten hat der deutsche Biertisch (von dem allerdings von jeher ein Fluidum sattgenügsamer Frivolität ausging) uns einen derart volksmörderischen Blödsinn beschert, wie den einer Art Standesauslese durch Alkoholtraining, der „Erziehung zur Direktion" oder eines Teiles der „Korpserziehung", oder wie die bestimmungsmäßige Biersumpfdurchwatung und das hierdurch erzielte Training sonst genannt werden mag.

Man schämt sich beinahe, derart nach „Hopfen und Malz" riechende Einwürfe ernsthaft kritisch anzupacken. Aber es hilft alles nichts. Wir müssen auf diese Bierfaßargumente ihrer Gefährlichkeit halber einen Augenblick eingehen.

Daß der Alkohol kein natürlicher und förderlicher Auslesefaktor ist, den man im Ernst neben die in der Allmutter Natur wirkenden auslesenden Kräfte stellen kann, das ist schon mehrfach nachgewiesen worden. Am eingehendsten wohl von Plötz und von Rüdin. Plötz z. B. führt in überzeugender Weise aus, wie der „mäßige" Alkoholgenuß rassenhygienisch noch schädlicher wirkt, als der unmäßige. Dieser merzt wenigstens stärker aus und vermindert stärker die Geburten Untüchtiger, jener schwächt aber die Rasse ohne förderliche Ausmerzung.

Doch ich schlage vor, daß jeder, dem es irgend möglich ist, sich diese interessanten und wichtigen Ausführungen einmal selbst näher ansieht, und daß ein jeder dann die Lektüre der beiden Gruberschen Schriften „Volkswohlfahrt und Alkoholismus" und „Die Bedeutung der Alkoholfrage für Deutschlands Gegenwart und Zukunft" (möglichst auch v. Bunge, „Alkoholvergiftung und Degeneration") hinzufügt.

Wir möchten nämlich, statt aller mehr wissenschaftlichen Erörterungen (die uns hier sicher zu weit führen würden), lieber einmal auf die Beobachtung des rings um uns flutenden Lebens hinweisen. „Ein jeder lebt's, nicht allen ist's bekannt". (Wem es aber „nicht bekannt" ist, — der schärfe sich dazu Instinkt und Sinne.)

*) Die „Akademischen Monatshefte" z. B. (Organ der deutschen Korpsstudenten) brachten unlängst eine über zwei bis drei Nummern sich erstreckende (etwas ermüdende) Aufzählung aller aus den Korps hervorgegangenen Männer in hervorragenden Stellungen. Und wirklich, es wimmelte nur so von Ministern und Geheimräten! Und zwischen den endlosen Zeilen, stand da nicht „Propter hoc"? Oder sollte ich mich geirrt haben? —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also versuchen wir's mal mit einfachem Beobachten und Nachdenken:

Wohl jeder hat schon gelegentlich die Erfahrung gemacht, daß auch recht feine und kluge Menschen, ja oft geradezu geniale Naturen, durch den Trunk oder auch nur einen Gelegenheitstrunk auf ihrer Lebensbahn entgleisen und jämmerlich zugrunde gehen. Beobachtet man einen solchen Menschen mit dem Interesse, das die Abstinenz (und die dazu gehörige Hilfsbereitschaft) verleiht, dann kommt einem oft der Vergleich eines solchen Menschen mit einem besonders feinen und wertvollen Instrument, das natürlich feiner und stärker auf (nicht naturgemäße) Schäden reagiert, als ein gröber verfertigtes Instrument, dem diese Schäden scheinbar nichts antun können. Oft sind es warmherzige, phantasiebegabte und temperamentvolle Künstlernaturen, auf die gerade die Rauschgifte eigentümlich heftig und störend wirken.

Da ich in meinem kleinen Lebenskreise bereits eine ganze Reihe solcher Menschen „unter die Räder" kommen sah, so schließe ich daraus, daß unser Volk jährlich mehrere Tausende solcher Menschen einbüßt, die trotz ihrer Empfindlichkeit doch entschiedenes Edelgut darstellen.

Ferner gibt es noch einen zweiten wertvollen Menschentypus, den ich so oft schwer unter dem Alkohol leiden und auch nicht selten schmählich versinken sah. Ich meine hier eine besondere Art von Tatmenschen, die Draufgängernaturen, soldatische Naturen, Männer mit Husarengeist und einem Überschuß an Lebenskraft, Männer mit einer gewissen aufopferungsbereiten Selbstverachtung, die im schäumenden Becher starken Getränks einen zu bestehenden Gegner sehen, bei dessen „Vertilgung" sich Stärke mit Stärke zu messen glaubt. Wer kennt ihn nicht, Liliencrons Typ: „Die Feder am Sturmhut, in Spiel und Gefahren . . ."? Mancher Prachtjunge dieses Schlages ging von jeher schon und geht heute noch im „Suff" unter oder wird flügellahm. Kriemhildens Traum, daß ihren „Falken, stark, schön und wilde, zween Aarn erkrummen", erfüllt sich auf wenig heldenhafte Art durch Suff und Hurendienst (par nobile fratrum!) noch heute Tag für Tag. Ihr Mütter, ihr Bräute und ihr Schwestern, die ihr in all dem Jammer klaren Blick bewahrt habt, alle rufe ich euch als Zeugen auf, falls ein grausames Geschick euch die Wahrheit meiner Worte bestätigt hat!

Auch solcher Wertmenschen also büßt unser Volk jährlich Tausende ein. Nutzlos und ruhmlos gefallene Menschenopfer. Wie herrlich wären diese „Husaren" vor jedem würdigen Feinde gefallen, — wenn's not tat! Und wie erbärmlich bluten sie sich aus, im grauen Netz verstrickt, das die „Unterirdischen" warfen!

Aber noch bleibt ein dritter Typus. Schöpferische Menschen, Große, Seltene, wie knorrige Eichen, denen scheinbar kein Sturm und kein Wurm etwas anhaben kann. Kalifornische Baumriesen, durch deren mächtigen Stamm spielerisch-frivole Technik Tunnels baut, ohne sie zu stürzen, ohne ihrem Leben und Blühen zu schaden.

Ohne zu schaden? Ja, so urteilt die oberflächliche Menge, die instinkt- und urteilsschwache Masse aller Stände! Wer aber die Frage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Rauschtrankschäden wirklich kennt, (d. h. mit Verstand und Gemüt begriffen hat und mit unversehrter Urteilskraft), der weiß, daß der Wein- und Biergeist auch nicht vor der Majestät des schöpferischen Tatmenschen ehrfürchtig Halt macht. Der weiß, daß der verächtliche, chemisch-mechanische Feind sich auch hier durchzusetzen versteht.

Hier sind wir nun endlich an dem Typus angelangt, den uns Hermann Popert in seinem „Harringa" als ein deutsches Männerschicksal so meisterhaft und so ergreifend gezeichnet hat, daß Puls und Nerven drängen, darauf näher einzugehen.

Siiwert Taaken, der Nordfriese, ist eine mächtige, gedrungene Persönlichkeit, eine Reformatorennatur, einer von den Männern, die berufen erscheinen, mit Titanenkraft sperrende Blöcke aus dem Kulturweg ihres Volkes zu wälzen. Ein Mensch mit unbändiger Lebenskraft und mit gewaltigem Schaffensdrang. Tiefsten Antrieb zu all seinem Streben gibt ihm seine leidenschaftliche Liebe zum Germanentum, zur Weltbefreiungsidee durch die traumschweren, ernsttüchtigen nordischen Langköpfe. Ein Mann von zäher, unermüdlicher Arbeitskraft und mit einem hinreißenden Schwung in seinen Worten und in seiner streitbaren Feder. Begründer der Zeitschrift „Pidder Lüng", die das germanische Freiheitsideal als Richtschnur und Leitstern besitzt. Ein Gewaltiger, vor dem das Krämer- und Gründervolk des neudeutschen Industriekapitalismus ebenso zittert, wie die Herren „vom grünen Tisch", und was sonst in dem Roman „Harringa" noch Perrücken trägt oder aus der Not und dem Sumpf der Zeit materiellen Vorteil und erbärmlichen Gewinn zieht.

Wie dieser hochfliegende Aar, dieser gewaltige germanische Volkstribun, wie diese lebendige, sprühende Persönlichkeit bei leidlich gesundem Leibe stückweise stirbt, wie die Geister der schlammigen Tiefe, die „Unterirdischen", verkörpert im gewohnheitsmäßigen, „mäßigen" deutschen Stammtischtrunk, diesen Kämpfer in das graue Netz des platten Philistertums einspinnen, und wie sie ihn bei lebendigem Körper zu geistigem Tod hinabziehen in ein tieferes Stockwerk — den schauenden Türmer hinab in das Kellergeschoß der Ungefährlichkeit, — das ist im fünften Kapitel des „Harringa" ergreifend geschildert.

Dies zollweise Versinken mit geschwungenem Humpen und immer noch gesinnungstüchtigem Reden, dies letzte Auftreten eines schlachtfeldechten Führers auf der Tingeltangelbühne des Spießbürgertums, im Zigarren- und Bierdunst, und sein ehrfürchtig bestaunter Theaterdonner, — wem sich da nicht die Faust ballt, wessen Auge da nicht in zornigen Tränen schwimmt, wessen Wille da nicht zu heiligem, stillem Gelübde erwacht, der verdient keinen Tropfen germanischen Blutes in den Adern zu haben. Der hat eben im Leben die Augen nicht gehörig aufgemacht, der hat nicht im Gemüt erlebt, daß ringsum liebe Freunde ebenso sanken, das Evoë und Prosit auf lachenden Lippen. Dessen völkischer Instinkt bedarf ganz einfach der Auffrischung durch würdigere Lebensführung und Lebenshaltung. —

Siiwert Taaken, — ein deutsches Schicksal!

Siiwert Taaken*), den treffen wir auf Universitäten: Vorher ideal gesinnte, kraftstrotzende Musensöhne, dann junge Dozenten mit faustischem Drange, mit ewig ungestilltem Hunger nach Echtheit und Tiefe, — — später müde, behäbige, vorsichtige, schwunglose Professoren, Karrenschieber der ungefährlichen duldsamen Mittelmäßigkeit, — oder auch gesättigte „Autoritäten", die die Höhe des akademischen Lehrstuhles zu Advokatenreden mißbrauchen, in denen das akademisch Ewiggestrige die Morgenröte verlacht, Männer, die ihren anspruchsvollen Hochsitz zu gambrinistischen Tiraden mißbrauchen, zu anakreontischen Zornergüssen aus dem Geiste der Menge, deren demagogisch gerufenes Trampeln dann die rhetorisch gerunzelte Stirn des Gewaltigen glättet.

Siiwert Taaken, den treffen wir auf Pastoraten: Vorher junge Theologiekandidaten und Vikare, denen die Lehre Christi in ursprünglicher Reinheit in der Seele glüht — später „joviale" Pastoren, Pröpste und gar Konsistorialräte, deren Christentum zugleich mit den Wänden ihrer Schlagadern starr und hart wird. Und deren Seele ebenso verfettet, wie ihr Leib. Pharisäer und Schriftgelehrte, die Jesum aus Nazareth täglich und stündlich kreuzigen.

Siiwert Taaken, den treffen wir auch unter den Ärzten: Vorher junge Studiosen, Kandidaten und Medizinalpraktikanten, denen der begeistert erwählte Beruf eine Mission ist, mitzuarbeiten an der Gesundung unseres armen Volkes (arm doch in allen Klassen!) und Todesnot und Schmerzen nach Kräften zu lindern, vor allem aber: das furchtbare Menschenschicksal der erblichen Leiden zu ergründen, deren wegeweisende Erkenntnis nur sehr feinen Fingerspitzen, sehr hellhörigen Ohren, sehr fein spürendem Wittern und nur sehr tief und weit sehenden Augen beschert sein wird, — später zufriedene Sanitätsräte, denen der Beruf ein gut zahlendes tägliches Geschäftspensum bedeutet, und deren „Lebenserfahrung" eine ganz bestimmte Art von sarkastischem zynischem Pessimismus zeitigt, der vor seelischen Dingen, vor Menschheitsfragen, vor rassenhygienischen und volkshygienischen Bestrebungen ein Lächeln „nicht zu unterdrücken vermag". Dies Lächeln heißt etwa: „Dies Stadium haben wir gottlob hinter uns. Wir sind abgeklärt. Wir wurden still und aufs Praktische gerichtet. Das macht das Leben!"**)

Siiwert Taaken, den finden wir auch im Offizierberuf: Vorher junge Leutnants, Volkserzieher zur männlichen Tüchtigkeit, warmherzige Kameraden und Berater jedes einzelnen Mannes ihrer Kompagnie, Kenner des seitherigen Schicksals ihrer einzelnen Leute, voranleuchtend in jeglicher Leistung, ritterliche Gestalten, denen keine Hürde zu hoch, kein Fluß zu breit ist, junge Männer, die es fertig bringen, nach heißer, anstrengender Felddienstübung noch ein gutes Buch zu lesen, damit Geist

*) Die folgenden Beispiele und Betrachtungen beziehen sich auf alle drei Typen; nennen wir sie Künstler, „Draufgänger" und „Titanen".

**) Es ist, auf „Behörden" übertragen, der Geist, der Taten umgeht und vor ein „Hic Rhodus —" gestellt, „Erwägungen anstellt".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Gemüt nicht verarmen, — später pausbäckige Hauptleute, die stöhnend ihr Ende gekommen glauben, wenn die strenge Felddienstordnung einmal verlangt, daß sie zu Fuß eine Stellung nehmen sollen, und die nachher im Kasino wie tot im weichen Klubsessel liegen und erst nach etwas Porter und Sekt wieder gesprächig werden, — und denen ihre Leute „Material" sind.

Siiwert Taaken, den finden wir auch unter den Lehrern: Vorher junge Lehrer, die sich dauernd bewußt sind, Edelgut, völkische Zukunft in ihren formenden Händen zu halten, — später Dickbäuche mit Kneipenduft an ihren Kleidern (welchen Duft die feine Nase der freiluftgewöhnten Jugend bei den zwischen Bankreihen Wandelnden sofort feststellt), Löwenköpfe mit knarrender Stimme und saurem Atem und „Montagsstimmung", Lehrer, die — ihr „Pensum" erledigen.

Siiwert Taaken, den finden wir (mutatis mutandis) ebenso unter Kaufleuten, Schriftstellern, Künstlern und Redakteuren („Masse, Mammon, Mittelweg" heißt der leitende Dreistern der letztgenannten „Praktiker"), kurz überall und in allen Berufen*).

Siiwert Taaken ist leider sehr häufig in unserem Vaterland.

Bezeichnend für den teutonischen Siiwert Taaken-Typ (im erweiterten Sinne) ist die innige Mischung von immer noch ansehnlicher und achtbarer Tüchtigkeit mit Bierphilistertum. Bezeichnend ist der außerordentliche Mangel an Schwungkraft, an Verständnis für Seelisches und Metaphysisches, die Vorliebe für „Gemütlichkeit" (die ihres tiefsten Wortsinnes spottet), der mangelnde Sinn für stille, feine Kunst, für Klassisches, für schlichte Schönheit. Bezeichnend ist auch der (mit fortschreitendem Sinken immer mehr hervortretende) Sinn für vergröberte Kunst, als etwa für Biermusik, Tafelmusik, Grammophon, Regimentskapelle, bengalische Beleuchtung, Kriminalromane, Durchschnitts-Kino, Wernings patriotische Festspiele, „süße" Genrebilder oder butzenscheiben-poetische Bilder bekannter, vielgenannter „Familien"-Zeitschriften, die in keinem „Lesemappen"-Abonnement fehlen, Variété, Orchestrion u. dgl. mehr. Bezeichnend ist vor allem die eigentümlich leblose, sterile Sattheit und eine gewisse trübe Schwellung und Verwischung aller charakteristischen Umrisse auf körperlichem und geistigem Gebiet.

Man glaube ja nicht, daß diese zuletzt nahezu regungslose Seelenverfettung etwa eine natürliche Alterserscheinung darstelle. Bewahre, die Siiwert Taakens sind meist nicht an Jahren alt (sie sterben meist „in hoch geachteter Stellung", zwischen 50 und 60 Jahren). Auch sind sie nicht etwa in gewöhnlichem Sinne regungslos; sie können sogar lustige und sehr unterhaltende Herren sein und vorzügliche Gesellschafter (wenigstens was unsere „Gesellschaft" so nennt!).

---

*) „Im Hexameter hebt der Jüngling die Arme zum Hechtsprung,
Im Pentameter drauf — steigt er gelassen ins Bad."
Otto Julius Bierbaum, du trinkfester, alter Korpsbursche, du armer, geistvoller, witziger, nierenkranker Zuspät-Abstinent, sahest du das an manchen deiner Freunde? An vielen?

Und doch sind sie tot. Und doch ist ihre ursprüngliche Persönlichkeit gestorben. Das Flügelkleid der Gottnatur, das mit ihnen geboren wurde, ist zerschlissen. Die seelischen Flügel sind ihnen gebrochen. Zuletzt bleibt nur noch der sarkastisch-„gemütliche" Bierphilister, der Feind jeder Aufregung und echten Anregung. — —

„Und ich sann, wie groß und gut das alles gewesen war, was Siiwert Taaken gewollt hatte — und wie unmöglich zu erreichen, solange die Unterirdischen das Netz werfen können, das die Siiwert Taakens mit umschnürten Gliedern in die Grube reißt."

Anklagend erheben sich die Geister ungeborener Taten. Traurige allegorische Spukgestalten, vom Dichter beschworen, huschen empor, Gespensterbilder halb vollendeter Werke, verdorbener Pläne, erloschener Tatkraft, verspielten Glücks, verscherzten Vertrauens, enttäuschter Erwartung und gebrochener Treue. Seltener sind da krachende Katastrophen, häufiger, entsetzlich und eintönig häufig: langsames Versickern, Verschlammen und Verrinnen. Breit, seicht und verschlickt das Strombett, darüber, im Abendnebel, die klagenden, verscheuchten Geister einstiger blauer Tiefen und munterer Stromschnellen.

Genug der traurigen Bilder! Brunnentief gebohrt und des besonderen Nachdenkens und Nachfühlens wert erscheint uns in der Gestalt des Siiwert Taaken das deutsch-völkische Sonderproblem der Alkoholverelendung unserer Besten.

Zahlreiche Führer und Verantwortliche, Leiter und Lehrer unseres Volkes, alle mit mehr oder weniger großem Gefolge, das am Räuspern und Spucken des Gewaltigen und an seinen Lippen hängt, Männer, deren Beispiel suggestiven Einfluß ausübt, — dämmern und döfen sie nicht mehr, als es die Not der Zeit erlaubt, schieben sie nicht „schlechthin" ihren Pflichtkarren, wo Neuschaffen, Neulandsuche und Weiterbilden am Platze wäre?

Wuchern sie nicht herzlich schlecht mit ererbten Pfunden?

Rufen sie nicht Hurra vor pflichtmäßigen Selbstverständlichkeiten?

Suchen sie das ungestörte Ihre nicht zu gerne vor Volks- und Menschheitsfragen?

Feiert nicht der Geist der Pension und Versorgung ekelhafte Orgien vom Staatsexamen bis (20 bis 30 Jahre später) zum „Abschiedsessen"?

Wieviel seelischer Flügelstaub muß in die Gossen der Universitäten und Seminare geschwemmt worden sein, bis der saturierte Arzt, Beamte, Lehrer, Baumeister im Göpelwerk seiner Alltagsarbeit seine Runden ohne andere Sehnsucht abläuft, als der nach dem abendlichen Skat und „Siechen"-Bräu!

Höhentrieb und Tiefensehnsucht, Christusfolge und All-Liebe, alles höchste menschliche Sehnen und Fühlen, in großen, guten Menschen wirkend, baut am Tempel einer kommenden Menschheit, am „Reiche Gottes". Aus den brennenden, suchenden, offenen Augen jedes der echten, größten Führer und Forscher, blickt das „metaphysische" Bedürfnis. Dies allein gibt allen schlummernden großen Dingen Erweckung, Richtung und Sieg. Und schafft auch göttlich hohe Werte in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Geistig Armen". Von den verwundert staunenden, großen Kinderaugen des genialen Menschen bis zu den schweinchenhaft gekniffenen des gemeinen Bierphilisters ist eine ununterbrochene Stufenleiter seelischen Verfalls.

Allen Menschen war aber die volle Seele beschert.

Welche Irrwege gehörten dazu, die Menschen und ihr Antlitz, die Seelen und ihre Spiegel so zu gestalten, wie der Durchschnitt sie zeigt!

Das Siiwert Taaken-Problem zeigt uns aus dem Pandämonium aller entartenden Mächte einen der furchtbarsten Dämonen. Und wir wissen: so lange dieser die Geißel schwingen darf, (mit oder ohne „Mäßigkeits"-Schild in der krallenbewehrten Linken), solange ist der Kampf der armen, irrenden, suchenden Menschen gegen die anderen „Unterirdischen" bis zur Lächerlichkeit vergeblich. —

* * *

Wer sich näher mit der Alkoholfrage beschäftigt, der hört viel von den 200000 Deutschen, die alljährlich der Genuß dieses Stoffes vor den Strafrichter bringt, und er hört, daß bei uns Deutschen etwa die Hälfte aller schweren Verbrechen dem Alkohol zur Last fallen. Er hört, daß in Deutschland fast der dritte Teil aller Geisteskrankheiten auf das Konto dieses Gehirngiftes kommt. Er hört, daß in unserem Vaterland 50000 Tote und Millionen Verwundeter (Kranker) jährlich auf dem unrühmlichen Schlachtfeld dieses Tyrannen liegen bleiben. Er hört, daß in Deutschland 1500 Selbstmorde und über tausend schwere Unglücke und Katastrophen jährlich dem „Sorgenbrecher" zur Last fallen. Er hört, daß im deutschen Reich alltäglich zahllose arme Kinder von Trunkenen mißhandelt, unzählige arme Frauen von Trunkenen geschändet (in und außerhalb der Ehe geschändet!), unzählige wehrlose Tiere geschunden und gequält werden. Er hört, daß das deutsche Volk für dies unnütze und mörderische „Gut" jährlich fast 4 Milliarden Mark, also etwa dreimal so viel wie für Heer und Marine, ausgibt. Er hört (und sieht dann auch — vielleicht), wie dafür alltäglich eine trübe Flut von Häßlichkeit, Aberwitz, Geschmacklosigkeit und Seelenmarter von den Stätten des Alkoholgenusses in unser Volksleben strömt.

Und bringt es der Betrachtende und Verstehende angesichts all dieser Tatsachen fertig, dem Wein- und Biergeist, dem Geiste, der diese Summe von Scheußlichkeiten wirkt, noch weiter eine Rolle in seinem anständigen Privathause zu gönnen, dann — — dann verzweifle ich an diesem Menschen noch immer nicht, denn ich habe dann immer noch Hoffnung, daß ihn das ehrliche und innerlich freie Nachdenken über Siiwert Taaken dazu bringt, persönlich mitzuwirken, daß im Volke Erkenntnis und Wille zur Tat wachse und daß der Not einmal ein Ende werde.

G. Wanderer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das deutsche Gymnasium.

Mit Freuden sollten wir es jedesmal begrüßen, wenn uns Zeitgenossen der „individualistischen" Schulreformer — mit innerem Beruf oder ohne ihn — ab und zu eine durchaus sachlich gehaltene Schrift über unsere höheren Schulen und ihr Verhältnis zur Kultur der Gegenwart zu Gesicht kommt. Unter diese seltenen Erscheinungen rechne ich „Das deutsche Gymnasium" von Prof. Dr. G. Budde*).

Mit dem „deutschen Gymnasium" meint der Verfasser „nicht etwa das Gymnasium, wie es jetzt neben anderen Schulformen in Deutschland zu Recht besteht, sondern diejenige auf nationaler Grundlage ruhende, einheitliche höhere Schule der Zukunft, die erst noch geschaffen werden muß und die der gegenüber früheren Zeiten veränderten Kulturlage und Bewertung fremder Sprachen und Kulturen entspricht".

Es sei gleich vorweg bekannt: wer ohne selbständiges Urteil in Fragen der Organisation des höheren Schulwesens eine kurze, geschichtlich-kritische Einführung in die brennende Frage der Schulreform, zumal des Unterrichts in den fremdsprachlichen Fächern, wünscht, dem wird die vorliegende Neuerscheinung einen guten Dienst erweisen. Übrigens dürfte sie auch dem Fachmann, über die bloße Anregung hinaus, manches inhaltlich Neue bringen.

Die sechs Kapitel des Büchleins tragen folgende Überschriften:

1. Das Altertum im Urteil des Neuhumanismus.
2. Das neuhumanistische Gymnasium und sein Ausbau durch Johannes Schultze.
3. Das Altertum im Urteile unserer Zeit.
4. Die Bedeutung der französischen und englischen Sprache und Kultur für unsere Zeit.
5. Die deutsche Kultur.
6. Konsequenzen für das höhere Schulwesen.

Ich will versuchen, den Gedankengang der Schrift in den Hauptzügen wiederzugeben.

Die geistigen Schöpfer des heutigen humanistischen Gymnasiums sind recht eigentlich zwei Männer: Wilhelm v. Humboldt (1767—1835) und Friedrich August Wolf (1759—1824). Als Neuhumanisten wurzeln sie mit allen ihren Anschauungen im klassischen Altertum, besonders im Griechentum. Gemeinsam ist ihnen vor Allem diese Auffassung: nur durch die Betrachtung der Überreste des griechisch-römischen Altertums erlange man die wahrhaft philosophische Menschenkenntnis, das heißt die Kenntnis der verschiedenen geistigen, empfindenden und sittlichen Kräfte, die im Menschen verborgen liegen. F. A. Wolf betont im besonderen die durch nichts zu ersetzende geistige Schulung, wie sie

*) Schriften der Kritischen Tribüne über Politik und Zeitfragen, herausgegeben von Siegfried Flesch. 1. Reihe, 12. Heft. Verlegt bei Hans Wehner in Leipzig 1913. Preis 80 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die eingehende Beschäftigung mit der lateinischen Sprache verleihe. W. v. Humboldt macht für die Bedeutung des Lateinischen mehr kulturhistorische Gründe geltend. Aus diesem neuhumanistischen Geiste also wurde unser humanistisches Gymnasium geboren. Es fragt sich nun, ob die eben angedeutete Auffassung vom Wesen des klassischen Altertums nach einem Jahrhundert philologisch-historischer Forschung noch als richtig gelten kann.

Die Antwort gibt das 3. Kapitel. Einer der bedeutendsten jetzt lebenden Kenner des griechischen Altertums, von Wilamowitz-Moellendorff, urteilt über die neuhumanistische Auffassung des (griechischen) Altertums: sie gehe hervor aus einer ganz ungeschichtlichen Betrachtungsweise, für die sich der Gesichtskreis der Forschung auf das „idealisch Geltende" im Griechentum beschränke. Zu einem ganz ähnlichen Ergebnis gelangt Prof. Dr. Ed. Spranger in seinem ausgezeichneten Werk: „Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee". W. v. Humboldt, und mit ihm die Neuhumanisten, fanden im Griechentum, seiner Literatur, Philosophie und überhaupt seiner geistigen Kultur das, was sie bei den Griechen finden wollten. Als „Quellen und Muster" des griechischen Geistes erkannte Humboldt schließlich nur noch Homer, Sophokles, Aristophanes und Pindar an: ein kostümiertes Altertum, nicht seine wahre, unverklärte Gestalt. — Wie steht es weiterhin, bei Licht besehen, mit dem Schlagwort von der formalen Bildung, die man in zureichendem Maße nur aus dem altsprachlichen Unterricht gewinne? Mager, der Begründer des „Pädagogischen Archivs", antwortet darauf wie folgt: „Unsere philologischen Schulmänner sind (in der Frage des Betriebes der klassischen Sprachen) bis zu der traurigen Ausflucht gekommen, es sei gar nicht der Zweck des lateinischen und griechischen Unterrichts, daß Lateinisch und Griechisch gelernt wird." — Vielmehr, daß die zumal im Lateinischen wortgewordene Logik den Schülern offenbar werde. — Nun scheint dies ein Naturgesetz in der Geisteswelt zu sein: Der Schöpfer und erste Verkünder eines großen Gedankens vernarrt sich niemals so sehr in ihn wie es seine Schüler tun; denn die vorbereitende Geistesarbeit mit all ihren Wenn und Aber ist ihm allgegenwärtig. So hat auch Humboldt noch manchmal an der Richtigkeit seiner Ansicht vom klassischen Altertume gezweifelt; für die Gymnasialorthodoxie ist sie zum unerschütterlichen Dogma geworden, an der zu zweifeln Dummheit oder Frevel ist.

Die dogmatische Verknöcherung begann schon zu Humboldts Lebzeiten. Mit der Aufgabe, die preußischen Gelehrtenschulen im Sinne des Neuhumanismus zu reformieren, wurde der Staatsrat Süvern beauftragt. Die „Konstitutionsakte des Gymnasiums", wie F. Paulsen treffend den Lehrplan von 1816 bezeichnete, sah einen verbindlichen Sprachunterricht im Lateinischen, Griechischen und Deutschen vor. Da Französisch und Englisch entweder überhaupt nicht oder nur wahlfrei gelehrt wurden, gab es damals eigentlich nur zwei Fremdsprachen; von einer der beiden, dem Griechischen, konnte

auf Antrag auch noch Befreiung eintreten. Und das trotz der hohen Einschätzung dieses Faches seitens der Neuhumanisten! Erst Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts, nachdem Johannes Schultze den weiteren Ausbau übernommen hatte, wurde das Griechische für alle Gymnasien verbindlich; jedoch nahm es nicht, wie zu erwarten, eine Vorrangstellung vor dem Lateinischen ein. Im Gegenteil! Da das Lateinische vorwiegend die formale Verstandesbildung, das Griechische aber hauptsächlich die allgemeine Menschenbildung geben sollte, so wurde gemäß den pädagogischen Anschauungen Hegels das Lateinische dem Griechischen an Stundenzahl vorangestellt. Der gesamte Lehrplan von 1837 wies für Latein, Griechisch, Französisch wöchentlich zusammen 140 Stunden auf, das Deutsche nur 22. Denn nachdem für die logische Bildung, ebenso wie für die allgemein menschliche Bildung, gesorgt war, blieb dem Unterricht in der Muttersprache nicht mehr viel zu tun übrig.

In seinen späteren Jahren gelangt Humboldt zu anderen Maßstäben, von denen aus ihm der Gedanke der modernen Humanität erwuchs; und er sah als die eigentlichen Träger dieser modernen Humanität die Deutschen an. Humboldt redet jetzt sogar von „Dürftigkeit" und „Leerheit" der Griechen und vermißt in ihren Charakteren das Persönliche. In diesem Sinne sagt denn auch Budde: „Zwar werden auch wir stets zu den Meisterwerken der Griechen zurückkehren. Aber zur Lebensdeutung kann uns auch ihre Kunst allein nicht werden, sondern uns kann nur eine solche Kunst wahrhaft befreien, erlösen und über uns selbst hinausführen, die von den Problemen unseres eigenen Lebens genährt ist."

Die Frage nach der Bedeutung der französischen und englischen Kultur für unsere Zeit wird dahin beantwortet: Die englische Literatur enthält einen viel tieferen geistigen und sittlichen Bildungswert und steht dem deutschen Wesen viel näher als die französische. Zudem tritt die französische Sprache in ihrer Bedeutung für den Weltverkehr mehr und mehr hinter der englischen zurück. Dem Französischen im Hinblick auf die formale Bildung den Vorrang einzuräumen, ist nicht wünschenswert; denn die rein formale Verstandesbildung kann und soll nicht Hauptzweck des fremdsprachlichen Unterrichts sein. Diese Aufgabe verbleibt der Mathematik.

Der Abschnitt über die deutsche Kultur gipfelt in folgenden Gedanken. In der deutschen klassischen Literatur und dem deutschen Idealismus ist die Form vorgebildet, die der deutsche Geist annehmen kann. Hier liegt die Wurzel unserer Humanität. Denn alle wirklichen Ewigkeitswerte der alten wie der neuen Fremdkulturen sind in unsere klassische Literatur mit aufgenommen worden. Dagegen ist einige Kenntnis der lateinischen Sprache zurzeit unentbehrlich für jedermann, der in der akademischen Welt lebt, ja, für jeden, der im öffentlichen Leben eine Stellung einnimmt. — Man erkennt immer mehr als dringend notwendig die Aufgabe an, die Schüler der Oberstufe in den Gedankenkreis unserer deutschen Philosophen und unserer klassischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prosaschriftsteller einzuführen. Ein gewisses Mindestmaß philosophischer Bildung ist pädagogisch weit wertvoller als die historische Bildung, die wir in einseitiger Schätzung eines übertriebenen Historismus viel zu hoch bewerten. Wenn heute noch die Zeit fehlt für „philosophische Propädeutik", so müssen die Lehrpläne umgestaltet werden. —

Von den jetzt verbindlichen Fremdsprachen sind also das Griechische und das Französische in der Zukunftsschule als wahlfreie Unterrichtsgegenstände zu betreiben. Die dadurch gewonnene Stundenzahl soll dem Deutschen zugute kommen. Mit einer derartigen Beschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts, sowie entsprechender Befreiung Unbegabter vom mathematischen Unterricht der Oberstufe wäre bereits ein wichtiger Schritt in der Richtung auf die Bewegungsfreiheit getan. Die Reform der höheren Schulen ist in einer Halbheit stecken geblieben; ehe wir die höhere Schulbildung nicht auf eine völkische Eigenkultur aufbauen, wird das Schulproblem nicht gelöst. Also keine „möglichst weitgehende Betonung der Eigenart jeder Schulform, sondern ein einheitlicher Aufbau des höheren Schulwesens!" — „Was könnte es für einen Wert haben," sagt der Verfasser mit Rud. Lehmann, „die gerade jetzt vorhandenen Schulformen in ihrer Eigenart zu konservieren? Nicht auf die Schule kommt es an, sondern auf die Schüler, nicht auf die Eigenart bestimmter Schulformen, sondern auf die Vorbildung, die sie mit ins Leben geben. Tatsächlich wird und muß denn auch die Entwicklung aufs Gegenteil hinauslaufen: die vorhandenen Schularten werden sich vermutlich auch weiterhin einander nähern, wie sie das bereits in den letzten 25 Jahren getan haben, ohne daß darum der Unterschied der verschiedenen Bildungsgrenzen völlig verwischt zu werden braucht." —

Bei der verwickelten Beweisführung in jeder besonderen Frage, die hier zu erörtern wäre, ist es unmöglich, in einer gedrängten Darstellung alle wesentlichen Punkte gleichmäßig hervorzuheben. Wem nach dem Gesagten die Begründung der Schlußsätze unzureichend erscheint, der wird nicht ohne Gewinn zu der Schrift selbst greifen.

Das „deutsche Gymnasium" hat also seinen Schwerpunkt im Deutschunterricht. Zwar steht schon seit Jahren das Deutsche „im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts"; man braucht jedoch nur einen vergleichenden Blick auf die dem Deutschen und die den übrigen, zumal den fremdsprachlichen Fächern gewidmete Stundenzahl zu werfen, und man wird sich überzeugen, daß die wirklichen Verhältnisse des Schulbetriebes in dieser Hinsicht — wenigstens an den meisten höheren Knabenschulen — viel zu wünschen lassen.

Höchste Zeit war es deswegen, als der im vorigen Jahre gegründete „Germanisten-Verband" nicht nur eine Vermehrung der deutschen Stunden als Forderung aufstellte, vielmehr auch ein Zusammenfassen aller Kräfte zur Erkenntnis des Eigensten, was unser Volk hat, unserer Kultur und ihrer Fortentwicklung: einen Unterricht, der zugleich Fach- und Gesinnungsunterricht ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hand in Hand mit dem Deutschunterricht (oder auch einem andern Fache) auf der Oberstufe hätte eine erste Einführung in die Philosophie zu gehen. Nachdem der Tiefstand philosophischen Interesses auf den Universitäten überwunden scheint*), muß auch die höhere Schule des Volkes der Dichter und Denker der neuen geistigen Lage Rechnung tragen. Jedenfalls sollten wir uns in der Erweckung philosophischen Denkens von den französischen höheren Schulen nicht länger beschämen lassen. Machte man die Zeit der letzten Schuljahre für eine unmittelbare Berührung mit der Gedankenwelt vornehmlich unserer großen Philosophen nutzbar, so würden in absehbarer Zeit gewiß auch die Klagen verstummen, die heutzutage allerwärts betreffs mangelnder Orientierung der Gebildeten über die letzten Fragen der Welt und des Lebens laut werden. —

Nur an einigen wenigen Stellen fordern die Darlegungen Buddes einen berechtigten Widerspruch heraus. So führt er zum Beispiel für die Unentbehrlichkeit des Lateinischen die Tatsache an, „daß ein volles geschichtliches Verständnis wichtiger Kultursprachen, des Französischen, Italienischen, zur Hälfte auch des Englischen, nicht ohne die Kenntnis ihrer lateinischen Grundformen möglich ist. Wer sie lernt, ohne von dieser zu wissen, kennt nur, was über der Erde, nicht was in der Erde ist." Wollte man ähnliche Grundsätze etwa auf die noch wichtigere germanische Seite der englischen Sprache anwenden, so müßte man — wohlgemerkt auf der Schule! — auch das Angelsächsische und wo möglich noch andere altgermanische Dialekte treiben. Was das philologische Studium verlangt, darf nicht zum Maßstab einer höheren allgemeinen Bildung gemacht werden. — „Die andern Fächer (das heißt die sogenannten Realien)", meint Budde ferner, „könnten im wesentlichen ihre jetzige Stellung behalten, nur wäre im Hinblick auf die geforderte staatsbürgerliche Belehrung dem Unterricht in der Geschichte eine Verstärkung zu wünschen." Ob die Mehrzahl der Schulreformer diesem Satze zustimmt? Von den Biologen und Geographen sicherlich kaum ein einziger. Und wenn die gesamte Lehrerschaft unserer höheren Schulen vom Willen zur staatsbürgerlichen Bildung der Jugend erfüllt ist, braucht auch die Stundenzahl für Geschichte nicht erhöht zu werden. —

Die von Hegel und seinen Schülern auf den Schild erhobene „formale Bildung" hat unsere höheren Schulen gegenüber andern berechtigten Forderungen der Gegenwart in eine Zwangslage gebracht. Unser Urteil über Wert oder Unwert der alten Lernschule wird allzuhäufig entweder durch eingewurzelte Vorurteile oder aber durch überspannte Forderungen getrübt. Es ließe sich sehr wohl ein Mittelweg finden, der ein nicht allzu bescheidenes Wissen, wie es die Gegenwart erfordert, vereinigt mit dem Grundsatz möglichst hohen Könnens, der formalen Verstandesbildung. Dann würde zum Beispiel auch die oft

*) Leider kann man auch heute noch auf mehreren deutschen Universitäten den „philosophischen" Doktortitel erwerben, ohne sich jemals irgendwie mit wissenschaftlicher Philosophie befaßt zu haben!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

recht anfechtbare Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenfächern (d. h. ursprünglich etwa: Könnens- und Wissensfächer) einer gerechteren Würdigung der Fächer weichen. Vielleicht gäbe es dann auch wieder mehr Freude an der Schule: die Möglichkeit, in Sachen geistiger Bildung innerhalb gewisser Grenzen nach eigener Fasson selig zu werden.

Buddes Schrift gibt viel zu denken. Wie erklärt sich letzten Endes die auch heute noch oft genug anzutreffende Überschätzung der formalen Bildung, einer Bildung, die der altsprachliche Unterricht in unerreichbarem Maße vermitteln soll? Wie trotz aller exakten historischen Forschung der unser humanistisches Gymnasium immer noch beherrschende Neuhumanismus?

Weil trotz aller Fortschritte der Sprachwissenschaft die klassische Altertumswissenschaft sich immer noch nicht zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Betrachtung der klassischen Sprachen entschließen kann, wodurch sich die in pädagogischer Beziehung höchst bedenkliche schiefe Auffassung der alten Sprachen und ihrer Eigentümlichkeiten wie eine Krankheit ewig forterbt. Weil der vielbeschworene Geist des Altertums, in den der altsprachliche Unterricht einführen soll, sich nicht etwa als Nebenprodukt modern-philologischer Forschung ergibt*). In geistigen Dingen ist das Ganze zumeist mehr als die Summe seiner Teile. Wer ein paar tausend Bäume vor sich hat, sieht darum noch nicht notwendigerweise einen Wald.

Ähnliche Fragen, die besonders unsere Realanstalten betreffen, ergeben sich noch viele. Sie alle weisen über den eigentlichen Bereich der höheren Schule hinaus auf die Universität. Ist der Geist, der dort herrscht, dem vernünftigen Fortschritt, dem allgemeinen Volkswohle günstig, dann brauchen wir uns um das „deutsche Gymnasium" nicht viel zu sorgen. Wenn nicht, so ist auch alle Schulreform wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Das Leben um der Wissenschaft willen oder nicht vielmehr die Wissenschaft um des Lebens willen — das ist hier die Frage.

Das ist auch die Lebensfrage für den Deutschunterricht. Diese Überzeugung muß sich jedem aufdrängen, der erfährt, wie man in Fachkreisen über die wissenschaftliche Vorbildung der künftigen Oberlehrer für den deutschen Unterricht an höheren Schulen denkt**). Auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 29. September 1909 zu Graz sprachen je ein Vertreter der Universität und der höheren Schule über diesen Gegenstand. Das Ergebnis der sich anschließenden Beratung kam unter anderm in folgenden beiden Thesen zum Ausdruck:

---

*) Vergleiche dazu die lehrreiche Schrift von P. Oldendorff „Höhere Schule und Geisteskultur mit Beziehung auf die Lehrerbildung."

**) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 6. Ergänzungsheft. B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1912.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. Es ist wünschenswert, daß Interpretationskollegien und Interpretationsübungen (Erklärungen) über Werke unserer großen neudeutschen Klassiker regelmäßig stattfinden.

2. Es ist wünschenswert, daß an allen Universitäten über Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts — womöglich eine Übersicht — gelesen werde.

In der Tat nimmt, um nur ein Beispiel zu nennen, Schiller einen auffällig geringen Platz an der Sonne der Universitätsgunst ein. Überhaupt tritt im akademischen Unterricht die Beschäftigung mit den einzelnen Literaturwerken unseres Volkes immer noch viel zu sehr zurück hinter dem Betrieb der Literaturgeschichte. „Ob die Philologie eine Geschichtswissenschaft sei, die Frage läßt mich kühl; wenn sie nur eine Geisteswissenschaft bleibt", sagt treffend ein bekannter Germanist. Was helfen unter solchen Verhältnissen die Klagen über den „geistigen Raubbau", der an den edelsten Erzeugnissen deutscher Dichter seitens der Deutschlehrer angeblich getrieben wird, was die Entrüstung über unsere „Aufbau-Architekten", „Schuldschnüffler" und „Textgründlinge", die den Schülern unsere Meisterdramen auf immer verleiden sollen?! Das von Ostwald entdeckte „Schulelend" in dieser wie in anderer Gestalt wird wahrlich nicht erträglicher, indem man es täglich neu an die Wand malt. Es trotzt allen Besserungsversuchen, die es nicht bei der Wurzel fassen.

Nicht von außen allein, durch Lehrpläne, grundsätzliche Erklärungen und Bestimmungen wird etwas wahrhaft Neues zustandekommen. Das Können und Wollen, d. h. vor allem die Ausbildung derer, die von Berufswegen die Grundsätze der Unterrichtsverwaltung auszuführen haben, ist entscheidend. Wann werden unsere Schulreformer in ihrer Gesamtheit sich der Tragweite dieses Gedankens recht bewußt werden? Wir warten darauf. **Dr. phil. Hans Offe.**

Der Gasthof neuer Form.

Vom Gasthof der Zukunft, vom Gasthof für die „Neuen Reisenden" will ich sprechen.

Dabei ist eine Voraussetzung zu beachten: beim „Reisen" denke ich nicht nur an das, was es heute ist: Verkehr über weite Strecken auf der Bahn zu Geschäftszwecken, Fahrten nach Massen-Erholungsplätzen in Ferienzeiten, Wandern in Feldausrüstung mit Kriegsspiel und Lautenklang. Ich denke vor allem an eine besondere Art des Reisens, wie sie die Zukunft mehr und mehr entwickeln wird: das unerläßliche Reisejahr als Mittel zum Bildungsschluß jedes einzelnen Volksgenossen. Dieses Reisen wird kein Rasen auf der Bahn und im Automobil sein, auch in der Hauptsache vielleicht nicht einmal eine Fußwanderung, sondern beim Wandern der künftigen Jahrhunderte wird das Fahrrad eine heute kaum geahnte Rolle spielen. Es wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Reisen sein mit dem Zwecke: überallhin, nicht nur über glatte grade Landstraßen, sondern dahin, wo man an das Herz der Natur und des Volkslebens gelangt, und beides studieren kann; das Reisen nicht in einander behindernden Rudeln, sondern allein oder in ganz kleinen Gesellschaften. Es soll kein müßiggängerisches Naturgenießen sein, vielmehr eine wohlvorbereitete Fahrt, deren Ziel ist: Verstehen dessen, worin wir leben, Verstehen unserer Natur, unserer Kunst und unserer Volkswirtschaft; Verstehen auf Grund persönlicher Anschauung.

Das Reisen die Hochschule Aller, als Jedermanns Studentenjahre; das Reisen als Betätigungs- und Anschauungsunterricht, als Unterricht im Freien und als Körperkultur — als Verwirklichung und Punkt auf dem J aller Schulreformträume.

So muß, so wird es kommen. Das schwebt mir vor; und da müssen unsere Gasthöfe gründlich anders werden. Aber das müssen und dürfen sie sofort, und Jeder, der das Reisen als Lebenskunst erfaßt hat oder zu erfassen sucht, wird gewiß die Mehrzahl der nachfolgenden Forderungen und Anregungen gutheißen.

1. Die Gasthofsbücherei.

Unsere Gasthöfe sind jetzt fast ausschließlich Orte zum Übernachten und zum Essen und Trinken. Aber in unendlich vielen Fällen haben die Reisenden ganz andere Bedürfnisse. Man würde viel öfter und zu anderen Zeiten einkehren, wenn man dort fände, was man braucht: Ruhe, Wetterschutz, Auskunft — ohne gleichzeitig das mit in den Kauf nehmen zu müssen, was man nicht braucht: Alkohol, Dunst, Geschwätz, Allerweltsbetrieb, reklametapezierte Wände, Geschmacklosigkeiten aller Art und anderes mehr.

Ich habe einen Teil des Landes gesehen und möchte nun verarbeiten, was ich beobachtet habe — notieren, schreiben, zeichnen, Aufnahmen entwickeln, Gesammeltes ordnen und Pläne entwerfen: wohin, wie, wann, weiter. Ich möchte auch Fragen beantwortet haben, die mir gerade diese Gegend gestellt hat, die ich grade an diese Gegend stelle.

Also eine Heimatbücherei in jeden führenden Gasthof! Was sie enthalten muß? Ausführliche, richtige Kursbücher, in denen nicht Pläne und Karten fehlen, und die nicht vom vorigen Winter sind. Dann gute Führer und Schriften über den Ort, seine Geschichte, seine Gebäude, seine Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze, Sitte, Trachten, Industrie, Sprache, Klima, Pflanzen, Tiere und Gesteinswelt, über Heimats- und Denkmalsschutz. Die gleiche Literatur von der engeren und der weiteren Umgebung. Vielleicht auch gute Unterhaltungsschriften mit örtlicher Färbung, Dialekt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dichtung. Außerdem einige Lokalblätter, aber nur soweit sie nicht Platten- und Allerweltszeitungen sind, und eine gut geleitete Großstadtzeitung. An den Wänden seien die besten Pläne vom Ort, von der engeren und der weiteren Umgebung zu finden.

Die Gasthausbücherei ist nicht zu teuer, ist rentabel für den Gasthof, denn es handelt sich ja nur um eine einmalige, langsam zu ergänzende Anschaffung, die immer wieder begehrt wird. Wer will, mag auch ein paar billige gute Lesebücher (Reklam, Hesse usw.) hinlegen für Regentage. Gute künstlerische Heimatbilder für Wechselrahmen werden Manchem willkommen sein. Doch das ist schon Geschmacksache: Das oberste aller Geschmacksgesetze aber heißt: vor allen Dingen nicht zu viel! Vor allen Dingen nichts um der Form, alles um des Inhalts willen. An schönen Formen bietet uns jedes Ahornblatt, jede Dorfkirche übergenug. Gegen „Kunst" sind wir da sehr kritisch.

Im Zusammenhang mit der Gasthofsbücherei nenne ich ein paar weitere Einrichtungen, die wichtiger sind als aller „Komfort der Neuzeit": Ein gut gehendes Baro-, Thermo- und Hygrometer und die Wetterkarten; ein zu verdunkelnder Raum mit Rubinglaslampe und Schalen zur Entwickelung von photographischen Aufnahmen; eine wirklich brauchbare Luftpumpe, Öl und sonstige Bedarfsdinge für die Fahrradlampe; Verbandzeug, Brausebad; ein paar Geräte zum Gliederrecken.

2. Aufenthalt — nicht Aufgehaltenwerden!

Wenn ich das Gasthaus der Zukunft betrete, so weiß ich eins gewiß: selbst wenn ich nicht alles vorfinde, was ich haben möchte, sicher werde ich nicht tun und nehmen müssen, was ich nicht begehre und nicht brauche!

Es läßt sich verschieden einrichten. Denken wir uns es also einmal folgendermaßen: Ich betrete den für Reisende vorbehaltenen, ruhig und licht gelegenen, luftigen Raum. Kein Zigarrenrauch, kein Alkoholdunst, kein taxierender Blick, kein Fragen nach meinem Begehren. Ich weiß: von dem Augenblick meines Eintretens an bin ich für die Stunde eine bestimmte — nicht zu große — Summe schuldig, dafür ruhe ich mich aus und benutze nach Belieben die Bücherei und Einrichtungen. Will ich allein sein, so kann ich — ebenfalls zu einem geringen Preise — ein Zimmer haben. Für Bücher usw., die ich mit hinaufnehme, zahle ich die Stunde einen geringen Leihpreis. Einzelne Führer oder Karten werden auch gegen Pfand auf die Fahrt verliehen. Benutze ich den Dunkelraum, den Reparaturkasten, ein Eßbesteck für selbstbereitete Mahlzeit usw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— ich zahl's nach Taxe. Lasse ich mir Getränke oder Mahlzeiten bereiten, so habe ich keine „gesalzenen" Rechnungen zu fürchten und brauche mir auch mit der Abmessung des Trinkgeldes nicht den Kopf zu zerbrechen. Der Wirt, der seine Angestellten selbst besoldet, erhält für Speisen und Getränke einen angemessenen Preis.

Das ist eine der Hauptschwächen des heutigen Gasthauswesens: es zwingt recht oft seinen Gästen unbegehrte Genüsse auf, meist zu sehr hohen Preisen. Ich übernachte: gut, dann muß ich dem Wirte für die Nacht nicht nur den Grundzins oder einen großen Teil davon zahlen, sondern auch ein unbegehrtes „Frühstück" von ihm zu recht ansehnlichen Preisen kaufen. Lasse ich mir es auf's Zimmer bringen, so muß ich einen Aufschlag zahlen; was nicht hindert, daß ich für „Extrabedienung" noch ein Extra-„Trinkgeld" berechnen muß. Esse ich im Gasthof, so bekomme ich viel Fleisch, das ich nicht will, und wenig Gemüse, das ich in reichlicher Menge wünschte. Ich erhalte Allerweltskost, wo ich begehrte, was gesunde Leute am Orte essen. Mancher Wirt übt sogar noch — vielen Gästen gegenüber mit Erfolg — einen „Weinzwang" aus.

Jedermann kennt diese verdrießliche Wirtschaft. Erlöst uns davon, ihr Wirte, und die Gäste kommen geströmt! Es bedeutet nicht geringere Einnahmen, sondern nur eine etwas andere Organisation, etwas mehr geistige Beweglichkeit. Ihr müßt nicht die Reisenden bezwingen, sondern ihnen dienen wollen.

3. Vorwärts!

So sollte in jedem Orte ein Gasthof sein, der einen Mittelpunkt für Heimatkultur darstellt, zuletzt nicht nur für die Fremden, sondern — auch für die Bewohner selbst! Lebendiger als Museen, bequemer als Bibliotheken! Es fehle auch in keinem Gasthof das Bad! Der Tanzsaal sei auch Raum für gute Geselligkeit, Vorträge, Volksfeste, Gelegenheits-Ausstellungen. Der preußische Verein für ländliche Kultur- und Heimatpflege will Räume des Gemeindehauses für einen Teil der angedeuteten Zwecke eingerichtet wissen. Ich glaube, ein gutes Gasthaus kann mehr daraus machen. Wie wär's, wenn einmal an diesem oder jenem Orte die Bahnhofswirtschaften mit gutem Beispiel vorangingen! Natürlich nicht in Städten, wo großer Durchgangsverkehr ist. Aber so mancher Bahnhof liegt weltvergessen da, und nur wenige Male am Tage entwickelt sich an seinen Wartestuben vorbei so etwas wie Leben und Verkehr. Wenn die Eisenbahnverwaltung mal den Pächtern aufgäbe, einiges in der angegebenen Richtung zu tun! So oder so: was richtig ist, „geht" auch. Man muß nur nicht nach der Schablone wirken wollen, sondern hellen

Auges nach Gelegenheit und Bedürfnis schauen, um frisch hier an diesem, dort an jenem Ende anzugreifen.

Daß die Sache — so weit sie nicht schon verwirklicht — in erster Linie etwas für Reformgasthäuser ist, versteht sich von selbst.

Hermann Häfker.

Jagd und Stiergefecht.

In einem Zimmer meiner Wohnung hängt ein Bild. Unter ihm steht „Das große Festinjagen bei Bebenhausen". Es zeigt etwas, was jeder Beschauer heute als eine abscheuliche Schlächterei ansieht: Eine große Wiese umgeben von einem hohen, festen Zaun, der nur nach einer Seite offen ist, liegt malerisch von baumgeschmückten Höhenzügen umgeben im Herbstsonnenschein da. An der offenen Seite sind, in Abständen von einigen Metern durch Brüstungen geschützt, mit blauen Baldachinen überdeckte Stände eingebaut. Hier stehen festlich gekleidete, ordengeschmückte Herren, die Büchse in der Hand. Hinter dem Zaun hat sich eine wohl nach Tausenden zählende Menge angesammelt, die mit langen Hälsen beobachtet, was auf der grünen Wiese vor sich geht. Hunderte Stück Wild werden meilenweit zusammengetrieben, zunächst von den Treibern und später durch aufgehängte Lappen in der Richtung gehalten. Schließlich führt ein hoher, fester Zaun die Tiere ans Ende dieses riesengroßen Trichters auf die eingezäunte Wiese.

Das Bild ist dem Könige mit allertiefster Ehrfurcht vom Künstler gewidmet und wird also wohl die Wahrheit sagen. Prächtige Sechzehnender, Hirschkühe, Rehkälber, Wildsäue, alles liegt in Haufen durcheinander, getroffen von dem Blei, das von den ordengeschmückten hohen Herren aus ihren sicher eingegrenzten Ständen in die Haufen abgefeuert wird. Das Bild, dessen Anblick bei mir jedesmal einen Ekel auslöst, wäre längst als Zimmerschmuck verschwunden, wenn nicht wenigstens ein Lichtblick vorhanden wäre. Einige Kavaliere stehen nicht in den Ständen, darunter einer, der meinen Namen trägt mitten zwischen den verendenden Tieren und fängt mit der Saufeder einen mächtigen Keiler ab, der einen anderen Kavalier schwer verletzt hat.

Die Ansicht, was waidmännisch und nichtwaidmännisch ist, ändert sich wie alles in der Welt.

Unsere Jagden auf Hochwild haben sich den modernen Waffen angepaßt, man braucht das Wild nicht mehr auf eine umzäunte Wiese zu treiben, um es dort niederzuknallen. Die weittragende Büchse erreicht es auch noch auf große Entfernungen. Das wahllose Abschießen des Wildes kann nicht mehr geschehen, denn der Jäger sind gar viele geworden, und wenn es nicht ein schnelles Ende mit der Jagd nehmen soll, müssen die Schongesetze beachtet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber auch über die Ausübung der Jagd in unsern Tagen kann man verschiedener Ansicht sein. Vielleicht werden spätere Generationen es für unwaidmännisch halten, auf Hasen, die zu Dutzenden zugetrieben werden, zu schießen. (Und oft schießen mehrere Jäger gleichzeitig auf denselben Hasen.) —

In einer Zeit, in der so etwas noch selbstverständlich ist, wird man es verstehen, daß ich die Gelegenheit, ein Stiergefecht zu sehen, gerne benutzte. Auch werden Viele nicht erstaunt sein, wenn ich ein Stiergefecht für eine Schaustellung halte, bei der viel Wagemut, Gewandtheit und schnelle Entschlossenheit gezeigt werden kann.

An einem heißen Sonnensonntag sollen wir in Palma*) einer „Corrida", wie man die Stiergefechte in Spanien nennt, beiwohnen. Durch die liebenswürdige Vermittlung des deutschen Konsuls erhielten wir Eintrittskarten für gute schattige Plätze, und um 3 Uhr pilgern wir mit einer großen fröhlichen Menschenmenge zur „Plaza de los Toros" (Platz der Stiere). Zwar finden jetzt im Oktober nicht mehr die großen Stierkämpfe statt, sondern junge Burschen von 16 Jahren, die aber schon berufsmäßig vorgebildet sind, kämpfen mit jungen Stieren. Hierbei fällt der Angriff zu Pferde fort, und das ist der abscheuliche Teil eines Stierkampfes. Der Anblick der armen Pferde, die oft noch mit heraushängenden Eingeweiden herumgaloppieren müssen, bleibt uns also erspart. Als das Stiergefecht noch ein Herrensport war, der sich den Turnieren des Mittelalters ebenbürtig an die Seite stellen konnte, griffen spanische Edelleute — selbst Könige waren begeisterte Anhänger des kühnen Kampfes — im Sattel mit einer kurzen Lanze den Stier an. Ein gut gerittenes, wendiges Pferd und eiserne Nerven für Roß und Reiter waren erforderlich, wenn nicht beide ein Opfer des tötlichen Horns des Stieres werden sollten.

Vieles hat sich geändert, seit die Stierkämpfe ein Zirkusschauspiel geworden sind. Das Pferd endet immer auf elende Weise, während der Reiter Gelegenheit hat zu entkommen.

Das Publikum ist von der Arena durch zwei ungefähr $2^1/_2$ m hohe Holzplanken getrennt, die so weit voneinander entfernt sind, daß der Stier, wenn er eine Planke überspringt, wohl zwischen die Holzplanken aber nicht ins Publikum gelangen kann. Der Verlauf des Stiergefechtes ist gewiß jedem Leser bekannt. Zuerst erfolgt der feierliche Aufzug aller Beteiligten und die Übergabe des Schlüssels zum dunkelen Gelasse, in welchem der Stier eingesperrt ist, durch einen anwesenden höheren Beamten. Dann treten die Banderilleros auf, welche dem Stier im Augenblick, wo er anzugreifen sucht, unmittelbar vor den Hörnern stehend, spitze Eisenstäbchen, die mit kleinen Widerhaken versehen und mit Fähnchen geschmückt sind, ins dicke Fell stoßen. Es gehört viel Mut und Gewandt-

*) Balearen-Insel im Mittelmeer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heit dazu; und wenn auch die Capeadores helfen und mit ihren roten Tüchern den Angriff des Stieres auf sich abzuwälzen suchen, so kommen doch schwere Verletzungen häufig vor. Auch der Espada muß Mut, schnelle Entschlossenheit, eine sichere Hand und große Gewandtheit besitzen, wenn es ihm glücken soll, vor den Hörnern des angreifenden Stieres stehend, seinen langen Degen von oben bis in die edelen Weichteile zu stoßen.

Es war ein schaurig schönes Bild das wir sahen; einem jungen Espada war es beim ersten Versuche gelungen, den ihn angreifenden Stier durch das vorgehaltene rote Tuch zum Stehen zu bringen und ihm, sich hoch auf die Zehen stellend, den tötlichen Stich von oben zu versetzen. Der mächtige Stier blieb vor seinem Gegner stehen, Blut drang ihm aus den Nüstern, der schlanke Jüngling kniete unmittelbar vor ihm nieder, faltete die Hände, wohl ein Dankgebet der heiligen Maria stammelnd, der Stier wankte und brach zusammen. Die Menge aber jubelte begeistert, und es flogen Hüte und andere Gegenstände in die Arena, wo sie nach Schluß des Kampfes von den Eigentümern beim Espada gegen Überreichung eines Geldgeschenkes oder eines Wertgegenstandes wieder eingelöst werden. Schließlich stürzt sich das Publikum in die Arena, um die Sieger auf den Schultern hinauszutragen. Wenn aber der Espada seinen Feind nicht kunstgerecht schnell besiegen kann, dann ertönen Zurufe und Pfeifentöne aller Art, Apfelsinenschalen und Zigarrenstummel fliegen in der Luft herum. Der Stier bekommt von dem „Puntillero" den Gnadenstoß und wird von dem Maultiergespann herausgeschleift. Dies wäre der Verlauf eines Stiergefechts.

Die Liebe zu diesen Schauspielen wurzelt so tief im Volk, daß weder der Staat, noch die hier fast alles vermögende Geistlichkeit dagegen einschreiten kann. In Barcelona hatten sich sogar die Angestellten eines Warenhauses für einen Stierkampf eingeübt. Und es ging dabei nicht ohne Tote und Verwundete ab.

Bei untergehender Sonne bringt uns unser mit zwei flotten Maultieren bespannter Wagen nach unserm außerhalb der Stadt gelegenen von den blauen Fluten des Mittelmeers bespülten Hotel.

Ermüdet von all dem Gesehenen schlafe ich bald ein. Das Rauschen des brausenden Meeres ist die Musik meiner Träume, die mir ein Erlebnis aus der holsteinischen Heimat vor die Sinne rufen: Ich stehe am Knick einer großen schneebedeckten Koppel, höre das Geschrei der Treiber, da läuft ein Hase, ich schieße, gleichzeitig mein Nachbar. Der Hase macht einen Purzelbaum und liegt verendet da. Mit dem andern Flintenlauf erreiche ich noch einen zweiten Hasen, er zeichnet, kommt aber noch über den Knick, ich sehe ihn nicht wieder. Am nächsten Tage findet ihn der Förster, krank auf der gefrorenen Furche. Füchse, die seinen Qualen in der Nacht ein Ende hätten bereiten können, gab's nicht mehr, bekam doch der Förster für jeden erlegten Fuchs eine Schußprämie. — **C. v. Moltke.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Die Enthaltsamkeit. (Schriftleiter: H. Muthorst, Hamburg.) 15. Jahrg. Nr. 4/5.

„Wir treten auf die Kette, ...". Von O. Wanderer.

„‚Je nüchterner ein Volk ist, desto gesunder sind auch seine Nerven.' Es ist der Ausspruch eines bekannten deutschen Nervenarztes*).

Als ich kürzlich diesen Ausspruch las, behielt — im Wettkampf mit der erfrischenden, unbestreitbaren Wahrheit dieses Satzes — ein unbehagliches Gefühl die Oberhand. Denn fast unwillkürlich stellte ich den Satz auf den Kopf und bemerkte, daß er auch dann einigermaßen richtig ist: „Je gesunder die Nerven eines Volkes sind, desto nüchterner ist es".

Das gerade wenden ja immer die Interessenten und Konsumenten des Weingeistes mit einer gewissen blöden Sicherheit ein: daß nämlich ein unbestimmt großer Teil des Säuferelends die Folge schon vorhandener Entartung und bereits erkrankter Nerven sei.

Gewiß. Geben wir ruhig zu: Ein in seinen Tiefen gesundes Volk geht nicht so leicht am Alkoholismus zugrunde. Aber auch das ist richtig: Steigt einmal in ihm das Gespenst des Volksalkoholismus hoch, dann — schafft es den Alkoholgenuß ab. Seinem gesunden Instinkt folgend! Die Wissenschaft, die Ärzte, die Professoren kommen erfahrungsgemäß erst dann, wenn das Volk bereits richtig empfunden und gehandelt hat.

Vermag aber ein Volk der mit seiner „Zivilisation" steigenden Alkoholflut nicht Herr zu werden, dann hat eben nach unerbittlichen Naturgesetzen seine Todesstunde geschlagen.

Es ist kein Zufall, daß in das Grabgeläute fast aller alten gestorbenen Kulturvölker die Becher klangen. Und es ist auch kein Zufall, daß beispielsweise Frankreich, dessen volkliche Sonne unaufhörlich sinkt, den größten Alkoholkonsum pro Kopf hat (mehr als doppelt so viel wie England und Deutschland und z. B. mehr als sechsmal so viel wie Norwegen).

Nun zurück zu unserem Ausspruch. Weil man ihn auf den Kopf stellen kann, ohne daß er von seiner Unbestreitbarkeit allzu viel einbüßt, wird einem bald klar, daß es sich hier um eine kreisförmige Ursachenkette handelt. Um eine Kette allerdings, die noch recht viele Zwischenglieder hat (Mammonismus, Bodenelend, Schulelend, Materialismus, Prostitution, Tabakunfug, unnatürliche Ernährung und Eßsucht usw.), die aber doch einen geschlossenen furchtbaren Ring bildet, in dem unser „Kultur"-Leben sich abspielt.

Der noch nicht zermürbte Kulturmensch hat aber noch so viel völkisches Verantwortungsgefühl und soviel gesunden, abwehrbereiten Gemeinsamkeitsinstinkt, daß auf ihn die Erkenntnis der verderblichen Ursachenkette wie ein Kommando wirkt: Anpacken! Helfen! Widerstand leisten! Die Kette an irgend einer Stelle zerreißen! Dreinschlagen! Opfer bringen, wenn's sein muß!

Wem als nächste Wirkung der Erkenntnis durch Herz und Hirn der kategorische Imperativ nationaler Opfer- und Hülfsbereitschaft zuckt, der beweist hier ganz einfach durch seine mannhafte und sozial gerichtete Gemüts- und Willenslage, daß er noch nicht entartet ist.

*) Geh. Rat Prof. Dr. Siemerling, o. ö. Prof. der Psychiatrie in Kiel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für eine der furchtbarsten nationalen Entartungserscheinungen halte ich nämlich den Schwund des völkischen Gewissens und des sozialen Verantwortlichkeitsgefühls. Man studiere das aus einer unmaßgeblichen Zeit überkommene Kouleurstudententum. Man beobachte genau den Durchschnitt unserer jungen Kaufleute und unserer Arbeiter in ihrer „Freizeit". „Was die Welt morgen bringt" und „heute ist heut" tönt's aus jeder Bockbierkneipe. Der Erwerbskrampf eines gewissen skrupellosen Kapitals findet gar zu bereiten Boden und schlägt gar tolle Purzelbäume, die leider mehr traurig als komisch sind. Luxus, Schlemmerei, brutales Genießertum und seelenloses Kunstbanausentum oben und unten! Ja, leider auch unten: Irregeleitete Massen sehnen sich gerade nach dem, woran die „Bourgeoisie", das „Mastbürgertum", erstickt und zugrunde geht.

Schade! Wieviel Gutes keimt und sprießt heute auf! Eine frische Strömung setzt unverkennbar ein. Aber das enorme Beharrungsvermögen der „Masse" aller Volksschichten schiebt und drängt stumpfsinnig in der alten Richtung weiter. Man sucht unwillkürlich nach Blitz und Donner, nach alttestamentlichen Wundern oder nach gewaltigen Volksrednern vom Schlage der Abraham a Santa Clara und Savonarola, um nur eine Möglichkeit zu haben, die stumpfe, dumpfe Masse zu erschüttern.

Wie reich und schön ist unsere deutsche Kultur! Welche Schätze liegen da gebreitet oder ruhen wartend in Schächten! Ist denn die erbärmliche, kindische rote Brille des Alkoholgenusses noch wirklich nötig, um „voll zu genießen"? Oder schädigt der sanfte, entartende Nebel nicht gerade das Feinste und Allerhöchste an Genußfähigkeit? . . . . . ."

Rund um uns

„Die Visitenkarte." Es gibt Dinge, die nicht von größter Wichtigkeit sind, zu denen man aber doch nicht auf die Dauer schweigen kann. Dazu gehört die beschämende Rohheit, mit der in deutscher Sprache über den Fang von Raubtieren gesprochen werden darf.

Es mag zugegeben werden, daß Löwen in Afrika mitunter zur Plage werden können, und es ist verständlich, daß beschäftigte Pflanzer sich dagegen wehren und, weil sie nicht Zeit haben, den Tieren mit der Büchse nachzustellen, Raubtiereisen in den Busch legen. Es ist verständlich, weil die Fallenindustrie durch gewissenhafte Reklame dafür gesorgt hat, daß der Fang von sogenannten Raubtieren als ein ganz natürlicher, schmerzloser Vorgang im Jagdhandwerk angesehen wird. Aber die Tonart, in der Förster, „Raubzeugvertilger" (so etwas wie „Volksbefreier", in der Tat aber: Naturverröder) von dem Fang der Tiere sprechen, darf nicht gebilligt werden. Ganz allgemein ist es Brauch geworden, die schönen Tiere, die aus bloßem Eigennutz zu Tode gequält werden, mit Namen zu belegen wie „die Bestie", „der Halunke", „das Raubgesindel", und solch Gebrauch erklärt es dann auch, daß in Afrika deutsche Ansiedler, die nicht Jäger sind, beim Raubtierfang ihre menschlichen Empfindungen ganz unterdrücken, und in denselben Ton verfallen, den das hochedle deutsche Waidwerk erlaubt. Es ist also erklärlich, darf aber nicht ohne Widerspruch bleiben.

In einer Jägerzeitung lese ich einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bericht über den Fang von Raubtieren auf einer Pflanzung in Ostafrika. Da ich den Ort der Handlung recht genau kenne, kann ich an die Schilderung ein Urteil legen.

Der Bericht schildert den Fang mehrerer Löwen und sagt dann, nicht immer (nur in einem von zehn Fällen!) habe man den Erfolg, auch wirklich gerade einen Löwen, also das verfolgte Tier, zu bekommen. Auch andere Tiere fangen sich nämlich in dem heimtückischen Eisen, am allerhäufigsten finde man im Eisen „eine Zibethkatze oder wenigstens ihre Visitenkarte in Gestalt eines zwischen den Bügeln sitzenden Laufes, sei es nun, daß sie sich diesen selbst abgedreht hat, sei es, daß sie im Eisen die bequeme Beute eines andern Raubtieres geworden ist."

Die Visitenkarte! — Ein Gottesgeschöpf, ein gewandtes, schönes, in sich vollkommenes Tier, das seinen bestimmten Platz in der Schöpfung und seine Aufgabe im Haushalte der Natur hat, folgt seinem Naturtriebe und schleicht zur Nachtzeit durch das Gebüsch. Seine Sinne sind auf alle natürlichen Gefahren eingestellt. Es meidet die Nähe des Löwen, weicht dem Fuß des mächtigen Elefanten aus, umgeht den Baumstamm, der vom letzten Steppenbrande glüht, und an der Uferböschung, unter der der Fluß reißend dahinbraust, kehrt es bedächtig um; nur eine Gefahr meldet ihr keiner der Sinne: den Schlag der versteckten Eisenfeder, die der Mensch verborgen hat. Die Natur hat dem Tiere keinen Sinn gegeben, der ihn vor solcher Gefahr warne, denn sie vermag ihre Geschöpfe nicht vor dem einen zu schützen: vor dem Verbrechen, vor dem Mißbrauch der Verstandesgaben.

Da: ein Schmerz, der die Sinne bis nahe zur Bewußtlosigkeit betäubt. Die Civette fühlt sich gepackt, am Vorderlauf zerfleischt, von einem Feinde, der nicht den Geruch eines lebenden Wesens, nicht Wärme, Atem oder Stimme hat.

Entsetzt will sie zur Seite springen; sie fühlt sich festgehalten: der Feind, der sich so schnell bewegte, rührt sich nicht mehr, sein Gebiß hält aber fest.

Das gefangene Tier springt in rasender Angst umher, der gepreßte Knochen bricht, Muskel und Haut reißen, nur Sehnen halten noch. Bald sinkt das Tier erschöpft über dem Eisen zusammen, und bleibt liegen, in tiefer Hilflosigkeit. Die ist wie ein Ruf an den Schöpfer: „Mit meinen Gaben, die Du mir mitgabst, kann ich nicht weiter, jetzt hilf Du."

(Armes Geschöpf, du weißt nicht, daß die einzige Macht, die hier helfen kann, schon versagt hat, und daß dein Schmerz entstand, weil menschliches Mitleid verloren gegangen war.)

Mit einem Male wittert das wunde Tier bekannte Gefahr, der Erdboden dröhnt, die Luft trägt dem feinen Geruchsinn die Ausscheidungen der Haut eines Feindes zu.

Die Civette will entfliehen: das abgetrennte Glied wird unter dem Eisen festgehalten. Die Sehnen reißen nicht. Der Feind kommt näher.

Da gräbt das fluchtgewohnte Tier seine Zähne in das zerfleischte Glied und durchschneidet die haltenden Sehnen. Wilder Schmerz gibt dem Körper zugleich Befreiung.

Das abgetrennte Glied bleibt zurück und pendelt zwischen den gezahnten Bügeln des Schlageisens:

die Visitenkarte.

Hans Paasche.

Der falsche Kurs in unserer Jugendpflege. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in einer Zeit, die auf einer so hohen Zivilisationsstufe steht, wie die unsrige, gewisse Entartungserscheinungen nicht ausbleiben. Gesunde Naturen haben davor gewarnt, und es ist nicht zu leugnen, daß etwas gegen diese Entartungserscheinungen geschehen muß. Durch den Ministerialerlaß vom Januar 1910 hat sich nun die Regierung außerordentlich stark für die Jugendpflegebestrebungen ins Zeug gelegt und verhältnismäßig

große Summen hierfür bereitgestellt. Daß freilich die ganze Bewegung nicht nur aus Furcht vor Entartungserscheinungen in das Leben gerufen ist, sondern daß dabei politische Gründe eine sehr bedeutende Rolle spielen, wird von einsichtigen Leuten nicht bestritten.

Seit jenem Erlaß hat die Jugendpflegebewegung eine große Ausdehnung erhalten. Man könnte sich darüber freuen, wenn nicht die Bewegung zum Teil auf einen falschen Weg geraten wäre. Gewiß kommt es auf die körperliche Ertüchtigung unserer Jugend in erster Linie an; aber sie ist es nicht allein, der die Jugendpflege gelten soll; Gemüt und Geist dürfen nicht leer ausgehen. Aber da fehlt es leider. Man päppelt die Jugend mit patriotischen Phrasen, man uniformiert die Jugend, führt den militärischen Kommandoton ein, hat Führer und Oberführer, oder wie man sonst Amt und Rang nennen mag. In Kiel und auch wohl in anderen Städten hat man es ja schon so weit gebracht, daß die Offiziere für den Gruß der Jungdeutschlandmannschaft danken, und zu vielen der so beliebten Kriegsspiele, an denen sich nicht selten auch Offiziere beteiligen, rückt die Militärmusik mit aus. Das Glanzstück aller Kriegsspiele bildet dann das Abkochen, später folgt noch eine Kritik und eine mit einem Hurra schließende Rede. So wird die Jugendpflege nichts anderes als eine Militärvorschule.

Mit den Pfadfindern — eine Bewegung, die in ihrer ersten Entwicklung vielleicht mehr versprach als heute — fing es an. Die Pfadfinderbewegung stammt aus England. Sie ist eigentlich ein Kind der Not. Als nämlich im Sommer 1899 Sir Robert Baden-Powell Kommandant des von den Buren eingeschlossenen Mafeking war, standen ihm zur Verteidigung nur etwa 700 militärisch ausgebildete Mannschaften zur Verfügung, dazu kamen noch etwa 300 Jugendliche, von denen aber ein großer Teil noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatte. Obwohl die Belagerung nicht sehr ernsthaft betrieben wurde, war die Anstrengung für die Besatzung doch groß. So wandte sich Baden-Powell an die heranwachsende Jugend. Sie wurde uniformiert, einexerziert und übernahm den Melde-, Verbindungs-, Nachrichten- und Postdienst. So entstand das erste Korps der boy scouts, der Späher oder Pfadfinder, und diese Einrichtung wurde dann von uns (obwohl wir die allgemeine Militärpflicht besitzen, also bei uns ganz andere Voraussetzungen bestehen, als in England) übernommen.

Ohne Frage ist die körperliche Betätigung der Jugend von großer Wichtigkeit, aber sie hätte niemals das Ideal, das einzig Erstrebenswerte werden dürfen, wie es heute in vielen Kreisen tatsächlich der Fall ist. Nun pflegt man ja gewöhnlich einzuwenden, daß für die geistigen Bedürfnisse die Schule sorge. Ja, die Schule! Sie gibt — so wie sie heute nun mal ist — eine gewisse Menge von Wissen. Aber neben dieser Schulwissenschaft gibt es noch manche Dinge, die die Schule nicht bietet, und die der Jugend doch bitter nötig sind: das Sehen, Hören und — Empfinden, das Sehen einer Landschaft z. B. und das künstlerische Empfinden gehören hierher. Der Junge, der heute unter dem Kommando irgendeines Leutnants zum Kriegsgeländespiel ausrückt, der sieht keine Landschaft, der sieht nur das Gelände. Er sieht weder die Schönheiten einer Birkenallee, die sich am Rande eines Tannenwaldes entlangzieht, noch sieht und fühlt er die heimliche Stimmung, die über einer Gegend liegt, er denkt nur an das Kriegsspiel und sucht in den Büschen und hinter den Hügeln nur die feindliche Patrouille. Nie wird er etwas von der romantischen Stimmung empfinden, die sich doch unsere älteren Wandervögel wohl ohne Ausnahme erwandert haben. Im Wandervogelgedanken hat immer ein Stück Romantik gesteckt. Und in unserer so überaus „realen" Zeit kann auch ein Schuß Romantik und Kunstempfinden nur von Nutzen sein. Es ist ungemein charakteristisch, daß selbst die praktischen Amerikaner, diese Wirklichkeitsmenschen, wie sie im Buche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehen, sich neuerdings mehr und mehr zu dieser Anschauung bekennen.

Man betrachte auch einmal den Patriotismus, der bei manchen unserer Jugendpflege-Vereinigungen getrieben wird, genauer. Die gute Absicht in Ehren — aber ob dadurch echte Vaterlandsliebe erzeugt wird, ist wohl mehr als zweifelhaft. Dagegen fördert kaum etwas anderes das Heimatgefühl so sehr wie Heimatwanderungen, d. h. wenn man wirklich wandert und Landschaften sieht. Gerade in unserer Zeit, in der die Menschen immer mehr von der Scholle losgerissen werden, sind solche Heimatwanderungen besonders erstrebenswert. Als der Wandervogel einst einen Ausflug machte zur hohen Golm — unten dehnt sich das Tal der Nuthe, in der Ferne leuchten im letzten Abendschein die Türme von Jüterbog — da war es eine Zeitlang still, und plötzlich stimmte einer an: „O Vaterland, wie bist du schön, mit deinen Saatenfeldern." — Wo liegt denn mehr wahre Vaterlandsliebe: hier oder, wenn nach einer Kriegsgeländespielübung vor versammelter Mannschaft eine patriotische Rede gehalten wird?

Eine weitere Erscheinung, die das Erstarken der Jugendpflege mit sich gebracht hat, ist die, daß in vielen Gemeinden heute für die so notwendige freie Volksbildungsarbeit weder Mittel noch Geld zur Verfügung stehen, weil alles von der behördlich gewünschten Jugendpflege in Anspruch genommen wird. Jedem Einsichtigen aber wird es klar sein, daß es niemals Jugendpflege oder Volksbildung heißen darf, sondern, daß die Aufgabe Jugendpflege und Volksbildung lauten muß. Man darf keinesfalls das eine lassen, um das andere zu tun. Leider ist ja unsere gesamte Bildungsarbeit ohne einen festen Zusammenhang. Bisher war es doch meist so, daß die Schule die Kinder mit etwa 14 Jahren entließ, dann kam eine große Lücke, das gefährliche Alter zwischen vierzehn und achtzehn ohne Bildungsmittel, dann die Erziehungsarbeit der Volksbildungsvereine. In diese Lücke springen nun die Jugendpflegebestrebungen ein, und schon daraus ergibt sich, daß sie keineswegs isoliert dastehen sollten, sondern daß sie nach den beiden Seiten hin Anschluß suchen müssen. Sie sollen einerseits anknüpfen an die Arbeit der Schule und Fortbildungsschule und sollen andererseits die jungen Leute überleiten zu dem Volksbildungsverein und seinen Einrichtungen. Erst so wird die Jugendpflege ihre volle Wirksamkeit zu entfalten vermögen.

Das Ziel unserer Jugendpflege wird immer der harmonisch ausgebildete Mensch bleiben müssen. Die körperliche Ertüchtigung ist nicht zu unterschätzen, sie darf aber nie alleiniger Zweck werden, sondern nur einen beachtenswerten Punkt in der ganzen Reihe bilden. Denn nicht allein im starken Körper, sondern auch im Geist und im Gemüt liegt die Zukunft eines Volkes.

Walter Aßmus.

Vom Deutschen Schulverein in Wien. Der Deutsche Schulverein in Wien, Deutschösterreichs ältester und größter Schutzverein, hielt an den Pfingsttagen in Wien seine 33. Hauptversammlung ab, der eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Zum erstenmal fanden die Beratungen sowie auch ein festlicher Empfang im Rathaus der Gemeinde Wien statt, und die schwarzrotgoldene Fahne an dem stattlichen Bauwerk sollte verkünden, daß nun endlich auch die Reichshauptstadt, die fast den fünften Teil aller Deutschösterreicher beherbergt, für die deutsche Schutzarbeit gewonnen ist. In diesem Sinne lauteten auch die Begrüßung durch den Bürgermeister Wiens, Dr. Weißkirchner, und die Dankworte des Obmannes Dr. Groß.

Aus dem Tätigkeitsbericht seien ein paar bemerkenswerte Zahlen festgehalten. Auch im vergangenen Jahre hat der Verein, dessen Aufgabe es ist, die Entnationalisierung deutscher Kinder durch Errichtung und Förderung deutscher Schulen und Kindergärten zu verhindern, tüchtige Arbeit geleistet. Er hat an 550 Orten eingegriffen und besitzt 51

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eigene Schulen und 108 Kindergärten (davon 55 in Böhmen) in 122 eigenen Häusern. Die Zahl der Ortsgruppen ist auf 2600 gestiegen. Die Einnahmen betrugen 1 415 000 Kronen, um 236 000 Kronen mehr als im Vorjahre, um 1 000 000 mehr als vor 6 Jahren. Die Roseggersammlung hat nahezu die dritte Million erreicht.

Ein ungenannter Wohltäter hat dem Verein 400 000 Kronen gewidmet zur Errichtung eines eigenen Hauses in Wien, wozu auch die Gemeinde das Ihrige beitragen wird. Auch im Deutschen Reich soll eine regere Werbetätigkeit einsetzen, und zwar durch Gründung von Ortsgruppen des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande in Berlin.

E. L.

Die 3. Tagung der Karpathendeutschen in Wien Zum Teil gemeinsam mit dem Feste des Deutschen Schulvereins wurde an den Pfingsttagen die 3. Tagung der Karpathendeutschen abgehalten. Diese von dem gegenwärtigen Rektor der Universität in Czernowitz, Prof. Dr. Raimund Kaindl eingeführten und geleiteten Tagungen dienen der gemeinsamen Vertretung und Betreuung des Deutschtums in den Karpathenländern: Galizien, Bukowina, Ungarn und Kroatien. Die erste Tagung fand in Czernowitz, die zweite in Ruma in Slawonien statt. Es ist ein Verdienst Prof. Kaindls, die Geschichte des Deutschtums in diesen Ländern genauer erforscht und die Einwanderung und Weiterentwicklung, die in allen Ländern viele gemeinsame Züge aufweist, dargestellt zu haben. Das Deutschtum ist hier an manchen Stellen in einer besonders bedrängten Lage und in einem Rückgange begriffen. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß die drei Millionen Deutsche in diesen Ländern in mannhafter Weise für die Rechte ihres Volkstums eintreten, obwohl sie nicht nur von seiten des Deutschen Reiches, sondern selbst von Deutschösterreich aus nur wenig Unterstützung erhalten und geradezu übersehen wurden. Es gibt da aber auch Volksstämme von bemerkenswerter Ausbreitungskraft, wie die südungarischen Schwaben, die immer neues Land besiedeln und noch viel mehr könnten, wenn sie mehr Geld bekämen. Alles in Allem machen die Karpathendeutschen trotz aller Bedrängnis nicht den Eindruck verlorener Posten und verdienen schon wegen ihrer erfreulichen Ausdauer und Zähigkeit die Unterstützung des gesamten Volkes.

E. L.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Schatzgräbersammlung des Dürerbundes. Georg D. W. Callwey. München.

Heft 79:

Scharrelmann, Wilhelm: Die Himmelstür wird offen stehen. M. 0,30.

Heft 80:

Thoma, Ludwig: Bismarck. Kirta. M. 0,10.

Heft 81:

Schaumberger, Heinrich: Eine Weihnacht auf dem Lande. M. 0,15.

Heft 82:

Frank, H.: Wanderungen in Japan. M. 0,10.

Heft 83:

M. v. Schwind und Julius Mosen: Der Teufel und die Katz. — Die traute Waldliebste. M. 0,10.

Heft 84:

Holger, Lina: Ein deutsches Weihnachtsspiel für Kinder. M. 0,15.

Mikkelsen, Kapitän: Ein arktischer Robinson. Geb. M. 10.—. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Johannsen, E.: Ruanda. Verlagshandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld.

Lindrum, L.: Zehn Lehrproben zur Alkoholfrage. M. 1,20. Deutschlands Großloge II des J.O.G.T., Hamburg 20.

Stilke, Friedrich W.: Ein Wohltäter der Menschheit. Tante Gugelhupf. Zwei Lustspiele. M. 1,20. Mirmirverlag. Stuttgart.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 15 1. August 1913

Wehrkraft und Rüstung.

Herr von Bethmann Hollweg, der Kanzler des deutschen Reiches, hat, als er die neue Wehrvorlage begründete, am 7. April im Reichstage gesagt:

„Die Weltgeschichte kennt sehr viele Völker, die verkommen sind, weil sie über Wohlleben und Luxus ihre Wehrhaftigkeit vernachlässigt haben."

Wenn solche Worte gesagt werden, um eine bedeutende Vermehrung der aktiven Truppen zu begründen, dann ist als stille Voraussetzung genommen, daß Wohlleben und Luxus im Heere keine Stätte haben. Es ist weiter damit die Grundansicht ausgesprochen, daß die Wehrhaftigkeit durch Wohlleben und Luxus beeinträchtigt werde.

Daraus ergeben sich einige wertvolle Schlüsse. Wir wissen nunmehr, daß auch nach der Ansicht des deutschen Reichskanzlers jeder, der ein einfaches Leben führt, die Wehrhaftigkeit seines Volkes erhöht. Es ist dabei gleichgültig, ob er dem Heere angehört oder nicht, ja, wer, ohne Soldat zu sein, einfach lebt und seine Kräfte übt, der erspart sogar dem Staate die Kosten jener Schulung zur Einfachheit. Und wir haben ferner einen Maßstab, mit dem wir den Wert der Armee messen können.

Da der Kampf gegen Wohlleben und Luxus eine sehr wichtige Sache ist, darf man wohl die Frage stellen, was die Armee dafür tut, eine Schule der Einfachheit zu bleiben? Und man hörte gerne, wie denn die Armee daran arbeitet, ihre wichtige Aufgabe auch weiter zu erfüllen?

Der Deutsche, selbst vom Luxus besiegt, sieht auf die Armee als auf die rauhe Schule der Einfachheit, und hofft, daß seine Fehler durch die Tüchtigkeit der Armee aufgewogen werden. Er sagt sich: Ist die Armee eine Schule der Einfachheit, dann sind bei ihr auch die feindlichen Mächte bekannt, welche die Einfachheit untergraben, dann ist bei ihr auch die Taktik bekannt, mit der diese Mächte bekämpft werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ob er sich aber nicht täuscht, wenn er das annimmt?

Man erinnere sich der Reden, die im deutschen Reichstage zur Wehrvorlage gehalten wurden. Es ist in gewisser Hinsicht erfreulich, daß fast alle Redner, ebenso wie der Reichskanzler, annahmen, die Armee leiste das, was man von ihr erwarte. Und doch liegt ein Grund vor, daran zu zweifeln; denn wenn ein Redner nur den Versuch machte, über den Stand innerer Reformen in der Armee zu sprechen, dann herrschte eine auffallend unbehagliche Stimmung. Die Abgeordneten vermieden diesen unsicheren Punkt. Und wenn der preußische Kriegsminister ihn streifen mußte, tat er es nicht mit der Sicherheit eines Mannes, der sich in bekanntem Gelände bewegt, sondern mit merkbarer Gereiztheit.

Man fühlte: in diesem Reichstag ist es nicht erlaubt, und man ist nicht gewohnt, über den Gegenstand zu sprechen. Man weiß nicht, wie man ihn anfassen soll! Einige versuchten, ihn anzufassen, und einer griff wirklich danach: der Abgeordnete Müller-Meiningen. Der fragte, ob denn die Regierung auch an innere Reform der Armee denke, und er fragte keck, wo die altpreußische Einfachheit in den Regimentern heute geblieben sei?

Damit war also der Brauch, sich bei der Erwähnung des preußischen Offiziers nur einer unentwegten Phrase zu entäußern, einmal durchbrochen. Jetzt mußte eine erlösende Antwort kommen, jetzt mußte vom Sitz des Kriegsministers die scharfe Anklage gegen die gierigen Mächte erhoben werden, die nicht einmal vor dem deutschen Soldaten Halt machen, wenn es gilt, Menschen zu Konsumenten zu erziehen. Das deutsche Volk mußte fühlen, wie seine Soldaten im Heere vor den finsteren Mächten geschützt werden, denen es selbst schon fast ganz zum Opfer gefallen ist.

Nichts davon; die Antwort lautete so: „Das deutsche Offizierkorps steht festgewurzelt auf dem Boden, auf dem es gewachsen ist — es wird im Ernstfall seine Pflicht und Schuldigkeit tun."

„Im Ernstfall . ." Alles erschauert in Ehrfurcht. Und niemand wagt mehr zu fragen, ob denn der Geist Scharnhorsts wirklich noch in der Armee lebe, ob man ihn kenne, ob er dort gepflegt werde?

Es ist eine der wichtigsten Fragen bei der ganzen Wehrvorlage, ob die Abkehr vom Luxus nicht nur eine Phrase ist, ob die Armee denn wirklich auch in dieser veränderten Zeit das leistet, was vorausgesetzt wird: die Genießerchen, Zigarettenklopfer, Bügelfaltenjungens und Schneidertalente aus der Bar und dem Grillroom herauszuholen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und so gründlich auszulüften, daß ihnen der Geschmack an den welschen Sitten für immer vergeht.

Aber die Frage wird jedesmal ungenau gestellt, und die Antwort schon seit Jahren so gegeben, als ob Mut und Tapferkeit angezweifelt werden, wenn jemand von den Friedensaufgaben des Offiziers spricht.

Als einzigen Maßstab für die Beurteilung des Offiziers kennt der preußische Kriegsminister nur den Ernstfall. „Im Ernstfall wird ..."

Also gibt es keinen Maßstab, mit dem wir den erzieherischen Wert der Armee messen können? Und jedes Gespräch über diesen Gegenstand muß mit Entrüstung zurückgewiesen werden, als sei es eine Beleidigung des deutschen Offiziers, über seine Aufgaben zu sprechen?

Es gibt einen Maßstab, aber der scheint nicht mehr gebraucht zu werden, weil es üblich wurde, wenn von dem deutschen Offizier gesprochen wird, den Ernstfall zu erwähnen und die Aufmerksamkeit allein auf jene Tugend zu lenken, die auch dem Mameluken eigen sein soll. Und über die wir uns doch nur dann recht freuen können, wenn sie den Sieger, nicht den Besiegten zierte. Es gibt Beispiele genug, daß gerade Besiegte in dem Ernstfall, in dem sie unterlagen, musterhaft ihre Pflicht und Schuldigkeit taten.

Wer den Geist des Offizierskorps messen will, hat zu fragen: Wie steht es mit der Einfachheit? Ist der Offizier im Kampfe mit dem Eleganzkapital unterlegen? Oder kämpft er noch und ist wachsam?

Diese Frage sollte ein Kriegsminister zur Zufriedenheit beantworten und zeigen, daß er ihr ständig seine Aufmerksamkeit schenkt.

Wir wollen hier die Macht des Feindes zeigen und uns fragen, wie weit er schon vorgedrungen ist.

Der Schöpfer des preußischen Offiziersstandes ist Friedrich Wilhelm I. Wer über ihn bei Treitschke nachliest, der findet, nicht weit von einander, einige Sätze und Worte, die sich gut zusammenfügen lassen, und noch für die heutige Zeit Richtlinien geben und Begeisterung wecken. Treitschke sagt: „Die abgehärteten Söhne der zahlreichen armen Landadelsgeschlechter schienen dem König die natürlichen Führer der Bauernburschen."

Also „abgehärtet" und „arm!"

Der derbe Praktiker Friedrich Wilhelm I., der König, der es verstand, sein Volk durch Pflichten zu lebendiger Vaterlandsliebe zu erziehen, baut sein Offizierskorps auf die Begriffe „abgehärtet", „arm".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und weiter: Treitschke kennt ein „ernsthaft nüchternes nordisches Wesen, dem die Anmut der Sünde fehlt".

Ob sich dies Wesen wohl jetzt noch bewähren wird, wo eine Masse von Neureichen planmäßig zu Genüssen erzogen wird und ihr eingeredet wird, wir lebten wieder in einer „galanten" Zeit? Oder ob sich der „alte Haß des norddeutschen Volkes wider die alamodische Feinheit der welschen Sitten" regen wird?

Von den Männern, die das preußische Heer vor den Befreiungskriegen neu schufen, von Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Boyen und Clausewitz sagt Treitschke: „sie waren arm, genügsam, bedürfnislos".

Und wenn Scharnhorst Washingtons Mahnung beherzigte: „Nehmt nur Gentlemen zu Offizieren," so schwebte ihm nicht der Typus des heutigen „Gent" vor. Denn diesen Gent hat sich erst das Eleganzkapital geschaffen, dessen Aufgabe darin besteht, jungen Leuten das Geld abzuknöpfen, welches alte verdienen. Man kannte dieses, von einer gewissen Nationalökonomie salonfähig gemachte Ausbeutertum damals noch nicht.

Die Frage, die uns beschäftigt, heißt: Wie weit ist das Offizierkorps, und deshalb auch die ganze Armee, der glatten Oberkellnerspekulation erlegen, deren Beruf es ist, neue Bedürfnisse und elegante Gewohnheiten zu erfinden und geschäftlich auszubeuten? Es handelt sich hier nur um eine Feststellung, nicht um einen Tadel, wenn angedeutet werden muß, daß auch die deutsche Armee besiegt worden ist.

Der besorgte Zweifler und Vaterlandsfreund wird hingehen und die Offiziere einmal beobachten. Er wird nicht gleich auf den Geist des ganzen Offizierskorps schließen, wenn in einem Spielerprozeß ein leichtsinniges Huhn unterläuft, dessen eigentliches Arbeitsfeld der Kasernenhof ist. Aber er wird sehen, ob sich etwa aus dem Alltäglichen, aus den Gewohnheiten, der Kleidung und der Umgebung, in der die Offiziere leben, grundsätzliche Schlüsse ziehen lassen.

Beachten wir einmal die Kleidung. Der deutsche Reichstagsabgeordnete Erzberger hat gesagt: „Die Garderobe des heutigen Offiziers ist so groß, wie die einer Schauspielerin." Er hat wohl damit sagen wollen, daß es zu viel Uniformstücke für verschiedene Zwecke gebe. Diese, mehr militärische, Frage wollen wir hier nicht entscheiden, obwohl wir auch Lust hätten, einmal zu fragen, ob denn alle diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kleidungsstücke in den Krieg mitgenommen werden? Viel bedeutender scheint uns die Tatsache zu sein, daß heute der Offizier „anstandshalber" auch eine vollständige Zivilausrüstung hat. Und zwar eine „elegante" (wie August Schniegel Söhne dem Fähnrich einzureden wissen, während der Uniformrock angepaßt wird). Sommer- und Winteranzüge und -Mäntel, Pelz, Smoking, Gehrock, Schniepel (zum Rennen etwas freundlichere Weste), Frack, Tennisanzüge, Sportanzug, Reitzivil, Schlafanzüge, die Unmenge verschiedener Hüte, Zylinder, echter Panama, die Heerschau schwarzer, brauner, gelber, weißer Schuhe mit und ohne Lack, eine Holzhandlung dazugehörige Blöcke und eine Apotheke von Schuhsalben und Säften; Gamaschen, Handschuhe; ein Schellenbaum von Schlipsen, ein Laden von Stöcken und Schirmen, schmückende Knöpfe, Armbänder, Monocle; durchbrochene Socken, bunte Hemden Sporthemden. — —

Schon bei nüchterner Aufzählung geht einem der Atem aus, so wie dem Vater oder Vormund, wenn er die Rechnung sieht. Die Sache ist wirklich erheblich. Und der Unterschied gegen frühere Zeiten ist groß. Denn früher hatte der Offizier nur ein „Räuberzivil", und fünf Leutnants gemeinsam einen Sommermantel.

Der Offizier wird durch das Kleiderkapital dazu erzogen, von dem großen Vorrecht, Uniform zu tragen, nicht Gebrauch zu machen. Dies Vorrecht heißt: im Uniformrock kann sich der Offizier überall sehen lassen und ist immer richtig, immer gut oder festlich angezogen. Er trägt des Königs Rock. Während die „krummen Zivilisten" sich „verschiedene Beine ausreißen müssen", um die zum Dasein halbwegs berechtigende Kleidung ausfindig zu machen, braucht der Offizier allenfalls zu entscheiden zwischen dem besseren und dem schlechteren Rock. Und nur, damit er bei Ausflügen oder wenn das Taschengeld knapp wurde, dritter Klasse fahren kann (was für jeden Volkserzieher sehr wichtig ist), hatte er ein sogenanntes „Räuberzivil", fertig gekauft, nach dem Grundsatze: alle Jahr brauche ich's einmal, also ist's beim zweiten Male doch schon unmodern.

Der Zweck dieses Zivilanzuges war Sparsamkeit; heute ist die Zivilgarderobe eine Hauptursache großer Schulden.

Denn August Schniegel Söhne haben allerhöchst angeordnet, daß der Offizier sich „elegant" kleide. Und dazu gehört, daß der Offizier die von August Schniegel Söhne befohlene Mode beachte und alle Jahre die ganze obengenannte Ausrüstung wenigstens umändern, teilweise sogar durch neue Stücke ersetzen lassen muß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus dem Vorrecht der Uniform, der Kleidervereinfachung ist eine Kleiderverdoppelung geworden: der Offizier muß Uniform und Zivil haben.

Und deshalb ist der Satz des Abgeordneten Erzberger richtig: „Der Offizier hat jetzt eine Garderobe wie eine Schauspielerin."

Daß diese Garderobe eines Kriegsmannes auf Reisen nicht in Schließkörben und Pappkartons befördert wird, versteht sich . . . „und haben" August Schniegel Söhne „auch in Lederartikeln bestassortiertes Lager."

Dann des Königs Rock selbst! Sollten August Schniegel Söhne sich auch daran vergreifen? Sie tuns. Es ist unglaublich: Wenn ein Offizier nach zweijährigem Tropenkommando in die Heimat zurückkehrt und in seinem Tuchrock die Ateliers von August Schniegel Söhne betritt, dann wird er (der im Auslande offenbar seinen Gesichtskreis nicht erweitern konnte) von Schniegels Empfangschef belehrt: „Herr Leutnant können so nicht gehen; man trägt jetzt den Kragen geschlossener und den Rock länger." Und wer dann glaubt, nach alter preußischer Art auf August Schniegel Söhne pfeifen zu dürfen, der irrt. Denn nicht nur bei Schniegel selbst, auch im Offizierkasino waltet Schniegels Geist, und für den lange Abwesenden heißt der Gruß: „Mensch——wo haben Sie denn den Rock her?"

Ist es denn nicht des Königs Rock? Nein, den trägt der Offizier nicht mehr, den trägt nur noch der gemeine Mann; der Offizier trägt des Schneiders Rock. Kaum glaubt der Offizier im Besitz desjenigen Kleidungsstückes zu sein, das für alle Offiziere gleich sein soll, da haben August Schniegel Söhne schon einen königlichen Prinzen ausersehen, die neue Uniformmode zu „lanzieren". Und tausenden, für Gleichmaß geschulten Augenpaaren prägt sich beim Anschauen des illustrierten Scherlblättchens die Losung ein: Der bisher kurze Mantel ist bis an die Zehenspitzen zu verlängern.

Nur wenn alle Offiziere ihre Röcke von Kleiderkammern bekämen, wäre dieser ganz unpreußische Mißbrauch ausgeschlossen, denn nicht einmal Prinzen können preußische Einfachheit in die Ateliers großmächtiger Schneider tragen.

Das soll noch Uniform sein: heute kurz, morgen lang; die Kragen hoch bis unters Kinn; die Mütze heute so und morgen anders; der Waffenrock „auf Taille", sodaß jedem, der Körperkultur treibt, schon beim Anblick der Linien über den Beckenknochen Sauerstoffmangel die Lungenspitzen bedrückt. Es müßte heißen: Des Königs Rock: da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hast du ihn. Der Kragen ist rot, die Knöpfe blinken, sei stolz, ihn tragen zu dürfen.

Aber er ist nicht elegant genug; deshalb tragen auch die meisten Einjährigen und Unteroffiziere schon „Extrauniform", und wirkliche Soldaten findet man nur bei den Gemeinen.

Welch ein schöner und ernster Anblick ist es doch, die Reihen der hochgewachsenen Soldaten zu sehen, in richtiger Uniform. Man sieht nur die derben, geschulten Körper, und daß sie die bunten Farben tragen, die ihre Väter schon ebenbürtigen Gegnern zeigten.

Aber da kommt der Leutnant! Er trägt ein Monocle, einen Extrasäbel (das gibts; Extragewehre noch nicht), spitze, unmännliche Stiefel; Rock und Schärpe sind viel zu eng. Beim Ankleiden hat er den Unterleib einziehen müssen, wie die bleichsüchtigen Mädchen früher, als sie noch Korsetts trugen. Und im Gesichte steht eine Farbe, die zeigt, daß ihn die allzu enge Kleidung hinderte, vor dem Sturmanlauf Atemgymnastik zu treiben.

Vielleicht ist dieser Leutnant eine Ausnahme, vielleicht ist er nur eine von vielen Ausnahmen; jedenfalls wirkt er als unkriegerische Erscheinung, auch bevor polierte Fingernägel, Edelsteine und goldene Armkette bemerkt werden.

Man stelle ihn neben einen Offizier des Generalstabes oder einer jener Provinzgarnisonen, in denen die Reste der Scharnhorstschen Armee heute noch zu finden sind: ein Besiegter neben einem Siegenden.

Und doch sieht der Besiegte auf den hinab, der seines Volkes Hoffnung ist, und dem manche hohen Stellen verschlossen sind. Denn einer, der seine ganze Zeit auf elegante Kleidung, Festprogramme, Bowlenrezepte und den Gothaischen Hofkalender verwendet, muß bei den heutigen Ansprüchen, die auf Spezialstudium hindrängen, unfehlbar auf einen besonderen Posten gestellt werden.

August Schniegel Söhne geben ihm daraufhin eine ganze Ausrüstung auf Pump. Und die Wäscherechnung kann er bis zum Major anstehen lassen.

Eine Garnison nach der andern wird ‚elegant'. Mit Trauer erleben es die älteren Offiziere und die, spärlich gesäten, derben Hochwildjäger und Touristen, die durch die harten Anforderungen ihres Sports von Verweichlichung ferngehalten werden. Das Beispiel des Genießens wirkt. Und wer selbst vorwärtskommen will, nach dem falschen Ziel, der kümmert sich „den Deibel" um Ideale. Er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

strebt nach Geld und Glanz und hört auf die Irrlehre, die sagt: „Wer Geld hat, soll auch Aufwand treiben".

Das Gewissen bewahre die Freunde deutschen Landes davor, zu sagen, es sei noch nicht allzuschlimm und es gebe noch genug Einfachheit. Das ist keine Feuerwehr, die umkehrt, weil nur eine Ecke des Hauses brennt.

Es handelt sich um die Armee, um die Kraft unsrer Männer, um unser Bestes. Aber halt! Unsere Zeit betet ja die tote Sache an; drum laßt uns so sprechen, daß sie aufhorcht: Es handelt sich — um ein Milliardenobjekt!

Und wir begnügen uns nicht mit der Weisheit jener betriebsamen Säbelschleifer, die ihre Schleifsteine öffentlich an den Landesgrenzen drehen und die gefährliche Phrase von den Schlachtfeldern, auf denen „Alles entschieden wird", an deutschen Stammtischen verzapfen.

Wir wollen „die Entscheidung" schon im Frieden herbeiführen, und wir fordern, daß der untergehende Geist der Armee zu neuem Aufgange erweckt werde.

Nur das Beispiel der Kleidung nehmen wir heute, und wollen später einmal fragen, in welchen Räumen der deutsche Kriegsmann lebt, was er ißt und trinkt und welche unkriegerischen Gewohnheiten ihm nahen.

Lohnt es sich denn nicht, über diese Dinge zu sprechen?

Aber Hand auf's Herz, Herr Abgeordneter! Dürfen Sie etwas gegen die Interessen von August Schniegel Söhne sagen? Dürfen Sie überhaupt etwas Ernsthaftes zur Wehrvorlage sagen? Oder haben Sie nicht schon in Ihrer Aktentasche ein gewisses Bittgesuch, worin ehrbar national gesinnte Bürger Ihres Wahlkreises begründen, daß ihr Städtchen berücksichtigt werden müsse, wenn neue Garnisonen geschaffen werden? Sie dürfen doch als „Wirtschaftspolitiker" nichts gegen den Luxus sagen! Sie würden nie wieder gewählt, wenn Sie aus leichtsinnigen Konsumenten bedürfnislose Asketen machen wollten, an denen nichts zu verdienen ist. Sie würden nie wieder gewählt, wenn Sie die Oberkellnerspekulation in ihrem wirtschaftlichen Aufschwung schädigen würden. Sie sind doch Wirtschaftspolitiker, Herr Abgeordneter!

Der Kriegsminister weiß auch, daß Sie es nicht böse meinen, wenn Sie so tun, „als ob". Er weiß, daß Sie garnicht weiter erörtern dürfen, wie Sie sich die Einfachheit eigentlich denken? Denn eine Einfachheit, mit der Bierbrauer, Tabakfabrikanten und Uniformschneider auf ihre Rechnung kämen, gibt es nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und so hat sich denn der preußische Kriegsminister eine Redewendung ausgedacht, über die jeder, der Sinn für den deutschen Reichstag hat, nur herzlich lachen kann. Wenn jemand so tut, „als ob", dann steht er auf und sagt: „Es ist eigentlich eine Beleidigung des Offizierkorps." Und jeder Unbeteiligte freut sich, wie richtig ein preußischer Soldat das deutsche Parlament zu nehmen weiß.

Es soll nicht bezweifelt werden, daß die deutsche Armee eine der besten ist. Aber wenn das deutsche Volk nicht wachsam ist, wird sie von den Mächten zerstört, durch die noch jedes reich werdende Volk vernichtet wurde: durch die Feinde im eigenen Lande.

Und nicht durch Redewendungen läßt sich eine solche Gefahr fern halten; der Kriegsminister soll berichten, wie weit sich die Armee mit der großen Kulturbewegung verbunden hat, die auf Vereinfachung des Lebens hinstrebt. Der Kriegsminister soll nachweisen, daß er von gewissen Interessenten, von Brauern, Sektfirmen, Gastwirten und Bodenspekulanten, in dem Maße bekämpft wird, wie es heute Bedingung ist für jeden, der Anspruch darauf erheben will, an der Gesundheit und Wehrkraft unseres Volkes ernsthaft mitzuwirken. Er soll zeigen, daß er Feinde hat, in jenem Teil der Bourgeoisie, deren Vertreter in der Tierwelt der dicke Ameisenfänger im Sandtrichter ist.

Wir wollen das eine festhalten: niemand soll glauben, der Offiziersstand werde angegriffen, wenn gegen den Luxus im Offizierkorps gesprochen wird. Die Offiziere können geradezu heroische Anstrengungen gemacht haben, ihren Luxus in „mäßigen Grenzen" zu halten, ihre Lebensführung kann im Vergleich mit dem heutigen Aufwand gewisser Menschen als bescheiden gelten, so steht doch das eine fest: das Vorrecht, bei größtem Ansehn arm und bedürfnislos sein zu dürfen, haben sie schon aufgegeben.

Sie sind nicht schuld, nicht sie allein sind schuld; das ganze Volk trägt die Schuld. Der größte Vorwurf aber trifft jene Volkswirtschaft, die uns gelehrt hat, es sei nützlich, den Menschen Bedürfnisse anzuerziehen.

Bei jeder Wehrvorlage sollte das deutsche Volk sich entscheiden, ob ihm Konsumenten lieber sind als Krieger. Und will es Krieger, dann sage es dem Offizier, welche Aufgabe er erfüllen soll.

Der deutsche Offizier hat ja Mut. Will jemand zweifeln, ob er angreifen wird, wenn ihm der Feind gezeigt wird?

Das wäre eine Beleidigung!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es gehört, im modernen Kriege, ein scharfes Auge dazu, den Feind zu erkennen, denn er weiß sich zu verbergen. Der Feind der deutschen Offiziere verbirgt sich hinter den Pappwänden der Reklame, er schleicht sich in die Offiziermessen ein mit einem Flaschengeschenk („wir erlauben uns, Ihnen unsere Cuvées anbei zu bemustern"), oder unter der Maske „Kunst und Dekoration" (schlägt man das Buch auf, so ist es eine Sektreklame). An alle freien Wände, in jede Zeitung, auf jeden Theatervorhang malt der geschmeidige Feind das Bild „elegant" gekleideter, genießender Krieger und merkt es am Geschäftsgewinn genau, daß das Heer ihm zum Opfer fällt.

Wo ist denn die Armee von bedürfnislosen Kriegern? Wo ist die Jugend, die einen Sport daraus macht, an all den Rüstungen deutscher Oberkellner und Portiers mit leerem Geldbeutel und lachendem Herzen vorbeizugehen?

Es muß wohl ein Scharnhorst kommen, der uns diese Armee schafft. Oder ist er schon unter uns?

Er ist's! Und wenn mein Blick durch die Jahrhunderte streift, so findet er drei Wesensgleiche, die berufen wurden, das deutsche Volk zu erneuern: Friedrich Wilhelm I., Stein-Scharnhorst und — den Wandervogel.

An jedem Jahrhundert-Anfang lag vor unserer Tür ein Misthaufen. Das ist so eine Nachlässigkeit im Wirtschaftsbetrieb der deutschen Geschichte, eine mangelhafte Wachübergabe der Jahrhunderte. Und jedes Mal erstand uns ein Helfer, der fest zupackte.

Wir wissen, daß der Geist Scharnhorsts auch diesmal am Werke ist.

Hans Paasche.

Scharnhorst und die Gründung einer Militär-Universität.

Durch die Militärvorlage soll ein Teil der großen Scharnhorstschen Gedanken wieder verwirklicht werden, nämlich derjenige Teil, der sich auf die allgemeine Wehrpflicht, das heißt auf die materielle Rüstung bezieht. Demgegenüber entsteht die Frage: Wie steht es mit der Wiedererweckung des anderen, mindestens ebenso wichtigen Teils des Scharnhorstschen Gedankensystems? Der große Reformator hatte neben den äußeren Rüstungsmitteln stets auch die höchste Pflege der sittlichen und geistigen Kräfte im Auge. Demgemäß bezieht sich die Reform, um die es sich hier handelt, auf das geistige Leben der Armee: es handelt sich um die

Wiedererweckung einer höchsten Militär-Bildungsanstalt, deren Aufgabe es ist, nicht spezielles Berufswissen zu geben, sondern im Geiste einer Universität zu wirken und eine Bildung zu geben, die vermöge ihres weiten Gesichtskreises eine Lebens- und Weltanschauung erzeugt. Wie steht es — so lautet die Frage — mit der baldigen Erfüllung dieser für die geistige Entwicklung der Armee hochbedeutsamen Forderung?

Wer auf naturwissenschaftlichem Standpunkt steht, wird die Frage verwunderlich finden: er wird darauf hinweisen, daß alle unsere militärischen Bildungsanstalten vom Geiste der Naturwissenschaften durchdrungen sind, und er wird daraus den Schluß ziehen: „Also fehlt es der Armee an dem geistigen Fundament nicht."

In dieser Erwiderung liegt aber das klare Eingeständnis gerade dafür, daß die geistige Grundlage der Armee nicht tief genug gelegt, sondern einseitig und ohne Rücksicht auf die Geisteswissenschaften gestaltet ist.

Daß sich die Dinge so entwickelt haben, war gewiß eine tiefbegründete geschichtliche Notwendigkeit. Das soll keinen Augenblick verkannt oder angezweifelt werden. Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts das naturwissenschaftliche Zeitalter in Deutschland hereinbrach, mußte man der neuen Zeitrichtung gerecht werden. Der Idealismus der Freiheitskriege war verraucht: das Volk stand vor der Aufgabe materieller Kraftentfaltung. Es galt, auch im Heere die zur Entfaltung dieser Kraft notwendige Art des Wissens und Denkens zu fördern; es galt, die Fortschritte der Naturwissenschaften in die militärische Technik einzuführen; es galt, dementsprechend Ausbildung, Organisation und Taktik zu verändern. Alle diese Aufgaben brachten ungeheure Arbeit. Um sie leisten zu können, war eine gewisse Einseitigkeit in der Pflege der naturwissenschaftlichen Gebiete auf Kosten der Geisteswissenschaften unumgänglich. Die Zwangslage der unerbittlichen Wirklichkeit ließ keinen anderen Weg übrig.

Dieser Weg ist aber länger und abweichender geworden, als man geahnt hat. Und erst jetzt können wir übersehen, zu welchen Ergebnissen er geführt hat: das Sichtbare und Greifbare steht heute derart unbestritten im Vordergrund, daß es nicht nur die Weltanschauung, sondern auch die Lebensanschauung und die Instinkte materialisiert hat. Einer unserer bedeutendsten Denker, Rudolf Eucken, sagt: „Ausgezeichnete Arbeiter, aber kleine, ja, leere Menschen, das steht am Ende dieses Weges."

Was uns fehlt und was auf alle Weise jetzt wieder gefördert werden muß, das sind zusammenfassende, die unzähligen Einzelheiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu einem Ganzen verbindende Urteilskräfte auf Grund vielseitiger Ideenverknüpfung; das sind idealistische Anschauungen auf Grund einer Umwertung aller Werte; das sind schauende Geisteskräfte, die in das Innere des Menschen hineinzublicken vermögen.

Das sind die Ziele, die heute gelten und die im Zeitalter der Freiheitskriege gegolten haben.

Mehr Universalität! Das heißt: weiterer Gesichtskreis!

Mehr Idealismus!

Mehr sittlich-religiöse Weltanschauung!

In seiner „Deutschen Geschichte" sagt Treitschke: „Zu Scharnhorst aber gesellte sich eine Schar jüngerer Talente, die, wie er, der gesamten geistigen Arbeit der Zeit mit lebendigem Verständnis folgten, staatsmännische Köpfe, die das Heer als eine Schule des Volkes, die Kriegskunde als einen Zweig der Politik betrachteten. Ihr stilles Wirken hat nicht nur die Waffen geschliffen für den Kampf der Befreiung, sondern auch die preußische Armee wieder in Einklang gebracht mit der neuen Kultur."

Dieser umfassende Geist beherrschte die von Scharnhorst gegründete „Allgemeine Kriegsschule"; sie war etwas durchaus anderes als ein Spezialinstitut für Generalstabstechnik: sie gab eine auf weitem Gesichtskreis und weiter Bildung ruhende idealistische Weltanschauung; sie arbeitete in demselben Sinn, wie die in derselben Zeit und in demselben Geist gegründete Berliner Universität, von der Treitschke sagt:

„Die neue Stiftung sollte ‚durchaus etwas anderes sein als eine bloße Landesuniversität', nicht in der Vorbereitung für praktische Berufe, sondern in der Wissenschaft selber den Zweck der wissenschaftlichen Arbeit suchen und daher, vornehmlich für ihre philosophische Fakultät, die besten Kräfte Deutschlands an sich ziehen."

Scharnhorsts „Allgemeine Kriegsschule" war auf philosophischer Grundlage aufgebaut. Die heutige Kriegsakademie hat sich dagegen zu einer Anstalt entwickelt, die hauptsächlich für den praktischen Beruf arbeitet; ihr Schwergewicht ruht nicht mehr in der Universal-, sondern in der Spezialbildung; sie kann nicht „zween Göttern" gleichmäßig dienen.

Hiermit ist ganz offenbar eine Lücke entstanden, eine klaffende und höchst bedenkliche Lücke, die jedem zum tiefsten Bewußtsein kommen wird, der wie Lord Haldane in seinem Buch: „Die idealistische Lebensarbeit" dem gewaltigen Einfluß universaler Bildung auf den Geist des Organisierens nachgeht. Zu lebensvoller orga-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisatorischer Kraft gehört mehr als äußeres Gestaltungsvermögen, gehört mehr als geschäftsmäßige Gewandtheit. In Deutschland ist nicht nur die Schule, sondern auch die Armee das Werk „wissenschaftlicher Gedankenverbindungen"; sie ist eine Schöpfung, die ins Leben gerufen ist, „in erster Linie durch den Bund, den der Staat mit der Universität schloß, aus dem dann die Männer hervorgingen, welche die Weiterführung der Organisation auf sich nahmen" (Seite 13).

Der Bund der Armee mit dem Geiste der Universität ist heutigen Tages nicht mehr vorhanden. Diese Loslösung wird sich in verhängnisvoller Weise geltend machen, wenn das Band nicht baldigst wieder geknüpft wird. Das Heer braucht, je größer es wird, desto mehr Offiziere, die als staatsmännische Köpfe der gesamten geistigen Arbeit der Zeit mit lebendigem Verständnis folgen und es verstehen, das Heer in Einklang zu bringen mit der neuen Kultur.

Gerade heute eben stehen wir im Zeichen einer neuen Geistesepoche: der Materialismus fristet nur noch in der Unternehmerwelt und in den von ihr beeinflußten Massen das Leben. In den Tiefen der Volksseele und auf den Höhen der Bildung bereitet sich seit länger als einem Jahrzehnt ein neuer Idealismus vor, eine Bewegung, die langsam, aber mit steigender Kraft zunimmt.

Was soll aber werden, wenn das Heer von dieser Bewegung abseits bleibt?

Die Folge wäre eine geistige Kluft zwischen Armee und Volk!

Und nicht nur das: die Kraft zum lebensvollen Organisieren geht verloren, wenn sie nicht innige Fühlung behält mit der Geistesarbeit der Denker und wissenschaftlichen Führer!

Vor allem aber: die schwerste Probe ist dem deutschen Volke erst in naher oder späterer Zukunft beschieden! Seine Freiheit hat es sich 1813, seine Einigung 1870 errungen: um seine Weltstellung muß es noch kämpfen!

Daß dieser Kampf die Anstrengungen des letzten französischen Krieges weit überbieten wird, daß er Rückschläge und schwerste Lagen bringen wird, ist höchstwahrscheinlich. Woher soll in solchen Lagen der Halt kommen, wenn nicht von innen?

Sind wir heute aber so beschaffen, daß man dasselbe von uns sagen könnte, was der verewigte Oberst Graf York in seiner „Weltgeschichte in Umrissen" von 1813 sagt, indem er schreibt: „Es entstand eine Bewegung, deren Träger Preußen war, welche an großartig einfachem Heldentume, an religiöser Begeisterung ohne Fanatismus, an Opfermut und hochherziger Leidenschaft von nichts in der Weltgeschichte erreicht wird" — sind wir so beschaffen, daß eine solche Bewegung in uns entstehen kann?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich bin der Überzeugung, daß wir zu dieser Bewegung nur dann kommen können, wenn wir große Persönlichkeiten haben, und diese entwickeln sich nur dann, wenn die hierzu nötigen Eigenschaften gepflegt, gefördert und zweckmäßig entwickelt werden.

Große Bewegungen werden zwar von den Massen getragen, aber sie sind noch stets von großen Persönlichkeiten ausgegangen. Ohne sie kommt das, was in den Tiefen der Volksseele gärt, nicht zur geistigen Reife, nicht zur kraftvollen Tat. Dem Heere werden aber die großen Persönlichkeiten fehlen, wenn die heutigen, die noch durch die Schule der umfassenden, vielseitig begründeten Geistesarbeit gegangen sind, nicht mehr wirken können!

Von der Gründung einer Militär-Universität, von der Verbindung des Heeres mit dem Geiste der neuen Kultur hängt mehr ab, als sich mit dem Verstande errechnen und mit dem nach außen gerichteten Auge sehen läßt. Nur der unmittelbaren Erkenntnis, nur dem nach innen schauenden Blick erschließt sich die volle Bedeutung dieser dringlichen Notwendigkeit.

Bezüglich der Organisation der Militär-Universität wäre hervorzuheben, daß sie in erster Linie für die Weiterbildung des Frontoffiziers geschaffen werden soll, weil dieser Offizier erzieherische Aufgaben zu lösen hat, die ohne tieferes Eindringen in die Geisteswissenschaften nicht gelöst werden können.

Der Kriegsakademiker soll die Militär-Universität so weit benutzen, als notwendig ist, um seine Bildung geistes wissenschaftlich zu vertiefen und sie mit den Fragen der Lebens- und Weltanschauung in Verbindung zu bringen. Denn eines steht fest: zum Feldherrn ersten Ranges gehört nichts notwendiger als seelische Größe und Universalität des Geistes: ein Moltke, ein Friedrich der Große waren nicht nur Strategen, sondern zugleich Staatsmänner und Geister, die in die ganze Kultur ihres Zeitalters eingedrungen waren. Die strategische Bildung ist für den Kriegsakademiker ohne Zweifel von elementarer Wichtigkeit, aber durch sie allein wird noch keineswegs der wahrhaft große Feldherr geschaffen, sondern erst durch die Größe der Lebens- und Weltanschauung. Die psychologisch betriebene Kriegsgeschichte lehrt es hundertfach, daß die Feldherrn scheiterten, wenn sie sich von Selbstsucht, Ehrgeiz, Eitelkeit oder Menschenfurcht leiten ließen. Im Kriege wie im Leben siegt nicht die Begabung, sondern der Charakter. Die Philosophie lehrt den Feldherrn zwar nicht, wie er strategisch denken soll, wohl aber, wie er geistig groß d. h. charaktervoll denken soll. Nur der wahrhaft groß denkende Feldherr wird auch die Schwächen

wie die starken Seiten des Gegners richtig erkennen. Wenn Napoleon an etwas gescheitert ist, so daran, daß er sich vom Ehrgeiz leiten ließ und daß er die sittlichen Kräfte des preußischen Staates verkannte.

Gegenüber den Forderungen nach vertiefter Bildung kommt aus Offizierkreisen immer wieder der Warnruf: Nur nicht Gelehrter werden! Nein, ganz gewiß nicht! Zum gelehrsamen Gelehrten soll der Offizier keineswegs erzogen werden, wohl aber zum großen Charakter und zum weitblickenden Kopf!

Wenn sich das Ideal einer Militär-Universität vorläufig nicht erreichen läßt, so wäre schon viel gewonnen, wenn eine ausreichende Zahl von Frontoffizieren und sämtliche Kriegsakademiker im Winter zu Universitätskursen befohlen würden. Auf den Weg, den man einschlägt, kommt es weniger an, als darauf, daß das Ziel erreicht wird: der Offizier soll in Verbindung gebracht werden mit dem Geiste der Universität.

Wenn der Weg der Universitätskurse gewählt wird, dann läßt sich die Sache aber nicht einfach so machen, daß die Offiziere diejenigen Vorlesungen besuchen, die der betreffende Professor für Studierende hält. So einfach liegen die Dinge nicht. Soll der Offizier von philosophischen Vorlesungen wirklich Nutzen haben, dann müssen sie auf ihn zugeschnitten sein. Vorträge, die bis ins einzelne gehen und Vorkenntnisse (z. B. das Eingeweihtsein in die philosophischen Begriffe) zur Voraussetzung machen, würden gar keinen Nutzen stiften, sondern nur verwirren und langweilen. Für den Offizier handelt es sich nicht darum, aus der Philosophie ein Berufsstudium zu machen, sondern nur das zu hören, was seine Lebens- und Weltanschauung zu erweitern und zu vertiefen geeignet ist. Alles andere muß wegbleiben! Die Vorträge müssen also für den besonderen Zweck sorgfältig aufgebaut sein; sie müssen in anregender Weise unter Hervorhebung großzügiger Gesichtspunkte so gestaltet sein, daß der Laie sofort Interesse gewinnt, sofort gepackt wird und wirklichen Gewinn davonträgt.

Angesichts der durchweg unsicheren politischen Weltlage ist es selbstverständlich, daß die auf die materielle Rüstung gerichteten Reformen von hervorragender Bedeutung sind. Es darf aber nicht aus den Augen verloren werden, daß im Kriege kein Umstand stärker ins Gewicht fällt, als die geistige und seelische Größe des Feldherrn und die sittlichen Kräfte der Truppe. Diese aber sind das Werk der Erziehung und Bildung, die ihre höchste Befruchtung erhalten durch die Verbindung mit dem Geiste der Universität.

Hauptmann a. D. Eduard Preuß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Kampf um Heide und Moor.

II. Wie die Menschen die Heide eroberten, und die Heide die Menschen.

Ich kenne eine Welt der Heide, da ist es so gewesen, daß die Menschen über die Heide siegten — nicht über die ganze Heide, aber über ein Stück, und das Stück blieb dann liegen in der großen Weite und Einsamkeit dieser Heidewelt, und die Menschen, die gesiegt hatten, waren von diesem Kampf geprägt, und der Geist dieser Umgebung hatte auf sie gewirkt. Sah ich das wirklich recht, dann muß ich wohl erzählen von dieser Heide, wie sie ist. Ich weiß, daß nicht jeder sie mit denselben Augen ansieht. Ich sehe sie auch sicher nicht so, wie die Leute, die sie langsam eroberten, aber wenn man etwas davon sah, was sie den Menschen gab, dann sah man sicher etwas von ihrer wirklichen Art.

Sie schmiegt sich an den Wald an, denn sie liebt den Wald, sie war es ja einst selbst. Sie wird es wohl noch wissen, denn Wald und Heide tauschen immer noch Grüße aus, sie gehören zusammen. Vom Wald tritt das Reh auf die Heide hinaus, der Habicht schwingt sich über ihre weiten Flächen, und der Hase geht aus und ein im Wald und auf der Heide. Der Wald hat seine rauschenden Kronen und seine stillen Gründe, er hat flimmerndes Licht und tiefen Schatten, er hat warme Lichtungen und kühles Moos, er gibt Schutz und Versteck.

Die Heide ist freier und lichter. Will man ihren Schutz, muß man sich schon ducken. Sie hat mehr Licht und Wärme, wenn der Himmel sie freundlich anlacht, aber sie liegt auch schutzloser vor jedem Wind und Wetter. Wohlleben gibt es da nicht, sie härtet alles Leben ab und prüft es auf seinen Wert. Sie hat selbst viel durchgemacht, aber sie weiß sich zäh zu behaupten. In allem Kampf, dem sie ausgesetzt ist, vergißt sie nicht, sich zu schmücken, und schützt mütterlich alles, was sich in ihr zu bergen weiß. Sie ist uralt und verjüngt sich doch ewig von Neuem. Bärlapps kriechen an ihrem Boden wie Zeugen einer längst vergangenen Zeit, und vom Meere her haben sich Wanderdünen mitten in sie hineingeschoben. Strandhafer wächst auf dem Rücken der Dünen mitten in der Heide, und zu den Füßen breitet sich steiniger Kieselgrund. Offen trägt die Heide die Spuren all der Naturgewalten, die an ihr gearbeitet. Die Gletscher, die sie hergetragen oder vor sich hergestemmt, haben unzähliges Steingeröll in ihr abgelagert. Das Meer hat sie umspült, der Wind weht unablässig über sie hin, und das Leben, das nun so lange Zeit auf ihr gelebt, das ist zum guten Teil zurückgesunken in die schwarzen Moore.

Die gehören ja mit zur Heide, aber sie sind ein Grab, das sie sich selbst bereitet für alles, was in ihr dem Tode verfallen, ein Massen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grab von Wald und Moos und allerhand Vegetation. In seiner eigenen Masse ist hier das Leben erstickt und findet schwer wieder den Übergang zu neuem Leben wie sonst Alles, das Beute des Todes wurde. Noch ist das Leben allerdings nicht ganz gewichen, aber nur spärlich deckt es die Oberfläche. Schwarz stehen die Tümpel, daß kaum das Blau des Himmels sich darin widerspiegelt, schwer und hoffnungslos liegt es in toter Masse da. Ob da wirklich noch Zukunft ist, noch Lebensmöglichkeit?

Im Moor scheint die Heide erlahmt zu sein, aber sonst ist alles Leben, klein und zierlich wohl, aber zähe und tapfer und, wenn sie sich schmückt, von köstlichem Reiz. Sie kennt das Weinen und Lachen, und sie weiß auch die Zähne zusammenzubeißen, wenn es ihr ans Leben geht. Blühende Heide ist lauter lachendes Leben, und wenn der Sturm ihre Locken zaust, dann packt auch sie der Übermut, und sie freut sich am tollen Spiel. Wenn aber die Herbstwinde triefende Nässe mit sich führen, dann ist es, als ob das Weinen sie ankäme, so dicht hängen die Tränen an ihren Wimpern. Es naht ihr dann die schlimmste Zeit, aber sie schüttelt die Tränen bald ab und zieht sich in ihr Innerstes zurück. Mag dann die Kälte kommen. So leicht geht sie ihr nicht bis ins Mark, mag auch das Feuer, von Menschenhand angezündet, über sie hinfahren, sie übersteht auch das und ist immer wieder da. Will man aber bis tief in die Seele der Heide hineinlauschen, dann soll man die Lerche anhören. Ihr Lied ist das Lied von der Heide. Sie ist ihr Kind, ist wie sie und versteht sie ganz. Wo ist mehr Jubel als im Lerchengesang und wo ist er sonst in so engem Bunde mit der Tapferkeit! Aus dem Trotz gegen Kälte und Sturm und kurze Tage wächst der Lerche ihr Lied, und aus demselben Trotz stärkt die Heide ihr Leben. Deshalb ist ihre Freude tief und ihr Leben voller Kraft.

Und der Mensch, wie kam er auf die Heide? Lange waren es nur die Hütejungen gewesen, die das magere Vieh der Dorfbewohner dort weiden ließen. Sehr früh wurde das Vieh schon auf die Heide getrieben, im März fast immer, mitunter schon Ende Februar, denn es waren magere Zeiten, es fehlte an Futter. Sehr spät kam es erst wieder endgültig in die wärmeren Ställe, mitunter erst zu Weihnachten. Sie lernten die Heide gründlich kennen diese Jungens, ihre rauhe Kälte und ihren lachenden Sonnenschein, sie erlebten alles mit, und niemand fragte, ob es ihnen gefiel oder nicht.

Selten kam sonst jemand. Wenn Wind und Sonne anfingen, lange Tage zu machen, dann kamen sie wohl aus dem Dorf und gruben Torfsoden ab, daß man im Winter nicht zu frieren brauchte, aber man grub nicht mehr, als man selbst brauchte, und jeder grub für sich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die Jäger besuchten die Heide, aber außer den Hütejungen war niemand da zu Hause, und die verließen sie auch, wenn der Winter mahnte. In weitem Kreise faßte sie dann rund ums Dorf, und im Dorf kroch man zusammen und freute sich, daß man nichts mit der Heide zu tun hatte.

Und dann kam es doch, was eine ganze Umwälzung mit sich brachte. Es kamen Menschen, die wollten auf der Heide bleiben, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Sie flüchteten sich auf die Heide, denn im Dorf war es zu eng geworden. Es war keine rechte Möglichkeit, da vorwärts zu kommen und ein eigenes Heim zu gründen.

Sie wollten es auf der Heide versuchen, aber niemand hatte es ihnen vorgemacht, und nur wenig Mittel standen ihnen zu Gebote. Es war nicht schwer gewesen, eine große Fläche Landes zu erwerben, es kostete fast nichts, aber was konnte man aus dem Lande gewinnen, wie sollte man da leben? Die Heide trug kein Korn. Höchstens konnte man sie zusammenbinden und als Besen oder Schrupper verkaufen, aber damit versahen die meisten selbst ihren kleinen Bedarf. Die Heide brachte wirklich fast gar nichts Brauchbares hervor, denn wenn sich auch notdürftig das Vieh dort weiden ließ, man mußte doch auch Futter für den Winter haben. Man wußte schon, daß sich Heideland in Ackerland wandeln ließ, aber das dauerte doch manches Jahr. Auf nackter Heide anfangen, es schien ein Rätsel, wie das möglich, und im Dorf glaubte man nicht, daß es glücken würde.

Es glückte doch. Das Moor wurde des Menschen Bundesgenosse gegen die Heide. Aus dem Moor wurde das Geld gewonnen, mit dem man ihr zu Leibe ging. Schließlich gab es doch noch mehr Menschen, als die im Dorf, die Feuerung brauchten. Man mußte Torf graben und versuchen, ihn anzubieten in den Orten, wo die Menschen zahlreicher zusammenwohnten. Manche hatten nicht selbst Moor. Man konnte ihnen den fertigen Torf liefern. Andre kauften vielleicht auch lieber die fertige Ware, als daß sie selbst den Torfspaten in die Hand nahmen.

Es ging wirklich, aber es ging nur langsam vorwärts. Langsam schleppten die schlecht gefütterten Gäule ihre Lasten durch die schlechten Heidewege, etwas schneller über die Landwege. Weite Wege mußten gemacht werden bis an die Marsch am liebsten, oder ganz ans Vorland, das bald Grasfläche war, bald Meer. Dahin brachte man den Torf, und zurück nahm man Marschheu mit oder mähte das Vorlandgras ab und packte es grün auf die Wagen, um es zu Hause wettern zu lassen. Vor Tage wurde aufgebrochen, bei Nacht kam man wieder. Nur wenig blieb für den Schlaf, soweit man nicht auf dem Wagen etwas nachholen konnte. Aus dem Moor nahm man es; der Heide gab

man es wieder, denn sie sollte doch schließlich das Brot bringen. Man wollte sie nicht als Heide, man wollte sie doch als Acker.

Die Heide wurde nicht gefragt, sie hätte sonst schwerlich ihre Zustimmung gegeben, aber sie hielt es wohl auch nicht für des Aufhebens wert, ob man an einer Stelle ihre Lebensart korrigieren wollte. Warum sollte sie nicht neben all dem anderen Leben auch etwas Menschenleben Platz geben, Platz auf der Heide. Es konnte wohl keine Gefahr sein, daß der Mensch einmal der Heide keinen Platz mehr gab. Darnach sahen sie wirklich nicht aus diese Menschen, die auf der Heide anfingen, so bedächtig und still. Sie schienen auch nicht recht Ernst zu machen, denn hatten sie erst etwas Heide umgebrochen mit ihren schwachen Pferden oder langsamen Ochsen, dann ließen sie es mehrere Jahre liegen, ehe sie wieder daran gingen. Sie schienen nicht recht zu wissen, was sie wollten.

Das war aber wohl gerade die stärkste Seite an diesen Menschen, die so wenig Mittel hatten, so mühsam alles erringen mußten; sie wußten genau, was sie wollten, sie hatten Geduld, sie würden es schon erringen. Die Heide verstand das nur nicht und war ohne Sorgen. Sie haben es errungen die Menschen, und einer hat es dem andern nachgemacht. Alle griffen sie von derselben Seite an, vom Moor aus gegen die Heide. Alle brauchten sie dieselben Waffen, äußerste Genügsamkeit und zähe Geduld. Alle dachten sie zuletzt an ihre Bequemlichkeit und sorgten zuerst dafür, daß Vieh in den Stall käme, sobald nur irgend Nahrung dafür zu schaffen war. Halb in die Erde gewühlt und über dem Erdloch ein Dach errichtet, das war bei einigen die Behausung, von der aus sie den Kampf aufnahmen. War es vielleicht auch nur der erste Sommer, den man so verbrachte, es war doch ein Zeichen davon, daß man alles daran setzte, sich auf dem erwählten Flecke zu behaupten. Baute man dann die ersten Fach hin, dann war man noch wenig an peinliche Bauordnungen gebunden. Man baute, wie man es am billigsten konnte, und erweiterte nach Bedürfnis. Bedürfnis lag aber vorläufig immer nur fürs Vieh vor und später für die Kinder, wenn sich allmählich eine Schaar eingestellt hatte. So wuchsen die Häuser ständig nach der Stall- und Scheunenseite hin, gelegentlich einmal nach der Wohnseite.

Nur stelle sich niemand vor, als ob auf der Heide Wohnungselend gewesen sei. Man empfand es durchaus nicht als ein Elend, wenn man etwas eng zusammenkriechen mußte, man wünschte es eigentlich nicht anders, man wußte sich umso geborgener der weiten, oft rauhen Heide gegenüber, und die Kinder, die hatten ja Raum so viel sie wollten zum Spielplatz, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Licht und Sonne kam überall hin. Waren sie dann erst so weit, daß sie mithelfen konnten, dann war Gebrauch für alle Hände, und das war auch kein Kinderelend, sie halfen ja Vater und Mutter, sie halfen auf dem Boden, den sie erben sollten, sie halfen in Gottes freier Natur. In drei Jahrzehnten war die Heide so besiedelt, daß weit mehr Kinder der Siedler als der Dorfleute die Schule füllten, und doch war nur etwa ein Drittel der Heide des Dorfs kultiviert, und in den benachbarten Dörfern rückten die Pioniere ähnlich vor. Dazwischen aber blieb weite stille Heide, und vorläufig kam der Kampf zum Stehen. Die weite stille Heide war doch ernstlich zum Weichen gebracht. Noch war es wohl so, daß die Menschen Platz bekamen auf der Heide, aber an manchen Stellen war es doch schon so geworden, daß der Heide kaum Platz mehr gegönnt wurde von den Menschen.

Aber die Heide hatte auch die Menschen erobert. Ihre Weite und Stille hatte auf sie gewirkt. Stille ist auf der Heide ja auch, wenn der Sturm über sie hinjagt und, weil er so wenig Widerstand findet, mit sich selber wilde Zwiesprache hält. Die Menschen können nicht gut anders, sie lauschen dem Sturm, halten wohl gar den Atem an, und wo Menschen lauschen, da ist es still. Was da zu lauschen ist? Da ist doch kein Sinn in solchem Naturkonzert. Doch, man muß nur selbst den aufgeschlossenen Sinn haben, dann packt es die Seele mit dem Gefühl, daß der Mensch nicht allein redet in der Welt, daß es Gewalten gibt, die größer sind als er. Man kann nicht sagen, daß die Menschen unserer Tage vor solcher Rede viel Ehrfurcht haben. Sie berauschen sich lieber an ihrer eigenen Rede. Wo sie es aber haben, wie auf der Heide, da gibt das ihneneine besondere Art. Auch die Weite wirkt ähnlich auf Menschen. Man kann nicht täglich in die Weite sehen und doch immer nur am Alltäglichen kleben, oder man klammert sich erst recht an seinen engen Kreis, aber eben dann mit dem Gefühl, daß man irgendwie sich festhalten muß, um sich nicht in der Weite zu verlieren.

Ja, so sehe ich die Heidebewohner, aber sehen sie sich selbst nicht ganz anders? Was die Menschen wirklich sind und darstellen, das ist ihnen selten selbst recht bewußt, darüber grübeln sie nicht, das leben sie ja. Aber andre sehen sie doch vielleicht ganz anders an und sagen es ganz kurz so: „Stumpfsinnig werden die Leute auf der Heide, weil sie so wenig unter Menschen kommen, und rechte Geizkragen, weil sie so dürftig zu leben haben." Zum Lachen ist so ein Urteil, ohne jedes Verständnis für das, was den Wert des Menschen macht.

Das ist ja der Wert des Menschen, daß er etwas Eigenes ist, nicht daß er vieles weiß von dem, was andere sagen. Sehnt man sich nicht heutzutage immer mehr darnach, selbst etwas

zu sein, sich nicht zu verlieren im Menschen- und Arbeits- und Lebensgetriebe. Es sollte eigentlich kein unergründliches Geheimnis sein, wie das möglich ist. Es ist nie möglich bei Menschen, die die Einsamkeit und die Stille fürchten, es kommt von selbst bei allen, die in ihr leben oder sie suchen.

Die Heidemenschen sind nicht stumpfsinnige Menschen, gerade das sind sie nicht. Nichts ist augenfälliger als das. Sie sind aber durchweg etwas Eigenes, und da sind sie es geworden. Das heißt nicht ohne Weiteres, daß sie immer etwas Besonderes sind, edler und besser als die andern. Das kommt auf die Richtung an, in die ihr Leben treibt. Auch ihre Fehler und Schattenseiten prägen sich schärfer aus, wo nicht alles an ihnen herumschleift. Und doch ist die Stille und Weite der Heidewelt ein guter Boden für die tiefen Werte des Lebens. Mit der Schulbildung war es nicht weit her auf der Heide, aber auf dem kleinen Fleck, den ich ziemlich genau kenne, fand ich doch so Viele, die keine Dutzendmenschen waren, die etwas konnten und gute tüchtige Gedanken hatten, die mit ihren Augen tiefer sahen als der Durchschnitt und mit ihrem Willen zäher durchhielten als die Meisten.

Von Einem erzählt Charitas Bischoff in ihrem schönen Buche „Bilder aus meinem Leben". Er kommt oft bei mir, und ich habe ihn oft besucht. Er ist ebenso berühmt als Erdarbeiter wie als Holzschnitzer. Er sieht auch die Spatenarbeit als die eigentliche Daseinsgrundlage seines Lebens an, aber seine Seele lebt in der Kunst und, was er schafft, trägt Kunst- nicht Handwerksgepräge.

Ich kenne einen Andern, der in seiner Seele forscht wie in einem Geheimnis, und wenn es einmal hineinleuchtet von Freude oder Klarheit oder sie füllt mit starker Wärme, dann muß er es sagen als Dichter und findet Verse, die mehr sind als Reimerei.

Ich kenne Viele, die mühen sich um die tiefe Frage nach Gott und Ewigkeit. Einige, die verschanzten sich in dem Bewußtsein „er ist mir nahe", aber es war, als wollten sie Gott in eine enge dumpfe Seele einschließen. Andere versuchten es, in einem schlichten treuen Leben ihm zu begegnen. Manche kamen aus einer großen Unsicherheit nicht heraus.

Es gibt auch Solche auf der Heide, die sich um das Geheimnis mühen, aber sie möchten es am liebsten wegdenken. Sie haben mehr Zutrauen zu dem, was auf der Hand liegt, als zu dem, was hinter den Dingen steht.

Grübler kenne ich auf der Heide, die viel gelesen und viel gedacht — dem einen verwirrte es schließlich den Verstand.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und wo die Menschen auf der Heide sich das alles vom Halse hielten, da sie doch keine Zeit dafür hatten und sie nicht sonderbare Leute werden wollten, da fühlt man es durch, daß auch sie mit dem zu tun hatten, was in der Weite und Einsamkeit an jeden Menschen herantritt, die Frage nach dem Sinn des Lebens. Sinn des Lebens, das ist Vorwärtskommen, Arbeit, Gewinnen und Weiterstreben, das war deren Losung, aber man merkt, die Antwort war nicht ausreichend, es war zu wenig, aber das Wenige hatten sie mit Entschiedenheit angegriffen.

Es ist die Menschenwelt einer Dorfgemarkung, die auf die Heide hinausgezogen, aus der ich hier einige Bilder herausgreife. Sie wurden mir alle lieb, diese Menschen, denn sie waren etwas Eigenes, mehr als man sonst gemeinhin findet, und Frische war über den meisten und ein gerades schlichtes Wesen. Von Stumpfsinn aber war da nichts.

Die Heide hatte auch Menschen erobert, und ich meine, so müssen die Menschen unserer Tage erobert werden. Es werden keine rechten Menschen ohne Stille und Weite. Darum muß man Platz schaffen für die Menschen, daß sie nicht aufeinander hocken wie die Fliegen, und muß sie hinausführen in die Natur, das Leben, die Gemeinschaft, wo es weit und stark ist.

J. Schmidt.

Die Siebenbürger Sachsen im Licht ihrer Geschichte.

Die deutschen Lande haben von jeher viel wanderlustiges Volk aus ihrem Schoße entsendet. Nach Ost und West und Süd sind sie ausgeschwärmt in größeren und kleineren Haufen, um in weit entlegenen Gebieten, inmitten fremder Volksmassen, mit mehr oder weniger Glück, deutsche Niederlassungen zu gründen. Eine der ältesten und zugleich merkwürdigsten ist die der Siebenbürger Sachsen. Denn nahezu 800 Jahre hindurch haben sie ihr Volkstum zu wahren gewußt mit einer Zähigkeit und mit einem Erfolg, wie er kaum in irgend einer der deutschen Niederlassungen zu finden sein dürfte. Von ungarischen Königen berufen, haben sie den ihnen geschenkten wilden Boden im südöstlichen Grenzgebiete des Landes urbar gemacht, abendländische Kultur dorthin verpflanzt und des Königs Krone verteidigt gegen äußere und innere Feinde. Aus verschiedenen Gegenden an der Mosel und am Mittelrhein her sind sie der Hauptmasse nach in den Jahren 1141—1161 in die Gebiete von Broos, Mühlbach, Hermannstadt, Reps, Schäßburg, Mediasch und Bistritz und dann 1211—1225 in das Kronstädter Gebiet eingewandert und haben von vornherein feste Ansiedelungsgruppen gebildet. Wohl haben wert-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

volle Freitümer ihren Bestand gesichert, aber in den drangvollen Zeiten, da der Staat mehr als einmal durch innere Zerwürfnisse oder durch endlose Kriege seiner Auflösung nahe gebracht wurde, da war es doch immer wieder nur die eigene Kraft, mit der die deutschen Siedelungen die Gefahren des Unterganges überwanden. Und als endlich in den neueren Zeitläuften die äußeren Stützen der Erhaltung ihres Eigenwesens ganz zusammenbrachen, da war es ganz und gar nur die innere Volkskraft, die mehr und mehr Tragfähigkeit erlangte und ein Bollwerk schuf, das den Bestand der Siebenbürger Sachsen wohl noch auf unabsehbare Zeiten sichern dürfte.

Welches nun diese Stützen seines Bestandes sind, das ist am besten aus der Geschichte dieses Kolonistenvolkes zu ersehen. Und nicht nur für den Forscher, sondern für jeden gebildeten Deutschen ist es eine gewiß reizvolle und lohnende Aufgabe, sich mit dieser Sachsengeschichte etwas näher zu befreunden. An dem Beispiel dieses kleinen Volkes dürfte die klare Anschauung zu gewinnen sein, unter welchen Bedingungen ein Volk überhaupt seine Eigenart unter allem Wandel der Zeiten und Verhältnisse zu erhalten imstande ist.

In der „Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk" von G. D. Teutsch und Fr. Teutsch*) besitzen wir eine Monographie, die nach dem Urteil hervorragender deutscher Fachleute in wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und volkstümlicher Darstellungskunst zum besten zählt, was die deutsche Geschichtsschreibung hervorgebracht hat. Beide Teutsch, Vater und Sohn, haben die höchste Ehrenstelle bekleidet, die das Sachsenvolk zu vergeben hat. Dr. G. D. Teutsch war sächsischer Bischof von 1867—1893; Dr. Fr. Teutsch ist es noch gegenwärtig seit 1906. Neben dem kirchlichen Wirken war ihre Tätigkeit hauptsächlich historischen Arbeiten zugewendet. G. D. Teutsch ließ seine beiden ersten Bände 1852—1858 erscheinen. Sie führen die Ereignisse von der ältesten vorsächsischen Kultur herauf bis zum Karlowitzer Frieden 1699. Da sehen wir auf dem Grunde und im Rahmen der allgemeinen vaterländischen Geschichte die besonderen Schicksale der Sachsen vor uns aufgerollt. Zunächst im Schutze des ursprünglichen ungarischen Königtums, das 1526 unter der Osmanenherrschaft zusammenbricht. Dann fast 200 Jahre unter Siebenbürgischen Fürsten, die dem Halbmond tributpflichtig sind, bis zu dem 1699 erfolgten Übergang Siebenbürgens unter Habsburgische Herrschaft. — Fr. Teutsch hat das Werk seines Vaters 1899—1910 überarbeitet und einen dritten Band hinzugefügt, in welchem er die Geschichte bis zum Aufgehen Siebenbürgens in den ungarischen Staat 1868 herabführt. Das nunmehr dreibändige, bis zu den jüngsten Er-

*) Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Von G. D. und Fr. Teutsch. Verlag von W. Kraft, Hermannstadt. Preis 20 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eignissen reichende Werk gewährt uns klare Einblicke nicht nur in die äußeren geschichtlichen Wandlungen, sondern mehr noch in das innere Leben und Werden der Siebenbürger Sachsen. Man sieht, wie jene Lebenskräfte der Sachsen, auf denen sich von allem Anfang ihre Kulturarbeit aufbaute, trotz aller politischen und elementaren Gefahren im Laufe der Jahrhunderte unversehrt geblieben sind und nur den geänderten Umständen gemäß notwendig lebensfähigere Formen annehmen. Ein Beweis, daß nicht zufällige Gunst sie hielt und förderte, sondern die Kraft, sich zweckmäßig anzupassen und aller Ungunst zum Trotz sich durchzusetzen. Oft und oft stürmen die Verhältnisse geradezu mit vernichtender Gewalt herein, also, daß Freund und Feind das sichere Ende herbeigekommen meinen. Die Sachsen überwinden die Unbilden aller Zeiten, ohne an ihrem Volkstum irgendwelche Einbußen zu erleiden.

Die härtesten Belastungsproben waren nicht die Mongolen- und Tartarenstürme gleich in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Ansiedlung; auch nicht die endlosen Türkenkriege; auch nicht die Bedrängung durch einheimische Große und Fürsten oder durch die mit großen Hoffnungen erwartete österreichische Regierung, sondern die politischen Umwälzungen der allerjüngsten Zeit. Bis zum Jahre 1848 genossen die Sachsen im alten Siebenbürgen noch die bevorzugte Stellung einer der drei ständischen Nationen. An der Gesetzgebung hatten sie gleichmäßigen Anteil mit den Madjaren und Szeklern. Durch die Union Siebenbürgens mit Ungarn ging diese alte ständische Vertretung überhaupt in Trümmer, und damit verloren die Sachsen für immer ihre politische Bedeutung. Das war ein Schlag auf Leben und Tod, und der Untergang der Sachsen als Volkspersönlichkeit schien besiegelt. Aber siehe, es ging auch ohne diesen politischen Einfluß weiter. Aus den Trümmern ging der eigentlich nationale Besitzstand nur um so reiner und gefestigter hervor. Als dann 1867 die Vorherrschaft des Madjarentums im Lande durch den Ausgleich mit Österreich, d. i. der ungarische Nationalstaat neu aufgerichtet wird und bei dieser Gelegenheit das letzte Bollwerk selbständiger politischer Verfassung: die selbständige Munizipalverfassung der Sachsen durch Auflösung des alten Königsbodens genommen wird, da meint man wieder das Ende der Sachsen herbeigekommen. Und dennoch finden sie neue Mittel und Wege, um ihren nationalen Bestand zu erhalten, und unter neuen Formen retten sie ihr Volkstum hinüber in die künftigen Tage.

So belehrt uns die von unbeugsamem Vertrauen in den ferneren völkischen Bestand getragene Sachsengeschichte auch über die Gegenwart und weitere Zukunft des Kolonistenvolkes, sodaß uns begreiflich wird, wie auch die harte Gegenwart dem nicht ganz eine Viertelmillion zählenden Völkchen nichts anzuhaben vermag. Der innere Gehalt, die Kraft, die alles überdauert, ist der Reichtum und die Einheitlichkeit der Volksbil-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dung, die sich die Sachsen unter den eigentümlichen Verhältnissen errungen und im Laufe der Zeiten bewahrt haben. Die Sachsengeschichte läßt sich genügend breit aus über Alles, was Sachsenkultur bedeutet: über das Leben in Dorf und Stadt, in Schule und Kirche, in Gewerbe und Ackerbau bis hinauf zu der einzigartigen Organisation, die in der „Volkskirche" gegeben ist.

Aber bei all dem Wertvollen, was sich als Volksgut erhalten, ist nichts zu merken von Erstarrung und Verknöcherung. Immer hat sich die sächsische Kultur als entwicklungsfähig erwiesen. Kein Wunder, wenn im sächsischen Volksgeist bei alter Treue zum Überkommenen ein etwas freier Zug in der Lebensauffassung und die Fähigkeit zu finden ist, sich auch fremdvölkische Kulturelemente einzuverleiben, ohne dabei etwas einzubüßen. So steht das sächsische Volk in sich gefestigt, arbeitsam, ehrlich, stets opferbereit in der Erhaltung und Verteidigung seiner Güter, — die Bedingungen seines Bestehens sozusagen jeden Tag aus sich selbst erzeugend. Schutz und Förderung erwarten sie nicht von außen, wiewohl gesagt werden muß, daß sie doch sehr von nöten wären, um den allzuschweren Daseinskampf doch etwas zu erleichtern. Mögen recht viele Leser der Teutschischen Sachsengeschichte die Überzeugung daraus schöpfen, daß die Siebenbürger Sachsen — nach der Ansicht maßgebender reichsdeutscher Kenner — „gewiß zu den besten Volkselementen gehören, die das Deutschtum hervorgebracht hat" und wohl einiger Beachtung wert sind.

W. M.

Was andre sagen

Blätter für junge Kaufleute. (Schriftleiter: Alfred Roth, Hamburg). Band 10, Heft 5. Mai 1913.

Der Leib als Tempel der Seele. Von Ellegaard Ellerbek.

„..... Dem alten Germanen, der mit Jagd und Krieg weitaus den größten Teil seines Lebens zubrachte und dem die freie Luft, die freie Bewegung so Lebensbedürfnis war, daß er seine Götter zu beleidigen glaubte, wenn er sie anders anbetete als im rauschenden Atem des Waldes oder am Branden der See, diesem Hünen von Muskeln wie Stahl und von den geschärften Sinnen des Wildes, die einen Teil des Tages badend in eiskaltem Wasser zubrachten, brauchte man wahrhaftig keinen Vortrag über „Körperkultur" zu halten, im Gegenteil, es ist außerordentlich bezeichnend, wie selbst die in Körperkultur fast krankhaft vorgeschrittenen Römer mit ehrlicher Furcht im Herzen zu diesen rotblonden Kraftgestalten hinaufschauten. Heute aber, wo das meiste Menschenlos darin besteht, in angestrengter Arbeit den Kopf zu beugen, in ungeheuren Steinwüsten vom Lande zu träumen, seine Augen schon auf der Schule zu

schwächen und den Körper zu Gunsten des Geistes zu vernachlässigen oder vielmehr richtiger gesagt: aus praktischen Gründen die geistige der körperlichen Arbeit vorzuziehen: heute ist es mehr denn je am Platze, den Ruf gerade auch an die Jugend erschallen zu lassen: Habt Ehrfurcht vor eurem Körper!

Gewiß, es ist schon viel geschehen, und der Ursprung dieses Geschehens knüpft sich an den unvergeßlichen Namen des Turnvaters Jahn, dem nicht mit Unrecht allerhöchste Verdienste um unser Volk nachgerühmt werden. ..... die deutsche Turnerei ist eine unerschöpflich fließende Quelle deutscher Volkskraft. Und man kann ihrer weitesten Entwicklung gar nicht lebhaft genug das Wort reden. Man mache doch nur einmal die Augen auf und vergleiche einen wettergebräunten, hochbrustigen, bis in die letzte Muskel ausgebildeten Turnerkörper mit einer Treibhauspflanze der Großstadt! Das gilt für Männer wie Frauen!

..... Wir sind auf dem Wege, jene germanische Heilighaltung des Weibtums zurückzugewinnen, die unsere Altvordern den Römern so überlegen machte. Denn das Volk, daß seine Frauen nicht achtet, ist selbst gerichtet. Das bewies Rom, das beweist heute Frankreich und das wird jedes Volk beweisen, in dem Liebe und Ehe zur Befriedigung niedriger Triebe benutzt werden, statt zu jener Anschauung erhoben zu werden, die Körper und Seele zur heiligsten Einheit vermählt.

..... Den Körper rein halten und keusch, das ist das tiefste Geheimnis der Stärke der Jugend. Und dies zu erreichen, ist das Bewußtsein von der Heiligkeit des eigenen Leibes die erste Voraussetzung. Wer will denn Tempelschänder sein von sich selber? Wenn wir das erreichen, daß unsere Jugend die strahlende Stärke des Körpers als das Höchste achten lernt, was sie dem deutschen Weibe und damit dem deutschen Volke bringen kann, dann werden wir uns langsam aus dem Morast herausarbeiten, in den wir geschlechtlich nach französischem Muster zu geraten scheinen. Rein an Leib und Seele sein, das ist uraltes Germanenideal, und man sollte jeden Lümmel um die unsauberen Ohren schlagen, der sich brüstet, mit fünfzehn Jahren schon das erfahren zu haben, was nach den ganzen körperlichen Umständen des Menschen höchstens erst dem fünfundzwanzigjährigen unbeschadet zusteht. Wüßten die jungen Leute, wie sie durch zu frühen Genuß sich selber um ihr Bestes und Heiligstes bringen, ja auch um die größte körperlich-seelische Genußmöglichkeit, sie würden Ruhm darin suchen, so lange keusch wie nur irgend möglich zu bleiben....."

Neutraler Guttempler (Schriftleiter: Dr. Karl Feißkohl, Mannheim. 5. Jg. Nr. 7.

Eine alkoholfreie Kaiserfeier. Von Dr. W.

„Das III. Bataillon des Infanterieregiments 113 in Freiburg beging am 16. Juni die Feier des Regierungsjubiläums des Kaisers in einer durchaus eigenartigen, würdigen und zeitgemäßen Weise. Um 3 Uhr nachmittags rückte das Bataillon im besseren Drillichanzug unter den Klängen der Musik auf den Exerzierplatz. Am Rande des Platzes lagerten sich die Mannschaften unter schattigen Bäumen. Für die Herren Offiziere und ihre Damen, sowie die Gäste aus dem Zivilstande waren mehrere Reihen Stühle aufgestellt. Die erhebende Weise des Niederländischen Dankgebetes leitete die Feier ein. Nach dem Vortrag eines Festgedichts und eines Chorliedes hielt der Einjährige Dr. Rappenecker die Festrede, in der er in kurzen Zügen die Entwicklung schilderte, die Deutschland unter Wilhelms II. Regierung genommen hat. Als er geendet, wurde „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen. Ein Einjähriger rezitierte Liliencrons prachtvolles Schlachtgedicht „Es lebe der

Kaiser". Herr Major Bauer sprach noch einige Worte. Mit der „Wacht am Rhein" endete darauf der unterhaltende Teil des Festes. Nun folgten Bewegungsspiele und sportliche Wettkämpfe der Mannschaften: Hochsprung, Weitsprung, 100 m-Wettlauf, Dauerlauf, Kugelstoßen usw. Die Beteiligung war äußerst rege, und es wurden recht gute Leistungen aufgewiesen. Etwas abseits unter schattigen Bäumen hatte der Marketender seinen Stand aufgeschlagen .... Bier und Wein gab es nicht, dafür eine reiche Auswahl alkoholfreier Getränke zu sehr mäßigem Preis: kalte Milch (nahezu 100 l wurden abgesetzt), warmer Kaffee, verschiedene Apfel- und Fruchtsäfte, natürliche Zitronenlimonaden, Chabeso usw. Auch mancherlei Backwerk, sowie frische Bananen waren zu haben und wurden eifrig begehrt. Kurz vor Schluß des Festes ergriff Herr Major Bauer nochmals das Wort zu einer Ansprache. In eindringlichen, markigen Worten wies er darauf hin, daß die heutige Zeit nicht nur in einem möglichen Kriege, sondern auch im friedlichen Wettbewerb der Völker und der Einzelnen außerordentlich gesteigerte Anforderungen stellt, denen nur ein in steter Übung gestählter Körper und ein durch Genußgifte ungetrübter Geist gewachsen sind. Es liegt im eigensten Interesse eines Jeden, seinen Körper auch nach dem Militärdienst durch fortgesetzte sportliche Übungen geschmeidig zu erhalten und ihn nicht durch schlechte Sitten zu verweichlichen und zu schwächen. Vor allem gilt es, die erschlaffenden Rauschgetränke zu meiden, denn wahrer Sport schließt den Alkoholgenuß völlig aus. Auch unser Kaiser hat die große Gefahr erkannt, die unserem Volke durch die entartenden Trinksitten droht und deshalb in seiner Rede an die Fähnriche der Marine in Mürwik diese zu völliger Enthaltsamkeit ermahnt und es ganz klar ausgesprochen, daß in dem Krieg der Zukunft, der durch Nerven entschieden wird, dasjenige Volk siegen werde, das den geringsten Alkoholverbrauch habe.

Daß ein fröhliches, ungezwungenes Zusammensein auch ohne berauschende Getränke möglich ist, dafür war das Fest selbst der beste Beweis. Die Mannschaften waren trotz der großen Hitze in heiterer Stimmung. Nach der Verteilung der Preise für hervorragende sportliche Leistungen marschierte das Bataillon um 7½ Uhr nach Hause.

Es ist zu wünschen, daß das Beispiel, das Herr Major Bauer mit der Veranstaltung einer alkoholfreien Kaiserfeier in seinem Bataillon gegeben hat, auch in anderen Garnisonen Nachahmung findet. Der erzieherische Wert solcher Feste ist ohne Zweifel sehr groß. Und wer die oben berührten Worte des Kaisers als einen Ausdruck ernster, ehrlicher Überzeugung betrachtet, muß die allgemein übliche Art, wie patriotische Feste bei uns gefeiert werden, geradezu als eine Verhöhnung des Fürsten und seiner ernsten Mahnung empfinden."

Rund um uns

Die geistige und sittliche Höhe des Durchschnitts der heutigen deutschen Gastwirte erkennt man ohne weiteres aus dem folgenden Vorfall auf dem 40. Deutschen Gastwirtstag in Bremen. Dort gab ein Gastwirt Froherz aus Magdeburg das Folgende von sich:

„Wenn man ihre (der Abstinenten) „blassen Gesichter ansieht, dann hat „man schon genug. Wenn man jetzt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„wo wir vor dem Kriege standen,
„diese Leute herausgeschickt hätte, der
„Feind hätte keine Kanonen gebraucht.
„Ein paar Backpfeifen hätten genügt,
„und sie hätten am Boden gelegen."

Und der deutsche Gastwirtstag rief (nach dem Bericht des „Hamburgischen Korrespondenten"): „Sehr richtig!" und zollte „Beifall". Das bedeutet: Der deutsche Gastwirtstag zollte Beifall, als durch die angeführten Worte die Abstinenten, die sich im deutschen Heere und in der deutschen Flotte (und in deren Reserveformationen) befinden — darunter einige sehr verdiente Generäle und Admiräle — mit Schmutz beworfen wurden.

Hierdurch ermutigt, fuhr Froherz fort:

„Unmäßige Gäste wollen wir selbst
„bei uns nicht sehen, aber erst recht
„keine Wassertrinker."

Diesen Satz mit dem äußerst charakteristischen „erst recht" quittierte der deutsche Gastwirtstag (nach demselben Zeitungsbericht) mit „stürmischem, minutenlangem Beifall".

Diese Vorgänge geben denen recht, die in dem Durchschnitt des heutigen deutschen Gastwirtsstandes etwas sehen, was nichts weniger als erhaltenswert ist:

Selbstverständlich: Gastwirte wird man immer nötig haben — auch eine vom Alkoholismus befreite Kultur braucht Gastwirte. Und sicher sind — auch heute — unter den deutschen Gastwirten ganz prächtige Männer, Männer, die ihre Zeit erkennen und das Beste ihres Volkes wollen.

Aber der deutsche Durchschnittsgastwirt von heute ist in Wahrheit meist nur noch der, wirtschaftlich ganz unselbständige, Zapfer einer Brauerei. Er kann deshalb nur bestehen, wenn seine Gäste deren Gebräu massenhaft vertilgen. Und er hat sich dementsprechend auf dem 40. Deutschen Gastwirtstage (durch den „stürmischen minutenlangen Beifall" zu jenem „erst recht") nunmehr ausdrücklich zu dem Grundsatze bekannt: „Lieber soll unser Volk unmäßig sein als abstinent." — Dieser deutsche Durchschnittsgastwirt von heute, der außerdem noch „sehr richtig" rief und Beifall zollte, als tüchtige Männer in Deutschlands Heer und Flotte roh beschimpft wurden, der möge als Berufsstand verschwinden, und zwar je eher, je besser. Glücklicherweise sprechen alle Zeichen der Zeit dafür, daß es auch so kommt. **Hermann Popert.**

Opium und Alkohol. Einst haben die Engländer um die Einführung des Opiums in China Krieg geführt. Kulturbringer waren sie damit gewiß nicht, denn wir wissen, daß der Opiumgenuß das chinesische Volk entnervt hat. Die Erkenntnis von der Schädlichkeit des Opiumgenusses war bei den leitenden Kreisen Chinas immer vorhanden. Es bestanden auch hohe Strafen gegen den Verkauf dieses Giftes. Aber das Verbot des Opiumverkaufes wurde umgangen, Bestechung öffnete ihm die Geheimtüren, und es gab und gibt auch wohl noch Opiumkneipen, oder sagen wir besser, Rauchstuben in allen Abstufungen für Hoch und Niedrig.

Der Preis des Opiums ist hoch. Von der Chinaexpedition her ist mir erinnerlich, daß ich unter der Kriegsbeute, die ich dem General Fan abnahm, auch ein Kistchen in der Größe unserer Zigarrenkisten voll der harzigen Masse des Opiums fand, fertig für den Gebrauch. Unser Dolmetscher bekam den Auftrag, es zum Besten der Mannschaft zu veräußern; er wird seinen Vorteil dabei gehabt haben und lieferte doch noch 80 Dollars ab.

Inzwischen ist eine neue Zeit in China angebrochen; es wurde die Republik als Regierungsform eingeführt. China erhält eine neue Verfassung, reformiert die Armee, die Beamtenschaft und die Schulen. Die Eisenbahnen sollen zu einer Einnahmequelle für das Reich werden; man schickt Abordnungen nach Japan, Amerika und Europa, das Gute für China zu suchen, wo man es findet.

Die Gesundung des Volkes an Haupt und Gliedern wird angestrebt, und dazu gehört, wie die Chinesen richtig erkannt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben, nun auch die strengste Durchführung des Opiumverbotes.

Mit der ganzen Willenskraft, welche die Chinesen in ihrem Reformwerk auszeichnet, gehen sie jetzt gegen den Opiumgenuß vor. Ja, es ist auch mit England, dessen Geschäft in diesem Artikel längst nicht mehr gut ging, da das Opium im Lande selbst gewonnen wurde und nicht mehr aus Indien nach China eingeführt werden brauchte, ein ehrlich gemeinter Vertrag abgeschlossen zur Bekämpfung, oder besser, zur gänzlichen Unterdrückung des Opiums. Die Engländer bilden sogar Gesellschaften, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, diejenigen Mengen von Opium aufzukaufen, und zu verbrennen, die nach den Bestimmungen des Vertrages noch erlaubt sein sollen. Der Vertrag sieht nämlich nur vor, den Opiumhandel so weit zu unterdrücken, als es der chinesischen Regierung möglich sein wird, den Opiumgenuß durch Gesetzesmaßregeln innerhalb des Landes zu beschränken.

Man hofft, bis zum Jahre 1917 endgültig mit dem Opium aufgeräumt zu haben, also daß dann weder Einfuhr noch Anbau von Opium in China statthaben wird. Man will nämlich auch der Opiumerzeugung an sich im eigenen Lande einen Riegel vorschieben, zunächst durch eine hohe Steuer. Strengste Verordnungen werden gegen den Anbau, den Transport und den Verbrauch des heimischen Opiums erlassen. Haben diese den Erfolg, daß die Erzeugung des Opiums in China völlig aufhört, dann wird auch die englische Regierung die Einfuhr von Opium aus Indien noch vor dem Jahre 1917 einstellen.

Man sieht, es ist beiden Teilen Ernst um die Sache, obwohl die chinesische Staatskasse und auch die englischen Kaufleute durch dieses Vorgehen beträchtliche wirtschaftliche Einbuße erleiden. Vielleicht aber bietet sich in Frankreich ein neuer Markt, denn dort ist das Opium, durch die Kolonialtruppen aus Tonkin eingeführt, zu einem begehrten Genußmittel geworden, dem sich auch schon Damen hingeben. —

Also ein vollständiges Opiumverbot wird erstrebt — in China. Und wir? Was würden wir, die wir uns so hoch über den Chinesen stehend dünken, wohl dazu sagen, wenn etwa die Regierung sich dazu verstehen wollte, einen Gesetzentwurf einzubringen, der auf die Unterdrückung des — Alkoholgenusses abzielte!?

Das sei denn doch etwas ganz anderes, meint man? Wirklich? Spielt nicht der Alkohol bei uns dieselbe Rolle — vielleicht noch eine schlimmere als in China das Opium? Ist nicht auch der Alkohol ein Gift, das an der Volkskraft nagt? Die Verringerung unserer Leistungsfähigkeit, die Kindersterblichkeit, das Nachlassen der Bevölkerungszunahme, ein gut Teil unseres Großstadtelends und manch anderer Notstand sind in nicht geringem Grade — in dem einen Falle mehr, im andern weniger — auf den Alkoholismus zurückzuführen.

Es wird über das neue Opfer der Wehrvorlage geklagt, aber nahezu das Vierfache des einmaligen Milliardenopfers gießen wir jährlich ohne Bedenken durch unsere Kehle!

Und liegt nicht auch eine Gefahr darin, daß wir ein Volk wie die Chinesen erstarken sehen, wenn es dem Opium entsagt und den Alkohol nicht kennt? Dieser Gefahr müssen wir begegnen können in eigener Erstarkung. Heeresvermehrung und neue Wehrsteuern tun es allein nicht; die Tüchtigkeit des Einzelnen wird in der Zukunft gemessen, die ganze Männer von uns fordert.

In der Enthaltung vom Alkoholgenusse, in der Nüchternheit, liegt unstreitig ein Zuwachs unserer Volkskraft.

Und da heißt es, mit unserer Jugend anfangen, denn aus ihr sollen uns ja die tüchtigen Männer und Frauen erwachsen, die uns ein noch tüchtigeres Geschlecht der Zukunft verbürgen.

Generalleutnant z. D. von Mülmann.

Das deutsche Kleid. Durch eine der lebhaftesten Straßen Berlins führt mich mein Weg. — Geschäftig lärmt um mich der Riesenverkehr, rasseln, läuten und heulen Lastwagen, Straßen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bahnwagen und Kraftfahrzeuge aller Art. Ich blickte auf die Menschen um mich. —

Vor mir trippelt in spitzen Schuhen mit hohen Absätzen ein junges Mädchen in einem überlebhaft blauen Kleide mit engem Rock, der ihr kein rechtes Ausschreiten gestattet. Den Kopf ziert — oder verunziert — ein ziemlich kleiner Hut, an dessen Rand sich hinten eine weiße Straußenfeder wie ein Topfhenkel erhebt. Eben will ich eine Betrachtung über Natur oder Unnatur ihrer Frisur anstellen, da lenkt ein junger Mann, der sie grade begrüßt, meine Blicke auf sich. Ein glattrasiertes Gesicht schaut mich an unter einem allzu flachen, dafür aber um so breitrandigeren Strohhut von beängstigender Steifheit, wodurch der Kopf zusammengedrückt und unangenehm geistlos erscheint.

Mein Auge sucht nach einer Oase in der ästhetischen Wüste seiner Gewandung, findet sie aber nicht. So wohlgefällig auch das Auge der jungen Dame auf dem langen, glockenförmig bis fast auf die Knie fallenden Jackett ruht, mir kann es nicht wohlgefallen der Schlaffheit wegen, mit der es die Figur verdeckt, und der Unnatürlichkeit wegen, die darin liegt, daß es den Oberkörper zu lang erscheinen läßt. Nun erst die Beinkleider. Unten übermäßig weit schlottern sie, einmal aufgeschlagen — warum, frage ich mich vergebens —, selbstverständlich tadellos gebügelt um die Knöchel, ab und zu die violett gefärbten Strümpfe zeigend. Der plumpe gelbe Halbschuh mit den protzigen breiten Bändern schließen würdig diese Orgie von Geschmacklosigkeit ab.

Als Thema dieser Art sich zu bekleiden, finde ich den Gedanken, möglichst alles natürliche Ebenmaß menschlicher Körperformen zu verwischen und zu verzerren. — — —

Ich blicke mich um, will ich doch so gern die beiden Menschen um mich für geschmacklose Außenseiter halten. Aber ich entdecke zu meinem Bedauern, daß alle um mich, die so aussehen, als wollten sie Anspruch auf Eleganz und Vornehmheit erheben, sich mit nur kleinen Abwandlungen nach dem eben gekennzeichneten Muster kleiden. Zu alledem begegne ich spöttischen oder mitleidig lächelnden Blicken, weil ich mein Haar etwas länger trage als es heute Mode ist und weil wohl auch mein Anzug einige kühne Abweichungen von den heute als „schick" geltenden Formen zeige. Diese Blicke wecken in mir Trotz und Trauer. Trotzig werde ich, weil man mir zumuten will, meinen Geschmack dem einer mir durchaus nicht verständiger scheinenden Menge unterzuordnen. Trauer erfüllt mein Herz darüber, daß wir Sklaven geworden sind eines leeren Begriffes, den wir Mode nennen. —

Wenn jemand sich ein Kleid machen läßt, ist er zu feige, seinen eigenen Geschmack zu befragen: Man könnte vielleicht über ihn lachen! — Lieber läßt er sich vom Schneider ein Gewand aufhängen, das nichts weniger als kleidsam ist, ihm aber als streng modern angepriesen wird.

Welch ein Mißbrauch wird mit dem Worte „modern" getrieben! — Modern — neuzeitlich sein, heißt: frei sein nach innen und außen. Die Mode aber, der ihr euch aus Geistesarmut oder feiger Furcht vor dem Lachen einer unverständigen Menge unterordnet, ist eine Kette, eine schändliche, unwürdige Kette — noch mehr deswegen, weil nichts an ihr deutsch ist, weil ihr sie euch aus Frankreich oder Amerika holt!

Macht euch frei von ihr, habt den Mut, euren eigenen Geschmack zur Geltung zu bringen! Das Lachen der Menge wäre überwunden, hätten nur mehr den Mut, ihm Trotz zu bieten. Lieber wäre mir noch eine geistvolle Ungewöhnlichkeit in der Kleidung als diese gräßliche Gleichmacherei geistlosen Nachäffens fremdländischer Überkultur. — Deutschland soll das Land der Dichter und Denker sein. Sollten deutsche Menschen da nicht reich genug an Gedanken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein, ihrer Kleidung einen Ausdruck des eigenen Wesens zu geben?

„Nützlich und schön!" oder besser noch: „Gesund und schön!" Unsere Gedanken über Wohnungskunst überschreiben wir mit diesen Worten. Wir wollen sie auch über unsere Bekleidungskunst schreiben! —

Friedrich Karl Otto.

Statistisches über die Siebenbürger Sachsen. Der Stand des Siebenbürger Sachsentums läßt sich zum guten Teil aus dem Stande der sächsischen Landeskirche Siebenbürgens ersehen, da beide nahezu dasselbe bedeuten. Nach zuverlässigen Erhebungen zählt die evangelische sächsische Landeskirche heute 225 427 Seelen. Die Zunahme beträgt in den letzten 10 Jahren 9202 Seelen. Das macht im Durchschnitt bloß 4,1 von Tausend; im Verhältnis zu Österreich-Ungarn mit 12, und Deutschland mit 15 von Tausend gewiß herzlich wenig und bei einem so kleinen Volkskörper doppelt bedauerlich. Besonders ist es die Auswanderung, die diesen geringen Zuwachs verschuldet. Aber auch die Geburtsziffer läßt viel zu wünschen übrig, da diese bloß 27,7 von Tausend beträgt, während Deutschland in den letzten Jahrzehnten 34—42, Ungarn 40 von Tausend aufweisen. Dafür ist die Sterblichkeitsziffer mit 19—21,9 von Tausend günstiger als in Ungarn, wo sie 26,2 beträgt, während Deutschland auf 20 steht. Doch müßte besonders die Kindersterblichkeit noch viel mehr herabgemindert werden. Günstig für die Volksvermehrung ist der Umstand, daß auf 1000 Seelen 86 Ehepaare entfallen, also weniger Junggesellentum vorkommt, als in Ungarn. Das hat seinen natürlichen Grund darin, daß $^4/_5$ der Sachsen Landleute und nur $^1/_5$ (46 476 Seelen) Städtebewohner sind.

Schon eingangs wurde gesagt, daß alle Sachsen Siebenbürgens evangelisch sind. Volk und Kirche sind eins. Man redet „evangelisch" und betet das „sächsische Vater unser". Die Landeskirche bildet einen Ring, der das Sachsenvolk umschließt und zum Schutzwall geworden ist gegen Überflutung durch fremde Volkselemente. Die Sachsen wohnen sehr untermischt mit Rumänen und Madjaren und haben wenig zahlreiche Gemeinden. Von 283 Gemeinden gibt es nur 4, die über 4000 Seelen besitzen. Eine hat zwischen 3—4000, 9 je 2—3000, 10 je 1500—2000, 38 je 1000 bis 1500, 76 je 600—1000, 83 je 300 600, 62 unter 300 Seelen ... Ihre deutsch-evangelische Kultur können die Gemeinden nur durch eine verhältnismäßig große Kulturrüstung tragen. Diese zeigt sich darin, daß in 245 selbständigen und 11 Diasporagemeinden 243 Pfarrer — und nebst einigen Hilfsgeistlichen im Ganzen 280 Geistliche — wirken. Auf einen Geistlichen entfallen somit 805 Seelen. Diese geringe Seelenzahl auf einen Geistlichen ist dadurch gerechtfertigt, daß eben die meisten Gemeinden weniger als 1000 Seelen haben. Der Pfarrer aber ist ausgesprochen der geistige Führer der Gemeinden, der heute in keiner Weise ersetzt werden kann. Er hat neben seinem engern Pflichtenkreis in allen Zweigen des öffentlichen und privaten Lebens helfend und fördernd reichliche Betätigung zu entfalten, national, politisch, wirtschaftlich und vor Allem in der Schule als Lokalschulinspektor. Wollte man die Zahl der Geistlichen noch mehr beschränken, als tatsächlich geschehen, so wäre das für so manche Gemeinde der Untergang.

An den sächsischen Schulen wirken 12 Pfarrer, 50 Prediger, 57 ordinierte und 573 nichtordinierte Lehrer, 78 Lehrerinnen, 33 Handarbeitslehrerinnen, zusammen 804 Lehrkräfte. Die Schülerzahl beträgt 36 055; also entfallen auf 1 Lehrkraft 45 Schüler, — die gute Normalzahl. In den Volksschulen sind 31 329 Schüler mit 593 Lehrern und Lehrerinnen, in den höheren Volks- und Bürgerschulen 2975 Schüler mit 87 Lehrern und Lehrerinnen. Dann besitzen die Sachsen 5 Gymnasien, 1 Oberrealschule und je 1 Seminar für Lehrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und für Lehrerinnen. Für die Kinder von 3—6 Jahren ist vorläufig in 13 Kindergärten und 50 Sommerbewahranstalten gesorgt, jedenfalls noch viel zu wenig, aber die Sache des Kindergartenwesens wird bald größere Ausbreitung finden. Für die reifere Jugend auf dem Lande besitzen die Sachsen die altbewährte vortreffliche Einrichtung der „Bruder- und Schwesterschaften", die ein gutes Stück Fürsorgearbeit leisten. Die städtische Jugendfürsorgearbeit zeigt bloß einige Anfänge. Für Krankenpflege gibt es in Hermannstadt eine Mutteranstalt zur Ausbildung von Krankenschwestern, die in den übrigen sächsischen Städten Filialen unterhält. Auch auf Dörfern findet man ausgebildete Pflegerinnen. Die Waisenpflege wird vertreten durch 4 Waisenhäuser in Hermannstadt, Kronstadt, S. Reen und Birthälm. Außerdem widmen sich private Vereine der Waisenversorgung. Für Kinderschutz ist in Hermannstadt eine Vereinsanstalt mit großem Erfolg tätig; in Kronstadt steht eine solche im Beginn ihrer Tätigkeit. In den Bereich der Jugendfürsorge können noch gezählt werden: die mit 4 Mittelschulen in Verbindung stehenden Internate, ferner die Internate an den beiden Seminaren und an der Mädchenfortbildungsschule, sowie das Diasporaheim in Hermannstadt. — Wir haben uns im obigen auf die von der Landeskirche geschaffenen Kulturfaktoren beschränkt, die aus sächsischen Mitteln erhalten werden. Gewiß ein gutes Stück Kulturarbeit, das dem Staate abgenommen wird und wohl verdient, in seiner Bedeutung für das ungarländische Kulturleben anerkannt zu werden. Erst in letzter Zeit mehren sich die Zeichen, daß dies tatsächlich geschehen will. Freilich dämmert es nur wenigen Auserlesenen, daß die Sachsen nur so lange ihrem ungarischen Vaterland ein Kulturfaktor sein können, so lange sie gut evangelisch und deutsch sind.

W. M.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Archiv für aktuelle Reform-Bewegung auf jeglichen Gebiete des praktischen Lebens. Hofverlagsbuchhandlung Edmund Demme, Leipzig.

Heft 1:

Mellenthin, Henning von: Was Preußen-Deutschland und seiner Armee not tut! M. 0,60.

Heft 2:

Posener, Dr. Paul: Was den Akademikern not tut! M. 0,20.

Heft 3:

Croner, Siegfried: Reform der deutschen Rechtsanwaltschaft. M. 0,50.

Heft 4:

Stibitz, Josef: Pädagogische Götzendämmerung. M. 0,75.

Heft 5:

Lemke, Hermann: Durch die Technik zur Schulreform. M. 0,60.

Heft 6:

Giese, Fritz: Reformvorschläge, wie die Ausbildung des Akademikers in der Kunst mehr gepflegt werden kann und muß. M. 0,80.

Heft 7:

Lepel, Vollrath von: Vorschläge zur Theaterreform. M. 0,50.

Heft 8:

Sturm, Dr. August: Die Stellung des Rechtsanwalts im heutigen Leben. M. 1,50.

Heft 9:

Sturm, Dr. August: Das Recht auf Frieden. M. 1,50.

Heft 10:

Mellenthin, Henning von: Heer, Staat und Volk. M. 0,80.

Heft 11:

Lemke, Hermann: Die kinematographische Unterrichtsstunde. M. 0,75.

Donix, Robert: Deutsche Aufgaben und Richtlinien. Ein methodischer Versuch. M. 1.—. Carl Mittag, Chemnitz.

Bendixen, Dr. jur. Friedrich: Das Wesen des Geldes. M. 1,40. Duncker & Humblot, Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 16 16. August 1913

Soziale Aufgaben der Gemeinden.

In dem glänzenden Bilde, das die Entwickelung unserer deutschen Gemeinden in den letzten hundert Jahren darbietet, ist ein dunkler Fleck.

Gerade dort, wo Handel und Wandel den schnellsten und üppigsten Aufschwung nahmen, fanden die beiden uralten Volkskrankheiten, Alkoholismus und Prostitution, den günstigsten Nährboden. Immer weiter um sich greifend, immer furchtbarer in ihren Folgen, bedrohen — wie vor hundert Jahren der äußere Feind — sie heute von innen heraus unser Volk mit Vernichtung.

Im Kampf gegen diese beiden Feinde haben Gesetzgebung und Behörde bisher versagt: die staatliche Regelung der Prostitution dient nicht dem Kampfe gegen die Unsittlichkeit, sondern beseitigt vielmehr das einzige, was den Kampf zu führen Macht hat, den sittlichen Willen, der aus dem Gefühl der Selbstverantwortlichkeit erwächst; und nicht anders ist es mit dem Alkoholismus: unsere Gesetzgebung kennt Trunksucht nur als mildernden Umstand. Dagegen haben unsere Verwaltungen mit aller Kraft den Kampf gegen die Folgen aufgenommen; die Armenpflege, die Kranken- und Irrenhäuser, die Gefängnisse erfordern alljährlich ungeheure, stetig (seit 1871 um 200%) wachsende Mittel. Sie erfordern unzählige Arbeitskräfte, die nicht nur Schulung und Wissen, die auch Charakter haben müssen. Und alle diese Mittel, diese Kräfte werden auf eine völlig unrentable Sache verwandt, bilden tote Posten in unserem Haushalt.

Unendlich wichtiger als diese Wirksamkeit, die nicht einmal ein Heilen, sondern nur ein Pflegen der Folgen bedeutet, ist das Vorbeugen, das Beseitigen der Ursachen.

Auf einzelnen Gebieten haben die Gemeinden begonnen: sie lassen sich die Pflege der Waisen angelegen sein, kennen eine Beaufsichtigung der ausgetanen unehelichen Kinder, hier und da finden wir von der Gemeinde eingerichtete Krippen, Warteschulen, Horte; im Allgemeinen aber liegt die Fürsorge für die Schwangere und die Wöchnerin, die Säuglingsfürsorge und die Jugendpflege noch in den Händen von privaten Vereinen und ist dementsprechend völlig ungenügend.

Die Wohnungsgesetzgebung muß als ihre wichtigste Aufgabe neben der Schaffung von Wohnungen mit gesunden Vorbedingungen die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Organisation einer Wohnungspflege gehen, die dafür zu sorgen hat, daß die geschaffenen Vorbedingungen ausgenützt werden, die ein Verständnis hat für die Wohnung als Heim, und die Liebe zum Heim als eine der wirksamsten Waffen im Kampf gegen Alkohol und Unsittlichkeit erkennt. Solange Wohnungen knapp und teuer sind, so lange wird Überfüllung, wird ein Hineinnehmen von Schlafburschen und Schlafmädchen, wird Ungesundheit und Unsittlichkeit nicht zu vermeiden sein. Solange Wohnungen, die nur aus einem Raume bestehen, von vier, acht, ja zehn Menschen bewohnt werden, solange in zwei Räumen bis zu vierzehn Menschen hausen, ist die Wohnung nicht das Heim, in dem man neuen Mut und neue Kraft für den täglichen Lebenskampf findet. Solange aber das Volk kein Heim hat, wird es seine Erholung draußen suchen. Aufgabe der Gemeinde wird es sein, dem Volke eine Erholung zu bieten, die Lebensmut und Kraft nicht nur vortäuscht, sondern wirklich gibt, und ihm eine Erziehung zu geben, die es lehrt, daß diese Art der Erholung besser ist, als was der Alkohol, was die Anreizung seiner geschlechtlichen Instinkte durch die Prostitution, durch unsittliche Vorführungen in Kinos und Varietees ihm bieten. Diese Erziehung soll den Einzelnen zu der Erkenntnis führen, daß er für jede seiner Handlungen nicht nur sich, sondern dem Volksganzen verantwortlich ist, zu der Erkenntnis, daß jeder einzelne durch sein Tun den Aufbau des Volkes fördern, seinen Abstieg beschleunigen kann. Die einzelnen Wege dieser Volkserziehung anzugeben, ist hier nicht die Stelle. Sie sind in ihren Anfängen als Pflichtfortbildungsschulen für alle Jugendlichen, Volkshochschulkurse, Bibliotheken und Lesehallen usw. hier und da vorhanden. Aber erst das Neben- und Miteinander der Dreiheit: Jugendfürsorge, Wohnungspflege und Volkserziehung auf die Allgemeinheit ausgedehnt, kann dem Feinde siegreich begegnen.

Auf diesen Wegen der sozialen Not und ihrer Auswüchse, Alkoholismus und Prostitution, Herr zu werden, bedarf es großer Mittel und eines Heeres von Kämpfern.

Diese Mittel werden schwerer bereitgestellt als die für technische Einrichtungen, weil ihre Rentabilität nicht so klar in Mark und Pfennig zutage tritt, weil vor Allem erst ein neues Geschlecht die Früchte einer solchen Aussaat ernten wird. Dies aber wird dann erkennen, daß Vorbeugen nicht nur sittlicher ist als Heilen, sondern auch billiger. Zahlen wie sie unsere Statistik von 1907 aufweist: 61040 totgeborene Kinder, 35046 im ersten Lebensjahre gestorbene Kinder; 12777 Selbstmorde, 530723 verurteilte Verbrecher, darunter 54113 unter 18 Jahren, und in zwei Jahren ein Zuwachs von 176978 Fällen in den Irrenanstalten werden dem neuen Geschlechte ebensosehr wirtschaftlich wie menschlich ungeheuerlich erscheinen. Die Mittel müssen und werden bereit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestellt werden. Woher aber das Heer der Streiter im Kampfe nehmen? Welche Kräfte liegen jetzt brach? Sind überhaupt Kräfte da? Wie ist an sie heranzukommen? Das drängende, hastende Leben unserer Tage stellt an den Berufsmenschen ganz andere Anforderungen als die Zeit der Postkutsche vor hundert Jahren, und selbst wenn die Freudigkeit noch da wäre, fehlte ihm Zeit und Kraft zu ausgedehnter ehrenamtlicher Betätigung. Dieselbe Entwickelung aber, die alle im Berufe Stehenden schwerer belastete, hat einer großen Anzahl von Frauen Arbeit mannigfacher Art abgenommen. Bei den Hausfrauen und Haustöchtern, deren gewerbliche Arbeit sich vom Hause gelöst hat, ohne sie mit zwingender Notwendigkeit nachzuziehen, liegen heute Kräfte brach, umsomehr, als auch ihre fürsorgende Mütterlichkeit sich auf einen viel kleineren Kreis erstreckt als ehedem, wo alle Gehilfen, Gesellen, Lehrlinge, wo die ledigen Anverwandten noch zum Haushalt gehörten, wo jedes Haus seine Armen und Kranken zu pflegen und zu betreuen hatte.

Daß die Kräfte der Frau gerade für die Arbeit, die hier gefordert wird, passen, haben bahnbrechende Frauen uns gezeigt. Florence Nightingale, Elisabeth Frey, Octavia Hill, Josephine Buttler, Dr. Marie Baum, Henny Arendt haben die großen sozialen Arbeitsgebiete der Krankenpflege, Gefangenenfürsorge, Wohnungsfrage, Sittlichkeitspflege, weibliche Gewerbeinspektion, Jugendfürsorge, polizeiliche Fürsorgearbeit geschaffen oder schöpferisch aus ihrem Wesen heraus umgestaltet. Auch haben zahlreiche Frauenvereine in sozialer Arbeit tüchtiges, zum Teil hervorragendes geleistet, zu einer Zeit, wo die Gemeinden auf diesem Gebiet noch völlig versagten.

Bei ihrer stetig sich erweiternden fürsorgenden Tätigkeit suchen sich jetzt die Gemeinden mehr und mehr Frauenkraft nutzbar zu machen. Während aber in England und Amerika ebensoviele oder mehr Frauen als Männer in Armen- und Waisenpflege, als Wohnungs- und Gesundheitspfleger oder in anderen sozialen Ehrenämtern tätig sind, hört man in Deutschland neben dem Lobe, das der Arbeit der Frau von ihren Mitarbeitern gespendet wird, die Klage, daß sich zu wenig Frauen für diese Arbeit finden.

Diese Zurückhaltung der Frauen — von den Führerinnen und Bahnbrecherinnen darf abgesehen werden — ist leicht erklärt. Einmal liegt es nicht in der menschlichen Natur, so wenig der Frau wie des Mannes, sich zu einer Arbeit zu drängen, die unangenehm, beschwerlich und dazu ohne jeden greifbaren persönlichen Nutzen ist. Sodann hatte die Frau, und hat zum Teil noch, bedeutenden Widerstand von seiten des Mannes zu überwinden. Wer aber durch Widerstände aller Art zu solcher Arbeit sich hindurchringen soll, muß den Beruf zu dieser Arbeit in sich fühlen, muß überzeugt sein, daß er bedeutendes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leisten wird. Das sind immer nur einzelne, die Mehrzahl der Frauen ist wie die der Männer Mittelgut, die nicht neu schaffen und organisieren, aber sich pflichtgetreu in eine Organisation einordnen können. Schließlich ist aber Steins Wort heute noch wahr, daß derjenige, auf dessen Gewissen keine Verantwortlichkeit für das Ganze ruht, Arbeit und Opfer für das, was außer ihm liegt, scheuen wird, daß Gemeingeist und Bürgersinn von ihm nicht zu erwarten sind. Die wird man auch bei den Frauen erst erwecken dadurch, daß man sie mitverantwortlich macht für das Gemeinwesen durch Beteiligung an der Selbstverwaltung; indem man ihnen mit dem Wahlrecht das volle Bürgerrecht gibt. Es kommt noch hinzu, daß erst mit Erteilung des Wahlrechts der Frau die Übernahme eines Ehrenamtes zur Pflicht gemacht werden kann. Hiermit wird der Widerstand, welcher sich der sozialen Mitarbeit der Frau von Seiten vieler Männer außer dem Hause und mehr noch im Hause entgegenstellt, endgültig gebrochen. Erst wenn sie volle Bürgerrechte und volle Bürgerpflichten hat, ist die Frau frei zum Kampf gegen die soziale Not unserer Zeit.

Nicht lange mehr wird sich unsere Gesetzgebung dieser notwendigen Forderung verschließen können; denn wie der Feind vor hundert Jahren kann auch der Feind, der heute vor Allem unser Volk bedroht, nur besiegt werden durch ein Zusammenwirken aller Kräfte, die beseelt sind von dem Willen zur Arbeit am Aufstieg unseres Volkes.

Hedwig Weidemann.

Handel mit Kindern.

Im Dezember 1912 ging dem Deutschen Reichstag eine Anfrage des Abgeordneten Dr. Werner-Gießen zu. Sie hatte folgenden Wortlaut:

Nr. 619.

Reichstag
13. Legislaturperiode.
1. Session 1912.

Anfrage Nr. 26.

Sind dem Herrn Reichskanzler die ungeheuerlichen Tatsachen des Kinderhandels bekannt? Besteht bejahendenfalls die Absicht, die entsprechenden wirksamen Maßregeln dagegen zu ergreifen?
Mir genügt eine schriftliche Antwort.

Berlin, den 27. Dezember 1912. Dr. Werner (Gießen).

Im Februar wurde diese Anfrage vom Staatssekretär des Innern Dr. Delbrück folgendermaßen beantwortet:

Es ist der Reichsleitung bekannt, daß in der Tagespresse und in Broschüren von Zeit zu Zeit Behauptungen über einen angeblich teilweise sogar mit Duldung der Behörden betriebenen Kinderhandel aufgestellt werden. Erkundigungen bei den in Betracht kommenden Bundesregie-

rungen haben ergeben, daß solchen Fällen, soweit das Inland in Frage kam, und soweit es bei den verschiedenen um viele Jahre zurückliegenden angeblichen Vorgängen nach Lage der Sache irgend möglich war, genau nachgeforscht ist. Nach den Ermittelungen der Behörden haben die Angaben sich entweder als auf höchst unzuverlässigen Informationen beruhend, als völlig unkontrollierbar oder als stark übertrieben herausgestellt. In den vereinzelten Fällen, in denen der Nachweis wirklicher Mißstände, wenn auch nicht in dem behaupteten Umfange, erbracht wurde, sind von den Behörden die erforderlichen Maßnahmen ergriffen worden. Insbesondere ist auch die nötige Aufmerksamkeit den sogenannten Adoptionszentralen zugewendet, die lediglich zum Zwecke des Geldverdienens die Vermittlung von Pflegestellen für uneheliche Kinder sowie den Nachweis solcher Personen, die elternlose und andere Kinder an Kindes Statt annehmen wollen, durch Inserate besorgen. Hierbei gelangen unter Umständen nicht einwandfreie Mittel zur Anwendung. Gegen bedenkliche Erscheinungen auf diesem Gebiete ist, soweit eine Handhabe hierzu geboten war, mit Nachdruck eingeschritten. Bei dieser Sachlage bedarf es eines Eingreifens der Reichsleitung nicht, zumal es sich um Vorgänge handelt, deren Prüfung und Verfolgung der Zuständigkeit der Einzelstaaten unterliegt.

Mit dieser Beantwortung einer Anfrage, die doch gewiß vollauf berechtigt war und noch ist, würden unruhige Gemüter sicherlich beruhigt, wenn ihnen d i e j e n i g e n Ruhe lassen würden, die die Ansichten des Herrn Staatssekretärs nicht teilen.

Welchen Eindruck die Beantwortung der Anfrage übrigens in anderen Ländern gemacht hat — und das ist nicht unwichtig, da man den Kinderhandel gar nicht auf ein Land lokalisiert betrachten kann, da vielmehr immer Beziehungen zu anderen Ländern zu berücksichtigen sind —, das mag eine einzige Bemerkung aus einer führenden pädagogischen Zeitschrift der Schweiz dartun. Sie findet sich in der „Zeitschrift für Jugenderziehung und Jugendfürsorge", Jahrgang 3, Nr. 13 vom 15. März 1913 auf Seite 393 und lautet: „Hoffentlich läßt sich der schweizerische Bundesrat von dieser Stimme aus dem ‚großen Kanton' nicht beeinflussen!"

Leider ist es nicht gelungen, Bestimmungen gegen den Kinderhandel in den Entwurf des Schweizer Strafgesetzbuches einzufügen. Vorschläge dafür sind gemacht worden. Sie sollen später noch besprochen werden.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie im Deutschen Reichstag stand das Thema Kinderhandel auch vor der italienischen Deputiertenkammer zur Erörterung. Hier wurde am 8. Februar 1913 der Minister des Auswärtigen über die Verschacherung italienischer Kinder in südfranzösische Glashütten interpelliert. Um 100 bis 150 Lire verkaufen Väter ihre eigenen Kinder in diese Stätten des Todes. Der italienische Unterstaatssekretär hat es vorgezogen, eine bestimmtere Antwort zu geben als der deutsche. Er hat offen zugestan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den, daß die Gemeinden dem scheußlichen Handel nicht mit der erforderlichen Energie entgegenträten. Die Regierung sei bestrebt, den Kinderhandel mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken. Tatsächlich hat auch die Zahl der italienischen Kinder in den französischen Glashütten abgenommen. Der „erhöhte Bedarf" wird nunmehr aus Spanien gedeckt.

Man sieht: in Italien gibt man den Kinderhandel zu, in Deutschland begnügt man sich damit, festzustellen, daß die Sache so schlimm nicht ist; daß die bekannt gewordenen Fälle bereits „viele Jahre" zurückliegen; daß es schließlich der „Zuständigkeit der Einzelstaaten" unterliegt, derartige Vorgänge zu prüfen und zu verfolgen.

Und doch existiert in Deutschland ein Handel mit Kindern! Und dieser Handel existiert in einer Zeit, die man stolz das „Jahrhundert des Kindes" genannt hat; in einer Zeit, wo Säuglingspflege zu einem Schlagwort geworden ist; in einer Zeit, wo es zum guten Ton gehört, Jugendpflege zu treiben.

Die erste, die auf dieses schamloseste Geschäft aufmerksam gemacht hat, war die frühere Stuttgarter Polizeiassistentin Schwester Henriette Arendt. In unermüdlicher Tätigkeit, in aufreibender Arbeit, die ihr erschwert wurde durch einen gewissen Neid anderer Fürsorgeinstitute und durch die unselige Bürokratie der Behörden, hat sie nachgewiesen: es gibt in Deutschland einen Kinderhandel, sei es, daß aus den Kindern „Engel gemacht" werden sollen; sei es, daß sie verkauft oder verschenkt werden sollen oder gegen einmalige Abfindungssummen abgegeben werden; sei es, daß die Kinder zu Unzuchtszwecken ausgenutzt werden sollen; sei es, daß Kinder an Bettler, Diebe usw. vermietet oder verkauft werden sollen. Henriette Arendt hat in ihren Schriften*) Material genug veröffentlicht. An diesem Material zu zweifeln, liegt keinerlei Grund vor. Neues Material zusammenzustellen macht aber auch keinerlei Schwierigkeiten.

Daß sich der Kinderhandel nicht ganz so offen abspielen kann wie etwa der Handel mit Vieh, ist leicht begreiflich. Und doch hat man oft genug Gelegenheit, den Kopf zu schütteln über die Offenheit, mit der er betrieben werden kann.

Ich greife aus dem mir vorliegenden Material nur einiges heraus. Ich glaube, daß man diesem Material nicht den Vorwurf wird machen können, daß es „um viele Jahre" zurückliege.

---

*) Ich nenne: Kleine weiße Sklaven (Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg), aus dem ich verschiedene Aktenstücke im folgenden mitteilen werde. — Menschen, die den Pfad verloren ... (Rabinowitz, Leipzig). — Erlebnisse einer Polizeiassistentin (Süddeutsche Monatshefte, München).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der „Sulinger Kreiszeitung, Kreisblatt des Kreises Sulingen usw.", Nr. 37 vom Mittwoch, 14. Februar 1912, Seite 4, Spalte 2 findet sich folgende Anzeige:

2 hiesige kleine Mädchen
im Alter von 2 und 4 Jahren sollen am
Sonntag, den 18. d. M.,
morgens 9 Uhr
im Nienaderschen Gasthause in gute Pflege mindestfordernd untergebracht werden. S..., Waisenrat.

In Bayern wurde 1909 ein Kind um 2 Mark, ein anderes um 3,65 Mark monatliches Pflegegeld an den Mindestfordernden öffentlich versteigert. Anzeigen wie die folgende

Kind
wird in liebevolle Pflege gegeben. Zu erfr. .....str. 4/III r.

sind in unseren Tageszeitungen keine Seltenheit. Die hier mitgeteilte findet sich im „Jenaer Volksblatt", Nr. 14, vom Freitag, 17. Januar 1913.

Aus einer Nummer des „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 28. Mai 1911 liegen gleich vier Anzeigen dieser Art vor mir:

Niedlicher
Knabe, gesund, 1/2 Jahr alt, zu verschenken. Offerten „Glück" Postamt 65.

Knabe,
10 Monate, verschenkt oder in Pflege. Otto, Große Frankfurterstraße 77.

Mädchen,
hübsches, 3 Wochen alt, von armem Mädchen zu verschenken. „24" postlagernd Postamt Rixdorf, Hobrechtstraße. Bis 30.

Besseres,
goldblondgelocktes, süßes Mädchen mit entsprechender Entschädigung an Kindes Statt zu vergeben. Auskunft, Retourmarke, durch Lehr-Institut Herm, Bad Wilsnack.

Wie Pfarrer P. Bruns (Kronenburg-Straßburg i. Els.) in seinem Vortrage auf der Internationalen Konferenz gegen den Mädchenhandel zu Brüssel im Oktober 1912 berichtete, konnte er in der Zeit vom 1. September bis zum 14. Oktober 1912 im „Breslauer General-Anzeiger" 99 derartige Anzeigen, in der „Baseler National-Zeitung" 23 zählen.

Diese Anzeigen in Tageszeitungen werden bei weitem übertroffen von den Anzeigen in einem „Fachblatt", dem „Internationalen Pensions-Anzeiger", der am 1., 10. und 20. jeden Monats erscheint und seinen Leserkreis im wesentlichen unter Hebammen hat. Mein Versuch, mit Hilfe einer befreundeten jungen Frau in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Besitz dieses Organs zu gelangen, war nur von halbem Erfolge gekrönt. Es heißt in einem Schreiben:

„Zu Ihrer Orientierung überreichen wir Ihnen
eine Probeseite
des Internationalen Pensions-Anzeigers, damit Sie in demselben inserieren können."

Diese Probeseite, der Umschlag der Nummer vom 1. Dezember 1912 (3. Jahrgang), enthält nicht weniger als 63 (dreiundsechzig!) derartige Anzeigen, von denen nur einige hier abgedruckt seien:

Kind, bis zu 5 Jahren, m. größer. Abfindungssumme, von besser. Herk., zu adoptier. ges. L. Weiser, Kapellmstr., Apollo-Theat., Kattowitz, Queurstr. 17, III.

Kind diskr. Geburt find. bei einm. Abfind. v. 5000 b. 6000 Mk. mütterl. Aufnahme. (Schmerz- und gefahrlose Entbindung.) Schwester M....., H..... bei O.....

Als Abfindungssummen werden in diesen Anzeigen verlangt: 3000, 5000—6000, 4000—5000 Mark, 500, 3000, 6000—8000 Kronen.

Der Redakteur, Verleger, Buchhändler und Drucker dieses Blattes betreibt zu gleicher Zeit auch noch ein „Zeitungs-Nachrichten-Büro", das zum Preise „von nur 10 Mark inkl. Porto, vorher zahlbar, (Jahresabonnement 30 Mark, Halbjahr 18 Mark)" aus etwa 500 deutschen Tageszeitungen sofort nach Erscheinen „in Abschrift" ein Vierteljahr lang alle solchen Inserate liefert wie das folgende aus dem „General-Anzeiger" (Stettin) vom 27. September 1912:

Suche für meine Braut diskrete, vornehme Aufnahme. Preis Nebensache. Off. unter F. F. 100 bis 29. d. Mts. Anklam postlagernd.

Bemerkt wird, daß der Abonnent fast täglich eine Sendung derartiger Anzeigen erhält. Und das zu bezweifeln, besteht auch nicht der geringste Grund.

Es ist natürlich nicht abzustreiten, daß sich unter derartigen Anzeigen auch ehrlich gemeinte finden. Aber die Erfahrung lehrt doch, daß ein großer Teil von ihnen nur zu Zwecken eines Kinderhandels dient.

Wie raffiniert oftmals bei derartigem Adoptionsschwindel vorgegangen wird, beweist eine Nachricht des „Hamburger Fremdenblatts", vierte Beilage zu Nr. 288 vom Sonntag, 8. Dezember 1912, Seite 17, Spalte 5:

Am 21. November 1912 erließ eine Haushälterin in einer hiesigen Zeitung eine Anzeige, daß sie ihren am 29. August geborenen Sohn Albert für eigen abzugeben wünsche. Am nächsten Tage, abends, kam eine angebliche Frau Lehmann in ihre Wohnung und gab an, eine Dame, die am Jungfernstieg wohne, wolle das Kind haben, es aber vorher sehen. Da es schon ziemlich spät war, kam es an diesem Tage zu weiteren Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handlungen nicht. Die angebliche Frau Lehmann kam am 23. November wieder, übernahm den drei Monate alten Knaben Albert und ging dann mit der Mutter, die ihren $1^1/_2$jährigen Sohn Franz mitnahm, nach dem Gänsemarkt in das Haus Nr. 4. Frau Lehmann ging mit dem Knaben in die zweite Etage, wo die Dame wohnen sollte, die den Knaben haben wollte. Während dieser Zeit mußte die Mutter unten im Hausflur warten. Nach kurzer Zeit kam die angebliche Frau Lehmann mit dem Kinde zurück und ließ sich von der Mutter den größeren Knaben geben, da die Dame auch diesen sehen wollte. Frau Lehmann brachte aber bald darauf den Knaben wieder zurück und bemerkte, die Dame wolle doch lieber den kleinen Knaben haben. Gleichzeitig meinte Frau Lehmann, der Knabe müsse wohl gleich dort bleiben, da er Husten habe und in Behandlung des in der zweiten Etage wohnenden Arztes genommen werden sollte. Da die Lehmann einen durchaus glaubwürdigen Eindruck machte und in der zweiten Etage tatsächlich ein Arzt seine Sprechstunden hatte, ging die Mutter auf den Vorschlag ein, nachdem abgemacht war, am Dienstag, 26. November, die Sache vollständig in Ordnung zu bringen. An diesem Tage erhielt die Mutter eine Postkarte, daß sie erst am 28. November zu dem Arzt kommen sollte, und sie erfuhr dann, daß sie einer Schwindlerin zum Opfer gefallen war. In dem betreffenden Hause war weder von der Frau Lehmann, noch von dem Kinde etwas in Erfahrung zu bringen. Die Frau hatte mit dem Kinde zwar das Wartezimmer des Arztes betreten, war aber bald wieder fortgegangen.

Das Schicksal dieses Kindes wird vermutlich ebenso in Dunkel gehüllt bleiben wie das vieler anderer auch. Nur hier und da erfährt man, wie es solchen unglücklichen Geschöpfen ergeht. Ich will mich darauf beschränken, aus dem 13. Jahresbericht des Vereins zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung für das Jahr 1911 (Berlin, Druck von H. S. Hermann, 1912) die folgenden drei Kinderbilder mitzuteilen, da sie in mehr als nur einer Hinsicht grausiges Licht auf moderne Zustände werfen:

Die kleine Anna L., unehelich, ist von ihrer Mutter verschenkt und wird von der Pflegemutter zum Betteln benutzt. Beide Pflegeeltern haben den schlechtesten Ruf, der Mann ist mehrfach vorbestraft; sie wohnen mit ihren 3 Kindern und der kleinen Anna in einem Hause, in dem es von Zuhältern und Dirnen wimmelt. Bei der 14. Recherche mit Hilfe von 4 Schutzleuten, gelang es uns, das Kind aus dieser Umgebung zu befreien, und die rohe Pflegemutter entblödete sich nicht, die Kleine vollständig zu entkleiden und dem Recherchenten ganz nackt zu übergeben, „um wenigstens die Sachen zu retten".

In einer Wohnung, bestehend aus zwei Zimmern, einer kleinen Küche und einem engen Korridor, wohnt ein älteres Ehepaar mit einem erwachsenen Sohn und dem 5jährigen unehelichen Kinde der Tochter. Die Vorderstube ist an 3 Schlafburschen vermietet, der Mann schläft in einem Verschlage im Korridor, der Sohn in der Küche; in der Hinterstube schlafen die Frau mit dem 5jährigen Kinde, ein Schlafmädchen und eine Kellnerin mit einem kleinen unehelichen Kinde. Diese Kellnerin ist in einem Nachtcafé bedienstet, schläft also am Tage und muß für diese Schlafstelle und die Pflege des Kindes monatlich 18 Mark bezahlen. Das Kind verkam im Schmutz und wurde in einem trostlosen Zustande ins Waisenhaus gebracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die kleine Gertrud H., 5 Jahre alt, unehelich, ist von ihrer Mutter, die im Konkubinat lebt, bei einer Kupplerin in Pflege gegeben. Diese stand unter Sittenkontrolle, hat jetzt ein Absteigequartier und amüsierte ihre Gäste, indem sie mit dem Kinde die schamlosesten Tänze aufführte. Auch dies Kind kam schleunigst in Waisenpflege.

Es ist kaum nötig, diese traurigen Dokumente noch zu erläutern und zu erweitern. Im Herbst 1911 wurde in Berlin viel Staub aufgewirbelt, als die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf das Treiben eines Reinickendorfer Ehepaars gelenkt wurde, das die Konzession zum Halten von Kostkindern hatte. Dieses Ehepaar, das seit sechs Jahren Kinder zur Pflege überwiesen bekam, lebte von der Herstellung unzüchtiger Photographien, die der Mann als Postkarten zum Preise von 25 Pfennig für das Stück in einer Männerkneipe in Berlin verkaufte. Ich zitiere aus etlichen Zeugenprotokollen, die mir vorliegen, über diese als Pflegeeltern würdig befundenen Leute:

... da sagte der Ehemann K...: „Die verfluchten Bastarde, man würde sich gar nicht damit abgeben, wenn man nicht die Miete dabei herausschlüge." Das arme Kind starb dann plötzlich ... Ich weiß von drei Kindern, die bei ihr gestorben sind. Einmal fragte ich sie (die Frau K.): „Kommt da denn gar keine Kontrolle an den Kindern?" Da lachte sie und sagte: „Nein, ich würde mir das auch gar nicht gefallen lassen!" Frau K.... sagte erst kürzlich: „Jetzt hätte ich wieder 3000 Mark an einem Kinde verdienen können, wenn mir nicht diese Anzeige dazwischen gekommen wäre."

Aus einem andern Protokoll:

... daß die Kostkinder sehr schlecht gehalten wurden. So wurde z. B. ein ganz kleines Kind bei scharfem Wind ohne Windeln im Garten liegen gelassen und wenn man Frau K.... darauf aufmerksam machte, sagte sie, die Kinder würden abgehärtet. Das betreffende Kind starb dann.

Der größte Teil gerade dieses Protokolles ist überhaupt nicht ohne Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit wiederzugeben. Es läßt die erschreckend niedrige Stufe sittlichen Verhaltens bei diesen Leuten erkennen. Man fragt sich nur: Wie konnte man solchen Leuten Kinder anvertrauen?!

Aus einem weiteren Protokoll:

... Herr K.... machte auf mich den Eindruck eines Zuhälters, ebenso ist der Eindruck von Frau K... der denkbar ungünstigste, so daß ich beide nicht für geeignet halte, ihnen Pflegekinder zu übergeben. Der Haushalt spottet jeder Beschreibung und starrt vor Schmutz. Ebenso Frau K.... selbst an sich, welche sich in meiner Gegenwart umzog.

Aus einem andern Protokoll:

Als sie (die uneheliche Mutter) an einem Sonntag nach dem Kinde sehen wollte, wurde sie von K.... herausgeworfen. Das Kind kam dort ganz herunter, blieb vom 2. bis 9. Monat dort, dann holte sie es. Es war ganz ausgehungert und verwahrlost.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dabei hatte dieses Kind einen angesehenen Mann zum Vormund, der sich aber um das Kind gar nicht gekümmert zu haben scheint! Ein Beweis dafür, was derartige Vormundschaften oft wert sind!*)

Es ließen sich aus den mir vorliegenden Protokollen noch manche Sachen berichten, die auf die Lage dieser unglücklichen Kinder das traurigste Licht werfen. Die Frau K.... hat ihre Pflegekinder zum Teil durch eine „Stellenvermittlerin" bekommen, die selbst zugegeben hat, der Frau K.... mit dem letzten Kinde eine Abfindungssumme von „vielleicht 3000 bis 5000 Mark" gezahlt zu haben. Ihr Mann schreibe das alles ins Buch! Nach den Begriffen dieser „Stellenvermittlerin", auf die die Bezeichnung „Kinderhändlerin" eher zutreffen dürfte, sind 3000 Mark als Abfindungssumme für ein Kind noch gar nicht viel. Sie habe schon Kinder vermittelt mit Abfindungssummen bis zu 10 000 Mark, insbesondere auch nach Rußland.

In sehr vielen Fällen wird der Kinderhandel durch Hebammen vermittelt. Pfarrer P. Bruns zählte verdächtige Anzeigen von Hebammen im Monat September 1912 in der Baseler „National-Zeitung" 41, im „Breslauer General-Anzeiger" 65.

Ich entnehme dem Bericht der „Berliner Volks-Zeitung", Morgenausgabe, Nr. 511, 59. Jahrgang, Erstes Beiblatt vom Dienstag, 31. Oktober 1911, über einen Vortrag, den Schwester Arendt über das Ergebnis ihrer im Auftrage der Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht vier Monate lang im dunkelsten Berlin gemachten Studien hielt, folgendes:

> Eine Hebamme erklärte, sie habe nur „vornehme Kundschaft" und würde von den Offizieren eines vornehmen schlesischen Regiments, die sie hauptsächlich in Anspruch nehmen, immer weiter empfohlen. Die in ihrer Geheimentbindungsanstalt geborenen Kinder werden dann von den Bauern eines Dorfes bei Tegel übernommen, die mit den Abfindungssummen von je 700 Mark ihren Viehstand vergrößern, während die Kinder meist sehr schnell eines „natürlichen" Todes sterben. Dieses Schicksal teilte erst vor kurzem das uneheliche Kind eines verheirateten Offiziers (Sohn eines Reichstagsabgeordneten) und einer siebzehnjährigen Beamtentochter. Die vornehmen Eltern zahlten 700 Mark und kümmerten sich dann nicht weiter um ihr Kind.

Deutsche Kinder werden in vielen Fällen auch von französischen Hebammen zu »enfants de la patrie« gemacht. Eine solche erklärte gerade heraus, daß nur an den deutschen Mädchen etwas zu

*) Die völlige Wertlosigkeit selbst einer Berufsvormundschaft, wenn sie nicht ganz gewissenhaft gehandhabt wird, ließ ein Fall in Jena erkennen, der sich während der Drucklegung dieses Aufsatzes zutrug. Er bot auch ein treffendes Bild von der Gleichgültigkeit der in betracht kommenden Beamten, die die ganze Angelegenheit als eine harmlose „Sonntagsidee"(!) hinstellen wollten. K. W.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verdienen sei, weil eben die Konkurrenz in Frankreich zu groß sei. In dem Rechenschaftsbericht der Schwester Arendt über die Zeit vom 1. September 1911 bis 1. September 1912, der unter dem Titel „Kinderhändler" im Verlag von Heinz Clausnitzer in Stuttgart (Calwerstraße 19) erschienen und zum Preise von 25 Pfennig zu beziehen ist, heißt es:

> Die Mehrzahl der deutschen Mädchen kommt aus Süddeutschland, insbesondere aus Frankfurt a. M.
>
> Sehr erstaunt war ich über die Mitteilung eines französischen Staatsanwalts, daß nach Frankreich nicht nur uneheliche deutsche Kinder, sondern auch eheliche Kinder abgeschoben werden. Er verwies mich an den Polizeipräsidenten der deutschen Stadt M., der über den bestimmten Fall genau orientiert sei. Der betreffende Polizeipräsident sagte mir, er „erinnere" sich wohl dieses Falles, dürfe mir aber keine Auskunft darüber geben.

Es können sogar in Deutschland geborene Kinder nach Frankreich gebracht werden, da die Aufnahme von Kindern in die »Assistance publique« (staatliche Kinderheime, Findelhäuser) bis zu deren 9. Monat ohne Angabe von Alter und Herkunft erfolgen kann. Als deutsche erkannte Kinder werden allerdings wieder abgeschoben. Aber das Nachforschen nach der Herkunft des Kindes ist gesetzlich verboten. Und dieses Verbot erleichtert das Unterbringen deutscher Kinder wesentlich. Die Eintragung des Kindes in die standesamtlichen Register erfolgt mit dem vielsagenden Vermerk: „Vater und Mutter unbekannt". Im Jahre 1906 kamen auf 19 verlassene Kinder der Assistance publique in Belfort nachweisbar 15 deutsche, im Jahre 1907 auf 20 18 deutsche. Um einer „Überschwemmung mit deutschen Kindern zu entgehen", wurde in Belfort die Aufnahme deutscher Mädchen zur Entbindung in die dortigen Hospitale untersagt. Eine Kontrolle über Privatentbindungen deutscher Mütter in Frankreich ist aber nicht möglich, da die Hebammen nicht zu Aussagen gezwungen werden können.

Um den Kinderhandel noch großzügiger zu betreiben, wurden eigene Adoptionsbüros gegründet. Die Art, wie sie für sich Reklame machen, ist eine unerhört schamlose. So wurden den Passanten der Berliner Straßen Zettel dieser Art in die Hand gedrückt (ein solcher liegt mir im Original vor):

Aufbewahren — Aufbewahren

Erledigung diskr. Angelegenheiten
übernimmt
C. E. Haase

Agentur für Arrangierung von Adoptionen, Berlin NO. 18, Gr. Frankfurterstr. 44 I. Fernsprecher: Amt VII, Nr. 7662.
Kostenloser Nachweis guter Pflegestellen.

Aufbewahren — Aufbewahren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kostenlosigkeit des Nachweises besteht in den meisten Fällen darin, daß nur eine Nachweisgebühr von 3, 5 oder 10 Mark zu zahlen ist und von hundert und aber hundert dummen Menschen auch gezahlt wird, ohne daß sie eine Gegenleistung dafür empfingen, es sei denn, daß sie als solche etliche vergebliche Wege betrachten wollten, die zur Wiedererlangung des im voraus bezahlten Betrages gemacht wurden. Wie sehr das Geschäft blüht, mag folgender Brief zeigen, der mir vorliegt. Er wurde Schwester Henriette Arendt übersandt, als sie den Berliner Kinderhändlern im Herbst 1911 den Boden heiß machte. Ich gebe ihn mit seinen Originalfehlern wieder.

Rudolf Radeck, Agentur.

Berlin C. 25, den 8. November 1911.

Frau Ahrend, Berlin.

Seit Wochen habe ich ihre verhetzende entstellende Briefe in den Zeitungen gelesen. Von Ihrer Brochure „Kleine weiße Sklavin" habe ich Kenntnis genommen und dieselbe aber sofort, da der Inhalt gar zu schmutzig, bei Seite gelegt. Wenn ich auch bisher geschwiegen, so bin ich im Stillen desto reger tätig gewesen, um Ihnen mit gleichen Waffen heimzuzalen. Es ist Ihnen gelungen, die Presse und öffentliche Meinung auf Ihre Seite zu ziehen und uns mit Schmutz und Schande zu bewerfen. Die Verhaftung der Gebrüder Zwiener ist hauptsächlich auf die entstellte Tatsache Ihrer Brochure zurückzuführen. Sie stehen auf der Höhe Ihres Triumpfes und sind als Humanistin gefeiert und in ohnmächtigem Zorn habe ich meine Wut und Groll über die Ungerechtigkeit, die mir und meinen Genossen widerfuhr, verbeißen müssen, da die öffentliche Meinung und Presse wider uns war. Wir schwiegen bisher und zwar war dies die Stille vor dem Sturm, der Sie hinwegfegen wird. Der Apparat, den ich in Bewegung gesetzt, wird den Beweis erbringen, daß die Vier reel seit drei Jahren in Berlin dastehenden Buros von Haase, Zwiener, Knöfler und Radeck von etwa 3000 unverehelichten Müttern mit der Unterbringung der Kinder beauftragt wurden und daß diese vier Buros mindestens 1500 Kinder aufs Beste unterbrachten.

Ich werde mich nicht Ihrer Kampfesweise (entstellten Tatsachen u. Verhetzung) bedienen. Ich werde nicht Privatangelegenheiten meiner Mitmenschen in den Schmutz ziehen, ich werde mein Material nicht von Zuhältern, Dirnen und Irrsinnigen beziehen, sondern Sie mit Beweise und Tatsachen bekämpfen, unter Zuhilfenahme zweier Kapizitäten auf dem Rechtsgebiet, der Herren Dr. Schwindt und Jaffe. Der Tag, an welchem ich Sie von Ihrer Höhe stürzen werde, wird der Glücklichste meines Lebens sein.

Von der Verteilung von 2000 Flugblättern, welche Ihre „Tätigkeit" karaktisieren, habe ich auf Anraten meines Rechtsbeistandes Abstand genommen.

Aus Wiedersehen im ehrlichen Kampf!

R. Radeck

Über die — wie man nach diesem Schreiben meinen sollte — außerordentlich segensreiche Tätigkeit des Herrn Radeck zum Wohle unglücklicher Kinder und unglücklicher Mütter gewinnt man ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas anderes Bild, wenn man den folgenden Brief liest, den alle die Leute zugeschickt erhielten, die sich meldeten auf eine Anzeige hin, die im Januar 1910 in verschiedenen deutschen Tageszeitungen zu finden war und lautete:

> Bildhübscher Knabe, hoher diskreter Herkunft, 3 Jahre alt, an Kindesstatt zu vergeben. Einmaliger Erziehungsbeitrag 2500 Mark. Adoptionszentrale, Zweigbureau Breslau, Ohlauerstraße 19.

Das Antwortschreiben an diejenigen, die auf diese Anzeige eingingen, ist dieses:

> Adoptions- und Pflegestellen-Nachweis-Bureau.
> Berlin-Breslau. Zweigbureau Breslau.
> Breslau, 25. Januar 1910.
>
> Wir beabsichtigen Sie zur Adoption des Kindes vorzuschlagen, dasselbe ist ein drei Jahre alter hübscher blonder Knabe, hoher diskreter Herkunft. Der Vater des Kindes ist Gerichtsassessor, die Mutter stammt aus sehr guter Familie. Der gegenwärtige Aufenthaltsort des Knaben ist Berlin. Als einmaliger Erziehungsbeitrag werden dem Kinde 2500 Mark sofort mitgegeben. Bemerkt wird, daß das Kind syphiliskrank war, jedoch infolge rationeller Kur laut ärztlichen Attestes vollständig geheilt und gesund ist. Falls Sie sich für den Knaben interessieren, dann ersuchen wir um genaue Ausfüllung des anliegenden Fragebogens und sofortige Übersendung desselben an uns. Unrichtige Angaben verfehlen den Zweck, da dieselben von einer Auskunftei nachgeprüft werden.
>
> Drei Mark Nachweisgebühr sind sofort mit einzusenden. Nach Auszahlung der Abfindungssumme sind noch 80—150 Mark Kosten an uns zu zahlen.
>
> Strengste Diskretion wird zugesichert.
>
> ppa. Adoptions- und Pflegest.-Nachw.-Bureau.
> Berlin-Breslau.
> Radeck.

Herrn Radecks Kollege oder Konkurrent, Herr A. Zwiener, der natürlich auch streng reell arbeitet, übertrifft diesen Brief noch mit dem folgenden:

> Adressen-Zentral-Verlag. Inh.: A. Zwiener
> Berlin C., Landsbergerstr. 57
>
> Bei Anfragen Rückporto erbeten!
>
> Berlin, 17. Juli 1911
>
> Euer Hochwohlgeboren!
>
> Wir nehmen höflichst Bezug auf unser Inserat, durch welches wir Ihre werte Adresse erfuhren und gestatten uns, Sie auf unser Unternehmen aufmerksam zu machen.
>
> Sie können sofort ein Kind erhalten. Wir „arrangieren" keine Adoptionen, wir „erledigen keine diskreten Angelegenheiten", mit welchen hochtönenden Phrasen man das Publikum auszubeuten versucht, sondern wir setzen Sie sofort mit Müttern, welche Kinder tatsächlich vergeben wollen, direkt in Verbindung. Wir weisen Ihnen nicht ein Kind, sondern 25 Kinder nach, bzw. geben Ihnen die Adressen der Mütter und dürfte wohl

infolge der Auswahl bestimmt ein günstiges Resultat erreicht werden. Wir berechnen Ihnen diese 25 Originaladressen mit 5,50 Mark, welcher Betrag sofort einzusenden ist oder auf Wunsch durch Nachnahme erhoben wird. Sie finden darunter Kinder jeden Alters und Geschlechts.

Zurzeit sind bei uns zirka 100 Kinder jeden Alters und Geschlechts zur Unterbringung angemeldet. Durch zehn teure Inserate in Tageszeitungen erreichen Sie nicht annähernd den Erfolg, wie bei uns. Beeilen Sie sich daher, sich mit einem wirklich reellen Unternehmen, welches nicht mit leeren Versprechungen, sondern Tatsachen aufwartet, in Verbindung zu setzen. Adressen von Müttern, welche Kinder vergeben, gehen bei uns täglich ein. Wir geben Ihnen nur die neuesten Adressen.

In letzter Stunde eingegangen: 2 Jahre altes Mädchen mit 3000 Mark Erziehungsbeitrag.

Diese Adresse wird Ihnen selbstverständlich auch mitgeteilt. Falls Sie speziell auf das zwei Jahre alte, hübsche, gesunde Mädchen reflektieren, dann empfiehlt es sich, sofort mit uns in Verbindung zu treten, da die Unterbringung desselben in Kürze erfolgen soll. Diskretion wird Ihnen zugesichert, desgl. für die Mutter des Kindes gefordert.

Hochachtend

A. Zwiener.

Daß Herr Zwiener streng reell arbeitet, versteht sich von selbst. Daß er sein Geschäftsformular im Warenhausstil gehalten hat, mag ein Einfluß Berlins sein. Es genügt, festzustellen, daß dieses Geschäft üppig geblüht hat, wie der Geschäftsinhaber selbst dem „Vorwärts" mitteilte, und wie in dessen Nummer vom 29. August 1911 mit folgenden Worten zu lesen ist:

> Wir gestatten uns noch, Sie darauf hinzuweisen, daß im Laufe der letzten 6 Monate zirka 300 Kinder, zum Teil mit Abfindung bis 4000 Mark zur Unterbringung bei uns angemeldet wurden, welche Angaben Ihnen das hiesige Polizeipräsidium gerne bestätigen wird.

Ein großes Schild im Bureau dieses Herrn gibt den „Umsatz" auf 400 Kinder „in kurzer Zeit" an.

Ein Straßburger Kinderhändler hatte über seine segensreiche Tätigkeit eine recht genaue Buchführung angelegt, in der z. B. für die Jahre 1904/05 ein Absatz von „23 Stück Kindern mit 3359 Mark" angegeben ist. Dieser Herr brachte es fertig, durch hier nicht näher darzulegende Rechenkunststücke zu beweisen, daß er bei seiner durchaus uneigennützigen Tätigkeit ein Defizit von 46,35 Mark zu verbuchen hatte. Diesem selben Manne wurde nach einer polizeilichen Angabe nachgewiesen, daß er Kinder an Bordellbesitzerinnen und an andere schlecht beleumundete Personen verschachert hat. Er teilt in einem Antwortschreiben mit, daß er „in obiger Abteilung stets größte Schönheiten von Mädchen" hat. Die Korrespondenz dieses Herrn ist von Henriette Arendt in ihrer Schrift „Kinderhändler" mitgeteilt. Sie enthält Kulturdokumente allerersten Ranges!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die Adoptionsvermittlung ist ja heutzutage das einzige Geschäft, bei dem noch etwas zu verdienen ist!" So erklärte eine wegen Gewerbsunzucht vorbestrafte Kellnerin, die sich diesen lukrativen Erwerbszweig des Handels mit lebenden kleinen Wesen für sich und ihren Mann, einen ehemaligen Leutnant und späteren Kellner, ausgesucht hatte. Und man ist versucht, ihr nach allen diesen Dokumenten recht zu geben.

Ich verzichte darauf, auf die Schicksale dieser unglücklichen Kinder näher einzugehen, denn es ist nicht jedermanns Sache, Darstellungen aus den tiefsten Tiefen sittlichen und körperlichen Verkommens zu lesen. Das Schicksal ist in einer großen Zahl von Fällen so traurig, daß man wünschen möchte, die kleinen unglücklichen Geschöpfe wären eines früheren Todes gestorben.

Diesen erschütternden Tatsachen gegenüber stehen wir vor der großen Frage: Was ist zu tun, um diesem Elend entgegenzuarbeiten? Wir stehen um so mehr vor dieser Frage, da die Antwort des Herrn Staatssekretärs des Innern die Gesellschaft sozusagen auf Selbsthilfe anweist.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Absicht bestand, in den Entwurf eines Strafgesetzbuches für die Schweiz Bestimmungen über den Kinderhandel einzufügen. Die Kommission dafür sowohl wie weite Kreise des Schweizer Volkes sind der Überzeugung, daß der Gedanke einer internationalen Bekämpfung des Kinderhandels (nicht nur des Mädchenhandels) sich siegreich durchsetzen muß. Es ist zu erwarten, daß das kleine Schweizer Land, das in letzter Zeit verschiedene wertvolle Anregungen für das Gebiet der Jugendpflege und des Jugendschutzes gegeben hat, auch hier am ersten zu positiven Ergebnissen kommen wird. Einer seiner führenden Männer auf dem Gebiete des Jugendgerichtswesens, der Baseler Zivilgerichtspräsident Dr. Alfred Silbernagel, hatte für den Entwurf des Strafgesetzbuches die folgenden Vorschläge gemacht:

1. Wer in der Schweiz Anstalten trifft, um ein Kind unter 16 Jahren im Ausland der gewerbsmäßigen Unzucht, dem gewerbsmäßigen Bettel oder dem gewerbsmäßigen Diebstahl zu überliefern, wird mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft.

2. Wer ein solches Kind in der Schweiz einem andern zum Zwecke des gewerbsmäßigen Bettels überliefert, wird mit Zuchthaus bis zu drei Jahren oder Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft.

3. Wer gewerbsmäßig ein fremdes, verstümmeltes Kind, dessen Verstümmelung geeignet ist, Mitleid zu erregen, zum Zwecke des Bettels verwendet, wird mit Zuchthaus bis zu drei Jahren oder Gefängnis nicht unter sechs Monaten bestraft.

4. Wer ein fremdes, unverstümmeltes Kind zum Zwecke des Bettels gewerbsmäßig verwendet, wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich glaube, daß derartige Bestimmungen auch in Deutschland angebracht wären. Und ich glaube das um so mehr, wenn ich bedenke, daß der Kinderhandel zu einem nicht geringen Teil ein „Exporthandel" ist. Aber ich bin weiter der Überzeugung, daß wir an derartigen Bestimmungen noch nicht genug haben. Es muß ganz allgemein dahin kommen, daß jedes uneheliche Kind überwacht wird, auch das ohne Pflegegeld untergebrachte, für das es eine Überwachung heute vielfach noch nicht gibt. Es ist das Gegebene, daß alle unehelichen Kinder der segensreichen Einrichtung der Berufsvormundschaft teilhaftig werden. Und es ist wünschenswert, daß diese Berufsvormundschaft ausgedehnt wird bis auf das 20. oder 21. Lebensjahr. Die Notwendigkeit dieser längeren Ausdehnung hat sich in der Praxis herausgestellt. Aber auch theoretische Erwägungen sprechen dafür.

Bis zur Durchführung dieser Maßnahmen ist aber jedenfalls noch ein weiter Schritt. Daß so lange die Arbeit nicht ruhen darf, ist selbstverständlich.

Zur Zentralisierung dieser Arbeit ist die Gründung eines Nationalkomitees zur Bekämpfung des Kinderhandels dringend notwendig. Bestrebungen in dieser Hinsicht sind im Gange. Sie zu unterstützen sollte sich jeder für verpflichtet halten, der Interesse am Wohlergehen unseres Volkes hat!

Zweckmäßig wird es sein, daß jeder, der helfen will, sich an Schwester Henriette Arendt in Stuttgart (Römerstraße 65) oder auch an den Vorsitzenden des Vereins zur Förderung der öffentlichen Sittlichkeit, Herrn Pfarrer P. Bruns in Kronenburg-Straßburg i. Els., wendet.

Es gilt, nicht nur unserem Volke seine Jugend zu erhalten; es gilt vor allem auch, unserm Volke seine sittliche Stellung zu erhalten. Es gilt, wahre Menschenwerte zu vertreten gegenüber denen, die Menschen zu Wertartikeln und damit zu Handelsartikeln machen möchten. Menschen sind Kostbarkeiten, die mit Geld und Geldeswert nicht bezahlt werden können. Wehe uns, wenn es dahin kommt, daß wir diese Kostbarkeiten in den Schmutz ziehen lassen, daß wir sie besudeln, verschenken, verfeilschen lassen!

Karl Wilker.

Morgenröte des Rechts.

Lang wie die nordische Nacht war das Dunkel, das die Konstruktionsjurisprudenz über die Rechtspflege gebreitet hat. Die Führer in dieser Nacht suchten sich an ihren Paragraphenstäben und an ihren geometrischen Konstruktionen zurecht zu finden und führten die Unzahl von Klienten, die das Recht suchten, so durch

das Dunkel. Sie glichen also Nachtwächtern, und es ist kein Wunder, daß sich die Göttin der Gerechtigkeit eine Binde vor die Augen legte, denn in der Nacht hätte sie ja auch ohne Binde nicht viel sehen können. Aber das Schönste daran war, daß diese Führer sich wie Eulen dünkten und garnicht sahen, daß sie durch die Nacht gingen, und so redeten sie wie der Blinde von der Farbe.

Es konnte also gar nicht ausbleiben, daß der praktische Zug, der durch unsere heutige Auffassung geht, diese Weltfremdheit der Juristen festnagelte. Und während man in England und zum Teil auch in Frankreich in der praktischen Vernunft des Rechts weitergegangen war, hielt man in Deutschland immer noch an der reinen, aber etwas dunkel geratenen Vernunft fest.

Den Unterschied im Wesen der drei Völker stellt ja eine bekannte kleine Erzählung recht anschaulich so dar: „Man gab einem Engländer, einem Franzosen und einem Deutschen den Auftrag, ein Kamel zu zeichnen. Der Engländer reiste nach Nordafrika und sah sich das Tier dort erst einmal in der Freiheit an. Der Franzose ging in den Zoologischen Garten in Paris. Der Deutsche aber stieg in sein Studierzimmer hinauf, sperrte Türen und Fenster zu, und schöpfte das Kamel aus der Tiefe seines Gemütes." — — „Nein", meint aber dazu Professor Eduard Engel: „der Erzähler dieser Geschichte hat uns noch nicht genügend erkannt. Der Deutsche würde zwei Kamele zeichnen und würde das eine das subjektive und das andere das objektive nennen."

Diese Beobachtung paßt jedenfalls auf die deutsche Jurisprudenz in ihrer pandektologischen Begriffsverehrung, und deshalb finden wir diesen Vergleich in dem interessanten bahnbrechenden Buch „Juristischer Kulturkampf" von Rechtsanwalt Ernst Fuchs zitiert. Man lese dieses Buch und man lese die ebenfalls neue Wege gehenden Bücher von Prof. Erich Danz (Oberlandesgerichtsrat in Jena) „Auslegung der Rechtsgeschäfte", „Richterrecht" usw. und man lese die Satzungen und programmatischen Schriften des Vereins „Recht und Wirtschaft", an deren Spitze der Jenaer Oberlandesgerichtspräsident Börngen steht, gleichermaßen die Äußerungen von Reichsgerichtsrat Düringer, Landgerichtsrat Bozi, Prof. Örtmann, Prof. Hedemann u. a. und man wird sehen, wie tief die Nacht war, die in der deutschen Jurisprudenz geherrscht hat, aber wie stark die Morgenröte ist, die nun hoffentlich auf ebensolange Zeit uns beschieden sein und einen hellen Tag heraufführen wird.

Die Juristen wissen jetzt, was sie wollen und was dem Volke not tut. Von ihnen selbst geht die Reform aus, eine Reform an Haupt und Gliedern, die mit der Weltfremdheit, an der gewiß viel Wahres ist, aufräumen will, die aber zugleich die Rechts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fremdheit des Volkes zu bekämpfen trachtet und beide wieder einander näher bringen will. Dazu gehört, wie man in den Kreisen dieser modernen Juristen sehr wohl weiß, daß alle zusammengeführt werden, welche davon überzeugt sind, daß es eines verständigen Fortschrittes, eines Weiterbaues im Recht und in der Rechtsanwendung bedarf; aber nicht um eine Umwälzung, sondern um eine Verbindung mit den lebendigen Kräften unserer Zeit handelt es sich, und es muß eine Annäherung der juristischen Gelehrsamkeit mit dem Wirtschaftsleben werden, Jura und Nationalökonomie müssen einander die Hand reichen.

Der Landgerichtsrat Bozi wollte eine etwas andere Spielart. Er wollte die Elemente der Erfahrung namentlich von dem naturwissenschaftlichen Gebiet her in die Rechtswissenschaft überpflanzen. Dies ist aber nicht die herrschende Meinung der juristischen Modernisten geworden. Sie sind sich vielmehr darüber einig geworden, daß nicht mit dem Mikroskop und dem exakten Experiment, sondern mit dem Fernrohr, das heißt mit dem weiten Blick, mit der vernünftigen Bewertung der Verkehrssitte und des Wirtschaftslebens dem Rechte gedient ist und daß es gilt, mit Hilfe der Psychologie die Rechtspflege wieder zu dem zu machen, was sie unter der klischeeartigen Paragraphenanwendung leider nur zu sehr aufgehört hatte zu sein: eine Kunst!

Von den Gesetzen fordert man größere Klarheit im Ausdruck und die Beschränkung auf die Aufstellung großzügiger Regeln. Der Gesetzgeber soll nicht mehr mit dem Anspruch auftreten, alle Lebensverhältnisse erschöpfend zu regeln. Er soll, wie das Schweizerische Zivilgesetzbuch in seinem denkwürdigen Paragraphen 1 jetzt vorbildlich zum Ausdruck gebracht hat, in Zweifelsfällen dem Richter freie Hand lassen, aus dem Geist des Gesetzes heraus Lücken auszufüllen. Dann wird es nicht mehr möglich sein, daß man Testamente wegen nicht buchstäblicher Erfüllung unbedeutender Formvorschriften für ungültig erklärt und damit den Zweck im Recht zu nichte macht. Dann wird es nicht mehr vorkommen, daß man aus nicht ganz eindeutigen Bestimmungen eines Gesetzes die absonderlichsten und unvernünftigsten Urteile herausliest. Und wenn sich der sogenannte Gesetzgeber mit den wirtschaftlichen Fragen mehr und mehr beschäftigt, dann wird es wohl künftig ausgeschlossen sein, daß das Hypothekenrecht und das Aktienrecht mißbraucht werden, um recht bedenkliche Geschäfte erlaubt erscheinen zu lassen und die ethische Ordnung auf den Kopf zu stellen. „Wenn die Anwendung einer gesetzlichen Vorschrift auf einen bestimmten Fall", sagt beispielsweise Danz, „zu einem unvernünftigen Resultat führt (nach dem Maßstabe des vernünftigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

normalen Menschen), so ist der Richter verpflichtet, einen Ausnahmerechtssatz aufzustellen, daß die Vorschrift für diesen Fall nicht gilt, denn es ist seine gesetzliche Pflicht, Recht zu sprechen."

Ein solches Ergebnis war bis vor kurzem und ist zum Teil auch jetzt noch ein Schrecken für den gesetzesstrengen Richter. Man fürchtete die ganze Ordnung der Welt und die Sicherheit des Rechts zum Teufel gehen zu sehen, und man wagte es vielfach nicht, eine solche ketzerische Ansicht überhaupt zu diskutieren. Aber die Morgenröte wirkt auch hier. Es breitet sich die Erkenntnis aus, daß das Gesetz Lücken hat und daß in solchen Fällen es mit einem Herausziehen der Entscheidung aus einem Boden, in dem nichts ist, nicht getan sein kann, daß vielmehr hier eine schöpferische Auslegung einsetzen muß, die den Bedürfnissen des Verkehrs und den Anforderungen des Wirtschaftslebens gerecht wird. Im Rahmen der Gesetze soll die Gerechtigkeit verwirklicht werden, und es ist fürwahr Angstmeierei, wenn man davon eine Gefahr für die Rechtssicherheit fürchtet.

Wo war denn unter den bisherigen Verhältnissen eine Rechtssicherheit? Sicher war, wie man ganz zutreffend gesagt hat, in einem Prozeß nur das eine, daß nämlich die beiderseitigen Anwälte etwas verdienen. Alles andere ist selbst in dem besten Prozeß unsicher, und es ist nicht einzusehen, wie dann, wenn anstatt der formalistischen Buchstabenjustiz die Vernunft in ihre Rechte eingesetzt werden soll, die Urteile etwa schlechter werden sollten. Im Gegenteil, der lebendige Mensch, dem es nunmehr erlaubt ist, als Richter in das reiche und volle Leben zu sehen, und die Kunst seines Urteiles an der feinsinnigen Psychologie dieses Lebens zu üben, wird ein weiserer Urteiler sein als der ängstliche Konstrukteur, der den Fall in das Prokrustesbett eines Paragraphenwortlautes einpassen müßte. Woher kam es denn, daß man beispielsweise einen Diebstahl von Elektrizität nicht bestrafen wollte, weil Elektrizität keine bewegliche Sache sei und man daher nach dem Wortlaut des Strafgesetzes sowas gar nicht stehlen könne!? Und woher kam es denn, daß man den Bäckerjungen, der aus Hunger eine von den Semmeln, die er auszutragen hatte, nahm und aß, dieserhalb wegen Unterschlagung(!) bestrafte? Heißt das nicht den Sinn der Gesetze verkehren, während man daneben kraft Rechtens einem gewiegten Finanzmanne Schadenersatz für ausgefallene Hypotheken zusprechen mußte, wenn dieser Ausfall an Hypotheken nur im Buche steht, er aber durch den Verkauf des betreffenden Grundstückes, nachdem er es im Zwangsversteigerungsverfahren erworben hat, statt des sogenannten „Verlustes" einen ganz er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heblichen Gewinn gemacht hat? Und wie wäre es sonst möglich, daß die Industrie Gefahr läuft, durch eine Auslegung des Patentgesetzes Schaden zu nehmen, weil man sich mehr an den Wortlaut als an den Geist des Patentgesetzes halten will?

Gewiß kann man oftmals in der Juristerei die eine Behauptung so gut begründen wie die entgegengesetzte. Man kann — wie Schmock — schreiben so und man kann schreiben so. Mit dem Intellekt allein ist oft genug der Streit nicht zu schlichten. Die Sprache ist nun einmal vieldeutig, und es gilt für jede Auslegung die Formel, die das Gesetz in abstrakter Weise gibt, aus dem konstruktiven Gedankenkreis in den soziologisch-praktischen zu übersetzen und neue Formeln der Rechtsanwendung daraus zu gewinnen. Das ist ja eben die Kunst der Rechtsfindung, die Kunst der Anhörung der Parteien und der Zeugen, die Kunst, das eigene Rechtsgefühl in Beziehung zu setzen zu der psychologischen Bewertung, über die man richten soll, und zu den Grundsätzen des Gesetzes. Wenn er dann den Sinn einer gesetzlichen Bestimmung auf diesen so verstandenen Fall anwendet, dann allein sieht der Richter das Recht, das mit uns geboren ist, und geht nicht wie ein Tier auf dürrer Heide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und rings herum liegt schöne grüne Weide.

„Wenn aber die Rechtsfindung selbst", sagt Ernst Fuchs, „eine Kunst ist, dann muß auch die Rechtserziehung eine künstlerische sein." Und so ist es denn nur berechtigt, daß die neue Richtung in dieser Rechtsreformbewegung auf die Ausbildung der Juristen einen ganz besonderen Wert legt. Denn wie wir sahen, ist es ja jetzt für den Richter doppelt notwendig, daß er das Leben erkennt, daß er nicht mehr wie ein Nachtwächter durch das Dunkel, an das er seine Augen notdürftig gewöhnt hat, geht, sondern daß er weithin das erkennt, was die Parteien mit ihren Rechtsgeschäften wollen und was der Sinn dieses Verkehrs unter ihnen ist. Dazu gehört natürlich, daß die Juristen künftig ganz anders für das Leben geschult werden, und hier ist es namentlich der Präsident des Thüringischen Oberlandesgerichtes Dr. Börngen gewesen, der sich diesen Fragen eingehend gewidmet hat. Er legt besonderes Gewicht auf eine Neugestaltung der Einführungsvorlesungen in das Rechtsstudium, die dem Studierenden zunächst einmal Lust und Liebe für seine Arbeit erwecken sollen, und anstelle der Rechtsgeschichte, die noch einen viel zu großen Raum einnimmt, soll vielmehr namentlich zu Anfang an das Nächstliegende, Verständliche, Anschauliche angeknüpft werden. Volkswirtschaft und öffentliches Recht soll der Schüler von Anfang an werten lernen und aus dem wirklichen Leben die Fälle kennen lernen, die er juristisch zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beurteilen haben wird. Viel verlangt Börngen auch von einer Reform des Prüfungswesens, und besonderes Gewicht legt er auf die Vorbereitung des Dienstes des Referendars. An den Amtsgerichten muß die Zeit gefunden werden, die für die wirkliche Ausbildung des Referendars benutzt werden soll. Immer wieder muß dieser darauf hingewiesen werden, daß er sein Arbeitsgebiet nicht in den begrifflichen Himmel zu legen und Präjudizienjägerei zu treiben habe, sondern Tatsachenjurisprudenz lernen müsse, wozu ihm vor allen Dingen auch eine Ausbildungszeit bei einem Rechtsanwalt und auch in wirtschaftlichen Betrieben not tut. In gleicher Richtung ist eine solche Ausbildung auch beim Assessor fortzusetzen.

Selbstverständlich kann auch von dem Zukunftsjuristen nicht verlangt werden, daß er alle Lebensverhältnisse, über die er zu urteilen hat, aus eigener Anschauung kenne, aber durch eine solche Ausbildung, die seinen Blick nicht nur geschärft, sondern auch geweitet hat, wird er unbedingt gelernt haben, auch die wirtschaftlichen Dinge, die er technisch nicht vollkommen beherrscht, rasch und richtig zu erfassen, sodaß er auch diese dann mit Hilfe von Sachverständigen weit besser zu beurteilen vermag als bisher.

Es kann ja dann, wenn sich dies alles wirklich einmal durchgesetzt haben wird, nicht ausbleiben, daß der Zwiespalt zwischen Recht und Moral, wie Wüstendörfer in einem soeben erschienenen Aufsatz im „Archiv für zivilistische Praxis" so schön betont, „künftig ausgespielt haben wird und daß die Förderung des materiellen Unrechts durch die Aufdeckung des dem Klienten zu Gebote stehenden formalen Rechts dem anständigen Anwalt dann wohl erspart werden wird. Und es kann weiter nicht ausbleiben, daß im Zusammenhang mit alledem das Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege wieder steigt, denn für eine soziale Interessenabwägung ist auch der Laie empfänglich. Aber daß ihm sein vermeintliches gutes Recht durch willkürliche Konstruktionen und spitzfindige Wortklaubereien wegeskamotiert wird, das empfindet er als eine lebensfremde Unzulänglichkeit der Rechtsprechung."

Dann wird wohl auch endlich die Morgenröte den Tag heraufbringen, an dem die typischen Barczinowskys (aus Sodoms Ende) ausgespielt haben werden, über die in dem Sudermannschen Stück gesagt wird: Sie machen Geschäfte. Was für welche? Aber ich bitte Sie, danach fragt man doch nicht! — Es sind dies Geschäfte, von denen wir oben bei der unmoralischen Benutzung des Hypotheken- und Aktienrechts reden mußten und über die ein neues Buch von Ludwig Eschwege, „Boden- und Hypothekenprobleme" in schlagender Weise unterrichtet. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erwachen die Juristen, wie es jetzt den Anschein hat, mit diesem neuen Tag, so kann dies für unser Volk nur von dem allergrößten Segen sein. **Dr. Alexander Elster.**

Bilder aus England.

I.

Wenn Sie heute mit mir nach England fahren, so lassen Sie uns von den zahlreichen, England und den Kontinent verknüpfenden Dampferlinien nicht die uns zunächst liegende, sondern eine von den kürzeren, etwa die von Calais oder Ostende nach Dover, wählen. Nicht nur, um uns die Schrecken der Seekrankheit zu verkürzen, sondern auch, weil die Ankunft in Dover charakteristischer für das Land und gleichsam poetischer ist. Schon bald nach der Abfahrt vom Festland taucht vor uns ein weißer Punkt im Meere auf, der immer größer herauswächst. Es sind die weißen Kreidefelsen bei Dover, von denen der eine der Schauplatz einer Szene ist aus Shakespeares und der Welt größtem Trauerspiel, König Lear. Dover selbst, heute ein besuchter Badeort, liegt in einer Bucht, umgeben von Kreidefelsen, burggekrönt, starrend von Kasernen, Kanonen und Festungswerken. Die ersten Festungswerke stammen aus der Zeit der Römer, deren scharfes Auge die militärische Bedeutung dieses Ortes vor fast 2000 Jahren erkannte. Die Kanonen da oben sehen aus wie kleine, ins Ausland spähende Ferngläser. Nach einer flüchtigen Zollrevision steigen wir in den bereitstehenden Zug nach London, der sofort das unansehnliche Stationsgebäude verläßt. Bald sind wir mitten in der schönen englischen Landschaft. Kein Wald, kaum ein Acker- oder Getreidefeld, nur grüne Weide und grüne Weide, getrennt durch Hecken, mit großen Mengen von Pferden, Kühen, Schafen, die, wie dicke graue Wollsäcke mit vier Beinen, davongallopieren; hier und da schöne hohe Bäume, einzeln oder in Gruppen zusammenstehend: das Ganze wie ein großer Garten, unendlich friedevoll und gesättigt.

Die Eisenbahn fährt übrigens gar nicht schlecht. In der Tat sind die englischen Eisenbahnen, wie im Geburtsland dieses größten Faktors der modernen Kultur zu erwarten ist, in jeder Beziehung vortrefflich. Die englischen Eisenbahnen sind bekanntlich nicht das Eigentum des Staates, sondern gehören großen Gesellschaften, und was in Preußen an Sicherheit, Schnelligkeit und Bequemlichkeit durch eine tadellos fungierende, pflichtdurchdrungene staatliche Beamtenschaft vom Weichensteller bis zum Minister erreicht wird, das erreicht England durch die Konkurrenz. Da die Linien der verschiedenen Gesellschaften oft parallel laufen, so können die Gesellschaften gar nicht anders, als die Konkurrentin auf jede Weise überbieten und dem Reisenden ein Höchstmaß von Bequemlichkeit, Schnellig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit und Billigkeit gleichsam wider seinen Willen verschaffen. Alle drei in England bestehenden Wagenklassen sind gepolstert. Auf vielen Linien gibt es nur noch erste und dritte Klasse, eine für die gesellschaftliche Schichtung dieses Landes äußerst interessante Erscheinung. Sie deutet auf das Fehlen einer starken sozialen Mittelschicht in England. Die Eisenbahnabteile sind mit schönen bunten Landschafts- und Städtebildern geschmückt, nicht zur Erbauung und künstlerischen Erziehung des Publikums, sondern als Reklame für die Eisenbahngesellschaft. Alles ist um einen Grad freundlicher. Die Konkurrenz ist freundlicher als die Pflicht. Wer die Notleine zieht, wenn's nämlich nicht nötig ist, bezahlt nicht „bis 100 Mk.", sondern, wie es tröstend heißt, nicht mehr als hundert. Die Beamten sind höflich und zuvorkommend. Die Eisenbahnen fahren im ganzen schneller als in Deutschland. Für große Strecken sind 90 km in der Stunde nichts Ungewöhnliches. Die Lokomotiven nehmen auf langen Strecken in voller Fahrt Wasser ein, aus entweder zwischen den Schienen oder neben der Strecke befindlichen langen Wasserbehältern. Manchen Zügen hat der Volksmund populäre Namen gegeben. So heißt der Expreßzug nach Schottland „Der fliegende Schotte", der nach Irland „Der wilde Irländer". Solche Züge haben etwas Elementares an sich, und sie werden in ihrer Pünktlichkeit, Unabänderlichkeit und imponierenden Größe fast zu Naturerscheinungen wie Tag und Nacht und Auf- und Untergang der Sonne. —

Aber wir nähern uns London. Schon durchsausen wir die ersten Vorortstationen. Machen Sie sich nur nicht die Mühe, die Namen der Stationen herauszubekommen. Unmöglich. Man findet ihn vielleicht schüchtern in einer Ecke versteckt unter Hunderten von bunten Reklameschildern, die einem mehr oder weniger laut entgegenschreien. „Why live, if you can decently be buried for forty-five sh?" (Weshalb lebt man noch, wenn man für 45 Schillinge anständig begraben werden kann?) war eins der humorvollsten unter ihnen. Manche von den Reklamen sind übrigens künstlerisch schön und spiegeln ein gut Stück der britischen Volksseele wider. Daß es Leute gibt, die seine Stationen nicht kennen, auf den Gedanken kommt der Engländer gar nicht.

Und nun fahren wir in die Weltstadt hinein. Straßenzug nach Straßenzug, ein Haus wie das andere, eine Straße wie die andere, und alle gleich häßlich, schmutzig, grau. Aber was die englische Stadt und auch London von allen anderen Städten unterscheidet und auszeichnet, ist, daß so gut wie alle Häuser Einfamilienhäuser sind, daß heute jeder Engländer, einschließlich der besseren Arbeiter, mit seiner Familie sein eigenes Haus bewohnt, oder besser in einem Hause allein wohnt. Man denke einmal darüber nach, wie unendlich ethisch wertvoller und gesünder diese Verhältnisse sind, als die in unseren Städten, die ihre Bevölkerung in die Mietskasernen pressen. Ich halte des Engländers Bedürfnis, allein zu wohnen, und seine Liebe zum eigenen Heim, das, so winzig es sein mag,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein Schloß bedeutet, für einen hervorragend germanischen Zug seines Wesens. Dieser Zug geht durch alle Klassen der Bevölkerung und gibt dem Leben in England sein eigenes Gepräge. Ein Engländer geht abends nicht ins Gasthaus oder in die Kneipe und findet dort ein zweites Heim, wie der Deutsche nur allzu oft. Das ist für ihn unfaßbar. Das Familienleben abends um die gesellige Flamme des offenen Kaminfeuers, das auf und ab schwillt und blüht und zum Träumen einladet — nicht zum Grübeln und Denken; das tut der Engländer von Natur nicht, auch ist er abends nach Arbeit und Sport und einem kräftigen dinner viel zu wohlig müde dazu — dieses Familienleben ist einer der Angelpunkte des englischen Lebens überhaupt, und englisches Wesen kann zum Teil nur von hier aus verstanden werden. Die Kamine haben aber auch eine andere, weniger schöne Seite, wie alles auf Erden, das sind die unglaublichen Schornsteine, deren sie bedürfen und die einer englischen oder auch französischen Stadt von oben gesehen ein von einer deutschen Stadt sehr verschiedenes Aussehen verleihen. Jeder Schornstein, wie wir aus unserem Zuge sehen können, ist nicht nur an sich verhältnislos groß, sondern trägt noch einen Aufbau von 6—10 Röhren, die wie ein Regiment Soldaten sektionsweise über die Dächer dahinmarschieren. Die Häuser haben keine Schornsteine auf sich, sondern die Schornsteine haben Häuser unter sich. —

Der Stadtteil südlich der Themse gehört der Industrie, großen Lagerhäusern, Warenschuppen; die Häuserreihen, die wir durchqueren, sind von Arbeitern bewohnt, besseren Arbeitern. Man hüte sich ja, Arbeiter und Arbeiter gleichzustellen; sieht man näher hin, so kann man in dieser von der Maschine im 19. Jahrhundert geschaffenen Bevölkerungsmasse heute noch mindestens ein halb Dutzend sozialer Unterschichten unterscheiden; der soziale Unterschied zwischen einem Maschinen- oder Bauarbeiter (mit dem Gehalt eines höheren preußischen Beamten) und etwa einem Lastträger im dunkeln Osten Londons (mit 20—30 Schilling Wochenlohn und weniger) ist ungeheuer, und was ich von den Einzelhäusern der Arbeiter gesagt habe, bezieht sich zunächst auf die Aristokratie der Arbeiterschaft. Die Wohnungsfrage der untersten Bevölkerungsschicht in Englands Städten, besonders in London, ist schlimmer und schwieriger als nur irgendwo anders. Eine Beschreibung der Wohnungs- und Lebensverhältnisse der Millionen, die im Osten Londons „leben", wenn man diesen euphemistischen Ausdruck gebrauchen darf, würde einen mit Grausen erfüllen. Es sind nur 25 Minuten von den Palästen der Reichen im Westen Londons in die Höhlen des Ostens, aber es ist eine Reise vom Tag in die Nacht, vom Himmel in die Hölle.

Wir sind jetzt im Herzen Londons. Der Rauch, Dunst und Schweiß eines schwülen Sommerabends brütet erstickend über der Siebenmillionenstadt; der Dunst überschleiert selbst die Sonne, die wie ein krankes Auge am Horizonte steht. Vor uns tauchen Kuppeln und Türme aus dem Nebel;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jene edel geformte Silhouette, die alles überragt und wie ein Ballon im Nebel schwimmt, ist die Kuppel der St. Paulskirche, der größten Kirche Londons; sie ist nach dem Modell der Peterskirche in Rom gebaut. Rechts die schöne doppeltürmige Brücke mit dem Masten- und Schornsteinwald dahinter ist die gewaltige Towerbrücke. Gerade klappt der untere Teil auseinander, um einen Dampfer hindurchzulassen. Wir fahren jetzt über die Themse und nun in die Halle eines der siebzehn großen Hauptbahnhöfe Londons.

Versuchen wir nun einen allgemeinen Eindruck von London zu bekommen. Wir können nicht alles sehen, was sehenswert ist. Wir wollen nicht durch die hohen, schmutzig grauen Säulen der Tempelfassade des Britischen Museums eintreten und besichtigen, was englische Sammelfreudigkeit und Naivität hier aufgehäuft hat an Schätzen aller Zeiten, Völker und Länder, 5000jährige Mumien und die berühmten Giebelgruppen vom Parthenon zu Athen. Armes Griechenland! Die Reste des Schönsten, das du hattest, von Barbarenhänden abgebrochen und unter ihren ewig grauen nordischen Himmel gebracht, um in einer großen Totenkammer Neugier und Bewunderung zu erregen — und immer noch triumphierend! Wir wollen auch nicht in die geradezu erdrückend reichen Schätze der Bildergalerien, wie die der Nationalgalerie, eindringen. Überlassen wir das heute den Amerikanern, Franzosen, Deutschen, die mit dem berühmt-berüchtigten rotgebundenen Buche die Bilder an den Wänden identifizieren und sie je nach der Zahl der Sterne bewundern. Wir wollen uns auch nicht in den düstern Mauern der heute noch als Festung und Kaserne dienenden Gebäude des Towers, des alten Staatsgefängnisses, alte Bilder hervorzaubern lassen — Bilder von unerhörten Bluttaten, mag auch der Efeu heutzutage die Kahlheit der Wände schamvoll umkleiden, mögen auch lustige Trompetensignale das Mittelalter verscheuchen und mag auch das betreßte Hellrot der Soldaten-Uniformen die dunkelroten Flecke, die die Phantasie hier und da zu sehen glaubt, übertönen.

Wir wollen es heute nur mit dem Leben zu tun haben. Klettern wir einmal etwa an der Ecke des im Westen der Stadt liegenden Hyde-Parks auf einen der Autobusse, der rauchend und zitternd vor uns hält, und lassen wir uns von ihm in östlicher Richtung nach der City fahren. Es ist etwa morgens 9 Uhr. Wir können eigentlich jetzt gar nicht anderswohin als nach der City. Wir werden von der Strömung des Verkehrs dorthin gleichsam mitgerissen. Die City saugt um diese Stunde London von der Peripherie und den Vorstädten aus in sich hinein und speit es gegen Abend wieder aus. Die Zahl derer, die in den Vororten Londons wohnen und täglich in die Geschäftsräume der City fahren, zählt nach Hunderttausenden. Die City ist die Altstadt Londons, das Herz Londons, der Brennpunkt des Geschäfts- und Verkehrslebens; sie ist, wie man es treffend bezeichnet hat, die Hauptstadt Londons. Es wohnt heute so gut wie nie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mand mehr in diesem Stadtteil, nachts hallt der Schritt der Schutzleute von den Häusern der verlassenen Straßen. Der Grund und Boden hier ist viel zu kostbar, um den Luxus des Wohnens zu gestatten, ganz abgesehen davon, daß der Citymann abends dringend nach ein paar Zügen frischer Luft verlangt, die er in den westlichen Vororten findet.

Wir fahren auf einer der großen Schlagadern, die den Westen Londons mit der City verbinden. Die Wagenmassen bedecken die Straße wie zwei gewaltige im entgegengesetzten Sinne laufende Bänder. Alle Wagen, wie Eisenbahnen in England fahren im Gegensatz zur deutschen Sitte auf der linken Seite. Der uns umflutende Wagenstrom spottet an manchen Punkten, wo der Verkehr sich staut, jeder Beschreibung. Wagen aller Größe und Gattungen; unter den Droschken fällt uns besonders die leichte zweirädrige, einspännige, in Deutschland unbekannte, Hansom-Cab genannt, auf, mit dem Kutschersitz in luftiger Höhe am hinteren Wagendeck. Aber das Automobil siegt heute auf der ganzen Linie und wird in einigen Jahren den Straßenverkehr monopolisiert haben. Bald wird der letzte Droschkengaul ausgespannt sein und sein Gnadenbrot bekommen, wenn ihm nicht im Osten Londons weitere Verwandlungen bevorstehen. Elektrische Straßenbahnen gibt es in London selbst fast gar nicht, nur an der Peripherie und im Verkehr mit einigen Vororten. Aber selbst hier fürchtet der Aktionär für seinen Geldbeutel. Die elektrische Straßenbahn ist ein veraltetes Verkehrsmittel der modernen Großstadt. Ihre Schienen unterbrechen die Glätte des Fahrdammes, und sie selbst ist zu steif in ihren Bewegungen und paßt und schmiegt sich nicht dem Verkehr an, der ungezwungen dahinfluten will. Es ist bewundernswert, mit welcher Sicherheit und Geschmeidigkeit dieser Verkehrsknäuel sich immer wieder entwirrt. Es ist unheimlich, wie nahe die Fahrzeuge aneinander vorbeisausen, man sollte manchmal meinen, eine Fliege müßte zwischen ihnen zerquetscht werden. Der Mann da mitten auf dem Fahrdamm an einer Straßenkreuzung im blauen Rock und dem Filzhelm auf dem Kopf ist einer von den 17 000 Schutzleuten Londons. Seine hohe Gestalt steht wie ein fester Turm im Wirbel und Strudel des Verkehrs. Seine Haltung ist fast lässig und gleichgültig — und doch hat er alles im Auge, und ein Aufheben seines Armes bringt unmittelbar Hunderte von Fahrzeugen zum Halten. Er steht da, wie ein Moses am roten Meer. Das Volk Israel besteht vielleicht in einer Amme mit einem Kind, die über die Straßenkreuzung möchten. — Wir sind jetzt am Ludgate Hill; die Straße ist überspannt von den breiten Schienenwegen der Eisenbahn. Hier kann man wirklich sagen: alles geht drunter und drüber —; meistens aber darunter; denn wir müssen uns vergegenwärtigen, daß der Verkehr auf der Straße nur ein Teil des Gesamtverkehrs ist. Lassen wir uns einmal an einer der Stationen der London kreuz und quer durchschneidenden Untergrundbahn mit dem Aufzug ungefähr 20 m tief in die Unterwelt hinab. Die Sache ist

nicht sehr angenehm. Das tut nichts. Folgen Sie mir dicht auf dem Fuße, da unten sind Labyrinthe, besonders an den Kreuzungspunkten, in denen man sich verirren kann. Die Züge fahren in einem Abstand von drei bis sechs Minuten. Da sitzen sie in langen Reihen, mit dem Zylinder oder der Mütze auf dem Kopf, die obligatorische kurze Pfeife im Mundwinkel und das Riesenblatt der Zeitung vor sich wie ein Wandschirm. — Oben besteigen wir wieder den „Bus". Kein Mensch sagt mehr Omnibus. Time is money. Aus Zoological Garden ist „Zo", aus Taxameter-Cab „taxi" geworden — ich habe immer die stille Furcht, daß in diesem Abschleifungsprozeß der englischen Wörter die letzte Silbe auch noch verschwindet und nichts übrig bleibt. — Wir sehen jetzt vor uns den Renaissancebau der Sankt Pauls-Kathedrale. Sie macht zwischen den ziemlich engen Straßen einen etwas eingepreßten Eindruck, als ob für die Kirche nicht recht Platz in der Welt des Geschäfts wäre, aber die edlen Formen und gewaltigen Dimensionen retten doch ihre Würde und Größe, und die weißgraue Färbung verleiht ihr sogar einen Zug des Geheimnisvollen und Erdfernen.

Jetzt hält unser Bus. Wir befinden uns im Mittelpunkt des Mittelpunktes von London. Hier münden alle Verkehrslinien. Das krabbelt von den Omnibussen, das krabbelt aus der Erde herauf, das krabbelt zwischen den Hunderten von Fuhrwerken. Es ist wie das Gewimmel eines eben aufgedeckten Riesenameisenhaufens. Retten wir uns aus der Brandung auf die Freitreppe des vor uns befindlichen Tempels mit den korinthischen Säulen. Der Tempel gehört dem Gotte Mammon. Es ist die große Börse. Unter den allegorischen Figuren im Giebelfeld steht die Inschrift: Die Erde ist des Herren und was darinnen ist usw. Ich weiß nicht recht, was Gott zu tun hat mit diesen Börsenleuten, die da nachmittags zwischen 3 und 4 versammelt sind mit seltsamem Geschrei und Gebaren. Es hat eine wunderbare Lebenskraft, das Stück alten Judentums, das da sagt: Wem's gut geht, der ist gottesfürchtig, und wer gottesfürchtig ist, dem blüht das Geschäft. Aber wir wollen nur beobachten, nicht philosophieren. Das Gebäude links mit den Säulen ist die Amtswohnung des Lord Mayors von London, des Oberbürgermeisters, dessen andere gute Eigenschaften sich mit tüchtigem Geldbeutel, stattlicher Figur, gesundem Magen verknüpfen. Rechts von uns das Gebäude ohne Fenster ist die Bank von England, die Schatzmeisterin des Weltreichs. Die Fenster sind nicht vergessen, sondern der Vorsicht halber erhalten die Räume ihr Licht von den inneren Höfen; denn der Pöbel von London O. wohnt nicht sehr weit, und in der Bank lagern gewöhnlich 400 Millionen bar in Gold oder Silber. — Hinter uns in den Straßen, die fächerförmig an der Bank münden und wieder unter sich durch überdeckte, dunkle Gassen und Höfe verbunden sind, steht ein vierstöckiges Bankhaus neben dem andern. Alle Nationen der Erde sind hier mit ihren Bankhäusern vertreten. Wir befinden uns hier im Gehirn des Nervensystems der Erde. Da sitzen denn in den Kontoren die City-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

clercs auf ihren hohen Schemeln wie Affen, 50 oder 60, unter ihrem elektrischen Licht, über die dicken Bücher gebeugt und Zahlen kritzelnd und kritzelnd. Mittags um eins ist eine Stunde Pause für Lunch. Da geht's ohne Hut ins nächste Restaurant. Das Lunch besteht meist nur aus einem kalten Kotelett oder ähnlichem und wird stehend genossen — dumme Eigenschaft des Menschen, daß er essen muß — Zeitverlust, Geschäftsunkosten, Unvollkommenheiten. — So verlockend es nun für uns auch wäre, über die City hinaus noch weiter in den Osten zu dringen, in die Nachtseite Londons, oder in das Judenviertel, das sich seit dem Mittelalter unversehrt, bunt und schmutzig erhalten hat, oder zu den Docks an der unteren Themse mit den ungeheuren Warenvorräten — wir wollen wieder in den Westen zurückkehren. Der Westen Londons ist der Stadtteil der Besitzenden, der Drohnen, für die der ganze uns umsummende Bienenschwarm arbeitet, der Paläste, die der Geburts- und Geldadel nur für drei Monate im Jahr bewohnt und mit rauschendem Leben erfüllt und die sonst grau und verwittert und verlassen in der Arbeitsstadt dastehen; es ist der Stadtteil der üppigen Klubhäuser, der Theater und Museen, aber auch der regierende und gesetzgebende Stadtteil. Dort die Gebäude, die über die Wipfel der Parkbäume hinausragen, sind die Ministerien, wo die niedersächsischen Bauerngestalten und die scharfgeschnittenen, glattrasierten Römergesichter ihr Weltreich regieren. Dort das wenig ansehnliche Königsschloß und weiterhin der große Turm des prachtvollen Parlamentsgebäudes, das sich in den Wassern der Themse spiegelt. **Karl Boesch.**

Was andre sagen

Politisch-Anthropologische Revue. (Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Friedenau bei Berlin.) 11. Jg. Nr. 12.

Über die Zu- und Abnahme der geschlechtlichen Reproduktionskraft der Rassen und Völker. Von Dr. Albert Reibmayr.

„..... Die Abnahme der geschlechtlichen Reproduktionskraft zeigt sich bei jedem Kulturvolke zuerst in den oberen Ständen, besonders in den reichen Familien der größeren Städte, wo die körperlich und geistig schwächende Wirkung des Reichtums und Luxus auf die heranwachsenden Generationen solcher Familien am meisten sich geltend macht und auch die Gelegenheit zum Mißbrauch des Geschlechtstriebes am größten ist. Solange das Landvolk und der wenig begüterte Mittelstand der kleineren Städte gesund und in ihrer geschlechtlichen Reproduktionskraft intakt sind, ist der daraus resultierende biologische Schaden für die Nation nicht von Bedeutung, ja kommt gar nicht recht zur Kenntnis, da dieses Aussterben der oberen Stände rasch durch nachrückende Familien aus den unteren Ständen er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

setzt wird. Heute, wo wir eine genauere Statistik nach Ständen haben, kommt diese Abnahme der Geburtenrate der oberen reichen Familien schon deutlicher zur Kenntnis. So konnte in den Vereinigten Staaten Amerikas konstatiert werden, daß die reichen Familien in ihrer Geburtenrate so sehr zurückgehen, daß auf eine Familie kaum mehr als durchschnittlich ein Kind kommt. Präsident Roosevelt hat auch bereits auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die durch eine solche Abnahme der Geburtenrate für die Zukunft Amerikas entstehen muß, wenn einmal die heute noch die Gefahr verschleiernde Einwanderung aufhört. Auch für Europa weist die Statistik eine auffallende Abnahme der Geburtenrate der wohlhabenden Stände besonders in den großen Städten nach. Die Abnahme der Geburtenrate der großen Städte wird heute meist noch verschleiert durch die starke Einwanderung vom Lande her, und es läßt sich leicht nachweisen, daß das starke Wachstum der größeren Städte in Europa bereits nur mehr auf Kosten der Geburtenrate des Landvolkes geschieht.

Hier müssen wir aber einen auffallenden Unterschied konstatieren zwischen den reichen Familien des vorwiegend mobilen Kapitals, welche fast ausschließlich in den großen Städten wohnen, und den reichen Familien des immobilen Kapitals, den Großgrundbesitzern, welche den größeren Teil des Jahres auf dem Lande wohnen. Die letzteren erhalten sich durch die besseren hygienischen Verhältnisse, in denen besonders die Jugend aufzuwachsen Gelegenheit hat, durch die gesundere Lebensführung an sich (Jagd, Sport usw.), durch die geringere Gelegenheit des Mißbrauches des Geschlechtstriebes auf dem Lande, durch den weniger raffinierten Luxus der Frauen ihre geschlechtliche Reproduktionskraft viel länger als die reichen Familien des mobilen Reichtums. Dazu kommt, daß in den Familien des immobilen Reichtums, besonders dort, wo der Besitz durch staatliche Institutionen in der Familie fixiert ist (Fideikommiß), gewöhnlich ein großes materielles und ethisches Interesse vorhanden ist, die Familie an sich, besonders aber den Stammbaum in männlicher Linie am Leben zu erhalten. Das gilt natürlich noch mehr bei den Fürstenhäusern, welche ihrer ganzen Entwicklung und Lebensführung nach auch zu den Familien des immobilen Reichtums gerechnet werden müssen.

. . . . . .

	Zahl der Kinder pro Ehe
Immobiler Reichtum	
Fürstenhäuser (100 Ehen) . .	5,29
Grafenhäuser (Fideikommiß, 300 Ehen)	3,62
Mobiler Reichtum	
Freiherrliche Häuser (ohne Fideikommiß, 190 Ehen) .	2,62
Wohlhabender Mittelstand in den großen Städten . . .	2,59
Wohlhabende Juden (Preußen, Bayern)	2,60
Amerikanische Millionärfamilien	1—1,50
Deutscher Durchschnitt 1909	4,01 Kinder pro Ehe. . . . .

Rund um uns

Das „Vivat-Band". In der Zeit vom Siebenjährigen Kriege bis zu den Freiheitskriegen schmückten sich siegesund friedensfrohe Menschen mit einem Bande an der linken Schulter. Vivat-Band nannte man es.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Sitte mag damals ihre Berechtigung gehabt haben, zumal sie mitten aus dem Volke heraus entstanden ist. Aber mußte man sie darum im Jahre 1913 nachahmen?

Vor uns liegt eine amtliche Bekanntmachung des Regierungspräsidenten von Bromberg. Sie sagt: ein Königsberger Regierungsrat hat „zum Besten der Veteranenspende ein mit Versen und mit bildlichen Darstellungen bedrucktes Seidenband herausgegeben", das „zum Ausdruck der freudigen Stimmung an allen patriotischen Festtagen auf der Straße und bei den Festlichkeiten in geschlossenen Räumen als Festschmuck getragen werden" sollte. Zur näheren Erläuterung sind als patriotische Festtage angegeben: „die vielen kleineren patriotischen Feste des ganzen Jahres" und insbesondere „die Feiern des Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers und des Königs und des Gedenktages der Schlacht bei Leipzig."

Von dem Aussehen des Bandes kann man sich vielleicht eine Vorstellung auf Grund der folgenden amtlichen Beschreibung machen: „Das neue Vivat-Band trägt die Bilder des regierenden Kaisers und des Königs Friedrich Wilhelm III., sowie die Bildnisse von Staatsmännern und Heerführern, die an der Befreiung des Vaterlandes hervorragenden Anteil haben".

Über den künstlerischen Wert soll hier kein Urteil gefällt werden.

Man mag in dieser Art der Förderung patriotischer Empfindungen noch nichts Bedenkliches sehen. Bedenklich und traurig ist aber, was man weiter liest: „Die Bänder sind von hellfarbiger Seide und kosten 50 und 75 Pfennig. Um die Verwendung bei den Schulkindern und Kriegervereinsfesten ganz allgemein zu ermöglichen, werden auch billige Ausgaben auf Atlas hergestellt und zwar:

1. Ein Schulband für Volksschulen für 10 Pfennig.
2. Ein ebensolches für höhere Schulen für 15 Pfennig.
3. Ein Vereinsband für 25 Pfennig."

Also, man ahmt einen Brauch aus einer Zeit vor mehr als hundert Jahren nach. Und trägt dabei — was in alter Zeit schwerlich geschah — den Standes- und Klassenunterschieden in sehr bedenklicher Weise Rechnung. So werden denn 5 (fünf!) „Bandgarnituren" geschaffen. Und um die Unterschiede schon der Jugend klar zu machen, bekommen die „höheren Schüler" um einen Fünfer bessere Bänder als die „Volksschüler". (Unsere besten Pädagogen mühen sich derweil ab, durch Schaffung einer Einheitsschule dem frühzeitig erwachenden Bewußtsein sozialen Rangunterschiedes vorzubeugen!)

Wenn es sich bei alledem um einen freiwilligen Schmuck handelte, dann würde man auch das noch hinnehmen. Aber nur scheinbar steht es den Schülern frei, das Vivatband des Jahres 1913 zu tragen. Denn wer wird zurückbleiben wollen, wenn „die Herren Lehrer .... die Zahl der gewünschten Bänder .... durch Umfrage feststellen"? Und mag auch manchem Vater, mancher Mutter diese Besteuerung patriotischer Gefühle als neue Last erscheinen — der Kinder Bitten werden zu den schon für die „Jubiläums-National-Missions-Spende" (für die ja auch unter den Schulkindern gesammelt wurde) hergegebenen Groschen auch diesen Vivat-Bänder-Groschen locker machen. Und wenn auch „bei Bestellungen auf 100 Schulbänder .... der Verlag auf Antrag fünf Bänder für unbemittelte Schulkinder gratis" liefert — was will das besagen, wenn in der Tat zehn, zwanzig oder noch mehr Prozent der Kinder „unbemittelt" sind?!

Wie lange wird es noch dauern, bis die Behörden, die solche Anordnungen erlassen, zu der Einsicht kommen, daß man gerade damit am meisten die kinderreichen Familien belastet, die schon Lasten genug zu tragen haben?

„Veteranenspende" und „Jugendpflege" sind sicher gute Dinge und auch moderne Dinge. Aber mußte man ihrethalben ein neues Erkennungszeichen schaffen für die unselige soziale Schich-

tung unseres Volkes in Niedere und Höhere? Mußte man unseren Kindern wieder einmal sagen: Ihr da seid mehr wert, seid etwas besseres als die aus dumpfen Höfen, feuchten Kellern, heißen Dachkammern . . . ., als die Kinder des Volkes? Karl Wilker.

Moral von heute. Ich sitze im Eisenbahnwagen. Mir gegenüber in der Ecke versucht ein Herr, der einzige Fahrtgenosse, seiner Langenweile durch eifrige Beschäftigung mit der Zigarre Herr zu werden. Schweigen, denn wir sind Norddeutsche. Auf der nächsten Station steigt eine Dame ein. Die beiden kennen sich und plaudern lebhaft. Mit halbem Ohr merke ich auf die Unterhaltung und fange einige Bruchstücke des Gesprächs auf.

Der Herr: „Was Sie sagen, Fräulein Klimberg ist seit zwei Jahren verheiratet?"

Die Dame: „Gewiß doch, wußten Sie es nicht?"

Der Herr: „Glücklich?"

Die Dame: „O ja, sehr."

Der Herr: „Doch moderne Ehe, nicht wahr?"

Die Dame: „Ja, aber natürlich!"

Der Herr bewegt zustimmend das Haupt; kein Zug seines Gesichtes verändert sich, ebensowenig wie bei der Dame. —

. . . . . .

Es ist an einem wunderschönen Frühlingstag. Im Stadtpark prangt jeder Baum und Strauch in seinem jungen, zarten Grün. Auf der Nachbarbank, nur durch den Weg getrennt von mir, sitzen zwei Damen, eine ältere mit scharfgeschnittenem, strengem Gesicht, und ein junges, entzückendes Geschöpf. Die beiden sprechen sehr laut und ungeniert.

„Die Wohnung hat vier Zimmer und Küche, nicht wahr, Else?"

„Ja, und Mutter sagt, sie sei völlig ausreichend."

„Das finde ich auch; später wird sich ja Rat finden."

„O, was das anbelangt, ne was, Tante, glaub' man, so dumm sind wir nicht!"

Und weiter plätschert das seichte Bächlein der Rede. Das Gespräch stockte keinen Augenblick; weder über das alte, noch über das junge Gesicht fliegt die Röte der Scham, obwohl die beiden Menschen sich doch sagen müssen, daß bei ihrer lauten Sprechweise ihre Worte zu mir herüberdringen. —

. . . . . .

Neulich besuchte mich ein alter Bekannter. Wir saßen in meinem Arbeitszimmer. Aus der Kinderstube drang verhaltener Lärm von tiefen und hellen Stimmen. Der Besuch zuckt nervös zusammen.

„Stört Sie das gar nicht bei Ihrer Arbeit?"

„Durchaus nicht; ich kann Ihnen sagen, daß mir etwas fehlt, wenn es still im Hause ist."

„Ja, ja, die Gewohnheit."

Er schweigt eine Weile und blickt sinnend nieder. Auf einmal sagt er unvermittelt: „Die Trabanten müssen Ihnen doch ein Heidengeld kosten!" Ein wenig mitleidig klingt's.

„O ja, es geht an."

„Ja, ja", sagt er nachdenklich und spricht dann schnell von etwas anderem.

Mein Bekannter ist seit mehreren Jahren verheiratet; seine Frau ist gesund und stark. Er ist in guter Stellung und hat ein Einkommen von mindestens sechstausend Mark. Aber es scheint nicht auszureichen, ein paar Kinder mit zu ernähren. —

. . . . . .

Was mich so peinlich berührte bei all dem, was ich hörte? Daß man so gar kein Gefühl mehr dafür hat, daß sich in derartigen Äußerungen eine höchst minderwertige sittliche Anschauungsweise offenbart, daß man diese Dinge für selbstverständlich hält und Kinderlosigkeit als Beweis von Intelligenz der Eltern ansieht. Aber schlimmer noch als das brutale Bekennen seiner Lebensgrundsätze bei einem Selbstling ist das Mitleid eines sogenannten Gebildeten einem Vater mit kinderreicher Familie gegenüber. D. D.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 17 1. September 1913

Glück.

Ich kenne einen Menschen, der auf dem Krankenbette, unter Schmerzen und Sorgen, das Glück fand. Und es sah so einfach aus, so ganz über Erwarten alltäglich. Mit Erstaunen begriff er, daß das Glück kein seltener Gast sein will für auserwählte Feiertage des Lebens, sondern der tägliche Begleiter durch arbeitsreiche, selbst durch schmerzensreiche Wochen und Monde, daß es völlig unabhängig ist von äußerlichem Geschehen und bedingt nur durch den Zustand der Seele eines Menschen, da es nichts anderes ist als eine seelische Fähigkeit zur Freude. Da wurde der Kranke sehr nachdenklich und von Dank erfüllt, und zugleich regte sich der Wunsch in ihm, auch anderen mitzuteilen, was er für sich erworben hatte.

Es gibt von Tausenden geteilte Irrtümer, die jedes Glück von vornherein ausschließen. Wer hört auf die ewig wiederholte Binsenwahrheit, daß Reichtum nicht glücklich macht? Man spricht sie nach, aber im tiefsten Herzen hält man doch Geld und Gut für eine Vorbedingung alles irdischen Glücks. Und so strebt man danach, und in diesem Ringen und Streben verliert man nur allzuoft grade die Empfänglichkeit der Seele, verliert die Spanne Zeit, die einem gegeben ward, und hat schließlich über dem Weg das Ziel vergessen. Oder man glaubt sich am Ziel, hat die ersehnten Reichtümer eingesammelt, sitzt in einem schönen Hause vor jeder Unbill des Wetters geborgen und merkt garnicht, daß das Herz in der Brust erfroren ist, steht auf von brechenden Tischen und trägt eine verschmachtete Seele mit hinweg.

Aber wer reich ist, kann helfen, und wenn Geben seliger als Nehmen ist, so muß also doch der Reichtum zu einer Quelle reinen Glückes werden können! Gewiß kann er das, aber auch da birgt er eine in seinem Wesen begründete Gefahr. Er macht das Helfen — scheinbar — zu leicht. Man greift gedankenlos in die Tasche und gibt. Man spürt es garnicht, bringt kein Opfer, hat keinen Segen davon und der Beschenkte auch nicht. Wie oft wird solch übereilte, leichtfertige Hilfe zum Fluch! Der lästige Arbeitsscheue, dem man, um ihn loszuwerden, ein Geldstück hinwirft, hat wahrhaftig keine Wohltat empfangen.

Der Reichtum ist zum Helfen nicht einmal notwendig. Der größte Helfer und Menschenfreund, der nie versagende Trost der Zerbrochenen, der Anwalt der Witwen und Waisen und Halt der Sünder und Elenden, dessen dienende Liebe durch alle Jahrhunderte geht und alle Lande umfaßt, — der hatte nicht, wo er sein Haupt hinlege.

Hilf mit der Kraft deines Herzens, du selber Armer, wenn der Wunsch in dir brennt, ein Helfer zu sein. Hilf mit den Gaben deines Geistes, mit der Arbeit deiner Hände, vor Allem aber mit deinem Beispiel. Vergiß das Eine nicht: du bist zu jeder Stunde und an jedem Ort mitverantwortlich für die, die dich in deiner Arbeit und Erholung vor Augen haben. Du kannst aufrichten und stärken und kannst zugrunde richten.

Von so manchen Fürsten des Geldes, die ihre Millionen zusammengerafft haben — Gott mag wissen, wie skrupellos vielleicht — und die dann mit ihrem Überfluß förmlich hausieren gehen, wie wir es oft genug erleben, gehen meine Gedanken in Liebe und Bewunderung zu manch einem Großen im Reich der Geister, der gar gering war, maß man ihn an seinem irdischen Gut.

Ich sehe den einen, den unerschütterlich Gläubigen, der in wundervoller Begeisterung die frohe Botschaft von dem unausrottbar Guten im Menschen verkündigte. Der es nicht zugab, daß man den Verworfensten als völlig verloren aufgab, der für jeden hoffte bis an den Rand der Verzweiflung, die in Selbstmord oder Irrsinn führt. Da sitzt er auf seinem armseligen Gütchen in der schottischen Grafschaft Dumfries, von Armut verfolgt, in Einsamkeit vergraben, bedürfnislos und gedankenreich — Carlyle, der Verherrlicher des Heldentums, der liebevolle Verkündiger der unscheinbarsten Treue im Kleinen, voll inniger Bewunderung für die namenlosen Helden der Dunkelheit, die sich in täglicher Fron ruhmlos bewähren, deren Einfluß, „der einen Anfang hat aber nie ein Ende", segensreich fortwirkt, ob seine Spur auch im verborgenen liegt.

Und eines anderen gedenke ich, eines mageren, fiebergeschüttelten, von Schulden erdrückten Jünglings — des Theaterdichters Schiller in Mannheim —, der auf seiner elenden Bettstatt sitzend, vom Nötigsten entblößt, in tausend Beängstigungen die Freiheit des Menschen in ihrer ganzen Göttlichkeit begriff und in Worten verkündete, die nicht vergessen werden können, daran der Freiheitsdurst ganzer Geschlechter sich immer aufs neue entzündete.

Doch tiefer und nachhaltiger noch ergreift mich das Gedächtnis, des Mannes, der der Überragendste war in der Reihe der großen Darbenden, — das Gedächtnis Hebbels. Wie starb er doch? Felix Bamberger, sein treuer Freund, der Herausgeber seiner Tagebücher, schreibt „infolge mangelhafter Nahrung in seiner Jugend". Das brach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihn auf der Höhe des Lebens. Selber ein Sterbender, schuf er unter furchtbaren Schmerzen mit letzter Kraft eine seiner herrlichsten, ergreifendsten Gestalten, seinen Demetrius, der unverwischbar den Abglanz seiner eigenen großen Seele trägt.

War Hebbel glücklich? Sicher nicht im landläufigen Sinne des Wortes und doch tausendfach beneidenswert, denn er wußte, daß er ein Helfer war. Das wissen sie alle unverrückbar, die großen Führer. Es ist der Ausgleich in ihren oft so maßlos schweren Lebensläufen. Und Hebbel war ein Führer und Lehrer wie wenige, heute unentbehrlicher als je. Er zeigt wie kein anderer, daß für einen innerlich bewegten und reichen Menschen die äußeren Umstände des Daseins fast gleichgültig sind. Er fußte auf seiner Kraft. Tun wir es ihm nach, gehen wir bei ihm in die Lehre. Seine Tagebücher sind ein wahres Lebensbuch*), ein wahrer Brunnen der Kraft und des besten Stolzes.

Lest sie, lest sie immer wieder und besinnt euch auf eure Menschenwürde, den eingeborenen Glanz, den keine Not verdunkeln kann. Geht in die Schule zu den Großen, die vor euch litten, richtet euch auf an euren brüderlichen Kampfgenossen, die schwerer rangen als ihr, um die Stimme eurer stummen Not zu werden. Sie waren die Gesegneten des Herrn!

* * *

Was ist denn eigentlich die Natur des Besitzens, und ist Besitz unentbehrlich zum Glück? Zweifellos! Wir verwechseln nur, glaube ich, sehr oft das Haben mit dem Besitzen. Zum Haben genügt der Erwerb eines Gutes, die Kaufkraft des Geldes, das ein Mensch hat, aber das Haben schließt längst nicht immer das Besitzen ein. Ich kann mir den Fall denken, daß ein Wald einem Landstreicher, der in seinem kühlen Schatten rastet, mehr gehört, als seinem Eigentümer der ihn nur vielleicht für ein paar Wochen alljährlich pflichtgemäß besucht. Zum Besitzen gehört eine seelische Kraft, die uns, wenn sie fehlt, kein Geld kaufen kann. In diesem Sinne gehört selbst

*) Ich will bei dieser Gelegenheit auf eine Veröffentlichung des Behrschen Verlags in Berlin-Steglitz hinweisen, der unter dem Titel: Friedrich Hebbel, Ein Lebensbuch, seinen großen Verdiensten um Hebbels Andenken ein neues hinzugefügt hat. Das Lebensbuch umfaßt eine mustergültige Auswahl aus des Dichters Briefen und Tagebüchern, die jedem, der nicht Zeit hat, die Tagebücher ganz zu lesen, eine vorzügliche und zum Verständnis des Dichters notwendige Einführung in sein geistiges und seelisches Leben gewährt. Das Lebensbuch mit seiner schönen Bildbeigabe wird jedem nachdenklichen Menschen ein kostbarer Besitz werden, aus dem er im heiligen „Krieg" des Daseins unerschöpfliche Kräfte gewinnen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Ärmsten, solange er offene Augen hat und ein empfängliches Herz, die ganze Welt mit all ihrer Schönheit.

Wie aber, wenn wir dem Armen sein empfängliches Herz nehmen und seine Augen trübe machen? Wie, wenn Hebbel, der Sohn der freien Ebene, in einem Großstadthinterhaus im engen Elend der Massenquartiere auf die Welt gekommen wäre? Das hätte ihm das einzige genommen, was das Schicksal ihm ließ.

Da ist sie wieder, die riesenhafte Verantwortung, die auf den Machthabern der Gegenwart, auf ihren Denkern und Führern liegt! Gott schuf uns allen offene Sinne. Er gab uns allen die heilige Unersättlichkeit der Seele, für die die Zeit zu eng ward, so daß sie uns von ewigem Leben, ewiger Entwickelung zu höchsten Zielen der Vollendung träumen läßt. Und unser Seelenhunger, den die Welt nicht stillen kann, wird uns zur Rechtfertigung solchen Träumens. Er ist die tiefste Quelle unserer Menschenkraft.

Und wir verschütten diese Quelle in Tausenden!

Glaubt ihr, daß unsere Volksgenossen in den licht- und luftlosen Steinwüsten unserer Riesenstädte eine unverkrüppelte Seele in sich tragen? Ersticken wir nicht vielmehr ihre Fähigkeit zur Freude, ihr Verlangen nach Veredelung, nach innerem Wachstum, solange sie noch Kinder sind? Wenn solch eine Kindesseele die Eindrücke, die sie auf den eintönig häßlichen Straßen und Höfen unserer Arbeiterviertel tagtäglich empfängt, wiedergeben könnte, mit der unbestechlichen Treue einer lichtempfindlichen Platte, wie bitter wir wohl erschrecken würden!

Wir nehmen den von der ausgleichenden Güte der Natur getrennten Volksklassen das einzige, was sie gleich uns besaßen und zugleich ihr kostbarstes Gut, — die empfängliche Seele, die Fähigkeit zur Freude. Wir machen die Armen noch ärmer, rauben ihnen das eine allgemeine Erdengut, das die hinter den Dingen und Ereignissen der Welt verborgene Gerechtigkeit in wägender Güte allen Menschen zugedacht, und zerstören dadurch das stärkste und einzig zuverlässige Bollwerk gegen das Böse. Ein Mensch, der sich wahrhaft freuen kann, ist nicht schlecht. Nur wo alle Freude erlischt, findet das Böse offene, unverteidigte Türen.

Das wollen wir doch bedenken. Die furchtbare Unterlassungssünde, die wir ohne Ausnahme seit Jahrzehnten auf uns geladen haben unseren innerlich verarmten Brüdern gegenüber, die kann und wird sich einmal in vernichtender Rache gegen uns wenden, wenn wir nicht mit allen Mitteln der Gesetzgebung und großzügigster Fürsorge eingreifen, ehe es zu spät wird.

Wer es nicht glauben will, den möchte ich einmal sehen lassen, was ich selbst in den sogenannten Slums englischer Großstädte sah,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— den halbverfaulten Menschenunrat (weiß Gott, mir fällt kein weniger schreckliches Wort ein, wenn ich der damaligen Eindrücke gedenke!), der dort ganze Stadtteile bevölkert. Wollen wir in Deutschland das gleiche furchtbare Ziel der Verelendung ganzer Volksklassen erreichen? Wir sind auf dem besten Wege dazu.

Wer es nicht will, der entschließe sich zu doppeltem Tun. Er bewahre sich selbst davor, in mißverstandener Auffassung des Glücks, zu veräußerlichen und zu verweichlichen und dadurch zur Entartung beizutragen und ihr selbst zu verfallen. Und dann trete er mit ein in die Reihen derer, die die Entwurzelung des Volkes verhindern wollen, und bekämpfe mit ihnen das furchtbare Geschwisterpaar Wohnungsnot und Alkoholismus, die langsam mordenden Vernichter ganzer Völker.

Melanie Ebhardt.

Im Kampf um Heide und Moor.

III. Ein unentschiedenes Ringen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß es leichter ist, im ersten Ansturm einen Sieg zu erringen als ihn dauernd zu behaupten. Das sollte sich auch auf der Heide zeigen.

Allerdings, schon der erste Ansturm war ein zähes Ringen gewesen. Man sollte meinen, wenn in wenigen Jahrzehnten so viel Heide erobert war, so viele Menschen sich dort festgesetzt, so viel Kinder bereits dort groß wurden, dann war doch wohl der Sieg ein endgültiger. Ja wenn es nicht die Heide gewesen wäre, mit der man rang, aber die Heide ist zähe und kämpft um ihr Dasein. Da ist kein Wanken oder Schwanken, ob der Kampf vielleicht aufzugeben sei. Jede Blöße, die sich der Gegner gibt, wird ausgenutzt, jedes leise Nachlassen der Menschen wird von der Heide mit einem Vorstoß beantwortet. Sie hat nur dies eine Interesse, da ist nichts, was sie ablenkt, ihre Vorposten stehen Tag und Nacht unmittelbar an den Äckern der Menschen und wo sie können, schleichen sie über die Grenzen hinüber. Man sieht sie nicht so selten, solche ins Gebiet der Menschen vorgeschobene Vorposten. Ganze Felder könnte man zeigen, die sind von der Heide zurückerobert, ja Wohnstätten sind verlassen, und die Heide hat ihren Ring wieder so dicht darum geschlossen, daß nur der mit einem Erdwall umzäunte Garten mit einigen Büschen und Bäumen die alte Stellung verteidigt. Vielfach ist schon das Gebäude selbst abgetragen oder niedergebrannt, eine vollkommene Niederlage der Menschen. Andern Besitzen sieht man es ganz deutlich an; die sind bedroht, man versucht sie noch zu halten, aber es scheint fraglich, ob es gelingt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das eine ist sicher: Die Heide läßt nicht nach mit ihren Angriffen und vergreift sich nie in ihrer Methode. Ob der Mensch ebenso zäh aushält, ob er nicht Fehler macht, für die er büßen muß, das ist nicht sicher. Will man sich auf die Menschen verlassen, dann muß man sich darauf verlassen, daß spätere Geschlechter immer die Fehler der früheren wieder gutmachen.

Ist denn nur von Fehlern, die die Menschen gemacht haben, nur von Rückzug zu erzählen?

Durchaus nicht, aber so liegt es allerdings: Nachdem der Kampf zum Stehen gekommen war, hat ein Ringen angefangen, das nun schon an die 70 Jahre andauert und immer noch unentschieden ist, das zum Teil mit einem Rückzug, zum Teil mit einem entscheidenden Sieg geendet.

Das war der entscheidende Sieg, daß der Mensch es lernte, ohne Hilfe des Moors über die Heide Herr zu werden, ja daß er nun auch das Moor zu neuem Leben weckt, zu dem Leben, das ihm half, nicht dem Moos und der Glockenheide und dem weißen Wollgras, zu einem Leben, das Gras und Korn wachsen ließ, um Menschen und Vieh zu ernähren. Nicht alle haben es gelernt, aber einer, der es gelernt, sagte es so: Früher waren wir Sklaven des Moors, jetzt sind wir über das Moor gekommen, daß es uns dienen muß.

„Sklaven des Moors", wie stimmt das mit dem, was ich erzählte, daß der Mensch sich mit dem Moor gegen die Heide verbündet, daß er vom Moor nahm und der Heide gab und sie zwang, es in Brot zu wandeln, und dann doch „Sklaven des Moors?" Ja ungefähr war es so. Es gelang ja wohl, Geld aus dem Moor zu gewinnen, aber sauer verdient war es, und nicht selten wurde der Mensch noch im letzten Augenblick um den Lohn seiner Arbeit betrogen. War er von morgens bis abends Tage und Wochen unablässig auf den Beinen gewesen, hatte schichtenweise mit dem scharfen Torfspaten das speckige Moor in längliche Soden geschnitten, auf die Karre geladen, zum Trocknen hingelegt, wie ein Kartenhaus aufgestapelt, daß der Wind dadurch führe, jeden Tag je nach Geschick und Kraft 5 bis zu 10000 Soden, und nun sollte das Abfahren beginnen und begann auch, mit eigenen Pferden und mit vielen Fuhrwerken, die selbst sich die Ware abholten, und es war ein Leben und Bewirten, ein Hin und Her von früh bis spät auf der stillen Heide; und dann setzte mit einem Mal Regen ein und meinte, nun ist es genug und hatte kein Einsehen, trotzdem es noch lange nicht genug war, nicht einmal reichte für einen guten Arbeitslohn, ja dann suchte der Mensch noch zu retten was zu retten war, warf den Torf in Haufen zusammen, plackte ihn zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und wartete ab, aber viel, sehr viel Arbeit war umsonst gewesen, viel Hoffnung betrogen.

Mitunter mußte man bis zum Frost warten, ehe man wieder ins Moor fahren konnte, aber dann war es nicht guter Torf mehr. Hatte man den Torf noch vor dem Regen einigermaßen schützen können, so sicher nicht vor der vom Boden aus aufsteigenden Feuchtigkeit, und was man nicht zusammengeworfen und zugedeckt hatte, nun, das war wieder Moor geworden oder so ausgewaschen, daß es nicht zu gebrauchen war.

Das war aber nicht der einzige Verlust. Schlimmer fast war es, daß so viel Zeit verloren, kostbare Zeit in der kostbarsten Jahreszeit des Landmanns. Was nützte es schließlich, daß man aus dem Moor Geld gewann, wenn man darüber die beste Zeit verstreichen ließ, um den Pflug in die Heide zu setzen und dort alles für die Ernte vorzubereiten. Man suchte sich unabhängig zu machen, indem man den Torf auf Akkord graben ließ, aber bald mußten die Pferde abfahren helfen, bald meinte der Mann, doch selbst mitgraben zu müssen, bald waren die Leute zu bewirten, die Torf holten. Es war nicht leicht, beiden gerecht zu werden, der Torf- und der Korngewinnung, zumal man nicht alles konnte, wie man wollte, man sich immer nach der Decke strecken mußte.

Das ganze Jahr hindurch war dies Verhängnis zu spüren. Das war noch das Beste, wirklich ein überaus günstiger Umstand, daß man den Torf an die Meeresküste absetzen und von dorther sich Marschheu holen konnte. Bald versuchte jeder Torfbauer in den Besitz einer Marschwiese zu kommen, aber von der Nacht mußte man sich die Zeit leihen, um das nebenher zu schaffen.

Noch eine Möglichkeit bot die Meeresküste. Das Vorlandgras war für wenig Geld zu mieten, aber das war wieder ein verzweifeltes Ringen für Menschen und Pferde. Kein Gras ist nahrhafter und unverwüstlicher als das, aber das Meer macht sein Recht auf das durch keinen Deich geschützte Vorland geltend, und wenn das Gras nicht gleich grün, wie es ist, aufgeladen und auf das sicher gelegene Land gefahren wird, kann es, wenn Sturmtage eintreten, leicht ein Spiel der Wellen werden. Wie umständlich aber, alles Gras in grünem Zustande heimzuschleppen! Um ganz sicher zu gehen, macht man bei der Gewinnung des Vorlandgrases überhaupt die Nacht zum Tage, fängt nachmittags mit dem Mähen an, hält an bis gegen Mitternacht, legt sich ein paar Stunden in den Wagen, um fortzusetzen, sowie die Sonne aufgeht. Schwer arbeitet sich die Sense durch das kurze kräftige Gras, schwer treten die Pferde hinein in den klebrigen aufgeweichten Boden und schleppen

die frische Last hinter sich her; schwere, lange Wege müssen oft gefahren werden, ehe alles zu Hause ist.

Zu Hause aber da warten die Wiesen darauf, gemäht zu werden. Fast möchte man sagen: gut, daß sie so lange warten können. Ihr Wachstum kommt ja erst spät in Gang, denn sauer und kalt liegen sie da, halb Moor, halb Wiese. Die stauende Nässe macht jeden wertvolleren Pflanzenwuchs unmöglich. Nur mager ist das Heu, das dort gewonnen wird, und, weil man in Marsch- und Vorlandheu einen Ersatz hat und weil die Zeit eigentlich immer drängt und das Geld nie reichen will, kommt man so schwer zum Entschluß, die schlechten Wiesen beim Hause zu guten zu machen.

Allmählich beginnt man aber doch zu verstehen, daß es das vorteilhafteste sei und wie man vorgehen müsse. Munter fließen die Bäche durch die Heide. Wie oft helfen sie dem Menschen, indem man ihr Wasser in die Höhe zwingt und die Abhänge überrieseln läßt. Hier muß es umgekehrt gemacht werden. Es möchte so viel Wasser mit, das den Anschluß nicht findet; alles Wasser will ja gerne fließen. Man muß ihm die Möglichkeit schaffen, Entwässerungsgräben graben, die in die Bäche münden. Darauf kommt es an, und dann Nahrung zuführen: Kali und Phosphorsäure, die erst dann recht von den Pflanzen verarbeitet werden können, wenn die Luft hineintreten und die Sonne erwärmen kann. Vielleicht muß auch Kalk dazu, aber das ist ja alles zu kaufen jetzt. Man ist nicht mehr auf den Tierdung allein angewiesen. Wie überraschend ist da oft ein üppiges Pflanzenleben entstanden, eine Wiese voll Klee und saftigen Gräsern. Weil aber die Wiesen halb Moor halb Wiese waren, so merkte man immer deutlicher, daß die moorigen Niederungen, wohl gar das Moor selbst bestes Weide- und Ackerland werden konnten, und dann bot es ja die allerbeste Ergänzung der hohen Roggenländereien, die man der Heide abgewonnen. Hier Roggen, da Hafer und Gras, in der Niederung die Futtermengen, gewonnen durch Zufuhr von Kunstdüngemitteln; für die Roggenländereien der animalische Dung, der durch die Verfütterung erzielt wurde. So schloß sich jetzt der Kreis, Heide und Moor mußten beide dienen, daß Mensch und Vieh leben konnten, und die Möglichkeit zu leben hatte an Umfang gewonnen.

Nur eins war nötiger als je, und das war Geld. Daran lag es, daß einige es fertig brachten, nicht mehr Sklaven des Moors, sondern wirklich Herren von Heide und Moor zu sein, andere aber weiter fronten und nur schwer das Gleichgewicht fanden zwischen Torf- und Kornbauer.

Oder war doch noch ein Anderes im Spiele? Ich meine es, und das führt uns wieder in die tieferen Zusammenhänge von Heide und Mensch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es bleibt unbedingt wahr: Die Heide in ihrer Einsamkeit und Weite fordert die Tiefen des Menschen heraus. Man kann sich dieser Herausforderung aber entziehen, und der Mensch tut es nur zu gern, der Mensch der Heide auch.

Man kann es auf doppelte Weise tun: Man kapselt sich ein in seine eigene enge Welt, fühlt sich selbstherrlich und kehrt seine schroffsten Seiten nach außen, oder man entflieht eben der Einsamkeit, sucht Menschen und Verhältnisse auf, die die Stille möglichst wenig an uns herankommen läßt. Beides hat in der Richtung gewirkt, daß man der Heide nicht standhielt.

Diese kleinen neugeschaffenen Besitze auf der Heide sind wohl nicht einsamer als mancher Marschhof und mancher Bauernhof Hannovers, aber welcher Gegensatz! Breit liegen sie da, breit fließt das Leben in ihnen dahin, Vergangenheit webt sich um alles, was dort geschaffen, die Gegenwart baut nur daran weiter oder sättigt sich an der Fülle.

Das alles fehlt den Pionieren unserer Heide: die Vergangenheit und die Fülle und die Behaglichkeit. Jede Familie steht da allein und muß sich durchkämpfen, sie hat keinen Gehilfen der Arbeit, muß den eigenen Händen alles zutrauen. Sie sahen jedenfalls nicht, wie sie Genossen finden sollten, die da helfen könnten, und machten es sich zur Ehre, daß sie selbst könnten.

Da sind denn keineswegs immer die liebenswürdigsten Seiten herausgekommen. Es war leider auch viel Streit und Zank auf der Heide, mehr als im Dorf, wo man stets besser die Kunst verstand, sich zu verklatschen, aber dem offenen Streit auszuweichen. Ich meine nicht, daß das besser ist, im Gegenteil, aber es war doch böse genug, daß auf der Heide oft Nachbar dem Nachbar kein gutes Wort gab, auch ein Bruder nicht selten dem andern aus dem Wege ging. Sie waren wie die Kinder, die sich leicht erzürnen, aber leider zu erwachsen, um sich bald wieder die Hand zu reichen.

Sie sahen nicht, wie sie Genossen der Arbeit finden sollten, denn jeder hatte ja mit sich selbst zu tun, und viele konnten nicht miteinander, und doch hätten sie gerade das müssen, einander Genossen werden. So kämpfte man einzeln, und mancher unterlag.

Das war der eine Fehler der Heideleute: es fehlte ihnen durchweg die soziale Gesinnung. Vielleicht waren die anderen damit besser begabt, die von der Heide wegstrebten, weil sie ihnen zu dürftig, zu freudlos, zu ungesellig erschien. Sie kamen ja oft genug in die Dörfer und sahen, daß man da bequemer lebte und leichter miteinander verkehrte. Warum sollten sie sich auf der Heide mühen! Es war besonders das zweite Geschlecht, dem das erste

das Nest erobert hatte, das nun doch nicht immer sich damit befreundete, auch die Bedürfnislosigkeit nicht mehr aufbrachte, die die Väter gehabt. Nein, es war doch kein sozialer Sinn, der sie von der Heide trieb. Sie wollten wohl mehr unter Menschen, aber Mensch und Mensch zusammenstehen, um eine Aufgabe zu lösen, dazu waren sie nicht fähig.

So mußte mancher von der Heide weichen, weil sie ihm zu herb war und der Kampf zu schwierig, oder weil er selbst sich ungebührlich auf sich selbst versteifte. Es ist doch nicht so leicht das Ringen mit der Heide, jede Schwäche des Menschen ist ihr Vorteil. Wenn er es aber lernte, im Kampfe mit ihr selbst zu wachsen, hatte sie dann nicht ihr Teil daran? Es ist Anlaß genug, von der Heide zu lernen, auch vom Kampf mit ihr. Vieles war gelernt, aber Manches mußte noch gelernt werden. J. Schmidt.

Volkstänze.

Auf einer holsteinischen Koppel am Rande der Großstadt wird das Volkstanzfest gefeiert. Buschige Knicks schließen den grünen Raum ab und sperren alles großstädtisch verdächtige Wesen von der bunten Fröhlichkeit aus. Beim ersten Schritt auf der Wiese hat man vergessen, daß man vor wenigen Minuten der überfüllten elektrischen Bahn mit ihren mehr oder weniger sonntäglich verfehlten Menschen entstiegen ist. Nur von fern grüßen noch höhnend die frechen Brandmauern von ein paar geliehenen menschlichen Heimstätten über den Busch.

Hinten auf dem grünen Rasen steht der Maibaum, farbenreich umwimmelt von den Volkstänzern. Oben schwankt der Kranz mit den flatternden blauen und roten Bändern, und niederwärts langt der Mast mit dicken Laubgewinden nach der haltenden Erde. Der Platz ist groß, groß genug, daß der stößige Wind die Tanzmusik bis zum Eingang zerreißen kann. Den Volkstänzern und den Wandervögeln ist der Wind nicht zu stark. Sie laufen mit bloßem Kopf umher, im leichten bäurischen Anzuge und wissen, wie wohl die herbe Luft ihnen tut. Den Mädchen flattert das lose Haar um die Schultern, und Locken und Strähnen stehlen sich aus der Gefangenschaft der Bänder und Zöpfe. Ungewohnt schön ist das wehende Frauenhaar. Wie ausdrucksvoll begleitet der lange bewegliche Schmuck jede Haltung des Kopfes, und wie lebendig läßt er das ganze Geschöpf erscheinen! Auch der leiseste Lufthauch hebt feine Strähnen und nimmt so das Menschenkind auf in das milde Naturgeschehen seiner Umgebung. Die Mädchen tragen farbig leuchtende Bauernkleider, die jungen Bauernburschen und die Wandervögel lassen in ihrer Kleidung ihre zuverlässigen Glieder erkennen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Offene Gesichter haben die Jungen, und der Blick der Mädchen ist unbefangen, weil er hier nichts abzuwehren hat.

Die Musik spielt ein paar Takte eines Bauerntanzes. Die jungen Menschenkinder laufen Hand in Hand zum Maibaum. Schnell finden sich die Paare zu den Gruppen zusammen, die für diesen Tanz nötig sind. Lachend und von innen heraus fröhlich geht es dabei zu, daß man fühlt, wie die unverdorbene Heiterkeit dieser vielen hundert Menschen hervorquillt aus ihrer Spannkraft und Gesundheit. Dann blasen die Musikanten frisch die derbe Bauernmelodie, und in die farbenreiche Gesellschaft kommt taktmäßig geordnetes Leben. Bis hinten hin die gleichen Drehungen der großen Kreise, die gleichen Züge hin und her in dem bunten Bilde um den Maibaum mit dem schaukelnden Kranze. Und nahebei die lustigen jungen Männer und die eifrigen frohen Mädchen in den kräftigen Bewegungen des Bauerntanzes. Zierlich und manierlich tanzen sie nicht. Jeder macht die vorgeschriebenen Schritte so, wie sie ihm liegen. Aber Schönheit und Anmut sind in dem Tanze, die natürliche Schönheit des rhythmisch bewegten gesunden Körpers und die freie Anmut unverdrillter, kräftiger Gliedmaßen. Vor allem liegt Freude in der Bewegung. Die Bauerntänzer sehen sich an, und ein Lachen kommt aus ihren Augen; mit einem Sprunge fliehen sie sich, und mit dem nächsten Schritte finden sie sich wieder. Alles an ihnen ist Ausdruck ihrer Lust und Ausdruck ihrer seelischen Beziehungen zueinander. Und über dem Ganzen liegt eine menschlich schöne Stimmung: tief herausquellende Freude. Und wie ein großes Einverständnis in einem Ideale geht es durch die lebendige Gesellschaft: es gilt die Sache der Heimat, deren alte, gesunde Tanzsitten am Leben bleiben sollen; es gilt die Befreiung von all dem verschraubten und zwangvollen Wesen und von den noch trüberen Erscheinungen des Ballsaales; es gilt, im Tanz ein Stück Menschentum zu retten, dem Unverständige Gewalt angetan haben. Und die Musik steuert und leitet mit einfacher Melodie das Treiben. Zaghaft sind die Töne nicht, die unter dem Maibaum erklingen. Fest im Takt und überall vernehmlich wird die Bauernweise gespielt, und herzhaft packt sie die Tanzenden an.

Den nächsten Tanz muß sogar eine mutige Handharmonika allein begleiten. Die schlagergeübte Kapelle konnte wohl bis zum Fest nicht mehr alle Bauernmelodien lernen. Es geht auch bei dem einen kraftvollen Instrument. Und der Tanz zu dieser Musik ist wahrlich etwas viel Schöneres als das berühmte Gleiten und Schweben im Lichterglanze zu den berühmten lockenden Sirenenklängen der Geigen.

Dann singt das junge Volk sich selbst die Weise. Aus Mecklenburg stammt der Tanz. Gemütlich und ohne Aufregung fängt er an: „Mudder Wittsch, Mudder Wittsch, kiek mi mol an, wie ick den Bummelschott'sch danzen kann." Und dann setzt er mit einer springigen Melodie ein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die alle zur Schnelligkeit zwingt. Dazu bemüht sich die Handharmonika um die Reinheit des Gesanges, so gut sie es kann; der Wind schwenkt den Kranz am Maibaum, bauscht die bunten Bauernröcke und die Schürzen auf, bläst den Mädchen das Haar um die Wangen und trägt Gesang und Lachen in die Büsche. Hier auf dem Rasen erleben die Menschen ihr Fest mit der Natur; Tanz und Wind und Musik, Kleider und Lachen und Laufen, Grün und Wolken, alles ist ein großes frohes Ganzes.

Die Bauerntänzer gehören zu den unverkümmerten modernen Menschen, die bewußt Kulturgeschichte machen, erhaltend und beseitigend. Die Vereinigungen für den Volkstanz sind zwar nirgends zu größeren Verbänden zusammengeschlossen. Trotzdem muß man die Volkstanzsache wegen ihrer Verbreitung und wegen der allgemeinen Einigkeit in ihren Idealen eine bewußt vorgehende starke Bewegung nennen. Hauptsächlich werden die Bauerntänze von anderen Reformgemeinschaften gepflegt, von Wandervögeln, Guttemplern, Heimatfreunden, Kunstvereinigungen, die sich dann einmütig zu ihren Festen verbinden.

Zunächst ist der Bauerntanz ein wertvoller Teil unserer Heimatkultur. Er erhält heimatliche Sitten, in denen sich ebenso schön wie in den Baudenkmälern die ungestört entwickelte ländliche Eigenart ausspricht. Dieses alte Stück menschlichen Tuns beseelt und vertieft die sittlichen und die Schönheitswerte, die wir uns in dem heimatlichen Außern zur naturgemäßen Weiterbildung bewahren. Als ein Ausdruck vorväterlicher naiver Freude, als Ausdruck eines seelischen Wertes hat der Volkstanz sogar ganz bedeutende Kulturmöglichkeiten in sich, für die Gegenwart und für die Zukunft. Wir sind mit unserm Menschentum noch nicht über ihn hinausgewachsen; die besten und gesundesten jungen Menschen unserer Zeit, die noch nicht die ekelhafte Färbung unserer Großstadtzivilisation angenommen haben, finden im Bauerntanz für ihre Feste das, was sie suchen. Ihnen ist er nicht ein farbiges Theater. Ihnen ist er das, was er den Landleuten früher war: eine natürliche Lust. Sie sehen dieses Stück Heimat nicht mehr mit dem Blicke eines fühlenden Museumsbesuchers an, sondern als ihr heiteres, gewohntes Eigentum.

Die Kleidung der Tanzenden lehnt sich fast immer nur lose an die Bauerntracht an. Leider begeht man mit den Tanzanzügen zuweilen heimatfeindliche Stilsünden. Oberbayrische, Schwarzwälder, niederdeutsche, schwedische Trachten, alle haben bei einem Anzug Gevatter gestanden und versuchen in den Stoffen aus großstädtischen Fabriken miteinander auszukommen. Man erkennt an den Volkstänzern, wie viel Arbeit noch zu leisten ist, um selbst dieses willige Geschlecht ganz von üblen Einflüssen zum einfach und natürlich Gewordenen hinzuführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und dabei braucht man mit der Kleidung nur den Forderungen des Tanzes zu folgen. Ein leichtes Gewand, das den warm gewordenen Körper nicht in seiner Erfrischung hindert, das jede Bewegung ohne Unbequemlichkeit erlaubt, das den Ausdruck des tanzenden gesunden Körpers zur Geltung kommen läßt, natürlich ohne ihn nach der Art unseres großstädtischen Chiks unanständig zu betonen, und heitere, kraftvolle Farben — das ist alles. Innerhalb dieser Notwendigkeiten können die einzelnen unendlich Mannigfaltiges gestalten. Selbst eine stilechte Bauerntracht ist für einen Volkstänzer ein Unding. Einmal sind wir in unseren gesundheitlichen Anforderungen an die Kleidung weitergekommen, als das vergangene Bauerngeschlecht. Dann aber wäre es gerade stilistisch unmöglich, etwa einen Helgoländer Tanz in Tiroler Tracht mitzumachen. Während es künstlerisch unanfechtbar ist, mit einem „neutralen" schönen Gewande zu jedem beliebigen Bauerntanze zu kommen. Bei diesem Verzicht auf stark ausgesprochene landschaftliche Eigenart stimmt sich das Heitere der Kleidung gleich schön ein auf den Frohsinn der Tanzbewegungen und auf das Wesen ihrer nicht bäurischen Träger.

Die Volkstanzbewegung ruft ihre Anhänger auch zum Kampfe um die Ideale auf. Zum sehr notwendigen Kampfe gegen den entarteten städtischen Tanz. Denn der macht gemeinsame Sache mit den volkzerstörenden Mächten unserer Zivilisation. Dem städtischen Tanze ist in seinen edleren Erscheinungsformen eine gewisse Kultur nicht abzusprechen. Als ein sorgsam reinlich überliefertes und ästhetisch sauber gehaltenes Freudenmittel ist er für feinkultivierte Menschen durchaus zu billigen. Aber wo ist er das geblieben? Selbst die Tänze des guten Bürgertums, das zum großen Teile noch durch seine haltgebende moralische Überlieferung erzogen worden ist, sind nicht mehr sittlich einwandfrei, von Schönheitsbedenken ganz zu schweigen. Auf den Bällen der Bürgervereine tanzen ehrbare Frauen und unberührte Mädchen nach Schlagermelodien, denen die schmierigsten Zweideutigkeiten als Texte untergelegt sind. Und sie denken sich nichts dabei. Diese Leute öffnen die Saaltüren weit für alle moderne musikalische Verkommenheit. Spricht das den städtischen Tanzsitten das Todesurteil oder nicht?

Das verträgt sich aber wunderbar mit dem Anstand, den der Tanz, dieser ursprüngliche Ausdruck der Freude, zum unnatürlichen Begleiter bekommen hat. Es gibt einen Anstand, der frei und natürlich als etwas echt Menschliches und persönlich Eigenes gefällige Lebensformen gestaltet und die erste überlieferbare Grundlage für die geistige Kultur ist. Dieser Anstand hat beim städtischen Tanze geringere Geltung. Wichtiger ist der Drillanstand, der bei der Verbeugung die Füße nach dem neuesten Einfall eines Zeremonienmeisters zurecht rückt, der immer irgend etwas Angenehmes auf der Zunge hat, der sogar dem Liebeswerben die wesens-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fremde Form irgendeiner höheren Kaste zur Nachäffung vorschreibt, der tadellos in einem abgefeimt unanständigen Kleide geübt werden kann, der der kupplerische Diener seelenloser Gewandter und der Verführer so vieler Harmloser ist.

Durchweg schaltet der Saaltanz die feineren seelischen Beziehungen zwischen den Tänzern aus. Die meisten Leute tanzen mit einem angenehm anständigen Gesichtsausdruck. Und wehe ihnen, wenn sie es nicht tun! Man hat scharfe Augen und scharfe Zungen im Ballsaale.

Dazu die Ballmütter mit ihren guten Absichten und die Ballväter mit ihrem Bier, auch auf den besten Vereinsvergnügen. Alles in allem: der bürgerliche Tanz ist trostlos kulturarm geworden, und die suggestiven Wirkungen der städtischen Tanzsäle sind für das Menschentum unserer Jugend recht gefährlich.

Den schärfsten Vernichtungskampf aber verdienen die Lokale des sonntäglichen „Schwofs". Das einst ziemlich harmlose Tanzvergnügen gesunder einfacher Leute ist bis zur Verdorbenheit heruntergekommen. Gesellschaftlich allerdings ist es eine Schicht gestiegen. Junge Kaufleute und Beamte können sich dort auch sehen lassen als die Vorbilder der innerlich tüchtigeren Handwerksgesellen. Sie bringen eine traurige Ausrüstung für ihren Sonntagabend mit auf den Tanzboden: ihre Eleganz, ihre Lüsternheit, ihren Dünkel und ihre Zigaretten. Damit suchen sie sich ein billiges Opfer unter den biederen Dienstmädchen, die niemand lehrt, ihren Sonntag anders zu verbringen. Oder sie tanzen mit den feineren irregeleiteten Geschöpfen, deren straffgespannter, formenpreisgebender „Chik" eine tief elende Kapitalsanlage ist; Verkäuferinnen, Fabrikmädchen und wissende Dienstmädchen sind es. Tanzen kann man das nicht mehr nennen, was da vorgeht. Ein erhitzendes Gewackel mit aufgeregtem Gesicht — das heißt dort Tanz. Man denkt zuerst an die Peitsche, wenn man es sieht. Dann aber besinnt man sich, daß hier Hilfe nottut. Denn hier wirken alle Kräfte zusammen zum Verderben. Wie viele kulturfähige Menschen mag unsere Nation jährlich auf ihren Tanzböden verlieren? Wie viel Menschen- und Familienglück mag hier in einem Jahre getrübt, zerstört oder verhindert werden?

Hiergegen gibt es nur eine Hilfe: den Kampf gegen die herkömmlichen Tanzsitten. Die Einsichtigen müssen Aufklärungsarbeit leisten und ihre Teilnahme am Tanze ablehnen, wo man durch ihn dem Feinsten im Menschen gefährlich wird. Auch hier verpflichtet das Verständnis zur Enthaltsamkeit, nicht nur aus persönlichen, sondern auch aus sozialen Gründen.

Einen wertvollen Ersatz für all das verfehlte Vergnügungstreiben der Großstadt haben wir am Volkstanz. Deshalb muß für seine Verbreitung und Weiterbildung gearbeitet werden. Die Mittel für diese Arbeit besitzen wir in zahlreichen Sammlungen von Bauerntänzen, denen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich die gute Musik großväterlicher Saaltänze vielleicht an die Seite stellen könnte. Wer einen Menschen für den Volkstanz gewinnt, bewahrt ihn ziemlich sicher vor der Gefahr, unser großstädtisches Tanzwesen selbstverständlich zu finden. Und gewinnt ihn vielleicht für eine der anderen Arbeiten an unserem Volke, mit denen der Volkstanz Hand in Hand gehen darf.

Hans Huß.

Bilder aus England.

II.

Treten wir durch die eiserne Pforte einmal ein in den Hyde-Park, denn unsere Lunge sehnt sich nach einem Atemzug frischer Luft. Mit Entzücken schweift das Auge über die weiten grünen Rasenflächen und hohen Baumgruppen; mit Entzücken betritt der Fuß den weichen Rasenboden. Denn man kann in englischen Parks bekanntlich überall den Rasen betreten und sich darauf tummeln, soviel man Lust hat, aber nicht weil England das Land der Freiheit und Deutschland das Land der Polizei und der Unfreiheit wäre — das ist eine fixe Idee, die nicht auszurotten ist — sondern aus dem einfachen Grunde, weil der englische Rasen eben unverwüstlich ist, weil er heute eine Volksmenge auf seinem grünen Teppich tragen kann und morgen wieder in alter Frische prangt. Man muß allerdings hinzufügen, daß das englische Publikum um einen Grad erzogener ist, als das deutsche und keine Butterbrotspapiere herumwirft. Der Hyde-Park ist ungefähr der einzige Ort in London, dessen Atmosphäre eine gewisse Heiterkeit und Schönheit atmet. London ist eine häßliche Stadt bis weit in den Westen hinein, der durchaus nicht, wie man es sich wohl vorstellen mag, mit einem Kranz von Villen und Gärten umgeben ist. Villen gibt es überhaupt nicht in London. Im Hyde-Park spielt sich ein gut Stück echten und gesunden Londoner Lebens ab, und es lohnt sich schon, einen Penny aus der Tasche zu ziehen, um das Recht zu erkaufen, für einen ganzen Tag auf jedem beliebigen Stuhl sich niederzulassen. Wir fühlen uns sozial dann sehr gehoben über die Sonnenbrüder und Obdachlosen, die da zu Dutzenden in der Sonne auf dem Rasen liegen, alle viere von sich gestreckt, und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, oder auch über ein paar Frauen, die da ihren Rausch ausschlafen.

Einige Bilder aus dem bunten Leben im Hyde-Park: Es ist Morgens fünf Minuten vor acht. Schauplatz: der große sogenannte Serpentinteich. Staffage: eine große Menge halbwüchsiger Burschen, Männer und Knaben; jeder hat ein Handtuch um den Nacken geschlungen. Da erscheint drüben eine Flagge; blitzschnell werden die Kleider abgestreift, und alles stürzt sich in die köstlichen Fluten. Nach einer Stunde senkt sich die Flagge und es ist alles wieder still und friedlich wie vorher. Nur weit in der Ferne

hört man das dumpfe Rauschen des erwachenden Londoner Lebens, das bald die Eisengitter des Parks umbrandet.

Zweites Bild. Schauplatz: der fast 3 km lange Reitweg im Süden des Parkes. Zeit: etwa halb 11 Vormittag, die Stunde des Morgenrittes der vornehmen Welt. Es ist ein prachtvoller Anblick, diese Reiter und Reiterinnen, dahintrabend unter dem Frühlingsgrün der Bäume. Da reitet der alte Adel, stolz auf das normannische Blut in den Adern; schöne Gestalten, die Gesichter gebräunt von der Sonne Ägyptens und Nizzas; da reitet der neue Adel, die equites, stolz auf ihren Geldsack; da reitet der Diplomat, der Richter, der Advokat, der Offizier (nicht in Uniform), der Citygroßkaufmann, seine Körperformen sind sozusagen etwas aus den Ufern getreten durch vieles Sitzen auf dem Kontorschemel, aber er sitzt doch noch gut im Sattel. Reiten können sie alle, nicht wie der preußische Offizier, sondern etwas englisch-lässig; da reitet die schlanke Amazone, in enges Reitkostüm eingepreßt. Schade, schade, wie schön wäre ihr Körper ohne den Korsett-Panzer! Da reitet alles, was zur „Gesellschaft", diesem spezifisch englischen Begriff, den wir in unserer sozialen Struktur nicht haben, gehört oder gehören möchte. — Die Reiter und Reiterinnen meinen, wir beobachteten sie noch und fühlen sich sehr erhaben, aber unser Blick ist lange herabgeglitten von den Reitern zu den prachtvollen Pferden. Im Tiergarten gibt es wohl einige schöne Pferde, im Bois de Boulogne viele, aber im Hydepark sind die meisten und allerschönsten.

Drittes Bild. Sonntag nachmittag: Tiefe Stille. Der etwas gelangweilte Friede eines englischen Sonntags. Wir wollen doch einmal sehen, was der Mann da zu sagen hat, es ist einer von den Sonntagsnachmittags-hydeparkrednern. Wenn sich einer in London besonders gedrungen fühlt, seinen Gefühlen Luft zu machen und seine Meinung zu irgend einer schwebenden Tagesfrage, sei sie politischer, sozialer oder religiöser Natur, zu äußern, so nimmt er sich etwas, was ihm als Rednerpult dienen kann, sei's eine alte Kiste oder sonst etwas, begibt sich in den Park und fängt an zu reden. Allmählich sammeln sich die Leute um ihn. Ist er ein guter Redner, so ist er bald von einer großen Menge umringt, und es entspinnt sich oft eine interessante und lebhafte Debatte, ein kleines Parlament bei Mutter Grün. Unser Redner ist ein Politiker. Er attackiert die gegenwärtige liberale Regierung und nennt die Minister Räuber und Diebe, die das Land bald an den Rand des Abgrundes gebracht haben werden. Der Schutzmann neben ihm verzieht keine Miene, er hat hier weiter nichts zu tun als dafür zu sorgen, daß die Menge glatt zu- und abströmt. — Ein anderer Redner nimmt sich etwa die Bibel vor und beweist einem unter Umständen aus ihr Dinge, die einem die Haare zu Berge stehen lassen. Tut nichts, daß bei diesen Rednern auch einmal der Unsinn zu Worte kommt, es ist doch etwas Schönes um die Möglichkeit einer solchen freien Meinungsäußerung und es ist ungemein charakteristisch für die englische Volksseele.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es offenbart die Neigung des Engländers zur politischen Debatte, zur öffentlichen Wirksamkeit, und, last not least, zum Herrschen, sei es auch nur vom Rednerpult aus, und es sind zum guten Teil diese drei Eigenschaften, die diese Rasse zu Herren über ein Drittel der Erde gemacht haben.

Scheiden wir nun von London. Es konnte mir nur darauf ankommen, einige Skizzen und Farben aus dem gewaltigen Gesamtbild, das uns die Weltstadt bietet, zu geben, Sie für einige Augenblicke gleichsam die Atmosphäre Londons atmen und sich von ihr durchdringen zu lassen. Ich sehne mich auch hinaus nach Ruhe, Land und Sonne. Mag einen das Londoner Leben auch für kurze Zeit einmal mit sich fortreißen, sein starker Puls sich auf einen Augenblick uns mitteilen und uns wenigstens die Illusion intensiveren Lebens schenken, mag das Getriebe und Getöse, das bald dem Summen eines ungeheuren Bienenschwarms, bald dem monotonen Brausen eines fernen Meeres gleicht, sich manchmal klären zu einer gewaltigen Symphonie modernen Lebens und Schaffens — London ist auch die Stadt der ungeheuren Einsamkeit, Lieblosigkeit und Öde und des Heimwehs nach dem Frieden einer stillen Landschaft und nach natürlichen Lebensbedingungen, und die Möwe, die durch den Nebel über dem Häusermeer ihren Weg zum See im Hydepark findet, sie ist mir ein Gruß aus einer anderen Welt und trägt mich auf ihren Flügeln mit hinaus. —

Wer es sich in London irgendwie leisten kann, der nimmt sich am Freitag oder Sonnabend ein week-end-ticket, eine Wochenschlußfahrkarte. Die englische Woche schließt am Freitag Abend oder Sonnabend Mittag. Eine solche Fahrkarte ist oft um die Hälfte billiger als eine gewöhnliche und ist vom Freitag bis Montag gültig. Hunderttausende verlassen am Ende der Woche den Dunst der Hauptstadt und anderer Großstädte und fliegen in alle Teile des schönen Landes hinaus. Der Lord, der die Sitzungswoche des Parlaments auf dem roten Lederpolster des Oberhauses abgesessen hat, fährt hinaus auf seinen prachtvollen Landsitz, Minister und Mitglieder des Unterhauses fahren zum geliebten Golfspiel auf dem grünen Rasen oder an der Meeresküste; ein anderer angelt oben in Schottland, der jagt mit dem motor-car durchs Land, der spielt Fußball, der Kricket, der Polo. Tausende füllen die volkstümlichen Badeorte an der Küste, Hastings, Brighton, Sandgate.

Wir, denen es darauf ankommt, möglichst viel an Land und Leuten kennen zu lernen, wir greifen nach alter deutscher Sitte zum Wanderstab. Der Begriff „Wandern" ist durch und durch deutsch. Der Engländer wandert nicht. Es liegt nicht in seinem Temperament. Seine Natur ist zu tätig und praktisch, zu wenig betrachtend; er reist, er entdeckt und erforscht, er tummelt sich auf dem grünen Rasen im Sport und Spiel, aber er wandert nicht, er singt und pfeift sich nicht sein Lied, er will seine Muskeln gebrauchen, sich animalisch ausleben. Und dann — England ist kein Wanderland. Ein Engländer, der von Rußland aus durch Deutschland gefahren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war, erzählte mir, ihm wäre in Deutschland besonders aufgefallen, daß es keine Hecken gäbe.*) Mir wurde da erst der charakteristische Unterschied zwischen beiden Ländern und Landschaften klar, den ich zwar gefühlt, aber mir noch nicht zum Bewußtsein gebracht hatte, da man unwillkürlich das, was man im fremden Lande sieht, für die Ordnung der Dinge hält. In der Tat ist die englische Landschaft überall ein- und abgeteilt durch Hecken, Zäune, Mauern und Drähte, und die ewigen Schilder mit den Aufschriften Privat! Kein Durchgang! Durchgang bei Strafe verboten! usw. verfolgen einen bis in die Träume hinein. Und dann nennt man noch Deutschland mit seiner offenen Landschaft und seinen freien Waldwegen das Land der Unfreiheit! Natürlich ist das in England bedingt und erfordert durch die kulturellen Verhältnisse, da die Landwirtschaft zum weitaus größten Teile Weidewirtschaft ist und das Vieh, das das ganze Jahr über weidet, umschlossen gehalten werden muß. Andererseits mögen, wo dieser Grund fortfällt, auch seelische Gründe leise mitsprechen. Wie der Engländer um sich selbst gleichsam einen Stacheldraht zieht, so mag er auch gern das, was er besitzt, scharf umgrenzt haben. Vielleicht ist in England das Verhältnis des Besitzers zum Besitz ein klein wenig anders als beim Deutschen. — Uns sollen aber die Zäune und Hecken wenig anfechten. Wir können klettern, und es gibt auch einige entzückende Fußpfade über weite grüne Wiesen, durch Felder und durch winzig kleine Waldstrecken. Mir schweben Landschaften vor, wie man sie in Kent und Sussex, im Südosten Englands, finden kann. Im Frühling muß man da wandern: auf den mit grünen Rasenteppichen belegten Hügeln der Steilküste steht der Ginster in Blüte, goldgelb gegen das Blau des Meeres sich abhebend und seinen Duft, der an Kokosnuß und Honig erinnert, in die kräftige Salzluft aushauchend. Unter dem frischen Grün der Bäume in den Wäldchen, die wie kleine, bald erforschte Geheimnisse in der Klarheit der Landschaft liegen, breitet sich ein lila Teppich wilder Hyazinthen aus. Der grüne Samt der Weiden ist ein Fest für Fuß und Auge. In mächtigen grünen Wellen schwillt das Land auf und ab. Bunte Kühe, junge Lämmer mit rosa Ohrchen, frischgrüne Hopfenfelder, oben auf dem langgestreckten Hügelgrat hier und da ein Trockenhaus für Hopfen, das man zuerst für eine winzige Kirche hält, strohgedeckte Bauernhütten, überall Glück, Ruhe, Frieden und die Sattheit uralter Kultur und alten Wohlstandes. Und dann die alten Dorfkirchhöfe mit den gewaltigen Eibenbäumen, die, oft zusammengehalten durch eiserne Klammern und Ketten, gefesselte Jahrhunderte darstellen. Wer Bäume liebt, der muß nach England gehen. Es gibt nicht viele, aber die wenigen stehen in umso höherem Werte und umso höherer Achtung und können, da sie frei stehen, der Lebenskampf sie nicht verstümmelt und der Mensch sie nicht braucht, sich zu ihrer Idee und zur vollendeten Schönheit entfalten.

*) Er war nicht durch Schleswig-Holstein gekommen. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie stehen in den alten Parks, wie Patriarchen gehegt und gepflegt, verehrt und gestützt und eines Tages in sich selbst zusammenbrechend und vermodernd, wo sie standen. Es ist etwas Schönes um dieses Verhältnis des Menschen zu den Bäumen, und mag es auch nur ermöglicht werden durch größeren Wohlstand, es offenbart sich doch darin einer der schönsten Charakterzüge des Engländers, sein Sinn und seine Liebe für das Gewordene, die Tradition, die Geschichte, derselbe Instinkt, der ihn seine großen Männer ehren läßt, wie es kaum in einem anderen Volke geschieht. Wenn wir etwas lernen können von dem Inselvolke, dann ist es diese Verehrung für die Vergangenheit. — Die englische Landschaft ist lieblich und freundlich; sie kann auch groß sein, besonders an der Küste. Was ihr fehlt, oder besser, was wir Deutsche in ihr vermissen, ist die Freiheit und der Wald, das Herbe, die großen Einsamkeiten. Wie ein großer, stiller, glücklicher Garten liegt sie da, und man vergißt, daß das Idyll, das uns aus ihr entgegenlacht, genau besehen, eine Tragödie ist und daß der Friede, der über dem Lande schwebt, etwas von dem Frieden eines Kirchhofes an sich hat, wo die Fülle der Blumen uns die Gräber verhüllt. Es lebte hier einst eine ländliche Bevölkerung, selbständig, unter gesunden und natürlichen Lebensbedingungen das Land bebauend, es wogten noch Getreidefelder — heute ist das flache Land entvölkert, ganze Dörfer sind verschwunden, die kleinen Güter zu Latifundien verschmolzen, die Felder in große Weiden und Parks verwandelt, in deren Mitte die Landhäuser und Schlösser der wenigen reichen Landbesitzer liegen. Das Zeitalter der Maschine hat eine elementare Revolution in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung bewirkt, in England noch früher, typischer und restloser als in den anderen modernen Kulturstaaten. Die Maschine hat wie ein unwiderstehlicher Magnet die Bevölkerung aus dem Lande an sich gesogen und sie in den über Nacht aufgeschossenen Industriemittelpunkten angehäuft, Tausende und Abertausende ihrem natürlichen Nährboden entrissen und sie zu Arbeitssklaven gemacht. Das Schwergewicht des Lebens hat sich vollständig verschoben vom Lande zur Stadt; vom Süden Englands nach dem Norden und Nordwesten, wo besondere geographische Bedingungen und Kohlen- und Eisenschätze die neuen Großstädte geschaffen haben: Birmingham, Manchester, Sheffield, Leeds mit ihren Schornsteinwäldern, deren Rauchwolken ständig über dem Lande lagern, ihren sausenden Maschinenwebstühlen, ihren lodernden Essen und Eisenhämmern, deren Stampfen das Land erzittern macht; vor allem aber London selbst mit seinen sieben Millionen, das aus der Vogelschau gesehen, wie ein schwelender Steinhaufen auf dem Grün der Landschaft von Südengland liegt, das Herz Englands und des englischen Weltreiches.

Was bedeuten den in diesen Riesenstädten eingepferchten Volksmassen gegenüber die 20%, die noch auf dem Lande wohnen. England ist heute die Reinzucht eines Handels- und Industriestaates. Es kann sich nicht im entferntesten selbst ernähren und ist vollständig auf das Ausland angewiesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Muß man auch diese Entwicklung Englands für eine historische Notwendigkeit erachten und mögen die Engländer mit der dieser Rasse eigenen Zähigkeit und Anpassungsfähigkeit sich den neuen Verhältnissen fügen, sie benutzen und überwinden, die Schattenseiten dieses Zustandes sind doch unbestreitbar: ein Volk kann auf die Dauer sich nicht den Forderungen der Natur entziehen, ohne seine Existenz aufs Spiel zu setzen. Und mag der Zustand auch wirtschaftlich noch haltbar sein, vom militärischen Standpunkte aus bedeutet er geradezu die Achillesferse Englands. Denn wenn es im Falle eines Krieges einer Macht gelingen sollte, die englische Flotte kampfunfähig zu machen, so hat sie damit das Schicksal der Insel in den Händen; sie kann ihr die Nahrungszufuhr abschneiden und in wenigen Tagen das stolze, unbesiegte Albion auf die Knie zwingen. Für uns kann die Entwicklung Englands zum reinen Handels- und Industriestaat eine große Lehre sein. Es wäre für Deutschland der Niedergang, wollten wir im Verhältnis zwischen Industrie und Handel einerseits und der Landwirtschaft andrerseits, die sich die Wage halten, auf Kosten der Landwirtschaft ein entscheidendes Gewicht in die andere Schale werfen. Wir müssen es lernen, nationale und wirtschaftliche Fragen von solcher Bedeutung vom höheren Standpunkt als dem der reinen Nützlichkeit zu entscheiden, und vom ethischen Standpunkte aus steht eine viel höhere Zukunft auf dem Spiel. Als ob es jemand leugnen könnte, daß für uns Deutsche die tiefsten Wurzeln unserer nationalen und moralischen Kraft in der Natur ruhen, und daß die Entwurzelung schließlich zum Untergang führen muß.

Aber wir verträumen uns auf dem verwitterten Grabsteine des Kirchhofs von Altengland, auf dem wir sinnend geblieben sind. Unsere Gedanken flogen wider unsern Willen zu unserem eigenen Land und Volk.

Karl Boesch.

Dr. Popert gegen den „Zeitungsverlag".

Herr Dr. Hermann M. Popert in Hamburg hat, wie noch erinnerlich sein wird, im August 1911 auf der Alkoholgegnerwoche in Dresden einen Vortrag über das Thema gehalten:

> „Ist es wahr oder unwahr, daß das Alkoholkapital die Unabhängigkeit der deutschen Presse bedroht?"

In diesem Vortrag wies Herr Dr. Popert auf gewisse Mißstände im bürgerlichen Pressewesen und auf gewisse Gefahren für die Unabhängigkeit der bürgerlichen Presse in genau spezifizierter, sehr maßvoller Weise hin. Gleichzeitig aber legte er für seine sämtlichen Behauptungen Beweisurkunden vor. Der Vortrag hat s. Z. erhebliches Aufsehen gemacht und vor allen Dingen den Unwillen eines Teiles der Presse erregt. Auf Grund vollkommen entstellter Berichte über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Inhalt seiner Rede wurde Herrn Dr. Popert vorgeworfen, er habe unerhörte Angriffe gegen die deutsche Presse geschleudert, ohne Beweise für seine Behauptung zu besitzen; u. a. erklärte der „Zeitungs-Verlag", solange er den Nachweis nicht erbringen könne, seien seine Angriffe „nichtswürdige Verleumdungen".

Herr Dr. Popert hat daraufhin durch den unterzeichneten Anwalt den damaligen verantwortlichen Redakteur des „Zeitungsverlags", Julius Vollmer, wegen Beleidigung, übler Nachrede und Verleumdung verklagt. Im Laufe dieses Prozesses hatte er Gelegenheit, für die s. Z. in Dresden aufgestellten Behauptungen noch eine Reihe weiterer Beweismittel beizubringen. Das Schöffengericht Hamburg eröffnete das Hauptverfahren gegen Herrn Vollmer, und zwar auch wegen Verleumdung, und ordnete zum Beweis für die Behauptungen des Herrn Dr. Popert die Vernehmung von etwa 20 Zeugen an den verschiedensten Orten des deutschen Reiches an. Ehe die Beweisaufnahme stattfand, trat Herr Julius Vollmer, der inzwischen aus der Redaktion des „Zeitungsverlags" ausgeschieden war, durch seinen Anwalt und durch einen Mittelsmann an Herrn Dr. Popert mit der Bitte um eine gütliche Erledigung der Angelegenheit heran. Herr Dr. Popert, dem es weniger um die Person des Herrn Vollmer, als um die Wiederherstellung seiner angegriffenen Ehre zu tun war, war damit einverstanden. Man einigte sich auf einen Vergleich, der dann in der öffentlichen Sitzung des Schöffengerichts Hamburg vom 2. Mai 1913 protokolliert wurde. Dieser Vergleich hat folgenden Wortlaut:

1. In der Zeitschrift „Der Zeitungsverlag" ist die folgende Erklärung des Privatbeklagten, Herrn Julius Vollmer, von den Worten „die Alkoholgegner und die Presse" bis zu den Worten „Kosten des Verfahrens" binnen eines Monats, gerechnet vom Tage der Protokollierung dieses Vergleiches vor dem Schöffengericht an, zu veröffentlichen, und zwar im redaktionellen Teil des „Zeitungsverlages" in denselben Drucktypen, in denen der Artikel „Die Alkoholgegner und die Presse" in der Nummer des „Zeitungsverlages" vom 11. August 1911 gesetzt war, und zwar ohne jede Weglassung und ohne jeden Kommentar des Herrn Vollmer oder der Redaktion oder sonst einer Person. Die in dieser Erklärung unterstrichenen Worte sind gesperrt zu drucken. Kosten dürfen dem Privatkläger aus dem Abdruck nicht erwachsen. Die abzudruckende Erklärung lautet wie folgt:

„Die Alkoholgegner und die Presse."

Unter dieser Überschrift hat der „Zeitungsverlag" am 11. August 1911 über eine Rede berichtet, die Herr Dr. jur. Hermann

M. Popert aus Hamburg auf der damaligen Alkoholgegnerwoche zu Dresden über das Thema gehalten hat: „Ist es wahr oder unwahr, daß das Alkoholkapital die Freiheit der deutschen Presse bedroht?" Herr Dr. Popert hatte in jenem Vortrage diese Frage bejaht und für die Richtigkeit seiner Auffassung eine Menge Material beigebracht. In jenem Artikel des „Zeitungsverlages" hatten wir die Ausführungen und Angriffe Dr. Poperts als nichtswürdige Verleumdungen bezeichnet, falls Herr Dr. Popert nicht in der Lage sei, seine Behauptungen genau zu beweisen. Herr Dr. Popert hat daraufhin gegen den damaligen verantwortlichen Redakteur des „Zeitungsverlages", Herrn Julius Vollmer, die Privatklage erhoben mit der ausgesprochenen Absicht, dadurch eine objektive Klärung des Sachverhalts herbeizuführen. In diesem Sinne ist die Erhebung der Privatklage seinerzeit auch vom „Zeitungsverlag" als willkommen begrüßt worden. Herr Dr. Popert hat den in dieser Klagesache von ihm eingereichten Schriftsätzen noch eine große Menge weiteren Materials beigefügt. Das Verfahren gegen Herrn Julius Vollmer ist durch Beschluß des Schöffengerichts Hamburg eröffnet worden.

Beide Parteien haben sich nun aber während der Vorbereitung des Prozesses davon überzeugen müssen, daß seine Durchführung den beiderseits verfolgten Zweck einer Aufklärung des Sachverhalts höchstwahrscheinlich nicht erfüllen werde. Nach Ansicht beider Parteien und ihrer Anwälte ist damit zu rechnen, daß das Gericht trotz der bereits angeordneten aber noch nicht ausgeführten sehr eingehenden Beweisaufnahme im Endergebnis den § 193 des Strafgesetzbuches zugunsten des Privatbeklagten zur Anwendung bringt, die materielle Streitfrage der Parteien gar nicht entscheidet und lediglich die Frage einer formellen Beleidigung prüft.

Bei der Erheblichkeit dieser Gefahr scheint es beiden Parteien verkehrt, diesen Prozeß weiterzuführen, dessen Durchführung zudem eine Unsumme von Geld und Zeit kosten würde und der wahrscheinlich erst zu einer Zeit endgültig entschieden sein wird, wo sich in der Öffentlichkeit niemand mehr seiner erinnert.

Vorerst hat die Vernehmung von rund 30 Zeugen an etwa sechs Orten im Deutschen Reich angeordnet werden müssen, von denen bisher keine hat erledigt werden können.

Aus diesen Gründen haben sich die Parteien entschlossen, den Prozeß im Vergleichswege zu beseitigen.

In Ausführung des Vergleiches gibt der damalige verantwortliche Redakteur des „Zeitungsverlages", Herr Julius Vollmer, gegenüber Herrn Dr. Popert, die folgende Erklärung ab:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der „Zeitungsverlag" hat sich davon überzeugt, daß Herr Dr. Popert alle seine Erklärungen in Dresden (die Herr Dr. Popert auch jetzt allen Umfanges und ohne jede Abschwächung aufrecht erhält) auf Grund des in seinen Händen befindlichen Materials durchaus gutgläubig aufgestellt hat. Herr Vollmer nimmt deshalb den Vorwurf der „nichtswürdigen Verleumdung" mit dem Ausdrucke des Bedauerns zurück und trägt die gesamten Kosten des Verfahrens.

2. Entsprechend dem Wortlaut der obigen Erklärung übernimmt Herr Vollmer die gesamten Kosten des Rechtsstreits.

3. Erfolgt der Abdruck der unter 1. wiedergegebenen Erklärungen nicht in der dort bezeichneten Weise und Form bis zum angegebenen Termine, so tritt der ganze Vergleich mit dem Ablauf des Termins außer Kraft.

Bedingung des Vergleichs war es demnach, daß die darin enthaltene Erklärung innerhalb eines Monates im „Zeitungsverlag" abgedruckt werde. Der „Zeitungsverlag" hat das nicht getan. Er hat vielmehr in seiner Nummer vom 16. Mai 1913 einen Artikel veröffentlicht, worin auf Grund eines angeblichen Briefes des Herrn Vollmer behauptet wird, ein derartiger Vergleich sei gültig nicht zustande gekommen und Herr Vollmer würde einem Vergleich, worin stehe, daß sich der „Zeitungsverlag" von der Gutgläubigkeit des Herrn Dr. Popert überzeugt habe, auch niemals zustimmen. Außerdem sei es auch aus logischen Gründen vollkommen ausgeschlossen, daß ein Vergleich zwischen den beiden Streitteilen die Erklärung enthalten könne, der „Zeitungsverlag" habe sich von der Gutgläubigkeit des Herrn Dr. Popert überzeugt.

Ob der Brief des Herrn Vollmer, auf den sich der „Zeitungsverlag" bezieht, existiert, weiß der Privatkläger nicht. Sicher ist aber, daß die Behauptung des „Zeitungsverlags" in unvereinbarem Widerspruch mit den Tatsachen steht. Der obige Vergleich ist tatsächlich abgeschlossen und die Klausel, daß sich der „Zeitungsverlag" von der Gutgläubigkeit des Herrn Dr. Popert überzeugt habe, steht darin. Was aber geradezu unglaublich ist und was jetzt auch Herrn Dr. Popert zwingt, durch mich als seinen Anwalt, die Öffentlichkeit von dem gegen ihn beliebten Verfahren zu unterrichten, ist das Folgende:

Der „Zeitungsverlag", der jetzt so tut, als ob er den Vergleich überhaupt nicht kenne und als ob ein solcher Vergleich unmöglich abgeschlossen sein könne, ist während der ganzen Vergleichsverhandlungen von dem Anwalt des Herrn Vollmer, Herrn Rechtsanwalt Dr. Georg Müller I in Hannover, über die Verhandlungen, über den Wortlaut und den schließlichen Abschluß des Vergleiches unterrichtet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden. In meinen Händen befinden sich zwei an mich gerichtete Briefe des Herrn Dr. Müller; im ersten sagt er folgendes:

„.....
.. meine Handakten ergeben, daß der Vergleich in allen seinen Einzelheiten mit Vorwissen und Billigung des ‚Vereins deutscher Zeitungsverleger' geschlossen ist, ja, daß nicht etwa ich es gewesen bin, sondern gerade der Verein, der, mindestens zum großen Teil allerdings aus einer anerkennenswerten persönlichen Rücksichtnahme auf die persönlichen Zeitinteressen des ausgeschiedenen Herrn Vollmer auf Abschluß eines Vergleichs geradezu gedrängt hat."

Eingeschoben sei hier die Bemerkung, daß der „Verein deutscher Zeitungsverleger", von dem Herr Dr. Müller spricht, der Herausgeber des „Zeitungsverlags" ist, wie man es am Schlusse jeder Nummer dieses Blattes lesen kann. In seinem zweiten Schreiben vom 6. Juni 1913 teilt Herr Dr. Müller folgendes mit:

„Bereits in meinem ergebenen vom 31. v. M. hatte ich betont, daß der Vergleich in allen seinen Einzelheiten mit Vorwissen und Billigung des „Vereins deutscher Zeitungsverleger" geschlossen ist. Ich kann das nur wiederholen; ich habe Ihnen gegenüber nichts im Verlaufe der Vergleichsverhandlungen getan, ohne den Verein genau zu orientieren und sein Einverständnis eingeholt zu haben."

Zu allem Überfluß hat Herr Dr. Müller mir kurz darauf in einer persönlichen Unterredung die Richtigkeit dieser Angaben nochmals bestätigt.

Wie es darnach das Organ des „Vereins deutscher Zeitungsverleger" fertig bringt, diese feststehende und ganz unbezweifelbare Tatsache einfach zu unterdrücken und nicht nur die Existenz, sondern sogar die logische Möglichkeit eines solchen Vergleichsschlusses überhaupt zu bestreiten, das wird jedem wahrheitsliebenden Menschen ewig unbegreiflich bleiben. Herr Dr. Popert hat nach jenem Artikel den „Zeitungsverlag" durch zwei Berichtigungen gezwungen, seinen Lesern den wahren Sachverhalt mitzuteilen. An beide Berichtigungen hat der „Zeitungsverlag" Bemerkungen angeknüpft, in denen er mehr oder minder deutlich immer noch die Existenz dieses Vergleiches abzuleugnen oder wenigstens zu vertuschen sucht. So bringt er am 20. Juni 1913 in seiner Nr. 25 folgendes:

„Denn es war ausgeschlossen, daß der ‚Zeitungsverlag' die in dem Vergleich verlangte Erklärung, er habe sich von der Gutgläubigkeit des Herrn Dr. Popert überzeugt, abgeben konnte, ehe Herr Dr. Popert öffentlich durch zwingendes Beweismaterial dar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelegt hatte, daß seine Dresdner Ausführungen mehr als beweislose Behauptungen waren."

Ich gehe auf die offenbare Unrichtigkeit des Satzes hier nicht weiter ein. Die Beweise, die der „Zeitungsverlag" vermißt, werden in den bevorstehenden Gerichtsverhandlungen reichlich erbracht werden; aber ich stelle fest, daß der „Zeitungsverlag" es für erlaubt hält, die Abgabe einer Erklärung als ausgeschlossen zu bezeichnen, die mit Vorwissen und Billigung seines eigenen Herausgebers, des „Vereins deutscher Zeitungsverleger" tatsächlich abgegeben worden ist.

Selbstverständlich geht der Prozeß gegen Herrn Vollmer jetzt weiter. Die angeordnete, aber noch nicht vollzogene Beweisaufnahme wird jetzt stattfinden, und es wird sich zeigen, ob Herr Dr. Popert für seine Behauptungen Beweise hat oder nicht. Ebenso ist gegen den Chefredakteur und den gegenwärtigen verantwortlichen Redakteur des „Zeitungsverlages" auf Grund einiger beleidigender Bemerkungen, die der letzten Berichtigung des Herrn Dr. Popert angehängt worden sind, eine neue Privatklage erhoben. Dieser zweite Prozeß wird Gelegenheit geben, im öffentlichen Gerichtsverfahren die Kampfesweise des „Zeitungsverlags" zu erörtern. Bis zur Entscheidung der beiden Prozesse wird aber wegen des umständlichen Beweisverfahrens immerhin noch einige Zeit vergehen, und einstweilen wendet sich deshalb Herr Dr. Popert zum Schutze seiner schwer angegriffenen Ehre durch mich an die Öffentlichkeit, um ihr zu zeigen, welche Mittel sein Gegner gegen ihn anwenden zu dürfen glaubt. Man kann das oben geschilderte Verfahren des „Zeitungsverlags" nicht anders wie als eine absichtliche Unterdrückung und Entstellung der Wahrheit bezeichnen. Einer Zeitschrift, die mit solchen Waffen kämpft, kommt es offenbar nicht darauf an, die Wahrheit festzustellen, sondern nur einen unbequemen Gegner mit allen überhaupt erdenklichen Mitteln mundtot zu machen. Man muß es aber geradezu beschämend nennen, wenn ein Blatt, das vom „Verein deutscher Zeitungsverleger" herausgegeben wird, einen redaktionellen Artikel bringt, der den journalistischen Standespflichten ebenso wie dem allgemeinen Sittengesetz widerspricht.

In den schwebenden Prozessen wird das Gericht sein Urteil sprechen. Gerichtet ist aber der „Zeitungsverlag" schon jetzt.

Hamburg, den 5. August 1913.

Adolf Bartning,
Rechtsanwalt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Ratgeber für Jugendvereinigungen (Schriftleiter: Dr. jur. Fr. Reimers, Berlin.) 7. Jg. Nr. 5.

Der Sommerkursus an der Volkshochschule zu Mohrkirch-Osterholz, Schleswig-Holstein. Von Direktor Harms, Mohrkirch-Osterholz.

„. . . . Vierzig junge Mädchen wollen an einem fünfmonatlichen Sommerkursus (der Volkshochschule) teilnehmen. Sie erhalten Wohnung im Schulgebäude und werden auch dort beköstigt.

. . . Am Tage nach der Ankunft setzt die Schularbeit ein. Nach ländlichem Brauche wird schon früh um 6 Uhr durch ein Glockenzeichen geweckt. Um $6^1/_2$ Uhr sind alle Hausgenossen im geräumigen Speisesaale gemeinsam am Kaffeetische versammelt, und um 7 Uhr beginnt der Unterricht, der, nur unterbrochen durch eine kleine Frühstückspause, bis 11 Uhr dauert. Von 11—12 Uhr findet Abteilungsunterricht statt; einige Schülerinnen werden in der Küche beschäftigt, andere servieren, eine Abteilung betreibt Gartenbau, während eine andere die Zimmer ordnet. Für den Nachmittag schreibt der Stundenplan drei Unterrichtsstunden vor, die in die Zeit von 2—4 und von $4^1/_2$—$5^1/_2$ Uhr fallen. Dann geht es zu einem längeren Spaziergange hinaus in die Natur, von dem die Schar geschmückt mit Feldblumen aller Art, fröhlich singend gegen 7 Uhr heimkehrt. Der Abend vergeht unter Spielen, Lesen, Erledigung der Schularbeiten und Anfertigung von Handarbeit.

In unterrichtlicher Hinsicht will die Volkshochschule die Allgemeinbildung ihrer Schülerinnen erweitern und vertiefen, deshalb steht der deutsche Unterricht an erster Stelle. Die Schule rechnet es mit zu ihren vornehmsten Aufgaben, ihre Zöglinge dahin zu bringen, daß sie Gefallen haben an wahrhaft guter Literatur und daß sie einen inneren Abscheu gegen alle Schundliteratur empfinden. Der Literaturunterricht beschränkt sich in der Hauptsache auf die Heimatliteratur. Die Jugend zeigt auf diesem Gebiet eine erschreckende Unkenntnis. Es ist tief zu bedauern, daß wir Deutsche immer noch so wenig Wert darauf legen, unsre Jugend in unsre herrliche, reiche Literatur einzuführen. Die große Masse des Volkes hat deshalb auch gar keinen Teil an unserem größten Gemeingut, an der Heimat- und Nationalliteratur. . . . . Die reichhaltige Schulbibliothek bietet guten Lesestoff in Menge; kleine Schriften und größere Werke aber, die im Unterricht einer eingehenden Besprechung unterliegen, müssen von jeder Schülerin angeschafft werden. Diese bilden den Grundstock zu der eigenen Bücherei. . . . . .

Im bürgerkundlichen Unterrichte werden folgende Pensen behandelt: Verfassung und Verwaltung im Reiche und in Preußen, Recht und Rechtsprechung, Handel und Gewerbe, Verkehrswesen, Geldwesen, Steuern, die soziale Gesetzgebung und die volkswirtschaftlichen Grundbegriffe. Mit der Bürgerkunde verbunden sind der Rechenunterricht und die Buchführung. Gelehrt wird die Haushaltungs- und die kaufmännische Buchführung. Die Schule geht dabei von der Voraussetzung aus, daß die Frau auf dem Lande, die in mancher Hinsicht entlastet wurde, namentlich bei der Buchführung die beste Gehilfin des Mannes ist. Es ist leider Tatsache, daß die Buchführung auf dem Lande noch wenig Eingang gefunden hat. Diesem Übelstand abzuhelfen, will auch die Volkshochschule an ihrem Teile beitragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch den bürgerkundlichen Unterricht sollen die Schülerinnen so recht für das praktische Leben vorbereitet werden.

Von gleich großer Bedeutung erachte ich es, die jungen Mädchen zu unterweisen in der Gesundheitspflege des menschlichen Körpers, der Ernährungslehre und der Hilfeleistung bei Unglücksfällen und Erkrankungen. Hieran schließen sich Betrachtungen über den Bau und die Pflege der Haustiere, über die wichtigsten Kulturpflanzen der Heimat und der Fremde und deren Lebensbedingungen.

. . . . . Zum Lehrstoffe der Schule gehört ferner noch die Geschichte der engeren Heimat . . . . . Wichtiger aber als aller Unterricht ist die Erziehung, die die Volkshochschule der weiblichen Jugend angedeihen läßt.

Schon das ganze Zusammenleben verlangt ein Sichfügen und Sichverstehen. Die genaue Tageseinteilung erzieht in hohem Maße zur Ordnung und Pünktlichkeit. Ihre Stuben müssen die Schülerinnen selbst in Ordnung halten, sie bewohnen je 2—4 ein Zimmer. Es wird darauf gehalten, daß die Wohnräume bei aller Schlichtheit doch einen trauten und gemütlichen Eindruck machen. Alle Bewohner der Volkshochschule bilden gleichsam eine große Familie. Wir wohnen zusammen, wir teilen alle Mahlzeiten, wir arbeiten zusammen von früh bis spät, wir spielen und singen zusammen. Was man so im gewöhnlichen Leben „amüsieren" nennt, kennen wir auf der Volkshochschule nicht. Die Jugend soll lernen, sich an ein ruhiges, trautes Zusammenleben in der Familie zu gewöhnen; sie soll lernen, daß die Freuden, die man in der Familie findet, viel reiner und tiefer empfunden sind als die, die man außerhalb des Familienkreises sucht. Es ist interessant zu beobachten, wie die zukünftigen Hausmütter sich bald an diese Lebensweise gewöhnen, ja, wie sich einige bemühen, die Abende angenehm auszugestalten. Wir unterstützen die Schülerinnen in diesem Bestreben lebhaft, und nicht lange dauert es, so können wir die Dorfbewohner zu einem öffentlichen Unterhaltungsabend einladen.

. . . . . .

. . . . . Die Volkshochschule ist im wirklichen Sinne des Wortes eine Heimatschule. Sie will deshalb auch das Heimatgefühl in den ihr anvertrauten Schülerinnen wecken und beleben. Der heimatkundliche Unterricht wird praktisch betrieben, es werden Ausflüge in die nähere und fernere Umgebung unseres Ortes gemacht. Wenn die herrliche Natur einladet, wenn der Sonnenschein lacht, werden Wanderungen unternommen. Die Wege durch den Gottesgarten „Angeln" führen uns bei Schleimünde und Eckernförde an die Gestade der Ostsee, in den Dom zu Schleswig, in die Heide bei Idstedt, an die waldbekränzte Föhrde Flensburgs, auf den Knivsberg mit seinem herrlichen Bismarckdenkmal, auf den Scheersberg in Angeln usw. Die jungen Mädchen sollen so mit eigenen Augen schauen, wie schön ihre meerumschlungene Heimat ist. Wenn sie nun im deutschen Unterrichte die Denker und Dichter, im Geschichtsunterrichte die kulturelle Entwicklung, im naturkundlichen Unterrichte die Pflanzen und Tiere, im Gesangsunterrichte die Lieder und im Turnunterrichte die Spiele der Heimat kennen lernen, so kann es nicht fehlen, die Heimatliebe muß in den jungen Herzen erwachen.

. . . . . Daß da, wo so viele Sängerinnen versammelt sind, der Gesang eine Heim- und Pflegestätte findet, erscheint wohl jedem Leser selbstverständlich. Und so ist es in der Tat im Sommer auf der Volkshochschule ein Singen und Klingen. Das Volkslied steht an erster Stelle, daneben wird aber auch der mehrstimmige Gesang sorgfältig gepflegt. Bei Beginn eines jeden Kursus muß ich leider erfahren, daß der Liederschatz der Jugend außerordentlich gering ist. Kein Volk der Erde ist wohl so reich an schönen Liedern wie das deutsche, und selten ist wohl eine Volksjugend liederärmer als unsre Kinder.

. . . . . Es ist klar, daß bei anstrengender geistiger Tätigkeit die Körperpflege

nicht fehlen darf. Wie schon gesagt wurde, wohnen die jungen Mädchen in sonnigen luftigen Räumen. Die Kost ist einfach, aber sehr nahrhaft. An allen Mahlzeiten nehmen die Lehrer mit ihren Angehörigen teil. An jedem Tage wird außer dem vorgeschriebenen Spaziergange geturnt und gespielt, und zwar müssen alle Schülerinnen teilnehmen.

. . . . . Unser leider viel zu früh verstorbener Freund und Landsmann, Professor Dr. Friedrich Paulsen-Berlin, legte der Ausbildung der Landjugend durch die Volkshochschulen hohen Wert bei. Er schrieb mir zur Einweihung der Schule vor sechs Jahren: „Ich lebe der Hoffnung, daß von der Entstehung dieser Anstalten auch auf deutschem Boden einmal ein neuer Abschnitt in der Geschichte der geistig-sittlichen Bildung der Landbevölkerung datieren wird."

Rund um uns

Theorie und Praxis in der Lebensführung. Mein Schicksal hat mich weit im Lande herumgeführt. Doch wo ich auch hingeführt worden bin, immer war ich neben all meiner Arbeit heimlich auf der Suche nach echten Menschen.

Auch mit manchen Berühmtheiten bin ich in Beziehung getreten, mit Leuten, die von sich reden machten, mit Schriftstellern, Künstlern, Forschern und Gelehrten.

Ach, wie oft aber haben mich diese berühmten Leute enttäuscht! Sie hielten so selten, was sie versprachen. Sie gaben sich im Leben so ganz anders, so viel minderwertiger als in ihren Werken. Mancher von ihnen erweckte in mir sogar den Eindruck, als fühle er selbst den ungeheuren Widerspruch zwischen seinen Idealen und der hausbackenen Wirklichkeit, in der er sich bewegte.

Aber nicht nur bei den berühmten Leuten kann man derartige schmerzliche Erfahrungen machen, man macht sie bei den meisten Menschen aller Stände. Selbst ein einfacher Arbeiter, der draußen begeistert von Freiheit redet und daheim wohl gar der ärgste Tyrann seiner Kinder ist, krankt an diesem verhängnisvollen Widerspruche zwischen Lebenstheorie und Lebenspraxis.

Und doch befriedigt eben nur der echte Mensch, bei dem man sofort erkennt, daß sein Tun auch mit seinem Wollen in Harmonie steht. Mag er im Einzelnen Anschauungen huldigen, welchen er will, sobald wir nur erkennen, daß er sich bemüht, die Konsequenzen seiner Anschauungen auch in seinem Tun und Lassen zu zeigen, sind wir durch seine Bekanntschaft menschlich befriedigt. Ja, wir atmen nach solcher Bekanntschaft sogar innerlich auf, haben wir doch Harmonie gefunden, wo wir wie gewöhnlich nur schreiende Disharmonie zu finden vermeinten.

Gehört denn etwa dieser allgemein zu beobachtende Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen zum Wesen des Menschen? — Der eine wird sagen: Unter allen Umständen müssen Denken und Tun im Einklang stehen. Der andere aber wird den Standpunkt vertreten, daß man im Leben auch gelegentlich mit den Wölfen heulen, den Wünschen anderer, besonders denen der Masse Rechnung tragen müsse, daß man überhaupt im Leben auf das Kompromißschließen angewiesen sei, da wohl die Gedanken leicht beieinander wohnen, die Sachen im Raume sich aber oft sehr hart stoßen. Bei solch gegensätzlicher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auffassung kann natürlich die obige Frage leicht zu Haarspaltereien führen, wenn wir sie zu einer Katheder*frage* machen.

Es kommt auch schließlich nicht darauf an, ob man sie mit einem glatten Ja oder Nein beantwortet, aber darauf kommt es an, ob man die *Notwendigkeit* erkennt, seine Ansichten vom Leben auch mit seiner Alltäglichkeit in Einklang zu bringen.

Und da meine ich, daß viele — fast möchte ich sagen: alle! — die diese Frage bejahen, oft *unnötig sündigen*. Begeistert vertritt man in der Theorie irgendeinen hohen Standpunkt und läßt doch in der Praxis unbekümmert fünf gerade sein. Oder man verschließt sorgfältig seine Lebensideale in des Busens Tiefen und trottet im Übrigen seinen Lebensweg so gut oder so schlecht dahin, wie die „Umstände" oder die „Verhältnisse" es als praktisch erscheinen lassen.

Eine derartige Taktik aber muß geradezu als verhängnisvoll bezeichnet werden. Gedanken und Ideen sind nämlich wie ungeborene Kinder, die nach dem robusten Leben hier auf dieser Erde dürsten; sie drängen ungestüm nach Verwirklichung. Wenn daher alte Leute halb wehmütig, halb resigniert von den „abgeblaßten Idealen" ihrer „Jugend" erzählen, dann beweisen sie uns in den allermeisten Fällen eben nur, daß es ihnen an der notwendigen „Zivilcourage" gefehlt hat, um ihre schönsten und kühnsten Träume in Wirklichkeit umzusetzen.

Ein Ideal, das verblaßt, gleicht dem Kinde, das an Unterernährung zugrunde geht. Wir erhalten uns unsere Ideale *nur* dadurch, daß wir versuchen, sie ins Leben zu übertragen.

Wenn du deshalb deine höchsten Ziele nicht elend versinken sehen willst, prüfe dein täglich Tun und Lassen immer wieder daraufhin, wie du es mehr und mehr mit ihnen in Harmonie bringen kannst.

Und wenn es schließlich auch nur Kleinigkeiten sind, die du in deiner äußeren Lebensführung änderst, gerade diese kleinen Schritte sind das beste Mittel, deine schönsten Hoffnungen stark zu erhalten.

Nun sind aber unsere lieben Nebenmenschen nie leichter zum Gelächter zu bringen als dadurch, daß man ihnen Konsequenz im Handeln zeigt. Doch — was liegt an Gelächter! — das Bewußtsein, das, was man als recht erkannt hat, auch getan zu haben, schützt gegen allen Spott wie ein Stahlpanzer gegen hölzerne Pfeile. Und wie rasch erstirbt solch ein törichtes Gelächter! Hat man es erst überwunden, kommt uns die Anerkennung ganz von selber. Heimlich bewundern dich dann auch diejenigen, die zuerst so viel Grund zu Hohn und Spott zu haben glaubten. Und — dich wird auch derjenige ehren und anerkennen, der ganz anders denkt und empfindet als du und in manchen wichtigen Lebensfragen auf einem anderen „Standpunkte" steht. **H. Scharrelmann.**

Kind und Mutter in der Mietskaserne. Vom Berliner statistischen Amt wurden letzthin folgende Zahlen über den Geburtenrückgang in Berlin veröffentlicht: 1911 sind weniger Kinder zur Welt gekommen als 1876, obwohl sich die Bevölkerung unterdessen verdoppelt hat. Damals betrug die Geburtenziffer 47,16, im Jahre 1911 21,64 auf 1000 Einwohner.

Ähnlich wird es wohl in andern größeren Städten sein. Bis jetzt sieht man sich dieser Tatsache ziemlich hülflos gegenüber, und ob sich eine Änderung, wenigstens in absehbarer Zeit, erzielen läßt, ist wohl recht fraglich. Eine durchgreifende Änderung verlangt eine gründliche Kenntnis aller Ursachen des Kinderrückgangs. Vielerlei ist dafür verantwortlich gemacht worden. Mit in erster Reihe die schlechten Wohnungsverhältnisse. Denen aber, die in moderneren, hygienisch einwandfreien Wohnungen leben, wird zuweilen der Vorwurf der Genußsucht und des mangelnden Idealismus gemacht. Das ist sicher sehr vielfach richtig, aber doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht immer. Ich glaube einige wirtschaftliche und psychologische Gründe angeben zu können, die das Streben nach Kinderarmut erklärlich machen, und ich glaube mich nicht zu irren, da ich von frühester Kindheit an selbst in die Großstadt verdammt bin und alles mit erlebte, was einer kinderreichen Familie in der Großstadt die Freude am Dasein verkümmern kann.

Als ich klein war, waren die Vorstädte unserer Stadt noch nicht so sehr ausgebaut. Vielfach fanden sich Wohnungsgebäude von klein- oder mittelstädtischer Art, ein-, zweistöckig, daneben auch hier und da einzelne vierstöckige Kästen. Dazwischen größere Flächen Bauland, Gartenland, sowie Lagerplätze und die oft nur angedeuteten Straßen. Die Häuser hatten zum guten Teil Gärten für jeden Einwohner. Und wenn auch nicht, so stand doch sonst viel freier Platz für Kinder zur Verfügung. Die Wohnungen waren allerdings nicht immer einwandfrei.

Jetzt ist alles bebaut, das freie Land und meist auch die Gärten mußten den Etagenbauten und andern Gebäuden weichen. Die Straßen sind ausgebaut, der Fahrdamm mit mathematisch angeordneten Pflastersteinen, die Steige mit mathematisch geordneten Fliesen und steinhartem Erdreich oder ornamentalem Kleinpflaster versehen. Parallel zu den mathematisch genau gepflanzten Baumreihen stehen mathematisch angeordnete Wohnhausreihen. Es gibt Wohnungen, neuerdings selbst für die kleinsten Verhältnisse, die nichts zu wünschen übrig lassen. Die Baupolizei hat da für Hygiene gesorgt. Elektrizitäts- und Gasanlage, Dreiminutenbrenner im Treppenhaus, Waschküche, Badezimmer, auch schon Zentralheizung ist in manchen ganz billigen Wohnungen zu haben. Es ist für Alles gesorgt. — Oder doch nicht? Nein: Denkt man einen Augenblick nach, so erkennt man, daß diese Art von Wohnungen ganz ausschließlich auf die Bedürfnisse der Erwachsenen Rücksicht nehmen, so daß die es allerdings außerordentlich bequem haben. An Kinder aber ist fast gar nicht gedacht worden.

In diesen Wohnungen wird die Sehnsucht nach Kindern, wenn sie überhaupt da war, systematisch ertötet. Schon allein der Plan der Wohnung wirkt darauf hin. Der Plan schreibt schon, stumm, aber doch so zwingend, vor, wenn das Brautpaar Wohnung sucht: Dies ist Wohnzimmer, dies „Salon", dies Schlafzimmer, und nun ists aus. Oefter ist mir an Grundrissen aufgefallen, daß bei älteren Gebäuden ganz andere Gelegenheit vorhanden war, Kinder, wenn auch nur zum Schlafen, unterzubringen. Unwillkürlich scheint mancher dies Gefühl zu haben, denn aus einem Dorf in der Nähe unserer Stadt, in dem sich auch schon die moderne Bauweise für Kleinwohnungen (nicht einmal Etagenbauten!) breit macht, höre ich, daß die einfacheren Leute sich um die älteren Gebäude geradezu reißen. Aber früher wurden auch die Häuser nach dem Bedürfnis des Bewohners erbaut. Der kleine Maurer- oder Zimmermeister, der selbst nicht anders lebte, wußte, was sein Auftraggeber haben mußte. Die jetzigen Mietwohnungen sind Massenware. „Komfort" jeder Art wird dem kleinen Mann geboten, von einem Bauherrn, der selbst in „komfortablen" Verhältnissen lebt, von einem Architekten, der der Mode entsprechend großzügig entwirft, von Leuten also, die nicht in innigem Verkehr mit dem „Konsumenten" stehen und die Bedürfnisse von höherer Stufe aus beurteilen. Selbstverständlich kommt dem die Sehnsucht der Besitzlosen nach dem Luxus der Bessergestellten entgegen. Dabei wird das Kind vergessen. Der Plan der Räume bestimmt die Ausstattung, die guten Löhne und billigen Möbel heutzutage erlauben die Anfüllung der Räume, und kommen Kinder, ist die Not groß.

Ähnliches gilt für den Mittelstand. Manches wird ja heute schon für die äußere Schönheit der Mietskasernen und Straßen, mehr noch für die innere Eleganz der Wohnungen getan. Immer weniger für die Kinder. Ist im Innern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Häuser kaum Platz für sie, draußen auch nicht. Sie sind meist im wahren Sinne des Worts aufs Pflaster gesetzt. Die Kinderphantasie hilft sich, so gut es geht, mit armseligen Spielen in kreidegezeichneten Figuren. Richtige Spiele verhindert der Verkehr oder die Beschaffenheit der Straße. Und sind die Kinder etwas größer, so schämen sie sich der kindlichen Spiele, sie stehen und lungern herum, und in einem Alter, wo sonst die Lust zum Spiel noch stark ist, schlagen sie, allzu frühreif, die Zeit mit „Poussieren" tot. Auch Spielplätze können da nicht immer helfen, wenn man bedenkt, wie ungern sich viele Kinder aus der Nähe der elterlichen Wohnung entfernen.

Da die Kinder draußen keinen Raum finden, so halten sie sich mehr, als wünschenswert, in der Wohnung auf und sind dort eine Last, besonders für die Mutter. In den ersten Jahren kann es manche Mutter sicher nicht übers Herz bringen, ihr Kind auf die Straße zu setzen. Und nun denke man, welche unendliche Mühe und Arbeit in dem Fall ein Kind in seinem Tätigkeitsdrang, der in der Wohnung nicht befriedigt werden darf, seiner Mutter macht. Und da sollte noch große Lust zur Mutterschaft bestehen? Wie anders ist es, wenn die Wohnung zu ebener Erde liegt, in einem noch so kleinen Garten, an einer Straße, in der kein starker Verkehr Gefahren bringt! Da ist der Garten die große Kinderstube, in der die Kinder, kaum daß sie kriechen können, sich ungefährdet den ganzen Tag allein betätigen können. Welche Arbeit wird dadurch der Mutter erspart, trotz aller kalten und feuchten Tage, an denen das Kind nicht ins Freie kann! Unter solchen Umständen ist ein Haus voll kleiner Kinder keine solche Last mehr, daß die Mutter dem zu erwartenden Familienzuwachs mit Schrecken entgegensehen müßte.

Wer sich umsieht und umhört, der wird, was ich gesagt habe, immer wieder bestätigt finden und mit mir zu der Überzeugung kommen, daß die moderne Mietskaserne ohne Garten, obwohl sie allen möglichen Komfort (für Erwachsene!) bietet, genau wie die alte Mietskaserne das Massengrab der ungeborenen Kinder ist und bleiben muß, und daß eine gründliche Besserung nur durch das Einfamilienhaus zu erreichen ist. Und er wird es mit mir bedauern, daß trotz ausreichenden Geländes die Städte mit Rücksicht auf die Hausbesitzer immer wieder Erlaubnis zum Bau vier- oder fünfstöckiger Steinkästen geben, statt durch drei-, zwei- und einstöckige Bauten allmählich zum Einzel- und Reihenhausbau überzuleiten. Natürlich werden — einstweilen wenigstens — die Mietskasernenwohnungen billiger. Deshalb bauen sogar gemeinnützige Gesellschaften Mietskasernen! Aber billiger Bau ist auch zu erreichen, wenn der Bodenpreis ganz niedrig gehalten wird durch die Steuer nach dem gemeinen Wert und die Zuwachssteuer. H. Hein.

Aus der englischen Frauenbewegung. Es ist eine Eigentümlichkeit der Tagesschriftstellerei, daß sie das Ungewöhnliche, Auffällige ungebührlich begünstigt und die ruhige, stetige Kulturarbeit wenig beachtet. Während alle Tagesblätter voll sind von dem Lärm und den Schandtaten der Suffragettes, ist kaum ein einziges Blatt zu finden, das über den friedlichen Fortschritt in der englischen Frauenbewegung sachdienliche Mitteilungen bringt. Und doch sind die Leistungen der Frauen, die durch stille entsagungsvolle Arbeit die Rechte ihres Geschlechts erweitert haben, gerade in den letzten Jahren von besonderer Bedeutung gewesen.

Wie ist es gekommen, daß die Frauenbewegung jetzt die wichtigste der politischen Strömungen in England ist? Die Antwort lautet: Weil die Engländer ein politisches Volk sind. Den Frauen sowohl wie den Männern liegt das Streben nach freier politischer Betätigung im Blute, und die Frauen werden nicht eher nachlassen, bis ihnen

volle Staatsbürgerrechte verliehen sind. Dazu kommt, daß die Engländerinnen seit 80 Jahren eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben gespielt, Erfahrung gewonnen und Tüchtiges geleistet haben.

Das 19. Jahrhundert weist keinen größeren Gegensatz auf als die Stellung der Frau zu Anfang und zu Ende des Jahrhunderts. Die großen politischen Bewegungen zogen Alle, Frauen wie Männer, in den Strom des öffentlichen Lebens. Die Wahlreform von 1832 legte den Grundstein der demokratischen Regierung, mit ihr fing ein neues politisches Leben an. Die Befreiung der Sklaven, die Abschaffung des Getreidezolles, die Umgestaltung des Armengesetzes und die Einführung des Volksunterrichtes begeisterten Frauen sowie Männer; und der endgültige Erfolg dieser Reformen ist großenteils den Frauen zuzuschreiben. Dann bemühten sich die Frauen um eine bessere und gründlichere Ausbildung. 1870 öffneten sich ihnen die Universitäten. Heute gibt es mehr als 500 ausübende Ärztinnen in England; manche Frauen bekleiden Staatsämter, und viele sind im Gemeindedienst angestellt; fast sämtliche — mit Ausnahme von 5 — treten für das Frauenstimmrecht ein. Neue Berufe eröffnen sich jetzt der Frau nach allen Richtungen. Viele werden vom Staat mit verantwortlichen Stellungen betraut; so sind 4 Damen Mitglieder der Krankheitsversicherungskommission, jede erhält ein Jahresgehalt von £ 1000, also 20000 Mark. Vom Ministerium des Innern sind 17 Fabrik-Inspektorinnen mit einem Gehalt bis zu 11000 Mark angestellt. Im Handelsamt sind viele Damen in den höheren Stellungen tätig. Zwanzig wirken in den neuen Stellenvermittlungsbüros für Jugendliche mit einem Jahresgehalt bis zu 9000 Mark. Diese wenigen Beispiele zeigen, daß der englische Staat allmählich anfängt, die Leistungen der Frau gebührend zu werten. E. S.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Vaterländische Bilderbücher. Herausgegeben von Wilhelm Kotzde. **Bismarck.** Mit Bildern von Karl Bauer. M. 1,—. Jos. Scholz, Mainz.

Viebig, Clara: Das Eisen im Feuer. M. 5,—. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Keller, Gottfried: Kleider machen Leute. Geh. M. 0,30; geb. M. 0,70. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Gr. Borstel.

v. Urkull, Woldemar: Das Kriegsgericht. Geh. M. 0,25; geb. M. 0,60. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Gr. Borstel.

Die deutsche Erhebung 1806—1813. Zeugnisse aus großer Zeit. Zur Jahrhundertfeier gesammelt vom Hamburger Volksheim. M. 0,75. C. Boysen, Hamburg.

Mulert, Dr. phil. A.: Neue Botschaft. M. 0,40. Evangelischer Verlag, Heidelberg.

Mulert, Dr. phil. A.: Religion — Weltliebe. Von einem Christen. Evangelischer Verlag, Heidelberg.

Wahl, C.: Das kultur-politische Programm des bayrischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Hertling. M. 0,50. Gebr. Memminger G. m. b. H., Würzburg.

Norman, Angell: Die falsche Rechnung. Was bringt der Krieg ein? M. 1,25. Vita, Deutsches Verlagshaus. Berlin-Charlottenburg.

Hallermeyer, August: Rassenveredlung und Sexualreform. J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.

Blüher, Hans: Wandervogel. Geschichte einer Jugendbewegung. Zweiter Teil: Blüte und Niedergang. M. 2,50. Bernhard Weise, Berlin.

Blüher, Hans: Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. M. 2,—. Bernhard Weise, Berlin.

Streicher, Andreas: Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Eingeleitet und erläutert von Prof. Dr. Georg Witkowski. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Gr. Borstel.

Christen, Dr. Th.: Die großen Seuchen unserer Zeit. Akademischer Vortrag. M. 0,10. Verlag der Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes, Basel.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 18 16. September 1913

Nachruf.

Am 21. August 1913 verschied der Inhaber unsres Verlages Georg Wigand,

Herr Ferdinand Comnitz.

Wir haben in dem feinen, klugen Manne einen lieben Freund verloren. Wir danken ihm für die Treue, mit der er das erste, schwierigste Durchsetzen des „Vortrupp" durch sein Wissen und seine Erfahrung erleichtert hat; beides hatte er in reichem Maße erworben, ist er doch lange Jahre hindurch Vorsitzender des Vereins Leipziger Buchhändler gewesen. Und mit Rührung werden wir stets daran denken, wie er die Freude auszusprechen pflegte, mit der ihm das rasche Emporblühen des „Vortrupp" die letzten schweren Zeiten seines Lebens verschönt hat.

Ferdinand Comnitz wird bei uns nicht vergessen werden: Im Vormarsche des „Vortrupp" ist er gefallen; wir werden seiner gedenken, wenn wir kämpfen, und wir werden seinen Namen ehrend nennen an dem Tage, wo wir werden sagen dürfen: „Wir haben gesiegt".

Hermann Popert,
Hans Paasche,
Reinhard Kraut,
Franziskus Hähnel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Kaiserkommers.

Des Deutschen Kaisers Abneigung gegen das Biertrinken der Studenten ist bekannt. Als in diesem Sommer die deutschen Hochschulen das Regierungsjubiläum des Kaisers feierten, haben es sich deshalb viele überlegt, ob die hergebrachte Form des studentischen Kommerses, also eine große Biertrinkerei, die passende Form sei, grade diesen Kaiser zu feiern. In Bonn, Kiel, München, Straßburg und an einigen anderen Hochschulen unterblieben die Kommerse, in Münster und Marburg ließ man diejenigen Korporationen, die durchaus der Zeit nachhinken und die Mahnworte des Kaisers überhören wollen, die Humpen schwingen, die Studentenschaft als Gesamtheit vermied es indessen, sich daran zu beteiligen, und nur in Berlin und Greifswald benutzten die Rektoren der Hochschule grade diesen Kaiserkommers dazu, man möchte fast annehmen, dem Kaiser zum Trotz, die studentische Trinksitte zu fördern. In Berlin wurden jedem Festteilnehmer 6 Biermarken in Aussicht gestellt und dann an etwa 4000 Studenten je 5 Biermarken ausgegeben, und in Greifswald wurde das öffentliche Frühschoppentrinken auf dem Markt seit dem Kaiserkommers als eine wöchentlich wiederkehrende Veranstaltung vorgesehen.

Es gehört schon eine ungewöhnliche Taubheit dazu, wenn Rektoren preußischer Universitäten in den letzten Jahren nicht gehört haben, daß der Kaiser und preußische König die studentische Trinksitte unterdrückt wissen will. Wenn der Kaiser einen deutschen Studenten sieht, denkt er zuerst immer an das Trinken, als an die wesentlichste Eigentümlichkeit, und was er, wenn er Gelegenheit nimmt zu Studenten zu sprechen, sagt, ist im Grunde für die Studenten so beschämend, daß man sich wundern muß über die Studenten, die heute noch dem Kaiser zu begegnen wagen, ohne ihm sagen zu können, daß sie gleich ihm die Trinksitte bekämpfen. Der Kaiser macht besonders den Korps deutlich den Vorwurf, „Sitten zu pflegen, die in unsere Zeit nicht mehr passen und ein Unglück für unser Volk sind". Dennoch: Rektoren der Hochschulen fördern das Trinken.

In dem Aufsatze von Professor Ponickau, „Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol" (Sonderdruck aus Nr. 1 des „Vortrupp", 2. Jahrgang) ist nachzulesen, wie der Kaiser seit dem Jahre 1910 allein achtmal öffentlich, so, daß es die Zeitungen berichteten, gegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Trinken der deutschen Studenten gesprochen hat. In recht deutlichen Worten, und meist ganz unvermittelt. Und seitdem der Aufsatz erschien, hat der Kaiser schon wieder einmal zu Studenten gegen das Trinken gesprochen. In den „Akademischen Blättern" ist es zu lesen. Am 17. Juni sprach der Kaiser zu einer Abordnung der Berliner Studentenschaft. Ein Mitglied der Abordnung, Hans Michaelis, schreibt darüber: Der Kaiser richtete eine Rede ungefähr folgenden Sinnes an uns:

„Ich danke Ihnen für Ihren Fackelzug, der mir ein Beweis ist, für die Einheit innerhalb der Berliner Studentenschaft. Wenn Sie einmal herangewachsen sind, hoffe ich, daß Sie Ihre Kräfte ganz in den Dienst des Vaterlandes stellen; ich erwarte, daß Sie den Alkoholgenuß wesentlich einschränken werden. Sagen Sie Ihren Kommilitonen meinen Dank."

Diese Rede ist ungewöhnlich deutlich, und ich habe sie mit Absicht vollständig wiedergegeben. Man denke daran, daß sie bei einer feierlichen Gelegenheit gesprochen wurde und daß der Kaiser in dem ungeheueren Trubel jener Feiertage genug zu tun hatte, wenn er jedem, der mit Glückwünschen vor den Thron hintrat, in förmlichen Worten dankte. Dennoch: Der Kaiser sieht Studenten und greift auch diesmal sofort nach der Gelegenheit, etwas gegen den Alkohol zu sagen.

Die deutschen Studenten können nach alledem darauf rechnen, daß der Kaiser ihnen solange das Trinken bei jeder Gelegenheit zum Vorwurf macht, bis sie ihm eines Tages sagen können: „Wir sind dem Rufe gefolgt und gehen dem Volke im Kampf für die Nüchternheit voran."

Es ist, als ob der deutsche Kaiser hinter jenen Leitsätzen stände, die Hermann Popert in Elberfeld den Akademikern Deutschlands zurief:

> „Wir akademisch gebildeten Männer tragen an dem Alkoholelend in Deutschland die schwerste Schuld. Ohne die Vernichtung der deutschen Trinksitten und der Macht des Alkoholkapitals kann die Weltstellung unseres Vaterlandes nicht erhalten bleiben. Sie soll aber erhalten bleiben. Dazu zu helfen sind wir Akademiker eben wegen der schweren Schuld, die uns trifft, in erster Linie verpflichtet."

Was der Kaiser als die wichtigste Aufgabe der deutschen Studenten ansieht, und was er von dem Studenten als erste Tat erwartet, war also bekannt, als die deutschen Hochschulen sich überlegten, wie sie den Kaiser an seinem Jubiläum am besten ehren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

könnten. Mit unübertrefflichem Geschick wählten die Rektoren der Universitäten Berlin und Greifswald grade die Form der Ehrung, die dem Jubilar am unangenehmsten sein mußte: eine große Biertrinkerei. Und der Greifswalder Rektor erkannte das Biertrinken als den wesentlichen Bestandteil der Greifswalder Kaiserfeier, und als wolle er sein schlechtes Gewissen beruhigen, machte er recht bald bekannt, daß dies Trinken auf offenem Markt fortan regelmäßig wiederholt werde.

Das sind die Ereignisse. Sollen sie unwidersprochen bleiben? Soll man zusehen, wie deutsche Professoren, die doch Leiter der Jugend sein wollen, die ernste und berechtigte Mahnung von höchster Stelle beantworten mit einem „Nun grade nicht; § 11!"?

Es ist nicht unwidersprochen geblieben. In Berlin und in Greifswald rührten sich die Studenten selbst und warnten vor dem alkoholischen Treiben, das die Leiter der Jugend planten. Nicht die Korpsstudenten oder die Burschenschaften, die leider an den Aufgaben ihrer Zeit vorbeigehen, nicht sie rührten sich; nein: es gibt abstinente Studenten, Studenten, wie sie auch der Kaiser wünscht, und die taten, was ihre Pflicht war.

Berlin.

In Berlin war der Gang der Ereignisse der: Anfang Januar bildete sich an der Universität zur Vorbereitung der Jubiläumsfeiern ein Ausschuß von Studierenden. In diesem Ausschuß hatten die Korporationen 20, die nichtkorporierten Studenten nur zwei Vertreter, obwohl sie zwei Drittel der Berliner Studentenschaft ausmachen. Obendrein waren die zwei Vertreter der Nichtinkorporierten nicht etwa von der Gesamtheit der Nichtinkorporierten gewählt, sondern von den Vertretern der Korporationen einfach hinzugewählt worden. Die abstinente Studentenverbindung ‚Skuld', die Freischar Berlin und die Vereinigung Berliner Studentinnen waren zu den Wahlen überhaupt nicht eingeladen worden. Da das Programm der Festlichkeiten schon im großen Umriß vorlag und neben dem Festakt in der Aula und dem Fackelzug, ein Kommers genannt war, legten Vertreter dieser drei Korporationen dem Rektor, Grafen von Baudissin, und dem Senat der Universität im Januar ein Gesuch vor, in dem sie baten, von einem Kommers zu Ehren des Kaisers Abstand zu nehmen. Sie beriefen sich dabei auf die Stellung des Kaisers zum Alkohol und überreichten das Vortrupp-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heft mit dem grade erschienenen Aufsatz von Prof. Ponickau. Nach einigen Tagen sagte der Rektor den Bittstellern, ihre Ziele seien ja schön und gut, ein Kommers lasse sich aber unter den bestehenden Zuständen doch wohl nicht vermeiden.

(Wie wundervoll wäre die Gestalt eines Rektors, der gesagt hätte: „Sie haben Recht. Nach dem, was ich da gelesen habe, können wir in der Tat den Kaiser nicht durch einen Kommers feiern. Ich danke Ihnen, daß Sie mich, wenn auch in etwas stürmischer Art, wie es der Jugend eigen ist, darauf aufmerksam machen. Ja, ja, meine Herren und Damen, es ist schwer, sage ich Ihnen, in einem kurzen Menschenleben in einem einzigen Fache etwas Rechtes zu leisten; und fast unmöglich, dabei den Blick auf die Gesamtheit der irdischen Erscheinungen zu richten." Gibt es eigentlich Männer, die so sprechen, so große Männer, nur noch in unseren Herzen?)

Als die drei unzufriedenen Korporationen versuchten, eine Vertretung in den Korporationsausschuß hinein zu bekommen und dadurch Einfluß auf die Art der Feste zu gewinnen, trug man ihnen an, ihre Stimme einem schon im Ausschuß sitzenden Herrn zu übergeben, der, besonders wenn er „trainiert", selbst einmal sechs Wochen lang ohne Alkohol lebt. Darauf verzichteten die Antragsteller natürlich. Denn der nationale Kampf gegen den Alkohol ist ihnen kein dummer Scherz.

Die Verbindung „Skuld" aber verteilte in der Woche vor dem Kommerse an allen Berliner Hochschulen und wissenschaftlichen Instituten Flugblätter: den Aufsatz von Avenarius, „C_2H_6O und Begeisterung" in 16 000 Abzügen. Der Mimir-Verlag hatte dies Flugblatt aus dem „Kunstwart" drucken lassen.

Am Abend des Kommerses ließen „Skuld" und die „Freischar Berlin" die Mürwicker Kaiserrede am Saaleingang verteilen.

Auf dem Kommerse bekam jeder Teilnehmer fünf Freibiermarken. Jedes Glas enthielt $^4/_{10}$ l, wofür man gewöhnlich 15 Pf. bezahlt. Wenn 4000 Studenten teilnahmen, wurde also für 3000 M. Bier ausgegeben. Diese Biermarken wurden aus dem allgemeinen Studentenfonds bezahlt, zu dem jeder Student beisteuern muß. Der Fonds soll allgemein studentischen Interessen dienen (z. B. zur Errichtung von Sporthallen), bedürftige Studierende unterstützen und allgemeine studentische Feiern bestreiten.

Die unglaubliche Nachricht kam zuerst als Gerücht auf. Um sich Gewißheit zu verschaffen, gingen der Bundesvorsitzende des deutschen Bundes abstinenter Studenten, der Student Schallert, und der Student O. Behncke von der Freischar Berlin, ohne sich in Vorzimmern einschüchtern zu lassen, zum Rektor hin. Der Rektor hatte sich bereits mit dem Universitätsrichter bewaffnet und erwartete deshalb in Ruhe den Angriff auf seine Würde. Dieser Angriff erfolgte, obwohl die Übermacht des Feindes in befestigter Stellung sogleich deutlich war, und der eine der Studenten bat um Aufklärung, aus welchen Mitteln die Freibiermarken bezahlt worden seien, es sei nämlich ein Gerücht im Umlauf, das behaupte, die Marken seien aus dem Studentenfonds bestritten worden.

Der Rektor gab das zu und gab dann sogleich dem Richter, als dem Geschützmeister, Feuererlaubnis. Und der hatte zufällig schon geladen und traf mit einem „Verweis in aller Form" wegen ungehöriger Fragestellung an den Rektor.

Militärisch zweifellos ein sehr erhebendes Schauspiel. Denn es erfreut immer, zu sehen, daß jemand, der Pulver hat, auch knallen kann. Aber akademisch weniger bewundernswert.

* * *

Es gab einmal eine Zeit, da waren die Professoren selbst Bierbrauer und hatten ihren Lebensunterhalt davon, den Studenten Bier zu verkaufen, doch diese Zeit ist vorbei, und wir wissen ja, daß der Rektor der Berliner Universität dieser Zeit nicht angehört. Ganz gewiß aber gehört er, da er den Biermarkenfehler zuließ, ebensowenig wie der Universitätsprofessor Roethe (der den Bierkomment als ein Mittel preußischer Disziplin feiert) der Gegenwart an.

Und das sehen wir: Es kann jemand Hochschulprofessor und Rektor sein und das Recht haben, junge Leute disziplinarisch zu bestrafen, und braucht von den Aufgaben der Gegenwart keine Ahnung zu haben. Und braucht nicht zu fühlen, daß die Handlung, die er bestraft, die schönste Blüte akademischer Freiheit ist.

Oder was ist denn akademische Freiheit? Und worauf kann sich der Akademiker etwas zugute tun? Etwa, wenn ein Student der Medizin, obwohl er die Physiologie des Alkohols kennt, fünf Gemäße Bier in seinen Verdauungsweg leitet? Ist das jene stolze akademische Freiheit?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich dachte sie mir anders. Wenn das Volk an den Fesseln veralteter Sitten trägt, dann sei es der Akademiker, der kraft seiner Erkenntnis das Recht haben soll, für seine Person die Fesseln zu sprengen und anders zu tun, so daß er als erster dem Volke mit neuem Beispiel vorangehe. Denn eine Freiheit, die einen Teil des Volkes von dem ganzen Volke unterscheidet, hat nur Berechtigung, wenn sie ihre Träger befähigt, etwas zu erreichen, was dem ganzen Volke zugute kommt und was ohne diese Freiheit nicht zu erreichen wäre.

Die Sitte ist es vor allen anderen Dingen, die fest im Volke sitzt und zum Hemmnis werden kann, wenn es kein Mittel gibt, sie aufzufrischen. Ein solches Mittel ist die akademische Freiheit.

Und der Leiter einer Hochschule soll es sich reiflich überlegen, ehe er sagt, unter bestehenden Zuständen könne man einen neuen, besseren Weg nicht gehen.

Wie soll sich denn ein junger Mensch die akademische Freiheit vorstellen, wenn der Leiter einer Hochschule Studenten, die eine erkannte Wahrheit in die Tat umsetzen, mit kleinlichen Strafen belegt?

Aber sagen wir nur, wie wirs herausmerken: die Strafe diente nur dazu, die Autorität der Universitätsbehörde zu stützen. Das wird in Berlin wohl notwendig gewesen sein. Wir wissen es nicht.

Was ist denn, fragen wir weiter, eine Universität? Was sind Fakultäten? Was Freiheit der Wissenschaft? Von solchen Dingen hört man doch. Nun, es scheint ein großer Schlafsaal zu sein, in dem alte Leute ruhen. Und über den Türen stehen einige Phrasen, die von außen bewundert werden.

Fünf Freibiermarken: Mußte eine medizinische Fakultät nicht einschreiten, weil die Hochschule selbst zum Genuß einer Biermenge verleitet, die von der Wissenschaft längst als unmäßig bezeichnet wurde?

Ein Bierkommers: Da treibt doch grade an der Berliner Universität immer irgendein Gelehrter Hohenzollernsche Hausgeschichte. Und dabei spielt zweifellos auch die Denkart und Lebensweise des jeweils regierenden Hohenzollern eine gewisse Rolle. Sollte der Historiker, der die Gelegenheit hat, ein Stück Hohenzollerngeschichte mitzuerleben, und zwar das neueste, modernste Stück, nicht herausgehört haben, welche Art des Feierns dem Kaiser eine wirkliche Ehre gewesen wäre?

* * *

Fürst Metternich in der Westentasche.

„Ist doch das deutsche Studententum, in seiner elementaren Begeisterungsfähigkeit für alles Gute und Große, eine unversiegliche Quelle unserer Volkskraft." So sprach der Rektor der Greifswalder Universität, Prof. Dr. jur. Stampe auf offenem Marktplatze beim Glase Bier. Betrachten wir, was er tat, um die Quelle zu verstopfen.

Am 24. April 1913 gründeten vier frühere Mitglieder der Dessauer Germania, des Bundes abstinenter Schüler, und ein anderer abstinenter Student die Ortsgruppe „Wiking", Greifswald, des deutschen Bundes abstinenter Studenten.

Der § 2 der Satzungen nennt als Zweck des „Wiking":

1. An der Hochschule den Grundsatz völliger Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken zu vertreten;
2. Die Jugendabstinenz nach Möglichkeit zu fördern!
3. Den studentischen Trinksitten eine gesunde Geselligkeit entgegenzusetzen.

Die Satzungen des „Wiking" wurden von dem verdienten Rektor Dr. Oldenberg ohne Bedenken genehmigt.

Es ist klar, daß der „Wiking" in Gegensatz zu der Universitätsbehörde kommen mußte, sobald die Behörde die Trinksitte irgendwie förderte, und der Wiking dann seine Grundsätze vertrat.

Der neue Rektor, Dr. Stampe wollte das studentische Leben fördern und wußte nicht, daß ernste völkische und sittliche Rücksichten es heute jedenfalls verbieten, ein Studentenleben zu fördern, das auf Sitten aufgebaut ist, die nach des Kaisers Wort „einer andern Zeit angehören". Er wußte das nicht, weil er wohl selbst noch nicht der heutigen Zeit angehört.

Er verstand unter studentischem Leben auch die Trinksitte und den Bierkomment.

Und deshalb war es ihm schon nicht angenehm, als die abstinenten Stundenten ans schwarze Brett ein Flugblatt hefteten, das die Sätze enthielt:

„Wahre Kraft soll treten an die Stelle des unfähigen Bierheldentums, das uns in der Welt zum Gespött macht; wahre, edle Lebensfreude an Stelle des geistverödenden und gesundheitzerstörenden, unreinlichen Kneipenlebens."

„Die heutige studentische Geselligkeit befindet sich im Stadium verknöcherten und verflachten Epigonentums. Sie zwingt den einzelnen mit tyrannischer Gewalt, gegen seinen besseren Geschmack in ihr ausgetretenes Geleise."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Solche Sätze können einem Rektor nicht gefallen, der einen Kaiserkommers veranstalten und den Senat bestimmen will, die Sitte des öffentlichen Biertrinkens auf dem Markt von Jena nach Greifswald zu übertragen.

Als das Pflaster auf dem Fischmarkt aufgerissen wurde und Tische und Bänke für den Kaiserkommers aufgestellt wurden, beschlossen der Vortrupp Greifswald und der „Wiking" dagegen vorzugehen. Am Tage vor dem Kommerse wurden der Negerbrief: „Wie die Deutschen ihren König feiern"*) und die Mürwicker Kaiserrede verteilt. Das beeinträchtigte den „würdigen" Verlauf des Kommerses ein wenig. Die Trunkenheit war nicht so groß, wie sie bei einer so groß geplanten Bierfeier hätte sein können.

Der „Wiking" wurde vor den Rektor geladen und gefragt, wer für die Verteilung der Flugschriften verantwortlich sei, wer sich also unterstanden hatte, im Sinne des deutschen Kaisers zu wirken? Da der Wiking in seiner Gesamtheit und die Vortruppgruppe verantwortlich waren, erhielten die Vorsitzenden, die Studenten Arndt und Breust, einen Verweis, wobei sich der Rektor auf die Vorschriften für die Studierenden berief. Darin heißt es, die Disziplinarbehörde habe das Recht, gegen Studierende Disziplinarstrafen auszusprechen, wenn sie Handlungen begehen, welche die Sitte und Ordnung des akademischen Lebens (also auch den Trinkkomment!) stören oder gefährden. Und besonders soll mit Disziplinarstrafe geahndet werden: „Verletzung der den akademischen Behörden und Lehrern gebührenden Achtung, und Störung der Ordnung und Ruhe oder Verletzung des Anstandes in den Universitätsgebäuden und Anlagen."

Wer zweifelt, daß da Handhaben genug gegeben sind, gerade dem Kampf für Nüchternheit eins auszuwischen! Und die bestraften Studenten sehen jetzt in ihrem Abgangszeugnis die Worte: „Vergehen gegen Sitte und Ordnung, Achtungsverletzung gegen Lehrer." Ohne ein Wort der Erläuterung!

Daß die Studenten einen Fehler gemacht haben, ist klar; und der „Wiking" hätte, als feststand, daß der neue Rektor die studentische Trinksitte fördern wolle, sich sofort auflösen müssen. Die Mitglieder hätten erklären müssen, daß Rücksicht gegen die Autorität des Rektors ihnen verbiete, Satzungen aufrecht zu erhalten, in denen

*) Siehe Vortrupp Nr. 11, 2. Jahrgang.

der Kampf für die Ziele des Kaisers, also das Gegenteil von dem, was der neue Rektor erstrebe, der Grundgedanke sei. Eine Verbindung aber, die wegen ihrer Art, fortwährende Reibung mit dem obersten Beamten der Hochschule zu erwarten habe, sei selbstverständlich ein Unding.

Der „Wiking" hatte also die Wahl, für die Zeit der Amtsdauer des Professors Stampe zu verschwinden, oder seine Mitglieder mußten gewärtigen, in fortwährender Reibung mit der Universitätsbehörde Strafe auf Strafe zu bekommen.

Nach dem Kommerse, der mit seinen Reden und Folgen ein echter Bierkommers war, vertraten der Abstinent Pastor Prollius aus Niepars und der Guttempler Bürckbüchler die Sache der bedrängten Studenten und forderten den Rektor auf, das Mißverständnis zu beseitigen, als sei er ein Gegner der Ziele des „Wiking".

Der Rektor äußerte, er könne das nicht, es sei aber alles in bester Ordnung, wenn der „Wiking" sich in Zukunft jeder Propaganda enthalte, die die Achtung vor den akademischen Behörden verletze.

Das hieß also, der „Wiking" sollte aufhören, seine Ziele zu vertreten. Denn, wie wir sahen, mußte jedes Eintreten gegen die Trinksitte die Achtung vor einer Behörde verletzen, welche den Trinkkomment pflegt.

Die Anrede des Rektors einer Hochschule ist „Magnifizenz". Man muß sich daran erinnern, um die folgenden Ereignisse würdigen zu können.

In einem „Eingesandt" in der „Greifswalder Zeitung" wurde dem „Wiking" „Wortheldentum und jugendliche Pose" nachgerühmt. In der Erwiderung sah sich der Vorsitzende der abstinenten Studenten, der Student Fritz Schmidt, veranlaßt, zu erklären, daß der Sinn der vom „Wiking" verteilten Flugblätter mißverstanden sei, „die Flugblätter" schrieb er, „sagten vielmehr unzweideutig: Wir verurteilen eine mit Völlerei verbundene Kaiserfeier; wir halten überhaupt diese Art des Festefeierns für unzeitgemäß und unreinlich; wir wenden uns dagegen, daß die Akademiker dem Volke mit schlechtem Beispiele vorangehen."

Herr Professor Stampe sah in diesen Sätzen der Erklärung eine Achtungsverletzung gegen die Universitätsbehörde und „sah sich gezwungen", den Studenten Schmidt mit drei Tagen Karzer zu bestrafen.

In dem ausführlichen Urteil heißt es, der „Wiking" habe gegen die akademischen Gesetze verstoßen, als er die Vortruppflugschrift ‚Wie

die Deutschen ihren König feiern', verteilen ließ. „Denn der Inhalt dieser Flugschrift, welche studentische Sitten in gehässiger Weise verspottet, mußte aufreizend auf die Studentenschaft wirken" (so daß weniger getrunken wurde, als zum würdigen Verlauf eines Kommerses nötig war). Das Urteil sagt außerdem:

„Der Kommers war von Rektor und Senat angeordnet, im Einverständnis mit dem Herrn Kultusminister."

(Das mag richtig sein; alles Hergebrachte bekommt im Geschäftsgang noch seine Bestätigung von oben, auch wenn es zum Untergange reif ist; ein Rektor aber, der wirklich auf den Kultusminister hört, mußte beachten, daß gerade der Kultusminister wenige Wochen vor dem Kaiserjubiläum dem Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung die wärmste Teilnahme entgegengebracht hatte. Damit hat also auch der Kultusminister die Achtung vor jeder trinkfreundlichen Universitätsbehörde verletzt.)

Das Urteil spricht dann von unmotivierter Verletzung der Achtung, von dem Rektor, der „im Gegenteil", der Nüchternheitsbewegung „Sympathie entgegenbringe" und von Ähnlichem. Aus diesen und anderen Gründen „haben Rektor und Universitätsrichter noch einmal Milde walten lassen" und den Verstoß (der in einer Verteidigung gegen einen Angriff bestand!) „nur" mit drei Tagen Karzer geahndet.

Der Rektor aber, der nun einmal die studentische Zecherei zu seiner eigensten Sache gemacht hatte, mußte in jenen Tagen jedes harte Wort strafen, das gegen die Trinksitte fiel. Deshalb erregte ihn ein Aufsatz: „Vortrupp und Zeitgenossen," der im „Wiecker Boten" erschien und von Narren und verächtlichen literarisch Verbildeten sprach, die den Helmut Harringa ablehnen und jene heilig ernste Satire, den Negerbrief, in Grund und Boden rülpsten. „Möge Euch hochnäsiges Gesindel der Teufel holen."

Magnifizenz fühlte sich getroffen, bekam aber sein Gleichgewicht wieder, indem er den Verfasser mit einem Verweise bestrafte.

Trotz aller Milde der Strafen gärte es in den Gemütern der jungen Leute, deren Lebensanschauung mit jenen Strafen gemeint war, und der Student Wilhelm Gädeke, der Schriftwart des Vortrupp Greifswald, sammelte Unterschriften für ein Zeitungs-„Eingesandt": „Studentenrecht".

Das Eingesandt war schon gesetzt, als ein Telefongespräch des Rektors mit den Schriftleitungen der Zeitungen den Abdruck verhinderte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier aber ist das Wichtigste aus dem Wortlaut:

„Wir wissen, daß den Studenten in solchen Fällen kein Rechtsweg offen steht, und erklären darum an dieser Stelle vor der Öffentlichkeit:

1. Daß wir mit jedem einzelnen Wort aus dem ‚Eingesandt' unseres Kommilitonen Fritz Schmidt voll und ganz einverstanden sind.

2. Daß hier, nach unserer Überzeugung nicht Bestrafung irgend eines Vergehens vorliegt, sondern der Versuch, eine unbequeme, weil völlig andersgeartete, Lebensauffassung einer Minorität mit zufällig zur Verfügung stehenden Gewaltmitteln zu unterdrücken.

3. Daß die Forderung beständiger Achtung nur durchführbar ist, wenn auch der andere Teil sich bewußt ist, mit dieser Forderung auch Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Andernfalls ist das Ergebnis Heuchelei, und solcher Heuchelei wollen wir uns nicht schuldig machen.

4. Daß wir uns, von übelwollenden und engherzigen Vorgesetzten, die unsere helfenden Führer und Berater sein sollten, lieber unsere äußere Laufbahn vernichten lassen, als die innere Freiheit der ehrlichen und aufrichtigen eigenen Meinung, die wir als den wesentlichen Bestandteil der akademischen Freiheit ansehen und ohne die wir nicht leben wollen."

So weit die mannhaften Worte deutscher Studenten.

„Unsern deutschen Studenten macht uns kein Volk der Erde nach." Das war so etwa der Inhalt der Rede, die der Rektor auf dem Fischmarkt hielt. Leider meinte er dabei das Phrasendreschen, Fackelzug und Salamander und nicht den Mut der eigenen Überzeugung. Und als Geheimrat Loeffler den Altreichskanzler in hohen Worten feierte, da mag er verstohlen unter die Tischplatte geklopft haben: „unberufen, solche Rebellen, wie den jungen Bismarck, gibt es jetzt unter Studenten nicht mehr." Der Himmel behüte einen Disziplinarmächtigen vor der Sorte. In der Geschichte allerdings macht sie sich ganz nett. Aber e i n e r alle hundert Jahre gibt unsern Couleurstudenten Stoff genug, sich ‚in diesem Sinne' auf ihn zu berufen.

Nicht bei den Bierpflichten, in der Vorlesung bei Schwarz, wenn er in begeisterten Worten Fichtesche Philosophie vorträgt, zeigt sich, ob es in Greifswald noch deutsche Studenten gibt. Die d a gähnen und die Bänke mit Kreisen oder Vierecken bekritzeln, die mögen abends die Zufriedenheit des Fuchsmajors finden, sie sind aber nicht wert, deutsche Studenten zu heißen. Und von ihnen hat das werdende Deutschland nichts zu hoffen.

Daß es noch andere gibt, zeigt die Haltung der Greifswalder Kämpfer. Die horchen auf, wenn gesprochen wird von Pflichten gegen das Vaterland. Und keinem Metternich in der Westentasche kann es gelingen, auch diese Unbequemen in dem studentischen Bierstrom untertauchen zu lassen.

Hans Paasche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von der Bedeutung der deutschen Schutzarbeit.

Warum schenkt man im Deutschen Reiche den nationalen Kämpfen an der Ostgrenze und zumal in Österreich noch immer nicht die gebührende Aufmerksamkeit? Es sind doch Geschehnisse von solcher Bedeutung für unser Volkstum, daß die meisten anderen im Vordergrunde stehenden Fragen nicht entfernt heranreichen. Es handelt sich dabei so sehr um die Zukunft unseres ganzen deutschen Volkes, daß dieser große Völkerkampf gegen das Slawentum im Osten zur allgemeinen Volkssache werden muß, wie vor hundert Jahren der Kampf gegen Napoleon. Ja, gegenüber den stark hervortretenden allslawischen Gegenseitigkeitsbestrebungen kann immer nur die zielbewußte Anbahnung einer germanischen Gemeinbürgschaft als ausreichendes Gegengewicht bezeichnet werden.

Eine Ursache der zu geringen Einschätzung der nationalen Vorgänge in unseren Ostlanden liegt zweifellos in der gegenwärtigen Umgrenzung des Deutschen Reiches. Die Abtrennung des größten Teiles der national gefährdeten Grenzlandschaften hat das Augenmerk vom deutschslawischen Völkerkampf abgelenkt und zu ausschließlich dem Wettbewerb mit den westlichen Nachbarvölkern auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete zugewendet. Das ist zugleich auch die Richtung, in der sich die großen reichsdeutschen Geld- und Industriemächte auswirken. Da aber im Westen die Volksgrenzen fest und klar gezogen sind, so spielt sich hier das Ringen der Völker nicht in der Form nationalen Eindringens und Vordringens ins Nachbargebiet oder der Abwehr feindlicher Vorstöße ab, sondern als ein Einsetzen und Anspannen der staatlichen Macht. Deshalb ist den meisten Reichsdeutschen der eigentliche Völkerkampf, wie er sich auch ohne Eingreifen des Staates abspielen kann, gar nicht geläufig. Erst der Fortgang der Dinge in den preußischen Ostmarken hat etwas Besserung gebracht und gleichzeitig manches früher leichthin gesprochene Urteil über die Stellung der Deutschösterreicher beseitigt.

Die Nachrichten, die vom Völkerkampfe des deutschösterreichischen Stammes — der dessen Bedeutung übrigens selbst nicht sogleich einsehen konnte — in die reichsdeutsche Öffentlichkeit dringen, sind häufig darnach angetan, bei dem Uneingeweihten den Eindruck des Kleinlichen und Bedeutungslosen zu erwecken. Da konnten Meinungen entstehen, als ob es sich bei dem ewigen Einerlei solcher Berichte immer nur um ein paar Kanzleidienerstellen bei staatlichen Ämtern in Prag oder sonstwo handle oder um deutsche Straßentafeln in Laibach oder um ein gestörtes Turner- oder Sängerfest oder gar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur um mutwillige Studentenkrawalle. Was bedeutet das im Vergleich mit Gegenüberstellungen der deutschen und englischen Flottenmacht und ihrer Verstärkungen, des deutschen und englischen Wirtschaftslebens, der deutschen und französischen Bevölkerungsbewegung und Wehrmacht? Bei dem Wettbewerb der Staaten bleibt der Blick viel mehr auf das Ganze gerichtet. Beim Ringen von Volk zu Volk geht Alles viel langsamer und unmerklicher vor sich und in einer unübersehbaren Menge von Einzelkämpfen von Stamm zu Stamm, Bezirk zu Bezirk, Gemeinde zu Gemeinde, ja von Mann zu Mann. Und doch kommt dem Streite der Völker die entscheidende Bedeutung zu: Staaten vergehen, Völker bestehen.

Nur wenn man den Blick auf das Ganze richtet, gewinnt man die rechte Stellung zu den deutschslawischen Völkerkämpfen, in denen wir stehen. Was bezeichnen die Geschichtschreiber unseres Volkes als die größte und nachhaltigste deutsche Tat? Über allen Glanz der Siege und Persönlichkeiten, der Römerzüge und Kreuzfahrten, der Staatengründungen und Kaiserkronen hinweg: die Besiedlung des deutschen Ostens, durch die drei Fünftel unseres heutigen Volksbodens unserem Volke erst gewonnen wurden. Wir leiden noch heute unter der Schmalheit und geringen Breite unseres Volksgebietes gegenüber dem Spielraum etwa des russischen Volkes. Was wären wir aber ohne die Erwerbung des vordem slawischen Ostlandes?

Das Gesamturteil unserer berufenen Geschichtsforscher ist noch viel zu wenig in das Bewußtsein des Volkes gedrungen. Schon in der Schule müßte es der Darstellung unseres nationalen Werdegangs die Richtung weisen. Auch die Art und Weise, in der diese Volksausbreitung erfolgte, ist erst ziemlich spät Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung geworden und unserer Jugend viel weniger bekannt als die Kolonisationsweise der Griechen oder die Besiedlung des wilden Westens von Amerika. Wie weit sind wir selbst im deutschen Nationalstaate von einer wirklich national gerichteten Jugenderziehung entfernt! Befaßt man sich mit der Großtat unserer Vorfahren, so staunt man immer wieder, wenn man zum Beispiel in der Geschichte des Karpathendeutschtums von F. R. Kaindl vernimmt, daß nicht nur Krakau und Lemberg, sondern sogar Kiew deutsches Stadtrecht und Bürgertum hatte und daß über Siebenbürgen hinaus selbst in Rumänien ein deutsches Grafentum bestand.

Wir wundern uns umsomehr, wenn wir erwägen, daß diese große nationale Tat unseres Volkes eigentlich ohne nationale Beweggründe geschah. Auf Grund ihrer natürlichen Lebenskraft sind die deutschen Bauern bayrischen Stammes in den Alpenländern von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tal zu Tal, von Hof zu Hof vorgedrungen, die Slowenen vor sich hertreibend wie ein Gletscher das Geröll. Infolge ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit wurden deutsche Ackerbauer in die Grenzwaldlandschaften der Slawenreiche berufen zur Gründung zinstragender Dörfer oder, wie in Südungarn, selbst als Schutzwall gegen die Feinde. Durch ihre berufliche Leistungsfähigkeit gelang es den deutschen Kaufleuten und Handwerkern, weit hinein in den Osten, mitten in volksfremder Gegend, deutsche Städte zu errichten und Jahrhunderte hindurch aufrecht zu erhalten. Diese alte Form der Landnahme dauerte bis in die neueste Zeit fort, bis zur Zeit Maria Theresias und Kaiser Josephs II.; ja, von einzelnen triebkräftigen Stämmen, wie den Banater Schwaben, wird sie in der unmittelbaren Gegenwart noch aus eigener Kraft fortgeführt, wovon die deutschen Ansiedlungen in Bosnien Zeugnis geben.

Unter veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen ließen sich freilich viele von diesen Gründungen nicht halten. Deutsche Städte wurden vom slawischen Umland überwuchert, als die scharfe Abgrenzung und Sonderstellung der Städter fiel. Kleinere ländliche Sprachinseln gingen unter, als der neue, weiter ausgreifende Verkehr die kleinen selbständigen Wirtschaftsgebiete auflöste. Auch der Niedergang der deutschen politischen Macht und das Erstarken des slawischen Volksbewußtseins spielten bekanntlich eine verhängnisvolle Rolle. Ein wichtiger Grund des Rückganges lag aber gerade darin, daß die ganze alte Siedlungstätigkeit nicht auf nationale Ziele ausgegangen war.

Nicht dorthin wandten sich die deutschen Ansiedler, wo es möglich schien, geschlossene völkische Ansiedlungen, womöglich unter Anlehnung an ein vorhandenes breites deutsches Hinterland, zu schaffen, sondern jeder Trupp zog dorthin, wo es ihm gerade günstig zu sein schien, wo er seine Arbeit am besten zu verwerten hoffte, ja, wo es ihm eben gefiel. Das ist die unverkennbare Art deutschen Sondergeistes, die dem Römer Tacitus schon an der Anlage der altdeutschen Höfe auffiel und die auch bei der deutschen Auswanderung nach Amerika im Spiele war, so daß von all den Millionen hinübergewanderter Volksgenossen nur ganz wenige geschlossene Siedlungen begründet wurden. So haben wir im ostdeutschen Grenzland zahllose unzusammenhängende Sprachinseln und Halbinseln, darunter ganz unglaublich vereinsamte und verlassene deutsche Einschiebsel, so daß der ganze Osten aussieht wie ein einziges Trümmerfeld. Es war eben, vom nationalen Standpunkt beurteilt, alles eher als eine planmäßige Siedlungsarbeit. Freilich wirkte — eher Südamerika als Nordamerika vergleichbar — lange die wirtschaftliche und kulturelle Überlegenheit der Deutschen er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haltend und bewahrend, und die Geltung der deutschen Macht und Kultur, sowie die deutsche Führung des österreichischen Staatswesens war über dem Ganzen ausgebreitet wie ein schützender Schleier, alle einzelnen Außenposten leise verbindend.

Was bedeutet nun im Zusammenhalt damit die deutsche Schutzarbeit unserer Tage? Nichts anderes als eine Weiterführung und Ergänzung der größten geschichtlichen Tat unseres Volkes. Unter Anpassung an die wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Veränderungen muß die Breite der deutschen Ostsiedlungen nach völkischen Gesichtspunkten von Grund auf neu geordnet und eingerichtet werden, wenn auch heute sicher dastehende und Dauer verheißende Gebiete erzielt werden sollen. Diese Absicht ist in ihrem vollen Umfang freilich nur durchzuführen, wenn neuerdings aus dem Innern des deutschen Mutterlandes Ansiedler kommen, mit deren Hilfe nicht nur die weniger bedrohten alten Ansiedlungen geschützt und abgerundet, sondern auch durch Brücken und Verbindungsglieder die verlorenen Posten neu belebt und gestärkt werden können. Die Lage ist freilich erschwert durch die von slawischer Seite eingeleitete Gegenbewegung, die zur Durchsetzung zusammenhängender deutscher Landstriche mit rührigen gegnerischen Minderheiten geführt hat. Aber es ist eines Volkes von der Größe und Kraft des deutschen nicht würdig, immer nur an Abwehr zu denken. Es müssen auch im heutigen Deutschtum noch Kräfte vorhanden sein, die es, wenn nur einmal der Wille erwacht ist, gestatten, die Fahnen wieder voranzutragen. Es kann der große Kampf für das ganze Volk nicht immer nur einer nach allen Seiten beschäftigten Vorhut allein überlassen bleiben, den Deutschösterreichern, sondern das ganze Deutschtum muß hier mit allen seinen Mitteln auf den Plan treten.

Was nützen schließlich Kolonien in Afrika, was nützt die Steigerung des reichsdeutschen Handels, die Erhöhung von Bildung und Kultur, die Zunahme des Wohlstandes und Nationalreichtums, wenn trotz allem das Ergebnis von Jahrhunderten deutscher Geschichte wieder verloren ginge? Wenn wir da die deutsche Sache nicht wieder vorwärts bringen, dann haben wir daran ein ähnliches Zeichen schwindender Volkskraft wie die Franzosen am Stillstand ihrer Volkszahl. Angesichts der großen deutschen Aufgaben im Osten erkennt man am allerschärfsten die Notwendigkeit einer ganz gründlichen Änderung der deutschen Sitte und Lebensführung im Sinne einer Erhöhung unserer persönlichen und völkischen Tüchtigkeit. Während wir für diese Erneuerung und Kraftsteigerung des deutschen Wesens mit allen Mitteln arbeiten, müssen wir doch auch gleichzeitig mit lauten Fanfaren unser ganzes Volk zu seinem heiligen Werk im Osten aufrufen. **Emil Lehmann.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Homer.

I.

Auf Trojas blutgetränkte Ebene senkt sich die Nacht. König Priamos, der ausgezogen ist, die Leiche des Sohnes aus seines Besiegers unnahbaren Händen zu lösen, hemmt sein Gespann am Fluß und tränkt die Rosse. Da tritt zu ihm, von Zeus gesandt, in der Gestalt eines Griechen Hermes, der freundliche Geleiter. Des Herrschers erste Frage an den Fremdling gilt seinem Sohn: liegt er noch bei den Schiffen oder hat ihn Achill schon den Hunden zum Fraß vorgeworfen? Nein, entgegnet der Gott, unversehrt ist er zwölf Tage geblieben, keine Verwesung berührt Hektors Leib, kein Wurm nagt an ihm; hat ihn gleich jener erbarmungslos um das Grabmal des Freundes geschleift, doch liegt er frisch und tauig, unbefleckt, und seine Wunden sind alle geschlossen. Also sorgen für ihn auch im Tode die seligen Götter . . . . .

Die Worte stehen im vierundzwanzigsten Gesang der Ilias, dem erhabenen Schlußakkord des mächtigsten Gedichts der Menschheit. Wir dürfen sie aber auch (der junge Goethe hat es zuerst in einer kleinen Rezension getan) auf Homer selbst beziehen. Seit zweieinhalb Jahrtausenden haben sich viele Speere in den heiligen Leib dieses Kunstwerks gebohrt: zerfetzt hat man ihn, durch Staub und Kot geschleift, geschändet, zerstückelt, verworfen, schließlich sorgsam präpariert und in (nicht immer echten) Spiritus gesetzt. Heute aber ist er herrlich, wie am ersten Tag. Also, uns zum Heil, sorgten für ihn die seligen Götter . . .

Teilhaft dieses Heils wird freilich nur, wer die Dichtung in ihrer eigenen Sprache gründlich verstehen gelernt und sich so vom Gabentisch, den das Leben uns aufbaut, eins der besten Geschenke genommen hat. Vielen nötigt nun allerdings die Schule diese Gabe sehr gegen ihren Willen auf; aber die grimmige Verachtung, womit sie dann die Perle von sich schleudern, um dafür recht nach Kinderart allerlei bunte Glasscherben aufzulesen, beweist nur den Wert des Verschmähten. Daß Jedermann griechisch lerne, ist weder notwendig noch wünschenswert. Wohl aber darf das Griechische nie ganz aus unserem Bildungskreis verschwinden, seine Verbreitung nie unter ein gewisses Maß sinken. Es handelt sich dabei keineswegs, wie auch kluge Leute meinen, um die Aneignung gewisser antiquarischer Kenntnisse, die man ebenso gut bei den Ägyptern, den Babyloniern oder den alten Indern finden könnte — dann wäre jede Stunde unverzeihliche Verschwendung — sondern durchaus um das Erfassen und bessere Verstehen der Gegenwart. Dazu dient uns die Antike insofern, als sie

alle zeitlos menschlichen Dinge und Probleme in wesentlich klareren, weil einfacheren und abgeschlossenen Formen zeigt. Die hellenische Kultur ist ein ganz unentbehrlicher Bestandteil unserer geistigen Ökonomie; unsichtbar, wie der Sauerstoff in der Luft, wirkt sie in allem, was wir denken und schaffen. Nur daß die Einen es wissen und die Anderen nicht.*)

Eine vielleicht notwendige persönliche Bemerkung: in meinen Worten macht sich kein oft enttäuschtes Pädagogenherz Luft; ich bin weder Philologe noch überhaupt Gelehrter. Ich bekenne nur eine Liebe zu den Alten und zu Homer insbesondere, die mir und manchem Schulkameraden von ausgezeichneten Lehrern eingepflanzt worden ist. Die Dankbarkeit, die wir ihnen dafür zu schulden glauben, ist mit den Jahren nur gewachsen. Zu den Modetendenzen dieser Tage fügt sich das schlecht: aber wir sind mit Bewußtsein und mit Genuß rückständig.

Neulich ist ein kleines Buch „le grec sans larmes" erschienen; ein französischer Professor sucht darin die preisenswerte Methode des schmerzlosen Zahnziehens auf die Erlernung der griechischen Sprache zu übertragen. Ganz ohne Schweiß und Tränen wird es aber doch schwerlich abgehen. Die guten Dinge haben nun einmal die Eigenheit, daß sie erarbeitet sein wollen. Auch unter den Nicht-Philologen finden sich indessen noch Sonderlinge, denen allein Ilias und Odyssee alle Pein reich lohnen.

Im übrigen gibt es Übersetzungen, denen man nichts weiter vorwerfen kann, als daß es eben Übersetzungen sind. Voß hat, nehmt alles nur in allem, sicher das Menschenmögliche geleistet. Die Treue, womit er dem Dichter folgt, ist bewundernswert. Aber es fehlt (und muß fehlen) der innere Rhythmus, der an- und abschwellende, bald friedlich gleitende, bald donnernd rauschende Fluß, womit jene Verse majestätisch dahinströmen; es fehlen Farbe, Duft und Klang. Was in der Übertragung, eingezwängt in die unserer Muttersprache grausam abgepreßten Hexameter, ledern, überladen, affektiert herauskommt, hat einmal in griechischen Ohren schlicht und klar und selbstverständlich geklungen. Und kann heute noch uns ein wenig so klingen, wenn wir gleich die Seelenstimmung, womit der Hellene seinen Homer aufnahm, mehr erraten als selbständig empfinden.

---

*) Wir sind uns dessen wohl bewußt, daß manche unsrer Freunde in diesem Urteil eine Überschätzung der Antike erblicken und auch anderen Teilen des Aufsatzes nicht zustimmen werden. Aber wir halten die Ausführungen des Verfassers für so bedeutend, daß wir glauben: auch die, welche im Einzelnen widersprechen möchten, werden doch die ganze Darstellung mit Genuß und Nutzen lesen.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wunderbar ist es, zu erfahren, mit welchem Gefühl lebendiger Gegenwart diese Gedichte über ein paar Jahrtausende hinweg an unser Herz rühren. Zwischen ihnen und uns stehen hemmend die Verschiedenheit der Volkscharaktere, der völlige Wechsel der äußeren Lebensbedingungen, die ungeheure Grenzmauer des Christentums; und doch sind die Menschen, die durch jene Dichtungen schreiten, unsere Brüder; wie Odysseus den bleichen Bewohnern des Hades, so hat ihnen ein Dichter Blut zu trinken gegeben, sein eigenes Blut, das unverwelkliche Jugend verleiht. Homer steht uns näher als Vergil, näher als Dante, näher als der Schöpfer des Nibelungenliedes. Die Aeneïs ist ein frostiges, erfindungsarmes Tendenzwerk; die göttliche Komödie drückt auf uns wie ein Albtraum voll wüster und wirrer Fratzen; bleiern, dunkel und niedrig hängt der Himmel über den Nibelungenrecken; gleich den Titanen im Tartaros genießen sie nicht der Sonne noch der wehenden Luft.

Was läßt uns dagegen die homerische Dichtung so heiter, leicht und frei erscheinen? Die Schicksale, die sie erzählt, sind finster genug, die zugrundeliegende Weltanschauung des Dichters ist alles andere denn fröhlich. Der Mensch, das elendeste aller Geschöpfe, findet sich (wenigstens in der Ilias) schutzlos der Willkür der Götter preisgegeben; auch über dem Besten schwebt das Todesverhängnis, das ihn in eine ewig freudlose Schattenwelt, schlimmer als das kümmerlichste Lebenslos, versetzt. Die Art, wie Homer an manchen Stellen seine Götter mit Menschenschicksalen spielen läßt, streift an das Grauenhafte. Seine großartig gelassene Darstellung birgt unausgesprochen, aber verständlich genug, dieselbe Anklage, wie sie in der dunkelsten Tragödie jenes ihm einzig ebenbürtigen Dichters als Schrei der ganzen gemarterten Menschheit hervorbricht: was Fliegen mutwilligen Knaben, das sind wir den Göttern: sie töten uns zum Spaß.

Und doch! Wer von uns heute Ilias oder Odyssee aufschlägt, dem wird, als trete er aus trübem Nebel in sonnenhellen Tag. Das ist keine Nachwirkung der ebenso verlogenen wie unzerstörbaren Redensart vom heiteren Griechentum, sondern ein ursprüngliches Gefühl. Blutige und sinnlose Metzeleien, verwüstete Städte, in die Knechtschaft verschleppte Weiber und Kinder, Irrfahrten, Schiffbruch, Not und Tod — über das alles ist ein stiller Glanz gebreitet, der auch die trübsten Dinge ihrer Schwere zu berauben scheint, jener Schwere, mit deren voller Wucht uns Dante oder das Nibelungenlied oder Shakespeares Tragödien erdrücken wollen.

Woher kommt das? Mich dünkt, das Geheimnis des Dichters ist seine Liebe und Freude an allen Dingen; die Menschen, die Tiere und die Bäume, die Sternbilder des nächtlichen Himmels, die heilige Salz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

flut und die nährende Erde, die schwarzen Schiffe und die wohlgebauten Häuser, die schönen Waffen und die zierlichen Geräte — alles wird zum erstenmal in der Welt von dem klaren Spiegel einer großen Seele aufgefangen, so herrlich und frisch wie am Schöpfungsmorgen. Späteren Dichtern hat diese Liebe ja nicht gefehlt: aber Homer war eben vor ihnen. Auch zu den Größten unter ihnen kamen Menschen und Dinge bereits hundertmal beschrieben, besungen, bedichtet, abgebildet, wissenschaftlich abgetastet, reflexionsbeschwert, moralisch angesäuert, von unzähligen Händen befleckt und abgenutzt. Zwischen den Künstler und die Natur schiebt sich das beschriebene Papier. Den reinen Blick Homers hat keiner wieder gehabt, und keiner wird ihn je mehr haben. Wenn die größten Dichter, um ein Stück jener verlorenen Welt zurückzuerobern, alle bewußt oder unbewußt, vermittelt oder unvermittelt, bei Homer in die Lehre gehen, so schaffen sie gerade dadurch eben doch nur aus zweiter Hand. Sie lernen nicht mehr aus der Anschauung, sondern schon aus der Literatur. Homer hat als erster dem Menschen den Mund geöffnet und alle stummen Dinge zum Tönen gebracht. Seine Dichtung ist die absolute schöpferische Tat. Die Liebe des Schöpfers zu seinem Werk löst alles Menschenleid in sich auf und füllt darum auch unser Herz mit jener Freude an allem Schaffenden, Zeugenden, der höchsten Freude, die zu empfinden uns gegeben ist.

Jeder Hausknecht kann heute Homers Erklärung der Naturerscheinungen und seine geographischen Vorstellungen mitleidig belächeln; aber man muß wohl ein Hausknecht sein, um nicht wenigstens zu ahnen, daß Homer von der Natur mehr gewußt hat als wir. Mehr gewußt in demselben Sinn, in dem Goethe mit seiner Farbenlehre, richtig verstanden, gegen die Fachgelehrten ewig recht behalten wird. Der Gedanke, daß man ohne Mikroskop, Fernrohr und wissenschaftliche Theorien die Natur zwar anders, aber darum nicht falsch betrachte, geht uns freilich etwas schwer ein. Leichter verstehen wir schon, wie die Kunst auf der ursprünglichen Anwendung des menschlichen Auges und einem nicht abstrahierenden, sondern zur Anschauung umbildenden Verstandesgebrauch beruhen muß. Für die Griechen jener Zeit begann schon im Schwarzen Meer und im westlichen Mittelmeerbecken das Geheimnisvolle, Wunderbare und Sagenhafte, von dem nur einzelne kühne Seefahrer dunkle Kunde mitgebracht hatten. Dieser mittlere Zustand des Ahnens und Halbwissens zwischen völliger, keinen Antrieb in sich bergender Unkenntnis und gründlicher, ernüchternder Erforschung reizt die Phantasie mächtig und ist der wahre Mutterboden der Dichtkunst. Es war kein Zufall, daß Shakespeare in einer Zeit der Entdeckungen und Eroberungen lebte; Goethes Epoche erwarb wenigstens auf geistigem und auf politischem Gebiet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ungeahntes Neuland. Homers Erdkreis scheint uns unglaublich eng; aber diese Enge war fruchtbar. Damals bedeutete jede größere Seefahrt eine Reise ins Märchenland, wo unerhörte Abenteuer den Verwegenen erwarteten; so wurde die Phantasie beständig gereizt. Heute sind wir so ziemlich auf unserem ganzen Planeten gleichmäßig zu Hause: wir wissen, daß die sagenhaften Antipoden jetzt durch höchst zivilisierte Angelsachsen repräsentiert werden, daß es am Nordpol wie am Südpol empfindlich kalt ist und daß selbst im dunkelsten Afrika die Leute nur genau dieselbe Anzahl Gliedmaßen und ungefähr dieselbe Größe haben wie wir. Das goldene Zeitalter ist nicht mehr fern, jenes Zeitalter, wo alle Menschen auf der ganzen Erde ohne Unterschied des Geschlechts und der Rasse das Gleiche essen, die gleichen Kleider tragen, die gleiche Sprache sprechen, das Gleiche glauben und das Gleiche denken, wo Berlin, Timbuktu und Peking einander gleich sehen werden wie ein Ei dem andern. Schon heute kann der Weltreisende in wenigen Wochen seine — aktive und passive — Langeweile durch alle fünf Erdteile spazieren führen, ohne irgendwo eine wesentliche Störung des kostbaren Gleichgewichts seiner Seele durch neue und überraschende Eindrücke befürchten zu müssen. Ich sehe auf die mutigen Entdecker nicht herab: schön war aber nur das Entdecken als Tat. Das abgeschlossene Ergebnis hat unsere Phantasie bedenklich verkümmern und eintrocknen lassen. Dies geistige Vermögen ist aber für den inneren Haushalt der Menschheit unentbehrlich; sein Schwinden macht sich sogar auf jenen Gebieten empfindlich bemerkbar, wo uns doch als Ersatz des Unwiederbringlichen neue und schöne Früchte reifen sollten. Welch unvergleichliche Erfindung war die Kinematographie! Wie trächtig von Hoffnungen auf nie geschaute Wunder als Nahrung unserer Seele! Was ist aus ihr geworden? Eine Geißel der Menschheit. Wie über alle Erwartungen hinaus ist in unseren Tagen der alte Traum, zu fliegen, wie der Vogel fliegt, Wirklichkeit geworden! Wozu allein dient uns dies herrliche Geschenk? Als neue Waffe im zukünftigen Weltkrieg.

Doch dies nebenbei. Worauf es ankommt, ist das eine: sich vom Entwicklungsdünkel so weit zu befreien, daß man Homers Naturauffassung als eine der unseren gleichberechtigte und in mancher Beziehung fruchtbarere verstehen lernt. Die poetische Verwertung der Natur, die seit hundertfünfzig Jahren bei der europäischen Menschheit im Schwunge ist, darf man dabei freilich nicht zur Unterstützung heranziehen; so sehr sie letzten Endes auf Homer zurückgeht, so sehr unterscheidet sie sich von ihm durch die Gefühlsbetonung. Der Grieche empfand die Natur als lieblich oder schrecklich, aber stets erhaben, Ehrfurcht weckend, in ihren größten Erscheinungen göttlich beseelt —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht im Sinn unseres abstrakten unfruchtbaren Pantheismus, sondern nach Künstlerart in einzelne, unter Menschengestalt vorgestellte Gottheiten gegliedert. Homers Verhältnis zur Natur ist alles, was man will, nur eines nicht: sentimental oder romantisch. Das Hineintragen von Seelenstimmungen in Naturvorgänge, das Vergleichen und Gegeneinandersetzen beider, die Symbolisierung der einen durch die anderen — dieser Orgelpunkt der modernen Dichtung war damals noch nicht erfunden und konnte es auch nicht sein. Die Herstellung solcher Beziehungen geschah erst, als man sich der Natur bereits entfremdet fühlte, weil sie erst dann einen über die gewöhnliche Auffassung hinausführenden schöpferischen Akt der Phantasie bedeutete. Die verzweifelte oder nur spielerische, aber immer hoffnungslose Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur oder wenigstens nach innerer Anlehnung an sie mußte dem Griechen fremd sein, weil er die Natur ja nie verlassen hatte. Homer lebt in der Natur, mit ihr und durch sie; er sieht das Blachfeld mit den Augen des Landmanns, das Waldgebirg mit den Augen des Jägers, die See und den bestirnten Himmel mit den Augen des Seemanns. Daß er aber nicht dies oder jenes, sondern alles zumal schaut und daß er die Welt daraus neu erschaffen kann, indem er zum erstenmal jedes Ding bei seinem Namen nennt und ihm das Beiwort gibt, das ihm anhängen wird für alle Zeiten — das macht seine einzige Größe aus. Sein Blick umfaßt mit gleichem Verständnis das Geringste wie das Größte: den Polypen, dem in den Saugnäpfen seiner Fangarme kleine Kiesel hängen geblieben sind; den an der Landstraße wohnenden Wespenschwarm, der, einmal von mutwilligen Knaben gereizt, nun jeden Wanderer anfällt; das Rudel sattgefressener Wölfe, die mit ihren langen blutigen Zungen das dunkle Wasser der Quelle aufschlabbern; den Sturm, der die Buchen und Eschen des Hochwaldes schüttelt, daß sie krachend die Äste gegeneinander schlagen; das glänzende Meer, wie es unter der aufkommenden Brise dunkel wird; das Rauschen der angeschwollenen Bergströme, wie es durch die Finsternis zum Ohr des wachenden Hirten dringt oder den glänzenden Sternenhimmel, der in windstiller Nacht den Einsamen erfreut; das Sternbild der Bärin, wie es sich um sich selbst dreht, immer den Jäger Orion beobachtet und allein nicht teilnimmt am Bad im Okeanos. Und so Unzähliges mehr aus einem grenzenlosen Reichtum äußeren Beobachtens und inneren Schauens, gefaßt in die knappsten und doch reichsten Worte der schönsten Sprache der Welt.

Wie Dante, wie Shakespeare, wie Goethe, so beherrscht auch Homer nicht nur das ganze Wissen seiner Zeit, sondern auch alle ihre Gewerbe und Hantierungen. Mit dem Bauern geht er hinter dem Pflug; mit den Jägern sucht er den Eber im Dickicht auf; mit dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Steuermann lenkt er das Schiff durch unbekannte Meere; mit dem Kunstreiter treibt er die vier zusammengeschirrten Rosse an und springt im Dahinjagen von einem aufs andere. Er steht bei Kalypso am Webstuhl; er zimmert als Odysseus das Notschiff; er schmiedet als Hephaistos die Rüstung; er spannt als Pandaros den Bogen aus dem Gehörn des Steinbockes; er stößt als Patroklos dem Thestor den Speer durch die Kiefer und reißt ihn daran, wie ein Fischer mit der Angel den Fisch, über den Rand des Streitwagens zur Erde. Mit nie gesättigtem Auge muß er die Handlungen der Menschen betrachtet, muß unendlich viel erlebt und selbst getan, alle Lebenskreise seines Volkes mitkämpfend und mitleidend durchwandert haben.

Seltsam, unbegreiflich, daß viele Generationen auf das Zeugnis eines falsch gedeuteten Hymnus hin an die Blindheit dieses Mannes glauben konnten, der doch in jeder Bedeutung des Wortes ein Seher war. Die Blinden sind wir; aber wir brauchen uns nur willig seiner Führung anzuvertrauen, um uns bald daheim zu fühlen unter Menschen eines anderen Volksstammes, einer anderen Zeit, eines anderen Glaubens und anderer Sitten. Das gelingt uns um so leichter, je mehr wir den einfältigen Kulturdünkel ablegen, der lange in den Griechen der homerischen Zeit armselige Halbwilde sehen wollte. Was uns jetzt Ausgrabungen lehren, das hätten wir mit etwas mehr Feingefühl längst aus dem Homer herauslesen können: daß man auch damals ein reich entfaltetes, von allen Künsten geschmücktes und verherrlichtes, in sorgsam ausgebildeten Umgangsformen verlaufendes Leben führte. Nach einem schönen Wort Schopenhauers ist die Kunst überall am Ziel; mit demselben Recht darf man aber sagen: die Kultur ist überall am Ziel. Die Kultur der homerischen Zeit war in ihrer Art genau so vollendet und so scheinbar abgeschlossen wie die unsere. Ein absolutes Kulturideal, einen zeitlos gültigen Maßstab, mit dem wir die Zustände verschiedener Jahrhunderte untereinander vergleichen und den Fortschritt feststellen könnten, besitzen wir nicht. Wenn wir von Entwicklung wie von einem selbstverständlichen Vorgang sprechen, so nehmen wir mit der heutigen Bedeutung dieses Wortes das voraus, was doch erst zu beweisen wäre: nämlich, daß jede Veränderung ein „Fortschritt" sei. Die Behauptung, der Weg der Kultur führe beständig, wenn auch nur in einer Spirale, nach „Aufwärts" (wohin?), ist, was freilich die meisten längst vergessen haben, eine bloße Metapher; versucht man den Gedanken ohne räumliches Bild auszudrücken, so bleibt — nichts. Wir sind in der unbequemen Lage, das Ziel nicht zu kennen und uns über die Mittel zu seiner Erreichung nicht einig zu sein. Weit entfernt, den Gang der Kulturveränderung leiten zu können, fehlen uns sogar die Elemente zur astronomischen Berechnung ihrer Bahn,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

da die uns genau bekannten Punkte noch viel zu nahe beieinander liegen.

Darum wollen wir vorsichtig und bescheiden sein. In der Dienstbarmachung der Naturkräfte sind wir den Alten unendlich überlegen, nicht dank unserer größeren Klugheit, sondern dank dem von unseren Vorfahren zusammengetragenen Berg von Erfahrungen, auf dem wir sitzen. An die Männer, die zuerst das Ich und Du unterschieden und die Zahlen erfanden, reicht keiner unserer modernen Gelehrten hinan. — Sehen wir aber vom Technischen einmal ab, so dürfen wir auf manchen anderen Gebieten vom homerischen Griechen lernen. Was uns der Dichter vom Umgang seiner Menschen miteinander erzählt, zeugt von einer Anmut der Sitten und einer Höflichkeit des Herzens, die sich dem Beobachter nicht eben als hervorstechende Eigenschaften unserer eigenen Epoche aufdrängen. Den Leser überkommt manchmal eine ähnliche Empfindung, wie sie ein sensibler Betrachter erleben kann, wenn er bei einer Hagenbeckschen Völkerschau den sonntäglich geputzten europäischen Normalmenschen beiderlei Geschlechts mit den sogenannten Wilden vergleicht. Sie sind halbnackt, roh, habgierig, unwissend, diese Wilden; aber sie haben eine natürliche Würde in jeder Bewegung, die die anderen, mit all ihren schönen Kleidern und schönen Kenntnissen, aufgeputzt, tölpelhaft, verbildet, unfrei erscheinen läßt. Man hat die fatale Idee, daß die Plätze vor und hinter dem Gitter nicht ohne Vorteil vertauscht werden könnten ...

Weniger in der rauhen Ilias als in der freundlicheren Odyssee kann man Beispiele genug für die genannten Eigenschaften finden. Es ist gar nicht nötig, sich gerade auf die allbekannten Glanzstellen zu berufen. Man kann mit demselben Nutzen weniger hervorragende Teile der Dichtung, wie etwa Telemachs Empfang bei Nestor und bei Menelaos betrachten, oder aber auch den Aufenthalt des Odysseus bei den Phaiaken. Wir schlagen den Anfang des dreizehnten Gesangs auf, um wieder einmal vom Abschied und von der Abfahrt zu lesen. Die Schilderung ist so schlicht, so verhalten und so unsentimental wie möglich; aber ich kenne nichts Zweites in der Weltliteratur, was sich mit ihrer einfachen Schönheit vergleichen ließe. Odysseus sitzt tagsüber mit den Phaiaken beim Mahl und harrt des Abends, wo ihn ein schnelles Schiff in die Heimat tragen soll. Immer wieder wendet er das Haupt nach der strahlenden Sonne, ob sie denn noch nicht untergehen will; denn gewaltig verlangt ihn nach der Heimkehr. Wie sich ein Landmann nach dem Abendbrot sehnt, der den ganzen Tag mit seinen zwei rötlichen Stieren das Brachfeld gepflügt hat, bis endlich die Sonne sinkt und er zum Mahl heimgehen kann, die Knie wankend vor Müdigkeit — so willkommen geht auch Odysseus die Sonne unter. Schnell wendet er sich mit Dank und Abschieds-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gruß an Alkinoos und seine Edlen; der Schenk füllt die Becher, alle spenden den seligen Göttern und erflehen eine glückliche Fahrt. Zu allerletzt aber tritt Odysseus vor die Königin Arete, gibt ihr den Becher in die Hand und spricht jenen Segenswunsch, in dessen knappen drei Zeilen von wunderbarer Schlichtheit ein Strahl reinster Menschlichkeit glänzt:

Χαῖρέ μοι, ὦ βασίλεια, διαμπερές, εἰς ὅ κε γῆρας
Ἔλθῃ καὶ θάνατος, τά τ' ἐπ' ἀνθρώποισι πέλονται·
Αὐτὰρ ἐγὼ νέομαι . . . . . .

Die Übersetzung kommt freilich nicht mit:

Lebe für alle Zeit wohl, o Königin, bis sich das Alter
Einst dir naht und der Tod, die über uns Menschen verhängt sind;

Ich aber scheide jetzt . . .

Schweigend geht Odysseus über die Schwelle und zum Hafen hinunter, schweigend legt er sich am Heck des Schiffes auf dem für ihn bereiteten Lager nieder. Während die Ruderer ausgreifen, senkt sich unerwecklicher, süßer, dem Tode gleichender Schlummer auf seine Lider. Wie ein Viergespann feuriger Hengste stürmt das Schiff seinem Ziel entgegen. Im Morgengrauen wird Odysseus ans Land getragen und sanft schlafend auf der Heimaterde gebettet.

Ein französischer Kritiker des 16. Jahrhunderts hat es dem Dichter wahrhaftig als Fehler angekreidet, daß er seinen Helden im Schlaf nach Hause kommen läßt; lobend verweist er auf Vergil, der seinen Aeneas allerdings in durchaus wachem Zustand nach Karthago bringt. Als ob dieser Zug, daß Odysseus die gewiß hundertmal im Geist vorgestellte Heimkehr nun am Ende in der ruhevollen Bewußtlosigkeit des Schlummers erlebt und dann erwacht seine Insel anfangs gar nicht wieder erkennt — als ob dieser tiefpoetische und alle menschlichen Erwartungen, zugleich mit denen des Lesers, ein wenig ironisierende Zug nicht eine der stärksten dichterischen Konzeptionen bedeutete! Wäre uns von den homerischen Gedichten nichts überliefert als dies kleine Bruchstück, wir könnten daraus ein überragendes Genie erschließen, so wie sich der Gelehrte aus einem einzigen Knochen ein ganzes verschollenes Urtier wieder aufbaut. Aber die ästhetische Homerkritik hat in den letzten sechshundert Jahren noch ganz andere Weisheiten zutage gefördert; an ihrer Hand allein könnte man eine leidlich vollständige Geschichte der menschlichen — sagen wir höflich: Verständnislosigkeit schreiben. Ein Haupt- und Kernstück war lange Zeit hindurch die Vergleichung von Homer und Vergil, bei der natürlich Homer regelmäßig den Kürzeren zog. Daß man Vergil allen

Ernstes weit über sein Vorbild stellen konnte, scheint uns heute unfaßlich und man greift sich an den Kopf, wenn man liest, daß Männer wie Leibniz und Kant diese Meinung teilten. Beide stecken tief im Rationalismus, dessen schwächste Seite stets die Intuition für das Schöpferische bleiben wird. Goethe hat reiner gesehen und als erster Vergil mit harten Worten auf den ihm gebührenden Platz verwiesen.

Es ist nicht ganz unnütz, sich ein wenig die sogenannten Fehler Homers zu betrachten, bei denen die rote Tinte der ästhetischen Schulmeister aller Nationen am stärksten ins Fließen geraten ist. Den größten Anstoß hat man wunderbarerweise Jahrhunderte lang an der bekannten Stelle im elften Buch der Ilias, Vers 558 ff., genommen, aus der doch jeder vernünftige Mensch ein ungetrübtes Vergnügen ziehen sollte. Sie bietet eins der anschaulichsten und zugleich heitersten Gleichnisse, eine jener Oasen, wie sie der Dichter als wohlberechnetes Kunstmittel überall in das beständige Blutvergießen eingestreut hat, um den Hörer zu erfrischen und die notwendigen Kontrastwirkungen zu gewinnen: der Telamonier Aias zieht sich langsam, widerwillig vor den andringenden Troern zurück, so wie ein Esel, der sich seitab vom Weg tief in ein Saatfeld hineingefressen hat, vergeblich von schwachen Knabenhänden mit Stöcken bearbeitet wird und sich auch, nachdem er ganz gesättigt ist, kaum zum Weitergehen bequemt. Selbst als man endlich begriffen hatte, daß hier keineswegs ein berühmter Held mit einem Esel, sondern nur ein hartnäckiger Widerstand mit der Dickköpfigkeit und Unempfindlichkeit eines solchen verglichen wird, schien, besonders für den klassischen französischen Geschmack, diese Zusammenstellung so empörend, daß man das wackere Grautier in den Übersetzungen nicht bei seinem ehrlichen Namen zu nennen wagte, sondern zu Umschreibungen griff, und daß ein anderer auf die geachtete soziale Stellung des Esels im Orient entschuldigend hinweisen zu müssen glaubte. Wie frei und wie natürlich erscheint Homer solcher Zimperlichkeit und angequälter Würde gegenüber! Er darf seine Helden mit Eseln, Zikaden, Wespen oder Fliegen vergleichen, sie lachen, weinen, schimpfen und vor Schmerz brüllen, Liebe, Haß, Furcht und Habgier offen zeigen und aussprechen lassen, ohne daß sie darob ihrer Ehre, Würde oder ähnlich wichtiger Besitztümer verlustig gingen.

Ja noch mehr: Die Könige dürfen ihre Mahlzeiten selbst kochen, die Königssöhne die Herden hüten, die Königstöchter die Wäsche waschen und Wasser vom Brunnen holen. Alles natürlich ebensoviele Verbrechen für Kritiker, die an den Höfen der französischen Ludwige und der englischen Karle die allein echte Vornehmheit mit Löffeln gegessen hatten. Was aber nicht vornehm war, konnte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbstverständlich auch nicht poetisch sein. Hier hat uns allein die Erneuerung eines näheren Verhältnisses zur Natur wieder auf die Binsenwahrheit geführt, daß die einfachsten, die ursprünglichsten menschlichen Verrichtungen auch die künstlerisch brauchbarsten, die ewigen Gegenstände der Poesie sind: jagen und fischen, pflügen, säen und ernten, kochen und braten, wandern und kämpfen, zeugen und gebären.

Warum? Weil alle Kunst, ein verkürztes und gesteigertes Abbild des Lebens, nicht als ihren alleinigen Gegenstand, aber als ihre unentbehrliche Grundlage Sinnlichkeit fordert und weil nichts sinnlicher ist als der Mensch in einer, ihren Zweck in sich tragenden und unmittelbar sichtbar machenden Tätigkeit. Darum ist der Mann in der Flugmaschine poetischer als der am Schreibtisch, der Sämann poetischer als der Fabrikarbeiter (der mit ein paar an sich bedeutungslosen Handgriffen eine Maschine ihre unerkennbare Arbeit verrichten läßt), der Musketier mit dem Bajonett im Handgemenge poetischer als der Feldherr drei Meilen hinter der Front unter seinen Telegraphen und Telefonen. Man kann auch jene drei anderen poetisch lebendig machen — als mächtigen Handelsherrn oder Schöpfer unsterblicher Werke, als notwendiges Glied in einem großen industriellen Organismus, als Lenker des Schicksals von Nationen — aber nur auf dem Umweg der Reflexion über die unsichtbaren Beziehungen ihres Tuns.

Es unterliegt für mich nicht dem mindesten Zweifel, daß Homer bewußt oder unbewußt diesem Drang des Künstlers zur Versinnlichung um jeden Preis auch in der Darstellung seiner Götterwelt gehorcht hat. Mit einer unpersönlichen Gottheit, mit einem abstrakten Schicksal kann der Dichter nichts anfangen; er braucht lebendige, körperliche Götter in leidenschaftlicher Bewegung, unter den Menschen erscheinend und in ihr Schicksal eingreifend, untereinander streitend und hadernd. Menschlich, mit allen Fehlern und Schwächen, müssen sie sein, weil kein Dichter anderes wie Menschliches schildern kann; jenseits davon ist für ihn leerer Raum, Abstraktion, Tod. Auch Zeus erscheint keineswegs ewig und allmächtig; er hat Vorfahren, er darf den Willen der anderen Götter nicht gänzlich mißachten, auch er vermag nichts gegen das (wohlweislich ganz im Dunkel gelassene) Schicksal, die Moira. Ewigkeit und Allmacht sind eben als abgezogene, jeder Anschaulichkeit bare, jeden Widerstreit ausschließende Begriffe für den Künstler unbrauchbar. Klopstock kämpft mit ihnen im Messias einen aussichtslosen Kampf.

Der Homerische Olymp ist eine Schöpfung von unverwüstlicher, Jahrtausende menschlicher Phantasie nährender und noch heute ungeschwächt fortzeugender Lebenskraft. So fruchtbar er aber für den

Künstler war, so heftigen moralischen Anstoß hat man stets an ihm genommen; alle Spielarten des Zorns, der Entrüstung, des Hohns, der Verachtung hat er entfesselt. Man kann das begreifen; diese Götterwelt ist in der Tat bunt, sonderbar und oft genug abstoßend. Das weitaus Interessanteste bleibt immer die Frage: wie Homer selbst innerlich zu seinen Göttern gestanden habe. Glaubte er, den alten Volksmythen treu, an ihre leibhafte Wirklichkeit und sah in kindlicher Frömmigkeit zu ihnen auf oder empfand er sie als seine Kreaturen, als freies Spiel seiner Phantasie? Oder wie mischten sich in diesem Geist Religiosität und Schöpferbewußtsein? Ich habe mir hierüber keine klare Vorstellung bilden können und ebensowenig irgendwo anders überzeugende Belehrung gefunden. Vielleicht ist uns nach neunzehnhundert Jahren Christentum der Weg zur Auffassung von Homers Gottesbegriff ganz versperrt; man meint nur, weil uns alles andere bei ihm so nahe steht, müsse man ihn auch hier begreifen können.

Sicher scheint mir nur eins: daß keins der soeben gekennzeichneten Extreme seine geistige Verfassung richtig wiedergibt. Er kann sich seinen Göttern gegenüber weder ganz als Geschöpf noch ganz als Schöpfer gefühlt haben; er muß sich in jenem Schwebezustand befunden haben, den ich eben schon als das wahre Heimatland des dichterischen Schaffens bezeichnete. Voller, buchstäblicher Glaube macht den Künstler unfrei — Klopstock im Messias; gänzlicher Unglaube macht sein Werk spielerisch — Spitteler im Olympischen Frühling.

Wie immer auch Homers Verhältnis zu seiner eigenen Theologie beschaffen gewesen sein mag, seinem Volke war er der große religiöse Zusammenfasser und Ordner, nicht weniger als Aristoteles ein baumeisterlicher Mann. Aus unzähligen, sich in fernes Dunkel verlierenden Sagen und Kulten einzelner Stämme hat er mit mächtig gestaltender Hand eine einheitliche Götterhierarchie geschaffen; er hat die Heroengeschlechter geordnet und zueinander in Beziehung gesetzt, der ganzen Nation Heldenideale gegeben. Und mehr als das: ich habe die sichere Empfindung, daß Vieles, was Homer von Treue, Edelmut, Vornehmheit, Menschlichkeit zu erzählen weiß, dem, was er vor Augen hatte, keineswegs entsprach. Er schildert nicht überall die Edlen und das Volk wie sie wirklich waren, sondern wie sie werden sollten nach seinem Willen. Mit gemeinsamen Göttern, gemeinsamen Heroen, gemeinsamen Idealen waren die Griechen fortan wenigstens im Geist eine einzige Nation.

Religionsstifter, Heldensänger, Kulturschöpfer, Einiger: nie hat ein Dichter mehr für sein Volk tun dürfen.

Adolf Bartning.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Hannoverscher Kurier vom 18. Aug. 1913.

Alkoholfeindliche Ministerpräsidenten. (Von dem schwedischen Berichterstatter der Zeitung aus Stockholm geschrieben am 12. August 1913.)

„Die sog. „Trockenlegung" der nordischen Länder, d. h. die Einführung eines absoluten Landesverbots gegen jeden Verkauf und Ausschank berauschender Getränke, diese mögen Branntwein, Wein oder Bier heißen, ist durchaus nicht mehr nur ein Traum der skandinavischen Abstinenten; — das Alkoholverbot ist vielmehr in den Bereich der Möglichkeit, ja der Wahrscheinlichkeit gerückt, nachdem dieser Tage sowohl der schwedische als der dänische Ministerpräsident, die Herren Staaff und Zahle, sich öffentlich sehr entschieden als Anhänger des Alkoholverbotsgedankens erklärt haben.

Gewaltiges Aufsehen, sowohl in Schweden als in den beiden übrigen nordischen Ländern, erregte es, als der schwedische Premierminister, der liberale Herr Karl Staaff, sich gelegentlich des nordischen Enthaltsamkeitskongresses in Stockholm ganz offen vor einer großen Versammlung dahin aussprach, daß er hinsichtlich der Alkoholfrage der Ansicht sei, daß das Landesverbot gegen alle alkoholischen Getränke das einzige wirksame Mittel im Kampfe gegen den sozialen Alkoholismus sei. Diese Äußerung des Ministerpräsidenten war um so geeigneter, Aufsehen zu erregen, als Herr Staaff in früheren Zeiten ganz und gar nicht auf der Seite der Alkoholgegner zu finden war. . . . . Innerhalb der mächtigen Schar der schwedischen Nüchternheitsfreunde gibt es zurzeit zwei Hauptrichtungen: ein Teil der Abstinenten will die Gesetzgebung über den Handel mit berauschenden Getränken im wesentlichen auf der Grundlage des bestehenden reformiert wissen; diese gemäßigtere Richtung wird von den radikalen Abstinenten mit der Begründung bekämpft, daß die auf diese Weise vielleicht zu erreichenden Reformen die Gefahr in sich schließen, daß die Einführung des absoluten Landesverbots, die ja doch das Endziel sein müsse, dadurch verzögert werden könne; die radikalen Abstinenten wollen so bald wie möglich einen grundsätzlichen Beschluß der Einführung des Landesverbots gefaßt und eine geänderte Gesetzgebung hinsichtlich des Handels mit berauschenden Getränken nur für die notwendige Übergangszeit (bis zum Inkrafttreten des Landesverbots) in die Wege geleitet wissen. Der Ministerpräsident nun hat die beiden Richtungen zu vereinigen gesucht. Er will den Kampf dafür aufnehmen und durchzuführen suchen, daß das Landesverbot gegen alle alkoholische Getränke eingeführt werde; gleichzeitig aber will er, unter Hinweis darauf, daß es notwendigerweise eine Übergangszeit geben müsse, die vielleicht von recht langer Dauer sein könne, schon jetzt gewisse Maßnahmen zur Förderung der Mäßigkeit eingeführt wissen, ohne daß man jedoch deshalb vergessen dürfe, daß das Landesverbot das Endziel sei. Die Rede des schwedischen Ministerpräsidenten hat bei den zahlreichen Enthaltsamen des Landes natürlich Begeisterung und Jubel erweckt, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die politische Stellung der Regierung durch die „Verbotsrede" des Ministerpräsidenten wesentlich gestärkt worden ist.

In Dänemark sprach sich ungefähr um dieselbe Zeit der radikale Minister-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

präsident, Herr Zahle, ebenso vorbehaltlos als „Verbotsfreund" aus. Die organisierten Enthaltsamen Dänemarks haben an die Regierung das Ersuchen gerichtet, daß eine Kommission zum Zwecke der Stellung eines Vorschlags betreffs der Einführung des Landesverbots gegen berauschende Getränke ernannt werden möge. Der Ministerpräsident erklärte gegenüber mehreren Preßorganen, daß die radikale Regierung dem Gedanken sehr sympathisch gegenüberstehe, und die Ernennung der Kommission ist deshalb zu erwarten."

Rund um uns

Aufruf zum 1. Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner bei Kassel am 11. und 12. Oktober 1913.

Die deutsche Jugend steht an einem geschichtlichen Wendepunkt. Die Jugend, bisher aus dem öffentlichen Leben der Nation ausgeschaltet und angewiesen auf eine passive Rolle des Lernens, auf eine spielerisch-nichtige Geselligkeit und nur ein Anhängsel der älteren Generation, beginnt sich auf sich selbst zu besinnen. Sie versucht, unabhängig von den trägen Gewohnheiten der Alten und von den Geboten einer häßlichen Konvention sich selbst ihr Leben zu gestalten. Sie strebt nach einer Lebensführung, die jugendlichem Wesen entspricht, die es ihr aber zugleich auch ermöglicht, sich selbst und ihr Tun ernst zu nehmen und sich als einen besonderen Faktor in die allgemeine Kulturarbeit einzugliedern. Sie möchte das, was in ihr an reiner Begeisterung für höchste Menschheitsaufgaben, an ungebrochenem Glauben und Mut zu einem adligen Dasein lebt, als einen erfrischenden, verjüngenden Strom dem Geistesleben des Volkes zuführen, und sie glaubt, daß nichts heute unserm Volke nötiger ist, als solche Geistesverjüngung. Sie, die im Notfall jederzeit bereit ist, für die Rechte ihres Volkes mit dem Leben einzutreten, möchte auch in Kampf und Frieden des Werktags ihr frisches reines Blut dem Vaterlande weihen.

Sie wendet sich aber von jenem billigen Patriotismus ab, der sich die Heldentaten der Väter in großen Worten aneignet, ohne sich zu eignen Taten verpflichtet zu fühlen, dem vaterländische Gesinnung sich erschöpft in der Zustimmung zu bestimmten politischen Formeln, in der Bekundung des Willens zu äußerer Machterweiterung und in der Zerreißung der Nation durch die politische Verhetzung.

Die unterzeichneten Verbände haben, jeder von seiner Seite her, den Versuch gemacht, den neuen Ernst der Jugend in Arbeit und Tat umzusetzen; sei es, daß sie den Befreiungskampf gegen den Alkohol aufnahmen, sei es, daß sie eine Veredlung der Geselligkeit oder eine Neugestaltung der akademischen Lebensformen versuchten, sei es, daß sie der städtischen Jugend das freie Wandern und damit ein inniges Verhältnis zu Natur und Volkstum wiedergaben und ihr einen eigenen Lebensstil schufen, sei es, daß sie den Typus einer neuen Schule als des Heims und Ursprungs einer neugearteten Jugend ausgestalteten. Aber sie alle empfinden ihre Einzelarbeit als den besonderen Ausdruck eines ihnen allen gemeinsamen Gefühls vom Wesen, Wert und Willen der Jugend, das sich wohl leichter in Taten umsetzen als auf Formeln bringen läßt. Diesen neuen, hier und da aufflammenden Jugendgeist haben sie als den ihnen allen gemeinsamen erkannt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und den Beschluß gefaßt, aus Gesinnungsgenossen nunmehr auch Bundesgenossen zu werden.

Uns allen schwebt als gemeinsames Ziel die Erarbeitung einer neuen, edlen deutschen Jugendkultur vor. Hieran wollen wir alle, jeder in seiner Eigenart, mitwirken. Wir wollen auch weiter getrennt marschieren, aber in dem Bewußtsein, daß uns ein Grundgefühl zusammenschließt, so daß wir Schulter an Schulter gegen die gemeinsamen Feinde kämpfen. Wir sprechen die Hoffnung und den Glauben aus, daß sich zu uns mehr und mehr die gesamte gleichgesinnte Jugend sammeln möge.

Im gegenwärtigen Augenblick erleben wir das hohe Glück, uns im gemeinsamen Willen gefunden zu haben. Diesen Zusammenschluß, diese brüderliche Erkennung und Anerkennung wollen wir durch ein großes Fest der Jugend feiern. Und fürwahr, kein Zeitpunkt kann dazu geeigneter sein als das Jahr und der Monat, in dem Deutschland die vor hundert Jahren errungene Freiheit feiert. Noch fehlt das Fest der Jugend in der Reihe dieser Feiern. Und wir wollen es begehen in deutlichem Gegensatz zu jenem von uns verworfenen Patriotismus als eine Gedenk- und Auferstehungsfeier jenes Geistes der Freiheitskämpfe, zu dem wir uns bekennen.

So laden wir denn die Jugend ein, mit uns am 11. und 12. Oktober auf dem Hohen Meißner bei Kassel den Ersten Freideutschen Jugendtag zu feiern. Möge von ihm eine neue Zeit deutschen Jugendlebens anheben, mit neuem Glauben an die eigene Kraft, mit neuem Willen zur eigenen Tat.

Deutsche Akademische Freischar, Deutscher Bund abstinenter Studenten, Deutscher Vortruppbund, Bund deutscher Wanderer, Wandervogel e. V., Jungwandervogel, Österreichischer Wandervogel, Germania, Bund abstinenter Schüler, Freie Schulgemeinde Wickersdorf, Bund für freie Schulgemeinden, Landschulheim am Solling, Akademische Vereinigungen-Marburg und Jena, Serakreis-Jena, Burschenschaft Vandalia-Jena.

Eine englische Ferienreise. Deutsche Freunde der englischen „Cooperative Holidays Association", über deren Ferienhäuser an dieser Stelle schon einmal eingehend berichtet wurde (Jg. 1, Nr. 11), haben im vergangenen August eine Harzreise für ihre englischen Gesinnungsgenossen veranstaltet.

Von Hasserode aus wurden täglich Ausflüge in die nähere und weitere Umgegend gemacht — nach der Hermannshöhle und auf den Brocken, zur Roßtrappe und zum Hexentanzplatz, den Stätten deutscher Sage, nach der alten Kaiserstadt Goslar und dem reizvollen Schierke führte man die stammverwandten Gäste.

Man darf dies Unternehmen wohl als einen — wenn auch nur bescheidenen — Beitrag zur Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden germanischen Nebenbuhlern ansprechen. Die Beurteilung des gegenseitigen Verhältnisses durch die Masse des Volkes hängt zu sehr von der persönlichen Kenntnis des Einzelnen von des andern Volkes Land und Leben ab. Seit Jahren betrachtet es die erwähnte englische Feriengesellschaft*) als eine ihrer Aufgaben, Deutschen einen Einblick in englische Verhältnisse und englisches Leben durch kameradschaftliches Zusammensein mit Engländern in ihren Ferienhäusern zu gewähren. Und jährlich ergreifen viele unserer Landsleute — vor allem Philologen — diese Gelegenheit, den sonst so zurückhaltenden Vetter näher kennen zu lernen. Durch

*) Nähere Auskunft über die Bestrebungen der „Cooperative Holidays Association" erteilt Frl. T. Weinkeller, Berlin-Charlottenburg, Dahlmannstr. 5.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese Harzreise, die in größerem Umfange im nächsten Jahre wieder stattfindet, soll nun umgekehrt Engländern die Möglichkeit geboten werden, uns in unserem Lande zu sehen. So wird auch weniger Gewicht gelegt auf das oberflächliche Herumführen an möglichst vielen Orten, die man „gesehen haben muß" — wie es bei den, nebenbei gesagt, viel kostspieligeren Gesellschaftsreisen der internationalen Reisebüros der Fall ist —, sondern auf den gemeinschaftlichen Wanderungen soll sich Gelegenheit zur Aussprache bieten, und der Deutsche — nicht der internationale Fremdenführer — zeigt seinem Gast sein Heimatland und macht ihn auf dessen Schönheiten und Besonderheiten aufmerksam! **Werner Jungfer.**

Reklamesünden. Reklamegeschmacklosigkeiten stürmen auf den Gegenwartsmenschen tagtäglich in so ungeheuren Mengen ein, daß er sie meist schon gar nicht mehr kritisch betrachtet. Die allerschlimmsten Versuche findiger und wenig feinfühlender Reklametechniker stoßen aber glücklicherweise immer noch auf den Widerstand nicht nur der berufenen Vorkämpfer für Hebung der Ansprüche auf allen Lebensgebieten, sondern — eine Folge solcher Pionierarbeit — auch auf den weiterer Kreise. So gelang es unter Anderm nach ganz kurzer Zeit, den greulichen Unfug der Reklame durch Riesenschilder zu beiden Seiten der Eisenbahnlinien erheblich einzuschränken, und zwar durch Verordnungen der aufsichtführenden Behörden.

Es gibt aber große Gebiete, die dem Eingriff der Behörden versperrt sind. Dort kann nur durch Anprangelung unerträglicher Vorkommnisse in der für diese Dinge zugänglichen Presse und durch persönliche Vorstellungen bei den betreffenden Firmen selbst etwas erreicht werden; denn ich glaube, daß in vielen Geschäften die ausschlaggebenden Stellen mit auffallenden Geschmacksverirrungen nicht einverstanden sind und ihre Reklameunternehmungen gern im Rahmen des Erträglichen halten.

Eine besonders auffallende Reklamesünde möchte ich an dieser Stelle besprechen. Die Nummer 11 des „Simplizissimus" enthält das Reklamebild einer bekannten Hannoverschen Gummifirma, die die Aufmerksamkeit auf die Güte der von ihr hergestellten Automobilreifen zu lenken sucht. Dazu veröffentlicht sie eine Wiedergabe der berühmten „Anatomie" Rembrandts, die bekanntlich eine Anzahl Ärzte zeigt, die einen Leichnam sezieren. An Stelle dieser Leiche nun läßt die Firma einen ihrer Autoreifen einfügen. Es ist das so ziemlich der stärkste Reklame-Fehlgriff, der mir jemals zu Gesicht gekommen ist. Er steht für mich auf einer Stufe mit dem brutalen Vandalismus, der öffentlich aufgestellte Kunstwerke beschädigt.

Die „Idee" kann ja in fürchterlicher Weise fruchtbar werden. Wer steht dafür ein, daß nicht andere ebenso rücksichtslose Reklamezeichner den Mynheers mit den ernsten Gesichtern und den leuchtenden hellen Kragen eine neue Stiefelwichse oder Schweinefutter oder ähnliche Dinge „zur öffentlichen Begutachtung" überweisen!

Wenn die Firma auf der Bühne ähnliche „Änderungen" im Texte der Bühnenwerke erzielen könnte, wäre es z. B. nicht unmöglich, statt der Worte „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd" etwa zu hören: „Ein Auto mit ..... Pneumatik, ein Auto mit ..... Pneumatik, ein Königreich für ein Auto mit ..... Pneumatik". —

Es ist Vortrupparbeit im besten Sinne, wenn man Zeitschriften und Geschäftsleuten höflich, aber bestimmt zu erkennen gibt, daß man sich um die Form ihrer Reklame kümmert; beide Seiten sind viel zu klug und ich glaube, meist auch viel zu anständig gesinnt, als daß sie die begründete Kritik wohlmeinender Menschen achtlos an sich abprallen ließen.

L.

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin-Westend.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 19 1. Oktober 1913

Freideutsche Zukunft.

Ein Gruß zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner.

Am 10. Oktober treten, auf dem Hohen Meißner bei Kassel, tausende junger deutscher Menschen als „freideutsche Jugend" zum ersten Male zusammen. Sie einen sich dort unter dem heiligen Zeichen der Freiheitskriege, sie rufen „alle, für die das ‚Vorwärts' unsres Blücher gilt", zu einer begeisternden Feier wahrer Vaterlandsliebe. — Unter den Aufrufen, die zu diesem Feste des Deutschtums der Werdenden laden, steht auch der Deutsche Vortruppbund.

* * *

1. Das Gelöbnis der Tat.

Ja, wir vom „Vortrupp" glauben, daß dieser Bund der Jugend zu dem Gesunden gehört, was in unserm Land und Volk wächst und wird. Denn durch die Kundgebungen derer, die ihn geschaffen haben, weht kein schwüler Hauch von Ästhetentum und Perversion — nein, ein herber, nordischer Wind: der klare Wille zur Arbeit. Die freideutsche Jugend bekennt sich zu einem „ernsten, freien Gefühl der Verantwortlichkeit". Deshalb verwirft sie die bloßen „Worte und Gefühle" eines „unfruchtbaren" Patriotismus; sie will einen fruchtbaren, der nicht redet und schwelgt, sondern der sich „neue Ziele" steckt. Darum tritt sie zusammen „im Gelöbnis der Tat", darum verbrüdert sie sich „zu gemeinsamer Arbeit". Und wenn sie sich stolz als die wahre Nachfolgerin der alten — der echten — Burschenschaft fühlt, so tut sie das, weil sie gewillt ist, wie jene, „am Anfang einer Bewegung" zu stehn, nicht am Anfang müder Selbstbespiegelung: Die freideutsche Jugend fühlt sich nicht als eine Gesellschaft tatscheuer Ästheten, sie will ja gerade eine Tatgemeinschaft sein. Darum gehört der „Vortrupp" an ihre Seite.

Ein Wille, der solche Richtung nimmt, ist jetzt gesund — nun gilt es zu wirken, daß er auch gesund bleibe. Das aber kann er

nur, wenn die „neuen Ziele", wohin er strebt, und die „Bewegung", an deren Anfang er sich sieht, aus dem Reiche der blassen Gedankendinge hinübergeführt werden in die körperhafte, blutvolle Wirklichkeit. Und — die neuen Ziele müssen ganz groß sein. Nur dann ist der stolze Vergleich mit der alten, echten, Burschenschaft mehr als eine Prahlerei: Bedenkt, diese Burschenschaft stand am Anfang der Bewegung, aus der die deutsche Einheit wuchs — der Geist dieser Burschenschaft schwebte über der Paulskirche in Frankfurt am Main — das Testament dieser Burschenschaft war so gewaltig, daß der Riese Bismarck aus einem preußischen Partikularisten sein Vollstrecker wurde. Und fragt Euch erst einmal: Gibt es denn heute, wo das Ziel der deutschen Einheit erreicht ist, überhaupt noch ein andres Ziel, das wert wäre, mit ihm in einem Atem genannt zu werden?

Wir vom „Vortrupp" sagen „Ja". Es gibt eines. Eines, das ebenso groß ist und ebenso schwer zu erreichen. Und, wie jenes andre, hat nicht Willkür es den Deutschen gesetzt, sondern Notwendigkeit. Auch dieses Ziel müssen wir erreichen, wenn wir leben wollen; und keiner von uns kann es erreichen, als das Geschlecht, das jetzt heranwächst: wenn das es verpaßt, wird das Ziel nicht mehr erreicht.

Es ist keine amtlich geaichte Weisheit, was wir Dir, Du freideutsche Jugend, heute sagen wollen. Auch von der „öffentlichen Meinung" ist es mit nichten abgestempelt worden; nun, was deren Stempel trüge, das wäre ja auch nicht mehr wert, daß man es der Jugend brächte. In den politischen Tageszeitungen findet Ihr schon gar nichts davon — warum werdet Ihr bald merken; aber im „Kunstwart" und im „Volkserzieher", da haben Ferdinand Avenarius und Wilhelm Schwaner gar manches Wort gesagt und sagen lassen, das unmittelbar oder mittelbar auf das Gleiche hinaus kam. Der „Vortrupp" hat die Gedanken, die wir heute zu den Euren machen möchten, gepflegt und scharf vertreten, seit er besteht: in unsern Aufsätzen „Wahl", „Der Vortrupp und die Frauenbewegung", „Ein deutscher Volksrat" *) könnt Ihr sie finden.

2. Das neue Ziel.

Wo wir stehn.

Eine der Folgen des siegreichen Krieges von 1870–71 ist die gewesen, daß sich wesentliche Charakterzüge des deutschen Lebens von

*) Jahrgang 1912 Nr. 2, S. 33 ff., Nr. 18, S. 545 ff., Nr. 22, S. 673 ff.

Grund auf verändert haben. Dieser Krieg hat uns einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung gebracht; unser Land ist reich geworden. Früher wurden wir — halb anerkennend, halb spöttisch — das Volk der Dichter und Denker genannt: jetzt ist das Streben nach wirtschaftlichen Werten der Hauptinhalt des Lebens der meisten unsrer Volksgenossen geworden, und der Kampf um wirtschaftliche Güter der Hauptinhalt auch unsres öffentlichen Lebens. Es ist dem Deutschen von heute geradezu in Fleisch und Blut übergegangen, Werte überhaupt nur mehr an wirtschaftlichen Maßstäben zu messen. Wird zum Beispiel in unsern Zeitungen oder sonstwo die Stellung unsres Vaterlandes in der Welt abgewogen, so werden wir unter zehn Fällen wenigstens neunmal finden, daß dabei lediglich von Bedeutung und Ausbreitung unsrer Industrie und unsres Handels die Rede ist — daß Erwägungen angestellt werden, ob uns oder den Engländern schließlich die Herrschaft im Welthandel zufallen wird, und dergleichen mehr.

Die Erkennenden.

Aber während diese Strömung in der Entwicklung unsres Volkes noch fließt, setzt bereits eine andre darunter ein. Während sich fast alles in dem Strom, der die ganze Oberfläche füllt, mitreißen ließ, hat eine Gruppe von Menschen, die durch diese Oberfläche hindurchsahen, zunächst rein forschend gefragt: Ist das Gold, das uns der riesige wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands gebracht hat, überall echt? Und je mehr jene Menschen forschten und je mehr sie fragten, desto stärker wurden ihre Zweifel. Und auf dem Wege dieser Zweifel sind sie dann schließlich zu einer Grunderkenntnis gelangt, von der aus der Wert des gegenwärtigen Zustandes doch erheblich anders erscheint, als die „öffentliche Meinung" ihn einschätzt, eine Grunderkenntnis, die sich etwa so ausdrücken läßt: Das Wesentliche der Geistesrichtung, die die Trägerin unsrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe ist, ist etwas, was man als die „Anbetung der leblosen Sache" bezeichnen kann. Diese Geistesrichtung vergißt, daß es letzten Endes nicht auf diese leblose Sache, sondern auf den lebendigen Menschen ankommt. Daß weder der Einzelne, noch auch das Volk schließlich irgend einen Vorteil haben, wenn sich lediglich die Sachgüter zu Bergen häufen, der Mensch dabei aber erdrückt wird. — Und die Forschenden haben erkannt, daß wir von diesem Zustande in der Tat nicht mehr so ganz fern sind:

Die Bevölkerung unsres Landes nimmt zwar einstweilen noch zu. Aber diese Zunahme beginnt, sich bereits recht bedenklich zu verlangsamen, von allen Seiten tönen schon die Klagen über den „Geburtenrückgang" im Deutschen Reiche. Und die Zunahme, die wir einstweilen noch haben, ist, wie Sachkenner uns belehren, weit mehr den Slawen (besonders den Polen) in unserm Lande zu danken, als den Deutschen. Im übrigen aber ist das Entscheidende für die Bedeutung eines Volkes nach außen und für sein Glück drinnen nicht die Zahl, sondern der Wert. Und da besteht, nach den Urteilen fast aller berufenen Männer, für uns Deutsche der Gegenwart die Gefahr, daß wir degenerieren, das heißt auf deutsch, zerrieben werden. Und zwar besteht diese Gefahr eben infolge unsrer wirtschaftlichen Entwicklung.

Denn diese hat erstens die Neigung, Körper und Geist des Volkes, das ihr Träger ist, zu schwächen: Sie begünstigt die Entwicklung der Großstädte, das heißt, sie drängt sehr große Menschenmassen auf verhältnismäßig sehr kleine Räume zusammen. Sie überliefert dadurch ein Volk, das seine Kraft erworben hat durch ein Leben von Jahrtausenden in der freien Luft des Ackers, des Forstes, des Berges und der See, dem kraftverzehrenden Staub und Rauch und Lärm der städtischen Straßen. — Sie verwandelt für einen Teil dieses Volkes (und zwar für einen Teil, dessen Umfang sich durch ständiges Anwachsen mehr und mehr der Volksgesamtheit nähert,) den Segen der Arbeit in einen Fluch, weil der schrankenlose Wettbewerb aller gegen alle eine Anspannung der Kräfte weit über das Natürliche hinaus bedingt, und vor allem, weil die Arbeit in ein Tempo und in eine Rastlosigkeit gerät, die von der Menschennatur auf die Dauer ohne schwersten Schaden nicht ertragen werden können. — In diese Arbeitshetze zieht unsre wirtschaftliche Entwicklung auch den Quell der Rassenerneuerung, die Frau, mit hinein und vergiftet dadurch die Kraftströme des Volkes an ihrer Quelle. Wie sie denn auch in Verfolgung ihrer, lediglich im Dienste der Sachgüter stehenden, Zwecke, die Kräfte auch des erst heranwachsenden Menschen, des Kindes, wo immer sie es ungehindert kann, rücksichtslos verbraucht, sei es in verfrühter Erwerbsarbeit, sei es in dem zwecklosen Drill unvernünftiger Schulsysteme. Das alles wirkt um so schlimmer, als die weit getriebene Arbeitsteilung, die einer der Charakterzüge dieser Arbeitshetze ist, die seelenstärkende Macht der Freude des Arbeiters am eigenen wohlgelungenen Werk größtenteils vernichtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu dieser Schwächung des Körpers und des Geistes tritt aber noch ein weiteres, das vielleicht noch schwerer wiegt: das ist eine Schwächung des Charakters. Die tritt um deswillen ein, weil eine Ordnung des öffentlichen Lebens, in der rein wirtschaftliche Kräfte und Ziele fast überall den Ausschlag geben, eine gewisse negative Auslese darstellt: die Eigenschaften, die vor allem befähigen, in solcher Ordnung hoch zu kommen, sind in der Regel nicht solche, die ihren Träger besonders geeignet machen, fördernd auf das Leben seines Volkes einzuwirken. Es sind durchweg Eigenschaften, die viel Verwandtschaft mit denen des Fuchses haben. — Und dazu kommen dann schließlich die Kulturgifte (besonders die alkoholischen Getränke), mit denen die wirtschaftliche Entwicklung unsres Landes den ohnehin bereits geschwächten Organismus des Einzelnen und des Volkes in einer, früheren Zeiten schlechthin unbekannten, Massenflut (Aktienbrauereien!), überströmt. Gifte, die uns eben darum bald vor die Existenzfrage stellen werden, weil mit ihrer Erzeugung für die Erzeuger gewaltige wirtschaftliche Vorteile verbunden sind, die sich jene Erzeuger um jeden Preis und mit schlechthin allen Mitteln zu erhalten streben.

Das Banner.

All das zusammengefaßt heißt so: Je größer und herrlicher unsre wirtschaftliche Entwicklung wird, desto sicherer führt sie uns ins Verderben, wenn nicht die Schäden getilgt werden können, womit gerade sie die Rasse bedroht; die Fragen, die das Schicksal eines Volkes bestimmen, sind letzten Endes weder, wie man früher glaubte, die politischen, noch, wie man jetzt meint, die wirtschaftlichen, es sind vielmehr die rassenhygienischen Fragen. In den großen neuen Gedanken der Rassenhygiene mündet vorläufig alles Gesunde ein, was in unserm Land und Volk wächst und wird.

Die Rassenhygiene muß die bestimmende Macht unsres öffentlichen Lebens werden, wenn wir weiterleben wollen. Und wenn die freideutsche Jugend in ihrem ersten Aufrufe von sich selbst sagt, es gehe durch sie „ein starkes Ahnen, ein festes Wollen des Kommenden" — nun, wenn dieses „Kommende" irgend etwas in der Welt ist, so ist es die Rassenhygiene. Hier — oder nirgends — liegt das neue Ziel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Der Weg.

Bergführerwerk.

Die bestimmende Macht in unsrem öffentlichen Leben muß die Rassenhygiene werden, wenn wir weiterleben wollen? Ist sie denn heute überhaupt schon eine Macht im öffentlichen Leben?

Daß sie eine Strömung in ihm ist, haben wir schon gesehen. Und wir dürfen hinzufügen: eine Strömung, deren Stärke wächst; gegen die alleinseligmachende Lehre der „Realpolitiker", daß das Wirtschaftliche der oberste Gott sei, und das für immer bleiben müsse, treten manchmal an Stellen, wo man es gar nicht vermuten sollte, ganz auffallende Ketzereien auf. Selbst in einer Tageszeitung (allerdings in einer, die in Gesinnung und Tonart zu den vornehmen zählt, nämlich im „Hamburgischen Korrespondenten") fand ich am 26. Juli dieses Jahres die folgenden Sätze:

> „Wir meinen damit die immer bedenklicher und grotesker werdende Verwechslung von rasch aufgepackter äußerlicher Zivilisation und wirklicher Kultur, eine Verwechslung, die sich immer mehr verbindet mit der alleinigen Schätzung der Völker als augenblicklicher Wirtschaftsobjekte ... Und man denkt gar nicht daran, diesen Greueltaten [der Balkanvölker] ein Ende zu machen, aus Besorgnis, diese Kulturgenossen könnten später ihre werte Kundschaft einem Konkurrenten zuwenden. Hier ist eben die Kehrseite der gewaltigen weltwirtschaftlichen Entwicklung unsrer Zeit, die wir noch in mancher politischen Groteske werden erkennen müssen."

Eine Strömung also ist bei uns die Rassenhygiene. Eine wachsende Strömung. Aber eine Macht im öffentlichen Leben? Nein, schlechthin noch gar nicht; denn die Gesetzgebung bleibt bisher ganz unberührt von ihr. Die arbeitet einstweilen gemütsruhig so weiter, als ob es nur leblose Sachen in der Welt gäbe, aber lebendige Menschen überhaupt nicht. Denkt nur einmal daran, wie Reichstag und Regierung im Mai 1912, als man die Reichsversicherungsordnung beriet, in der Mutterschaftsfürsorge versagt haben! *) — „Was? Und aus dieser Tiefe sollen wir emporklimmen bis zur Erfüllung von Bürgermeister Timmermanns Testament: ‚Jedes Gesetz und jede Maßregel darauf und nur darauf ansehen: Kann das die Menschen gesünder machen und stärker und schöner? Und dadurch besser und klüger?' **) Dies Riesenwerk will der ‚Vortrupp' auf unsre jungen Schultern legen?"

---

*) Vgl. „Vortrupp", Jahrgang 1912, S. 558, Absatz 2.
**) „Harringa", Kap. 10, S. 236 oben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja gewiß. Das, eben das, wollen wir. Du, freideutsche Jugend, forderst ja doch von Deinen Angehörigen, daß sie „ihr Selbst ... dem Dienst der Allgemeinheit widmen." Nun, Ihr Freideutschen, die „Allgemeinheit" fordert von Euch diesen Dienst und keinen andern — sie braucht Euch nun gerade dazu, daß Ihr die Führer Eures Volkes auf diesen Gipfel werdet. Versteht uns gut: daß Ihr das werdet. Denn mit Recht sagt Ihr den Euren „bevor Ihr den Dienst antretet, sollt Ihr erst Euer Selbst frei entwickeln". Ganz gewiß, diese Entwicklung muß jenem Dienste vorangehen; wir denken nicht daran, ihr Zeit und Raum dadurch verkümmern zu wollen, daß wir Euch Werdenden zumuten, verfrüht die Arbeit anzugreifen. Nur: schon während seiner Entwicklung müssen dem jungen Freideutschen diese Forderungen bekannt sein; schon während dieser Entwicklung muß er wissen, wie sein „Dienst für die Allgemeinheit" einmal aussehen wird — damit im Hinblick auf diesen Dienst die Entwicklung erfolge.

Wie wird denn nun aber praktisch die „Technik" dieser Bergführerarbeit aussehen? Wie, mit andern Worten, kann man's erreichen, daß sich einmal im deutschen Reichstag der Gedanke der Rassenhygiene durchsetze? Denn das ist ja doch nötig. Gewiß, es sind auch Wege denkbar, wie wir sie in dem Aufsatz „Ein deutscher Volksrat" gezeichnet haben.*) Selbst das kann niemand wissen, ob nicht einmal ein gewaltiger Staatsmann erstehen wird, ein Bismarck der Rassenhygiene, der das Parlament einfach mitreißt; Gott gebe, daß die freideutsche Jugend einen hervorbringe! Aber wir wollen ja nicht auf Wunder warten, sondern ganz nüchtern mit den Dingen rechnen, die im regelmäßigen Geschehen den Ausschlag geben werden.

Die Sonde.

Zuvörderst gilt's, des Übels Grund zu erkennen: Warum versagt der Reichstag, wie er heute ist, in diesen Dingen? Warum übrigens, gleich ihm, auch alle Einzelparlamente der Bundesstaaten? Die Antwort lautet so: Parlamentsbeschlüsse werden herbeigeführt durch Parteien. Die Parteien aber, die wir heute im Deutschen Reiche haben, sind ihrem Wesen nach schlechthin unfähig, Träger der neuen, der notwendigen, Gedanken zu sein.

*) Jahrgang 1912, S. 673ff.

Auch dann wären diese Parteien dazu unfähig, wenn ihr heutiges Wesen noch durch ihre Namen wirklich ausgedrückt würde. Denn die Ideen, denen diese Namen entsprechen, haben mit dem Gedanken, um den es für uns geht, und von dessen Verwirklichung die Zukunft unsres Volkes abhängt, so gut wie nichts zu tun. Ganz naturgemäß: Wer dachte denn den Gedanken der Rassenhygiene, wer konnte ihn denken, zu den Zeiten, wo man die Namen „konservativ", „fortschrittlich", „sozialdemokratisch" usw. schuf.

Dann aber, und das ist noch viel wichtiger: Diese Namen unsrer deutschen Parlamentsparteien decken heute das Wesen dieser Parteien überhaupt nicht mehr. — Jede dieser Parteien ist ursprünglich entstanden als Ausdrucksform eines besonderen Verhältnisses der Menschen zu den politischen Gewalten der Erde. So hat der große Militärkonflikt, der, in den sechziger Jahren, Preußens Regierung und Volksvertretung gegeneinander warf, ein rein politischer Machtstreit, die „Konservative Partei" und die „Fortschrittspartei" entstehen lassen. Ein politischer Gedanke und ein politisches Gefühl waren es auch, die — nach Königgrätz — die Partei der Nationalliberalen geschaffen haben, nämlich die Erkenntnis, daß wir ein einiges Reich brauchten und die Sehnsucht nach dieser Reichseinheit. Von diesem ursprünglichen, politischen, Wesen der Parteien haben die ihre Namen genommen. Die Namen sind geblieben bis heute — das Wesen aber?

Macht einmal ein ganz einfaches Experiment: fragt ein paar Menschen aus verschiedenen Erwerbsberufen nach ihrer politischen Partei. Beim Großgrundbesitzer fangt Ihr an. „Ich bin konservativ", sagt der unter hundert Fällen wenigstens neunzigmal. Nun fragt Ihr den städtischen Handarbeiter: „Natürlich Sozialdemokrat" bekommt Ihr ebenso oft zu hören. Wendet euch an einen Börsenmann oder an einen Gastwirt: Die sind alle beide „fortschrittlich". Und schließt den Versuch bei einem hanseatischen Großkaufmann, und Ihr werdet die Antwort vernehmen: „Nationalliberal".

Wohl kann's im einzelnen Fall mal anders kommen, aber, das ist sicher, in der Masse verläuft der Versuch so und nicht anders. Wenn aber die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei so stark bedingt ist von der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Erwerbsstand, so ist es klar, daß heute bei uns Parteizugehörigkeit durchweg mit eigentlicher politischer Gesinnung nichts mehr zu tun haben kann.

Und das ist so gekommen: Jene Veränderung des deutschen Wesens, die nach 1871 eingetreten ist, und die bei uns das Wirtschaft-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche zum fast einzigen Wertmesser aller Dinge gestempelt hat, hat eben auch vor unserm Parlamentsleben nicht Halt gemacht. Den Wechsel, den sie da bewirkt hat, schildert Friedrich Naumann in seinem interessanten Büchlein „Die politischen Parteien" so:

> „Inzwischen aber hatte der Wähler .... Zeit gehabt, um sich darüber klar zu werden: du kannst doch eigentlich Forderungen an den Mann stellen, den du nach Berlin schickst! Und die Forderungen, die der Wähler nun zuerst stellte, entstammten natürlich seinen eigenen unmittelbaren praktischen Interessen. Er fragte wenig nach der großen weltgeschichtlichen Frage, ob Papst oder Kaiser die Führung der europäischen Menschheit haben sollte, auch staatsrechtliche Probleme, ob wir verantwortliche Minister haben müßten oder nicht, berührten ihn wenig; er wollte Wirtschaftliches für sich gewinnen und machte so die Politik zu einer Angelegenheit der Interessen."

Diese Entwicklung, deren Wirkung zuerst bei der Reichstagswahl 1878 offenkundig wurde, ist seitdem stärker und stärker geworden. Und heute müssen wir aussprechen: Wohl tragen die Parteien unsrer Volksvertretungen noch politische Namen, und einstweilen gibt es noch keine darunter, in der nicht auch politische Ideen mitwirkten, aber das, wovon jede einzelne eigentlich regiert wird, ist das Interesse einer bestimmten wirtschaftlichen Gruppe. So deckt heute der politische Name „konservativ" im wesentlichen die Interessen der Großgrundbesitzer, der Name „nationalliberal" die Interessen der reichen Industriellen und der Großkaufleute. Der Name „Fortschrittler" die Interessen der meisten andern Kaufleute (besonders auch der Fondsbörse), sowie großer Teile des städtischen Mittelstandes und der Gastwirte. Der Name „Sozialdemokrat" die Interessen der Lohnarbeiter. Eine Ausnahme ist nur die „Zentrumspartei", nur noch bei ihr bildet den Mörtel eine politische Gesinnung (der „Klerikalismus: der Wille, daß die katholische Kirche in Deutschland herrschen solle); das Zentrum ist daher auch die einzige Partei, die es vorläufig noch fertig bringt, von jedem Erwerbsstand ohne Ausnahme große Massen unter ihrer Fahne zu halten.

Nun ist allerdings der Gedanke, daß unsere sogenannten „politischen" Parteikämpfe von heute in Wahrheit nur ein Raufen um den besten Futterplatz sind, den meisten, die in diesen Kämpfen mitwirken, nicht angenehm. Denn wenn auch heute die „Realpolitik" noch so hoch im Kurse steht, der Mensch, und besonders der deutsche Mensch, hat doch eine starke Abneigung dagegen, sich restlos zu ihren letzten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Folgerungen zu bekennen. So kommt es, daß immer noch wenigstens drei Viertel der Männer unsres öffentlichen Lebens die politische Firma für wirtschaftliche Dinge so krampfhaft festhalten. Dieses, durchaus edle, Gefühl schafft die Selbsttäuschung, worin der „Konservative" oder der „Nationalliberale" seine Partei für besonders vaterländisch und seine Gegner für mehr oder weniger vaterlandslos hält — die Selbsttäuschung, worin umgekehrt der „Fortschrittler" oder der „Sozialdemokrat" sich selbst besonders freiheitlich und die andern reaktionär nennt. Während doch in Wahrheit keine dieser vier Parteien heute etwas andres vertritt, als eben ein bestimmtes wirtschaftliches Interesse, das als solches im Parlament notwendig vertreten sein muß, das aber mit Vaterland oder Freiheit gerade soviel zu tun hat, wie mit den Mondgebirgen.

Nur wird es für sie alle nicht dauernd möglich sein, sich selbst und andern dies Maskenspiel vorzuführen. Die alten politischen Gedanken sind tot, denn sie können nichts mehr erzeugen, was unsre Zeit braucht; Leichen galvanisieren kann man aber auf die Dauer nicht. — Und erst recht erfolglos müssen die gelegentlichen Versuche bleiben, diese Toten wirklich wieder ins Leben zurück zu rufen, das heißt, die alten politischen Gedanken (oder nahe verwandte) wieder zum wirklichen Inhalt des Lebens der heute bestehenden Parteien zu machen. Das scheitert ein für allemal erbarmungslos an der Tatsache, daß diese Parteien jetzt eben in Wahrheit wirtschaftliche Interessenvertretungen geworden sind und sich daher bestens dafür bedanken, mit einer Idee belastet zu werden. Mag der begeisterte Grabowsky noch so ehrlich dafür streben, den alten konservativen Gedanken als „Kultur-Konservatismus" verjüngt wieder aufleben zu lassen: bei den maßgebenden „Konservativen" stößt er doch nur auf ein überlegenes Lächeln oder auf grobe Ablehnung. Denn die wollen eben gar keine Idee mehr, auch keine konservative, sondern sie wollen ausschließlich wirtschaftliche Vorteile für die großen Grundbesitzer. Und mögen auf der andern Seite hundert warmherzige Zeitungsmänner und Versammlungsredner noch so ehrlich die Lehre predigen: „Das deutsche Volk kann nur an den politischen Gedanken des ‚Fortschrittes' genesen": bei den Reichstagswahlen 1912 hat die „Fortschrittliche Volkspartei" eben doch den unbestritten allerunerfreulichsten Mann des Branntweinkapitals, Herrn Peter Schwuchow, als Kandidaten aufgestellt. Denn auch die maßgebenden „Fortschrittler" wollen eben gar keine Idee mehr, auch keine fortschrittliche, sondern sie wollen

ausschließlich wirtschaftliche Vorteile für ihre Gefolgschaft — und zu der gehören nun auch die Branntweinzwischenhändler.

Die Verwandlung unsrer bestehenden politischen Parteien in rein wirtschaftliche Interessenvertretungen ist einmal nicht zurückzuschrauben. Mehr noch, sie schreitet unaufhaltsam fort: Wir haben selbst zugesehen, wie der „Bund der Landwirte" gegründet worden ist, später der „Bauernbund" und der „Hansabund", neuerdings auch der „Bund der Festbesoldeten"; alle diese rein wirtschaftlichen Vereinigungen greifen bereits in die Wahlen ein. Das bedeutet, daß der Wille des „heute" darauf gerichtet ist, die Interessenvertretungen wirtschaftlicher Gruppen in den Volksvertretungen des politischen Mantels völlig zu entkleiden, und sie klar als das erscheinen zu lassen, was sie sind. So stark ist dieser Zeitwille, daß es sogar zweifelhaft sein mag, ob er nicht schließlich auch den Ring zerbrechen wird, der einstweilen noch in der Zentrumspartei alle Erwerbsstände zusammenhält, so daß dann auch diese letzte wirklich politische Partei eines Tages in ihre Großgrundbesitzer, ihre Bauern, Fabrikanten, Kaufleute und Arbeiter auseinanderfallen wird.

Dieser Weg führt zu einem Ziel, das an sich gut ist: Wirtschaftliche Dinge gehören zu den wichtigsten, die es gibt. Es ist sicher *eine* der Aufgaben der Volksvertretung, eine Stätte zu bieten, wo die Interessen der verschiedenen Wirtschaftsgruppen, in allseitig anerkannten Formen, im Angesicht des ganzen Volkes miteinander ringen können. Daß dieses Ringen heute noch zu drei Vierteln unter der Maske *politischer* Gegensätze geschieht, schafft viel Unklarheit und überflüssige Erbitterung. Auf der Bahn, worauf wir uns jetzt von diesem Zustande wegbewegen, werden wir eines Tages einen andern Zustand erreichen, wo in unsern Parlamenten die Vertreter der Landwirtschaft, der Fabrikanten, der Kaufleute, des Mittelstandes und der Arbeiter, als kluge und kühle Geschäftsleute, ohne jede unnötige Hetzerei und Rederei, miteinander beraten und berechnen werden, was der Eine verlangen muß, und was der Andre geben kann: bis ein Geschäft abgeschlossen ist. Unendlich viel besser wird das sein, als die heutige gegenseitige Schimpferei und das heutige widrige Gezänk um „politische" Programmpunkte, von denen die Zankenden fast alle wissen, daß sie eitel Wind sind. — Also der freideutsche Vaterlandsfreund hat gar keine Ursache, diese Entwicklung der heute bestehenden Parteien etwa zu bedauern (oder

sich gar an den aussichtslosen Versuchen zu beteiligen, sie zu hemmen!). Nur: er darf sich auch nicht darüber täuschen, daß es völlig vergeblich wäre, im Rahmen oder im Bunde mit einer dieser Parteien irgendeinem Gedanken zum Siege verhelfen zu wollen. Und nun vollends dem Gedanken der Rassenhygiene! Wer das Wirtschaftliche seiner heutigen Alleinherrschaft entkleiden, ja wer es sogar (bei aller Anerkennung seiner gewaltigen Wichtigkeit!) zum Diener von etwas Höherem machen will — wie in aller Welt kann der sich einbilden, daß er dabei die Unterstützung von Organisationen finden wird, deren einzige Aufgabe es heute schon ist und noch immer mehr wird, bestimmte wirtschaftliche Interessen an der Macht zu halten? (Für die Zentrumspartei trifft dieser Gedankengang, wie schon gesagt, nicht zu; aber die Idee, auf der diese Partei fußt, nämlich der Machtgedanke der katholischen Kirche, hat mit dem Gedanken der Rassenhygiene keinerlei Verwandtschaft: Auch das Zentrum kann daher für die Verwirklichung dieses Gedankens nicht in Betracht kommen — ganz abgesehen davon, wie lange es seine auseinanderstrebenden Wirtschaftsgruppen noch zusammenzuhalten vermag.)

Augen auf!

Diese Unmöglichkeit gilt es, klar zu erkennen. Jeder der rät, im Bunde mit den heute bestehenden Parteien Gedanken der Rassenhygiene durchzusetzen, rät falsch, weil er vor dieser Unmöglichkeit die Augen zukneift. Naive Theoretiker, die die Praxis der Dinge nicht kennen, predigen uns ja manchmal: „Jeder von euch soll sich einer der bestehenden politischen Parteien anschließen, soll ernst in ihr mitarbeiten und so in ihr Einfluß gewinnen. Dann kann er mitbestimmen, welche Parlamentskandidaten sie aufstellt, und kann dafür sorgen, daß das Kandidaten sind, die für die Forderungen der Rassenhygiene eintreten wollen." Diese Predigt ist unbeschreiblich kindlich. Denn erstens hat kein Mensch die Arbeitskraft, gleichzeitig im Getriebe einer der heutigen politischen Parteien zu stehen und dabei noch an der Verwirklichung lebenspendender Gedanken zu schaffen; schon aus diesem Grunde ist uns jeder verloren gegangen, der sich für jenes Getriebe einfangen ließ. Sodann bedeutet dieser Rat das hoffnungslose Verzanken unter uns selbst; denn so leer die politischen Formeln der Parteien von heute geworden sind, so grauenhaft verhetzen sie die Menschen untereinander: Wenn heute von zweien unsrer

Mitstreiter der eine „konservativ" wird und der andere „fortschrittlich", und wenn beide es dann ernsthaft mit der Parteiarbeit nehmen — dann haben sie in längstens drei Monaten völlig vergessen, daß sie Träger eines und desselben großen Ideals sind, und sie werden sich beschimpfen und bestoßen im Stile der „Deutschen Tageszeitung" und des „Berliner Tageblattes". Drittens aber: wir Freideutschen können uns den politischen Parteien von heute als ehrliche Menschen gar nicht anschließen, weil wir nicht hineingehören; wir sind eben keine Vertreter wirtschaftlicher Interessen, und darum haben wir in diesen Vertretungen wirtschaftlicher Interessentengruppen nichts zu suchen. Könnten wir aber auch von Gewissenswegen hineingehen: wir wären Fremdkörper darin; wir würden bald wieder ausgestoßen werden oder — verkapselt, das heißt in den Dienst von Interessen gezogen, die unsern Zielen gänzlich wesensfremd sind.

Noch jeder hat sich den Kopf eingerannt, der das verkannt hat, noch jeder, der überhaupt versucht hat, im Rahmen dieser Parteien eine Idee zu vertreten. Ganz gleichgültig, wie diese Idee aussah: zwei Träger so grundverschiedener Gedanken wie Stöcker und Naumann haben das gleichmäßig erfahren müssen: Der wunderschöne Nachruf, den, nach Adolph Stöckers Tode, Harden in seiner „Zukunft" brachte, hat so unwiderleglich dargetan, wie sich Stöcker den Weg zur Macht abschnitt, als er aus einem freien Verkünder seiner eigenen Ziele ein unfreies Mitglied der konservativen Partei wurde. Und Friedrich Naumann! Was hätte der für Deutschland werden können, wenn er er selbst geblieben wäre und sich nicht durch seinen Eintritt in die Fortschrittspartei selbst die Arme gebunden hätte zum Nutzen von Interessentengruppen, für die seine Ideale ganz dasselbe sind, wie der Montblanc für den Maulwurf. — Und dabei haben doch Stöcker und Naumann, solange sie frei waren, immerhin noch Ideen vertreten, die den wahren, rein wirtschaftlichen, Zielen der Parteien, denen diese Männer dann dienstbar wurden, zwar fremd, aber doch nicht direkt abträglich waren. Wie würde es nun erst uns Verfechtern der rassenhygienischen Idee ergehen, einer Idee, zu deren Wesen das Bekenntnis gehört, daß das Wirtschaftliche, die Seele und der oberste Gott unsrer Parteien von heute, an die zweite Stelle rücken muß! Das mögen wir ermessen an dem Schicksal des Professors v. Schulze-Gävernitz aus Freiburg im Breisgau. Der hatte mehrere Jahre hindurch ein so lebhaftes Interesse und Verständnis für eine der rassenhygienischen Forderungen, nämlich die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alkoholbekämpfung, an den Tag gelegt, daß die abstinenten Studenten Freiburgs ihn zum Ehrenmitgliede ihrer Ortsgruppe machten. Bei der letzten Reichstagswahl aber kandidierte er für die fortschrittliche Volkspartei. Und da äußerte er sich gegenüber einem abstinenten Akademiker *) nun plötzlich so:

> Man müsse die auf dem Spiele stehenden wirtschaftlichen Interessen nicht vergessen. Was ihn selbst betreffe, so könne er niemals den Wahlkreis Freiburg gewissenhaft vertreten, ohne für die Interessen der Weinbauern zu sorgen. Darum bitte er den Herrn und seine Gesinnungsgenossen, seinen Namen nicht mehr im Zusammenhange mit der Antialkoholbewegung zu nennen, besonders beim bevorstehenden Abstinententage. Man möge aber nicht denken, daß er nicht nach wie vor den Wert jener Bestrebungen würdige; er bitte nur, daß sein Name nicht genannt werde, denn dafür hätten seine Weinbauern kein Verständnis.

Das konnte gar nicht anders kommen. Wer im Rahmen einer der bestehenden politischen Parteien Karriere machen will, der muß sich eben in die Dienstbarkeit bestimmter wirtschaftlicher Interessen begeben. In diesem Falle der Interessen der Weinbauern**), es können aber auch ebenso gut die der Bodenspekulanten oder der Gastwirte sein. — Darum ist es auch die Schicksalsfrage unsrer Frauenbewegung (und ganz besonders der Bewegung für das Frauenstimmrecht), ob sie sich von den Sirenenstimmen freihalten kann, die sie dazu locken wollen, ihre Anhängerinnen in den Dienst der einzelnen politischen Parteien von heute treten zu lassen. Bleibt unsre Frauenbewegung darin frei, so bleibt sie die große rassenhygienische Bewegung, die sie heute ist, so bleibt sie die Vorstufe zu einer großen Mütterbewegung, als die der „Vortrupp" sie begrüßt hat***). Verstünde sie sich aber — was ihr guter Stern verhüten möge — hier nicht freizuhalten, so würde sie nichts weiter erreichen, als dies: Dann würden also die Frauen bei den Wahlagitationen Listen schreiben und Zettel tragen dürfen. Dann würde ein siegreicher Kampf für das Frauenstimmrecht nur die Zahl der Wähler in jeder einzelnen „Partei" (das heißt also in jeder der großen wirtschaftlichen Interessenvertretungen) verdoppeln. Dann würde demnach in der Wirkung Alles beim Alten bleiben. Und besonders würde für die großen rassenhygienischen Ideale, deren

*) Dr. med. Leopold Engelhardt, Freiburg im Breisgau, Stadtstraße 28.

) Deren Interessen v. Schulze-Gävernitz dabei außerdem noch falsch beurteilt hat! Denn die wirtschaftlichen Interessen gerade der Weinbauern werden durch die Abstinenzbewegung, die ihnen ganz neue, stark erweiterte, Absatzmöglichkeiten für ihre Trauben schafft, keineswegs gefährdet. Das haben die Verhandlungen auf dem Freiburger Abstinententage von 1912 eingehend dargetan. **D. Verf.

***) Jahrgang 1912, Nr. 18, S. 560.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Trägerin vor allem gerade die Frau ist, nichts, aber auch gar nichts herauskommen — dafür aber wäre, binnen weniger Jahre, die Frauenbewegung selbst durch innere Zerrissenheit und Verhetzung ohnmächtig gemacht.

Taktik.

So steht denn fest: Das Erobern der Gesetzgebung für die Rassenhygiene, das müßt Ihr ausführen ohne Rücksicht auf die heute bestehenden Parteien. Wie denn aber?

Ihr sollt diese Parteien als solche nicht etwa bekämpfen. Dazu habt ihr gar keine Veranlassung.

Denn erstens: die „politische" Kriegsbemalung jeder einzelnen Partei, unter der sie bei den Wahlen ihre wahre, rein wirtschaftliche, Natur versteckt, ist Euch ja kein Gegenstand der Feindschaft, sondern der Gleichgültigkeit. Und ebenso gleichgültig sind Euch die Kriegstänze und das Tomahawkschwingen, das dann zu diesen Wahlzeiten in diesen Kriegsbemalungen aufgeführt wird. Natürlich, wo Ihr Gelegenheit habt, werdet Ihr das deutsche Volk über das wahre Wesen dieser Parteien aufklären; denn ganz gewiß liegt gerade Euch die Aufgabe ob, die der große Führer der Rassenhygiene, Professor Max v. Gruber, in einem Schreiben an mich so gefaßt hat:

> Es gilt . . „die bestehenden Parteien . . zu entkleiden. Man soll sie denen, die die Sehnsucht nach Idealen haben, die ihr Glück in dem Glück der Volksgemeinschaft suchen, die den ehrlichen Willen haben, zu dienen, in ihrer Nacktheit zeigen. Damit niemand mehr durch das Talmigold der Parteiphrasen (z. B. das alberne Ideal der „Freiheit an sich"*) betrogen werden kann. Damit alle Ehrlichen und zur Hingabe an das Ganze Bereiten die Notwendigkeit der Aufrichtung einer unabhängigen Staatsmacht einsehen, deren höchstes Ziel die dauernde Gesundheit (im eigentlichsten Sinne) der Generationen sein müßte."

Sicherlich werdet Ihr Euch zum Beispiel nicht scheuen — wenn Ihr einmal Gelegenheit haben solltet, Zeugen eines „politischen" Wahlkampfes zwischen „Nationalliberalen" und „Fortschrittlern" zu sein — auf gut deutsch zu sagen, daß da einfach ein Affentheater

*) Das ist eine verdammt andre Freiheit, als die, die wir „Frei"deutschen wollen. Jene bedeutet im Grunde nichts andres, als daß Bodenspekulanten, Revolverjournalisten, Pornographen, Bordellbesitzer und Händler mit Volksgiften von allen Schranken befreit werden — wofür dann das Volk die „Freiheit" erhält, sich von ihnen ruinieren zu lassen. Während für die Freiheit, die wir meinen, nur ein Grund gelegt werden kann, derselbe, den Theodor Fontane für jede wirkliche Freiheit gefordert hat: „Festes Gesetz und fester Befehl". D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgeführt wird (auf Kosten des Beutels und der Zeit urteilsloser Toren).

Zweitens aber: Das, was als wirklicher Kern dieser Wahlkämpfe übrig bleibt, wenn diese Jahrmarktskomödie mit dem Indianergeheul weggenommen wird, — den Widerstreit der wirtschaftlichen Interessen — das erkennt Ihr ja als durchaus berechtigt an. Ihr wißt ja ganz genau, daß es auch eine Aufgabe unsrer Parlamente ist (und sogar eine hervorragende bedeutungsvolle Aufgabe!), eine Plattform zu sein, auf der die verschiedenen Gruppen der wirtschaftlichen Interessenten weithin hörbar miteinander verhandeln können. Ihr versteht es nicht nur, nein Ihr haltet es für absolut notwendig, daß Großgrundbesitzer und Unternehmer, daß Börse und Arbeiter auf dieser Plattform Alles tun, um ein jeder ein so gutes Geschäft wie möglich zu machen. (Wobei Ihr eben nur wünscht, sie alle möchten Das, was Geschäft ist, auch ehrlich Geschäft nennen und nicht mehr unter tausend Phrasen verstecken, die jene von „Vaterland" und diese von „Freiheit" machen.)

Aber: Ihr Freideutschen habt Andres zu tun. Eure Sache ist es, über diesem Kampfe der wirtschaftlichen Interessentengruppen zu stehen und dafür zu sorgen, daß er — so wichtig er ist und sein wird — an die zweite Stelle tritt.

Darum, wenn einmal für Euch die Zeit gekommen sein wird, wo Ihr praktisch in die Parlamentswahlen einzugreifen habt — als Wähler dereinst, oder, wohl früher noch, als Agitatoren — dann soll das so geschehen:

Ihr seid „parteipolitisch neutral", denn zu keiner der heute bei uns bestehenden Parteien als solcher könnt Ihr in irgend einer Beziehung der Freundschaft oder Feindschaft stehen. Euch interessiert nur der Mensch, der von Euch will, daß Ihr ihn wählen sollt oder für ihn agitieren. Den seht Ihr Euch einfach darauf an, ob er so, wie er persönlich ist, die Gewähr bietet, daß er in den Fragen der Rassenhygiene nicht versagen wird.

Sieht er ein, daß „Handel und Verkehr" ein nützlicher Diener ist, aber kein allmächtiger Götze, der das Recht hätte, Menschen zu fressen? Begreift er die vernichtenden Wirkungen der Großstadt, und ist er bereit, für Bodenreform einzutreten und für die Förderung der Gartenstädte? Wird er der Arbeitshetze steuern durch Eintreten für einen Normalarbeitstag und für eine vollkommene Sonntagsruhe? Ist ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß Frauen und Kinder

vor der Zerdrückung durch den Sachgüterkultus unbedingt geschirmt werden müssen? Begreift er, daß die Schule dazu da ist, starke Menschen heranzubilden, die etwas wollen und etwas können — und nicht schmalbrüstige Brillenträger mit einem Haufen von Vokabeln und Geschichtszahlen im armen mißhandelten Kopfe? Ist er zu haben für einen wirksamen Schutz der Mutterschaft und dafür, daß unsre Heimaterde nicht der Industrie zu Liebe ganz und gar häßlich und unwohnlich gemacht werde? Ist er der Mann dazu, der Überschwemmung Deutschlands mit den Kulturgiften entgegenzutreten, unbekümmert, ob er sich dadurch die Todfeindschaft des Millionenkapitals der Giftgewerbe zuzieht? Hat er den Schneid, in diesen Dingen nötigenfalls auch gegen seine eigene Partei zu stimmen? Traust Du ihm das Alles zu, dann tritt in Gottes Namen für ihn ein mit Deiner Agitation oder Deiner Wahlstimme. Dann kümmere Dich den Teufel darum, ob die Parteifarbe und Kriegsbemalung, womit er in den Wahlkampf gezogen ist, blau, schwarz, rosa oder rot ist. Und dann pfeife darauf, ob ihn die Indianer mit der andern Bemalung je nachdem als „Junker", „Römling", „Nationalmiserabeln", „Asphaltliberalen", oder „vaterlandslosen Gesellen" begeifern. — Hast Du aber keinen Kandidaten, der alle die Forderungen erfüllt, dann nimm den, der noch am meisten davon erfüllt, und flüchte auch dann nicht vor Teufeln, die verstorben sind.

Erfolg.

Ihr Freideutschen! Wenn Ihr zu alldem nicht „Ja — aber" sagt (wie altes deutsches Herkommen das ja allerdings von Euch fordert) sondern ein kräftiges „Ja — also", dann wird die Wirkung groß sein:

Wenn wirklich einmal alles, was heute zur freideutschen Jugend gehört, fest entschlossen ist, seine Arbeit im öffentlichen Leben so in den Dienst der Rassenhygiene zu stellen, dann könnt Ihr unbedingt verhindern, daß in unsre Parlamente kommen: Bodenspekulanten, Vertreter des Alkoholkapitals, Sonntagsruhegegner, Schulreaktionäre, kurz alle, die daran arbeiten, den lebendigen Menschen zum Sklaven der toten Sache zu machen. Selbst dann könntet Ihr das, wenn ihr nur eine kleine Minderheit sein und auch bleiben solltet; denn wie ein Keil von Stahl werdet ihr von der Seite her eindringen in all die tausend und tausend Triebe nach Geld und Macht, die sich in unserm heutigen Parteileben untereinander kreuzen, bekämpfen und fressen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie in die weichen Leiber eines Schlangengewimmels. Ihr werdet aber garkeine kleine Minderheit bleiben. In nicht allzu langer Zeit werdet Ihr alle die Massen hinter Euch haben, die heute schon organisiert sind in den großen Verbänden für Lebensreform: die Abstinenten, die Bodenreformer und wie sie alle heißen. Die hätten auch heute schon Kraft und Macht genug, sich auch bei den Wahlen durchzusetzen. Nur, sie wagen die Kraft noch nicht anzuwenden, es ist noch gar zu viel vom „Geist des kleinen Mannes" in ihnen. Ihr sollt einst ihre Offiziere sein, sollt ihnen Herrensinn einflößen und sie zum Siege führen; daß das wirklich möglich ist (sogar schon heute möglich ist!) hat der „Fall Schifferer"*) bewiesen. In dem Sinne, daß jeder Kandidat, dessen Wahl der Volksgesundheit schädlich wäre, an der Parole „Für die Rassenhygiene", scheitert, könnt Ihr Euch schnell zur ausschlaggebenden Gruppe bei den Parlamentswahlen machen.

Aber auch darüber hinaus werdet Ihr es in einzelnen Fällen schon bald erreichen, daß auf diese Parole hin — unabhängig von allen heute bestehenden Parteien — ein Kandidat sogar seinerseits zum Siege schreitet. Das ist natürlich viel schwieriger, als der engere Erfolg, von dem ich soeben sprach; und es ist zunächst auch noch nicht so wichtig. Aber möglich ist auch diese Art des Sieges sicherlich: irgendwelche Wahlkreise werden sich recht bald finden, wo die Wahrheit, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, ganz von selbst größere Massen erfaßt — wenn man denen nur einmal gesagt hat, worauf es ankommt, und daß es jetzt wirklich ein neues, ein lebenschaffendes, deutsches Ideal gibt.

Den einen wie den andern dieser beiden Erfolge wird es Euch sehr erleichtern, daß fast alle verantwortlichen Männer unsrer heutigen politischen Parteien eine ganz verblüffende Unkenntnis von den Dingen und Kräften haben, die nicht im Parteikatechismus stehn. Regelmäßig ahnen sie nichts davon, daß es nicht nur „zwischen Erd und Himmel", sondern auch auf der Erde des Deutschen Reiches mehr Dinge gibt, als ihre Parteiweisheit sich träumen läßt. Werden ihnen nun solche Dinge in den Wahlkampf geworfen, so wissen sie bald nicht mehr aus noch ein und verlieren den Kopf nebst der Führung über ihre Herde, die dann halb sinnlos nach rechts und links läuft. Erkundigt Euch einmal bei Hans Paasche (der darüber Bescheid weiß), wie verwirrend der Erfolg der Lebens-

*) Vgl. „Vortrupp", Jahrg. 1912, Nr. 4, S. 112 f.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reform im Falle Schifferer auf das nationalliberale Hauptquartier gewirkt hat; und in jeder andern Partei wird es genau so sein. Sorgt nur dafür, daß bei einer Wahl plötzlich an einigen hundert Orten des Deutschen Reiches den Kandidaten jeder Parteifarbe gesagt wird: „Wenn ihr euch nicht verpflichtet, den Bodenreformern gegen die „Spekulanten zu helfen, den Abstinenten gegen das Alkoholkapital, „den Schulreformern gegen den Schulzopf, der Gesundheit der „Frauen und Kinder gegen das Ausbeutertum: dann setzt eine rück„sichtslose Agitation gegen euch ein" — sorgt nur dafür, dann sollt Ihr einmal sehen, was für ein hülfloses Summen und Durcheinanderfliegen in den Bienenkörben sämtlicher Parteileitungen angehen wird.

Und noch ein Drittes kommt dann zunächst sicher dabei heraus: Ihr werdet von allen Parteien sofort umworben werden. Es gibt so ziemlich nichts in der Welt, was eine Partei von heute nicht täte für ein paar Dutzend Wahlstimmen. Das ist ganz natürlich: denn sie hat ja kein Ideal zu verfechten, dem durch allzu offenkundigen Stimmenfang Abbruch geschehen könnte, sondern nur die wirtschaftlichen Interessen einer Erwerbsgruppe; und diese Interessen werden mächtiger mit jeder Stimme mehr, die die Partei hinter sich bringt, und schwächer mit jeder Stimme, die die Partei verliert. Deshalb sind die Parteien von heute sämtlich hinter jedem Wähler her, wie der Teufel hinter einer armen Seele. Und so unsinnig der Gedanke ist, eine von diesen Parteien durch irgendein Ideal von innen her reformieren zu wollen, so unbedingt sicher kann man sie von außen her beeinflussen durch die Furcht vor Stimmenverlust. Bis heute haben sie lediglich gefürchtet, Stimmen von Bodenspekulanten, Alkoholinteressenten usw. zu verlieren; nun zeigt Ihr ihnen einmal, daß sie vielleicht noch schlechtere Geschäfte machen, wenn Ihr ihnen Stimmen abjagt. So — unter dem Druck solcher Angste — mag von außen her vielleicht sogar noch eine Reform unsrer heutigen Parteien kommen, jedenfalls werdet Ihr es so erreichen, daß selbst auf den Schultern der bestehenden Parteien Männer Eures Ideals in die Parlamente einziehen können. Aber dann eben als freie Männer, die nicht — wie Stöcker, Naumann und Schulze-Gävernitz — gegenüber den wirtschaftlichen Interessen, die ihr Pateiverband deckt, ohnmächtig bleiben, sondern die mit aller Ruhe und Entschiedenheit diese wirtschaftlichen Interessen an den zweiten Platz stellen können, so oft die Forderungen der Rassenhygiene es verlangen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor Allem aber: Es wird sich um Euch eine ganz neue Partei bilden: Die „Deutsche Lebensreformpartei." Denn gar zu groß ist schon heute die Zahl derer, die den Zustand, daß fast unser ganzes öffentliches Leben eine Beißerei um den Futtertrog geworden ist, bis an den Hals hinan satt haben. Die mit heißem Herzen ersehnen, daß, bei aller notwendigen Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen, richtunggebend für unser öffentliches Leben wieder ein Ideal sei. Denkt an die gewaltigen Massen der „Nichtwähler", von denen (wie der „Kunstwart" einmal mit Recht hervorgehoben hat), so viele gerade aus Verantwortlichkeitsgefühl nicht mitwählen: denn sie haben heute eben niemanden, der das vertritt, wofür auch sie sich einsetzen würden. Massen von denen werden Euch zufallen. Und diese „Deutsche Lebensreformpartei" Ihr mögt sie auch die „Partei der Freideutschen" nennen — die wird dann in den Parlamenten ebenso das Zünglein an der Wage sein können, wie die örtlichen Verbände der Lebensreformer bei den einzelnen Wahlen. Die kann dann verhindern, daß die Feinde der Volksgesundheit die Herrschaft in den Parlamenten erringen, nach der sie streben *). Die kann allmählich den Gedanken der Rassenhygiene auch in den Parlamenten herrschend machen und dann endlich auch die Regierungen — wenn die nicht von selbst mutig vorangehen sollten — zum Mitgehen zwingen. Dann ist die freideutsche Zukunft gesichert.

4. Die Flaumacher.

Zum ersten: Manch würdiger Greis wird Euch verkünden: „Das ist eine Utopie". Dem glaubt nicht. „Utopie" ist das Schlagwort, womit man Dumme fängt, die man von einem Ziel abbringen will, das einem selbst unbequem ist: fast alle die zum Beispiel, die heute den „Patriotismus" gepachtet haben, hätten noch im Jahre 1860 die deutsche Einheit für eine Utopie erklärt; ihre Väter haben es damals getan. Und alle entscheidenden Siege im Aufwärtsgang der Menschheit und der Völker sind Wikingersiege kleiner entschlossener Minderheiten gewesen.

Zum zweiten: Es werden wohlgenährte und gutgekleidete „Realpolitiker" erscheinen und werden Euch streng verweisen, daß Ihr „Ideologen" seiet, die sich einbildeten, sie könnten wirtschaftliche

*) Vgl. „Vortrupp", Jahrg. 1912, Nr. 2, S. 40, Abs. 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Interessen wegblasen. Denen erwidert: „Ihr sagt die Unwahrheit, „wir denken gar nicht daran, die wegzublasen; wir betonen immer „wieder, wie wichtig sie sind. Nur: sie sollen nicht mehr sinnlos „herrschen, sondern sie sollen dem Menschen dienen, für den sie da „sind. Übrigens, ‚Ideologen' sind wir und wollen „wir sein; darum haben wir uns ja gerade zusammengetan „unter dem Zeichen der Freiheitskriege. Deren „tiefste und dauerndste Bedeutung ist nämlich — mit Eurer freund- „lichen Erlaubnis — immer noch die, daß die Gedanken unsrer „Meister, der Ideologen Schiller, Kant und Fichte, Euren Ge- „sinnungsgenossen, den Realpolitiker Napoleon weggefegt haben."

Zum dritten sodann werden eine Anzahl ältlicher Lehrer und Professoren daherkommen — der „kleine Metternich von Greifs- wald"*) vermutlich dabei und andre seinesgleichen — die werden sorgenschwer die Häupter schütteln und werden also jammern: „Um Gotteswillen, da soll also wieder einmal die Jugend hinabgezerrt werden in die politische Arena." Denen sagt wohlwollend: „Herr- „schaften, regt euch doch nicht auf und hört erst ordentlich zu. Hier „ist ja nur die Rede von dem, was wir tun werden, wenn wir einmal „aus Jünglingen und Jungfrauen Männer und Frauen geworden „sind. Freilich, daß wir uns für diese Aufgabe nicht gerade durch „Marktfrühschoppen vorbereiten*), das mußt du, ‚kleiner „Metternich von Greifswald' uns schon gestatten — wenn's Dir auch „schwer wird."

Da kommt aber mit fliegenden Haaren als Vierter ein „politi- scher" Versammlungsredner gelaufen. Ich weiß nicht, ob seine Krawatte schwarz ist oder blau — oder rosa oder rot. Es ist auch gleichgültig. Denn jedenfalls zetert er: „Um Gotteswillen, da wird ja wieder einmal „die Abkehr vom öffentlichen Leben gepredigt." Dem gebt einen Tritt und sagt ihm: „Kerl, du lügst. Ganz im Gegenteil, schärfstes „Eintreten ins öffentliche Leben ist hier gelehrt worden; aber eines, „bei dem etwas herauskommt, und nicht der hoffnungslose Zank „ohne Ende und Ergebnis, von dem du lebst."

Wie sich nun dieser Geselle unter Reiben seiner Rückseite ver- zieht, da tritt der Fünfte, sein Vorgesetzter, zu Euch. Ein erhabener Hoherpriester ist er. Ich weiß nicht, ob in der konservativen Partei, oder in der fortschrittlichen, oder bei den Sozialdemokraten. Es ist auch

*) Vgl. „Vortrupp", Jahrg. 1913, Nr. 18, S. 552 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleichgültig. Denn jedenfalls verkündet er mit der ganzen heiligen Würde seines Amtes: „Die Rassenhygiene ist ein wundervoller Gedanke, vor „dem ich selbstverständlich alle Hochachtung habe, und meine Partei„genossen auch. Aber sie ist doch kein politischer Gedanke, und darum „taugt sie niemals dazu, als Parole in den Wahlkampf geworfen zu „werden." Diesen Herrn ehrt durch Absendung eines Vertreters in Frack, Zylinder und weißen Handschuhen. Der soll ihm im vornehmsten Ton, über den er verfügt, sagen: „Ew. Hochehrwürden „geruhen zu verkennen, daß ein politischer Gedanke eben jeder Ge„danke ist, der zeigt, daß er stark genug ist, das öffentliche Leben zu „beeinflussen. Unser Gedanke wird das schon zeigen. Übrigens „wollen Ew. Hochehrwürden gnädigst bedenken, daß Ihre eigene „Partei sich heute ohne jeden politischen Gedanken behilft und „nur von der Interessenvertretung lebt. Sogar das geht also. Da „brauchen Sie sich um uns keine schlaflosen Nächte zu machen."

Alsdann wird der Hohepriester ergrimmen, wird seine Kleider zerreißen und wird also rufen: „Anathema! Anathema! Weiche von „mir, du Verfluchter. Der Mensch muß konservativ sein, oder liberal. „Auch als Zentrumsmann kann er leben, oder als Sozialdemokrat. „Auch in der wirtschaftlichen Vereinigung darf er sitzen. Du aber willst, „daß man keiner von diesen Parteien angehöre. Du predigst die poli„tische Charakterlosigkeit. Wehe! Wehe! Wehe!" Darauf soll Euer Vertreter die Ehrfurcht abtun und soll in gutem grobem Deutsch dem fluchenden Parteipapst lachend erwidern: „Ei, du adernver„kalkter Geselle, der du diese Eintagsgebilde, von denen noch keines „fünfundfünfzig Jahre alt ist, anbetest, als wären es ewige Berge. „Geh' zum Teufel mit deinen Götzen, wir wissen, daß sie von Holz „sind. Weiß Gott, wie bald sie schon zerhackt und in den Ofen geschoben „werden, daß man ihre Stätte nicht mehr findet. Aber mag das „morgen sein, oder erst übermorgen, wir Freideutschen lachen ihrer. „Die werden es nicht hindern, daß die Deutsche Lebensreform„partei geboren wird!"

* * *

Freideutsche Jugend! Es schien Dir nicht zu kühn, vor aller Öffentlichkeit Dich zu vergleichen mit der alten, echten, Burschenschaft. Du kannst zeigen, daß Das mehr war, als Prahlerei.

Hermann Popert.

Die Bedeutung des freideutschen Jugendtages für unsere studentische Entwicklung.

Ein bemerkenswertes, aber kein günstiges Zeichen der Zeit ist der Hang zum Festefeiern, denn mit der wachsenden Zahl von Festen und dem steigenden Aufwand Hand in Hand geht eine innere und äußere Entartung der Feste selbst. Nirgends liegt dies deutlicher am Tage als bei patriotisch-geschichtlichen Feiern. Ein Schwelgen in Phrasen, die patriotisch sein sollen, tritt an Stelle ernster Vertiefung in den wahren Geist der Geschichte, Prahlerei, die nichts kostet, und Selbstzufriedenheit ersetzen schlichte Dankbarkeit, kritische Selbstprüfung und echte dienstbereite Vaterlandsliebe; lautes Trara und prunkvolle Aufmachung verdecken die Hohlheit und Gedankenleere. Festessen und Kommerse scheinen Selbstzweck geworden zu sein.

Wohltuend und erhebend berührt es, daß die freideutsche Jugend sich von solchem Geiste abwendet. Aber das ist nicht ihr einziges, nicht ihr größtes Verdienst: Wohl ist es gut und löblich, die Taten der Väter zu ehren und hochzuhalten; aber besser ist es, selbst zu schaffen. Und das ist die Erwartung, die wir an den freideutschen Jugendtag knüpfen, daß er eine schöpferische Tat*) sein möge.

Hervorragenden Anteil an den Bestrebungen, die der freideutsche Jugendtag zum Ausdruck bringt, hat die akademische Jugend. Hier hat seit anderthalb Jahrzehnten die freistudentische Bewegung den Boden vorbereiten helfen**), in dem diese jungen, gesunden Triebe Wurzel schlagen konnten. Ihr ethisches Ideal, daß der Student darnach kämpfen müsse, ein nützliches Glied der Gesamtheit zu sein und zu werden, ist zugleich der Untergrund der einzelnen Ziele und Forderungen der freideutschen Jugend; ihr stetes Bemühen, die Studentenschaft zum Gemeinsinn zu erziehen und ihr Formen eines selbständigen Gemeinschaftslebens zu schaffen, öffneten vielen, die sonst teilnahms- und gedankenlos dahin lebten, die Augen für die Nöte der Zeit. So ist es verständlich, daß gerade aus ihren Reihen zahlreiche Studierende sich der Mitarbeit an der so dringend nötigen Reform studentischen Lebens und studentischer Lebensformen widmeten, eine Gemeinschaft der Tat, die auch bei dem freideutschen Jugendtag durch die Teilnahme zahl-

*) Welche schöpferische Tat das sein muß, zeigt der Leitaufsatz von Hermann Popert in dieser Nummer unsrer Zeitschrift. Vortrupp.

**) Das gleiche Verdienst haben auch die studentischen Auslesegruppen: die Freischaren, die Korporationen „Freiland", die Ortsgruppen des „Deutschen Bundes abstinenter Studenten", die „akademischen Gemeinschaften" und verwandte Organisationen. Vortrupp.

reicher freier Studenten zum Ausdruck kommen und zweifellos von dauerndem Bestande sein wird.*)

Doppelt freudig muß man es aber begrüßen, daß der freideutsche Jugendtag auch eine stattliche Zahl von Korporationen vereinigt. Daß hier das leidige Gezänk um Vorrang und nichtige Äußerlichkeiten keine Stätte findet, sondern die gemeinsame Arbeit nur einem edlen Wettstreit der Leistung Raum läßt, sollte ein Vorbild sein für alle deutschen Hochschulen.

Wer das studentische Leben der Gegenwart kennt, weiß nur allzugut, daß die freideutsche Jugend hier trotz aller bisher geleisteten Vorarbeit einen harten und steinigen Boden vorfindet. Eines sollte sie dabei nicht aus dem Auge lassen: Will sie wirklich eine „Geistesverjüngung" der deutschen Kultur, so darf sie sich nicht daran genügen lassen, den oder jenen der Kommilitonen ihren Reihen zuzuführen, sie muß vielmehr bestrebt sein, das gesamte studentische Leben mit ihren Ideen zu durchdringen. Neben der Aufgabe, Gesinnungsgenossen zu suchen und zu organisieren, muß gleichwertig die andere, schwerere stehen, neue zu werben. Insbesondere sollte die Teilnahme an dem studentischen Gemeinschaftsleben, wie an einer etwa schon vorhandenen studentischen Verfassung nicht versäumt, und, wo eine solche fehlt, auf ihr Entstehen hingewirkt werden. Wohl heißt dies, viel undankbare und mühsame Arbeit tun. Aber wie das edle Reis seine Bestimmung erst erfüllt, wenn es, dem wilden Baume aufgepfropft, den ganzen Stamm veredelt, so muß es das Bestreben einer neuen Idee und ihrer Träger sein, die große Masse der Fernstehenden und der Gegner zu gewinnen.

Daß Professoren und Universitätsbehörden der freideutschen Jugendbewegung mit Verständnis gegenüber treten, ist leider nur in Ausnahmefällen zu erwarten. Man braucht dabei garnicht an jene Ritter vom Geist zu denken, für die Student und Alkohol untrennbare Begriffe vorstellen.**) Womöglich noch schlimmer ist die weitverbreitete Interesselosigkeit, mit der diese Kreise der studentischen

*) Diese Ausführungen sollen nicht die Bedeutung der freistudentischen Bewegung unterstreichen, sondern ihre enge tatsächliche Berührung mit den Bestrebungen der freideutschen Jugend dartun. Wenn, von manchen vermißt, unter dem Aufruf des freideutschen Jugendtages die Deutsche Freie Studentenschaft fehlt, so liegt dies teils an dem Wesen ihres allgemeiner gehaltenen und auch auf andere Gebiete, wie das der Sonderinteressen der Nichtinkorporierten, der sozialen Fürsorge, der studentischen Verfassung u. a. m. sich erstreckenden Programms, teils an ihrer Organisationsform. Man könnte etwa sagen, daß die Freie Studentenschaft das Haus bauen und wohnlich machen will, in das alle einziehen sollen, die auf irgend einem Gebiete an der Erneuerung des deutschen Studententums arbeiten. **Dr. Roth.**

) Zum Beispiel Professor Roethe und den Greifswalder Rektor Stampe (vgl. Paasches Leitaufsatz in der vorigen Nummer). **Vortrupp.

Entwicklung überhaupt gegenüberstehen. Es ist ja so viel einfacher, unbequeme, heißblütige Neuerer wegen „Gefährdung des akademischen Friedens" zu maßregeln, als den von ihnen aufgeworfenen Fragen auf den Grund zu gehen oder gar selbst mit Hand anzulegen. Wenn nur beim Kaiserkommers oder Universitätsjubiläum Chargierte der Studentenschaft da sind . . .!

Ein viel gebrauchtes, bedeutsames Wort sagt: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Wenn aber die Jugend in klarer Erkenntnis des Notwendigen, in zielbewußtem Wollen ihr Geschick selbst in die Hand nimmt, dann kann sie gut und gern auf die Bevormundung und das „Wohlwollen" der Unberufenen verzichten. Dann gehört die Zukunft ihr selbst, ihr allein.

Dr. Paul Roth.

Wald und Kohle.

Das war, als die Erde noch dampfte vor Fruchtbarkeit. Als es rund um die Erde sproßte von Blumen, Baum und Strauch. Das war die Jungfrauzeit der Erde. Das war die Jugendzeit der ersten Menschen.

Die lebten wie die Bäume lebten. Setzten Blüten an im Frühling, rauschten blätterschwer des Sommers, brachten Frucht im Herbst und standen still geduckt zur Winterszeit.

Und wenn's ans Sterben ging, so starben sie im Walde.

Als ich gestern Nacht im Traume mein Gesicht gen Süden wandte, sah ich einen sterben in der Jungfrauzeit der Erde. Da es ihm im Blute kreiste, mahnte: „S' ist Zeit, s' ist Zeit!", da stahl er sich von seinem Stamme. Das Sterben in Gesellschaft war noch nicht erfunden. Die Klageweiber und die Klagemärsche waren unbekannte Dinge. Die höchsten Dinge tat man einsam. Also brauchte auch das Sterben keinen Zeugen.

Müd am Leben trat er in den Wald ein, jener Mensch, den ich im Traume sah gen Süden. Er hatte sein Feuerwerk versprüht am Sauerstoff des Lebens. Sein Pfund war ausgegeben in Kampf und Lust. Also war er reif zum Sterben.

Auf eine Eiche schritt er zu. Unter einer Eiche war er in die Welt gesprungen; unter einer Eiche wollte er von hinnen gehen. Da lag er und erwartete den Tod. Einen Tag lang lag er da und wartete. Der Tod kam nicht. Hoch schien die Sonne.

Aber als sie sank, begann ein schweres Duften. Der Wald strömte seinen Schlummeratem aus. Der wogte um den Mann am Baume.

Der hüllte ihn mit Streicheln ein und Kosen. Und als er sich in seinen Schläfen eingelagert, hatte er den Müden auch zum Sterben überredet. Süß schlief er ein und wachte nicht mehr auf. —

So träumte mir vom Sterben erster Menschen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach dem Traume kam der Morgen. Pochte die Arbeit von der Straße an die Fenster. Winkte mir: „Heraus, heraus!"

Durch die Straßen ging ich. Da stand ein Neubau da. Der Neubau sah mich an mit fensterlosen, hohlen Augen. Was wollte er von mir?

Nun gut, ich komme.

Durch rohe Tore ging ich. Über schwanke Bretter stieg ich. Feucht sahen mich die angeweißten Wände an. Da sah ich rote Kohlen in einem großen Eisenkorbe brennen. Nein, sie brannten nicht mehr. Sie glühten noch ein wenig. Die Winterwasser auszuglühen aus den Mörtelfugen, waren diese Kohlen da.

Einen Mann sah ich am Eisenkorbe liegen. Er schlief.

Ich schüttelte ihn — es ist nicht gut zu schlafen, wenn die Kohlen glühen.

Aber er rührte sich nicht, er war tot.

„Gestorben an Kohlenoxydvergiftung", schrieb der Arzt ins Büchlein.

Bevor sie den Toten fortschafften, sah ich ihm ins Gesicht. Es war ein alter Handwerksbursche. Verrunzelt und zermürbt.

Und als ich sinnend weiter ging, da fiel's mir ein:

Mit dem Finger fuhr ich den Stammbaum dieses alten Handwerksburschen in die Vergangenheit nach. Weiter, immer weiter. Da kam ich an die Zeit, als die Erde noch dampfte vor Fruchtbarkeit. Da kam ich an den Eichbaum, unter dem der Waldmensch in meinem Traum gestorben war.

Von dem Stammbaum sprang der Finger auf den Baumstamm über und fuhr dessen Lebenslinie nach bis zur Gegenwart.

Da sah ich Riesenkräfte Massen auf die Wälder türmen, Meereswogen darüber rollen. Und als die Wasser wieder abgezogen waren, sah ich den Baum als Kohle in der Erde. Schächte bauten sie hinein, und Förderwagen schnurrten an den Seilen — die Kohle ward gefördert. Die ward zu Koks gebläht. Der ward ins Eisenbecken eingeschüttet auf dem winterlichen Neubau.

Und als er nächtens brannte, lockte sein Feuerschein einen alten, müden Handwerksburschen von der Straße in den Neubau. Einen, der sein Feuerwerk versprüht hatte am Sauerstoff des Lebens. Dessen Pfund in Kampf und Lust vertan. Also daß er reif zum Sterben war.

Und weil er der Erde Wälder abgeholzt oder mit Stacheldraht eingefriedet fand, streckte er die Glieder aus an der glühenden Kohle.

So lag der Nachfahr jenes Vorzeitmenschen bei den Nachfahrn jenes Eichenstammes.

Und die glühende Kohle besann sich auf die schweren Düfte jenes Waldes, wo sie einst als Eiche stand, und strömte ihren Schlummeratem aus. Der wogte um den Mann am Boden. Der hüllte ihn mit Streicheln ein und Kosen. Und als er sich in seinen Schläfen eingelagert, hatte er den Müden auch zum Sterben überredet. Süß schlief er ein und wachte nicht mehr auf.

Fritz Müller.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Deutsche Jugend. (Schriftleiter: Kurt Emmerling, Stuttgart). II. Jg. Nr. 9.

Unter Wehr und Waffen. Von Hans Walde.

Schon längst erwartete ich, daß sie am Mittagstisch mit dem präsidierenden Offizier früher oder später zu einem heftigeren oder geringeren Zusammenstoße führen müsse, diese meine Trotzköpfigkeit und Vorliebe fürs Wasser. Darum hatte ich mich auch schon im Innern, so weit es gehen wollte, auf eine solche Begegnung vorbereitet. Meine Kameraden sollten doch nicht den Triumph einer Niederlage der Abstinenz erleben.

Und richtig! Es dauerte gar nicht lange, da übersah der präsidierende Offizier die Tafel, ohne mich sofort zu entdecken, obwohl ich ganz in seiner Nähe saß. Er hielt sein Rotweinglas in der Hand, wie zum Vortrunk bereit, und fragte: „Wo ist denn der W.? Der hat sich wohl gedrückt? Wie?" Ich brauchte mich nicht zu melden; denn die lustig-lüsternen Blicke aller Kameraden ruhten auf mir.

„Wirklich bei Wasser!" begann der Oberleutnant ganz erstaunt. Er setzte sein Glas hin und holte sichtlich zu längerem Gespräche aus. Lautlose Stille herrschte an der Tafelrunde. Nur mit der äußersten Ruhe konnte ich Herr der Lage bleiben. Das mußte ich aber unter allen Umständen.

„Nun sagen Sie mir mal, was machten Sie denn, wenn ich Ihnen befehlen würde, ein Glas Sulm zu trinken?"

Bis jetzt war ich ruhig auf meinem Stuhl sitzen geblieben. Als der Offizier aber sein Wort an mich richtete, stand ich auf, nahm Stellung und fragte laut und deutlich: „Halten Herr Oberleutnant den Befehl aufrecht?" Streng genommen hatte er mir ja keinen Befehl gegeben, aber ich wollte ihm von vornherein die Möglichkeit, mich zu überrumpeln, nehmen. Nach meinen Worten herrschte im Zimmer wieder die gleiche Stille wie vor der Frage des Offiziers, die ein beifallspendendes Lächeln auf die Lippen der meisten Kameraden — ausgenommen einiger ernster Gesinnten — gelockt hatte.

„Gott bewahre!" erwiderte mein Vorgesetzter abwehrend, „Keineswegs. Nur sagen sollen Sie mir, was Sie machen würden? Setzen Sie sich übrigens!" Ich kam dieser Aufforderung noch nicht nach, sondern antwortete erst dem Frager: „Gestatten, Herr Oberleutnant, ich würde mich rein als Soldat, als Maschine, fühlen und den Befehl auf jeden Fall ausführen. Ob ich aber, Herr Oberleutnant, am nächsten Tage den dienstlichen Beschwerdeweg wegen Mißbrauches der Dienstgewalt beschreiten würde, ist eine andere Frage." Danach setzte ich mich. Ich hatte ein kühnes Wort gesprochen, meine Kameraden fühlten das. Ein Lächeln war nirgends mehr zu sehen, und nur die Ernsteren gaben ihre Zustimmung durch leises Kopfnicken kund. Und der Offizier?

Er hatte anscheinend jede andere Antwort, nur nicht diese erwartet. Sein Blick war etwas verstört auf mich gerichtet. Die Sache ging ihm offenbar wider den Strich, und doch waren meine Worte einwandfrei, ja, sie hatten sogar sichtlich Eindruck gemacht.

Schließlich löste er mit einem leisen „Bravo" die peinliche Stille, war er doch viel zu sehr ehrlicher Soldat, um die Berechtigung meiner Worte nicht anzuerkennen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daran knüpfte sich noch ein längeres übliches Tafelgespräch, in dessen Verlaufe ich den Vorgesetzten und den Kameraden wohl vergeblich den Unterschied zwischen Individualgiften (Koffein, Teein, Nikotin) und Sozialindividualgiften (Alkohol, Opium) klar zu machen versuchte. Immerhin blieb die Runde auf ziemlicher Höhe der Aussprache, wenn man einige wenige ausnahm, denen der ganze Unterhaltungsstoff unverständlich erschien. Die Getränkefrage beschäftigte noch lange die Geister, und als der Oberleutnant endlich die Tafel aufhob, rief er mich an: „Na, W., deswegen keine Feindschaft! Auf dem Bierabend des Herrn Major sehen wir uns wieder!" Dabei reichte er mir und anderen die Hand und verließ das Zimmer.

Rund um uns

Die Bedeutung des Geburtenrückganges für die Gesundheit des deutschen Volkes.

Über dieses Thema hat Professor Dr. Max v. Gruber auf der letzten Tagung des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege" (zu Aachen Mitte September 1913) einen Vortrag gehalten, dessen Leitsätze wir mit v. Grubers Erlaubnis hier abdrucken. Wir wählen dafür gerade dieses Heft des „Vortrupp", weil das voraussichtlich in die Hände vieler Teilnehmer am „Freideutschen Jugendtage" kommen wird. Der „freideutsche" Gedanke kann aber — das hat Hermann Popert im Leitaufsatze dieses Heftes dargetan — nur siegreich sein unter dem Zeichen der Rassenhygiene; und deren anerkannter geistiger Führer ist Professor v. Gruber. Darum muß vor allem gerade die freideutsche Jugend erfahren, was dieser Führer über eine der Hauptfragen der Rassenhygiene dem deutschen Volke zu sagen hat.

Zu den Leitsätzen Nr. 7—9 bemerken wir: Unsere Leser wissen, daß wir zur Frauenbewegung anders stehen, als v. Gruber. Wir halten sie — im Gegensatz zu ihm — für eine der wichtigsten rassenhygienischen Bewegungen. Wir haben das in unserm programmatischen Aufsatze „Der Vortrupp und die Frauenbewegung" (Jahrgang 1912, S. 545 ff.) eingehend begründet. — Nun halten auch wir, gerade vom Standpunkte jenes Aufsatzes aus, den sachlichen Inhalt der Gruberschen Leitsätze Nr. 7—9 für durchaus richtig. Nur glauben wir in unserem Aufsatze zweierlei nachgewiesen zu haben: Erstens: Das „Ideal der sogenannten Frauenemanzipation mit ihrer Geringschätzung des Mutterberufes" liegt weltenweit ab von dem Ideal der heutigen deutschen Frauenbewegung; die ist im Gegenteil anzusehen als die Vorstufe zu einer großen Mütterbewegung. Und zweitens: Der Frauenerwerb als Massenerscheinung ist ganz gewiß eine furchtbare rassenhygienische Gefahr. Aber beseitigen kann ihn leider niemand; und ihn so regeln, daß er der Mutterschaftsaufgabe der Frau und damit der Rassenhygiene weniger gefährlich wird, als er das in Deutschland heute unleugbar ist — das kann erfahrungsmäßig nur ein Staat mit Frauenstimmrecht. **Vortrupp.**

v. Grubers Leitsätze lauten so:

1. Der seit mehr als 30 Jahren wahrnehmbare, neuerdings immer auffallender werdende Rückgang der ehelichen Geburten im Deutschen Reiche ist in der Hauptsache willkürlich durch die nunmehr auch in den breiten Schichten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Volkes immer allgemeiner geübte Verhinderung der Empfängnis herbeigeführt.

Einen gewissen, nicht genauer zu bestimmenden Anteil an dem Geburtenrückgang dürfte auch infolge des Anwachsens der Städte die in diesen stärker als auf dem Lande verbreiteten Übel der Geschlechtskrankheiten und des Alkoholismus haben, welche physische Unfruchtbarkeit zu bewirken vermögen.

2. Die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl nimmt mehr und mehr die verderbliche Form des sog. „Zweikindersystems" an, welches das deutsche Volk zunächst mit wirtschaftlichem und politischem Stillstand, dann Rückschritt, endlich mit dem Aussterben in absehbarer Zeit bedroht.

3. Die außerordentlich geringe, völlig unzureichende Fruchtbarkeit in den Klassen der Besitzenden und Höhergebildeten erweckt die Sorge eines noch rascheren Versiegens des Nachwuchses an Hochbegabten, zur Führung auf den verschiedenen Gebieten des Staats- und Gesellschaftslebens Befähigten, für das Gedeihen der Masse Unentbehrlichen.

Ursachen der willkürlichen Beschränkung der Geburtenzahl.

4. Die Grundlagen dieser Erscheinung bilden unsere wertvollsten Errungenschaften: die Ausbreitung und Vertiefung der Volksbildung, die Zunahme des Nationalreichtums und der politische und wirtschaftliche Aufstieg der breiten Volksmassen.

5. Auf diesen Grundlagen wächst einerseits die Einsicht in den streng gesetzmäßigen Verlauf des gesamten Naturgeschehens und die Kenntnis der unerläßlichen Bedingungen für Gesundheit und wirtschaftliches Gedeihen der einzelnen Individuen und einzelnen Familien, andererseits aber auch ein zügelloser theoretischer und praktischer Individualismus, die Überschätzung von materiellem Besitz und Genuß als Lebensgüter und die damit zusammenhängende anscheinend unhemmbar fortschreitende Steigerung der Lebensansprüche, der Lebenshaltung.

6. Insbesondere die letztgenannte geistige Richtung kommt notwendigerweise in tödlichen Widerstreit mit der Kindererzeugung.

7. Zu den einer ausreichenden Kindererzeugung gefährlichsten Auswüchsen des Individualismus gehört das Ideal der sog. Frauenemanzipation mit ihrer Geringschätzung des Mutterberufes.

Weitere in gleichem Sinne wirkende Einflüsse sind:

8. die nicht seltene Scheu der Arbeiterfrau vor Kindern und größeren Haushaltspflichten, welche in ihrer völligen Unkenntnis in der Haushaltung und Kinderpflege begründet ist; eine Folge der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit der jungen Mädchen.

9. die mit der Erzeugung, Aufzucht und Erziehung von Kindern schier unverträgliche außerhäusliche Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau in ihren heutigen Formen.

10. die fortschreitende Ausschaltung der Kinder als Erwerbsquelle, als Beitragende zum elterlichen Haushalt und als Altersversorger der Eltern.

11. die städtische Wohnnot, welche nicht selten der kinderreichen Familie überhaupt kein Obdach übrigläßt.

Mächtig beschleunigt wird die Bewegung

12. durch die immer kühner auftretende Propaganda des Neomalthusianismus und

13. durch den immer schwunghafter aufblühenden und immer kapitalkräftiger werdenden Handel mit Antikonzeptionsmitteln.

Bekämpfung des „Zweikindersystems".

14. Die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit ist durchaus unfähig, den Geburtenausfall des Zweikindersystems auszugleichen.

Es ist höchste Zeit, sich der weiteren Entwicklung des Zweikindersystems mit aller Kraft entgegenzustemmen. Staat und Volk müssen alles daran setzen, um sich einen, mindestens zur unverminderten Erhaltung der Volkszahl genügenden Nachwuchs völlig sicherzustellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

15. Aus nationalökonomischen, kulturellen und rassenhygienischen Gründen muß die gesetzlich vorgeschriebene monogame Dauerehe die Grundlage der Kindererzeugung bleiben.

16. Bei den heutigen Sterblichkeits- und Konstitutions-Verhältnissen der Bevölkerung ist es für die Erhaltung der Volkszahl auf ihrer jetzigen Höhe notwendig, daß die fruchtbaren und zur Erzeugung gesunder und tüchtiger Nachkommen geeigneten Ehepaare mindestens je 3 Kinder großziehen.

17. Das weitaus wichtigste Hindernis für die Erreichung dieses Zieles ist die Steigerung der Lebenshaltung, welche von allen Bevölkerungsschichten ungestüm verlangt wird und für die breiten Schichten der Besitzlosen tatsächlich nur durch enge Beschränkung der Kinderzahl in ausgiebigem Maße erreichbar ist.

Insofern die Erfüllung dieser Ansprüche für die Gesundheit und Erziehung des Nachwuchses notwendig ist, müssen sie erfüllt werden, ohne Scheu vor der Größe der wirtschaftlichen Opfer, die sie der Gesamtheit auferlegen.

18. Die öffentliche Hilfe muß zugleich im allgemeinen derartig eingerichtet werden, daß die von der Gesamtheit zu bringenden Opfer nicht allein die Menge, sondern auch die Güte des Nachwuchses sichern, d. h. daß dadurch die rassenhygienisch gewissenhafte Gattenwahl und die Vermehrung der rassenhygienisch wertvollen Individuen begünstigt, die der minderwertigen gehemmt wird. Dies ist dadurch erreichbar, daß überall die wirtschaftliche Mitarbeit der Familien verlangt und die Gewährung gewisser wichtiger Hilfe an bereits vollbrachte generative Leistungen oder an die gute Qualität der Kinder geknüpft wird. Es wäre völlig unsinnig, unterschiedslos für die Vermehrung aller, der brauchbaren wie der unbrauchbaren Varianten, solche große Opfer zu bringen.

Hauptmaßregeln.

19. Zu dem Wichtigsten, was geschehen muß, gehört, daß überall in umfassender Weise für die breiten Schichten des Arbeiter- und Mittelstandes Familien-Heimstätten geschaffen werden, welche der Kinderaufzucht günstig sind. Förderung des gemeinnützigen Kleinwohnungsbaues bei weiträumiger Verbauung, Bau von Einfamilienhäusern, Dezentralisation der Bevölkerung durch innere Kolonisation und gartenstädtische Siedlungen; alles auf Grund eingreifender Bodenreform.

20. Unentbehrlich ist die Gewährung von Erziehungsbeiträgen für solche Ehepaare, oder den überlebenden Elternteil, welche eine gewisse Mindestzahl (nach vorläufiger Schätzung etwa 3) lebender und gesunder Kinder erzeugt haben, für diese Mindestzahl während der ganzen Zeit der Aufzucht bis zum 14., in verminderter Höhe etwa auch bis zum 21. Lebensjahre. Die Höhe der Beiträge ist so zu bemessen, daß sie nur einen Bruchteil der Aufzuchtkosten (z. B. ein Drittel) decken, aber der „Normal-Familie" doch annähernd die gleichen Lebensbedingungen gestatten, wie der zu kinderarmen.

Die Gewährung dieser Erziehungsbeiträge hätte sich bis hoch in den Mittelstand hinauf zu erstrecken, damit die Vermehrung der begabtesten und daher völkisch wertvollsten Familien nicht zurückbleibt. Z. B. müßten den Offizieren, statt ihnen das Heiraten und damit die Erzeugung von Nachwuchs durch die Forderung hoher Kautionen zu erschweren, beides durch die Aussicht auf entsprechende Erziehungsbeiträge und durch Familienversicherung erleichtert werden.

21. Die Erzeugung einer genügenden Anzahl gesunder und tüchtiger ehelicher Kinder muß als das anerkannt werden was es ist: als der wertvollste und dauerhafteste Dienst gegenüber Staat und Nation. Dies wird in der wirksamsten Weise geschehen, wenn dem Elternpaare, oder dem überlebenden Elternteile, welches die erforderliche Mindestzahl oder mehr Kinder von normaler und sozial vollwertiger Beschaffenheit bis zur Volljährigkeit aufgezogen hat, von einem gewissen Alter (z. B. vom 50. oder vom 60. Jahre an) eine Elternpension ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

währt wird, welche wirtschaftlich ins Gewicht fällt und einen gewissen Ersatz bietet für den Entgang der Zinsen jenes Kapitals, das bei geringerer Kinderzahl hätte erspart werden können.

22. Auch durch Zuerkennung von bürgerlichen Ehren müssen die Eltern von kinderreichen Familien ausgezeichnet werden. Von größtem Nutzen für das gesamte Staatsleben wäre es zugleich, wenn z. B. dem Vater von drei und mehr normalen selbstaufgezogenen Kindern über 14 Jahren bei allen öffentlichen Wahlen zwei oder mehr Stimmen zuerteilt würden. Der sozial wertvollste Teil des Volkes würde dadurch einen maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Dinge gewinnen. Eheliche Mütter von 3 und mehr normalen selbstaufgezogenen Kindern müßten ohne Unterschied des Standes gesetzlichen Anspruch auf einen Ehrentitel bei der Anrede z. B. „Fraumutter" statt „Frau" erhalten, welche das öffentliche Bewußtsein wach hält, daß der höchste Beruf und das größte soziale Verdienst der Frau die Mutterschaft ist.

Ebenso wichtig wie die Befriedignug der berechtigten Lebensansprüche ist die Zurückdämmung der unberechtigten, die aus übermäßigem Wohlstand erwachsen.

23. Die gewaltigen Summen, welche für die Sicherung eines ausreichenden und guten Nachwuchses erforderlich sind, wären zum Teil durch eine Sonderbesteuerung der Ledigen, der kinderlosen und kinderarmen (1 Kind) Ehepaare, sowie der Militäruntauglichen aufzubringen.

Ein anderer Teil würde aus Besteuerung der Erbschaften fließen, deren Höhe nach der Zahl der Leibeserben abgestuft werden und besonders ausgiebig das Erbe von Ledigen und Kinderlosen, ferner die Vererbung außerhalb der Deszendenz treffen müßte. Weitere Beträge wären aus Luxus- und Vergnügungssteuern zu gewinnen, sowie aus einer ausgiebigen Besteuerung des arbeitslosen Renteneinkommens überhaupt. Endlich wäre eine obligatorische Familienversicherungeinzurichten, welche allen ehelichen Müttern eine gewisse über die jetzigen Leistungen der Rentenversicherungsordnung hinausgehende Unterstützung für die letzte Zeit vor der Geburt und für die Stillzeit gewährt.

24. Eine über den Rahmen der jetzigen Bestimmungen hinausgehende Unterstützung der unehelichen Mutter ist verwerflich, weil der Erzeugung von unehelichen Kindern soviel als möglich vorgebeugt werden muß. Zum Unterhalt der unehelichen Mutter und ihres Kindes wäre mit größter Strenge der uneheliche Vater zu zwingen.

25. Durch die vorgeschlagenen Besteuerungen würden bis zu einem gewissen Grade zugleich die krankhaften Suchten: Vermögen anzuhäufen, in Luxus und Genüssen zu schwelgen, die Ansprüche an die Lebenshaltung ins Unbegrenzte zu steigern, eingedämmt werden. Es würde dadurch die sittliche Gesundung von innen heraus angebahnt werden, die Neubildung einer wahrhaft staatsbürgerlichen Gesinnung, die freigewollte Unterordnung der Wünsche des Einzelnen unter das Wohl der Gesamtheit und die Rückkehr zu einfacheren Lebensgewohnheiten; Maximen, die den einzig geeigneten Mutterboden für echte Kultur bilden und allein das dauernde gesunde Leben eines Volkes ermöglichen.

Nebenmaßregeln.

26. Die Propaganda für das Zweikindersystem ebenso wie

27. Herstellung, Verkauf und Anpreisung der lediglich zur Verhinderung der Konzeption bestimmten Mittel sind zu unterdrücken.

28. Die Beihilfe zur Abtreibung der Leibesfrucht ist drakonisch zu bestrafen. Jene Fälle, wo der ärztliche Eingriff angezeigt ist, sind wissenschaftlich genau festzusetzen und unter wirksame, sachverständige Kontrolle zu stellen.

Bekämpfung der physischen Unfruchtbarkeit und der schlechten Keimbildung.

29. Bekämpfung der Tuberkulose.

30. Bekämpfung des Alkoholismus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

31. Ausrottung der Geschlechtskrankheiten durch frühzeitige und gründliche allgemein leicht zugängliche Behandlung aller Erkrankungsfälle und allgemeinen Gebrauch des Kondoms (und anderer etwa geeigneter besonderer Schutzmittel) beim außerehelichen Geschlechtsverkehr.

Es ist die Hoffnung berechtigt, daß durch die Anwendung der gegen das Zweikindersystem vorgeschlagenen Maßregeln, Verminderung der Zahl der Junggesellen, Erniedrigung des Heiratsalters, Besserung der Wohnungsverhältnisse, Verringerung des Einkommens der Jugendlichen, Stärkung der Festigkeit des Familienverbandes, Wiederbelebung des Pflichtgefühls und damit eine starke Verminderung der Häufigkeit des außerehelichen Geschlechtsverkehrs, des Hauptverbreiters der Geschlechtskrankheiten, erreicht werden könnte.

Max v. Gruber.

Zur Nachahmung empfohlen. Die „Augsburger Abendzeitung" brachte in ihrer Nummer vom 28. August die folgende Mitteilung:

> Eichstätt, 26. August. Einen sehr vernünftigen Beschluß hat der Stadtmagistrat Eichstätt gefaßt. Wie dem Berichte aus der Magistratssitzung vom 25. ds. zu entnehmen ist, hat sich dort ein Festausschuß zur Abhaltung eines Volksfestes aus Anlaß der Jahrhundert-Erinnerungsfeier gebildet. Der Stadtmagistrat hat das geplante Fest nicht gutgeheißen, erfindet in der Verbindung der Jahrhundertfeier mit einem Wiesentrinkfest keine würdige Gedenkfeier und erblickt in derartigen Wiesentrinkfesten keinen Kulturfortschritt, sondern eine Gefährdung der Volksgesundheit und der wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung.

Wirklich, ein seltener, sehr erfreulicher Fall: Eine Stadtverwaltung, die volles Verständnis für die Kulturaufgaben unsrer Zeit besitzt!

Der Beschluß der Eichstätter Stadtväter ist übrigens um so anerkennenswerter, als das Städtchen mit seinen 8000 Einwohnern nicht weniger als 9 Brauereien besitzt (darunter 2 große, deren Eigentümer bedeutenden Einfluß ausüben!). Man kann sich wohl vorstellen, daß da der wackere Bürgermeister keinen ganz leichten Stand gehabt haben mag. Es wäre wirklich zu wünschen, daß recht viele Gemeinden dem Beispiele Eichstätts folgten. Eine würdige Festfeier gehört nämlich zu den Dingen, die gelernt sein wollen.

Jugendherbergen. Vor nicht langer Zeit hatten wir eine kurze Mitteilung über Herbergen veröffentlicht, in denen wandernden Schülern und Studenten freie Unterkunft gewährt wird. Einer unsrer Leser macht uns jetzt darauf aufmerksam, daß unserm wanderlustigen Jungvolk noch manche andere Herbergen offen stehen, die außerdem den Vorzug haben, das ganze Jahr über geöffnet zu sein. Er schreibt:

„Während die Schüler- und Studentenherbergen nur „höheren" Schülern vom 16. Jahre ab (warum?) und Studenten zugänglich sind, erstere auch mit besonderen, von den Direktoren beglaubigten Karten versehen sein müssen, stehen die Jugendherbergen, jetzt rund 250 an der Zahl, der gesamten deutschen Jugend, Buben wie Mädels, zur Verfügung. Für die Benutzung wird ein Kopfgeld von 20—30 Pfg. erhoben. Das Verzeichnis der Herbergen ist vom Lehrer Schirrmann in Altena (Westfalen), dem Vorsitzenden des Ausschusses für Jugendherbergen, für 50 Pfg. zu beziehen."

Neue Bücher und Schriften

Wilker, Dr. Karl: „Das Vaterland ist in Gefahr." M. 0,10. Deutschlands Großloge II des I.O.G.T. Hamburg.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 20 16. Oktober 1913

Die soziale Frage als Bergkristall betrachtet.*)

Ein Wegweiser im Kampf um die Ideale.

Der Kampf um die Ideale bedeutet den Kampf gegen das Dunkle für das Helle, gegen die Nacht für das Licht, gegen die Armut für den Reichtum, gegen das Unglück für das Glück, gegen die Verwirrung für die Klarheit.

Es gibt Menschen genug heutzutage, und vielleicht sind es die allermeisten, die „große Menge", die sich einbilden und glauben, daß alles um sie herum licht sei und gut, weil sie zu träge und bequem sind, um über ihre Umgebung und ihr eigenes Verhältnis zu ihrer Umgebung nachzudenken. Ja, sie fürchten dieses Nachdenken und verabscheuen es, weil sie instinktiv die Empfindung haben, daß ein Nachdenken über diese Dinge ihre Behaglichkeit und ihr eigenes bißchen Glücksgefühl stören könnte, und sie fürchten, ja hassen beinahe diejenigen, die ihnen diese Aufklärung vielleicht bringen könnten, als die Störer ihrer Bequemlichkeit und ihres Behagens.

Diejenigen aber, die erkannt haben, daß unsere Zeit und unsere Verhältnisse keineswegs so hell und licht sind, wie die große, träge und behaglich dahinlebende Masse es sich selbst glauben macht — weil sie eben durch sorgsames und gewissenhaftes Beobachten und Verbinden der Tatsachen Wissende geworden sind —, diese kleine Schar, die als Vortrupp im Heere des Lichtes kämpft, hat die Pflicht, an dieser großen, trägen Masse zu arbeiten, sie aufzurütteln, um sie immer mehr in ihren einzelnen Gliedern zur Erkenntnis zu erwecken und zur Tat anzuspornen. Denn nur aus der Erkenntnis kann die Tat reifen.

Um was handelt es sich also? Nennen wir es einmal schlicht mit einem alltäglichen Ausdruck, der beinahe zur gangbaren Münze ge-

*) Die Ausführungen des Verfassers greifen auf eine Reihe von Gedanken zurück, die er in seinem Buche „Im Kampf um die Ideale" niedergelegt hat. Wir weisen bei dieser Gelegenheit unsre Leser noch einmal auf dies zum Leben und zur Arbeit aufrufende Werk hin. Es ist bei Ernst Reinhardt, München, in zwei Ausgaben erschienen: die erstere (aus dem Jahre 1910) kostet 5 Mark, die letztere, eine gekürzte Volksausgabe (aus dem Jahre 1912) kostet 2,80 Mark. (Vgl. übrigens „Vortrupp", 2. Jhrg., Nr. 5, S. 149—156.) Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden ist: um die sogenannte soziale Frage, die Frage, die im letzten Grunde alle Fragen unseres materiellen Seins, alle geistigen, die sittlichen und religiösen Fragen in sich schließt. Wenn wir unser Denken zuerst auf diese große Frage richten oder vielmehr auf dieses Heer von Fragen, so muß sie uns zuerst als ein unentwirrbarer Knäuel von Problemen erscheinen. Und ich glaube, es ist jedem von uns mit dieser sogenannten sozialen Frage im Anfang ihres Studiums wohl ebenso ergangen, wie es uns als Schüler ergangen ist, als wir zuerst vor unserm Lehrbuch der Mathematik und Geometrie saßen. Aber siehe da, alle diese Wunder an Zahlen und Zeichen, die in diesen Lehrbüchern uns zuerst verwirrten und unauflöslich schienen, lösten sich sehr bald mit Hilfe der Formeln für Gleichungen und Dreiecke in einfachster Weise auf. Und das, was uns zuerst unentwirrbar und unverständlich erschien, erscheint uns am Ende unseres Studiums klar und einfach und selbstverständlich. Wenden wir einmal das, was wir in der Mathematik erlernt haben, an zur Lösung der sozialen Frage, und versuchen wir einmal, dieses scheinbare Wirrnis von Problemen aufzulösen nach der elementaren Formel des Dreiecks. Nehmen wir uns die Freiheit, so viel Dreiecke zusammenzustellen, wie es Fragen gibt, die die soziale Frage bilden helfen, so werden wir schließlich zur Konstruktion einer Pyramide gelangen, deren Spitze der Mensch ist, das Höchste, was die Natur bis jetzt hervorgebracht hat, und deren Basis nur eins sein kann, der Grund und Boden, aus dem wir alle entsprossen sind.

Bei einer derartigen Betrachtung der sozialen Frage werden wir erkennen, daß ihre Lösung sich deckt sowohl mit den Forderungen der modernen sozialen Hygiene, wie mit denen eines liebeglühenden, lebensfrohen und tatendurstigen Christentums: daß diese Lösung gleichzeitig zeigt, wie der höchste Idealismus im Grunde eins ist mit dem nüchternsten Realismus, der einfach die Fragen der Gesundheit und Gerechtigkeit löst. Ja, — wir werden erkennen, daß diese ganze soziale Frage nur eine Frage nach Gesundheit und Gerechtigkeit ist, daß ihre Lösung notwendig ist zum Frieden in unserem Volke und unter den Völkern, daß es somit die Frage nach der Erhaltung des Menschengeschlechts ist, wie die Frage von der Weiterentwicklung des Menschen.

Stellen wir uns nun vor, daß diese Pyramide, die wir betrachten wollen, so klar sei, wie ein Bergkristall, so werden wir das Wunder erleben, daß wir von jeder Seite dieser Pyramide eine oder mehrere Kanten, in denen zwei andere Flächen der Pyramide zusammenstoßen, durch die vor unseren Augen liegende Fläche hindurchschimmern sehen, und somit das Verhältnis dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kante zu der uns vorliegenden Fläche der Pyramide beurteilen können. Vergegenwärtigen wir uns nun, daß das Deutsche Reich eine Gesamtfläche umfaßt von 540 000 Quadratkilometern, so besagt das, daß sich in diese Fläche Landes rund 65 Millionen Deutsche, die die jetzige Bevölkerung unseres Vaterlandes ausmachen, zu teilen haben. Diese 65 Millionen Deutsche sollen auf diesem Boden wohnen, das heißt: in diesem Boden wurzeln, das heißt: aus diesem Boden ihre Lebenskraft heraussaugen, um Mensch sein zu können. Aus diesem Boden sollen sie ihre Nahrungsmittel, ihre Nahrungs- und Lebensbedingungen heraussaugen. Aus diesem Boden können sie Gutes und Schlechtes heraussaugen, Schlechtes, was ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Kraft, ihr Glück zerstört, Gutes, was unser Volk, unsere Nation am Leben hält, uns reich und kräftig macht zum friedlichen Wettstreit mit den Völkern und zu einer Quelle alles Schönen, Guten und Großen wird, damit wir wiederum eine Quelle der Kraft seien für die Völker der Erde.

Gehen wir von der Grundfläche unserer Pyramide aus, von dem Grund und Boden unseres Vaterlandes, so dürfte die nächste Frage, die das erste Dreieck unserer Pyramide bildet, die sein: Ist dieser Grund und Boden unseres Vaterlandes gerecht verteilt? Hat jeder Deutsche die Möglichkeit, in diesem Heimatboden zu wurzeln? Sind wir Deutsche noch bodenständig in dem Grund und Boden unserer Heimat? Oder schwebt die Spitze dieses Dreiecks, losgerissen von ihrer mathematischen, naturwissenschaftlich notwendigen Basis in der Luft? Ist der Zusammenhang zerrissen zwischen der Spitze und Basis unserer Pyramide, zwischen den Menschen und dem Boden des Vaterlandes? Wenn das der Fall ist, dann freilich könnte man von „vaterlandslosen Gesellen" sprechen. Aber freilich in anderem Sinne, als damals dieses Wort vom Kaiser angewandt wurde. Dann würde man dieses Wort von den vaterlandslosen Gesellen nur brauchen können und dürfen mit dem Ausdruck des höchsten Mitleides und Mitgefühls mit allen denen, die nicht mehr die Möglichkeit haben, im vaterländischen Boden zu wurzeln, mit schwerstem Vorwurf gegen alle diejenigen, die im Laufe der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes, ob sie nun Fürst oder Reichstagabgeordnete, Stadträte oder Senatoren heißen, es nicht verstanden haben, durch geeignete Gesetze diesen Zusammenhang zwischen Mensch und Boden zu wahren. Und dieser Zusammenhang ist in der Tat für einen großen Teil unseres Volkes bereits gründlich zerrissen. Alle jene Hunderttausende, ja Millionen, die heute in den großen Städten zusammengepfercht in den Mietskasernen und Gängevierteln hausen, sie sind losgerissen vom vaterländischen Boden! Ist es doch dahin gekommen, daß Hunderttausende

von ihnen längst das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Natur verloren haben, aus der einzig und allein die Demut vor einem höchsten Wesen, vor einer höchsten Macht entspringt, dieses Zusammengehörigkeitsgefühl, das uns andererseits allein die höchste Kultur verleiht: die Erkenntnis unserer Stellung zum Weltganzen.

Wie weit wir uns in unserem Empfinden von einer gesunden Erkenntnis dieses Verhältnisses vom Menschen zum Boden entfernt haben, mag uns aus der einen Überlegung klar werden, daß bei den alten Germanen der Grund und Boden Allgemeingut des Volkes, des Stammes war. Aus den Händen der Allgemeinheit empfing ihn der Einzelne für seine Viehherden und zur Bebauung seines Ackers. Heute stellen Viele in unserm Volke die gleiche Forderung: Der Grund und Boden als das Hauptproduktionsmittel soll der Allgemeinheit zurückgegeben werden zur Belehnung des Einzelnen. Bei dieser Loslösung der Menschen vom Boden ist die Ichsucht derartig ins Kraut geschossen, daß die Menschen infolge dieser Krankheit vergessen haben, daß sie eine Lebensmöglichkeit nur dann besitzen, wenn das Ganze, dem sie angehören, das Volk, der Staat gedeiht, und daß dieser Staat nur dann gedeihen kann, wenn alle seine Glieder gesund sind. Will man daher diese erste und Hauptfrage, diese erste und Hauptseite unserer Pyramide, unseres Bergkristalls, der sozialen Frage zur Lösung bringen, so werden wir nicht mit kleinen Mitteln, wie dem Mittel der Wertzuwachssteuer auskommen, sondern hier heißt es: Ganze Arbeit machen! Das Wurzelreich des Menschen, der Grund und Boden, muß der Spekulation und dem Eigennutz Weniger entzogen werden zum Besten des Ganzen. Ist der Grund und Boden erst wieder Gemeingut Aller, dann werden diese 65 Millionen Deutsche wieder Gelegenheit finden, ihre Wurzeln wachsen zu lassen, bis sie das Urreich für ihr Leben wiedergefunden haben, mit anderen Worten: Bodenreform in gründlichster Weise. Hier der Grund und Boden des Vaterlandes als Basis des Dreiecks, — und als Spitze desselben der freie Mensch, der fest und treu und gesund im Boden seines Vaterlandes wurzelt.

Naturgemäß schließt sich an diese erste Seite unserer Pyramide als zweite an: die richtige Verwertung dieses Grundes und Bodens, eine Frage, deren Lösung sich naturgemäß schon aus der Lösung der ersten Frage mit ergibt. Es ist dies die Verhinderung der Ansammlung unserer Volksmassen in den großen Städten. Waren ursprünglich die Städte dadurch entstanden, daß sich die Ansiedelungen der Menschen um die Burgen der Ritter gruppierten, um von diesen gegen die anstürmenden Feinde geschützt zu werden, wurde

anfangs das zusammengedrängte Wohnen der Bürger in diesen Städten dadurch bedingt, daß der Gürtel von Wall und Graben die Hilfeheischenden eng zusammenschloß, so fanden bald genug spekulative Köpfe heraus, daß sie, wenn sie den Boden in den Städten und um diese herum rechtzeitig aufkauften, bei dem wachsenden Bedürfnis nach Boden ein gutes Geschäft machen könnten. Und dieses Geschäft mußte um so besser sein, je mehr Menschen sie auf der gleichen Fläche Bodens zum Wohnen zwangen. So entstanden die Mietskasernen und Wolkenkratzer. So wurden immer mehr Menschen der Möglichkeit des Wurzelns im Boden entrissen. Und in geschickter Weise wurde die natürliche Sucht des Menschen nach Freuden und Sinnengenuß ausgenutzt, um immer mehr Menschen in den Bereich der Städte hineinzulocken und in dieser Weise immer größeren Zins aus dem Grund und Boden herauszupressen, indem man immer mehr Menschen auf einem und demselben Grund und Boden wohnen ließ. Dazu kam, das es der wachsenden Industrie erwünscht sein mußte, ständig ein möglichst großes Angebot von Arbeitskräften zur Hand zu haben. Denn je größer dieses Angebot an Arbeitskräften war, desto niedriger konnten die Löhne gehalten werden, desto größer war der Gewinn, den die Industrie abwarf. Aber schon macht sich die Kehrseite dieses Systems bemerkbar. Die Bevölkerung in den großen Städten degeneriert, und die Geburtenabnahme in den großen Städten fängt bereits an, ein bedrohlicher Faktor für die Weltmachtstellung unserer Nation zu werden durch die Abnahme des Geburtenüberschusses im ganzen Land. Die Bodenreform hingegen bedeutet dadurch, daß sie ein möglichst frühzeitiges Heiraten unserer jungen Leute begünstigen würde, im Bunde mit der Befreiung unserer Jugend von den Trinksitten die beste Verhütung vor den Geschlechtskrankheiten, den häufigsten Ursachen der Unfruchtbarkeit und Entartung, und damit die beste Gewähr für einen gesunden, kräftigen Nachwuchs.

Gleichzeitig sieht die Industrie bereits ein, daß sie, um gleichmäßig arbeiten zu können, einmal gesunder, andererseits zufriedener Arbeiter bedarf. Aber durch das Zusammendrängen in den Städten werden die Lebensbedingungen für die Menschen so teuer, daß dadurch naturgemäß ständig die Unzufriedenheit zunimmt und damit die Löhne dauernd in die Höhe getrieben werden. Doch auf die Dauer nützen auch die steigenden Löhne nichts: sie können die steigende Unzufriedenheit nicht beseitigen, weil mit den steigenden Löhnen die Preise der notwendigsten Lebensbedingungen fortwährend ebenfalls steigen. Die Folge dieser Erkenntnis ist seit Jahren ein gesundes Abwandern vieler Industrien auf das platte Land. Und

wo dort auf dem platten Lande durch die Industrieleitung selbst oder durch geeignete Baugesetze der Landgemeinden eine vernünftige Bauweise eingehalten und die Errichtung von Mietskasernen verhindert wird, wächst ein neues Industriebevölkerungsgeschlecht heran, gesund, kräftig entwickelt und mit beiden Füßen im Heimatboden wurzelnd, wie der Landarbeiter selbst. So ist uns durch den natürlichen Lauf der Dinge in den letzten Jahrzehnten selbst der Fingerzeig gegeben, wie wir unsere Verhältnisse gesunden lassen können, indem wir vor allen Dingen durch geeignete Baugesetze ein weiteres Anschwellen unserer heutigen Großstädte in der jetzigen Form des Mietskasernenwesens verhindern. Das ist das Gesetz von der Notwendigkeit der Dezentralisierung der modernen Großstädte aus hygienischen und wirtschaftlichen Gründen. Es bedeutet die richtige Verwertung des Grundes und Bodens auf Grund der Notwendigkeit, daß die Menschen in ihm wurzeln. Denn nur, wenn jeder einzelne Mensch wieder im Heimatboden wurzelt, nur wenn jeder Einzelne wieder bodenständig wird, um durch eine verständige und rechte Gelegenheit sich ein Heim für sich und die Seinen zu schaffen, indem er wieder Fühlung gewinnt mit der Erde und mit dem, was aus ihr emporwächst, nur dann wird er imstande sein, wirklich als Vollmensch die Spitze unserer Pyramide bilden helfen zu können.

Aber nicht nur durch die Verstaatlichung des Grundes und Bodens und durch Baugesetze kann eine verständige Wohnweise der großen Arbeitermasse herbeigeführt werden, sondern es gehört hierzu auch das planmäßige Schaffen vorbildlicher, den hygienischen und den sozialen Anschauungen der Neuzeit entsprechender Häuser für die ständig wachsenden Volksmassen. Auf diesen Gebieten haben seit Jahren nicht nur einzelne Städte, wie z. B. Stuttgart und Ulm, sondern auch ganze Industrien, ich nenne von vielen nur Krupp in Essen, vor allen aber die hunderte, über das ganze Reich verstreuten Arbeiter-Baugenossenschaften zum Teil geradezu Vorbildliches geleistet. Gerade in dieser Tätigkeit der Baugenossenschaften liegt eins der wertvollsten und wirksamsten Mittel für die Zukunft, um neue Brücken schlagen zu helfen zwischen den beiden großen Hälften unseres Volkes, dem Unternehmertum und der Arbeiterschaft, die fast wie eine unüberbrückbare Kluft getrennt zu sein scheinen. Es ist unnatürlich, ungerecht, unbillig und unklug, das Wort Schillers: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr" nur gelten lassen zu wollen für den Fall eines Krieges. Wir müssen lernen, diese Kluft zu überbrücken, und gerade in Zeiten des Friedens, wenn es uns gut geht, wieder lernen, ein einiges Volk zu sein. Tun wir es nicht, be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rauben wir uns selbst des schönsten Glückes und handeln so töricht und unklug, wie ein Ehepaar tun würde, das sich in guten Tagen des Glückes ständig sein Leben mit Zank und Streit verbittert, um sich vielleicht in den Tagen des Unglücks endlich wieder zu finden.

Aber die Verwertung des Grundes und Bodens kommt nicht nur in Betracht für das Wohnen der Menschen, sondern auch für unsere Ernährung. Es kann bei der ständig wachsenden Zahl unserer Volksgenossen angesichts des Umstandes, daß der vaterländische Boden immer die gleiche Größe behält und nicht mitwächst mit der Zahl seiner Bewohner, wahrlich nicht gleichgültig sein, wie wir diesen Boden ausnutzen. Wir brauchen vor allen Dingen Brot und noch einmal Brot und nochmals Brot. Wir brauchen keinen Zucker, wir brauchen kein Bier, wir brauchen keinen Wein, und noch weniger brauchen wir Schnaps und Tabak. Wir verwenden von den rund 27 Millionen Hektar Ackerland in unserem deutschen Vaterlande rund 1 100 000 Hektar zur Erzeugung von Bier, ein Land so groß, wie alle thüringischen Staaten zusammengenommen, 120 000 Hektar zur Erzeugung von Wein, 577 000 Hektar zur Erzeugung von Schnaps, ein Land so groß wie Braunschweig und Anhalt, weitere Tausende von Hektar zur Erzeugung von Zucker und andere zur Erzeugung von Tabak; allein zur Hervorbringung der berauschenden Getränke ein Ackerland so groß wie ganz Württemberg, viel größer als Baden oder Sachsen, über zwei Millionen Hektar Land, 1/15 des gesamten deutschen Ackerbodens! Als Roggenland genügend, um jedem Deutschen 74 Pfund Brot zu liefern! Das ist eine Volksmißwirtschaft. Das ist ein Mißbrauch des vaterländischen Bodens, zumal Millionen unserer Volksgenossen an Unterernährung, Hunderttausende an Mangel an Brot leiden. Das ist eine Volksmißwirtschaft allergrößten Stils, die zu vergleichen ist der Unwirtschaftlichkeit eines Hausvaters, der nicht imstande ist, genügend Brot für die Seinen herbeizuschaffen, weil er sein Geld für diese sogenannten Genußmittel verwendet. Es ist lange Zeit eingewandt worden, daß durch den Bau von Zuckerrüben die Erträge für die anderen nachfolgenden Ernten reicher gestaltet würden. Es hat sich längst herausgestellt, daß dieser Schluß ein Trugschluß war, und daß dort, wo längere Zeit Zuckerrübenbau betrieben worden ist, nach einer Reihe von Jahren der Boden auf das schwerste leidet.

Ganz und gar unwirtschaftlich muß die Verwertung unseres vaterländischen Bodens zu Alkoholland bezeichnet werden, weil das Produkt dieses Ackerlandes, das die Rohprodukte für die Erzeugung der berauschenden Getränke hervorbringt, durch diese Verwendung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Unsumme von Not und Elend, Armut und Krankheit erzeugt, die ihrerseits wieder alljährlich einen erheblichen Teil des Nationalvermögens verschlingen. Wollen wir daher den Menschen, der die Spitze unserer Pyramide ausmacht, gesund, kräftig und fähig zur Erhaltung unserer Rasse sehen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als dem Ackerboden unseres Vaterlandes nur solche Produkte zu entnehmen, die den Menschen gesund und am Leben erhalten, anstatt ihn krank zu machen und zu töten.

Es handelt sich aber bei der Erzeugung und Benutzung dieser für uns Menschen so giftigen Bodenprodukte, bei den berauschenden Getränken, nicht nur um die leibliche Gesunderhaltung der Menschen, sondern aus dieser Vergiftung unserer Körper, unserer Gehirne entstammt die Vergiftung unserer Seelen. Ein Blick in die Statistik unserer Gefängnisse und Zuchthäuser, unserer Irrenhäuser und Idiotenanstalten muß auch dem eingefleischtesten Verfechter der Trinksitten die Augen öffnen über die furchtbaren Verwüstungen, die die berauschenden Getränke an dem Besten im Menschen, in unserm Volk alljährlich anrichten. Und wenn wir uns überlegen, unter welchen Begleitumständen unsere jungen Männer sich in erschreckend hoher Anzahl die Geschlechtskrankheiten zuziehen, werden wir erkennen, daß ihr Gewissen sowohl als ihre Vorsicht, ehe sie zur Dirne gingen, durch den Genuß der berauschenden Getränke gelähmt, andererseits aber das Tier in ihnen angestachelt war. Wenn man weiterhin in Übereinstimmung mit der Erfahrung der Ärzte weiß, welche tiefgehende sittliche und geistige Zerrüttung gerade diese Krankheiten auf den Menschen ausüben, so muß für alle Denkenden und Wissenden gerade dieser Umstand ein Ansporn sein, den Trinksitten als einem Hauptkrebsschaden unseres Volkes, nicht nur in volkswirtschaftlicher Beziehung, nicht nur in gesundheitlicher und rassenhygienischer Beziehung, sondern vor allen Dingen zur Erhaltung und Bewahrung des Feinsten, Besten und Edelsten im Menschen durch die einzig mögliche Tat der eigenen Nüchternheit zu begegnen und gleichzeitig auf diese Weise selbst — gleichsam als Lohn für diese Tat — das eigene höchste Lebensglück zu gewinnen.

Wollen wir dem Boden unseres Vaterlandes — und hiermit betrachte ich eine neue Seite des Bergkristalls, unserer Pyramide — die Produkte, die uns zu einem gesunden Dasein notwendig sind, dauernd in genügender Menge entnehmen, so ist es unsere Pflicht, ihm die Stoffe, deren wir nicht mehr bedürfen, in richtiger Weise wieder zuzuführen, sei es nach Möglichkeit die Asche aus dem Holz unserer Wälder und dem Torf unserer Moore, vor Allem aber die Fäkalien der Bevölkerung unserer ins Riesenhafte anwachsenden Städte. Man könnte hiergegen einwenden, daß es auf den Fäkaldung der

Menschen nicht ankäme, denn Phosphor und Kalk, die in demselben enthalten sind, könnten wir unseren Äckern in der Form von Thomasschlacke wieder zuführen, das Kali unseres Fäkaldüngers würde überreich erzeugt durch die Kalibergwerke unseres Landes, und Stickstoff könnten wir in Form von Gründüngung, Salpeter, Guano oder Kalkstickstoff erzeugen. Dagegen ist zu sagen, daß es sich herausgestellt hat, daß der Boden auf die Dauer keineswegs die Düngung durch diesen künstlichen Dung verträgt, daß uns die Zufuhr von Salpeter und Guano im Falle eines Krieges abgeschnitten werden kann, die Gründüngung den Verlust der Ernte eines Jahres bedeutet, und die Herstellung des Kalkstickstoffes bei uns zulande noch auf so große Schwierigkeiten stößt, daß derselbe ernstlich zum Ersatz des Stickstoffes des Fäkaldungs nicht in Betracht kommen kann. Wir wissen aber außerdem, daß zu der humosen Beschaffenheit des Bodens, die eine notwendige Bedingung seiner Ertragsfähigkeit ausmacht, die Düngung mit gut kompostiertem Stall- und Fäkaldung gehört. Es sei hier nur kurz daran erinnert, daß schon Liebig und Mommsen darauf hingewiesen haben, daß eine Reihe der alten großen Kulturvölker zugrunde gegangen ist, weil sie verlernt hatten, ihre Wälder zu schonen und die Fäkalien ihrer Riesenstädte dem Ackerboden zurückzugeben, indem sie dieselben durch die Flüsse ins Meer abschwemmten.

Diese beiden zu Recht erwähnten Fehler, durch die die alten Kulturvölker ihren Untergang herbeiführten, zeigen uns gleichzeitig eine neue Seite unserer Pyramide: zu dem Grund und Boden unseres Vaterlandes gehört nämlich nicht nur die Erde, sondern auch das Wasser. Die ungereinigten Abwässer unserer Industrien, in unsere Flüsse geleitet, bedeuten die Vernichtung unserer Wasserwirtschaft in dem weiteren Verlauf unserer strömenden Gewässer bis zu ihrer Mündung in das Meer. Die Abholzung der Wälder unserer Berggegenden, der Quellgebiete unserer Flüsse, ist die Hauptursache für die feststehende Tatsache der reißend zunehmenden Austrocknung unseres Landes. Der Wald ist durch die Verdunstung des Wasserdampfes der durch die Natur gegebene Erzeuger des für die gesamte Vegetation unbedingt notwendigen Regens. Gleichzeitig ist aber die Laub- und Moosdecke, die den Waldboden bedeckt, die von einer überaus gütigen und weisen Mutter Natur eingerichtete sparsame Verwalterin dieser Regenmengen. Sie verhütet ein zu schnelles Abfließen der Niederschlagsmengen und dient auf diese Weise als dauerndes Reservoir zur Speisung der Quellen unserer Flüsse. Und die Geschichte aller Zeiten, Länder und Völker lehrt, daß, wo man die Berge der Wälder beraubt hat, die Flüsse versiegten und das Land zur Einöde und Wüste um-

gewandelt wurde. Die Geschichte Nordafrikas, Spaniens, Portugals, Mexikos, der Vereinigten Staaten und zum Teil auch unseres deutschen Vaterlandes mahnt mit beredter Zunge, durch die Erhaltung unserer Wälder die sorgsamste, notwendigste Wasserwirtschaft zu betreiben. Gleichzeitig bewahren wir unser Land am besten damit vor Überschwemmungsgefahr. Aber nicht nur unsere Wälder müssen wir erhalten. Es mehren sich jetzt schon die Stimmen, die darauf hinweisen, daß wir keineswegs ins Ungemessene unsere Moore und unsere Binnenseegebiete trocken legen dürfen, weil diese einmal durch die Verdunstung als Wasserreservoire für den uns so nötigen Regen, andererseits aber wieder als notwendige Versickerungsgebiete zur Quellspeisung der Flüsse dienen.

Bis vor kurzer Zeit hatte man geglaubt, daß der Untergrund unseres Bodens so überreich an Wasserschätzen sei, daß wir ihm ungestraft ungemessene Mengen für unsere Industrien und für die Speisung unserer modernen Riesenstädte entnehmen dürften. Auch diese Annahme hat sich als falsch erwiesen. Es hat sich gezeigt, daß nach knapp einem Menschenalter schon, wo immer es sei, sich nach Entnahme größerer Grundwassermengen schwere Mißstände herausstellen: meilenweite Austrocknung der Ackerkrume infolge Absenkung des Grundwasserspiegels durch die Wasserwerke der Städte. Unter diesem Übelstande leidet z. B. die holländische Landwirtschaft auf das Schwerste. Ich verweise ferner auf die bei Frankfurt und um Berlin herum gemachten Betrachtungen über das Absterben der Wälder als Folge der Grundwasserversorgung der Städte. Ist es doch in der Nachbarschaft von Berlin dahin gekommen, daß die Grunewaldseen anfangen auszutrocknen, und man scheint sich heute noch kein klares Bild davon machen zu wollen und zu können, mit was für Wasser man die Riesenbevölkerung der deutschen Reichshauptstadt speisen will, wenn erst einmal diese letzten Reservoire ausgepumpt sind. Diese wenigen Beispiele von der engen Begrenztheit der unterirdischen Wasserschätze gegenüber dem riesigen Wasserbedürfnis unserer modernen Riesenpumpen, unserer ins Riesenhafte anwachsenden Großstädte könnten leicht um ein Beträchtliches vermehrt werden. Fast überall auf der ganzen Erde hat sich die gleiche Erfahrung gezeigt. Die Lösung der Frage aber ist ebenso klar wie einfach. In ihrer ersten Hälfte besteht sie in der soeben gezeigten Wasserwirtschaft, in der Erhaltung des Wasserreichtums des Quellgebietes unserer Ströme durch die Erhaltung der Wälder, Moore und Seen. In der zweiten Hälfte besteht sie in der Reinhaltung unserer Gewässer durch Fernhaltung der Fäkalien aus den menschlichen Niederlassungen und durch Klärung und Reinigung der häuslichen und industriellen Abwässer, soweit dieses der Stand der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Technik nur irgend zuläßt. Die Oberfläche unserer Erde ist zu vergleichen mit der Hautoberfläche eines lebendigen Organismus, unsere Ströme mit den Adern und zwar mit den Pulsadern, die das lebenspendende Blut für den Organismus liefern. Nur diesen Pulsadern unserer Erde, unseren Strömen, können wir das für die Erhaltung unseres Lebens notwendige Wasser entnehmen. Wir müssen daher dafür sorgen, daß dieses Wasser ihnen sowohl an Menge, wie an Beschaffenheit tunlichst erhalten bleibt. Wir sind nicht mehr in der Lage, bei der zusammengedrängten Bevölkerung an den Flüssen, wie es vielleicht vor 200 Jahren noch möglich war, dieses Wasser ungereinigt dem menschlichen Gebrauch wieder zuzuführen. Wir besitzen aber in unserer heutigen ausgezeichneten Sandfiltration ein Mittel, um das Wasser selbst eines erheblich verunreinigten Flusses noch wieder durchaus für den menschlichen Gebrauch einwandfrei herstellen und liefern zu können. Auf diese Weise können wir den Pulsadern unseres Landes ruhig dauernd jede beliebige Menge Wasser entnehmen, indem wir es ihnen nach dem Gebrauch für die menschliche Gesellschaft in tunlichst reinlicher Form wieder zuführen. Das wird das Ziel der Wasserwirtschaft der Zukunft sein müssen.

Noch aus einem anderen Grunde werden wir diese Wasserwirtschaft auf das Gewissenhafteste betreiben müssen. Wir werden immer mehr den Ackerboden unseres Landes zur Erzeugung von Getreide und Früchten nötig haben, um uns nach Möglichkeit für den Fall eines Weltkrieges unabhängig zu machen von der Zufuhr von Brotgetreide aus anderen Ländern zur Ernährung unserer heute schon für die Größe unseres Landes viel zu großen Bevölkerung. Wir werden daher in absehbarer Zeit immer weniger Land übrig haben für Schlachtviehhaltung in größerem Maßstabe. Um so wichtiger ist es, daß wir für den Fleischverbrauch unserer Bevölkerung — wiederum im Hinblick auf einen möglichen Weltkrieg, der uns auch die Zufuhr von Seefischen zur Ernährung unserer Bevölkerung abschließen könnte — einen möglichst großen Reichtum an Süßwasserfischen in unseren Binnengewässern haben. Durch unsere gedankenlose und gewissenlose heutige Wasserwirtschaft sind wir dahin gelangt, daß der ursprünglich so übergroße Fischreichtum unserer Flüsse und Binnenseen infolge der Verschmutzung und Verseuchung dieser Gewässer immer mehr zurückgeht.

Ist es doch schon dahin gekommen, daß unsere Wanderfische, vor allen Dingen der Lachs, der in früheren Jahrhunderten in Unmengen in unseren Flüssen vorkam, geradezu dem Aussterben entgegengeht, weil er durch die verseuchten Flüsse nicht mehr hinaufwandern kann zu seinen Laichrevieren in kleinen

Bächen und auch diese schon zum großen Teil verpestet sind. Einige Flüsse, die noch vor einem halben Menschenalter einen schier unermeßlichen Reichtum an Fischen lieferten, ich nenne nur Saale und Main, sind auf weite Strecken fast ihres gesamten Fischreichtums beraubt. Vielleicht, daß schon innerhalb eines Menschenalters unsere Nachkommen sich an den Kopf fassen werden und verzweifelt fragen: wie war es möglich, daß unsere Väter so unglaublich verblendet mit dem Reichtum unseres Landes haben wirtschaften können. Es handelt sich aber für den Menschen, der an der Spitze unseres Dreiecks erwartungsvoll steht, um mehr bei dieser Frage, als um die Frage nach seiner Ernährung. Es handelt sich gleichzeitig bei dieser Frage der Wasserwirtschaft um die Verödung und Verwüstung seiner Heimat, seines Vaterlandes, um die Erhaltung unserer waldumkränzten, von Wald bedeckten Bergeshöhen, mit den einsamen Mooren, den lieblichen Seen, Flüssen und Bächen, von denen die Dichter sangen, daß sie klar und blau dahinflossen, um die Erhaltung seines Heimatsinnes und seiner Heimatliebe. Und in der Reinhaltung dieser Flüsse und Seen, die gewissermaßen die Seele seiner Heimat widerspiegeln, handelt es sich gleichsam um die Reinhaltung seiner Gesinnung und seines Empfindens.

Entwuchsen den Grundflächen unserer Pyramide bis hierher Wohnungen der Menschen, Wälder und Kornfelder, entquollen ihnen fischreiche Ströme und blinkende Seen, um die Menschen an Körper und Geist gesund zu erhalten, so entsprießen ihrer vorletzten Seite in hellster Farbenpracht prangende Blumen, — Blumen als Sinnbilder der Freude. Denn wenn irgend etwas in unserem Leben wichtig für dieses Leben selbst ist, so ist es die Freude. Und durch diese Seite unseres Bergkristalls hindurch sehen wir die vordem gezeigten Seiten schimmern, sehen wir, wie vor allen Dingen aus der Lösung der Grund- und Bodenfrage den Menschen das Wichtigste erwachsen muß: aus der Lösung der Wohnungsfrage: die Heimat als Grundlage der Familie und des Familienlebens, sodann aus der Lösung der Ernährungsfrage, wie aus der Lösung der Frage der Reinhaltung unserer Heimat: die Gesundheit der Menschen. Nur höchste Gesundheit und Kraft kann höchste Lebensfreude bedingen! So ist es die oberste Pflicht eines jeden, sich gesund und kräftig zu erhalten, um fröhlich sein und die Freude am Leben genießen zu können. Es ist aber gleichzeitig unser aller Pflicht, jedem Menschen zu dieser Gesundheit, zu diesem Glück, zu dieser Freude aus der Gesundheit nach Menschenmöglichkeit zu verhelfen.

Dann, wenn alle Glieder unseres Volkes wieder stark und gesund sind, alle wieder eine Heimat, ein Stück Land haben, und sei es noch so klein, in dem sie wurzeln können, das ihnen Nahrung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bietet, dann wird auch die Angst vor dem Kindersegen wieder schwinden, und, umgekehrt wie heute, die Freude an den Kindern, an möglichst vielen, starken, gesunden Kindern, wird uns wie einst als schönste Blume aus dem Heimatboden erblühen.

Eine zweite Blume, die dem Heimatboden entsprießt, getragen von der Arbeit eines ganzen Volkes, unserer ganzen Nation, ist das Wissen, die Quelle der größten und reinsten Freude. Dieses Wissen sollen wir einmal uns aneignen in der Schule, sodann im Leben. Es ist daher die Pflicht und die Aufgabe der Schule, uns das Wissen so beizubringen, daß sowohl das Wissen selbst tatsächlich eine Freude bleibt, als auch die Aneignung dieses Wissens, das Lernen. Es gibt Lehrer und Lehrerinnen, die es verstehen, das Lernen und das Wissen dem Lernenden zu einer Freude zu gestalten. Es ist damit bewiesen, daß es geht. Freilich ist es eine Personenfrage. Aber die Persönlichkeiten, die diese Kunst wahrhaft verstehen, sind bislang leider recht selten. Es wird daher die Aufgabe derjenigen sein, die an der Spitze unseres Erziehungswesens stehen, dafür zu sorgen, daß möglichst viele derartige Persönlichkeiten herangezogen werden, die diese Kunst verstehen, daß tunlichst alle, die sich dem Erziehungswerke widmen, diese Kunst beherrschen. Bislang machen so viele von ihnen, die den Kindern das Wissen und Lernen beibringen sollen, diesen jugendlichen Geistern das Lernen zur Qual. Das ist ein ebenso verkehrter Zustand wie derjenige zum Beispiel, daß es zurzeit in den meisten Straßen unserer Städte zwanzig Ausschankstätten für berauschende Getränke und nur eine Fruchthandlung gibt, anstatt daß umgekehrt in diesen Straßen zwanzig Fruchthandlungen wären und höchstens für diejenigen Ausnahmstoren, die sich noch berauschen wollen, eine Ausschankstätte für berauschende Getränke. Gebe Gott, daß es hierin bald anders werde im deutschen Lande. Die Schule soll die Quelle der Freude sein, indem sie die Wege zum Lernen ebnet und führt. Es darf nicht mehr heißen: „Du mußt lernen", sondern: „Hier kannst du lernen, weil du lernen willst". Sie soll uns vor Allem lehren, die Pflicht und ihre Erfüllung als Freude zu erkennen.

Eine dritte Blume, die in ihrem Blumenkelch die Frucht der Freude verborgen trägt, heißt: Gutes tun und seinen Nächsten lieben wie sich selbst. Im Guteserweisen, in dem Geringsten Bruder und Schwester sehen, — so sich verbunden fühlen mit dem ganzen großen Volke, das heißt leben, das heißt Freude. Zu wissen, daß man beigetragen hat, die Heimat gesund zu erhalten, das heißt Freude. Nicht: du sollst deinen Nächsten lieben, sondern aus innerer Fröhlichkeit heraus: nicht anders können, als ihn lieben. Und so selbst geistig und körperlich gesund, mit den anderen Hand in

Hand die Spitze unserer Pyramide erklimmen als — Mensch, als ein kleiner Teil des großen Ganzen.

Und aus dieser Liebe zu seinen Volksgenossen wird dem Menschen, der fest in der Erde wurzelt, sicher und ruhig in dem Bewußtsein der eigenen Kraft, die keinen fremden Angriff zu fürchten braucht, die Liebe aufgehen, — über die Grenzen seines Vaterlandes hinüber, — zu den fremden Völkern, zu den Brüdern anderer Zungen, anderer Rassen, die aber Menschenantlitz tragen, wie er.

Der in der Hünenkraft seiner Väter den heimatlichen Acker bestellende Bauer ist der friedliebendste Mensch in der Welt; er fürchtet nicht, wie der durch die sogenannten Genüsse und durch Not und Überarbeitung im körperlichen und seelischen Niedergang sich befindende, nach immer neuen großen Reizen gierende Städter die erschlaffende Wirkung eines langen Friedens, aber ebensowenig die Kriegslust auswärtiger Feinde, wohl wissend, daß er das Schwert so leicht führen wird wie die Pflugschaar. So reift uns als schönste Frucht aus der Freude an der selbstbewußten Kraft der Friede unter den Völkern.

Und aus der Liebe zu den Menschen und der Liebe zu dem Boden der Heimat und allem, was er hervorbringt, wird immer wieder neu erblühen die Liebe zu den Pflanzen und Tieren, die wir wieder lernen werden heilig zu achten, als Kinder der einen Kraft, durch die wir selbst wurden. Und freudig werden wir uns ihnen verbunden fühlen als Kinder einer Schöpfung! Die Blumentöpfe in den Fenstern und die blumengeschmückten Balkone unserer Städte beweisen besser als Abhandlungen die nicht abzutötende Sehnsucht der Menschen nach diesem Zusammenhang mit Mutter Natur, mit Mutter Erde.

Und Blumen über Blumen entsprießen dem Grunde. Die Freude am eigenen Heim, die Freude des Pflanzens und Säens im eigenen Garten, das Ernten der selbst gebauten Frucht, — was könnte uns anschaulicher die Pflicht als Quelle der Freude zeigen, als dieses Säen und Ernten! — die Freude an der Freundschaft und an heiterer Geselligkeit, — ein ganzes Feld voll blühender Kelche, denen nur Duft der Freude entströmt, bietet sich unserer Seele dar.

Aus Allem hervor aber ragt wie eine Königin unter den Blumen mit einem wunderbar geheimnisvollen Kelch, von wunderbarer Farbe und köstlichem Duft, blühend und stärkend zugleich, die Liebe vom Manne zum Weibe, vom Weibe zum Manne. Denn der Mann allein ist kein Mensch, wie das Weib allein kein Mensch ist: nur durch die Verbindung mit dem ihm geistig und körperlich ebenbürtigen Weibe ergänzt sich der Mann zum Vollmenschen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber nur ein gesunder Mann kann das Weib so lieben, wie dieses es verdient, und nur das gesunde Weib den Mann so, wie er es bedarf. Wehe dem Manne, der seine Kraft zum Lieben vergeudet hat in ausschweifendem Leben. Wehe dem Weibe, das verlernt hat, den Mann zu lieben. Was das Weib für den Mann ist, ist die Regierung, die ordnende, Gerechtigkeit übende, tröstende, helfende, für das arbeitende, schaffende Volk. Was das in seiner Liebe glühende Weib für den schwer um das Dasein ringenden Mann ist, ist die helle und erwärmende Sonne für die fruchttragende Erde, ist die Seele der Welt, ist Gott für das ohne ihn im Durst nach Sonne, nach Liebe erstarrende All.

Und zum letztenmal schauen wir von der Spitze unserer Pyramide, unseres Bergkristalls hinab zum Grund und Boden, aus dem sie empor wächst, und siehe da: auf dieser Seite liegt — eine Handvoll Staub. Sie mahnt uns an unseren Ursprung, mahnt uns an das, was wir sind, und was wir wieder werden. Und durch ihr Sein predigt sie uns das eine Wort: Demut! Die Erde selbst spricht zu uns, zeigt uns und mahnt uns, nicht zu vergessen, daß wir selbst nur Staub und Erde sind. Sie mahnt uns zur Demut, lehrt uns die Demut. Und aus dieser Demut, aus dieser Erkenntnis heraus, daß wir nur ein Stäubchen auf dem Boden unserer Heimat sind, blüht uns andererseits die Erkenntnis auf, daß wir außer diesem Körnchen Staub doch noch etwas Anderes sind, etwas in uns besitzen, das uns über diesen Staub erhebt, — daß wir in uns tragen einen Funken des göttlichen Geistes, der uns zugehörig und eins sein läßt mit diesem göttlichen Geist. Und mit dieser Erkenntnis, mit der wir zum letztenmal als Mensch zu der Spitze unserer Pyramide gelangen, verlassen wir sie, um uns aufzulösen in das große Geistige, das uns umgibt, und das alle erfüllt, nennen wir es Buddah oder Allah, Jehovah oder den Weltgeist, nennen wir es getrost: Gott Vater. — — —

Georg Bonne.

Das Erfurter Kriegsgerichtsurteil.

Am 27. Juni dieses Jahres sind sieben Reservisten und Landwehrmänner, die nach einer Kontrollversammlung in der Trunkenheit Ausschreitungen begangen hatten, vom Kriegsgericht zu Erfurt zu insgesamt $15^3/_4$ Jahren Zuchthaus und $12^1/_2$ Jahren Gefängnis verurteilt worden. Dieser vernichtende Spruch hat im Reichstag bei Gelegenheit der Wehrvorlage zu erregten Auseinandersetzungen geführt und einen Antrag gezeitigt, der den Begriff mildernder Umstände in das Militärstrafgesetzbuch einzuführen bezweckte. Die Verabschiedung des Gesetzes erfolgte aus Rücksicht auf den vorliegenden Fall so schnell, daß den Angeklagten, die

Berufung eingelegt hatten, seine Wohltaten noch zuteil werden konnten. Immerhin sind noch drei Familienväter zu 2 Jahren 1 Monat Gefängnis verurteilt worden, einer zu 1 Jahr 9 Monaten und der letzte zu 4 Monaten. Solange müssen die betroffenen Familien den Ernährer entbehren. Und all die Not, die hier über sonst völlig unbescholtene Männer, über unschuldige Frauen und Kinder gekommen ist, — um eines Rausches willen!

Vor mir liegt eine Zeitung, deren wohlwollende Haltung den Abstinenzbestrebungen gegenüber ich kenne. Als ich ihren Leitaufsatz über das Erfurter Urteil gelesen hatte, fragte ich mich voll Schrecken: Wenn das am grünen Holz geschieht ...? Wenn ein so wohlwollendes Blatt so gedankenlos urteilt, wessen muß man sich da von einem übelwollenden oder abhängigen Blatte versehen?

Ich führe das Folgende an:

„Die Angeklagten, von denen sechs Familienväter sind, hatten am 16. April der Kontrollversammlung in Rürleben beigewohnt, und nachher, wie üblich*) tüchtig dem Alkohol zugesprochen, wodurch sie sich schließlich zu den verhängnisvollen, unüberlegten Handlungen hinreißen ließen."

Und ferner:

„Es ist doch allgemein bekannt, wie es nach den Kontrollversammlungen zugeht. Der Tag ist einmal angebrochen, und mit alten Kameraden wird dann bei einem Glas Bier die Kameradschaft neu besiegelt. ... Es fallen bei der allgemeinen „Stimmung" Äußerungen, die aber gar nicht tragisch zu nehmen sind*). Kommt es zum Schimpfen und Raufen — wenn nötig auch mit dem Gendarmen oder Polizisten — so ist das eine alltägliche Geschichte*). ... Und an einer gründlichen Betrunkenheit der Gäste ist wohl kaum zu zweifeln, wenn man berücksichtigt, daß die „Kneiperei" sich vom Morgen bis zum Abend erstreckte. . ."

An diese Feststellungen knüpft der Verfasser des Aufsatzes auch nicht ein einziges verdammendes Wort; er stellt kühl dar, was nach Kontrollversammlungen nun einmal üblich ist, und scheint dem sehr gelassen zuzusehen. Natürlich bedauert er die unglücklichen Opfer dieser Trinkunsitte und mit ihm die gesamte Öffentlichkeit, soweit sie unvoreingenommen ist, aber seine Entrüstung wendet sich ausschließlich gegen das Militärgesetz und nicht gegen die Trinksitten, die auch hier wieder einmal erst den Zusammenstoß mit dem Gesetz verursachten. Ebenso urteilen einige andere Zeitungen, die ich wahllos herausgriff. Außer in Alkoholgegnerblättern werden nach unseren Erfahrungen wohl überhaupt kaum irgend welche Zeitungen den Finger auf die Wunde gelegt haben. Sollte es doch der Fall sein, um so besser.

---

*) Von mir gesperrt!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gewiß, die Strafen sind noch immer sehr hart, denn „sie bringen sogar Familien ins Unglück, zerstören ein Familienleben und schaffen neues Elend".

Man faßt sich an den Kopf, wenn man das liest! Wirklich nur die Strafen? Es ist geradezu unheimlich, wie hier die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt wird, wie man dem fressenden Volksübel, das dem ganzen Unglück zugrunde liegt, mit keiner Silbe rügende Erwähnung tut. Weiß Gott, ich will keinen Stein auf die so hart Getroffenen werfen, die für ein allgemeines Laster Unzähliger, dem Tausende ungestraft (oder doch nur — freilich zu ihrem und des Volkes Fluch — an ihrem Körper gestraft) fröhnen, so furchtbar schwer büßen müssen. Aber daß die Verwünschungen, die sie — wer möchte daran zweifeln! — aus ihrer Zelle gegen den Alkohol und ihre unglückselige Schwäche schleudern, ungehört verhallen sollen, das ist nicht einmal zu ihren eigenen Gunsten. Möchten die bitteren Tränen dieser aus den Reihen der Glücklichen und wohl auch Nützlichen ausgeschalteten Männer doch denen aufs Herz fallen, die mittelbar oder unmittelbar an ihrem Elend mitschuldig sind. Noch nie hat sich ein Mensch ganz ohne fremde Mitschuld berauscht; an jeder in der Trunkenheit verübten Untat, an jedem so erlittenen Unglück trägt die Allgemeinheit der erwachsenen Deutschen die Mitschuld. Das muß so oft gesagt werden, bis auch die Gleichgültigsten aufschrecken und sich ihrer Verantwortlichkeit endlich bewußt werden. Wir sind nicht nur Staatsbürger zum Genießen unserer Rechte, sondern vor allem zum Ausüben unserer Pflichten!

Es scheint, daß die Öffentlichkeit leichtsinnig an der brennendsten Not dieses Falles vorbeisehen will. Das werden wir ihr nicht gestatten. Demgegenüber muß immer wieder festgestellt werden, daß es wieder einmal der Alkohol ist, der hier mehrere Familien in das tiefste Unglück gestürzt hat. Wohl geschieht das in Zehntausenden von Fällen jedes Jahr — hier tritt es grell und aufdringlich hervor und soll nicht übersehen, rasch abgetan und totgeschwiegen werden. Immer wieder, wenn ein solcher Fall das gesamte Volk erregt, muß dieses Volk auch in seiner Gesamtheit darauf hingewiesen werden, daß es selbst an solchen Fällen die Schuld hat, mit einziger Ausnahme derer, die dem Alkohol gegenüber den einzigen Schritt vollzogen haben, der sich mit einem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl verträgt: den Schritt der völligen Absage.

Eine Änderung der öffentlichen Zustände auf dem Gebiet der Trinksitten kann nicht mehr hinausgeschoben werden, wenn das deutsche Volk nicht unheilbaren Schaden erleiden soll. Warum finden die Kontrollversammlungen nicht überall in Kasernen, Schulen, Turnsälen oder ähnlichen Baulichkeiten statt? Ist es nicht schlechthin aberwitzig, daß die Leute grade an einem für sie so wichtigen und, wie es sich immer wieder zeigt, gefährlichen Tage der Versuchung zum Trunk geradezu ausgesetzt werden?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kontrollversammlungen müßten grundsätzlich in anderweitigen Gebäuden stattfinden — alle Erwägungen sind ja so nichtig gegenüber der einen schwerwiegendsten, wie man es vermeidet, daß nach den Versammlungen ein gröbliches Ausschweifen auf der Tagesordnung steht. Oft sollen keine geeigneten Räumlichkeiten vorhanden sein; ich meine, jeder andere Raum ist immer noch geeigneter als die Kneipe.

Es soll nicht tragisch zu nehmen sein, wenn bei der allgemeinen „Stimmung", d. h. Betrunkenheit, Äußerungen fallen, die — wie wir wieder sehen — Familienväter ins Gefängnis oder gar Zuchthaus bringen können? Mich dünkt, es ist himmelschreiend!

Und was für eine Kameradschaft ist das, die hier beim Bier neu besiegelt wird? Doch eine, bei der sich die Kameraden in ihrer Sinnlosigkeit schließlich gegenseitig niederschlagen! Kann ein deutscher Mann, der einen alten Kameraden wiedersieht, sich dessen nicht ohne Alkohol freuen? Ich kenne prächtige Menschen, die es nicht zu können glauben. Was soll der Alkohol dabei? Nach seiner Art betäuben? Was denn aber? Erinnerungen und Stimmungen etwa, die sonst das Wiedersehen trüben könnten? Oder soll er anregen? Gar erst die Möglichkeit geben, sich der Freude wahrhaft bewußt zu werden? Das wäre ein Zeichen innerer Entkräftung, das uns die Schamröte ins Gesicht treiben müßte. Aber das ist es alles nicht; es ist Gedankenlosigkeit — und trägt deren ganzen Fluch. Das gedankenlose Beharren in alten Gewohnheiten und Sitten ist ja doch nichts anderes als ein Mangel an Verantwortungsgefühl.

Ja gewiß, es ist eine alltägliche Geschichte, daß es an den Tagen der Kontrollversammlungen zum Schimpfen und Raufen kommt, wobei die Gendarmen und Polizisten womöglich mit hineingezogen werden. Aber ist das eine geheiligte Einrichtung, an die man nicht rühren darf? M ü s s e n die Männer, die eben an ihre Pflicht gegen das Vaterland erinnert worden sind, sich sofort hinterher bis zur Sinnlosigkeit betrinken, so daß sie weder ihrer Zunge noch ihrer Handlungen mächtig bleiben?

Weiß Gott, schweigt vor solchem Unwesen die öffentliche Stimme, die an das Gewissen des Volkes zu rühren vermöchte, so sollen und müssen die Steine schreien! Es gibt in unserem Vaterlande genug Leichensteine, die nichts anderes sind, als Denkmäler der vom Alkohol geschaffenen Not. Nur zu oft hat diese Not sich freiwillig unter ihnen geborgen, nichts mehr wissend, nichts mehr fühlend als die verzweifelte, wütende Sehnsucht nach Ruhe und Vergessen. Ich möchte jedem, den Worte nicht belehren können, wünschen, daß er das einmal miterlebt. Können diese Steine, arme, stumme Mäler der auf dem schmachvollen Schlachtfeld der Trunksucht gefallenen Toten, nicht künden, was sie bedecken, so müssen wir, die wir das schweigende Zuschauen nicht mehr ertragen, den Jammer ausschreien durch alle deutschen Lande, bis man uns hört!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und wir werden nicht eher wieder schweigen, um der Brüder und des Gewissens willen.

* * *

Die bürgerlichen Parteien sollen es sich zur Pflicht machen, „eine Einschränkung der Militärgerichtsbarkeit am Tage der Kontrollversammlung zu verlangen". Das wird den Schaden verkleben, nicht ihn ausheilen. Wie seltsam ist es doch! Die erwachsenen Männer, die Jahre lang unter dieser Gerichtsbarkeit standen, als sie Soldaten waren, die können sie auf einmal ohne Gefahr für Ehre und Freiheit nicht einmal mehr 24 Stunden ertragen!

Gut, man schränke die Militärgerichtsbarkeit ein. Was ist damit gewonnen? Auch dann werden sich die eben an ihre Mannespflicht Gemahnten nicht unmittelbar anschließend ganz ungestraft erniedrigen können. Es ist dann Widerstand gegen die Staatsgewalt, und die Strafen sind weniger hart; das Grundübel bleibt dasselbe. Wenn wir nicht die Axt an die Wurzel des Unheils legen, nützt uns alles Ausroden rings um den Giftbaum her nichts! Nach wie vor kann dann das deutsche Volk die Männer, die es im Ernstfalle auf die Schlachtfelder schicken müßte, nicht ohne Angst vor wüsten Ausschreitungen an die Stätten senden, wo sie im Frieden ihrer Soldatenpflicht genügen sollen. Soll es besser werden, so dürfen diese Stätten freilich niemals Schankstätten sein. Das wäre die erste Bedingung.

Angesichts dieses Falles von Menschenschuld und Menschennot wollen wir uns aufs neue geloben, von ganzem Herzen und mit allen guten Mitteln daran mitzuarbeiten, diese Not und Schuld abzudämmen, die von der Alkoholflut alljährlich wie ein zäher, erstickender, widerlicher Schlamm über die deutsche Erde dahingewälzt wird.

Eins ist gewiß: Es wird gelingen! **Melanie Ebhardt.**

Mädchen oder junge Damen?

In seinem Studierzimmer sitzt der Leiter einer Mädchenerziehungsanstalt. Er hat seine Schulbücher beiseite geschoben und überlegt:

„Jedesmal, wenn der Sommer naht, nehme ich mir vor, in den Ferien hübsch zu Hause zu bleiben. Das Reisen habe ich satt. Es ist für einen Menschen, dessen Nerven durch Überarbeitung gelitten haben, nichts weniger als eine Erholung. Die Fahrten auf der Eisenbahn sind auch keine Annehmlichkeit; selbst nicht im D-Zuge. Das einzige Fahrzeug, das noch Erholung gewährt, ist das Schiff.

Wenn man nun gar von der „Waterkant" stammt! Da packt einen die Sehnsucht zu einer Seefahrt doch mächtig. Aber nicht auf einem Personen- oder Vergnügungsdampfer. Unter den vielen

Menschen, die sich da zusammenfinden, ist man selten ungestört, und schon das Getriebe um einen herum trägt nicht zur Erholung bei. Ganz anders aber ist es, wenn man auf einem Frachtdampfer eine Seereise machen kann."

Und sofort erinnert er sich früherer Ferienerholungsreisen: „Ein solches Fahrzeug ist zwar ein kleines unansehnliches Schiff. Aber gerade der Umstand, daß die Anzahl der Mitreisenden nicht groß sein kann, macht für einen Menschen, der Erholung in der Ruhe sucht, die größte Annehmlichkeit aus."

„Die Verpflegung ist für einen billigen Preis recht gut. Vor Allem: Rum, Wein und Bier hat der Kapitän stets an Bord."

Erinnerungen steigen auf: „Man liegt oben auf Deck in bequemen Liegestühlen und träumt. Die himmlische Ruhe und die kräftige Seeluft besänftigen die aufgeregten Nerven. Hat man Lust, sich zu unterhalten, so fehlt es auch nicht an Gelegenheit. Denn die wenigen Reisenden sind meist sehr schnell miteinander bekannt. Wer aber andererseits sich um die anderen nicht kümmern will, hat es nicht nötig . . . . . ."

Unser Lyzealdirektor machte also trotz der guten Vorsätze eine kleine Ostseereise auf einem Frachtdampfer. Die acht Tage, die der Dampfer im Ankunftshafen liegen blieb, wurden „durch kleinere Spritzfahrten zur See ausgefüllt", feuchtfröhlichen Verlaufs.

Und dann kam der Tag der Rückreise.

Aber o Schreck für einen Schulmann: Außer den 16 Fahrgästen sollen noch etwa ein Dutzend Wandervögel mitfahren.

Daß einem so etwas auch noch passieren muß, wenn man gerade Ruhe gefunden zu haben meint. Und daß diese Wandervögel die Überfahrt von der Reederei für 5 Mark bewilligt kriegten, während alle anderen Menschen goldene 20 Mark zu zahlen hatten! Und „obendrein noch eine Mittagsmahlzeit; die übrigen Mahlzeiten bereiteten sich die Wandervögel selbst, und es werde ihnen nur heißes Wasser geliefert", erzählte der joviale Kapitän. „Nun, und wo bleiben denn die die Nächte?" — „Ja, die müssen im Schiffsraume kampieren."

Diese Mitteilung wurde von den Mitreisenden mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Unserm Lyzealdirektor war die Sache gar nicht unangenehm. In seinen Aufzeichnungen über diese Reise findet sich die Bemerkung: „Denn wir Lehrer befinden uns bekanntlich unter der Jugend am wohlsten."

Man sagt das oft so. Aber im Leben ist es doch oft anders. . . .

Doch: da kommen die Wandervögel schon angezogen. Und, o erster Schreck: „sie sangen auf dem Kai noch ein Abschiedslied". Am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hellichten Tage am Kai Abschiedslieder singen! Noch dazu, wenn ein Wörtchen vom Lieben und Scheiden drin vorkommt! Empörend!

Und nun gar erst die Kleidung! „Sie war möglichst phantastisch — um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen. Der eine hatte einen derben, unzerreißbaren Manchesteranzug an, und an den Füßen dicke, nägelbeschlagene Bergschuhe, als käme er direkt von den Alpen; der andere hatte Wadenstrümpfe und Kniehosen, ein dritter einen Sportanzug, ein vierter verfügte nur über eine sommerliche Turnhose und ebensolche Jacke. Da er nichts hatte, womit der untere Teil seines Gewandes festgehalten werden konnte, so hing ihm meistens zwischen Jacke und Hose das Hemd heraus".

Und nun die Kopfbedeckungen! „Da gab es alle Formen und Arten von Hüten; große, schäbige Strohhüte aus der vorigen Saison herrschten allerdings vor." Wirklich, es steht so in den Aufzeichnungen eines Pädagogen: Strohhüte aus der vorigen Saison.

Noch schrecklicher ist es aber dem Musik-Liebenden, dessen Ohr schon durch das Abschiedslied auf dem Kai gemartert war, daß „zwei bebänderte Lauten" nicht fehlen. Denn: „Diese Instrumente müssen jetzt überall mit herumgeschleppt werden, auch wenn man sie gar nicht handhaben kann. Das gehört nun einmal zum unbedingten Aufputz der Wandervögel. Die Sache muß doch auch nach etwas aussehen! Wir sollen uns doch ins Mittelalter zurückversetzt sehen!" — stoßseufzert unser Lyzealdirektor. Und er stellt das ihm Unbegreifliche fest: „Die Jungen schienen aber ganz vergnügt und in guter Stimmung zu sein."

Aber schon kommt ein neuer Schrecken! Was war denn das?

„Da bewegten sich — ja — auch — drei — junge — Mädchen —, ebenfalls ausgerüstet mit Rucksack und jeglichem Zubehör in — der — Burschenschar! Gehörten — die — denn — auch — dazu?"

Und nun schleicht sich der gute alte Herr, der sich ja unter der Jugend am wohlsten fühlt, an einen Wandervogel heran, seinen Wissensdurst zu stillen. Die Jungens sind meist vom Gymnasium. Das hat er nun heraus.

„Na, und die jungen Damen, das sind wohl auch Gymnasiastinnen?" wird vorsichtig sondiert.

Gymnasiastinnen? Och, denkt der „interviewte" Wandervogel, und spricht gelassen: „Nein, das sind unsere Bundesschwestern!"

Das Tagebuch her: „Na, ich hatte genug. Man weiß wirklich nicht, wohin wir steuern mit unserer Erziehung!" —

Wandervogel-Mädchen und „junge Damen" — das scheint mir allerdings ein gewaltiger Gegensatz. Und ein erfreulicher Gegensatz! Denn „junge Damen" haben wir lange genug bei uns herumlaufen

sehen: wenn die „höhere Töchterschule" mittags ihre Tore aufschloß; wenn die Hauptstraßen abends von 6—7 Uhr vom „Bummel" belebt waren; wenn die Stadtkapellen Promenadenkonzerte lieferten; wenn die Tanzstunden mit „Assemblees" endeten; und so . . . . .

Die „jungen Damen" betrugen sich gewiß auch „junge-Damen-haft" — zur großen Freude unseres Lyzealdirektors. Wie dieses Betragen auf die Sekundaner und Primaner oder auch auf alte routinierte Lebemänner in unseren Großstädten wirkt, das übersieht man, wenn nur dieses eine gewahrt wird: das Junge-Damen-Hafte!

Und wenn dann ein paar gesunde frische Mädel von etwa 17 oder 18 Jahren sich rein menschlich betragen, noch nicht angekränkelt sind von dem aufdringlichen Damentum, wie es sich uns leider noch überall bietet, dann jammert man: sie betragen sich „jungenhaft", sie betragen sich „burschikos".

Und wenn ihre Gesichter Gesundheit künden und uns froh werden lassen im Gedenken an kommende Generationen, dann schreibt ausgerechnet der Leiter einer Mädchenerziehungsanstalt jammernd: „Die früher einmal schönen Gesichter (woher er das wohl weiß?) waren sonnverbrannt und wettergebräunt". Und nicht nur das; diese armen Wandervogelmädchen müssen sich auch in ihren „Bewegungen ungeschickt und plump" schelten lassen.

„. . . wenn sie sich bückten, hoben sie ein Bein möglichst hoch" . . . .

Sie waren wohl zu naiv, anzunehmen, daß jede ihrer Bewegungen, dieser rein mädchenhaften ungezwungenen und ungekünstelten Bewegungen mit den Augen eines sittenstrengen Kritikers beobachtet wurde; der aber notiert mit einer gewissen Beruhigung: „. . . sie hatten aber selbstverständlich Reformhosen an."

Mit dieser schrecklichen Gesellschaft „stach" man also „in See".

Der Frachtdampfer ist eng. Und da Wandervögel nicht Luxuskabinen gewöhnt sind, finden sie nichts dawider, wenn man ihnen den „Schiffsraum" zum Aufenthalt anweist.

Ein Seufzer aus der Brust des Lyzealdirektors: Schiffsraum, im reinlichsten Falle Holz, gewöhnlich Petroleumfässer, Käsetonnen, Heringstonnen, ungegerbte Felle. Und in solchem Raume sollen Menschen hausen, sollen junge Damen hausen? schlafen sogar?

Unmöglich, unmöglich!

Mein Freund Hans Paasche erzählte mir mal, wie er auf der Reise, die ihn in Lukangas Heimat führte, mit seiner jungen Frau in ganz anderen Schiffsräumen habe schlafen müssen und in Fahrzeugen, gegen die ein Frachtdampfer noch ein Luxusschiff sei. Und geschadet hat es beiden nicht! Aber allerdings: Frauen, die so etwas mitmachen, dürfen keine Damen sein. Forschungs- und Kulturarbeit in fremden Ländern soll und muß getan werden. Sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann jedoch nur getan werden von Männern und Frauen, denen das Zimperliche, das Gigerlmäßige, das Damenhafte fremd ist.

Mir scheint: die Wandervogelmädchen sind die, auf die wir dabei rechnen können!

Sie sind nicht anspruchsvoll genug, damastbezogene Seidenbetten auf einem Frachtdampfer zu verlangen, also sicher noch viel weniger in „unkultivierten Ländern".

Mir scheint, es wäre recht gut, wenn manche junge Dame ihr Haupt auch mal statt auf Seidenpfühlen auf einem einfachen Bündel — und wäre es nur Heu oder Stroh — ruhen lassen müßte.

Es gibt zwar immer noch Menschen, die in unsern Mädeln eine ganz andere Menschengattung zu sehen gewohnt sind, etwa eine Art Luxustier. So auch der Frachtdampferführer und sein Lyzealdirektor: „Für die Damen — denn auch hier noch sind sie die Krone der Schöpfung — hatte man drei Liegestühle heruntergeholt ..."

Damen .. auch hier noch die Krone der Schöpfung .... Seltsam, seltsam! Ich hatte bisher immer geglaubt, daß der Mensch, daß Mann und Weib die Krone der Schöpfung seien oder doch wenigstens von vielen Menschen als solche betrachtet würden. Aber ausgerechnet die Damen? die Damen?

Die Wandervogel-„Damen" fühlten sich als Menschen unter Menschen. Sie genierten sich nicht, sich zum Teil zu entkleiden und sich den Jungen sowie den Zuschauern in ihren Nachtgewändern zu zeigen. Die Jungen haben nichts weiter darin gefunden. Wohl aber die Zuschauer, die immer noch nicht erfaßt hatten, daß die Kleidung zum Schutze erfunden wurde, nicht zur Wahrung der öffentlichen Sittlichkeit, daß die moderne Kleidung nicht nur eine große Gefahr für die Sittlichkeit, sondern geradezu die Ursache der Sittenlosigkeit geworden ist. Oder hat die Dirne etwas anderes, womit sie auf offener Straße wirken könnte, als eben ihre Kleidung?

Um nun dem Wandervogel einen letzten harten Stoß zu versetzen, schreibt der gestrenge Herr Lyzealdirektor in sein großes, für die Veröffentlichung bestimmtes Tagebuch: „Allzu sorgsam war die Reinigung auch nicht. Aber was gibt ein Wandervogel auf Reinlichkeit und überhaupt auf Äußerlichkeiten!" Und er fügt voll seltsamer Gedanken hinzu: „Wenn das Herz nur jung ist!" Daß der Wandervogel sehr viel auf Reinlichkeit gibt, auf innere wie auf äußere, das hat er allerdings noch nie auf einem großen Aushängeschild verkündet, weil es ihm zu selbstverständlich schien. Dieses große Gefühl für Reinheit und Reinlichkeit macht ja erst das Zusammenwandern möglich, das Zusammenleben wie es bei Brüdern und Schwestern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein soll. Und in diesem Gefühl läßt sich der Wandervogel durch nichts beirren. Sollte es jemand versuchen, der durch Vererbung, der durch verkehrte Erziehung einer d e r unglücklichen Menschen geworden ist, die alles nur Natürliche als Sinnenkitzel empfinden, dann hat der Wandervogel ein Mittel: ....und dieses Mittel heißt: Hinauswerfen!

Wäre der Wandervogel ein „mit großen Massen arbeitendes Institut", dann könnte er freilich keine Auslese treffen, dann könnte er nicht der Eigenheit des Einzelwesens Rechnung tragen. Wie der Wandervogel ist und hoffentlich immer bleiben wird, kann er das aber!

Und wenn unser gestrenger Lyzealdirektor fragt: „Was mögen die jungen Damen da (auf der Fußwanderung) noch alles ‚erlebt' haben?" — so kann ich ihm die beruhigende Antwort geben: sie haben Schönes geschaut, und sie kehrten froh und bereichert durch dieses Schöne wieder heim. Mutter geworden aber ist noch keine von ihnen (denn es scheint wahrhaftig, daß wir unruhigen Gemütern gegenüber auch unsere Mädchen noch vor diesem Verdachte schützen müssen!).

Der Herr Lyzealdirektor, als er heimkam, machte noch einige allgemeine Bemerkungen zu seinen Tagebuchaufzeichnungen, vor Allem, daß die Wandervögel „geradezu zur Landplage" geworden seien.

Arme Jugend! arme Kinder!

Ihr sehnt euch hinaus in euer Land, ihr glaubt euch die ganze Welt offen ... Und schon schreit's: Landplage, Landplage! Beseitigt sie, beseitigt sie!

Und vor allem ihr Mädchen!

Wer hieß euch, sich „an solchen Wanderungen zu beteiligen", wo ihr lieber daheim hinter eurer Stickerei die Schönheit eures Gesichts, die Reinheit eures Teints wahren solltet? Wer hieß euch, sich „ohne Not dem Schmutz und wer weiß noch was allem" aussetzen, wo ihr doch lieber daheim Stuben kehren und Staub wischen solltet? Wer hieß euch „die Aborte der Schiffsmannschaft" benutzen, wo ihr doch daheim in Unkenntnis gehalten werden sollt über das große Elend in den großen Krankenhäusern, in denen eure Hilfe vielleicht eines Tages erheischt wird? (Und dann werdet ihr eure wohlgepflegten Händchen hinter „Tändelschürzen" verstecken und eure Augen und Nasen krampfhaft verschließen. Werdet nur an euch denken, nicht an das Elend, das nach eurer Hilfe s c h r e i t.)

Und dann ihr Eltern!

Ihr sollt keine gesunden Mädchen erziehen, aufwachsen lassen dürfen! Nein, hört es: D a m e n fehlen uns, D a m e n erhalten

unser Volk, Damen sind die Krone der Schöpfung, Damen, Damen, Damen...

Und dann geht hin und schafft mit diesen Damen und Dämchen eine gesunde Kultur!

* * *

Wäre der Lyzealdirektor, dessen Frachtdampferreise durch zur „Wasserplage" werdende Wandervögel gestört wurde, der Einzige, der so über das Jugendwandern und vor allem über das Mädchenwandern dächte, dann wären diese Zeilen nicht geschrieben worden. Aber leider: er ist keine Ausnahme; er ist nur einer von vielen; ihm gleichgeartete und gleichgesinnte Menschen denken ähnlich, jubeln ihm zu, als einem, der endlich mal das richtige Wort fand.

Wer unsere Mädchen und auch unsere Jungen nach derlei Beschreibungen kennen lernt und kennen lernen will, der erfährt und weiß so gut wie nichts von ihnen.

Ihm wäre nicht zu helfen, wenn es nicht ein Büchlein vom Wandervogel und seiner Arbeit geben würde, das Friedrich Wilhelm Fulda zusammengestellt und herausgegeben hat, das Friedrich Hofmeister in Leipzig 1913 verlegt hat, das viele schöne Bilder hat und nur eine Mark und zwanzig Pfennig kostet; es führt den Titel „Sonnenwende".—

An den lohenden Sonnenwendfeuern hat der Wandervogel es gelobt: er will keine jungen Damen und jungen Herren heranzüchten; er will gesunde Mädchen und Jungen, er will starke Frauen und Männer.

An den Sonnwendfeuern hat er es gelobt: er will dem deutschen Volke zu einer neuen schöneren Zeit verhelfen! **Karl Wilker.**

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Aylert Harringa von Willrath Dreesen.

Wie die Leser des „Helmut Harringa" wissen, teilt dessen Verfasser in einer Anmerkung Folgendes mit: „Der Familienname des Helden, „die Gestalt seines Stammvaters Aylert Harringa, endlich der Stoff der „Schlachterzählung im neunten Kapitel, sind entnommen aus dem ersten

„Stück der Gedichtsammlung „Eala freya fresena!“ von Willrath Dreesen (Oldenburg und Leipzig 1906, bei Rudolf Schwartz*).

Der Verfasser des „Helmut Harringa“ hält es für eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Willrath Dreesen, jenes Gedicht hier (mit Erlaubnis des Verlegers) den Vortruppleſern bekannt zu machen. Er hofft, dadurch auch zu bewirken, daß recht viele Vortruppleſer die ganze Gedichtsammlung für ſich erwerben oder Freunden zum Geſchenk machen. Wer echt männliche Poeſie liebt und geiſtigen Verkehr mit ſtarken, heldenhaften Menſchen, der kommt dabei auf ſeine Rechnung.

Vortrupp.

Nacht deckt die Marſch. — Herr Aylert
Steht tief gebückt im Tor.
Er horcht und ſtreckt die harten
Gebundnen Fäuſte vor.

„Frech ſchläft der Dänenkönig —
Schmach, daß ers wagen darf! —
An eines Frieſen Feuer,
Auf eines Frieſen Warf.

„Dreihundert Dänenſegel
Führteſt du über das Watt,
Die Wirbel uns ganz zu brechen.
Doch wach ſind Land und Stadt.

„Wir wollen dich grauſam wecken,
Dir zahlen den Tribut,
Eh auf dem Schlick die Barken
Aufs neu umſpült die Flut.

„Wer brach in die Frieſenhöfe
Seewärts das Zwergenloch?
Erek, der Dänenkönig,
Zwang uns ins Sklavenjoch.

„Zehn Jahr bog ſich mein Rücken
Dem fremden Tyrannen im Nord.
Mich mahnt der niedere Balken
An Schmach und Brand und Mord.

„Nun wollen das Joch wir brechen
Mit Schultern breit und ſtark,
Aus freien Toren dich höhnen,
Erek von Dänemark!“

*) 2. Auflage 1907. Preis 1.50 M.

Der Posten naht. — Herr Aylert
Reckt sich im niedern Tor.
„Nun helfe dir Gott, Herr König,
Vom Tod, den ich dir schwor."

Hoch streckt der Stier den Nacken:
„Freiheit!" — Der Giebel birst —
„Freiheit! Wacht auf, Herr König!
Freiheit!" — Da bricht die First.

„Eala freya fresena!"
Und sterbend „Eala!"
Dann stürzt zu dem Dänenfürsten
Herr Aylert Harringa.

Ein Riesentotenfeuer
Steht bald der Hof in Brand.
Das leuchtet den harrenden Friesen
Und ruft die Dänen vom Strand.

„Eala!" grollt's im Süden,
Und „Erek!" braust's von Nord. —
Da lernten die Nordseewellen
Ihr Brüllen von Raub und Mord.

Bei Norden auf der Höhe
Liegt breit ein Stein im Sand,
Seit alters eine Kanzel
Hoch über Stadt und Land.

Hier, wo der Kampf die Wogen
Am tollsten türmt zuhauf,
Streckt flehend Bischof Rembert
Die Arme himmelauf:

„Ein Zeichen, Herr! Ein Zeichen,
Daß nicht mein Volk verdirbt!"
— Nur wilder schwillt das Toben,
Er taumelt, sinkt und stirbt.

Doch staunend sehn die Priester,
Als man den Leichnam rückt,
Von seinen Knien zwei Gruben
Dem Steinblock eingedrückt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie künden das Mirakel,
Und rasend wächst der Mut.
„Heil Harringa!“ ist Kampfruf,
Und Kampfgenoß die Flut. —

Und als die Sonne schaudernd
Dem fernsten Eiland naht,
Deckt zwanzigtausend Dänen
Ihr Mantel aus Goldbrokat.

Zehntausend schlug der Bauer;
Zehntausend fraß das Meer.
Nie fahren heim die Barken
Mit König Ereks Heer.

Eala freya fresena!
Wie man die Balken brach!
Drei Tag' und Nächte brannte
Auf Harringhof die Schmach.

Eala freya fresena!
Voll Trauer klangs und barsch:
Dreitausend freie Friesen
Barg tief die grüne Marsch.

Was andre sagen

Der Naturarzt. (Schriftleitung: Dr. med. Fr. Schönenberger und Oskar Mummert, Berlin) Jg. 41 Nr. 8.

Ein gutes Schwarzbrot — ein Haupterfordernis einer guten Ernährung. Von Dr. Kunert, Breslau.

„... So sehr sich auch Liebig .... in der Eiweißfrage geirrt hat, gegen die Entwertung des Getreides hat er sich schon vor vier Jahrzehnten gewendet; er sagte: „Kein einziges Nahrungsmittel wird so entwertet, wie gerade das Getreidekorn durch das moderne Mahlverfahren. Je weißer das Mehl, desto weniger Nährwert besitzt es. Ohne die Mitwirkung der Nährsalze werden die anderen Stoffe unverdaulich.“ .....

Für unser gesamtes Volk bedeutet aber die Verschwendung der wertvollen Eiweißstoffe der Getreidearten mindestens eine unerhörte wirtschaftliche Vergeudung insofern nämlich, als jenes weit billiger ist, als das tierische Eiweiß (Fleisch, Eier, Milch). Durch den Getreidebau kann von derselben Ackerfläche fast die vierfache Menge von Eiweiß gewonnen werden, als durch Futterbau und Fleischproduktion. Das heißt

mit anderen Worten: Deutschland könnte eine noch viel größere Volkszahl ernähren, wenn wir unseren Bedarf an Eiweiß wieder mehr aus dem Pflanzen- als aus dem Tierreich deckten.

Im Reichstage wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß weite Bevölkerungsschichten heute unterernährt sind. Das ist auch tatsächlich der Fall; aber nicht, weil das Volk, wie immer gesagt wird, kein oder zu wenig Fleisch ißt, sondern weil ihm kein genügend nahrhaftes an Eiweiß und Nährsalzen reiches Brot zur Verfügung steht. Auf dem Gehalt an Eiweiß und Nährsalzen beruht das rasche Sättigungsvermögen des Schwarzbrotes. Mit einem guten Schwarzbrot können wir den Eiweißbedarf unseres Körpers genau so gut decken, wie mit dem viel teureren Fleisch, wie auch Geh.-Rat Rubner neuerdings betont.

Rubner hat berechnet, daß dem deutschen Volke alljährlich 780 Millionen Mark erspart werden könnten, wenn die in der Kleie des Getreidekorns enthaltenen Nährstoffe unserem Organismus wieder direkt zugeführt würden, anstatt sie dem Vieh vorzusetzen und in Form von Fleisch in einem sehr ungünstigen Prozentsatz wieder zurückzuerhalten. Dazu kommen die Summen, die heute für sogenannte Stärkungsmittel ausgegeben werden. Denn erst die Nährsalzarmut unserer heutigen verfeinerten Nahrung hat unsere Industrie zur Herstellung von „Stärkungsmitteln" großgezüchtet, die uns ähnliche Stoffe, die wir uns in der Kleie törichterweise entgehen lassen (Pflanzeneiweiß und Nährsalze), als Nerven- und sonstige Stärkungsmittel — nur tausendfach verteuert — wieder anbietet. Unsere ganze Lebenshaltung würde sich hinsichtlich der Ernährung wieder beträchtlich verbilligen, wenn wir zu dem nahrhaften, rasch und nachhaltig sättigenden Schwarzbrot und den sonstigen kleberreichen Nahrungsmitteln zurückkehrten. Von solchen gehaltvollen Nahrungsmitteln kann man natürlich nicht die gleichen Quantitäten aufnehmen, wie von den „gehaltlosen", vorwiegend aus Stärkemehl bestehenden. Es genügen da recht geringe Mengen zu ausreichender Sättigung, wenn nicht Belästigungen seitens des Magen-Darmkanals die Folge sein sollen. Da wir dann auch erheblich weniger Fleisch, Butter, keinen Belag usw. brauchen, so müssen sich unsere Mahlzeiten wieder recht einfach gestalten, was eine erhebliche Ersparnis an Geld und aufzuwendender Arbeit bedeutet. Lange Diners mit so und so viel verschiedenartigen Speisen und ihren, die unnatürliche Entwicklung der Verdauungsorgane fördernden Folgen kann man sich bei solcher Kost natürlich nicht leisten. Selbstverständlich muß der Übergang zum Schwarzbrotgenuß, wie überhaupt zu den gehaltvolleren, kleberreichen Nahrungsmitteln allmählich vollzogen werden; namentlich Kinder und Frauen mit schlechten Gebissen und damit meist auch geschwächten Verdauungsorganen werden nur ganz allmählich überleiten, also z. B. wochenlang zunächst nur wenig Schwarzbrot zu dem vorläufig noch beibehaltenen Weißgebäck zu essen und dieses Quantum erst allmählich steigern dürfen.

Begonnen haben mit dem Genuß von Weißbrot und Weizengebäck die Städter, die Gutsherrschaften auf dem Lande, überhaupt die wohlhabenderen Bevölkerungsschichten mit ihrer oft geringen körperlichen Durcharbeitung; die übrige Bevölkerung folgte allmählich in dem Wahne, daß das Weißbrot und Weizengebäck etwas Besseres sein müsse, weil es die wohlhabenderen Familien genossen.

In ähnlicher Weise wird sich der Umschwung vollziehen müssen. Denn die einfachere Bevölkerung folgt immer erst dem Beispiel der führenden Schichten. So hat die Schwarzbrotbewegung schon jetzt in den gebildeten Kreisen gute Fortschritte zu verzeichnen, während sich die Arbeiterbevölkerung vorläufig noch ablehnend verhält. Die Landwirte z. B. sollten ihren Leuten schon im eigenen Interesse wieder ein gutes Schwarzbrot verabfolgen, anstatt ihnen Getreide zu liefern, das sie beim nächsten Bäcker gegen gehaltloses Feinmehl umtauschen. . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Mahnzeichen. An der Stelle, wo das Königreich Sachsen am weitesten nach Norden reicht, liegt eine für das ganze nordsächsische Tiefland merkwürdige Hügelgruppe, die sogenannte Hohburger Schweiz, zwischen den Städten Wurzen und Eilenburg. Merkwürdig deshalb, weil sie in gewisser Hinsicht der nordsächsischen Landschaft, die sonst arm an größeren Hügeln ist, das Gepräge mit gibt. Merkwürdig auch deshalb, weil diese nördliche Erhebung Sachsens vulkanischen Ursprungs ist. Dieser Hügelgruppe vorgelagert ist ein einzelner Porphyrkegel. Er steht wie auf vorgeschobenem Posten, wie ein Anführer, wie ein Wächter für die andern. In seiner ausgeprägten spitzen Kegelform war der Spitzberg ein Wahrzeichen der Landschaft weithin sichtbar, wie man auch von ihm aus, dem unbewaldeten Bruder der vielen mit Wald gekrönten Häupter, eine wundervolle Aussicht genoß auf die fruchtbare nordsächsische Ebene, auf die wiesen- und waldgrüne Muldenaue, auf die hinter ihm sich hinziehende Hügelkette.

Und heute, wo ich dies schreibe!

„Noch vor kaum einem Menschenalter hätten wohl die von der luftigen Höhe des Spitzberges in die weite Muldenebene hinabschauenden, von reiner Freude an der schönen Gottesnatur erfüllten Wanderer den Gedanken nicht in sich aufkommen lassen, daß der Berg mit seiner Felsmasse im Laufe einiger Jahrzehnte der langsamen aber steten Vernichtung durch Menschenhand anheimfallen könnte. Leider lehrt uns heute ein Blick nach dem nur noch als ein riesiger nasenförmiger Felsgrat aufragenden altehrwürdigen Naturdenkmale, daß ein baldiges vollständiges Verschwinden des Spitzberges für uns zur bedauerlichen, aber unumstößlichen Tatsache geworden ist." So schreibt ein Naturfreund im Wurzener Tageblatt*).

So ist dieser Berg, dieses Wahrzeichen der Gegend, dem Untergange geweiht. Ich habe diese Gegend lieb, wie meine Heimat, denn sie ist meine zweite Heimat geworden. Aber solange wie ich sie kenne, stand mir dort dieses gewaltige Mahnzeichen vor Augen. Ich habe immer und immer wieder bedauert, daß die Maschine dem Riesen zu Leibe ging, aber ohne etwas dagegen tun zu können, genau so wenig, wie viele andere Naturfreunde, die gleiche Gefühle bewegten.

Ich habe es sogar erlebt, daß die Tochter des Mannes, der Hand an dieses Naturdenkmal legte, sich rühmte, daß ihr Vater es gewesen, der den ersten Sprengschuß dort donnern ließ.

Dieser Berg ist für mich immer ein Mahnzeichen gewesen.

Sollte es in Deutschland nicht noch viele solche Mahnzeichen geben? Wer sucht, der wird wohl fast bei jedem Orte eines finden, wenn es auch vielleicht nicht so eindringlich redet, wie gerade dieses steinerne. Es mag sich jeder in seiner Heimat umsehen; mag sie vor seinem geistigen Auge vorüberziehen lassen, wie sie in seiner Jugend war; mag sich daran erinnern, was sie verloren hat. Da sind die alten Tortürme abgerissen, die Stadtmauer ist verschwunden, ein geschichtlich wertvolles Haus mußte einem nichtssagenden Warenhausneubau weichen, ein alter charakteristischer Baum wurde dem Verkehr als Opfer dargebracht, die Wildnis eines gemischten Waldes wurde kultiviert. So mag sich jeder die Beispiele suchen, die ihm naheliegen. Es sollte mich wundern, wenn er keine fände. Freilich, er wird dabei

*) Nr. 166, 80. Jahrgang, Sonntag, den 20. Juli 1913.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch merken, daß die Heimat damit manchen Reiz, ja vieles Liebe verloren hat. Und darunter gewiß manches, vielleicht auch vieles, was unwiederbringlich dahin ist.

Warum Heimatnatur und Heimatschönheit so viel einbüßt? Weil das Geschäft es verlangt. Im Interesse des Verkehrs, des Fortschritts, oder so ähnlich wird gesagt. Geschäft ist Geschäft. Und da, wo ein Geschäft gemacht werden kann, muß alles andere zurücktreten. Wir sind ja nicht umsonst ein „Handelsvolk" geworden. Freilich, ob die materiellen Werte, die eingehandelt werden, auch die Opfer wert sind, die gebracht werden. Es gibt ja — leider — genug Menschen, die meinen, Werte, die nicht materieller Art sind, seien überhaupt keine Werte. Darum schätzen sie Naturwerte und Heimatschönheit nach dem Geschäft ab und opfern sie, sobald Geld gemacht werden kann. Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein. Das Geschäft, das Erwerben materieller Güter macht nicht den reinen deutschen Menschen.

Was nützt es aber, wenn Viele trauern um die Werte, die dem schnöden Mammon geopfert wurden! Sie möchtens wohl gern ändern, aber sie könnens nicht. Freilich, eins können wir, diesen „smarten" Geschäftsgeist bekämpfen. Wir müssen versuchen, reinere Menschen zu erziehen, denen nicht das Geschäft um ein paar Dollars über alles andere geht. Aber wie lange wird es dauern, bis diese Erkenntnis auch praktische Ergebnisse zeitigt!

Soll bis dahin jeder, der zufällig im Besitz einer Naturschönheit ist, sie mißbrauchen oder entfernen oder vernichten dürfen? Vielleicht weil er ihr verständnislos gegenübersteht. Oder weil er einen großen materiellen Gewinn damit erzielen kann. Ist er berechtigt, sie Hunderten, Tausenden von Menschen, ja ganzen Geschlechtern zu rauben? Darf er der Gesamtheit einen solchen Schaden zufügen, daß er Werte dahingibt, die unwiederbringlich sind?

Gehören solche Werte nicht der Allgemeinheit? Die Allgemeinheit, das Volk, der Staat muß sie schützen. Es gibt ja Dinge, die sich wieder wenigstens teilweise ersetzen lassen, ein Baum, ein Haus, ein Wald. Wo es sich aber um Veränderungen der Bodenform, der ganzen Heimatlandschaft handelt, da ist das nicht möglich. Dürften solche Werte überhaupt von dem Willen eines einzelnen Besitzers abhängig sein?

So weist am Ende auch die Frage des Heimatschutzes auf eine Reform des Bodenrechtes.

Wir müssen als Deutsche ein Interesse daran haben, daß die deutsche Heimat auch wirklich deutsche Heimat bleibt, die deutsche Heimat, die unser Volk gebildet und erzogen hat. Nur dann, wenn wir das starke Natur- und Heimatgefühl, was im Deutschen lebt, immer wieder auch durch die Heimatschönheit und -eigenart nähren können, werden wir Deutsche bleiben. Die deutsche Heimat aber kann in ihren idealen Werten nur erhalten werden, wenn die Bodenfrage von Staats wegen eine Lösung erfährt, die den Einzelnen der Gesamtheit unterordnet, so daß Werte, die für die Gesamtheit etwas bedeuten, vom Einzelnen nicht zerstört werden dürfen, und wäre der Gewinn für ihn auch noch so groß.

Die Mahnzeichen, die überall in deutschen Landen zu uns sprechen, sollen uns immer wieder dazu anspornen, dafür zu arbeiten, daß der deutsche Heimatboden als Geschäfts- und Spekulationsobjekt ausgeschaltet wird.

Walther Kluge.

Das Königin-Luise-Haus. Ein großes alkoholfreies Erfrischungsheim ist am 18. September am Fuße des Leipziger Völkerschlachtdenkmals eröffnet worden. Ein stattliches, geschmackvoll eingerichtetes Haus, in dem gewiß Viele, die das imposante Denkmal besichtigen, Einkehr halten werden. Ein neues alkoholfreies Gasthaus — wäre es nichts anderes als eben das, als ein neues neben den so vielen, die im Laufe des letzten Jahrzehnts in Deutschland entstanden sind, so würde im Vortrupp schwerlich ein Wort darüber zu sagen sein. Die Freunde

der Nüchternheitsbestrebungen begrüßen keineswegs jedes alkoholfreie Wirtshaus mit besonderer Freude. Manches dieser Gasthäuser sähen sie je eher je lieber verschwinden. Es hängt eben Alles davon ab, von wem ein solches alkoholfreies Erfrischungshaus errichtet wird, und wer den Betrieb leitet und beaufsichtigt.

Das neue Leipziger Erfrischungsheim — das Königin-Luise-Haus — darf aber als etwas Besonderes in seiner Art, als etwas sehr Erfreuliches angesprochen werden. Bauherr und Eigentümer des Hauses ist der Deutsche Bund abstinenter Frauen. Er wird auch den Wirtschaftsbetrieb des Hauses beaufsichtigen. Bisher hatte sich dieser Bund auf die sonst in Alkoholgegnerkreisen übliche Werbearbeit beschränkt. Jetzt hat er sich zum ersten Male mit einem großen Werk an die Öffentlichkeit gewagt. Als die im Kampfe gegen den Alkoholismus stehenden deutschen Frauen sich vor die Frage gestellt sahen, wie sie die vaterländische Hundertjahrfeier begehen wollten, da bekannten sie sich zu dem vornehmen Grundsatze, daß Erinnerungsfeiern weniger zu Worten als zu Taten verpflichten. So entstand der Plan, zur hundertjährigen Wiederkehr der Völkerschlachttage an der historischen Stätte, die aller Voraussicht nach dauernd von starkem Fremdenverkehr belebt sein wird, mit einer Arbeit zu beginnen, die in zweckmäßiger Weise den Alkoholtrinksitten entgegenwirken soll. Einer der leitenden Gedanken dabei war: besonders der deutschen Jugend, die in großer Zahl zum Denkmal pilgern wird, eine vorbildliche, freundliche Stätte zu leiblicher Erholung zu bieten.

Der Plan fand in vielen Kreisen Freunde, und es flossen dem abstinenten Frauenbunde so reiche Mittel zu, daß bald mit dem Hausbau begonnen werden konnte. Das Haus wurde nach den Zeichnungen der Dresdener Architekte Lossow und Kühne, die ihre Kraft unentgeltlich in den Dienst der guten Sache stellten, in der Mitte eines etwa 2800 Quadratmeter großen Platzes gebaut. Es enthält große behagliche Räume und ist imstande, alle Anforderungen zu erfüllen, die man an ein neuzeitliches alkoholfreies Gasthaus stellen darf. Jetzt in den Tagen der Jahrhundertfeier wird es den Betriebsleiterinnen gewiß nicht an Gelegenheit fehlen, das zu beweisen.

Wenn dieses neue Haus jeden seiner Besucher anregt, nicht nur über den Wert alkoholfreier Erholung eine Weile nachzudenken, sondern vor allem auch den gewaltigen Schäden, die der Alkoholismus unserem Volke zufügt, seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, dann erfüllt es im besten Sinne des Wortes seinen Zweck. Wir wünschen dem neuen Unternehmen der abstinenten Frauen dauernde Erfolge.

Vortrupp.

Die Siebenbürger Sachsen und der Gustav-Adolf-Verein. In Nr. 15 des „Vortrupp" ist geschrieben worden, daß die Siebenbürger Sachsen „Schutz und Förderung nicht von außen erwarten, wiewohl gesagt werden muß, daß sie doch sehr vonnöten wären, um den allzuschweren Daseinskampf doch etwas zu erleichtern." Das war vom Volksganzen als Charakterzug hingestellt worden. Es war nicht die Absicht und Aufgabe des Verfassers, in jenem Zusammenhange von Zuwendungen zu sprechen, die man den Siebenbürger Sachsen tatsächlich gemacht hat. Es sei aber nachträglich noch bemerkt, daß aus dem Deutschen Reich namhafte Spenden an einzelne gefährdete Gemeinden geleitet werden. Ganz besonders sei darauf hingewiesen, daß der evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung durch seinen Zentralvorstand (Sitz Leipzig) seit dem Jahre 1832 bis zur Gegenwart in höchst dankenswerter Weise seine Fürsorge den Siebenbürger Sachsen zugewendet hat. Er hat bis zum Jahre 1911 von den 283 Gemeinden der Sachsen im ganzen 167 Gemeinden mit der bedeutenden Summe von 1,094,707 Mk. 27 Pf. und im Jahre 1911 allein 73 Gemeinden mit 43,006 Mk. 82 Pf. unterstützt. Das ist eine so bedeutende Hilfe zur Erhaltung sächsischen Volkstums, daß sie wohl allgemeine Beachtung und Anerkennung verdient. W. M.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 21 1. November 1913

Das Lügengewebe.

Um den 8. Oktober herum begann durch einen Teil der Tagespresse ein Artikel zu laufen, der meist die Überschrift trug „Warnung vor dem Freideutschen Jugendtage". Der Inhalt bestand im Wesentlichen in Angriffen auf den „Vortrupp".

Nach und nach hat dieser Artikel eine Anzahl Ableger getrieben, deren entwickelteste den Lesern das Märchen erzählten, im „Vortrupp" (oder in seiner Kinderbeilage) habe ein Aufsatz gestanden, worin der Patriotismus als etwas Unmoralisches gekennzeichnet worden sei. Wie unsre Leser wissen, ist diese letztere Behauptung (deren sich unter andern die „Kieler Neuesten Nachrichten" vom 14. Oktober und die „Staatsbürger-Zeitung" vom gleichen Tage schuldig gemacht haben, ferner die „Hamburger Nachrichten" und die „Leipziger Neuesten Nachrichten") schlankweg erfunden.*) Und wie unsre Leser weiter wissen, ist die ganze Arbeit des „Vortrupp" ein einziger großer Dienst für das Vaterland.

Aber auch um den ursprünglichen Artikel steht es nicht besser. Er stammt aus einer sehr bekannten Zeitungskorrespondenz, deren betreffende Nummer in unserm Besitze ist. Der wichtigste Teil dieses Artikels besteht aus Zitaten aus dem „Vortrupp", die von dem Verfasser des Artikels bewußt gefälscht sind, im Übrigen enthält dieser Artikel Sinnlosigkeiten.

Alle Einzelheiten über dieses Lügengewebe werden wir in unsrer nächsten Nummer vom 15. November geben. Unser ursprünglicher Plan, sie schon in dieser Nummer zu bringen, war nicht ausführbar, weil das vorliegende Material zu groß ist, um es bis zum Drucktage dieser Nummer zu bearbeiten.

Wir bitten aber unsre Leser, besonders die Vortruppgruppen, alles vorzubereiten, damit der Inhalt unsres Aufsatzes vom 15. November sofort einer möglichst weiten Öffentlichkeit bekannt ge-

*) Die „Kieler Neuesten Nachrichten" haben es für ein Gebot vornehmer Gesinnung erachtet, sofort zu widerrufen. Der Verfasser.

macht werden kann. Sie werden dabei sicher auf die Hülfe aller anständig denkenden Redakteure ohne Unterschied der Parteirichtung rechnen können. Denn es handelt sich hier nicht nur um Interessen des „Vortrupp", sondern ganz allgemein um die Ehrlichkeit im öffentlichen Leben, die durch solche Treibereien auf das Schwerste gefährdet wird. Ferdinand Avenarius hat auf dem Hohen Meißner bekanntlich gesagt, noch nie sei die Lüge, die ganz gemeine, gewissenlose, Lüge, als Kampfmittel im öffentlichen Leben so verbreitet gewesen, wie in unsrer Zeit. Nun, was hier vorliegt, ist einer der schlimmsten Fälle dieser Art.

Die gleiche Bitte richten wir auch an die Mitglieder der andern Verbände, die am Freideutschen Jugendtage teilgenommen haben; ganz besonders auch an die vielen hervorragenden Führer des „Wandervogel, e. V.", die zugegen waren, und die einen kräftigen Beschluß gegen diesen Betrug gefaßt haben, einen Betrug, dem auch ihre Bundesleitung zum Opfer gefallen ist. Wir haben uns dort oben gelobt, daß wir alle für einen stehen wollen. Die Gelegenheit dazu ist nun erfreulicherweise schon da.

Für die Fälschung der Zitate aus dem „Vortrupp" sind anscheinend Personen verantwortlich oder mitverantwortlich, die den militärischen Ehrengerichten unterstehen. Sollte sich das bestätigen, so wird gegen diese Personen sofort Anzeige bei ihren militärischen Ehrenräten erfolgen. Jede Schonung derartiger Schädlinge wäre unverzeihliche Schwäche. Und so bedauerlich es ist, daß man zu solcher Waffe greifen muß: die Menschenklasse, gegen die sich diese Waffe jetzt in der Notwehr richten soll, hat sich ihrerseits ja nie gescheut, sie angriffsweise anzuwenden.

* * *

Nicht weiter zu beschäftigen brauchen wir uns dagegen mit den Anwürfen einiger Burschen, die behaupteten, im Namen des „Reichshammerbundes" zu handeln, als sie die Umgegend des „Hohen Meißner" mit Flugblättern gegen den „Vortrupp" überschwemmten. Die Haupttheldentat dieser Gesellen bestand ja darin, daß sie in diesen Flugblättern eine tapfere deutsche Frau beschimpften. Sich uns Auge in Auge zu stellen, waren sie zu feig. Ihr undeutsches Wesen (über das mir insbesondere auch der Vertreter des Deutschnationalen Österreichischen Wandervogels und ein Mitglied des „Vereins Deutscher Studenten" ihre tiefste Ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rüstung ausgesprochen haben) ist auf dem Hohen Meißner unter einem Berge von Verachtung der deutschen Jugend begraben worden. — Wie ich schon auf dem Hohen Meißner hervorhob, glauben wir nicht, daß der Führer des Reichshammerbundes, Herr Theodor Fritsch, für diese Gemeinheiten verantwortlich ist. Denn ihn kennen wir als einen Ehrenmann.

Hermann Popert.

Das Saatfeld.

Auf Bergeshöhen, in Wind und Sonne liegt ein Feld. Die Pflugschar hat hindurchgeschnitten; nun geht der Sämann mit gleichmäßigem, gemessenem Schritt darüber hin und wirft mit sachtem Schwung den Samen aus. Er hat gute Saat in seinem Tuche, und goldig schimmernd fällt sie, ein heiliger Regen, in der Erde warmdampfenden Mutterschoß.

Dann kommt der Wind und trägt auf seinen Schwingen anderen Samen — Unkrautsamen. Wohl fällt auch der in die Furchen, aber das junge Korn sproßt dicht und kräftig hervor und erstickt das Schlechte. Und wenn es dann der Reife naht und das ganze Feld behauptet und mit Segen erfüllt, dann ist es duldsam und läßt dem Acker bescheidenen Raum, sich mit Mohn und Kornblumen, Raden und Nelken zu schmücken. Haben die doch auch ein Recht zum Dasein auf dem durch treue Arbeit geweihten Grund, ob sie auch nicht nähren noch nützen, weil sie Freude schaffen.

Ein Kornfeld wollen wir, darauf uns aus gesunder Saat das Brot heranwächst, nicht aber ein wucherndes Blumenbeet, noch weniger eine öde Stätte, wo geiles Unkraut aufschießt, oder der dürre Boden unbefruchtet darbt.

* * *

Auf hoher Bergeskuppe sah ich deutsche Jugend, von der Sonne gebräunt, vom Winde geküßt, von Nebel und Regensturm gehärtet und gestählt. Durch junge Seelen pflügte das scharfe Wort, in die aufgetane, empfängliche Tiefe warmer Herzen sank von der Hand der Liebe gestreute Saat. Aufgehen wird sie und Frucht tragen. Das walte Gott!

Da stand die freideutsche Jugend spähenden Blickes und mit starker Hand, sah deutsches Zukunftsland vor sich, — öde noch und unbestellt, — und griff selbst zum Pfluge und zur Egge und zur Saat und schwur: „Dem Unkraut soll der Acker nicht gehören!"

Verschieden ist der Plan, verschieden die Saat. Der Eine denkt an heranwachsende darbende Geschlechter, stößt den Pflug kunstlos ins Feld und bringt Körnersaat für das tägliche, derbe Brot. Ein Anderer sieht die Sehnsucht nach dem Schönen in Augen, die des Anblicks rauchgeschwärzter Mauern müde sind, und folgt dem Ersten lächelnd, die bescheidene Saat farbenschöner Blumen im Täschchen. Und der Dritte erkennt mit scharfem Blick heimlich fortfressendes Giftgewächs in der fruchtbaren Scholle, und mit einer Zornesfalte in der Stirn folgt er langsameren Schrittes und mit forschendem Auge und reißt es heraus mit all seinem heimlich verschlungenen, verfilzten Wurzelwerk. Mit blitzender Axt naht ein Kräftiger, macht sich unbesorgt heran an alte Baumriesen, die mit dem Schatten ihrer weitverzweigten, finsteren Kronen voll unheilvoller Früchte ringsum dem Boden Licht und Luft nehmen, daß er wüst liegt und staubig oder durchfeucht und faul. Eisenhart sind die mächtigen Stämme, zäh und knorrig die Äste, aber der Starke, der die Axt gegen sie schwingt, läßt es sich nicht anfechten, daß sein erster, klingender Streich an der Rinde des Riesen kaum eine Spur läßt. Er weiß, der fröhliche Blitz der geschwungenen Schneide wird Kameraden herbeilocken zu gleichem Tun. Er weiß, der Tag wird kommen, an dem der fluchbeladene Giftbaum niederkracht. Ihn kümmert nicht die Frage, ob er ihn erlebt. Ihm genügt die Hoffnung, daß der Feind einst gefällt sein wird und das Licht ungehemmt hereinbrechen wird in die Nacht.

* * *

Auf dem Hohen Meißner, unweit von Kassel, fand vom 10. bis 12. Oktober der erste freideutsche Jugendtag statt. Auf weiter Wiese, von Wald umrahmt, entrollte sich ein farbiges Bild voll Schönheit und Leben, eine würdige und frohe Feier zur Erinnerung an die Heldenzeit vor hundert Jahren.

Bei Eugen Diederichs in Jena erschien die umfangreiche Festschrift. In ihr zeichnen die beteiligten Verbände in scharfumrissenen Bildern ihre Eigenart, und Freunde der Jugend nahmen das Wort zu Ansporn und Mahnung. Im Vorwort des Herausgebers steht ein Satz, dessen Wahrheit der Verlauf der Tagung bestätigt hat:

„Was wir heute tun können, ist nur Vorarbeit für das, was wir als reife Menschen leisten wollen."

So stand schon gleich an der Schwelle der Tagung die ernste Frage: Was will die freideutsche Jugend tun, wenn sie zur Mannesstärke herangereift ist? Und an dieser Frage, die immer wieder gebieterisch Antwort heischte, kamen wir alle nicht vorbei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am Vorabend des Festes, auf dem Hanstein war es, daß Wyneken, der Begründer der freien Schulgemeinde Wickersdorf, der versammelten Jugend den Rat gab, „ihren Instinkten zu leben", wo in der ersten Ansprache nur die Arbeit der Jugend an sich selbst gefordert wurde, doch auf dem Hanstein war es auch, daß Paasche, losbrechend wie ein Sturm nach langer Schwüle, die Jugend zu jauchzendem Heilruf hinriß, als er sie zur Tat aufrief, als er ihr ein Ziel gab, — das alles umfassende Ziel: eine tötliche Gefahr zu werden für alles Schlechte, Schädliche, und mit diesem Ziel zugleich ein untrügliches Erkennungszeichen und Unterscheidungsmerkmal.

Droben im alten, langsam zerfallenden und nun auf einmal von stärkstem Leben fast gefahrdrohend überfüllten Saal zeigte Popert auch den Weg: „Wir wollen nicht die Freiheit der Bodenwucherer, Pornographen und anderer Volksfreibeuter, wir wollen die deutsche Freiheit Fontanes, die Freiheit, die nicht gedacht werden kann ohne festes Gesetz und festen Befehl."

In der gleichen Ansprache wies er auch mit einer Entrüstung, die ringsum geteilt wurde, die Verdächtigungen gegen den „Vortrupp" und den ganzen freideutschen Jugendtag zurück:

> „Die Warnung vor dem freideutschen Jugendtage, die der Korrespondenz des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie entnommen, in einen großen Teil der Presse gelangte, ist in den entscheidenden Punkten nachweisbar unwahr. Sorgen Sie dafür, daß es an das Ohr des Kaisers dringt, wie ein Verein, der sich national nennt, die freideutsche Jugend verdächtigt, wenn sie für Ziele des Kaisers eintritt."

Und dann sank der Abend nieder auf den verträumten Hof zwischen den Trümmern der doch noch trotzig ragenden Mauerreste, und zu Hunderten aufwärts gerichteter, junger Gesichter sprach aus einem Fenster des Saales Avenarius in die Dämmerung hinab und schloß den Kreis, zeigte der Jugend, wie sie sich erziehen müsse zur inneren Wahrhaftigkeit und dann darüber hinaus zu bewußtem Verantwortungsgefühl gegen das deutsche Volk und die deutsche Zukunft. Wir, die wir es gehört haben, werden es nie vergessen. Die gütige und klare Stimme, die den ganzen Burghof erfüllte, griff uns allen unmittelbar ans Herz, das sich der Botschaft voll einender Weisheit, die sie trug, willig öffnete. Das war gesegnete Saat.

Es zeigte sich immer wieder, ward die versammelte Jugend ohne Wege, Ziele und Aufgaben, ohne feste Verpflichtung gegen die Zukunft auf sich selbst gewiesen als den einzigen Gegenstand ihrer Arbeit, so war das Echo schwach. Warb aber die Not unsres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volkes aus ergriffener Menschenrede, — ich denke an den Vertreter des Siedlerbundes, der abstinenten Wanderscharen, des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, u. a. — um ihr Aufmerken für jetzt und ihre künftige Hilfsbereitschaft, den ernsten Willen, die Mitverantwortung zu tragen, wo Hilfe so dringend, so gebieterisch erforderlich ist, so riß es die jungen Menschen zu freudigster Zustimmung hin. Und wahrlich, wir teilen nicht Wynekens Erschrecken, noch seinen Zweifel am Adel der heutigen Jugend*), weil sie aufstürmte, als Paasche sie zum Löschen der Feuersbrunst rief, die heute durch das deutsche Vaterland dahinfegt und hinter sich nur Asche läßt, vernichtetes Glück, ausgebrannte Herzen und die Schlacken unnütz verloderter Kraft.

Wir legen auch vor allen Dingen einen starken Ton auf unser Deutschtum. Teuer ist uns das Vaterland wie sonst nichts auf Erden. Wir hören seinen Ruf schon heute, wir warten mit unsrer Opferwilligkeit nicht auf den Tag der Schlacht, — für das Vaterland zum Tode bereit zu sein, ist für freideutsche Jugend so selbstverständlich — wir opfern ihm schon heute, ohne es als Opfer zu empfinden, jeden schädlichen Genuß, bringen uns ihm schon heute willig dar in bewußter Erhaltung unserer Kraft für die Zukunft. Wer das nicht will oder kann, wer auf sich allein sieht statt aufs Ganze, auf die Jugend als solche, ohne sie hineinzustellen in den großen, verantwortungsvollen Zusammenhang mit den kommenden Geschlechtern unseres Volkes, der mag sehr jung sein, aber er ist weder frei noch deutsch.

Bereit sind wir auch, aus vollem Herzen und nach dem ganzen Maße unserer Kraft dem schwerringenden Deutschtum in Österreich, von dem Professor Keil aus Wien uns so beredte Kunde brachte, in Brudertreue zur Seite zu stehen. Auch in dieser Bresche steht schon der „Vortrupp" als Schildhalter.

Von echter Vaterlandsliebe getragen war die Ansprache des Unterrichtsleiters vom Landschulheim am Solling, Lehmann, am Morgen des ersten Festtages auf dem Hohen Meißner, als die Verhandlungen fortgesetzt wurden. Er wies auf den gemeinsamen Feind hin, der nicht mehr wie vor hundert Jahren der Korse ist, sondern der deutsche Philister. „Gegen ihn hat sich", so betonte er, „die freideutsche Jugend verschworen." Und wir fügen hinzu:

---

*) Wir stehen überhaupt auf manchem Gebiet in merklichem Gegensatz zu Wyneken und seinen Anhängern. Das hinderte indessen nicht, daß am Schlusse der Tagung Popert und Paasche sich mit ihm in herzlicher Hochachtung die Hand schüttelten. Auch war es gerade Popert, der dem Gegner beisprang und ihn persönlich deckte, als er einmal ungerecht angegriffen wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch nichts kann sie ihre Deutschheit und Freiheit besser beweisen. Wir wollen den Patriotismus nicht, der in jedem Volksfremden den Feind an sich sieht, wir wollen die Vaterlandsliebe, die jeden Schädling ausstößt, und wenn er auch seine Zugehörigkeit zum deutschen Reich und zur germanischen Rasse mit Stammbaum und Wappenschild, Papieren und Urkunden noch so unbestreitbar nachzuweisen vermag. Kurz gesagt: Wir wollen ein aufbauendes Streben zu gesundem Germanentum im Sinne Harringas.

In diesem Sinne war es uns hoch erfreulich, daß auch nichtabstinente Studenten uns erklärten, sie sähen in Männern wie der Rektor Stampe in Greifswald das Urbild des Feindes allen Deutschtums. In Zukunft wird sich die gesamte freideutsche Jugend vor jeden Kameraden stellen, der den Zorn solcher Rückständigen durch mannhaftes Handeln aus Gewissenspflicht auf sich herabruft. Mag man dann ruhig versuchen, das tapfere Streben nach gesunderen, nüchternen Sitten und edleren Festen mit dem formalen Recht zu knebeln, wir werden es nicht dulden, daß irgendwer den deutschen Namen dem Ausland wieder einmal zum Belächeln preisgibt. Es wächst viel Gesundes im Saatfeld der deutschen Jugend, wir wollen nicht die plumpe Faust rückständiger Gewalthaber darüberkommen lassen. Es soll wachsen und nicht verwüstet werden vor der Reife.

Als wiederum die Sonne sank, da verließ die Jugend Wettkämpfe und Tänze, die im Lauf des Nachmittages ein schönes, frohes, gewänderbuntes Bild an das andere gereiht hatten, verließ Zelte und Kochstellen und scharte sich in einem weiten malerischen Rund unter alten Bäumen an der Böschung des Wiesenweges. Und von der Höhe der Böschung herab sprach Traub zu den jungen Menschen zu seinen Füßen. Hingerissen von dem Bilde der Lagernden, das sich ihm vor dem dämmernden Abendhimmel auf dem weiten, baumumhegten Anger bot, sprach er zu ihnen Worte der Liebe und Mahnung wie aus dem Augenblick geboren, führte sie von den Schlachtfeldern der ruhmbekränzten deutschen Vergangenheit in eine glänzend aufsteigende deutsche Zukunft. Am Abend sprach er für den Morgen, mahnte die lauschenden Knaben und Mädchen, die Jünglinge und Jungfrauen, Körper und Seele rein und stark zu erhalten, Lichtträger zu werden, Freundschaft zu halten, ihrem Selbst treu zu bleiben. Und die junge Saat zu seinen Füßen reckte sich höher und freudiger ihrer Reife entgegen.

Dann Fackelglanz und loderndes Feuer und eine markige, junge Männerstimme und aufbrausender Gesang. So endete der erste Tag.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als seine Frucht blieb der feste Wille zur Einigkeit der in dem folgenden Beschluß beredten Ausdruck fand:

„Die freideutsche Jugend will in eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Zur gegenseitigen Verständigung werden freideutsche Jugendtage abgehalten.

Gekrönt ward das Werk der Einigung durch folgendes, kräftig praktisches Bekenntnis zu sozialer Hygiene:

Der am 11. und 12. Oktober auf dem Hohen Meißner tagende Freideutsche Jugendtag hat beschlossen: „Alle gemeinschaftlichen Veranstaltungen der freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei."

Ferner wurde eine Arbeitsstätte zur Erledigung des Verkehrs zwischen den 19 vertretenen Verbänden aus dem Reich, Österreich und der Schweiz ins Leben gerufen und Geldmittel zur gegenseitigen Unterstützung zur Verfügung gestellt. Die Verwaltung übernahm die deutsch-akademische Freischar München unter Heranziehung von Mitarbeitern der anderen Verbände.

Den zweiten Tag hüllte Nebel ein, aber auch durch den Nebel schlang sich der Reigen festlich gewandeter Jugend, klangen Gesang und frohe Stimmen. Noch einmal sprach Avenarius und fand köstliche Worte voll von der Weisheit und Heiterkeit des reifen, kampferprobten Alters, das sich die innere Jugend bewahrte, die Fähigkeit des Mitgehens, den Blick in die Zukunft. Und in diesem hoffnungs- und sorgenvollen Ausblick in die Zukunft trafen sich wieder „Kunstwart" und „Vortrupp", die ihrem Wesen getreu das Gute und Schöne nicht nur schützen und bewahren, sondern auch weitertragen wollen mit reinen Händen in die Zukunft hinein.

* * *

Das Fest ist vorüber, die Reden verklungen. Die Jugend, die sich auf Bergeshöhen traf, hat sich wieder in alle deutschen Lande zerstreut, Acker und Saat zugleich. In ihre Seele fiel manch gutes Korn, das zur Reife kommen wird trotz aller Dornen und Raben, und sie selbst sind Zukunftssaat für den weiten Acker des Vaterlandes.

Nichts deutet so in die Zukunft als unser jetzt heranwachsendes Geschlecht, das ihr gehört und in ihr seine Erfüllung finden soll, seine Arbeit und seine Last an Mitleiden und Verantwortung. Die mit der freideutschen Jugend heranwachsenden armen Unfreien werden an all ihren Wegen stehen, Hilfe und Liebe heischend, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wer von den Bevorzugten nicht die Mitverantwortung für sie tragen will, wird die Mitschuld an ihrer Not und Sünde tragen.

Darum soll die freideutsche Jugend an sich selber arbeiten, damit sie eine Gefahr wird für das Schlechte und Kranke in der deutschen Zukunft.

Melanie Ebhardt.

Es geht also doch!

Zur Gründung der Dürer-Genossenschaft.

Am Baume des Dürerbundes ist neuestens ein Reis entsprossen, dessen Bildung dem Kenner Köstliches für die Zukunft verspricht. Es trägt keinen poetischen Namen, sondern einen, der das Bild des strudelnden Kreisebildens der arbeitenden Menschheit von heute vors geistige Auge ruft: „Dürer-Genossenschaft". Aber es ist eine Genossenschaft, zu der sich Menschen aus verschiedenen Lagern die Hände reichen, um einen Acker einzufrieden, auf dem das Beste gedeihen soll, das nicht zu verlieren unterm Druck aller gottgewollten Abhängigkeiten der Besten von heute inbrünstiges Gebet ist: die Freiheit, Freude an unsrer Arbeit selbst haben, mit ihr das Beste schaffen zu dürfen, das wir können, und nicht in dumpfer Bescheidung nachgeben zu müssen, wenn Götze Mammon seine eherne Tafel errichtet: „Willst du Erfolg haben, so sei in allem mittelmäßig, schütte über die Welt Mittelmäßiges und Schlechtes, aber in Massen, und denke nicht an die Würde und Lust der Arbeit, sondern daran, daß viel Geld dir viel Räusche erkauft, mit denen du dich über das verlorene Arbeitsparadies hinwegbetäuben kannst." Die Dürer-Genossenschaft ist ein erster Spatenstich am Bau des Weges, der beide, Erzeuger und Verbraucher, und natürlich auch den vermittelnden Händler, von dem Fluche der schlechten Massenarbeit befreien soll. Darum geht sie aber auch alle an, und alle müssen, soll das Unternehmen gedeihen, davon wissen und es richtig verstehen.

Als vor Jahresfrist der Dürerbund seine „Vertriebsstelle für Qualitätsarbeit" in Hellerau bei Dresden eröffnete, die eine Vermittlung zwischen dem Hersteller und dem Begehrer von gutem Hausrat aller Art sein wollte, da sagte sich wohl mancher Zweifler: so einsam klein, wie es da angefangen wird und werden muß, geht's nicht — und das notwendige Größerwerden auf dem Wege friedlich-fruchtbarer Zusammenarbeit mit den Kreisen der Händler und Fabrikanten — daraus wird erst recht nichts werden! Der Feind, gegen den es hier geht, ist ja kein geringerer, als jenes „Hausrecht" der Geldwelt, das sie nicht nur auf ihrem eigenen geschäftlichen Gebiete, sondern auch auf dem unserer geistigen Volksbeeinflussung beansprucht. Sie wird niemandem erlauben, ihr da dreinzureden, und nur ein Gegner könnte diesem Kapital furchtbar

werden: noch mehr Kapital. Bis sich aber geistige Gesundungs-Bestrebungen und Geldübermacht zusammenfinden, da kann manches Wasser durch die Jahrhunderte fließen — wenn überhaupt diese beiden je ein Bündnis suchen können. So dürfte wohl Zeit, Mühe und Aufwand mit diesem Versuche verloren sein, und man konnte gar von einem Mißerfolg eine Schwächung des Dürerbundgedankens überhaupt befürchten.

Nun aber ist's doch gegangen. Dem Mutigen gehörte auch hier die Welt, und jener kleinkleine Anfang hat einen noch viel fröhlichern Erfolg gehabt als nur „Erfolg": er hat uns das Schauspiel verschafft, den Geist der Tüchtigkeit und des guten Wollens in den Kreisen selber auftauchen zu lassen, die wir uns gewöhnlich (besonders infolge ihrer eigenen Berufssprechweise) als förmlich eisern von Nur-Geschäftsrücksichten umklammert vorstellen: in den Kreisen der Händlerschaft. Das Eis der Unnahbarkeit, das in gewissen andern Berufskreisen noch unschmelzbar scheint, hier ist es aufgetaut, und das Ergebnis ist fröhliche Botschaft, emsiges gemeinsames Vorwärtsarbeiten Aller.

Es sind zunächst — und zwar in solcher Zahl, daß sie eine wirtschaftliche Macht darstellen — Spezialgeschäfte aus den Gebieten des Handels mit Glas, Porzellan, Majolika, Steingut usw., Gold und Silber, Messing, Kupfer, Eisen und Stahl, Aluminium, Haus- und Küchengeräten, Beleuchtungsgegenständen, Lederwaren und „Luxuswaren" in der Genossenschaft vertreten; mit den Fachverbänden zweier weiterer Geschäftszweige schweben noch Verhandlungen. Diese „Dürergenossenschaft" steht im Kartellvertrag mit der erwähnten „Gemeinnützigen Vertriebstelle", dem „Dürerbunde", dem „Deutschen Werkbunde" und dem „Münchner Bund". Diese Bünde ernennen — das ist zunächst die wichtigste Arbeit, die sie planen — Prüfungsausschüsse, die die gesamte deutsche Erzeugung auf gewerblichem Gebiete auf die besten Waren hin durchprüfen. Diese werden dann durch eine Marke kenntlich gemacht, und so in allen der Genossenschaft angegliederten Geschäften geführt. Die Dürergenossenschaft verbreitet zu ihrer Empfehlung einen illustrierten Katalog.

Die Ausschüsse, denen die Auswahl der Waren obliegt, werden in jedem Falle nur von Männern und Frauen gebildet, die geschäftlich nicht interessiert sind, und unter ihnen hat die Händlerschaft die Stimmenmehrheit den geschäftlich unbeteiligten Bünden überlassen. So ist also auch der Befürchtung, daß sich unsachliche Gesichtspunkte einmengen könnten, von vornherein der Boden entzogen. Andrerseits werden zweifelhafte Fälle durch einen Beirat (beratenden Ausschuß) entscheiden, dessen Namen zu wissen gut ist: Ferdinand Avenarius, Peter Behrens, Margarethe von Brauchitsch, Theodor Fischer, O. F. Gußmann, Joseph Hoffmann, Gertrud

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kleinhempel, Hermann Muthesius, Adelbert Niemeyer, Bruno Paul, Hans Poelzig, Richard Riemerschmid, Alfred Roller.

Aus dem so angelegten Unternehmen sieht man aber bereits ein neues Keimen, das sich zu den wertvollsten dauernden Leistungen des Dürerbundes entwickeln kann. Der geplante Katalog soll sich — ähnlich wie der Bücher-Weihnachtskatalog zu dem nützlichen und zukunftsreichen „Literarischen Ratgeber" — zu einem Führer durch die Höhenleistungen des deutschen Kunstgewerbes, einem „Deutschen Warenbuch" herausbilden.

Die neue Dürergenossenschaft hat ihr Arbeitsgebiet von vornherein auf sogenannte „Stapelware" beschränkt, d. h. gewerbliche Erzeugnisse, die, in „Massen" gemacht, dem allgemeinen notwendigen Gebrauch in Haus und Leben dienen, der Haus- und Kleidungskultur. Gegenstände dieser Art wird man also künftig in gutgeleiteten Geschäften durch eine Dürerbundesmarke ausgezeichnet finden, die bedeutet: wenn es dir, Käufer, angenehm ist, eine wählende Vorarbeit dir durch vertrauenswürdige Geister bereits abgenommen zu sehen, so kannst du deine, oft unter dem Drange der Zeit stehende eigne Käuferarbeit dadurch erleichtern, daß du von den so dargebotenen Waren das dir Zusagende nimmst. Du gehst dann sicher, daß du etwas bekommst, dessen Äußeres mindestens nicht „unter Null" ist, aber auch etwas, dem berufene Leute sozusagen in Herz und Nieren gesehen haben. „Geschmackvoll" ist nach unserm Denken nur, was auch in seiner Art „echt", d. h. auch in Stoff und Arbeit gut und zweckerfüllend ist. Hast du, Käufer, aber Zeit, so tut vielleicht die Dürerbundesmarke mehr: sie erweckt deinen „Oppositionsgeist", sie veranlaßt dich zu fragen: Warum? Ich möchte doch wissen, warum dies so besonders schön und gut sein soll! Solches Fragen und Sich-selber-Antwort-Geben ist gerade das, was die Dürergenossenschaft sich als schönsten Lohn ersehnt.

Denn nicht Zensuren auszuteilen oder irgend welche neue Schönheitsschablonen aufzustellen, ist Absicht und Möglichkeit der neuen „Organisation der Bildung". Avenarius hat über Fragen, die uns angesichts einer solchen Schöpfung aufsteigen, Worte veröffentlicht, die es verdienen, an die Ohren Hunderttausender zu gelangen, weil sie nicht nur Bedenken und Einwände in diesem besonderen Falle entkräften, sondern darüber hinaus Wege weisen zu der Gesinnung, die uns not tut. Etwas „auffuggerieren", sagt Avenarius — d. h. den Geistern unter einer Art von Rauschbetäubung einflößen —, „wollen wir nicht." „Das Auffuggerieren irgend welcher Meinungen ist zum mindesten reifen Menschen gegenüber stets ein kulturwidriges Beginnen. Wie schlechte Schriften mit sogenannten guten Tendenzen verherdet es, statt zu ertüchtigen. . . Wer aber vor allem nicht Kritiker sein

will, sondern ‚Organisator', für den gibt es einen klar vorgezeichneten Weg. Als Kritiker hat einer, wo er's will oder kann, seine persönliche Meinung aufrichtigst zu sagen, denn nur durch unbedingte Wahrhaftigkeit kann er zu der Fülle der Unbeweisbarkeiten etwas beisteuern, das Lebensgehalt hat. Organisatorische Arbeit aber hat um die einzige Aufgabe zu gehn: der Sachforderung zu helfen. Treten dabei Urteile der andern mit dem des Organisators in Widerspruch, so hat er sich zu fügen, sobald er nur überzeugt ist, daß der Andersurteilende sachkundig, unbefangen und aufrichtig spricht. Denn auch einzelne Fehlurteile sind nicht so schlimm wie eine falsche Organisation der Arbeit. Überhaupt kann ja die Aufgabe keiner Arbeits-Organisation im Erzielen irgendwie festgelegter Urteils-Ergebnisse, sie kann immer nur im Schaffen sachlicher Urteils-Bedingungen liegen. Was vom Urteilen gilt, ... gilt natürlich bei der Organisation jeder andern geistigen Arbeit auch. Keine kann einen andern Endzweck haben, als nach Menschenmöglichkeit die unsachlichen Kräfte durch Zusammenarbeit der sachlichen zu überwinden. ..... Das ‚Endziel' ist niemals Ergebnis eines Machens, immer eine Entwicklung. Organisation hat es mit keinem Was zu tun, sondern ausschließlich mit einem Wie". (Avenarius, Kunstwart XXVI, 1913, S. 378—379, in dem nachschlagenswerten Programm-Aufsatz „Organisation der Bildung").

Das sind Worte der Bescheidung, aus der „Sachforderung" selber hervorgegangen, die wirklich, dauernd betätigt und in der Betätigung gesichert, gute Geister freimachen. Wir, das ganze deutsche Volk, das der Welt wenigstens in Fragen des Organisationswesens und der Arbeitsverständigung mit hohem Wollen und genialem Können vorangeht, haben Grund, auf diese neueste Dürerbundeserscheinung stolz zu sein, nicht weil sie da ist, sondern weil sie in solchem Geist und Sinne da ist, wie ihn die angeführten Worte kennzeichnen. Durch die Sache selbst wie durch ihre besondere Organisation scheint mir auch in diesem Dürerbundes-Unternehmen besonders verbürgt, daß Höhengeist maßgebend bleiben wird. Möchte der Dürerbundfortschritt auf dem Gebiete der Gewerbe, der alle Beteiligten höchlich ehrt, auch an andrer Stelle die Selbstbesinnung hervorrufen, daß der deutsche Geist sich Interessentenringe nur dann und so lange gefallen läßt, wie sie sich nicht als Hemmnisse für die Mitarbeit der „Höher-Interessenten" ausweisen. Namentlich das Verhalten einzelner Buchhändlerkreise in der besprochenen verwandten Angelegenheit der „Mittelstelle für Volksschriften" beginnt das Reinlichkeitsgefühl der Öffentlichkeit dadurch zu beunruhigen, daß sich das „Sachwollen" auf jener Seite immer noch nicht gegen unsachlichen Druck Luft machen kann. Da gilt es um so mehr, nun auch dem Anruf der Dürergenossenschaft Herz und Hirn zu öffnen, und nicht etwa in Gleichgültigkeit zu verharren. Es geht um „Käufermoral".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freilich, für diesen Herbst werden die Prüfungsausschüsse der Dürergenossenschaft, in denen außer den Händlern und dem Dürerbunde auch der Deutsche Werkbund und der Münchner Bund mitarbeiten, noch keine Warenverzeichnisse vorlegen und werden die beteiligten Geschäfte also auch noch keine von ihnen ausgezeichneten Waren zusammenstellen können. Es ist eine gewaltige Arbeit, die da begonnen wird, sie will Zeit haben. Vor dem Frühling nächsten Jahres werden wir die neuen Dürerbund-Werkbund-Marken noch nicht in den Geschäften auftauchen sehen. Bis Weihnachten vorüber ist, bleibt deshalb auch die Gemeinnützige Vertriebsstelle des Dürerbundes in Dresden-Hellerau in ihrer bisherigen Tätigkeit. Aber die Arbeit ist nun unternommen: mögen alle die Männer, die an ihr mithelfen, der freudigen Teilnahme unsrer Gebildeten gewiß sein!

Hermann Häfker.

Im Kampf um Heide und Moor.

IV.

Ein entscheidender Vorstoß.

Mitten ins Gegenwartsleben treten wir jetzt hinein, in unsere Zeit, die die Losung ausgab, daß Heide und Moor zu kultivieren seien, weil die nationale Produktion an Lebensmitteln nicht ausreiche und noch weite ungenützte Flächen dalägen. Nur schüchtern verband sich damit die andere Losung: innere Kolonisation. Der Staat hatte sie schon längere Zeit sich zu eigen gemacht, einsichtige Politiker haben sie gefordert, das Volk als Ganzes beginnt zu ahnen, daß das eine große Aufgabe sein könnte, aber die, in deren Händen das Land ist, die haben es kaum begriffen und kaum selbst angefaßt. Der Großgrundbesitz denkt fast nur an Arbeiteransiedelung, um seine eigenen Daseinsbedingungen zu sichern, der Bauer kauft lieber hinzu, als daß er Platz gibt, und wer weniger hat, hungert erst recht nach mehr Land. Denen von unten und dem nachwachsenden Geschlecht einen leichteren Zugang zur ersten aller Nahrungsquellen, dem Boden, zu schaffen, daran denkt fast niemand; und will der Städter auch noch eigenen Boden unter den Füßen haben, darauf zu wohnen und seinen Garten zu bestellen, dann ist das vollends etwas, das durchweg über den Interessenkreis des Landmanns hinausgeht.

Darum wird es auch jetzt so gehen, das läßt sich mit ziemlicher Sicherheit sagen: Der Staat wird seine Ödlandflächen zur Siedelung zur Verfügung stellen. Was im Privatbesitz ist, wird durchweg in den Händen der bisherigen Eigentümer bleiben, einiges wird als Spekulationsgegenstand genutzt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heide liegt da, wo die Wenigen wohnen, und die Wenigen werden sich in Zukunft weiter ausdehnen können. Das sieht nicht aus nach einer großen Zukunftsperspektive, und doch liegen vielleicht Ansätze vor, die ein gut Stück gesunder Zukunft uns eröffnen können.

Das ist das Neue, das uns weiterbringen kann, daß man vielfach gemeinsam den Kampf mit der Heide wieder aufgenommen hat. Für diesen gemeinsamen Kampf sind Formen gefunden, die uns vielleicht eine neue gesunde Grundlage der inneren Kolonisation schaffen.

Der Kampf in seiner neuen Form sieht anders aus als damals, wie der Heidebauer mit der Pfeife im Mund und den Ochsen vorm Pflug sich an die Heide machte, gemächlich, aber auch zäh und geduldig. Jetzt kamen gleich Viele, und es waren nicht die Bauern selbst. Sie hatten sich Hülfskräfte geholt; die kamen auf schwarzen Ungeheuern daher. Eisen war alles, mit Klirren und Schnauben rollten sie sich vorwärts auf die Heide, und die Erde zitterte unter ihrem Gewicht.

Die Leute sahen nicht danach aus, daß sie viel Geduld hatten. Auf einmal sollte die Heide gebändigt werden. Von zwei Seiten schien man sie packen zu wollen, denn an zwei Seiten marschierten die Ungeheuer auf. Ein stählernes Band spannte man von einem zum andern. Schlaff lag es über dem Rücken der Heide. Sie ahnte schwerlich, was nun werden sollte. Aber dann straffte sich das Band und nun bohrte sich's tief hinein mit blankem Pflugschar, wühlte den Boden auf, warf das Heidekraut wie im Spiel in die tiefen Furchen, ließ den Sand übers Eisen gleiten, wie wenn ein Kind ihn zwischen den Fingern siebt, störte die Steine aus ihrer Ruhe auf, die seit den Tagen der langsam flutenden Gletscher dort abgelagert, und setzte dies Werk der Zerstörung fort, bis die Heide nicht mehr als Heide zu erkennen war.

Fast blutig sah sie aus, überall rote, gelbe und braune Massen neben der schwarzen Erdfarbe. Einer Wüste glich sie mehr als einem Acker. Mochte der Mensch jetzt zusehen, was er mit ihr weiter anfinge. Schwer verwundet und nackt lag die Heide da, oder steckte die alte Wildheit doch noch in ihr? Der Wind kam zu ihr und fand keine Heidelocken mehr, aber auch mit dem aufgewühlten Sand ließ sich spielen und der Heide schien es recht zu sein. Am wilden Spiel hatte sie noch immer Gefallen, und jetzt war sie beweglich geworden, und die Luft wurde voll von Staub und Heidesand, als spottete sie der Menschen, die sie bändigen wollten. Man hatte ihr wohl Wunde neben Wunde in den Leib gerissen, und ihr Schmuck lag begraben, aber man hatte sie auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in wilde Erregung gebracht. Wie ein erstarrtes wogendes Meer lag sie da, jedem Spiel des Sturmes geneigt.

Aber spotten konnte sie doch des Menschen nicht, der den Willen zum Sieg hatte, und so packte er sie noch einmal zwischen die Eisenfäuste, und der Kampf begann aufs Neue.

Wie ein wütendes Tier biß es sich mit vielen Zähnen in sie hinein und zerfleischte alles. Wie ein Vogel mit scharfen Krallen hieb es auf sie ein, aber es war, als ob alles mit Krallen bewaffnet war, der Leib und die Flügel, und der Schwanz peitschte sich am tiefsten hinein in dieses widerspenstige Erdmeer. Je fester das Eisentier sich aber in die Heide verkrallte, desto fester hielt sie es auch. Plötzlich konnte dann das Eisenband zerreißen und zurückspringen, wie eine gereizte Schlange, als wolle das Eisen nicht mehr mitmachen, diesen Kampf gegen die Mutter Erde zu führen. Dann gab es ein wenig Ruhe, aber weil des Menschen Wille hinter diesem Kampfe stand, wurde das Band doch wieder geknüpft und die Kraft schärfer gespannt, und schließlich war die Heide ganz gezähmt. Der Mensch war wilder und stärker als sie und wollte doch ihre Wildheit zähmen, das Heideleben der Kultur dienstbar machen, sie zwingen, dem Menschen Früchte zu bringen, die er wollte.

Wollte er immer das Richtige, das, was größer ist als Heideleben? Das ist noch keineswegs ausgemacht, aber das ist schon ausgemacht, daß des Menschen Wille stark genug ist, sich die Heide dienstbar zu machen, und das ist ebenso sicher, daß auf der Heide reicheres Leben gedeihen kann, als bisher dort gedieh.

Es genügt nicht, den Sieg schon darin zu sehen, daß Korn und Gras doch mehr sind als Heide und Moor. Wenn der Mensch in Heide und Moor besser gedieh und freier atmete als inmitten von Korn und Grasland, dann scheint der Sieg doch sehr zweifelhafter Natur zu sein.

Darum kehren wir mit innerer Notwendigkeit zu der Frage zurück, ob die Heranziehung von Heide und Moor zur nationalen Produktion dem Menschen zu einem reicheren Dasein helfen wird, und weil wir nicht an Heide denken können, ohne etwas von ihrer Stille zu spüren und ihrer herben Kraft, so wandelt sich die Frage von selbst dahin, ob sie ihm den Raum und die Kraft für sein Leben erweitert.

Wir sehen, wie der Zusammenschluß der Menschen den Kampf um die Heide mit ungleich größerer Kraft weiterführt. Die Naturfreunde sind bereits auf den Plan getreten, um der Heide eine letzte Rückzugslinie zu sichern, hinter der niemand sie mehr angreifen darf. Es ist auch nötig und man darf hoffen, daß an

mehr als einer Stelle ihr ein solcher Schutz gewährt wird. Es ist nicht nur um der Heide willen, es ist auch um der Menschen willen, für deren Leben sie ihre Bedeutung hatte.

Die entscheidende Frage ist aber, wie man siegen wird, ob der Sieg dem Ganzen dient, den Vielen oder nur den Wenigen, ob es Volksgesundung bedeuten wird oder Reichtum für Einzelne. Wir glaubten schon darauf hinweisen zu müssen, daß zunächst sicher die kleine Zahl, die an der Heide wohnt, in Zukunft sich noch weiter wird ausdehnen können, und doch scheinen uns Ansätze für eine gesunde erfreuliche Zukunft vorzuliegen. Um Kleinigkeiten handelt es sich nicht. Schon der Gegenstand selbst, Heide und Moor, stellt eine recht respektable Fläche vor. Leider gibt es nur schätzungsweise Berechnungen, schon weil die Bezeichnungen der verschiedenen Kulturarten des Bodens in den Katasterämtern eine wenig genaue, zum Teil auch durch die Wirklichkeit längst überholte ist. Genauere Angaben werden erst ausgearbeitet.

Nach einer mir vorliegenden Schätzung, die sehr vorsichtig verfährt, gibt es in Deutschland rund 1 026 000 ha Hochmoor, 1 052 000 ha Niederungsmoor, 1 500 000 ha mineralisches Ödland, die sicher als kulturfähig anzusehen sind, darüber hinaus noch mindestens 500 000 ha Ödland von zweifelhafter Kulturfähigkeit.

Dieselbe Schätzung rechnet heraus, daß auf dieser Fläche etwa 8 138 900 dz Marktvieh Lebendgewicht erzeugt werden würde und daß allein auf dem Hochmoor etwa 3200 Bauernhöfe zu 80 ha, 64 175 Siedlerstellen zu 10 ha Platz finden würden. Die Berechnungen sind, wie gesagt, sehr vorsichtig, und vom Niederungsmoor und Ödland wird vorausgesetzt, daß es zum größten Teil von bereits bestehenden Betrieben aus kultiviert und bewirtschaftet werden wird.

Jeder, der für die Bodenfrage interessiert ist, vielleicht stärker noch als für die Produktionsfrage, wird merken, daß gerade dieser Teil der Schätzung, wie die Bodenverteilung sich gestalten wird, recht unsicher ist.

So viel ist aber doch ersichtlich, daß es sich um recht bedeutende Siedelungsmöglichkeiten handelt. Schließlich ist aber auch die Frage, wie viele Menschen auf den $2^1/_2$—3 Millionen ha angesetzt werden können, keineswegs die Hauptfrage, auch für den Bodenpolitiker nicht.

Die Hauptfrage ist die, wieweit die vorliegende große Aufgabe der Kultivierung von Heide und Moor, die zweifellos die Öffentlichkeit stark beschäftigt und wohl noch stärker beschäftigen wird, mithelfen wird, für die noch größere Frage, wie die Men-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen überhaupt auf deutschem Boden wohnen und von ihm leben, die Herzen warm zu machen und für deren Lösung gesunde Richtlinien und gute Grundsätze ausfindig zu machen. Sollte es nicht miteinander erreicht werden können: ein freieres Wohnen, Arbeiten und Atmen und Deckung des Lebensmittelbedarfs auf eigenem Boden!

Es ist eine ganz einfache Form des Zusammenschlusses zum Kampf mit der Heide, die eine Möglichkeit bietet für größere Aufgaben. Das scheint mir das Einfache und Weittragende zu sein, daß man begonnen hat, die Heidekultur zur Gemeindesache zu machen.

Das Preußische Zweckverbandsgesetz vom 19. Juli 1911, das den glücklichen Gedanken verwirklicht hat, gewissermaßen die Urzelle ihrer eigenen Organisation, die politische Gemeinde durch gegenseitigen Zusammenschluß zur Trägerin auch wirtschaftlicher Unternehmungen zu machen, soweit das Gemeininteresse es fordert oder nahelegt, dies Gesetz gab auch eine geeignete Grundlage her, als man der Heide zu Leibe wollte.

In einer Zeit, da die Urbarmachung von Heide und Moor als Staatsinteresse verkündet wurde, war es naheliegend, auch für engere Verbände ein Gemeininteresse an der Urbarmachung und die Überlegenheit des Zusammenschlusses gegenüber privater Initiative geltend zu machen.

Ein Beispiel war schon gegeben durch die vielen Mergelverbände, die auch auf demselben Gesetze fußten, aber vor allem davon ausgingen, daß der Mergeltransport von einem Lager aus, wenn er sich lohnen sollte, einen Zusammenschluß einer weiteren Umgebung, und schon das Legen des Geleises eine Einigung der Gemeinden nötig machte.

Eine ähnliche Notwendigkeit des Zusammenschlusses lag für die Urbarmachung der Heide nicht vor, aber der beste Hebel mußte es auch hier sein, und diesen Hebel entschloß man sich gleich gründlich anzusetzen.

Schufen die Mergelverbände und alle bisherigen Meliorationsgenossenschaften immer nur gewisse unentbehrliche Vorbedingungen für eine intensivere Kultur des Landes, ohne sich darum zu kümmern, ob die Anlieger in der Lage waren, diese Bedingung zu nutzen, so sollte jetzt die Kultivierung bis zum Ende durchgeführt werden. (Neuerdings gehen auch staatliche Entwässerungsgenossenschaften ähnlich vor.) Dadurch wollte man zweierlei erreichen: daß die Kulturarbeit sich bewähren und Frucht bringen, und daß die Menschen, denen nun diese Anfgabe naturgemäß zufiel, auch in den Sattel gehoben wurden, um sie durchführen zu können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sind es denn auch nicht die Vielen, so sind es doch die, denen es am nächsten liegt, und diese werden fähig gemacht, miteinander in die Aufgaben hineinzuwachsen. Hier werden nicht die wirtschaftlich Schwachen von den Starken beiseite geschoben, sondern mit gestärkt. Die Gemeinde treibt hier nicht Armenpflege, sondern weckt Kräfte. Es wird denen, die nachwachsen, eine Zukunft gesichert, und die von unten bekommen neue Aussichten.

Das ist aber in den Grundzügen der erste Versuch dieser Art, wie er in Wodder (Nordschleswig) ins Leben getreten ist und bereits in Schleswig-Holstein verschiedentlich Nachahmung gefunden hat. Die folgende Satzung gibt darüber näheren Aufschluß:

Statut für den Heidekulturverband Wodder im Kreise Hadersleben.

§ 1.

Die Landgemeinden Wodder, Ostergasse und Westergasse werden auf Grund des preußischen Zweckverbandsgesetzes vom 19. Juli 1911 (G.S.Seite 115.) zu einem Verbande vereinigt, um die in ihrem Bezirk liegenden Ödländereien durch eine bis zur ersten Ernte durchgeführte Kultivierung ertragfähig zu machen.

Die einzelnen Grundstücke, die vom Verband kultiviert werden sollen, werden unter Angabe der vom Verband auszuführenden Lieferungen und Leistungen durch ein Kulturkataster nachgewiesen.

§ 2.

Die Kultivierung soll erreicht werden durch Pflügen, Walzen, Eggen, Bemergeln und erstmaliges Düngen und Besäen der im Kataster bezeichneten Parzellen. Entwässerung ist Sache der Parzellenbesitzer, doch kann vom Verband die Ausführung derselben zur Bedingung gemacht werden für die Aufnahme der Parzellen in das Kulturkataster.

§ 3.

Der Verband führt den Namen Heidekulturverband Wodder und hat seinen Sitz in Scherrebek.

§ 4.

Der Verband läßt die Arbeiten durch Unternehmer oder direkt durch die Besitzer beziehungsweise Pächter oder Nutznießer der im Kataster bezeichneten Parzellen ausführen und liefert direkt Kunstdüngemittel und Saat. Die Beschaffung von Mergel läßt er durch bereits zu diesem Zweck bestehende Verbände vermitteln oder durch die Besitzer direkt aus ihren eigenen oder nahegelegenen Mergellagern liefern.

§ 5.

Der Verband hat in jeder Gemeinde einen Vertrauensmann, der die Ausführung der Arbeiten, insonderheit auch die Aufbringung und Verteilung von Mergel, Dung und Saat überwacht und für die Einzelgemeinden die Rechnung führt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

§ 6.

Als Regel gilt, daß der Verband direkt durch Unternehmer mit Dampf pflügen, eventuell walzen und eggen läßt, auch Dung und Saat zur Abfahrt von der nächstgelegenen Station besorgt, der einzelne Besitzer die Bemergelung, sonderlich das Verteilen und Ausstreuen desselben, das Eggen bezw. Pflügen zur Saat, die Abfahrt des Kunstdungs und Saatguts von der Station und Aussäen desselben im Auftrage des Verbandes ausführt. Drei Jahre spätestens nach dem Pflügen einer Parzelle soll dieselbe zur ersten Ernte fertig stehen, das heißt, besät sein. Wird das wegen Lässigkeit eines Besitzers oder Pächters nicht erreicht, hat der Verband das Recht, von dem Betreffenden für jeden nicht fertiggestellten Hektar und jedes über den Termin hinausgehende Jahr 20 M. Konventionalstrafe durch die Einzelgemeinden zu erheben und an die Verbandskasse abzuführen.

§ 7.

Verträge über Ausführung technischer Arbeiten unterliegen der Zustimmung des Meliorationsbauamtes, das in allen technischen Angelegenheiten zu befragen ist.

§ 8.

Die Kosten vorgenannter Bearbeitung und alle im Verfolg dieser Arbeiten entstehender Nebenkosten, wie zum Beispiel die Verwaltungskosten, trägt der Verband.

§ 9.

Die zur Ausführung des Unternehmens nötigen Mittel werden durch eine gemeinsame Anleihe des Verbandes beschafft, welche der Genehmigung des Kreisausschusses bedarf. Die Verbandsanleihe ist von der Verbandskasse zu verzinsen und spätestens in 20 Jahren vollständig abzutragen.

§ 10.

Die Beiträge zu den gemeinsamen Ausgaben des Verbandes werden auf die Verbandsmitglieder-Gemeinden nach dem Verhältnis der für die Feldmarken der einzelnen Gemeinden ausgeführten Arbeiten und Lieferungen verteilt. Die Gemeinden haben ihre Beiträge zu den vom Verbandsausschuß festgesetzten Terminen pünktlich an die Verbandskasse abzuliefern.

§ 11.

Auf Beschwerden und Einsprüche betreffend:

1. Recht auf die Einrichtungen und Leistungen des Verbandes
2. die Heranziehung der einzelnen Gemeinden zu den Beiträgen für Verbandszwecke beschließt der Verbandsvorsteher.

Gegen den Beschluß des Verbandsvorstandes steht den Verbandsmitgliedern binnen 2 Wochen die Klage beim Kreisausschuß zu.

§ 12.

Die Gemeinden erheben zu den ihnen durch ihre Mitgliederschaft im Heidekulturverband entstehenden Kosten (vergl. § 6, 7 und 8) Beiträge von den Besitzern bezw. Pächtern der kultivierten Grundstücke nach Verhältnis der ausgeführten Arbeiten und Leistungen. Die vom Verbandsausschuß festzusetzenden Preise und die demgemäß zu prüfende Rechnungsablage der einzelnen Vertrauensmänner bilden für die Festsetzung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Höhe der Beiträge die Grundlage. Auf dieser Grundlage werden die für Verzinsung und Amortisation der Kulturkosten nötigen Beiträge berechnet und von den Interessenten erhoben. Bei versäumter Zahlung erfolgt die Beitreibung der fälligen Beiträge in jeder Gemeinde entsprechend dem § 90 des Kommunalabgabengesetzes vom 14. Juli 1893 im Verwaltungszwangsverfahren nach Maßgabe der Verordnung vom 15. November 1899 G. S. S. 545.

Das ist ein wirtschaftliches Unternehmen, aber von bodenpolitischer Bedeutung, und daß in dieser Spur weitere Aussichten sich eröffnen, möchten wir noch in einigen abschließenden Aufsätzen zeigen.

J. Schmidt.

Homer.

II.

Im ersten Artikel*) habe ich beständig kurzweg von Homer gesprochen, gerade als ob es einen Dichter dieses Namens je gegeben hätte, und dadurch wahrscheinlich bei einigen Lesern Ärgernis erregt; andere mögen geglaubt haben, daß ich nur der Einfachheit halber einen Sammelnamen für die mehr oder weniger zahlreichen Verfasser der beiden Epen gebrauchte. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Homer mit hoher Bewilligung der wissenschaftlichen Obrigkeit schon seit längerer Zeit wieder existiert. Freilich nicht ohne beträchtliche Einschränkungen.

Die Frage, auf welche Art die beiden größten poetischen Schöpfungen der Menschheit in ihrer uns vorliegenden Form zustande gekommen seien, ist wahrhaftig interessant und wichtig genug, nicht nur in sich selbst, sondern auch wegen ihrer Bedeutung für das Problem des dichterischen Schaffens überhaupt. Schade, daß es für den Fachmann schwierig und für uns Laien fast unmöglich ist, sich hier zurechtzufinden. Den heiligen Hain der Homerphilologie umzirkt ein Büchergebirge, bei dessen Anblick es auch den geübten Steiger kalt überläuft. Zahllos sind die Theorien und Hypothesen über die Entstehung der beiden Epen. Sie reichen vom plattesten Blödsinn bis zu den geistreichsten, einleuchtendsten und scharfsinnigsten Deduktionen; für jeden erdenklichen Geschmack ist also gesorgt. Das Leiden ist nur, daß auch bei den glaubhaftesten Vermutungen das Gegenteil immer gerade so gut wahr sein kann und daß sich letzten Endes alle Theorien samt ihren Beweisen wechselseitig aufheben. Was der eine gerade mit Mühe aufgebaut hat, reißt ihm der andere kurz danach wieder ein, und zwar gleich bis zu den Grundmauern; nicht ein einziger fester, unbestrittener Punkt scheint gewonnen. Deshalb spielt sich denn auch dies große Philologenturnier in einer Arena

*) Vgl. Vortrupp Nr. 18, S. 561—72.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ab, der die Zuschauer fehlen. Der Literaturbeflissene erwartet nicht mit Unrecht, daß er als Frucht seiner Mühen ein Paar solide Tatsachen für seinen Gedächtnisspeicher in die Hand gedrückt bekomme. Wo man mit so gut wie leeren Händen abziehen muß, da verläuft sich die Kundschaft. Die Homerkritik wird ewig des Interesses entbehren müssen, womit das gebildete Publikum Probleme der Goethephilologie, Fragen der Kleist- oder Hebbelforschung oder die Spekulationen darüber, ob Shakespeares Dramen von Shakespeare seien, verfolgt.

Es kann hier auch nicht im entferntesten die Rede davon sein, die ungeheuer schwierige, umfangreiche Kenntnisse voraussetzende Frage der Entstehung von Ilias und Odyssee eingehend zu erörtern. Dazu fehlt dieser Zeitschrift der Raum und mir die Befugnis. Wohl aber darf man sich über die hauptsächlichen Streitpunkte unterrichten und so auch als Laie wagen, dort eine eigene Meinung zu äußern, wo die Probleme weniger streng philologischer als allgemein dichterischer Art zu sein scheinen *).

In wessen Hirn ist zuerst der Gedanke gekeimt, es habe einen Dichter Homer in Wahrheit niemals gegeben, und die unter seinem Namen gehenden Epen seien eine Zusammenstellung von Einzelgedichten verschiedener Verfasser? Fast immer macht man den bekannten hallischen Philologen Friedrich August Wolf für diese Auffassung verantwortlich; trotzdem ist das falsch. Ein Franzose, d'Aubignac, war es, der in seinem (1715, lange nach seinem Tod) erschienenen Werk Homer rundweg die Existenz absprach und die Ilias für eine ziemlich planlose Sammlung einer Reihe selbständiger Stücke durch einen bloßen Redaktor erklärte, also für ein Werk ohne innere Einheit. Wolf fußte auf diesem seinem Vorgänger; ausgehend von der (zweifellos unrichtigen) Vorstellung, es habe in Homerischer Zeit bei den Griechen die Schrift noch nicht gegeben, maß er die Fortpflanzung der Epen dem mündlichen Vortrag sogenannter Rhapsoden bei, für deren Ausbildung zu diesem Gewerbe dann noch eigens besondere Rhapsodenschulen erfunden werden mußten. Im Gegensatz zu d'Aubignac hat aber Wolf höchst unlogischerweise für die Mehrzahl der überlieferten Gedichte doch wieder einen einzigen Verfasser, nämlich Homer, angenommen; nicht er, sondern seine Zeitgenossen Goethe und Schlegel waren es, die aus seinen Voraussetzungen den richtigen Schluß zogen, daß danach für die Existenz Homers überhaupt kein Raum mehr sei.

*) Die nachfolgende historische Darstellung gründet sich, ebenso wie Einzelheiten des ersten Teils, auf die ausgezeichneten Werke Georg Finslers „Homer" und „Homer in der Neuzeit". Sie seien jedem warm empfohlen, der tiefer einzudringen wünscht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Goethe wußte denn aber doch zu viel vom Wesen des dichterischen Schaffens und des Kunstwerks, um sich bei einer solchen Auffassung dauernd zu beruhigen. Heute ist sie auch von den Fachgelehrten ganz aufgegeben. Den gegenwärtigen (freilich nichts weniger als unbestrittenen) Stand der Forschung kann man kurz etwa so umschreiben:

Homer, ein Jonier aus Smyrna, hat um 700 v. Chr. die Ilias, von wenigen späteren Zusätzen abgesehen, so verfaßt, wie wir sie heute besitzen. Fraglich ist, ob und welche älteren Arbeiten er dabei benutzte, wie weit er also Dichter, wie weit bloßer Zusammensteller war. Die Odyssee kann nicht von Homer sein, denn sie lag erst um 600 abgeschlossen vor; die Art ihrer Entstehung ist äußerst streitig.

Damit wäre also wenigstens für die Ilias die, wenn auch mehr oder minder eingeschränkte, dichterische Einheit gewahrt und insoweit — wie man ruhig sagen darf — dem gesunden Menschenverstand Genüge geschehen; er kommt auch insofern zu seinem Recht, als man heute wohl allgemein anerkennt, daß die Abfassung des Epos in seiner Niederschrift bestanden habe oder wenigstens eng mit einer solchen verbunden gewesen sei. Die Existenz des Werks nur im Kopf eines oder mehrerer Dichter, seine Überlieferung allein durch das Gedächtnis — das ist eine geradezu absurde Vorstellung. Anstatt sich durch spätere Entdeckungen über das weit größere Alter der Schrift bei den Griechen belehren zu lassen und daraufhin den obigen Gedanken zu verwerfen, hätte man umgekehrt aus der Existenz der Ilias auf den Gebrauch der Schrift in jener Zeit schließen sollen. Die Frage ist keineswegs die, ob die Aufbewahrung und Weitergabe eines so umfangreichen Werks die durch keinerlei mechanische Hilfe unterstützte Fassungskraft des menschlichen Geistes übersteige oder nicht; mag man immerhin einem unverwöhnten und unverbrauchten Gedächtnis das Erstaunlichste zutrauen. Wohl aber ist zu bedenken, daß jede nur mündliche Überlieferung eine teils absichtliche, teils unabsichtliche Umbildung bedeutet; sie kann zwar die Tatsachen und den ungefähren Wortlaut weitertragen, aber die feineren Reize der Form gehen ohne Gnade verloren. Wenn heute mit einem Schlag alle Partituren und Klavierauszüge des Nibelungenringes vernichtet und dies Werk nur noch durch das Gedächtnis der Kapellmeister, der Musiker und der Sänger fortgepflanzt würde, so bekämen wir nach zehn — nein: nach zwei Jahren Aufführungen zu hören, die noch Anklänge an Wagner böten, aber bis zum Unerträglichen vergröbert, entstellt und gerade des feineren Details gänzlich entkleidet wären. Manche Partien der Ilias lesen sich nun freilich, als ob plumpe Hände verwischend über ihre Konturen gestrichen und nach Bubenart einfältig dazwischen gekritzelt hätten; aber — die besten Abschnitte

zeigen noch heute so scharfe und zugleich zarte Umrißlinien, eine solche stilistische Durcharbeitung bis aufs einzelne Wort hinunter und hinter der Form eine so unverkennbar persönliche Anschauung, daß wir hier die reine, unzerstörte Prägung des großen Dichters vor uns haben müssen, wie sie von ihm durch Niederschrift für alle Zeiten festgelegt wurde.

Mit der Idee der mündlichen Überlieferung hängt eng zusammen die Vorstellung, daß Homer (oder die an seine Stelle gesetzten mehreren Verfasser) nicht Dichter in unserem Sinn, sondern Sänger oder Rezitator, und daß seine Werke Improvisationen des Augenblicks gewesen seien, wonach wir in ihnen also eine Art von Naturpoesie zu sehen hätten — wobei es jedem überlassen bleibt, was er sich bei diesem unklaren Begriff denken will. Daß unter dem Eindruck der angeblich Ossianischen Lieder und ähnlicher Sammlungen selbst ein so genialer Kopf wie Herder auf derartige Gedankengänge kam, läßt sich selbstverständlich historisch ableiten und erklären, aber recht verstehen kann man es trotzdem nicht. Es ist doch sozusagen mit Händen zu greifen, daß wir an der Ilias ein Werk reifster und persönlichster Gestaltungskraft besitzen, geschaffen nach einem sorgfältigen Plan, zugleich mit beherrschendem Überblick über das ganze wie mit sorgsamster Ausarbeitung des einzelnen. Zugrunde liegt da die alte Verwechslung von Natürlichkeit und Kunstlosigkeit. Das, was wir bei Homer, bei Shakespeare, bei Goethe als Natürlichkeit empfinden, ist ein Erzeugnis höchster Kunst. Es gibt kleine Lieder Goethes oder Mörikes, die uns nur so hingeworfen oder hingehaucht, so ganz aus dem Augenblick geboren, gleichsam mühelos der Natur selbst nachgeschrieben erscheinen: gerade sie sind aber in sorgfältigster, ernstester Arbeit entstanden. Nicht notwendigerweise in langwieriger: die strenge Selbstzucht des großen Dichters erlaubt oft eine außerordentliche zeitliche Konzentration. Aber von Kunstlosigkeit, von Improvisationen ist das alles himmelweit entfernt. Was diesen Irrtum immer wieder hervorruft, das ist lediglich die letzte, höchste Kunst des Meisters: alle Spuren der Arbeit so vollständig zu tilgen, daß uns das Werk selbstverständlich, frei gewachsen erscheint wie eben ein Stück Natur. In diesem und nur in diesem Sinn ist Homer ein Naturdichter.

Man prüfe diese Ausführungen, indem man einige ganz kurze Versfolgen der Ilias aufschlägt und auf ihre dichterische Formung hin ansieht. Wie drei knappe Zeilen das mächtige Bild des Gewährung nickenden Zeus vor uns aufrollen (1, 528); wie den troischen Greisen auf der Mauer bei Helenas Anblick plötzlich der ganze blutige Krieg verständlich und entschuldbar erscheint (3, 156); wie Glaukos die Menschen in ihrer Vergänglichkeit den Blättern des Waldes vergleicht

(6, 145); wie Hektor beim Anblick des ihm entgegengetragenen Sohnes schweigend lächelt (μείδησεν σιωπῇ, 6, 404); wie der Dichter dem todgeweihten Patroklos gegenüber plötzlich aus der Erzählung in die persönliche Anrede übergeht (jetzt war dir, Patroklos, genaht das Ende des Lebens, 16, 787); wie Achills unsterbliche Rosse den erschlagenen Patroklos betrauern und der Anblick selbst den Göttervater zu einer Klage über das unselige Los des Sterblichen rührt (17, 426); wie Achill, unbarmherzig und barmherzig zugleich, mit wahrhaft erschütternden Worten dem um Gnade flehenden Lykson seinen Tod als das allgemeine Schicksal verkündet (21, 216); wie endlich, am Schluß all des Kämpfens und Mordens Achill und Priamos gemeinsam ihr Unglück beweinen und die letzte, schreckliche Sinnlosigkeit dieses ganzen Wütens und vielleicht jedes menschlichen Tuns begreifen (24, 486). Es ist nötig, sich in solche kleinen Abschnitte zu vertiefen und an ihnen verstehen zu lernen, daß die Schlichtheit und Sparsamkeit, ja Knappheit der Darstellung nicht eine auf primitiver Stufe stehengebliebene oder volksmäßige Kunstübung anzeigt, sondern höchste dichterische Weisheit, beherrschte Fülle, vollkommen ausgereifte Meisterschaft. Ist man sich aber hierüber klar, so folgt auch die Überzeugung, daß die uns heute vorliegende Gestalt der Ilias (von unzweifelhaft vorhandenen späteren Zusätzen abgesehen) nur das Werk eines einzigen Mannes sein kann, den wir mit dem ganzen Altertum Homer nennen dürfen. Das ist kein Vorurteil, sondern eine Annahme, die durch den bei allen Hypothesen zu beobachtenden Grundsatz des kleinsten Kraftmaßes gerechtfertigt wird. Wenn beispielsweise (um die betreffenden Stücke kurz zu bezeichnen) der erste, der sechste, der sechzehnte und siebzehnte, der vierundzwanzigste Gesang von verschiedenen Verfassern herrühren, dann hat es einmal in zeitlich und räumlich recht engen Grenzen ein Geschlecht von Dichtern gegeben, wie es die Welt seitdem nicht wieder gesehen hat. Das ist nun zwar nicht unmöglich, aber doch recht unwahrscheinlich. Wohl hätte das rein Handwerkliche in Dichter- oder Rhapsodenschulen gelehrt werden können, aber die das ganze Werk durchziehende Gesinnung, die sich immer wieder an neuen Vorlagen bewährende Gabe der Beobachtung, die in aller Fülle prägnante Darstellung — das kann so wenig Gemeingut eines Volks oder auch nur einer Dichtergeneration gewesen sein, wie um 1600 in England Shakespeares Schöpferkraft oder um 1800 in Deutschland Goethes Gedankenwelt Gemeingut der Künstler jener Zeiten waren. Wenn uns der Othello ohne den Namen seines Verfassers überliefert wäre, so würden wir seinetwegen doch auch nicht einen sonst ganz unbekannten Dichtergenius erfinden, sondern wir würden ihn gewiß dem Mann zuschreiben, von dem wir Hamlet, Lear und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Macbeth besitzen. Das Zurücktreten des Dichters hinter sein Werk gehört zum epischen Stil; doch jeder unbefangene Leser wird hinter der Ilias die einheitliche, mächtige Person ihres Urhebers spüren und so auch das Gedicht als Einheit empfinden.

Aber die sachlichen Widersprüche, aber die Unterschiede des Stils! Daß die Darstellung Widersprüche, Lücken, ungenügende Motivierungen, ungeschickte Anknüpfungen aufweist, ist nicht zu leugnen; entschieden bestreite ich indessen, daß man daraus auf eine Mehrheit von Verfassern schließen müsse. Welches größere Werk ist frei von solchen Fehlern, die wirklich nicht viel zu bedeuten haben? Und warum sollte Homer, der eine ganze Welt von Gestalten schaffen und bewegen mußte, kein Recht auf das ihm schon von Horaz zugebilligte gelegentliche Schläfchen haben? Widerspräche er sich nie, man müßte annehmen, ein anderer habe nachträglich den Text korrigiert. Es steht damit wahrhaftig nicht anders wie mit den mannigfachen geographischen und topographischen Rätseln, die er uns aufgibt: die Lage und Umgebung des ausgegrabenen Ilios soll mit den Schilderungen der Ilias nicht in Einklang zu bringen sein; die Beschreibung, die Odysseus den Phaiaken von der Lage seiner Heimat gibt, paßt nicht auf die heute den Namen Thiaki tragende Insel, während die in Ithaka spielende Hälfte der Odyssee wieder mit deren geographischen Verhältnissen vereinbar sein soll. Man hat viel herumgedeutet und alle möglichen Lösungen vorgeschlagen, darüber aber meist das eine vergessen, daß man etwas auf Erden suchte, was sein Dasein nirgendwo anders wie in der Phantasie des Dichters gehabt hat. Homer ist kein Historiker, der die Pflicht hatte, die wahrheitsgetreue Wiedergabe bestimmter Ereignisse wenigstens zu versuchen. Ich bin überzeugt, daß er, teils aus wirklicher Unkenntnis, teils aber im vollen Bewußtsein seines dichterischen Herrenrechts seine Schauplätze so gestaltet, wie er sie gerade braucht. Als echter Künstler schaltet er autokratisch mit Raum und Zeit. Alle Vorgänge, die er erzählt, genau lokalisieren, alle Reisen auf der Landkarte nachmachen, alle Entfernungen nachmessen zu wollen, heißt ungefähr das gleiche, wie nach Shakespeares Königsdramen englische Geschichte studieren.

Ernster ist die Stilfrage zu nehmen. Dem aufmerksamen Leser des Urtextes der Ilias kann es gar nicht entgehen, daß (selbst nach Ausmerzung aller unechten Stellen) einzelne Partien im Gedankenstil wie in der Sprache ziemlich beträchtlich vom Rest abweichen. Wie sehr, wird im einzelnen natürlich immer nur der Fachgelehrte entscheiden können. Gewöhnlich folgert man nun hieraus, daß entweder nur einzelne Teile des Epos von Homer herrührten oder daß er nur der unschöpferische Zusammenfüger bereits vorhandener, aus verschiedenen Quellen stammender und darum ungleichartiger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einzelgedichte gewesen sei. Mit aller geziemenden Bescheidenheit erlaube ich mir, die Bündigkeit dieses Schlusses zu bezweifeln. Es will mir scheinen, als behandle man Homer doch zu sehr wie eine unveränderliche mathematische Größe. Auf der einen Seite verlangt man von ihm zu viel — die Vermeidung aller Widersprüche —, auf der andern zu wenig — nämlich keine Spur dichterischer Entwicklung. Stillschweigend setzt man immer voraus, daß er in allen Perioden seines Lebens ungefähr gleich empfunden, gedacht und geschrieben haben müsse. Er dürfte aber in seinem langen Leben doch sozusagen mancherlei erfahren, äußerlich und innerlich durchgemacht haben, als Mensch und Dichter allmählich zur Vollkraft gereift und von ihr langsam wieder herabgesunken sein. Wer will uns verbieten, anzunehmen, daß sich diese Wandlungen, diese Schwankungen des menschlichen und künstlerischen Werts in der Ilias als seinem Lebenswerk getreulich spiegeln? Wer hat denn behauptet, daß dies Werk in der Reihenfolge entstanden sein müsse, wie es uns jetzt vorliegt? Wie, wenn er die in ganz verschiedenen Zeiten seines Lebens entstandenen und darum nach Sprache, Gedankenstil und Reife der Anschauung verschiedenen Teile nachträglich verbunden hätte, ohne noch Muße und Kraft zu finden, sie auf einen einheitlichen Ton zu stimmen?

Das sind nun natürlich unbewiesene und unbeweisbare Vermutungen, die vielleicht nur für mich selbst Wahrscheinlichkeit besitzen. Mehr läßt sich aber beim besten Willen auch von den vielen wissenschaftlichen Theorien über die Entstehung der Ilias nicht sagen. Die wenigen beglaubigten Tatsachen und sicheren Schlußfolgerungen — sind sie wirklich sicher? — über die wir verfügen, kann man durcheinanderschütteln wie die Glasstücke in einem Kaleidoskop: es gibt jedesmal eine hübsche und in ihrer Art plausible Figur; eine davon muß die wahre sein — aber wer will sie herauskennen? Meine These ist nur die, daß nach unserer allgemeinen Erfahrung über die Entstehung großer Kunstwerke die Vermutung und die innere Glaubwürdigkeit bis zum strikten Gegenbeweis für die Einheitlichkeit der Urheberschaft streitet. Man kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß manche das selige, unbegreifliche Wunder dieser Dichtung zu erklären glauben, wenn sie die für Einen zu gewaltig scheinende Leistung unter ein Dutzend Autoren verteilen — ähnlich wie man den gleichfalls so peinlich unwahrscheinlichen Shakespeare dadurch glaubhafter zu machen sucht, daß man ihn — früher als Bacon, neuerdings als Rutland — wenigstens auf der sozialen Rangleiter ein Paar Stufen hinaufbefördert. Jenen Gegenbeweis vermisse ich; die Widersprüche und Ungleichmäßigkeiten in der Ilias scheinen mir derart zu sein, daß sie in einem langen Menschenleben, dem Leben eines Genius,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dessen Jahre als Kriegsjahre doppelt zählen, wohl Raum finden können. Wir müssen nur einmal Ernst machen mit der Vorstellung, daß Homer der größte Dichter ist, den die Erde getragen hat; warum sollten wir ihm, nur weil wir nichts davon wissen, weniger inneres und äußeres Erleben, weniger Wandlungen der Sprache, des Stils, des Wissens, der Lebenserfahrung, der Weltanschauung zutrauen als etwa Goethe oder Shakespeare? Welche Aufschlüsse über seine Entwicklung würden uns sein verlorenes Epos, die Thebais, und die anderen, vielleicht von ihm stammenden Werke wie die Kyprien und ähnliches, geben können? Ignoramus, ignorabimus.

Arme Dichter! Wer wird künftig einmal glauben wollen, daß Titus Andronicus und Hamlet, die Räuber und die Braut von Messina, Götz und Iphigenie, Rienzi und Parsifal je einem Geist entsprossen sind? Jammerschade, daß wir nicht mehr nachzählen können, unter wieviel Verfasser die Gelehrten in ein Paar Tausend Jahren die beiden Teile des Faust repartieren werden, um alle sachlichen und stilistischen Widersprüche zu erklären! Mit weniger als einem halben Dutzend dürften sie auch bei der größten Sparsamkeit schwerlich auskommen ....

Und die Odyssee? Soweit meine Literaturkenntnisse reichen, wird sie heute nicht nur einstimmig Homer abgesprochen, sondern auch in mehrere Bestandteile zerlegt und verschiedenen Dichtern zugewiesen, wobei es streitig bleibt, wie die heutige Fassung entstanden ist. Den Wertunterschied von der Ilias fühlt jedenfalls auch der Laie. Lesen wir die Odyssee für sich allein, so bezaubert sie uns immer von neuem; lesen wir sie nach der Ilias, so verblaßt sie merklich. Aber auch andere große Unterschiede sind nicht zu verkennen: es fehlt die tragische Grundstimmung des älteren Epos, der Ton ist, man möchte sagen: bürgerlicher, die Handlung wird nicht wie dort mit bewußter Kunst in eine ferne Vorzeit zurückgeschoben, die religiösen, sozialen, geographischen Anschauungen haben sich geändert. Kaum minder deutlich (auch hier wieder abgesehen von den offenkundigen Interpolationen) ist die Ungleichmäßigkeit im Epos selbst. Danach gibt es zur Zeit gegen das obige Urteil der Wissenschaft keine Appellation. Man darf seine eigenen Gedanken nur in die Hoffnung kleiden, daß wir vielleicht — vielleicht! — noch einmal einen völligen Umschwung erleben werden, daß man nicht nur, wie es heute schon ganz vereinzelt geschieht, grundsätzlich nur einen Verfasser der Odyssee annehmen, sondern als diesen auch wieder Homer erkennen wird. Damit würde die Auffassung der Alten, Homer habe die Ilias als Jüngling oder Mann, die Odyssee als Greis gedichtet, wieder zu Ehren kommen. Daß dem wirklich so sei, ist meine innerste, aber rein gefühlsmäßige und beweislose Überzeugung. Zwischen beiden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Epen besteht jedenfalls insofern ein Zusammenhang, als die Odyssee bei ihren vielen Rückgriffen auf frühere Ereignisse den in der Ilias abgehandelten Stoffkreis mit offenkundiger Absichtlichkeit meidet; indessen könnte natürlich auch ein anderer Dichter solche Rücksicht im eigensten Interesse geübt haben. Ich vermag aber nicht einzusehen, warum Homer nicht nach Abfassung der Ilias, älter werdend, seine Kenntnisse auf manchen Gebieten vermehrt, seine Anschauungen vielfach gewechselt, seine Sprache, vielleicht mit seinem Wohnsitz, langsam geändert, und für das zweite Epos mit voller künstlerischer Absicht (wie wir sie ihm, wenn je einem Menschen, zutrauen dürfen) eine ganz andere Art der Behandlung und des Stils gewählt haben sollte; was er an Intimität, an menschlicher Wärme gewann, büßte er dabei freilich an Prunk, Wucht und Geschlossenheit der Wirkung ein, wozu die nachlassende Kraft des Alternden auch beigetragen haben mag. Trotz allen Unterschieden zwischen beiden Epen wird das Trennende für mein Gefühl durch das Gemeinsame weit überwogen. Dies Gemeinsame aber konzentriert sich für mich in der aus den Werken zu erschließenden Persönlichkeit des Dichters, die mir (der Laie ist darin ja frei) als Kriterium über allen philologischen Einzeluntersuchungen steht. Auch die Odyssee ist und bleibt ein ungeheures, nie genug zu bewunderndes Werk; wenn nicht Homer, wer ist dann der Riese, der so bald nach ihm solches schaffen konnte, und für den wir nicht einmal einen Namen haben? Wir dürfen es auch ablehnen, uns statt des einen Giganten ein halbes Dutzend Zwerge präsentieren zu lassen; wo es, wie in der Poesie, nicht auf die Extensität, sondern auf die Intensität der Leistung ankommt, und wo doch in jedem Stück ungeteilt die ganze Dichterkraft steckt, wird das Problem dadurch lediglich in die zweite Potenz der Unbegreiflichkeit erhoben. Zugegeben, daß nachher beklagenswert viel an dem Epos herumgeschnitzelt und herumgestückelt worden ist; auch so noch vermeinen wir hinter ihm denselben Mann wie hinter der Ilias zu erkennen: einen treuen, unermüdlichen Beobachter der Natur, einen Kenner und barmherzigen Freund der Tiere, einen Gesinnungsaristokraten und Pöbelverächter, der trotzdem — und das ist das Besondere — von mitleidiger Liebe zu allem, was Menschenantlitz trägt, erfüllt ist, einen Mann, dessen Grundstimmung bei aller Heiterkeit im Einzelnen und aller Lebenstapferkeit doch eine durchaus dunkle, ja melancholische ist, wie sie allen Genies nachgesagt wird. Ich finde deren Ausdruck an jener Stelle der Odyssee, wo Penelope mitten in der Freude über den nach zwanzig Jahren heimgekehrten Gatten doch von dem Gedanken erschüttert wird: das Beste ist dahin; die Götter haben es uns mißgönnt, uns gemeinsam unserer jungen Jahre zu erfreuen und so an die Schwelle des Alters zu kommen (23, 210);

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese wehmütige Resignation erinnert ganz seltsam an den Ton des Gesprächs zwischen Achill und Priamos im letzten Gesang der Ilias. Aber nicht jene Szene allein, viele andere wären anzuführen: die Unterredung des Hermes mit Kalypso, die über alle Worte hinaus zarte und keusche Nausikaaepisode, die Begegnung zwischen Odysseus und seiner Mutter im Schattenreich, der schon früher besprochene Abschied von den Phaiaken, der Aufenthalt bei Eumaios, die Wiedererkennung des heimkehrenden Herrn durch seinen alten Hund Argos — das alles bedeutet für mich trotz der Umsetzung aus der heroischen in die idyllische Tonart Geist vom Geist des Dichters der Ilias.

Eine ganz andere und von den bisherigen Erörterungen scharf zu scheidende Frage ist es, ob und wieweit die beiden Epen nach älteren Vorbildern gearbeitet sind. Selbstverständlich gingen die uralten Heldensagen voraus und sicher wohl auch poetische Bearbeitungen davon. Die Dichtung der Griechen kann so wenig mit der Ilias begonnen haben wie ihre bildende Kunst mit dem Parthenonfries oder dem delphischen Wagenlenker; nur daß wir im zweiten Fall die Vorläufer jetzt ziemlich genau kennen, im ersten aber nicht. Ob es vor unserer Ilias einzelne Heldengedichte, ob es eine sogenannte Urilias gegeben, wie weit Homer Altes benutzt und zusammengefügt oder selbständig geschaffen habe, darüber haben wir nur Vermutungen. Wir werden hier aber um so mehr wenigstens auf dem richtigen Wege sein, je höher wir Homers eigene Arbeit im Verhältnis zu seinen Vorlagen ansetzen. Schwerlich waren sie für ihn mehr als der unentbehrliche Rohstoff, der im Feuer seines Geistes eingeschmolzen und neu geformt wurde, neu geformt wie alte Historien und Novellen zu Shakespeares Dramen und ein Volksbuch zu Goethes Faust. Was den wahren Wert der beiden Epen ausmacht, gehört Homer, Homer allein.

Besäßen wir jene Heldensagen und Heldenlieder vom Kampf um Troja, so wäre uns ein unschätzbarer Einblick in Homers geistige Werkstatt geschenkt. Das Letzte aber bliebe uns doch verborgen, der tiefste Vorgang des dichterischen Zeugens bei ihm so geheimnisvoll wie bei allen großen Künstlern. Hier heißt es sich bescheiden und das Unerforschliche schweigend verehren. Der größte Dichter ist frei; wir mögen fragen und fragen, er lächelt und schweigt, hoch über allem Wissen — so heißt es in einem schönen Sonett Matthew Arnold auf Shakespeare und so gilt es auch von Homer:

Others abide our question. Thou art free.
We ask and ask. Thou smilest and art still,
Put-topping knowledge.

Adolf Bartning.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Kunstwart und Kulturwart. (Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius, Dresden.) 27. Jhrg. 2. Oktoberheft.

Die Insubordination der abstinenten Studenten.

(Der Verfasser bezieht sich auf Hans Paasches Aufsatz „Der Kaiserkommers" im „Vortrupp" Nr. 18.)

„. . . . . .

Auf die Einzelheiten möchten wir hier nicht eingehn, wir wollen nur das für beide Fälle Typische hervorheben. Beidemal auf der einen Seite der Rektor, der versichert, den Wert der Abstinenzbewegung durchaus zu schätzen, der sich aber von der „historischen Berechtigung" der Trinksitten nicht freimachen will. Auf der andern Seite frische Studenten, die mit Rücksichtslosigkeit ihre Erkenntnis von der Verwerflichkeit des Trinkzwanges praktisch betätigen wollen. Im Bewußtsein eines höheren Rechts als des „historischen" wollen sie ihre Gesinnung nicht einer Behörde „subordinieren". Der Respekt vor Seiner Magnifizenz fordert, daß sie schweigen. Ihr Gewissen, daß sie reden und handeln. Sie entscheiden sich für das Gewissen und werden mit dieser „Insubordination" der Behörde unbequem, ohne dabei wesentlich die Formen der Höflichkeit zu verletzen. Dafür werden sie „bestraft". Diese Strafe mag in der Ordnung, mag sogar nötig gewesen sein, wir können darüber nicht urteilen. Bedauerlich scheint uns an der ganzen Angelegenheit nur, daß die Behörde so wenig den Geist dieser „Empörung" würdigte, noch dazu in eben dem Jahr, da wir den großen Befreiungskrieg feiern, der mit der Insubordination von Tauroggen begann, und der durch die Insubordinationen Bülows, Gneisenaus, Blüchers schließlich zur Schlacht bei Leipzig gedieh. Wir hätten uns Rektoren gewünscht, die zu den Studenten gesagt hätten: „Ihr macht euch zwar einer Insubordination schuldig, und ich muß euch dafür „bestrafen", aber Gott erhalte euch diesen im Herzen doch respektvollen Insubordinationsgeist! Ich weiß zwar, daß ihr im Recht seid und daß ich im Unrecht bin, und am liebsten würde ich mit euch den Kampf gegen diese Bierfeste führen, aber ein Rektor ist nun einmal durch sein Amt an tausend Rücksichten gebunden und kann sich nicht so leicht freimachen wie ihr. Wenn ihr so fortfahrt wie jetzt, so wird's hoffentlich mit der Zahl in punkto Alkohol anders. Darauf, daß ihr bei Konflikten mit dem Gewissen nach dem Gewissen handelt, darauf beruht der Fortschritt zum Guten. Unterwerft euch auch in Zukunft willig den Strafen, die nun einmal bei solchen Zusammenstößen des Neuen mit dem Alten unumgänglich sind, aber schlagt sie niemals zu hoch an. Ich brauche euch hier nicht erst an das Verhalten der Großen, die euch als Vorbilder hingestellt werden, zu erinnern, bei denen es mitunter sogar um den Kopf ging. Also vertraue ich auf euern gescheiten Kopf und auf euer natürliches Gefühl, daß ihr stets wißt, wo eine Insubordination von der höheren Macht erlaubt und wo sie unrecht ist." Rektoren, die so gesprochen hätten, aber, versteht sich, klüger und wärmer, solche Rektoren hätten nicht bloß als „korrekte Beamten", sondern auch als Erzieher der Jugend ihre Pflicht getan."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Ein Frauenwort zum Hohen Meißner-Fest. Zwanzig Jahre sind es her. Meine ältesten Söhne waren kleine Knaben. Da kam ich als junge Frau mehr und mehr mit den Wirklichkeiten des Lebens zusammen, mit den Unwahrhaftigkeiten des Lebens, mit dem Scheinen nach außen und dem Zerfressensein nach innen. Durch meines Mannes Beruf sah ich in viele Verhältnisse hinein, die Frauen sonst verborgen bleiben. Durch meines Mannes Art behielt ich trotzdem Glauben und Vertrauen zum Leben.

Aber in mir wuchs immer stärker und stärker das Sehnen, meine Söhne einer anderen Weltanschauung zuzuführen, als jener, die da draußen sich breit machte. Nicht kapitulieren vor dem was ist, einerlei ob es gut ist. Nicht sich feige von der Welt zurückziehen und die Welt unsauberen oder unklaren Geistern überlassen. Nicht mitlaufen im Trott, wie alle laufen. Nicht das Geld als Höchstes werten. Nicht das Sich-Zusammenfinden von Mann und Weib erniedrigen zu einem widerwärtigen Handel. Um an einem vertieften Verantwortlichkeitsgefühl in unserem deutschen Volke mitarbeiten zu können, ging ich in die Frauenbewegung hinein. Denn die Frauen waren damals fast die Einzigen, die in, wenn auch noch bescheidenen Organisationen zur Reform unseres Volkstums zusammengeschlossen waren, die den Gemeinschaftsmut hatten, sich gegen den Strom zu stemmen. Erst allmählich verdichtete sich das Denken über diese und jene Schäden, Unechtheiten, verderbenbringende Sitten und Gewohnheiten zu dem Willen zur Tat.

Nun sind über zwei Jahrzehnte seitdem vergangen. Unaufhaltsam wuchs die Bewegung zur Erneuerung unseres Volkstums. Von allen Seiten kamen die Führer, Männer und Frauen, ohne voneinander vorher gewußt zu haben, durch ihr gleichlaufendes Streben, durch ihre Arbeit in Fühlung miteinander. Und nun wuchs das aus unseren Händen hervor, was wir zu erziehen und zu starker, echter Gesinnung, zu Verantwortlichkeitsgefühl nicht nur für das eigene Leben, sondern auch für unser deutsches Volk zu erwecken gesucht hatten: die Jugend des Volkes. Nun können wir, die wir dies Ziel ersehnt hatten, die Fackel der Begeisterung weitergeben an unser junges Volk. Nun sind unter unsern jungen Deutschen wieder Männer erwachsen, die unbeirrt von der Herde ihre Wege zu gehen wissen. Nun werden unsere jungen Mädchen zu Frauen, die in und außer dem Hause Arbeitsgefährten des Mannes sein wollen. Und Beide: Jungen und Mädchen, haben leuchtende, reine Augen dabei behalten. Sie wissen froh zu sein, froh bei der Arbeit wie beim Spiel. Sie wissen auch, was Liebe zwischen Mann und Weib bedeutet.

So grüße ich die Jugend, die sich zu einem freideutschen Bunde zusammengefunden hat auf dem Fest am Hohen Meißner. **Elsbeth Krukenberg-Conze.**

Wenn's nur Geld bringt. Über die Lausitzer und Zittauer Berge bin ich gewandert. Hochwald und Lausche beherrschen als die höchsten Erhebungen das Ganze, aber einem sorgsam gehüteten Edelsteine gleich liegt da inmitten anderer Bergrecken der sagenumwobene, poesieverklärte Oybin. Ungezählte Schluchten und Gründe umgeben diesen Bergstock, den eine alte, in wundervoller Frühgotik erbaute, nunmehr zerfallene Klosterruine krönt. Ernste, schweigsame Coelestinermönche haben einst hier das „O sanctissima" gesungen, jetzt steht die Kirchenruine da als ein ganz großartiges Zeugnis entschwundener Pracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bequeme Wege führen auf die Höhe; und droben findet der ermattete Wanderer willkommene Erfrischung in einem den neuzeitlichen Bedürfnissen voll entsprechenden Gasthause. Die hellen, frei gelegenen Wirtschaftsräume, deren Wände von umfangreichen Fenstern durchbrochen sind, lassen den Freund der Berge Gottes wunderbare Welt genießen. Zwei Erfrischungshallen, eine geschlossene und eine offene, sind durch einen schmalen Gang miteinander verbunden. Der Durchgang ist eng, aber auch er zeigt das Panorama eines durch eine tiefe Schlucht vom Oybin getrennten Felsengartens. Zehn Meter lang, $1^1/_2$ Meter breit ist wohl der Gang, und in diesem engen Gang mit der durch die Fensterwände ermöglichten herrlichen Fernsicht stehen nicht weniger als neun stereoskopische Apparate, die der „Deutschen Mutoskop- und Biographiegesellschaft, G. m. b. H. in Berlin" ihr Dasein verdanken. Was ist da wohl zu sehen? Schöne Felspartien? Tiefe Täler und friedliche Höfe, wie man sie da oben im benachbarten Böhmerland schauen kann? — Doch nicht! Das zieht ja nicht!

Wißt Ihr, was man sehen kann? Staunet:

„Eine kitzliche Ehrensache!"

„Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr."

„Ein unpassendes Badekostüm. Vorzüglich! Pikant! Nur für Herren!"

„Der verhängnisvolle Kuß. Tipp, Topp!"

„Furchtbarer Sturz."

„Halensee, ein reizvoller Blick in ein Damenbad!" —

Drüben grüßen die Felsen in unbeschreiblicher herbstlicher Schönheit, hier wird dem Wanderer ein Anschauungsunterricht niedrigster Art geboten.

Wenn's nur Geld bringt. Das ist die Hauptsache! **Wolfgang Zeller.**

Unsre Leser werden sich über das Folgende freuen: Die Reorganisierung unsrer Verlagsgrundlagen, die durch den Tod des Inhabers der Firma Georg Wigand notwendig geworden war, ist gelungen. Der Vortruppverlag geht spätestens am 1. Januar 1914 an Herrn Alfred Janssen in Hamburg über. Das bringt uns unter anderm den Vorteil, daß auf diese Weise sehr viel Arbeit und Energie im Verkehr zwischen Verlag und Schriftleitung gespart werden kann. Wir erklären aber bei dieser Gelegenheit ausdrücklich: Alle Befürchtungen (die manchmal geäußert werden), wir könnten zu „einseitig norddeutsch" werden, sind gegenstandslos. Der „Vortrupp" ist und bleibt ein Organ für alle Deutschen im Reich, in Österreich, in der Schweiz und im Ausland. Das soll heißen: für alle Deutschen, die ihr Vaterland lieben. Mögen sie nun auf dem Standpunkte des Aufsatzes „Freideutsche Zukunft" stehen. Oder mögen sie sich „Konservative" nennen, oder „Zentrumsmänner" oder „Nationalliberale" oder „Fortschrittler" oder „Sozialdemokraten". Denn wir halten es mit dem bekannten Spruche unsres Kaisers: „Ich kenne nur Freunde und Feinde unsrer nationalen Entwickelung". Und deren Freunde gibt es in allen Parteien.

Hermann Popert. Hans Paasche.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 22 16. November 1913

Großreinmachen.

Im Aufsatz „Unsre Tonart" habe ich gesagt „Der Vortrupp wird sich nie auf irgendeine persönliche Zänkerei einlassen, wird sich auch nie zu einer provozieren lassen." Von diesem Grundsatze wollen wir auch jetzt nicht abweichen: Die Dinge, über die wir heute die Wahrheit feststellen, sollen — wenn irgend angängig — damit für uns erledigt sein. Das bedeutet: Nachdem dieser unser Aufsatz erschienen sein wird, werden sich noch die Gerichte eine Zeitlang mit der Aburteilung der Hauptschuldigen zu beschäftigen haben; von dem Lärm aber, den die Betroffenen voraussichtlich machen werden, wird im „Vortrupp" weiter keine Notiz genommen werden.

Daß wir die Feststellungen selbst heute vornehmen, ist nötig. Unsre Leser, und auch die weiteste Öffentlichkeit, die ja mit Unwahrheiten über uns geradezu bombardiert worden ist, haben ein Recht darauf. Es handelt sich nicht einmal in erster Linie um die Interessen des „Vortrupp", sondern noch viel mehr um die Interessen der öffentlichen Ehrlichkeit. Wir bitten daher auch unsre Leser, die Aufklärungen, die dieser Aufsatz gibt, bis in die entferntesten Winkel unsres Vaterlandes, Deutsch-Österreichs und der Schweiz zu tragen. Die Bitte, diese Aufklärung systematisch, lang andauernd und immer wiederholt vorzunehmen, richten wir ganz besonders an die Vortruppgruppen, ebenso aber auch an alle andern Organisationen und Personen, die am „Freideutschen Jugendtag" teilgenommen haben. Damit die Aufklärung erleichtert wird, wird dieser Aufsatz auch als Vortrupp-Flugschrift erscheinen. Die Aufklärenden werden dabei sicher die Hilfe aller Anständigen unter den Redakteuren und sonstigen Männern der Öffentlichkeit auf ihrer Seite haben, ebenso die Hülfe aller Organisationen, die uns nahe stehen: des Dürerbundes, des Bundes Deutscher Volkserzieher unter Wilhelm Schwaner, der großen Verbände der Abstinenten, der Bodenreformer, der Frauen usw.

Wir bitten auch jeden einzelnen unsrer Leser, diesen Aufsatz, trotz seiner Länge, von Anfang bis zu Ende genau durchzulesen. Daß er sich nicht langweilen wird, glauben wir ihm versprechen zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können. Und mancher wird, nachdem er den Aufsatz gelesen hat, unser öffentliches Leben besser beurteilen können als vorher.

Unsre Feststellungen betreffen die Hetze, die gegen den Freideutschen Jugendtag und (in Verbindung damit) gegen den „Vortrupp" veranstaltet worden ist.

1. Fälschung.

Der „Reichsverband gegen die Sozialdemokratie", an dessen Spitze der Generalleutnant z. D. v. Liebert steht, gibt eine „Korrespondenz" für die Presse heraus. Sie wird (wie viele ähnliche Korrespondenzen) an die Zeitungen versendet; als „verantwortlich für Redaktion und Verlag" zeichnet Dr. Bovenschen. Die Nr. 31 dieser Korrespondenz vom 1. Oktober 1913, die an der Spitze den Aufdruck trägt: „Die Aufsätze stehen kostenlos ohne Quellenangabe*) zur Verfügung", enthält einen Aufsatz „Der Freideutsche Jugendtag auf dem Hohen Meißner." Dieser Aufsatz ist durch einen Teil der deutschen Presse gelaufen, meist unter dem Titel „Warnung vor dem Freideutschen Jugendtage"; er beginnt mit den Worten „Ein merkwürdiges Einladungsblatt". Der Aufsatz warnt vor dem Freideutschen Jugendtage um deswillen, weil auch der „Deutsche Vortrupp-Bund" an der Einladung zu der Tagung beteiligt gewesen ist, und richtet sich überhaupt im wesentlichen gegen den „Vortrupp". Der (bisher unbekannte) Verfasser des Aufsatzes arbeitet dabei mit Unwahrheit und mit Fälschungen.

Die Unwahrheit ist diese. Der Aufsatz sagt

> „Bedenklich muß es stimmen, daß die Jugendbeilage des Vortrupps von dem Sozialdemokraten Heinrich Scharrelmann herausgegeben wird ... Hat die Beteiligung einer Gruppe, in der ein Sozialdemokrat eine führende Stellung hat, auf die Absichten dieses Jugendtages abgefärbt?"

Auf unsre sofortige Erkundigung bei Scharrelmann erhielten wir von ihm die umgehende Antwort: „Stehe weder direkt noch indirekt mit der Sozialdemokratie in Verbindung."

Die Behauptung des Verfassers, Heinrich Scharrelmann**) sei Sozialdemokrat, ist also eine Unwahrheit, die der Verfasser zum

*) Von mir gesperrt. Dieser Aufdruck fehlt auffallenderweise in der Nr. 33 vom 16. Oktober 1913, die mir ebenfalls vorliegt. D. Verf.

**) Der übrigens im „Vortrupp" durchaus keine „führende Stellung" hat — siehe S. 699. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mindesten ohne jede Prüfung der Wahrheit in die Welt gesetzt hat*).

Nun kommt die Fälschung. Der Aufsatz in der „Korrespondenz des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie" erklärt (wir zitieren wörtlich unter genauer Beibehaltung der Interpunktion des Aufsatzes, lassen aber das fettdrucken, worin die Fälschung liegt):

> .... und nun sagt man in der Zeitschrift „Der Vortrupp" auch, wen man als Gegner betrachtet: **nämlich diejenigen, welche ihren Willen zu äußerer Machterweiterung unseres Volkes bekunden, und denen, die sich solch böser Absichten unterfangen, unterstellt man dann noch, daß sie „die Nation durch politische Verhetzung zerreißen". Es ist ja beileibe nicht die Sozialdemokratie, die diese Zerreißung besorgt, ach nein, das ist die „bürgerliche reaktionäre Masse".** Könnte das alles nicht der Sozialdemokrat Heinrich Scharrelmann geschrieben haben?

Der Sinn dieser Sätze ist völlig unzweideutig: es wird hier mit aller Klarheit behauptet, es hätte der Inhalt dessen, was wir in Fettdruck gesetzt haben, im „Vortrupp" gestanden. Der Verfasser ist zwar ein vorsichtiger Mann: er gebraucht die Anführungsstriche so, daß der Leser nicht ganz klar darüber wird, was wörtliches Zitat aus dem „Vortrupp" sein soll und was nur Inhaltswiedergabe aus dem „Vortrupp". Aber schließlich überwiegt bei dem Verfasser doch der Wunsch, bei dem Leser jeden Zweifel darüber zu tilgen, daß der Verfasser das — alles das — wirklich als im „Vortrupp" geschrieben vor Augen gesehen habe; das beweist mit aller Deutlichkeit der Schlußsatz „Könnte **das alles****) nicht der Sozialdemokrat Heinrich Scharrelmann geschrieben haben?"

Neben der hier vorliegenden Fälschung selbst, deren genauen Tatbestand wir sogleich darlegen werden, spielen die kleinen Unwahrheiten und Entstellungen, die dabei mit unterlaufen, gar keine Rolle. Um aber auch diese gleich zu erledigen, kurz das Folgende: Daß es einen „Sozialdemokraten" Heinrich Scharrelmann gar nicht gibt, habe ich ja schon dargetan. Und das, woraus der Verfasser des Aufsatzes scheinbar zitiert, ist überhaupt nicht eine Meinungsäußerung des „Vortrupp" (was der Verfasser, durch seine Worte »nun sagt man in der Zeitschrift „Der Vortrupp"«, den Leser offen-

*) Ich stelle an dieser Stelle nur die Unwahrheit als solche fest; über unsre Stellung zur Sozialdemokratie spreche ich am Schlusse dieses Aufsatzes. Ebenso komme ich weiter unten noch auf ein „berüchtigtes Wort" Scharrelmanns zurück, von dem der Aufsatz in der Korrespondenz des „Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie" berichtet. D. Verf.

**) Fettdruck von mir. D. Verf.

bar glauben machen will) —, sondern das ist lediglich der, als solcher klar gekennzeichnete, offizielle Aufruf zum Jugendtage, den der „Vortrupp" in der Rubrik „Rund um uns" ohne Zusatz der Schriftleitung abgedruckt hatte. Aber solche Kleinigkeiten sind neben der Fälschung selbst kaum nennenswert.

Der Tatbestand der Fälschung: Den eben genannten offiziellen Aufruf zum Freideutschen Jugendtage hatte der „Vortrupp" in Nr. 18 vom 16. September 1913 (auf S. 574) abgedruckt. (Offen gesagt, nicht etwa darum, weil dieser Aufruf uns so besonders gut gefallen hätte: Seine Fassung rührte meines Wissens von Wyneken her, unserm sachlichen Gegner auf dem Jugendtage; und mit unsern Wünschen für die freideutsche Zukunft hatte, wie jeder Leser unsrer Nr. 19 weiß, dieser Aufruf recht wenig Berührungspunkte. Aber da es einmal der offizielle Aufruf zu einer Tagung war, zu deren Veranstaltern auch der Deutsche Vortrupp-Bund gehörte, so hatten wir den Aufruf, da er nichts Verwerfliches enthielt, eben pflichtmäßig abzudrucken.)

Der zweite Absatz dieses Aufrufes ist es nun, den der Verfasser des Aufsatzes in der „Korrespondenz des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie" gefälscht hat. Wir geben diesen Absatz in seiner echten Fassung jetzt wörtlich wieder, wobei wir die Worte, an denen die Fälschung begangen ist, in Fettdruck setzen:

> Sie (die deutsche Jugend) **wendet sich aber von jenem billigen Patriotismus** ab, der sich die Heldentaten der Väter in großen Worten aneignet, ohne sich zu eignen Taten verpflichtet zu fühlen, **dem vaterländische Gesinnung sich erschöpft** in der Zustimmung zu bestimmten politischen Formeln, **in der Bekundung des Willens zu äußerer Machterweiterung und in der Zerreißung der Nation durch die politische Verhetzung.**

An diesen Sätzen hat der Verfasser jenes Aufsatzes in der „Korrespondenz des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie" zwei Fälschungen begangen.

Erste Fälschung: Der echte Aufruf richtet sich gegen einen billigen Patriotismus, dem vaterländische Gesinnung **sich erschöpft** in der Bekundung des Willens zu äußerer Machterweiterung. Der Verfasser macht daraus eine Gegnerschaft gegen diejenigen, welche ihren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Willen zu äußerer Machterweiterung unsres Volkes **bekunden**. (Und zwar läßt die von dem Verfasser gebrauchte Wortfassung hier gar keinen Zweifel, daß er den Eindruck erwecken will, er zitiere wörtlich.)

Also: während der echte Aufruf, den der „Vortrupp" abgedruckt hat, an dieser Stelle einen sehr verständigen und sehr vaterländischen Gedanken ausspricht, verdreht der Verfasser diesen Gedanken in etwas Närrisches und Vaterlandsfeindliches: Es gibt nämlich im ganzen Deutschen Reiche keinen zurechnungsfähigen Menschen (ganz gleichgültig ob konservativ, Zentrumsmann, liberal oder Sozialdemokrat), der sich nicht grundsätzlich über jede äußere Machterweiterung unsres Volkes freuen würde. (Wenn er natürlich auch im Einzelfalle einmal meinen kann, der dafür zu zahlende Preis, etwa ein Weltkrieg um Marokko, sei zu hoch). Wer also diejenigen, die den Willen zu äußerer Machterweiterung unsres Volkes **bekunden**, als Gegner betrachtete, der wäre nicht nur vaterlandsfeindlich, sondern auch blödsinnig. — Dagegen gibt es im Deutschen Reiche eine sehr große Anzahl sehr zurechnungsfähiger Menschen (ebenfalls in allen Parteien), die es für höchst bedenklich halten, daß bei uns eine Gruppe sehr lauter und sehr herrschsüchtiger Politiker nach der Macht strebt. Politiker, die gegen alle inneren Nöte und Gefahren, die unserm Vaterlande drohen, grundsätzlich taub sind, und die sich einbilden, es komme überhaupt nur auf äußere Machterweiterung an. Leute, die nichts davon wissen oder wissen wollen, daß keine äußere Machterweiterung der Welt uns retten kann, wenn unter anderm Wohnungsnot, Schlafburschenwesen, Bauspekulation, Alkohol und Syphilis am deutschen Volke so weiter fressen, wie bisher. Leute, die zum Beispiel die immer wiederholten Kampfrufe des Kaisers gegen den Alkohol geflissentlich überhören und dafür etwa zum Bruderkriege gegen England hetzen. **Diese Leute** haben jenen billigen Patriotismus, dem vaterländische Gesinnung **sich erschöpft** in der Bekundung des Willens zu äußerer Machterweiterung. **Diese Leute** sind es, die der echte Aufruf als Gegner betrachtet, und nicht diejenigen, von denen der Verfasser das seinen Lesern vortäuscht. — Diese erste Fälschung wird dann noch fortgesetzt, indem der Verfasser weiter behauptet, der „Vortrupp" unterstelle den von dem echten Aufrufe gar nicht betroffenen Personen (von denen der Verfasser seinen Lesern aber eben vortäuscht, sie seien im „Vortrupp" angegriffen), daß sie „die Nation durch politische Verhetzung zerreißen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zweite Fälschung. Sie ist womöglich noch schlimmer. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Korrespondenz des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie" braucht ja (nachdem er die Worte „die Nation durch politische Verhetzung zerreißen" zitiert hat — nebenbei bemerkt, zwar in Anführungsstrichen, aber trotzdem nicht einmal im Wortlaut des echten Aufrufes) den Satz

> Es ist ja beileibe nicht die Sozialdemokratie, die diese Zerreißung besorgt, ach nein, das ist die „bürgerliche reaktionäre Masse".

Ob er diesen ganzen Satz als wörtliches Zitat aus dem „Vortrupp" ausgeben will oder nur als Inhaltsangabe aus dem „Vortrupp", darüber läßt er den Leser im Unklaren. Daß aber der ganze Satz mindestens eine Inhaltsangabe aus dem „Vortrupp" sein soll, das wird eben bewiesen durch den unmittelbar folgenden Satz: „Könnte **das alles***) nicht der Sozialdemokrat Heinrich Scharrelmann geschrieben haben?" Außerdem aber sind ja die Worte „bürgerliche reaktionäre Masse" in Anführungsstriche gesetzt, und damit ganz ausdrücklich als wörtliches Zitat aus dem „Vortrupp" gekennzeichnet. Hierzu ist nun lediglich zu sagen, daß diese ganze angebliche Wiedergabe aus dem „Vortrupp" — daß sie von dem Verfasser glatt aus dem Finger gesogen ist. In dem ganzen echten Aufrufe findet sich kein Satz, Satzbruchstück oder Wort, auf die der Verfasser sich stützen könnte. Und nirgends, aber auch nirgends in dem ganzen Aufruf (oder sonst irgendwo in irgendeinem Teile des „Vortrupp") sind die von dem Verfasser durch die Anführungsstriche als wörtliches Zitat aus dem „Vortrupp" gekennzeichneten Worte von der „bürgerlichen reaktionären Masse" zu finden.

Über die Person des Verfassers wissen wir nichts. Und es wird schwer sein, etwas über sie zu erfahren, denn Generalleutnant v. Liebert und Dr. Bovenschen, die er so unverantwortlich hineingelegt hat, sind natürlich durch den allgemein anerkannten Grundsatz des Redaktionsgeheimnisses gebunden, den Namen geheim zu halten.

Einige meinen, die Ermittlung der Person des Verfassers werde möglicherweise durch den folgenden Umstand erleichtert werden: Eine der Tageszeitungen, die auf die Fälschung hineingefallen sind, nämlich die „Hamburger Nachrichten", haben ihrem Abdrucke des

*) Fettdruck von mir. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aufsatzes das auffallende Kennzeichen **dz** vorangesetzt. Und dasselbe Kennzeichen **dz** kommt im „Heimatboten", („Unterhäuser Nachrichten") als Unterschrift des Aufsatzes vor, der hier ausdrücklich als eine Einsendung (also offenbar des **„dz"**), bezeichnet ist.

Was nun aus diesem Umstande zu folgern sein dürfte, entzieht sich meinem persönlichen Urteil, zumal mir der Kreis der Personen, die als Urheber solcher Fälschungen in Betracht kommen, nicht bekannt ist. Sach- und Personalkundige finden es aber vielleicht der Mühe wert, dieser Spur zu folgen; eine Ermittlung der Person des Verfassers und damit seine Beseitigung aus dem öffentlichen Leben Deutschlands wäre ja sicherlich wertvoll.

Außer den „Hamburger"- und den „Unterhäuser"-Nachrichten sind — nach unsren bisherigen Ermittlungen — noch die folgenden Zeitungen auf die Fälschung hineingefallen: Der „Anhaltische Staatsanzeiger", die „Koburger Zeitung", die „Hallesche Zeitung" und der „Zeitzer Anzeiger".

2. Wandervogel.

Welches die letzten Ziele des soeben behandelten Verfassers waren, ist mir unbekannt. Eines seiner Ziele ist aber zweifellos das gewesen, den Freideutschen Jugendtag zu stören. Das ist ihm auch nahezu gelungen. Es wäre ihm ganz gelungen, wenn — ja wenn die deutsche Jugend eben nicht die deutsche Jugend wäre:

Jeder Vortrupp-Leser kennt den „Wandervogel". Als eine der gewaltigsten Organisationen zur Ertüchtigung der deutschen Jugend stand er in seinen drei maßgebenden Verbänden (dem großen „Wandervogel E. V.", dem „Jung-Wandervogel" und dem „Österreichischen Wandervogel") selbstverständlich unter der Einladung zu dem Freideutschen Jugendtage. (Daß der [in seiner Leitung] alkoholfreundliche „Alt-Wandervogel" — als Verband — nicht unter diese Einladung und auf die Tagung gehörte, war selbstverständlich und ist von ihm selbst durch Nichtmitunterzeichnen und Fernbleiben anerkannt worden.)

Der soeben behandelte Verfasser hatte nun ganz richtig erkannt, daß er die Tagung auf dem Hohen Meißner sehr empfindlich stören könne, wenn es ihm gelinge, die Wandervogel-Organisationen von ihr abzusprengen.

Und er setzte an den Schluß seines Aufsatzes das Folgende:

---

*) Fettdruck von mir. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An sich wäre es gleichgültig, ob einige Grüppchen unklarer, jugendlicher Schwärmer sich da auf dem Hohen Meißner treffen. Aber man hat eine der größten Gruppen unserer Jugend mit hineingezogen, das ist der „Wandervogel". Sind die Leiter des „Wandervogels" blind gewesen, als sie diesen Aufruf ihrer Monatsschrift beilegten und so in die Hände unseres Nachwuchses gelangen ließen, oder wollen sie den „Wandervogel" bewußt politischen Strömungen in die Hände spielen, gegen die wir uns wehren müssen, um der Zukunft unseres Vaterlandes willen? Da muß allen vaterländisch Denkenden zugerufen werden: „Seid auf der Hut, achtet darauf, daß euch nicht die Jugend entwunden wird!"

Auch der Staat, der mit großen Mitteln in die Jugendpflege eingetreten ist, hat ein Interesse daran, daß seinen Absichten und Zielen hier nicht entgegengearbeitet wird.

Der Fettdruck dieses letzten Satzes rührt von mir her. Dieser Satz muß nämlich hervorgehoben werden; er enthält ja offensichtlich eine „Anzeige" gegen den Freideutschen Jugendtag an die Behörden, und die Drohung entsprechender „Anzeige" gegen den Wandervogel, wenn er sich nicht absprengen lasse. (Daß diese „Anzeige" und diese Drohung die Hauptzwecke des Verfassers waren, ist auch die Meinung eines bekannten Parlamentariers, der selbst Mitglied des „Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie" ist, über die Fälschung und die „Anzeige" aber genau so denkt wie ich. Ich bemerke das nach einem persönlichen Gespräche mit dem Herrn.)

Die „Anzeige" gegen den Freideutschen Jugendtag hatte zunächst Erfolg: Verschiedene Schulbehörden glaubten der Fälschung ohne weiteres. Ja, wie wir mit besonderem Bedauern vernommen haben, selbst ein Mann, wie der Polizeipräsident von Magdeburg, den doch die Leser des „Vortrupp" als einen besonders verständigen und für die Volksgesundheit scharf wachenden Mann kennen*), hat sich durch die „Anzeige" und die Fälschung gegen den Freideutschen Jugendtag beeinflussen lassen.

Unklar dagegen ist es noch, wie die Drohung (mit der „Anzeige" gegen die Wandervogel-Organisationen) gewirkt hat. Hier steht allerdings fest, daß der „Jungwandervogel" und der „Österreichische Wandervogel" sich um diese Drohung überhaupt nicht gekümmert haben. Fest steht dagegen andererseits auch, daß die Bundesleitung des „Wandervogel E. V." nach Veröffentlichung der Drohung ihre Unterschrift unter der Einladung zum Freideutschen Jugendtage zurückgezogen hat. Sie hat sogar, nach Erscheinen dieser Drohung, der „Täglichen Rundschau" mitgeteilt, die Unterschrift des

*) Vgl. Jahrgang 1912, Nr. 8, S. 251.

Wandervogel E. V. sei „nur durch ein Versehen unter die Einladung zum Freideutschen Jugendtage geraten"; und dieselbe Mitteilung hat der Gauleiter des Gaues Mark Brandenburg im „Wandervogel E. V." der „Kreuzzeitung" gemacht. Also: daß diese Dinge nach Veröffentlichung der Drohung geschehen sind, steht fest. Und auch das steht fest, daß auf dem Hohen Meißner allgemein die Meinung verbreitet war, diese Drohung sei der Grund für jenes Verhalten der Bundesleitung des „Wandervogel E. V." gewesen; das war, soweit ich es habe feststellen können, auch die Meinung sämtlicher Mitglieder des „Wandervogel E. V.", die dann doch (worüber ich gleich noch spreche) in großen Massen auf dem Freideutschen Jugendtage erschienen waren.

Nun, alle Vortruppleser wissen, mit welcher Energie der „Vortrupp" seit seinem Bestehen die Interessen des „Wandervogels" vertreten hat, und die deutschen Wandervögel wissen es auch. Wenn es noch eines besondern Nachweises dafür bedürfte, könnten wir ja auf den Aufsatz verweisen, den einer der bedeutendsten Führer im „Wandervogel E. V.", Walter Köhler, in unsrer Nr. 12 dieses Jahrganges geschrieben hat. Und als die ehrlichen Freunde und Förderer des Wandervogel-Gedankens und der deutschen Wandervögel, die wir sind, denken wir selbstverständlich nicht daran, die Bundesleitung des „Wandervogel E. V." auf diesen noch ungeklärten Tatbestand hin angreifen zu wollen. Wir sind nur, — bei dem Aufsehen, das jene Haltung der Bundesleitung in den weitesten Kreisen Deutschlands (nicht etwa nur in den Kreisen der Jugend) gemacht hat — verpflichtet, in diesem Zusammenhange die genannten Tatsachen festzustellen und zu berichten, wie diese Tatsachen bisher ausgelegt worden sind. Selbstverständlich steht der Bundesleitung des „Wandervogel E. V." in dieser Angelegenheit ein angemessener Raum im „Vortrupp" zur Verfügung.

Da nun aber einmal auf dem Hohen Meißner, und anderswo im Deutschen Reiche, allgemein die Meinung verbreitet war, das Zurücktreten der Bundesleitung des „Wandervogel E. V." vom Freideutschen Jugendtage sei auf jene Drohung zurückzuführen, so würde es dem Ansehen des „Wandervogel E. V." auf das schwerste geschadet haben, wenn sich die Mitglieder des „Wandervogel E. V." gegenüber dem Freideutschen Jugendtage auf denselben Standpunkt gestellt hätten, wie ihre Bundesleitung. Aber mit großer Freude stellen wir fest, daß das nicht geschehen ist, und daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daher jede Minderung des Ansehens des „Wandervogel E. V.", die aus dieser Angelegenheit hätte erwachsen können, glücklicherweise verhindert worden ist: **Die meisten Gaue des „Wandervogel E. V." (und ebenso fast alle seine Führer von Bedeutung) haben sich dem Beschlusse der Bundesleitung nicht gefügt und sind als eines der wichtigsten Elemente des Freideutschen Jugendtages von Anfang bis zu Ende seine Teilnehmer gewesen.** Auch haben sie auf dem Hohen Meißner gegen den Rückzug der Bundesleitung einen offiziellen Protest beschlossen und an die Bundesleitung abgehen lassen.

Die Drohung des Verfassers der Fälschung war damit an dem mutigen, gesunden Sinn der deutschen Jugend endgültig abgeprallt.

3. Weitere Unwahrheiten.

In ihrer Morgenausgabe vom 14. Oktober haben die „Hamburger Nachrichten" in einem Aufsatze „Zwei Jugendtagungen" ihren Lesern das Folgende erzählt:

> Wes Geistes Kinder die Freideutschen sind, verrät das Bekenntnis ihres Organs, des „Vortrupps". Dort wird jede patriotische Regung „im tiefsten Kern unmoralisch" genannt, weil die Erziehung zum Patriotismus eine Unterminierung von Gesittung und Kultur sei.

Unsre Leser wissen, daß diese Behauptung glatt erfunden ist. Niemals hat im „Vortrupp", niemals in irgendeinem seiner Teile oder Beilagen, niemals auch in irgendeiner Druckschrift, die mit dem „Vortrupp" in irgendeiner Verbindung steht, dies oder etwas Derartiges gestanden. **Daß es auch gar nicht darin gestanden haben kann, ist für jeden Kenner unsrer Richtung ohne weiteres klar.** Jemand, der auch nur eine Nummer des „Vortrupp" gelesen hat, müßte mehr als töricht sein, wenn er dieser Unwahrheit Glauben schenken würde. Um sie zu widerlegen, genügt ja unter anderm ohne weiteres der Hinweis auf unsre energische Arbeit für das Deutschtum in Österreich. Wir bitten unsre Leser, jedem, der ihnen einmal mit dieser Unwahrheit kommen sollte, Lehmanns Aufsatz „Das eiserne deutsche Prag" in Nr. 20 vom Jahrgang 1912 zu zeigen.

Die „Hamburger Nachrichten" sind selbstverständlich auf Grund des Preßgesetzes gezwungen worden, eine Berichtigung aufzunehmen. Außerdem wird gegen sie gerichtliche Bestrafung herbeigeführt werden; bei dem Charakter dieses Blattes (über den die Leser dieses

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aufsatzes gleich noch mehreres erfahren werden) erscheint uns jede andere Art der Behandlung zwecklos.

Ebenso wie gegen die „Hamburger Nachrichten" wird gegen die „Staatsbürger-Zeitung" verfahren werden, die die gleiche unwahre Behauptung, diesmal über die Kinderbeilage des „Vortrupp", aufgestellt hat —, es sei denn, daß die „Staatsbürger-Zeitung" sie noch in angemessener Form widerruft.

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten", die die Unwahrheit aus den „Hamburger Nachrichten" mit einem zustimmenden Einleitungssatze abgedruckt hatten, haben unsre Berichtigung nicht nur sehr loyal gebracht, sondern dabei auch in dankenswerter Weise ausdrücklich abgelehnt, mit den „Hamburger Nachrichten" identifiziert zu werden. In einem Privatschreiben an den „Vortrupp Leipzig" hatten sie jenen zustimmenden Einleitungssatz bereits bedauert.

Schade ist es, daß die bezeichnete falsche Nachricht auch im „Schwäbischen Merkur" und in den „Kieler Neuesten Nachrichten" gestanden hat. Da wir aber wußten, daß in den beiden Redaktionen besonders loyal gesinnte Männer sitzen, so haben wir uns in diesen beiden Fällen ohne Berufung auf das Preßgesetz einfach auf die Bitte beschränkt, die Sache richtigzustellen, was denn auch, wie wir es von diesen Männern erwartet hatten, ohne weiteres geschehen ist. (Der „Schwäbische Merkur" hatte sogar schon vor Empfang unsres Schreibens widerrufen.)

Schlechthin unverständlich bleibt die Leichtherzigkeit, mit der sich die „Lutherische Kirchenzeitung" in Leipzig zur fahrlässigen Mitverbreiterin dieser Unwahrheit gemacht hat (von ihr hat sie dann der „Reichsbote" übernommen). Männer unsrer lutherischen Kirche sollten wirklich das achte Gebot (und Luthers Erklärung dazu!) etwas besser beachten. Denn sie werden doch nicht bestreiten wollen, daß das „Afterreden und bösen Leumund machen" dort auch dann verboten wird, wenn es nicht aus Bosheit, sondern aus Leichtherzigkeit geschieht. Der Vorwurf, den wir diesen Herren zu machen haben, muß sie um so schwerer treffen, als die unvorsichtige Verbreitung der Unwahrheit in ihrer „Wochenschau" geschehen ist, also unter Umständen, wo eine besonders lange Zeit zur Prüfung und Erkundigung vorhanden war. Wir hoffen, daß die Herren das jetzt selbst einsehen und danach handeln werden; wir möchten ungern in die Lage kommen, sie erst durch das weltliche Gericht über die richtige Auslegung eines der zehn Gebote belehren lassen zu müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Die Hamburger Nachrichten.

Mit dieser in Hamburg erscheinenden Tageszeitung, die wir soeben bereits erwähnten, müssen wir uns in diesem Zusammenhange noch etwas eingehender beschäftigen. Ich bitte unsre Leser, darin nicht etwa eine „Hamburg-Simpelei" erblicken zu wollen: Wir sprechen hier von den „Hamburger Nachrichten", weil sie ein Preßorgan sind, das bei jeder Gelegenheit das Wort „deutsch" im Munde führt, sich aber dabei so verhält wie — ich es nunmehr zeigen werde.

Außerdem gab es auch eine Zeit — und sie liegt noch nicht einmal ganz weit zurück — wo die „Hamburger Nachrichten" tatsächlich eine Bedeutung hatten, die weit über die eines Hamburgischen Lokalblattes hinausging. Nach der Entlassung des Altreichskanzlers, des Fürsten Bismarck, stellten sie sich ihm nämlich für seinen Kampf gegen die Politik des Kaisers zur Verfügung. Und sie haben darin eine Treue geübt, die auch von denen anerkannt werden muß, die (wie ich) in jenem unseligen Kampfe innerlich auf seiten des Kaisers standen. Selbstverständlich haben die „Hamburger Nachrichten" damals von dem Fürsten Bismarck Mitteilungen und Informationen erhalten, wie sie bedeutender kaum einer andern Zeitung je zugegangen sind. Und das hat angedauert sogar über den Tod des Altreichskanzlers hinaus, nämlich bis zum Ableben des Fürsten Herbert Bismarck.

Seit dessen Tode allerdings ist die Bedeutung der „Hamburger Nachrichten", soweit sie nicht Hamburgisches Lokalblatt sind, stark zurückgegangen. Ganz verschwunden ist aber diese — über Hamburgs Grenzpfähle hinausreichende — Bedeutung der „Hamburger Nachrichten" doch auch heute noch nicht. Denn der alte Nimbus aus der Bismarckschen Zeit verfliegt nur langsam (wird auch von der Redaktion durch ständiges Anführen von Ansichten, die der Altreichskanzler über Fragen der heutigen Tagespolitik angeblich haben würde, nach Kräften aufzufrischen gesucht); dann sind die Redakteure geschickte Leute, die ein gutes Deutsch schreiben — und endlich besteht immer noch eine nicht unerhebliche Bedeutung für die ganze Handelswelt, besonders auch wegen der althergebrachten Schiffahrts-Annoncen.

Soviel zur Rechtfertigung dafür, daß wir uns mit den „Hamburger Nachrichten" besonders beschäftigen. Im übrigen ist aber das, was von ihnen zu berichten ist, sachlich nicht uninteressant.

Daß sie auf die Fälschung in der „Korrespondenz des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie" hineingefallen sind, habe ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bereits gesagt. Und ferner habe ich ja soeben erst von der Unwahrheit gesprochen, die sie über den Inhalt des „Vortrupp" verbreitet haben, und wegen derer sie vor Gericht werden Rede stehen müssen. Wovon nun weiter zu berichten ist, ist der Gesamtinhalt des Aufsatzes „Zwei Jugendtagungen", worin sich dieser letztere Angriff auf den „Vortrupp" befindet. Dieser Aufsatz steht, wie gesagt, in der Morgenausgabe der „Hamburger Nachrichten" vom 14. Oktober 1913.

Damit man ihn richtig würdigen kann, ist es aber notwendig, zunächst die beiden Berichte zu kennen, die die „Tägliche Rundschau" und die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" bereits am 11. Oktober über den Freideutschen Jugendtag gebracht hatten, und zwar besonders gebracht hatten über die Tätigkeit des „Vortrupp" auf dieser Tagung.

Die „Tägliche Rundschau" hatte unter anderm wörtlich gesagt:

> Die in deutsch idealem Geiste gehaltenen Ausführungen von **Popert, Paasche***), Avenarius und die des Vertreters des Österreichischen Wandervogels und des Deutschen Schulvereins drückten dem 1. Tage dieses Erinnerungsfestes deutscher Jugend den Stempel auf. Die widerspruchsvollen, unklaren Ausführungen Dr. Wynekens (Freie Schulgemeinde Wickersdorf), die sich in ganz bedenklicher Weise einem verwässernden und verweichlichenden Weltbürger-Idealismus näherten, fanden unter den anwesenden Führern und Vertretern so gut wie keinen Widerhall.

Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" hatte ebenfalls wörtlich berichtet:

> Was diese freideutschen Jungen wollten, ob sie es überhaupt zu gemeinsamen Zielen bringen könnten, die über die „Jugendkultur-Redensarten" des Aufrufs hinausgingen, mußte zunächst durchaus bezweifelt werden. Zusammen führte sie die Feindschaft gegen Salon und Kneipe, gegen Halsmanschetten und weibisch polierte Nägel. Viel weiter kamen auch die ersten Redner der Rundsprache nicht: Wieder „Jugendkultur", dieses Wort, das alles bedeuten kann und nichts bedeutet, und höchstens gemeinsame Erziehung, die die Frage „Wozu?" offen ließe. Nur eins war von Anfang an klar: begeisterungsfähig waren sie, wie es die deutsche Jugend nur je gewesen, und deutsch war ihre Begeisterung durch und durch. Die völkische Rede eines Volkserziehers aus dem Schwanerkreise fand begeisterte Aufnahme.
>
> Dann sprach **Dr. Popert, der Führer des Vortruppbundes***). Er sprach mit hinreißender Gewalt. Ein begeistertes, charaktervolles, freies und gesundes Deutschtum ist der Sinn seiner Worte. Daß sich Demokraten, Internationalisten und Kulturschwätzer hier Hoffnung auf einen großen Fischzug unter der Jugend gemacht haben, ist mehr als wahrscheinlich, aber der Fang ist ihnen mitsamt den Reusen davongeschwommen. Diese Jugend ist für sie noch lange nicht reif, und sie mag stolz darauf sein. Kant, Schiller

*) Fettdruck von mir. D. Verf.

und Fichte zog Popert als Schwurzeugen für den freien, deutschen Jugendidealismus an. Idealisten in ihrem Sinne wollen wir wieder werden, Ideologen von der Art, wie sie Napoleon vom Throne gefegt hat. Die Freiheit, die wir wünschen, soll nicht Freiheit sein für Übermenschen oder Pornographen. Deutsche Freiheit wollen wir. In der Mitte Europas, umringt von Gegnern, brauchen wir eine eiserne Manneszucht. Auf ihre strengen Gesetze soll sich unsere Freiheit gründen. Rassenhygiene soll der Gedanke sein, in dessen Dienst wir unsere Arbeit zusammenfassen, Rassenhygiene, bei der der Starke den Schwachen stützt und aufwärts führt. Frei wollen wir sein in ihrem Sinne, und frei in festen Gesetzen und Pflichten. Diese Worte sprach ein Erbe Paul de Lagardes, und wer gehört hat, wie sie wiederklangen, wer gesehen hat, aus welcher herrlichen Jugendbegeisterung heraus die freideutschen Jungen und Mädchen diesem Idealismus zujubeln, dem muß das Herz aufgegangen sein. Der trotzige alte Hanstein mag sich gewundert haben, als diese frischen, offenen Burschen in ihren malerischen Trachten von allen Seiten auf ihn zuwanderten, als die vielen Hunderte, für die Zimmer und Säle viel zu eng waren, im Hofe standen, zwischen den riesigen Mauern lauschend auf die Worte eines Ferdinand Avenarius, der sie eindringlich aufrief zu innerer Wahrhaftigkeit und immer wieder jubelnd in der Begeisterung deutscher Jugend, Kopf an Kopf gedrängt und auf allen Fensterbrüstungen, in allen Türöffnungen sitzend. Gewundert wird sich die alte trotzige Burg haben und gefreut aus innerstem Grunde, denn was hier redete und jubelte, war deutschestes Deutschtum, war die Begeisterungsgewalt, die unseres Volkes bestes Erbteil ist.

Daß sowohl die „Tägliche Rundschau", als auch die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" (von denen beide, besonders aber die letztere, der politischen Richtung der „Hamburger Nachrichten" nahestehen) in der Redaktion der „Hamburger Nachrichten" gehalten werden, das werden die Männer der „Hamburger Nachrichten" selbst nicht leugnen.

Nachdem diese beiden Berichte bereits am 11. Oktober erschienen waren — schrieben die „Hamburger Nachrichten", wie gesagt, am 14. Oktober, das Folgende:

Es sollte nur erklärt werden, warum der jungliberale Vertretertag, zumal er schon seit anderthalb Jahrzehnten die Partei kontrolliert und in seiner Weise auf dem rechten Wege hält, nicht mit der gleichen Spannung erwartet werden konnte, wie der Zauber, den uns die „Freideutsche Jugend" auf dem Hohem Meißner vorzuführen versprach. Hier nämlich handelt es sich um etwas Neues, eine Erscheinung sui generis; einen Vorgang, dem ein ernstes und entschiedenes Wort gebührt. Es sieht so aus, als könne die Forderung Lamprechts nach „Politisierung der Gesellschaft" nicht noch gröblicher mißverstanden werden. Was der Historiker damit sicher nicht gemeint hat, das ist das aktive Hervortreten der unausgewachsenen Jugend, die Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Staates unmittelbar nach dem Stimmwechsel und der anmaßliche Anspruch dieser Altersklassen, mit der Phraseologie von Grünspechten eine „Kulturbewegung" zur „Befreiung" der Jugend in die Wege zu leiten. Wir können uns im Gegensatz zu andern Blättern nicht dazu verstehen, das, was hier als „freideutsche Jugend" mit einem lärmvollen Arrangement an die Öffentlichkeit tritt und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Zuspruch heischt, als harmlos-unreife Verstiegenheit passieren zu lassen. Zwar soll sich das Gros dieser hypermodernen Bewegung aus Jugendbünden von 10- (zehn!) bis 18jährigen Mannschaften zusammensetzen. Aber an dem Hokuspokus auf dem Hohen Meißner haben sich auch die „deutsche akademische Freischar", der „deutsche Vortruppbund", die Bünde abstinenter Studenten, für „freie Schulgemeinden" u. a. m. beteiligt, während eine Organisation von dem reinen Idealismus des „Wandervogel" sich der Tagung bezeichnendermaßen fernhielt. Daß wir es hier mit allem anderen, nur nicht mit idealistischem und — unpolitischem Überschwang zu tun haben, beweist uns zur Genüge die Haltung der demokratischen „Frankf. Ztg.", welche dieser freideutschen Jahrhundertfeier einen „eigenen Reiz" attestiert. Ein Blatt von der politischen Bedeutung der „Frankf. Ztg." hat außerdem seine Gründe, wenn es diesen unschuldvollen Schwärmern einen Artikel von zwei Spalten an der Spitze des politischen Teiles widmet. Man braucht nach einer Erklärung nicht lange zu suchen. Wes Geistes Kinder die Freideutschen sind, verrät das Bekenntnis ihres Organs, des „Vortrupps". Dort wird jede patriotische Regung „im tiefsten Kerne unmoralisch" genannt, weil die Erziehung zum Patriotismus eine Unterminierung von Gesittung und Kultur sei. Aus dieser Gesinnung heraus hat man denn am Sonntag auf dem Meißnergebirge die allzu jugendlichen Schwurfinger erhoben: „Die freideutsche Jugend wolle aus eigener Bestimmung und eigener Verantwortlichkeit mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben selbst gestalten!" Wobei die Pointe in dem „selbst" liegt. Es waren immerhin 2000 Seelen, die solchergestalt die Emanzipation von der Schulzucht, von dem „Zwang" des Elternhauses und der akademischen Sitte einander gelobten. Ein im übrigen wohlwollender Kritiker hat den puerilen Rebellen doch das Shakespearewort zurufen zu sollen geglaubt: „Es hat sich da eine Brut von Kindern angefunden, kleine Nestlinge, die immer über das Gespräch hinausschreien und höchst grausamlich dafür beklatscht werden. Diese sind jetzt Mode." Wir haben Verständnis für diesen Humor. Aber mit ihm allein scheints uns hier nicht getan. Wir sehen in dieser Karikatur des Wartburgfestes eine bewußte Kontermine, gegen die mit so großem Erfolg ins Leben gerufene, staatliche Jugendfürsorge; eine Gegenaktion, deren demokratische Drahtzieher sich geschickt im Hintergrund halten und jene reinen Toren vorschicken, deren Mehrzahl vielleicht nicht einmal merkt, zu welchem Zweck sie mißbraucht wird. Eine Bewegung also, deren weitere Entwicklung nur der Aufmerksamkeit der Unterrichtsbehörden empfohlen werden kann.

Als Kritik dieser Auslassungen der „Hamburger Nachrichten" genügt ja eigentlich der bloße Hinweis auf die vorher angeführten beiden Berichte aus der „Täglichen Rundschau" und der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung". Vielleicht ist es aber doch noch der Mühe wert, auf einige Einzelheiten einzugehen:

Über die Tonart („Hokuspokus" „unmittelbar nach dem Stimmwechsel", „Phraseologie von Grünspechten", „puerilen Rebellen") ist lediglich festzustellen, daß sie die des Herrn Franz Mehring (in seinen früheren kräftigsten Zeiten) ist; auch Rosa Luxemburg handhabt die deutsche Sprache zurzeit mit ähnlicher Meisterschaft. Und betreffend das allgemeine Verhältnis dieses Berichtes zu den Tatsachen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nun, da genügt eben der Vergleich mit den beiden eben vorher zitierten Berichten der „Täglichen Rundschau" und der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung". Im einzelnen nur noch dies: Die Behauptung, daß der „Wandervogel" sich „fernhielt", widerspricht, wie schon dargelegt, der Wirklichkeit: der „Jung-Wandervogel" und der (deutsch-nationale!) „Österreichische Wandervogel" waren offiziell anwesend, und der „Wandervogel E. V." hatte seine zurückgewichene Bundesleitung desavouiert und war in den wichtigsten Gauen und in der Person der hervorragendsten Führer als eines der wichtigsten Elemente des ganzen freideutschen Jugendtages massenhaft anwesend. — Was über die „Frankfurter Zeitung" gesagt wird, ist schlechthin irreführend: Daß die „Frankfurter Zeitung" über eine vaterländische Tagung von der Bedeutung des Freideutschen Jugendtages nicht in dem Stile und in der Tonart berichten konnte, wie sie den „Hamburger Nachrichten" hier angemessen erschienen sind, das war bei dem hohen literarischen Range der „Frankfurter Zeitung" ja selbstverständlich. Aber in seinem wesentlichen Inhalte war dieser Aufsatz der „Frankfurter Zeitung" nichts weniger, als etwa ein Bekenntnis zu den Kräften, die auf dem Freideutschen Jugendtage gesiegt haben. Die „Frankfurter Zeitung" tut sachlich nichts weiter, als daß sie eine Lanze bricht für Wyneken und seinen nächsten Bundesgenossen Luserke, während sie gegen deren sachliche Gegner, nämlich eben die Herausgeber des „Vortrupp", ausdrücklich opponiert; nun war aber, wie bewiesen, als die „Hamburger Nachrichten" ihren Artikel schrieben, aus der „Täglichen Rundschau" schon genau bekannt, daß auf dem Freideutschen Jugendtage die Richtung Wyneken „so gut wie keinen Widerhall gefunden hatte". — Und wenn die „Hamburger Nachrichten" nun weiter die von ihnen ganz irreführend dargestellte „Haltung" der „Frankfurter Zeitung" mit einer Behauptung über ein „Bekenntnis" des „Vortrupp" begründen, die unwahr ist (und für die sie, wie gesagt, vor Gericht Rechenschaft zu geben haben werden), so ist das — was es eben ist. Und ebenso glänzend wirkt es, wenn dann diese unwahre Behauptung über das „Bekenntnis" des „Vortrupp" als Kennzeichen für die Gesinnung angeführt wird, aus der heraus die Freideutsche Jugend den ersten Punkt ihrer Resolution gefaßt habe. Dann die wundervolle Stelle in den „Hamburger Nachrichten" von den

> 2000 Seelen, die solchergestalt die Emanzipation von der Schulzucht, von dem „Zwang" des Elternhauses und der akademischen Sitte einander gelobten.

Man bedenke, das ist geschrieben worden, nachdem aus der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" schon drei Tage lang bekannt war, daß die ganze Tagung von vornherein im Zeichen der Worte gestanden hatte:

> In der Mitte Europas, umringt von Gegnern, brauchen wir eine eiserne Manneszucht. Auf ihre strengen Gesetze soll sich unsere Freiheit gründen. Rassenhygiene soll der Gedanke sein, in dessen Dienst wir unsere Arbeit zusammenfassen, Rassenhygiene, bei der der Starke den Schwachen stützt und aufwärts führt. Frei wollen wir sein in ihrem Sinne und frei in festen Gesetzen und Pflichten.

Ja, das muß man bedenken. Und wenn man dann noch mit dort oben gestanden hat, an dem gewaltigen Feuer — und Knud Ahlborns Feuerrede gehört hat mit ihrem Aufruf zur Todbereitschaft für Vaterland und Freiheit — und den brausenden Heilruf gehört hat, mit dem Tausende junger deutscher Menschen darauf antworteten — dann kann man so ungefähr ermessen, was für eine Seele in dem Manne der „Hamburger Nachrichten" stecken muß, der einer heiligen deutschen Begeisterung so — gerecht wird. Eins ist richtig: von einem akademischen Zwange will diese Jugend sich allerdings befreien, nämlich vom Trinkzwang. Daß das den „Hamburger Nachrichten" nicht paßt, wissen wir. Auf diese Gegnerschaft darf die Freideutsche Jugend nach den jetzigen Leistungen dieses Preßorgans ebenso stolz sein, wie sie es darauf ist, daß es in dieser Frage (die für die Zukunft unsres Volkes viel wichtiger ist, als alles vaterländische Gerede in den Spalten der „Hamburger Nachrichten") den Deutschen Kaiser zum Bundesgenossen hat.*) — Die Erzählung der „Hamburger Nachrichten" von den „demokratischen Drahtziehern", die sich „geschickt im Hintergrunde halten", ist ein Zeichen von so unbeschreiblicher Unwissenheit von dem Gegenstand, über den sie hier schreiben, daß es bei einem immerhin noch ziemlich verbreiteten Blatte wie in den „Hamburger Nachrichten" eigentlich zum Staunen reizt. Was aber die am Schlusse befindliche „Empfehlung" an die Unterrichtsbehörden angeht, so läßt sich von der nur sagen: Die Ausdrücke, mit denen diese „Empfehlung" zutreffend kritisiert werden könnte, liegen jenseits der Tonart, an die wir uns immerhin auch hier gebunden fühlen.

Wer nun etwa meint, mit dieser „Anzeige" sei nun wirklich der Höhepunkt der Leistung der „Hamburger Nachrichten" in diesem Falle erreicht, der wird mit Staunen sehen, daß er sich irrt. Es kommt noch ganz wesentlich besser:

---

*) Vgl. „Vortrupp" Jahrgang 1912, Nr. 1, S. 5ff.

Die Art, wie der eben von mir besprochene Aufsatz „Zwei Jugendtagungen" mit den Tatsachen umging, hatte bei Lesern der „Hamburger Nachrichten" — Lesern, die die Tagung auf dem Hohen Meißner mitgemacht hatten — einen Unwillen erregt, der sich recht energisch Luft machte. Ein Herr, der einem ausgesprochen deutsch-nationalen Verein angehört, sandte der Redaktion der „Hamburger Nachrichten", einen Gegenbericht ein und verlangte, daß der aufgenommen werde. Der betreffende Redakteur der „Hamburger Nachrichten" wollte nicht, aber dieser wirklich deutsche, steifnackige, Mann gab nicht nach, bis die „Hamburger Nachrichten" ihrerseits nachgaben. Sie brachten dann seinen Gegenbericht in ihrer Morgenausgabe vom 19. Oktober. Aus diesem Gegenbericht geben wir im folgenden das wieder, was den „Vortrupp" betrifft:

> Darum mußte die freideutsche Jugend zunächst Wyneken niederringen, und das ist für alle unbefangenen Beurteiler und wohl auch nach Wynekens eigenem Empfinden gelungen. Daß es gelang, ist vornehmlich das Werk von Ferdinand Avenarius, dem Herausgeber des Kunstwarts, **und der Vortruppleute Popert und Paasche*).....**)** In ihren Reden haben **aber diese beiden Männer**)** der Jugend die Aufgabe gezeigt, die sie mit Max von Gruber in dem Begriff der Rassenhygiene zusammenfassen. Unser Volk soll rassisch tüchtig sein, wenn es seine Stellung und seine Zukunft in der Welt behaupten will. Für Einzelheiten dieses rassenhygienischen Programms warb man nicht, aber der Gedanke siegte doch, daß wir ein körperlich und geistig starkes Volk werden müssen. Popert*) sagte: „Wir wollen nicht die „Freiheit" der Bodenwucherer, Pornographen und anderer Volksfreibeuter, wir wollen die deutsche Freiheit Theodor Fontanes, die Freiheit, die nicht gedacht werden kann ohne festes Gesetz, ohne festen Befehl."

Das mußten die „Hamburger Nachrichten" also, auf dringendes Verlangen aus ihrem eigenen Leserkreise, aufnehmen. Und dann schlugen sie ein Verfahren ein, wie es doch wohl nur bei ihnen anzutreffen ist. Sie versahen nämlich diesen Gegenbericht, den sie aufzunehmen gezwungen worden waren, mit einer Einleitung und mit einer Nachschrift. Die Nachschrift gestalteten sie folgendermaßen: Sie sagten darin:

> Dennoch aber können wir uns nicht entschließen, unser geäußertes Mißtrauen fahren zu lassen, **so lange die Herrschaften vom Vortrupp noch**

---

*) Fettdruck von mir. **D. Verf.**

) An dieser Stelle steht in dem Gegenberichte der — bedauernde — Satz: „In weiten nationalen Kreisen lehnt man den Vortrupp mehr oder weniger ab". Das ist ein Irrtum. Weite Kreise, die den „Vortrupp" ablehnen gibt es nur unter den Bodenspekulanten und Alkoholinteressenten. Außerhalb dieser Kreise sind nur die „Hamburger Nachrichten" unsere Feinde, und außer diesen möglicherweise noch ein paar Preßorgane ähnlichen Schlages. **D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mitwirken*). Eine Rede ist nicht maßgebend, sondern die **Gedankenwelt des Vortrupps***), die in seiner Zeitschrift andauernd zu Tage tritt. Und darum erscheint es geboten, daß nationale Männer, vor allem aber die verantwortlichen Hüter der Jugend, weiter dieser Bewegung ihre scharfe Aufmerksamkeit widmen.

Es wird hier also behauptet, daß die Gedankenwelt des „Vortrupp", die in seiner Zeitschrift andauernd zutage trete, in einem Gegensatz zu den Reden seiner beiden Herausgeber Popert und Paasche auf dem Hohen Meißner stehe, — zu den Reden, über die die „Hamburger Nachrichten" soeben die Wahrheit hatten berichten müssen. Ich stelle erstens fest, daß diese Behauptung eine Unwahrheit ist; wie jeder Leser des „Vortrupp" weiß, stimmt die Gedankenwelt des „Vortrupp" mit jenen Reden g a n z g e n a u überein. Ich könnte fast jeden Artikel, der bisher bei uns erschienen ist, zum Beweise dafür anführen; ich will mich beschränken auf einen Hinweis auf die Aufsätze „Wahl", „Der Vortrupp und die Frauenbewegung", „Ein Deutscher Volksrat", „Das Vaterland hat gerufen", „Wehrkraft und Rüstung", „Freideutsche Zukunft"**). **Ich stelle weiter fest, daß die „Hamburger Nachrichten" diese Unwahrheit ohne die allergeringste Unterlage — also mit einem Leichtsinn, der jeder Beschreibung spottet — in die Welt geworfen haben.***)**

Nach dieser bodenlos leichtsinnigen Unwahrheit der „Hamburger Nachrichten" **als Krone ihres ganzen Verfahrens das Folgende, das ich hiermit als von den „Hamburger Nachrichten" begangen vor aller Öffentlichkeit feststelle:** Es handelt sich um die Einleitung, die sie dem Gegenberichte hinzugefügt haben. Man vergegenwärtige sich noch einmal: Der Gegenbericht aus dem Leserkreise, den die „Hamburger Nachrichten" aufnehmen mußten, bezeichnete es vornehmlich als

das Werk von Ferdinand Avenarius **und der Vortruppleute Popert und Paasche**, daß es gelungen sei, Wyneken niederzuringen.

D. Verf.

*) Fettdruck von mir.

**) Jahrgang 1912, Nr. 2, 18, 22; Jahrgang 1913, Nr. 2, 15, 19.

***) Auf die Anfrage eines Lesers der „Hamburger Nachrichten" an deren Redaktion, wo denn ihr Beweismaterial über die angebliche antipatriotische Gesinnung des „Vortrupp" eigentlich stecke, **antwortete die Redaktion der „Hamburger Nachrichten"** (in einem Briefe vom 24. Oktober) wörtlich: **„Zu unserm „Bedauern können wir Ihre Frage wegen der Ausführungen des Vortrupps nicht „beantworten, da wir die Hefte dieser Zeitschrift nicht sammeln. Wir möchten „Ihnen empfehlen, sich mit der Frage an die Redaktion des Vortrupps Hamburg, „Carpenbeckstraße zu wenden."** — Der Brief ist in unsern Händen. D. Verf.

Die „Hamburger Nachrichten" aber leiten diesen Gegenbericht mit einer Einleitung ein, in der sie sagen, aus diesem Gegenberichte

„geht hervor, daß mit Erfolg der Versuch gemacht wor-
„den ist, die Bestrebungen des Herrn Wyneken **und der**
„**Vortruppleute** zu durchkreuzen" (**wörtlich**!)

(und durch dieses Durchkreuzen dann, wie der gleich folgende Satz ebenfalls wörtlich sagt)

„einen warmen nationalen Ton in die Veranstaltung zu
„bringen".

Also die Einleitung zu dem Gegenberichte behauptet über dessen Inhalt das strikte Gegenteil dessen, was dieser Inhalt enthält. Das kann zwei Gründe haben. **Entweder**: der betreffende Redakteur der „Hamburger Nachrichten" hatte, als er die Einleitung zu dem Gegenberichte schrieb, dessen (fünf Minuten vorher gelesenen) Inhalt schon wieder vergessen. **Oder aber: Dieser Redakteur hat in dieser Einleitung die Vortruppleute wider besseres Wissen herabgesetzt.** Der Leser mag selbst entscheiden, welche von beiden Möglichkeiten die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Und er möge dabei bedenken, daß die erstere Möglichkeit ein Maß von Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit voraussetzen würde, das schon bei einem mittelmäßigen Sekundaner nicht wahrscheinlich ist — daß aber die „Hamburger Nachrichten" durchaus in der Lage sind, sich ein technisch ausgezeichnet geschultes Redaktionspersonal zu halten, bei dem Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit bis zum Gegenbeweise überhaupt nicht angenommen werden dürfen.

Hervorzuheben ist dabei noch, daß der Schluß und die Einleitung zu dem Gegenberichte, in denen die leichtsinnige Unwahrheit und das — Schlimmere stehen, in erheblich größerem Drucke gesetzt sind, als der in der Mitte stehende Gegenbericht selbst, der die Wahrheit enthält; es haben also sicherlich eine ganze Menge Leser der „Hamburger Nachrichten" zwar die leichtsinnige Unwahrheit und das — Schlimmere, aber nicht die Wahrheit gelesen.

* * *

Wenn ich soeben gesagt habe, das Letztberichtete sei die K r o n e dessen, was die „Hamburger Nachrichten" in dieser Sache geleistet haben, so muß ich mich korrigieren. Die Krone ist erst das nunmehr Folgende:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachdem die „Hamburger Nachrichten" mit Hilfe des Preßgesetzes gezwungen worden waren, die Unwahrheit, wegen derer sie vor Gericht werden Rede zu stehen haben, zunächst wenigstens zu berichtigen, (was natürlich auch nicht ohne neue Angriffe gegen den „Vortrupp" abging), veröffentlichten sie in ihrer Abendausgabe vom 30. Oktober wörtlich das Folgende:

> **Patriotismus der Freideutschen.**
>
> Nachdem drei Herren vom Vortrupp in denkbar feierlichster Form durch eine Berichtigung in den Hamburger Nachrichten erklärt haben, daß eine Verurteilung des Patriotismus weder im Vortrupp noch „in irgendeiner Druckschrift, die mit dem Vortrupp in irgendeinem Zusammenhang steht", gestanden habe, werden wir auf eine Kundgebung „Freideutscher Jugendtag 1913" in der Zeitschrift Der Wanderer aufmerksam gemacht, in der zu lesen ist:
>
> „Vor allen Dingen hassen wir den unfruchtbaren Patriotismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich — oft auf Kosten der Historischen Wahrheit — rückwärts begeistert und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken." Und in einem andern Satz: „Vaterländische Erinnerungsfeste werden 1913 in großer Zahl gefeiert, aber noch fehlt das Fest der Jugend, die der Gegenwart zugewandt, im Gelöbnis der Tat die wahre Vaterlandsliebe bekunden will."
>
> Was man sich darunter vorstellen soll, wenn nicht die Politisierung der Jugend, ist dunkel. Jedenfalls aber läßt sich dieser Wortschwelgerei entnehmen, daß die sogenannte Jugendbewegung von vaterländischen Erinnerungsfesten nicht viel hält. **Ganz deutlich aber wird im zuerst angeführten Satz der Patriotismus als unfruchtbar, als Rückwärtsbegeisterung und ähnlich gekennzeichnet, und ausgesprochen, daß man ihn haßt. Das genügt*).**
>
> Und wer sind diese Hasser? Die Erklärung ist unterzeichnet von der Deutschen akademischen Freischar, vom Deutschen Bund abstinenter Studenten, Deutscher Vortruppbund**), Bund deutscher Wanderer, Wandervogel e. V., Freie Schulgemeinde Wickersdorf, Burschenschaft Vandalia Jena. War es nun nötig, daß der Vortrupp sich gar so kühn gegen die Bezichtigung, daß er den Patriotismus verurteile, verwahrte?

Wie liegt diese Sache nun in Wahrheit?

Die Zeitschrift „Der Wanderer" hat die „Kundgebung", über die die „Hamburger Nachrichten" sich hier entrüsten, im Septemberheft 1913 in der Tat veröffentlicht; die „Hamburger Nachrichten" hätten diese „Kundgebung" auch im „Vortrupp" finden können (in den „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" vom 16. August 1913; Beilage zum „Vortrupp" Nr. 16 von diesem Jahrgang). Die „Kundgebung" ist nämlich der erste Aufruf zum Freideutschen Jugendtage. Und wie lautet nun dieser Aufruf? Wörtlich so:

---

*) Fettdruck von mir. D. Verf.

**) Von den „Hamburger Nachrichten" gesperrt. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zusammenschluß der Jugend zu einem freideutschen Jugendtag*).

Mit Stolz gedenken wir der Begeisterung und der Taten, die vor hundert Jahren unser Vaterland aus tiefster Schmach erhoben haben*). Wir fühlen, daß vieles von dem, was die Dichter der Freiheitskriege besungen, was Fichte und Stein gesonnen und gewollt haben, heute noch der Erfüllung harrt. Aber wir fühlen auch, daß frische Kräfte sich in unserem Volke regen, die zu innerlicher nationaler Erneuerung drängen*). Vaterländische Erinnerungsfeste werden 1913 in großer Zahl gefeiert, aber noch fehlt das Fest der Jugend, die, der Gegenwart zugewandt, im Gelöbnis der Tat die wahre Vaterlandsliebe bekunden will**).

Schon einmal in der deutschen Geschichte — als die Burschenschaft gegründet wurde — hat die deutsche Jugend am Anfang einer Bewegung gestanden. Und wieder geht heute durch sie ein starkes Ahnen, ein festes Wollen des Kommenden. Ihr Selbst frei zu entwickeln, um es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen, ist die höchste vaterländische Aufgabe der Jugend**). Allem geschraubten und gezwungenen Wesen stellen wir Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Echtheit, Geradheit gegenüber; aller Engherzigkeit das ernste, freie Gefühl der Verantwortlichkeit! Statt des Strebertums aufrechte Überzeugungstreue! Statt der Blasiertheit Jugendfreude und Empfänglichkeit; Ausbildung des Körpers und strenge Selbstzucht statt der Vergeudung der Jugendkraft!

Wir blicken auf die Jugend der verwandten germanischen Länder, auf die Skandinavier, auf England, selbst auf Amerika. Ohne die Eigenart vornehmlich unseres akademischen Lebens aufgeben zu wollen, sehen wir in manchen seiner Formen Enge und geschichtliche Überlebtheit. Vor allen Dingen hassen wir den unfruchtbaren Patriotismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich — oft auf Kosten der historischen Wahrheit — rückwärts begeistert, und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken. Alle, für die das „Vorwärts" unseres Blücher gilt, mögen uns die Hand reichen**)! Im Oktober, auf dem Hohen Meißner bei Kassel wollen wir freideutsche Jugend uns verbrüdern zu gemeinsamer Arbeit! Heil deutsches Volk und Vaterland*)! Heil deutsche Jugend und Freiheit!

Dann folgen die von den „Hamburger Nachrichten" angegebenen Unterschriften, außerdem aber noch die folgenden, die die „Hamburger Nachrichten" weggelassen haben: Jungwandervogel, Österreichischer Wandervogel (deutschnational!), Germania, Bund abstinenter Schüler, Bund für freie Schulgemeinden, Landschulheim am Solling, Akademische Vereinigungen-Marburg und Jena, Serakreis-Jena.

Der gesamte Text, vor allem aber die Stellen, die ich habe fett drucken lassen, beweisen, daß es sich hier um ein feuriges Bekenntnis der deutschen Jugend zum vaterländischen Gedanken handelt. Und

---

*) Der Wortlaut dieser Überschrift ist den „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" entnommen. In der Zeitschrift „Der Wanderer" lautet die Überschrift: „Freideutscher Jugendtag 1913." D. Verf.

**) Fettdruck von mir. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie beweisen weiter, **daß der Verfasser dieses Artikels in den „Hamburger Nachrichten" den Satz des Aufrufes**

> Vor allen Dingen hassen wir den unfruchtbaren Patriotismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich — oft auf Kosten der historischen Wahrheit — rückwärts begeistert, und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken.

bewußt falsch auslegt, wenn er von diesem Satze sagt, in ihm werde ganz deutlich **der Patriotismus** als unfruchtbar, als Rückwärtsbegeisterung und ähnlich gekennzeichnet und ausgesprochen, daß man ihn haßt. Für jeden ehrlichen Menschen ist es vielmehr klar, daß in diesem Satze in diesem Zusammenhange der Ton auf dem Worte „unfruchtbaren" liegt, daß der Aufruf hier lediglich von **einer Art** des Patriotismus spricht, einer Art, die er als „unfruchtbar" bezeichnet. Der Aufruf macht ja nämlich mit einer Deutlichkeit, an der überhaupt nicht vorbeizukommen ist, einen Unterschied zwischen zwei Arten des Patriotismus: Die erste Art nennt er die „wahre Vaterlandsliebe". Sie ist ihm die, die sich in Taten*) äußert, deren Bekundung daher ein „Gelöbnis der Tat" voraussetzt. Die andere — entgegengesetzte — Art aber ist ihm derjenige Patriotismus, „der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich — „oft auf Kosten der historischen Wahrheit — rückwärts begeistert, „und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken". Diese Sorte von Patriotismus nennt der Aufruf unfruchtbar. Sie haßt er (weiß Gott mit Recht!). Zu der andern, der wahren Vaterlandsliebe aber ruft er auf „Alle, für die das ‚Vorwärts' unsres Blücher gilt".

Über diesen Sinn des Aufrufes ist für niemanden ein Zweifel möglich, der ihn gelesen hat. Der Verfasser des Artikels in den „Hamburger Nachrichten" hat aber den ganzen Aufruf gelesen, und nicht etwa bloß den einzelnen Satz, den er angreift: Denn erstens hat im „Wanderer", den er als seine Quelle angibt, nicht nur dieser einzelne Satz gestanden, sondern der ganze Aufruf. Und zweitens zitiert der Verfasser ja auch selbst noch mehr aus dem Aufrufe.

Mithin ist eben festzustellen, daß der Verfasser jenes Aufsatzes in den „Hamburger Nachrichten" die Auslegung, die er dem von ihm aus dem Aufrufe herausgerissenen Satze gibt, wider besseres Wissen ausgesprochen hat.

*) Wie wir vom „Vortrupp" uns diese Taten denken, das steht in meinem Aufsatze „Freideutsche Zukunft" in Nr. 19. — Er hat uns die herzliche briefliche Zustimmung Prof. v. Grubers eingetragen, eines Mannes, der allein drei Dutzend Preßorgane vom Schlage der „Hamburger Nachrichten" aufwiegt. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Die Tägliche Rundschau.

Wir bitten unsre Leser von vornherein, wenn sie beginnen, diesen Abschnitt zu lesen, ihre Stimmung zu ändern. Wir bemerken vorweg ganz ausdrücklich: wir denken gar nicht daran, die „Tägliche Rundschau" mit den „Hamburger Nachrichten" auf eine Stufe stellen zu wollen. Wir wissen, daß der Leiter der „Täglichen Rundschau", Herr Heinrich Rippler, einer der loyalsten Männer ist, die in der deutschen Presse arbeiten (mag man nun seine Meinungen und Tendenzen teilen oder nicht). Wie wir mit den „Hamburger Nachrichten" in dieser Sache zu verhandeln gedenken, haben wir bereits auf das deutlichste gesagt, nämlich vor Gericht. Was dagegen die „Tägliche Rundschau" angeht, so ist es, wie wir wissen, der Wunsch vieler, die sowohl den „Vortrupp" als auch die „Tägliche Rundschau" lesen, daß die „Tägliche Rundschau" einiges in ihrer Berichterstattung über den Freideutschen Jugendtag und über den „Vortrupp" richtigstellen möge. Wir glauben sicher, daß ein Mann wie Rippler ohne weiteres bereit sein wird, diesem billigen Verlangen zu entsprechen, und jedenfalls seinen Lesern über unsern Standpunkt in dieser ganzen Angelegenheit (nunmehr auch gegenüber dem Aufsatze in der „Korrespondenz des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie" und gegenüber den „Hamburger Nachrichten") zu berichten.

Ich will zunächst kurz feststellen, wie die Berichte der „Täglichen Rundschau" über den Freideutschen Jugendtag und den „Vortrupp" gelautet haben:

Das Erste, was ich vorfinde, ist ein Artikel vom 9. Oktober, der noch von der irrigen Voraussetzung ausgeht, die Gefolgsleute der seltsamen Zeitschrift „Der Anfang" seien irgendwie als maßgebend für den Freideutschen Jugendtag oder seine Einberufer anzusehen. Angesichts des vollkommenen Mißerfolges, den die Leute vom „Anfang" auf dem Hohen Meißner erlitten haben, kann dies wohl als erledigt gelten; die „Tägliche Rundschau" selbst ist auch nicht weiter auf diesen Gesichtspunkt zurückgekommen.

Als Zweites liegt eine Notiz vom 10. Oktober vor: „Der Wandervogel und der Freideutsche Jugendtag". Darin wird die obenerwähnte Haltung der Bundesleitung des „Wandervogel E. V." berichtet, und dann heißt es:

> Damit ist die Stellung des „Wandervogel E. V." zu Organisationen vom Schlage des „Vortrupp"*) aufs erwünschteste geklärt. Hoffentlich

*) Fettdruck von mir. D. Verf.

klärt sich auch noch manches zwischen den Gruppen, die wie der „Jungwandervogel", der „Bund Österreich. Wandervögel" und der „Bund Deutscher Wanderer" nach dem Hohen Meißner gegangen sind, und die doch wohl wirklich nichts mit dem Glaubensbekenntnis des „Vortrupp"-Führers*) zu tun haben, der jeden Patriotismus für eine intellektuelle Beschränktheit und für im tiefsten Grunde unmoralisch erklärt.

Aber schon am nächsten Tage, dem 11. Oktober, kommt dann vom Freideutschen Jugendtage der Bericht, den wir bereit angeführt haben:

Die in **deutsch idealem Geiste***) gehaltenen Ausführungen von **Popert, Paasche***), Avenarius und die des Vertreters des Österreichischen Wandervogels und des Deutschen Schulvereins drückten dem 1. Tage dieses Erinnerungsfestes deutscher Jugend den Stempel auf. Die widerspruchsvollen, unklaren Ausführungen Dr. Wynekens (Freie Schulgemeinde Wickersdorf), die sich in ganz bedenklicher Weise einem verwässernden und verweichlichenden Weltbürger-Idealismus näherten, fanden unter den anwesenden Führern und Vertretern so gut wie keinen Widerhall.

In diesem Berichte ist vorher ausdrücklich erklärt worden, Dr. Popert sei **der Führer der Vortrupp-Bewegung.**

Am Tage darauf (12. Oktober) kommt dagegen wieder ein Angriff. Er lautet so:

Der unmoralische Patriotismus. Eine Reihe von Anfragen aus unserm Leserkreise erkundigt sich damit, ob wirklich ein **„Vortrupp"-Führer***) es fertig gebracht habe, den Patriotismus als etwas Unmoralisches zu kennzeichnen. Um die Zweifel der Frager zu klären, stellen wir fest, daß dem in der Tat so ist. Und zwar handelt es sich dabei um ein Glaubensbekenntnis des Herrn Heinrich Scharrelmann, der die Kinderbeilage des „Vortrupp", des Organs des Deutschen Vortruppbundes, leitet und von dem das Bekenntnis stammt:

„Die Liebe zur engeren Heimat macht den Menschen unfrei.... Innerlich unfreie Menschen sind freilich auch äußerlichleichter zu regieren und zu knechten.... Wir Lehrer des Volkes aber haben zu tun, was in unsern Kräften steht, um die Unterschiede der Nationalität auszumerzen. Wir haben daher auch jeden Patriotismus zu bekämpfen, mag er eine Form annehmen, welche er will. Bewußte Erziehung zum Patriotismus aber bedeutet immer eine Unterminierung von Gesittung und Kultur im Volke, ist somit direkt unmoralisch. Jede patriotische Regung ist nämlich im tiefsten Kerne unmoralisch."

Man wird zugeben, daß jemand, der den Patriotismus ganz im Gegenteil hierzu für wichtigste Nahrung der Seele und Grundlage nationaler Kultur hält, ohne die Kultur überhaupt nicht denkbar ist, nur mit sehr gemischten Empfindungen den Urheber eines solchen Bekenntnisses als mitbestimmenden Leiter einer Organisation zur Ertüchtigung deutscher Jugend sehen kann.

---

*) Fettdruck von mir. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwei Tage später aber, am 14. Oktober, werden in dem großen „Eigenen Bericht" der „Täglichen Rundschau" die beiden **Vortrupp-Führer** Popert und Paasche wieder rühmend hervorgehoben, nämlich in den folgenden beiden Sätzen:

> Wenn man dieser Besprechung der Führer und Vertreter eine Überschrift geben kann, so liegt sie vielleicht am klarsten in der Frage **Paasches:***) Wie bleibt die freideutsche Jugend eine dauernde Gefahr für das Schlechte, das an unserm deutschen Volkstum nagt? ... Und das, was man in diesem Verantwortlichkeitsgefühl unter dem für unsere Zeit fast uferlos gewordenen Begriff der „Freiheit" versteht, das drückte **Popert***) am glücklichsten aus in seinen Ausführungen: „Wir wollen nicht die „Freiheit" der Bodenwucherer, Pornographen und anderer Volksfreibeuter, wir wollen die deutsche Freiheit Fontanes, die Freiheit, die nicht gedacht werden kann ohne festes Gesetz, ohne festen Befehl."

Ich will mich hier zunächst zu der Notiz „Der unmoralische Patriotismus" vom 12. Oktober äußern: Diese Notiz in der Täglichen „Rundschau" (aus der ja eine ganze Reihe kleinerer Sterne am deutschen Preßhimmel, wie „Apenrader Tageblatt", „Dresdener Anzeiger" u. dergl., in den letzten Wochen recht bedeutende Mengen des Glanzes bezogen haben, den sie dann auf ihre Leser ausgestrahlt haben) sagt es zwar nicht ausdrücklich, aber ihre Fassung läßt doch vermuten, daß das angebliche „Bekenntnis" von Heinrich Scharrelmann in der Kinderbeilage des „Vortrupp" gestanden habe. **Nun weiß zwar jeder Leser des „Vortrupp" ganz genau, daß dies oder etwas Derartiges nie in irgendeinem Teile des „Vortrupp" gestanden hat, und ebensowenig in irgendeiner Druckschrift, die mit dem „Vortrupp" in irgendeinem Zusammenhange stünde. Und jeder Leser und Kenner des „Vortrupp" weiß auch weiter, daß dies oder dergleichen nie im „Vortrupp" gestanden haben kann oder künftig stehen könnte, weil es mit den Grundtendenzen des „Vortrupp" im Widerspruch stehen würde.** Wir haben ja schon weiter oben gesagt: Wer das noch nicht weiß, dem könnte man einfach unsre scharfen Artikel für das Deutschtum Österreichs zu lesen geben; oder auch meinen allerersten Aufsatz „Realpolitik" oder Paasches „Wehrkraft und Rüstung", oder unsre fortwährend wiederholten Artikel für den Heimatschutz. Also Leser und Kenner des „Vortrupp" wissen das. Aber nicht alle Leser der „Täglichen Rundschau" wissen es, und deshalb war es dem Range einer Zeitung wie der „Täglichen Rundschau" wirklich nicht angemessen, hier so zu berichten, daß der Leser (besonders der schnell

*) Fettdruck von mir. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lesende Leser einer Tageszeitung) doch immerhin den Eindruck erhalten hat, es handle sich hier um ein Zitat aus der Kinderbeilage des „Vortrupp".

Nun aber zu dem Zitat selbst. Auch da muß ich zunächst ehrlich sagen: Ein Blatt vom Range der „Täglichen Rundschau" sollte dergleichen niemals ohne Quellenangabe zitieren. Schon aus dem Grunde sollte es das nicht tun, weil man, wenn man eine Sache nicht im Original nachprüfen kann, auch bei wörtlich richtigem Zitieren furchtbar ungerecht gegen den Verfasser werden kann: Es ist ja bekannt, daß man zum Beispiel durch ein wörtlich richtiges Zitat aus der Bibel beweisen kann, die Bibel sei atheistisch: Steht doch geschrieben: „Es ist kein Gott" — allerdings mit dem vorhergehenden Satze „Die Toren sprechen in ihrem Herzen:". Nun, ganz so liegt der Fall hier nicht. Aber doch darf ich sagen: Hier ist gegen Heinrich Scharrelmann eine furchtbare Ungerechtigkeit begangen worden.

Wenn ich das erklären und begründen will, so geschieht das wahrlich nicht deshalb, weil ich oder Paasche oder der „Vortrupp" uns für den betreffenden Aufsatz Scharrellmanns irgendwie verantwortlich fühlten oder verantwortlich zu fühlen brauchten; Von der Existenz dieses Aufsatzes hat keiner von uns bisher irgendetwas gewußt, und auch jetzt ist es uns nur mit Hilfe Scharrelmanns gelungen, den Aufsatz überhaupt zu finden. (Wir wissen jetzt allerdings, wo er steht; es wäre aber sehr interessant, einmal eine ehrliche Aufklärung darüber zu erhalten, wie viele von den Redaktionen es auch wissen, die sich in diesen Tagen über das angebliche „Bekenntnis" des „Vortrupp-Führers" erregt haben.) Und Gesinnungsriecherei zu treiben gegenüber irgend jemandem und vollends gegenüber unsern Mitarbeitern, lehnen wir als anständige Menschen grundsätzlich und mit aller Schärfe ab; wir zweifeln nicht, daß ein Mann von der Art Ripplers darin denkt wie wir. Daraus folgt: Was unsre Mitarbeiter im „Vortrupp" schreiben, dafür sind wir moralisch verantwortlich, und darum kümmern wir uns; was einer anderswo schreibt, mag das junkerlich, liberal, klerikal oder sozialdemokratisch sein, das geht uns nichts an. (Selbstverständlich, solange er nicht etwa Zitate fälscht; einen Mitarbeiter wie den im ersten Abschnitte dieses Artikels behandelten, würden wir uns unter allseitigem Beifall aus allen Parteien sehr entschieden verbitten.) Also das, was Hein-

rich Scharrelmann anderswo geschrieben hat (was das eigentlich ist, werden wir gleich sehen), geht uns vom „Vortrupp" überhaupt nichts an. Und auch nicht etwa mit der Begründung können wir dafür verantwortlich gemacht werden, daß Heinrich Scharrelmann (wie auch die „Tägliche Rundschau" es in der angeführten Notiz behauptet) ein „Vortrupp-Führer" sei: Heinrich Scharrelmann ist unser Mitarbeiter und wird es bleiben. Aber wenn von „Vortrupp-Führern" geredet werden soll, dann sind das ausschließlich wir beiden Herausgeber Popert und Paasche: Nirgends im „Vortrupp" kann ein Wort stehen, gegen das wir unser Veto einlegen; auch in der Kinderbeilage nicht, und daraus folgt: Auch wer die Kinderbeilage leitet (sei es Heinrich Scharrelmann oder wer sonst immer), steht auch dort unter unsrer Führung. Auch hiervon wird die „Tägliche Rundschau" loyalerweise sicherlich Notiz nehmen. Ebenso wohl auch davon, daß die Kinderbeilage des „Vortrupp" lediglich eine Sammlung von Märchen und Erzählungen ist, die dem kindlichen Verständnis angepaßt sind und schon deshalb keinen Raum für eine politische Tendenz irgendwelcher Art bietet. — **Wenn wir uns also zu dem Scharrelmannschen Aufsatze überhaupt äußern, so geschieht das nicht deshalb, weil wir ihn irgendwie zu vertreten hätten, sondern ausschließlich darum, weil wir, soweit unsre Macht reicht, dafür sorgen möchten, daß nicht ein prächtiger deutscher Mann in ein ganz falsches Licht gerät.**

Wer den Scharrelmannschen Aufsatz selbst liest, der wird das Folgende finden. Es handelt sich um einen kleinen „aktuellen" Aufsatz, der während der „Marokko-Krise" geschrieben ist. (Nebenbei bemerkt, also spätestens zu einer Zeit, wo noch kaum die zweite Nummer des „Vortrupp" versandt war.) Der Aufsatz Scharrelmanns stellt sich für meine Auffassung als eine Kampfschrift gegen die Personen dar, die damals (wie bekannt, entgegen der Politik des Kaisers) zum Kriege mit England drängten. Ich will gleich bemerken: Diese Tendenz des Aufsatzes, daß es nicht zum binnengermanischen Bruderkriege kommen dürfe, deckt sich völlig mit dem Standpunkte, den der „Vortrupp" eingenommen haben würde, wenn er sich zur Marokko-Krise geäußert hätte. Wir erklären mit aller Schärfe, daß wir uns kaum ein größeres Unglück vorstellen könnten, als wenn es damals zum Bruderkriege zwischen den beiden führenden Germanenvölkern gekommen wäre; wir halten es für ein weltgeschichtliches Verdienst unsres Kaisers, daß er damals allen Versuchen, das deutsche Volk

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in ein solches Unglück hineinzutreiben, widerstanden hat. — Scharrelmann bekämpft nun die damalige Kriegstreiberei sowohl vom vaterländischen als auch vom religiösen Standpunkte aus. Vom vaterländischen, denn er sagt:

> „Wie grenzenlos das Unglück, das durch einen modernen Krieg über unser Vaterland käme, sein würde, vermag sich überhaupt keine Phantasie auszumalen. Es würde nach jeder Hinsicht hin ans Ungeheuerliche grenzen."

Ich bemerke: ich weiß sehr wohl, daß es Menschen gibt, die — gleichfalls vom vaterländischen Standpunkte aus — zu andern Ergebnissen kommen. Aber jeder ehrliche Mensch muß zugeben, daß dieser Scharrelmannsche Standpunkt vom vaterländischen Gesichtspunkte aus ebenfalls möglich, und daß diese Scharrelmannsche Begründung jedenfalls vaterländisch gedacht ist. Und vom religiösen Standpunkte aus sagt Scharrelmann:

> „Würde zum Beispiel ein Krieg zwischen Deutschland und England oder Frankreich etwa eine Betätigung des christlichen Gebotes der Nächstenliebe bedeuten?"

Lassen wir den Wert dieses Arguments hier ganz aus dem Spiele (denn ich weiß, es gibt gute Christen, die auch vom christlichen Standpunkte aus den Krieg glauben begründen zu können); es kommt hier ja nur darauf an, zu zeigen, wie Scharrelmanns Gesinnungen wirklich sind.

In positiver Richtung predigt Scharrelmann in diesem Aufsatze ein „Schutz- und Trutzbündnis" der „Kulturvölker" zwecks „Förderung der Kultur". Und er betont dabei ganz ausdrücklich, daß die „Eigenart der Nation" dabei gewahrt werden müsse. Er sagt nämlich wörtlich:

> „Aber wo bleibt da die Eigenart einer Nation?" höre ich rufen. Haben der Schleswig-Holsteiner, der Rheinländer, der Schwabe etwas von ihrer Eigenart aufgeben müssen, als die letzten Bundesstaaten zum Deutschen Reiche zusammengeschweißt wurden? So wird auch keine Nation etwas von ihrer berechtigten Eigenart zu opfern brauchen, wenn sich die Völker Europas zu einem Staatenverbande zusammenschließen werden".

Ob ein solches „Schutz- und Trutzbündnis" heute noch als Utopie zu bezeichnen ist, oder nicht, darüber kann man streiten; ich möchte aber darauf hinweisen, daß auch ein Aufsatz im „Kunstwart" (dessen im besten Sinne deutsche Gesinnung kein vernünftiger, oder jedenfalls kein anständiger, Mensch bezweifeln wird), kürzlich in Ansehung der immer schnelleren Verkehrsmittel zu dem Ergebnis gelangt ist, es müsse einfach so kommen. Und ganz scharf wollen wir vom „Vortrupp" das Eine hervorheben, daß wir (mit Björnstjerne Björnson) ein solches Schutz- und Trutz-Bündnis wenigstens der germanischen Völker

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für ein Ziel halten, das aufs innigste zu wünschen ist; es ist das ja der gleiche Gedanke, der der Frithjofrede des Kaisers zugrunde gelegen hat.

Ja, all das Zitierte steht in dem Aufsatze Scharrelmanns. Und nun die Frage an die „Tägliche Rundschau" und ihren Leiter „Verdient ein Mann, der solche Gedanken entwickelt, „wirklich die Behandlung, die er auch von der „Täglichen Rundschau" erfahren hat?"

„Ja", wird man mir entgegnen, „wie kommen denn aber in einen „solchen Aufsatz (von dem wir gewiß zugeben müssen, daß er auch „recht Vernünftiges enthält) solche Sätze hinein, wie die, die wir „zitiert haben? Denn die stehen doch in dem Aufsatze?" Darauf erwidere ich zunächst: „Verehrte Herren, so, wie Ihr sie zitiert „habt, stehen die Sätze dort überhaupt nicht. Euer Zitat macht nämlich aus hinten vorn und aus vorn hinten, und schon dadurch wird „das Bild etwas verändert. Außerdem aber stehen zwischen dem „vorderen Teile (den Ihr nach hinten gesetzt habt) und dem hinteren „Teile (den Ihr nach vorn gesetzt habt) Ausführungen von fast einer „Druckseite, die das Meiste von dem enthalten, was ich soeben wiedergegeben habe, und die den Sinn der von Euch zitierten Sätze in einem „recht andern Lichte erscheinen lassen, als Euer Zitat es tut".

Aber immerhin — ich denke gar nicht daran, zu Scharrelmanns Gunsten irgendetwas verschleiern zu wollen — jeder Satz, den die „Tägliche Rundschau" anführt, findet sich irgendwo in dem Scharrelmannschen Aufsatze.

„Ja, aber um Gottes willen, wie kommt denn ein Mann, der „so verständige Gedanken entwickelt, — wie Du, Dr. Popert, sie eben „aus Scharrelmanns Aufsatz berichtet hast — dazu, in eben demselben Aufsatze solch offenbaren Unsinn zu reden?"

Meine Meinung ist diese. Zunächst: Scharrelmann gehört zu den Vielen, denen das Fremdwort „Pariotismus" dadurch verekelt worden ist, daß sich andauernd Leute, wie der im ersten Abschnitte dieses Aufsatzes behandelte Verfasser, ferner mancher Zeitungsmann, der im Ernstfalle hübsch zu Hause bleibt, als berufene Hüter des „Patriotismus" aufspielen. Das Fremdwort „Patriotismus" (das übrigens wirklich durch das sehr viel schönere schlichte deutsche Wort „Vaterlandsliebe" ersetzt werden sollte) bedeutet für sein Ohr nichts andres mehr als „Chauvinismus". Und nun, bitte: Setzt in das Zitat der „Täglichen Rundschau" überall da, wo „Patriotismus" steht, nunmehr „Chauvinismus", dann wird

das meiste jener Sätze von jedem anständigen Menschen ohne weiteres unterschrieben werden. — Allerdings, daß Scharrelmann das so auffaßt, das ist die Meinung von uns, die wir ihn näher kennen. Das tun aber naturgemäß die wenigsten. Und Scharrelmann, der uns, schon gleich auf unsre erste Erkundigung, über das Zitat in der „Täglichen Rundschau" wörtlich schrieb:

„Es sind aus dem Zusammenhange gerissene Sätze, die natürlich meine Anschauungen nicht richtig wiedergeben können"*)

war doch mit unserm öffentlichen Leben und seiner Tonart genau vertraut. Er mußte daher von vornherein wissen, daß ihm diese Sätze aus dem Zusammenhange würden gerissen werden, daß sie bei der Hast des Betriebes der Tagespresse ohne Prüfung durch die Zeitungen geschleift werden würden, und daß sie unter Umständen selbst in vornehme Organe von der Art der „Täglichen Rundschau" getragen werden könnten. Das mußte Scharrelmann wissen, und schon deshalb mußte er sich deutlich ausdrücken. Und wenn er „Patriotismus" geschrieben hat, wo er Chauvinismus meinte, **so war das eine sehr gefährliche Ungeschicklichkeit, die zu vertreten ich keinerlei Veranlassung habe.** Es ist aber doch ein höllischer Unterschied, ob jemandem eine Ungeschicklichkeit vorzuwerfen ist (mag sie auch so groß sein, wie sie es zweifellos in diesem Falle ist) oder aber eine Gesinnung, wie sie aus dem Zitate in der „Täglichen Rundschau" zunächst hervorzugehen scheint.

Und weiter: auch das will ich nicht verschleiern, daß **auch so** in den fraglichen Sätzen immerhin sachlich ein Rest bleibt, den ich für schlechthin verkehrt halte: Der Satz „Die Liebe zur engeren Heimat macht den Menschen unfrei" ist meiner Überzeugung nach einfach unrichtig und paßt auch gar nicht zu dem Wunsche nach Erhaltung der Eigenart der Nation, den Scharrelmann in demselben Aufsatze ausspricht. Ja, sogar noch außerhalb der Zitate, die die „Tägliche Rundschau" gibt, enthält der Aufsatz vieles, was ich ganz gewiß nicht unterschreiben würde, und Hans Paasche ebensowenig.

Alles in allem: ich sehe in diesem Aufsatze Scharrelmanns ganz gewiß kein Meisterstück; sondern einen Aufsatz, der bei aller Anerkennung seiner Tendenz, den Krieg zwischen den beiden germanischen Brudervölkern zu verhindern, dennoch sehr viel besser ungeschrieben geblieben wäre. Wer in so wichtiger Sache das Wort ergreift, und über so schwierige Dinge, wie Patriotismus und Chauvinismus, Zusammen-

*) In Scharrelmanns Briefen gesperrt. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schluß der Kulturvölker usw. zur Öffentlichkeit spricht: der muß es schon im Interesse der Sache vermeiden, einen Aufsatz zu schreiben, der so viele innere Widersprüche aufweist, wie dieser Aufsatz Scharrelmanns — einen Aufsatz, der soviel Gelegenheit zu Angriffen bietet, die den sachlichen Inhalt des angegriffenen Aufsatzes ganz unerkennbar werden lassen, weil sie einzelne unglückliche Ausdrucksformen fassen können.

Das ist meine Ansicht über jenen Aufsatz Heinrich Scharrelmanns. Ich meine, sie ist „ohne Hörner und Zähne". Das Ergebnis ist also kurz zusammengefaßt dies: Der Schriftsteller Heinrich Scharrelmann ist einmal entgleist, recht erheblich entgleist, wozu jeder Schriftsteller, sei er auch einer vom unbestrittenen Range Scharrelmanns, gelegentlich das Recht hat. Der Charakter Scharrelmanns aber — auch sein Charakter als deutscher Mann — bleibt völlig unangetastet. **Und wer etwa darauf gehofft hat, wir vom Vortrupp würden ihn angesichts dieser Angriffe auf ihn feig fallen lassen, der hat sich geirrt.**

Von der „Täglichen Rundschau" dürfen wir erwarten, daß sie unsern Standpunkt (mit unsrer Begründung) zur Kenntnis ihrer Leser bringt.

Und des weiteren hätten wir in unsrer — wie immer wieder zu betonen, rein sachlichen — Auseinandersetzung mit der „Täglichen Rundschau" noch kurz das Folgende zu sagen:

Es war nicht recht, daß sie in ihrer Notiz vom 10. Oktober, in der Weise, wie es dort geschehen ist, von „Organisationen vom Schlage des Vortrupp" und vom „Glaubensbekenntnis des Vortrupp-Führers" gesprochen hat. Schon um deswillen nicht, weil unter dem „Vortrupp-Führer" kein Mensch jemanden anders verstehen konnte, als entweder Popert oder Paasche. Es war — abgesehen von allem andern, was wir eben zum „Fall Scharrelmann" gesagt haben — auch nicht recht, daß sie, nachdem sie am 11. Oktober über meine und Paasches Ausführungen auf dem Freideutschen Jugendtage schon richtig berichtet hatte, am Tage darauf den „Fall Scharrelmann" doch noch benutzte, um den „Vortrupp" anzugreifen. Und nachdem durch ihren eigenen großen Bericht vom 14. Oktober nun doch wirklich — auch für die Schriftleitung der „Täglichen Rundschau" selbst — endgültig klar gestellt war, in welchem Sinne die Vortrupp-Herausgeber auf dem Hohen Meißner gewirkt hatten, wäre es wirklich nicht zu viel gewesen, wenn die „Tägliche Rundschau" nunmehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Weg gefunden hätte, ruhig zu erklären, daß sie durch ihre Notizen vom 10. und 12. Oktober dem „Vortrupp" unrecht getan hatte.

Nun, wir zweifeln nicht daran, daß das noch jetzt geschehen wird.

6. Die Parteien und wir.

Um alle Mißverständnisse auszuschließen, die in diese Angelegenheit durch ihre Behandlung in einem Teile der deutschen Presse*) teils absichtlich, teils unabsichtlich hineingetragen sind, sprechen wir hier noch einmal ausdrücklich aus, welches die Stellung des „Vortrupp" zu den politischen Parteien von heute ist. Für unsre Leser ist das zwar nicht nötig, denn wir haben das ja in unsern beiden Aufsätzen „Wahl" (Jahrgang 1912, Nr. 2) und „Freideutsche Zukunft" (Jahrgang 1913, Nr. 19) bereits mit größter Deutlichkeit gesagt. Und wer das Folgende liest und wem es dann irgendwie unverständlich scheint, den bitten wir, jene beiden Artikel, oder doch den letzten der beiden, sich freundlichst beschaffen und sie lesen zu wollen.

Also: Wir sehen in den politischen Parteien von heute im wesentlichen rein wirtschaftliche Interessenvertretungen unter politischen Namen. Unsrer Meinung nach deckt heute der politische Name „konservativ" im wesentlichen die Interessen der Großgrundbesitzer, der Name „nationalliberal" die Interessen der reichen Industriellen und der Großkaufleute. Der Name „Fortschrittler" die Interessen der meisten andern Kaufleute (besonders auch der Fondsbörse) sowie eines großen Teiles des städtischen Mittelstandes und der Gastwirte. Der Name „sozialdemokratisch" die Interessen der Lohnarbeiter. (Die einzige Ausnahme erblicken wir vorläufig noch in der Zentrumspartei; nur bei ihr ist der Mörtel, der sie zusammenhält, noch eine politische Gesinnung, der „Klerikalismus".)

Wir erkennen den Kampf, den diese verschiedenen wirtschaftlichen Interessenvertretungen miteinander führen, als solchen als berechtigt und notwendig an. Wir verwerfen es aber, daß die Kämpfenden, die um wirtschaftliche Vorteile ringen, dabei immer noch die ganz irreführenden politischen Flaggen führen. Und wir

*) Aber nur in einem Teile, und nur im kleineren! Wie vortrefflich ist z. B. — trotz eines Mißverständnisses, das gerade mich betrifft — der Bericht der „Post" Von der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" war schon die Rede. Wie fein haben die verschiedenen Berichte Otto Corbachs gewirkt. Und ja nicht zu vergessen: Jeder Vortruppleser und überhaupt jeder Freideutsche sollte es für eine Ehrenpflicht der Dankbarkeit halten, sich die Nummer der „Danziger Zeitung" vom 21. Oktober zu beschaffen und sie zu verbreiten. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wünschten dementsprechend, daß das, was Geschäft ist, allerseits auch ehrlich Geschäft genannt werde und nicht mehr unter tausend Phrasen versteckt werden möge, die diese Ringer um wirtschaftliche Güter teils von Vaterland, teils von Freiheit machen.

Wir lehnen es auf das allerentschiedenste ab, in diesem Kampf der wirtschaftlichen Interessen unsrerseits irgendwie Patrei für oder wider zu ergreifen. Denn das ist nicht unsre Aufgabe. Wir haben vielmehr (zusammen mit Organen wie der „Kunstwart" und der „Volkserzieher") dafür zu arbeiten, daß, bei aller notwendigen Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen, richtunggebend für unser öffentliches Leben wieder ein Ideal werde. Wir glauben absolut nicht daran, daß irgendeine der heute bestehenden Parteien die Fähigkeit hätte, dies Ideal aufzurichten. Was wir uns unter diesem Ideal vorstellen, und wo wir den Weg sehen, es zu erreichen, das möge man in den genannten beiden Aufsätzen nachlesen.

Wir halten es weiter für eine Selbsttäuschung (wenn auch für eine Selbsttäuschung, die einem edlen Gefühl entspringt), wenn heute noch der „Konservative" oder der „Nationalliberale" seine Partei für besonders vaterländisch und seine Gegner für mehr oder weniger vaterlandslos hält — genau so, wie wir es für eine Selbsttäuschung halten, wenn umgekehrt der „Fortschrittler" oder der „Sozialdemokrat" sich selbst besonders freiheitlich und die andern reaktionär nennt. Unsrer festen Überzeugung nach vertritt in Wahrheit keine dieser vier Parteien heute etwas anderes, als eben ein bestimmtes wirtschaftliches Interesse, das als solches im Parlament notwendig vertreten sein muß, das aber mit Vaterland oder Freiheit genau so viel zu tun hat wie mit den Mondgebirgen. —

Deshalb kann man auch sehr freiheitlich gesinnt und doch bei den Konservativen parteipolitisch organisiert sein, und ebenso kann man sehr vaterländisch gesinnt sein, und sich parteipolitisch dennoch Sozialdemokrat nennen. (Auch sind Vaterland und Freiheit, Gott sei Dank, keine Gegensätze!)

Darum denken wir gar nicht daran, uns etwa an dem angeblich „freiheitlichen" Kampf zu beteiligen, der gegen die „Junker" inszeniert wird, oder an dem angeblich „vaterländischen" Kampf, der gegen die Sozialdemokratie geführt wird. **Daß im Vortrupp nicht Propaganda gemacht werden darf für sozialdemokratische Parteiziele, versteht sich genau so von selbst, wie daß bei uns nicht für fortschrittliche, klerikale oder konservative Parteiziele geworben**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden darf. Deshalb ist es uns auch ganz gleichgültig, ob sich einer unsrer Mitarbeiter oder Leser persönlich etwa hochkonservativ oder auch Sozialdemokrat nennt; im „Vortrupp" findet er keine Gelegenheit, diesem Teil seiner Gesinnung Ausdruck zu geben. **Wir wünschen Leser und Mitarbeiter aus allen Parteien, auch Hochkonservative, auch Sozialdemokraten.**

Wir glauben, daß, wenn es überhaupt irgendeinen Standpunkt gibt, der die Bezeichnung „vaterländisch" verdient, es dieser ist. Denn wir können uns gar nichts „Vaterlandsloseres" denken, als das Zerreißen des Volkes durch die politische Verhetzung. Mag die nun unter dem Gesichtspunkte des „Klassenkampfes" betrieben werden, oder unter dem Vorgeben, daß vier Millionen deutscher Männer (nebst ihren Familien) eigentlich gar nicht mehr zum deutschen Volke zu rechnen seien. **Wir wollen helfen, zu hindern, daß infolge dieser Verhetzung von links und rechts das deutsche Volk schließlich in zwei feindliche Völker auseinanderfällt. Es gibt eine „Vaterlandslosigkeit von links", ganz gewiß; aber auch eine „Vaterlandslosigkeit von rechts". Und wir bekämpfen beide.**

Aber keine von diesen beiden „Vaterlandslosigkeiten" ist eine Eigenschaft aller oder auch nur der meisten Mitglieder irgendeiner der heute bestehenden Parteien. —

Und dann gibt es auch, Gott sei Dank, ein Deutschtum jenseits der Parteien und der Parteiverhetzung von heute. Unter dem Zeichen dieses Deutschtums, des Deutschtums der Werdenden, suchen wir zu sammeln. Wenn Avenarius auf dem Hohen Meißner beklagt hat, daß dort nicht auch die nationalen Jungdeutschlandbünde und die sozialdemokratischen Jugendbünde gewesen seien, dann sind wir von Herzen seiner Meinung. Wir sind stolz darauf, daß bei uns im „Vortrupp" (als Bebel noch lebte) mit aller Schärfe und Klarheit ausgesprochen worden ist: „Wir halten Herrn v. Heydebrand und Herrn Bebel (trotz aller Mängel, die sie als Sterbliche selbstverständlich haben), alle beide für hervorragende Männer, die das Deutschtum unsrer Zeit alle beide nötig hat".

Wer sich daran stößt, weil er eben kein deutsches Volk mehr kennt, sondern nur noch verhetzte Parteien,

nehme sich den, wer mag,
zum Vortrupp taugt er uns nicht.

Hermann Popert.

Was andre sagen

„Gartenstadt", Mitteilungen der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft. (Schriftleiter: E. Behnisch, Gronauer Wald b. Bergisch-Gladbach.) 7. Jg. Heft 10.

Ernste Jubiläumsjahr-Gedanken. Von E. B.

„. . . Von den 5 Milliarden unsers jährlichen Zuwachses an Volksvermögen wird über die Hälfte vom Baugewerbe in Anspruch genommen, denn wir sind ein Volk, das jährlich um 8—900 000 Seelen wächst. Etwa 100 Milliarden Mark sind heute schon in Wohnungsbauten angelegt, und das Baugewerbe ist das zweitgrößte Gewerbe, das nur von der Stahl- und Eisenindustrie übertroffen wird. Wir sehen also, einen wie außerordentlichen Teil unsrer Volkswirtschaft all das ausmacht, was mit dem Bauen und Wohnen zusammenhängt. All diese Milliarden nun fließen dem Baugewerbe zu, hauptsächlich durch fünf Quellen: die Sparkassen, die Hypothekenbanken, die Versicherungsinstitute, die Großbanken, die Privatkapitalisten.

Die Sparkassen haben zurzeit etwa 12 Milliarden Mark in Hypotheken angelegt, die Hypothekenbanken rund 11 Milliarden, die verschiedenen Versicherungsinstitute rund 5 Milliarden. Die Sparkassen liefern zur Wohnungserstellung jährlich etwa 400 Millionen Mark, eine Summe, die größer ist, als das von den Hypothekenbanken kommende Kapital, während die Landesbanken, Landesversicherungsanstalten, Lebensversicherungsinstitute, Stiftungen und Fonds zusammen nur rund 200 Millionen beisteuern.

Diese Zahlen zeigen, welchen gewaltigen Anteil die zu Milliarden angesammelten Ersparnisse der Arbeiter, Angestellten, kleinen Beamten und dgl. ausmachen! Denn nicht nur die Milliarden der Sparkassen stammen aus ihren Taschen; auch die über 10 000 Millionen Mark Hypothekenpfandbriefe sind zum nicht geringen Teil von kleinen und mittleren Sparern gekauft.

Die Art und Weise nun, wie diese Riesensummen zum Wohnungsbau verwendet werden, sei mit einer einzigen schrecklichen Zahl beleuchtet: in einem einzigen Jahre sind als natürliche Folge des Kreditgeschäfts unsers Hypothekengroßkapitals 291 Millionen Mark Bauhandwerkerforderungen ausgefallen!

Das Schlimmste aber ist, daß alle diese Milliarden zum größten Teil zum Bau von Mietskasernen, zur Verteuerung und Überschuldung des städtischen Bodens dienen. Dafür wieder nur eine furchtbare Zahl: von den 11 Milliarden, die Ende 1912 die sämtlichen deutschen Hypothekenbanken unter ihren Aktiven aufführen, entfällt der bei weitem größere Teil auf Berlin. Also über die Hälfte der aus dem ganzen Reiche zusammengesaugten kleinen Kapitalien steckt in Berliner Mietskasernen, in Berliner Spekulationsterrains!

Bei den Versicherungsgesellschaften ist das Verhältnis ähnlich. So entfielen z. B. nach dem Bericht des Aufsichtsamtes für Privatversicherung bei den Lebensversicherungsgesellschaften selbst im Jahre 1911, das schon im Zeichen der Baukrisis stand, immer noch 58,6% aller Neuausleihungen auf Berlin und Vororte!

Bei den Großbanken ist das Verhältnis noch krasser . . . . . .

Der Berliner Baumarkt ist mit Hypothekenkapital gedüngt, das im ganzen Reiche gesammelt wird, wodurch Hunderttausende braver deutscher Staatsbürger aus Ahnungs- und Einsichts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

losigkeit in fahrlässiger Weise zu Helfershelfern an dem grausigen Berliner Mietskasernenelend werden!

Und endlich die riesigen Kapitalien der Sparkassen und der kleinen und mittleren Privatkapitalisten! Auch sie werden vorzugsweise in großen Etagenhäusern auf teurem Boden angelegt.

Dieses Wohnungssystem aber züchtet eine die Wohnungskonsumenten immer einflußloser machende Bodenspekulation und eine steigende Verschuldung des deutschen Bodens, die schon heute an 80 Milliarden beträgt und jährlich um $1^1/_4$—$1^1/_2$ Milliarden Mark wächst und damit ständig mehr unsre Volkswirtschaft belastet, die Kaufkraft unsrer Löhne vermindert, die Lebensmittelpreise und Mieten steigert. In den meisten Städten frißt die Grundrente ein Drittel der Miete fort, trotz der intensiven Überbauung des Bodens. Unsre ständig steigenden Mieten treiben zugleich auch die Preise des noch unbebauten Bodens in die Höhe und verteuern künftigen Mietern und noch ungeborenen Geschlechtern das Wohnen und Arbeiten.

Je schlimmer aber diese Zustände werden, um so weniger Hoffnung bleibt, daß die Entwicklung wieder in gesunde Bahnen zurückgeleitet werden könne. Die tollen Zustände auf dem Berliner Baumarkt müssen alle, die glauben, daß der „gesunde Menschenverstand" hier siegen werde, eines andern belehren. Es ist nicht übertrieben, wenn der Kgl. Baurat Weiß davon sagt: ‚Eine einzige unglückliche Schlacht würde die hochgeschraubten, eingebildeten Bodenwerte — trotz der staatlichen Sanktionierung durch das Grundbuch — mit einem Schlag zunichte machen, und die Einbußen, die unsre Volkswirtschaft dadurch im Innern erführe, würden alle bisher in einem Kriege jemals zur Zahlung gekommenen Kriegskosten weit in den Schatten stellen!' . . . . . "

Neckarzeitung. (Schriftleiter: Dr. Theodor Heuß, Heilbronn) vom 11. Oktober 1913.

Bravo!

„Der bedeutenden schwäbischen Dichterin Frau Auguste Supper wurden für die Verfilmung ihres Romans „Die Mühle im kalten Grund", der im Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn erschienen ist, 50 000 Mark von einer Filmgesellschaft geboten. Frau Supper hat dieses Angebot jedoch aus ideellen Gründen abgelehnt.

Man möchte dieses Verfahren gerne einigen der Berliner Literaturgrößen . . . . . zur Nachfolge empfehlen. Wir sind, da wir Frau Supper kennen, von ihrem Entschluß nicht überrascht; er entspricht ihrer vornehmen Auffassung der Kunst und es wäre unausdenkbar, daß sie aus Geldspekulation ihre Kunst einer Finanzgesellschaft ausliefert. Aber wir danken ihr doch herzlich und aufrichtig für dieses Beispiel einer echten Kunstgesinnung. Ihr Werk ist zu gut, um ein Sensationsartikel zu werden — es wird auch ohne Plakatreklame seinen Weg weiterhin machen."

Rund um uns

Zur Frage des Greifswalder Kaiserkommerses (Vgl. „Vortrupp" II Nr. 18, S. 546—556) hat der Deutsche Bund abstinenter Studenten auf seinem Bundestage am 14. Oktober d. J. in Leipzig Stellung genommen. Der Bundestag

richtete an den Rektor der Greifswalder Universität, Herrn Geh.-Rat Prof. Dr. jur. Stampe den folgenden Brief:

Ew. Magnifizenz!

Der Deutsche Bund abstinenter Studenten hat auf seinem Bundestage zu Leipzig vom 14. Oktober 1913 beschlossen, Ew. Magnifizenz das Folgende zu erklären:

I. Wir stellen fest, daß Ew. Manifizenz von den Ihnen zustehenden Disziplinarbefugnissen in der folgenden Weise gegen die Abstinenzbewegung Gebrauch gemacht haben oder Gebrauch machen wollen:

1. Sie haben den Studenten Arndt und Breust einen Verweis erteilt, nachdem diese Studenten die Vortruppflugschrift „Wie die Deutschen ihren König feiern" und die Mürwiker Rede Seiner Majestät des Kaisers gegen den Alkohol verteilt haben.
2. Sie haben den Studenten Schmidt mit drei Tagen Karzer bestraft, nachdem er auf einen Preßangriff auf unsre Ortsgruppe Greifswald, verteidigungsweise, erwidert hatte.
3. Sie haben den Studenten Joelson mit einem Verweise bestraft, nachdem er im „Wiecker Boten" einen Aufsatz „Vortrupp und Zeitgenossen" veröffentlicht hatte, der gleichfalls eine Abwehr von Angriffen auf die Abstinenzbewegung enthielt.
4. Sie planen ein Disziplinarverfahren gegen den Studenten Wilhelm Gädeke, wegen einer Erklärung „Studentenrecht", die gegen Ihr Vorgehen geschrieben worden ist.

II. Wir wissen, daß Sie bei diesen, teils geschehenen, teils geplanten Unterdrückungsmaßregeln gegen die Abstinenzbewegung, formell im Rechte sind. Denn ein veraltetes Universitätsrecht liefert Ihnen die Ihnen unterstellten Studenten hilflos und ohne jede Möglichkeit einer Berufung aus.

III. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß Sie bei diesen Unterdrückungsversuchen in gutem Glauben handeln. Wir bestätigen Ihnen ausdrücklich, daß Sie es nach bestem Wissen für juristisch gerechtfertigt und für ein gutes Werk halten, wenn Sie die mittelalterlichen Trinksitten aufrecht erhalten und die Bestrebungen unterdrücken, die der Deutsche Kaiser und ein großer Teil der deutschen Jugend auf Befreiung von diesen Sitten richten.

IV. Wir sind aber anderseits ehrlich davon überzeugt, daß die obengenannten Disziplinarmaßregeln objektiv nur auf Grund von Rechtsirrtum haben ergehen können oder geplant werden können: Kein mit Rechtskundigen besetztes Gericht im Deutschen Reiche würde Ihre Entscheidungen aufrecht erhalten.

V. Ew. Magnifizenz sind daher in der bedauerlichen Lage, daß Sie — während Sie subjektiv glauben, Vergehen zu bestrafen — objektiv nichts tun, als daß Sie eine für das Vaterland heilsame und notwendige Lebensauffassung, die der Kaiser billigt, die Sie aber nicht verstehen, mit Gewaltmaßregeln zu unterdrücken suchen.

VI. Wir erkennen an, daß Ew. Magnifizenz in diesem Kampfe zunächst die äußeren Machtmittel auf Ihrer Seite haben. Denn ein veraltetes Rechtssystem und das Gesetz der Trägheit des Geistes der Philister, die Ihre Partei nehmen, sind leider zurzeit im Deutschen Reiche noch stärker, als selbst der Wille des Kaisers es ist, den die von Ihnen gemaßregelten Studenten in die Tat umsetzen wollen.

VII. Wir wissen aber anderseits auch, daß die Tage, wo Männer von der Art Ew. Magnifizenz noch eine Macht sein können, gezählt sind: Alles, was in Deutschland jugendlich fühlt, beginnt, die Gedanken des Kaisers in diesen Dingen zu den seinigen zu machen. Vor allem hat der Freideutsche Jugendtag auf dem Hohen Meißner — dem Männer wie Ferdinand Avenarius den nationalen Stempel aufgedrückt haben — unter jubelnder Zustimmung vieler Tausende von Männern und Frauen aller Lebensalter, anerkannt, daß der Typus, den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ew. Magnifizenz darstellen, aus unserm öffentlichen Leben verschwinden muß, wenn das deutsche Volk eine Zukunft haben soll: ebenso, wie der Typus Metternich zu unserm Heil schon von unsern Vorfahren beseitigt worden ist.

VIII. Wir wissen bei alledem, daß Ew. Magnifizenz ein Mann sind, der sein Vaterland liebt. Und wir wollen es deshalb nicht unterlassen, Ew. Magnifizenz ganz besonders auf die Wirkungen hinzuweisen, die Ihr Vorgehen für den Ruf gehabt hat, den Deutschland im Auslande genießt. Wenn Sie die Aufsätze lesen würden, die weitverbreitete englische Zeitungen (darunter die „Daily Chronicle") über die Sache gebracht haben — Aufsätze, in denen immer wieder die Begriffe „Deutsch", „Bier", „Trinken" als selbstverständlich zusammengehörig belächelt wurden — dann würden auch Sie erkennen, was Sie eigentlich getan haben.

IX. Wir danken unsern Kameraden Arndt, Breust, Schmidt, Joelson, Gädeke für die Treue, die sie gegen unser Volk und unsern Kaiser bewahrt haben. Wir sind stolz darauf, daß es unter Deutschlands Studenten diese jungen Männer gibt, die es gewagt haben, zu erklären:

„Lieber wollen wir uns von . . . . . Vorgesetzten, die unsre helfenden Führer und Berater sein sollten, unsre äußere Laufbahn vernichten lassen, als die innere Freiheit der ehrlichen und aufrichtigen eigenen Meinung, die wir als den wesentlichen Bestandteil der akademischen Freiheit ansehen und ohne die wir nicht leben wollen."

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Bundestag des Deutschen Bundes abstinenter Studenten
i. A.
gez. Hans Paasche,
Ehrenmitglied der Ortsgruppe Freiburg („Freiland").

Vom Singen unseres Volkes. Da wo ein großer Teil unseres Volkes „zu Hause" ist, in den Mietskasernen-Vierteln der Großstädte, pflegt es in Feierabendstunden auch seine Musik. Hie und da hört man Klavierspiel, bei dem meistens eine ausreichende Schulung fehlt, öfter die Zither und das „Klavier des kleinen Mannes", die Ziehharmonika. Neuerdings bahnt sich auch die Zupfgeige, leider aber auch die Mandoline, die hier zum Marterinstrument für den Zuhörer wird, den Weg in die Winkel der Großstadt. Was gespielt wird, ist seichter Kram, Operettengedudel, sentimentales Gewäsch; nur ein paar Soldatenlieder zeigen, daß der Geschmack an Kernigem, Echten noch nicht ganz verschwunden ist. Dasselbe, was es spielt, singt auch das Volk. Das ist die Musik, die es „selbst" ausübt.

Den Löwenanteil an der im Volke gespielten Musik hat aber nicht das Volk selbst, sondern — das Grammophon. Wir wissen alle, daß sich in diesen Straßen Wirtschaft an Wirtschaft reiht; fast in keiner fehlt die „Kratzdose". Dazu kommen noch die vielen Privatbesitzer von Sprechapparaten. Von edisen Quellen aus wird das Volk mit seichtester, unpersönlichster Musik getränkt. Klassische Sachen hört man selten, die neuesten Schlager immer und immer wieder. Das Grammophon ist tonangebend. Alles richtet sich nach ihm in der Auswahl seiner Musikstücke. Das Klavier im ersten Stock, die Mandoline im zweiten, die Harmonika im vierten spielt, und das Fräulein im dritten singt, getreu wie es das Grammophon unten in der Wirtschaft ihnen angibt: „Puppchen, du bist mein Augenstern." Morgens pfeift es der Bäckerjunge, die fünfjährigen Bubis kreischen es, die Spielleute der Musketiere spielen es — „Puppchen, du bist mein Augenstern", so geht es vom Morgen bis zum Abend und in die Nacht hinein.

Was Wunder, wenn diese oberflächliche, sinnenkitzelnde Musik das einfache Volkslied verdrängt! Die Kinder haben aber doch in der Schule Singstunde, wird man sagen. In der Schule spielt das Volkslied keine große Rolle; die nur wenigen Volkslieder der Schulsingstunde sind ganz zersungen und zerlegt, wie so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

manches schöne Gedicht den Reiz für den Schüler im Unterricht verloren hat. Viele sogenannter Volkslieder sind auch viel zu gemacht und farblos, um volkseigen zu werden.

Wo soll nun das Volk Singen lernen? Ganz allein Schuld ist das Grammophon nicht an dem Tiefstand der heutigen Volksmusik. Wir müssen es bekennen: das Volkslied lag schon seit langem im tiefen Schlaf. Erst seit die Zupfgeige wieder gefunden und die Wandervögel das Volkslied aus dem Dornröschenschlaf erweckt hatten, sah man, welchen Schatz man preisgegeben hatte, erkannte man aber auch, welch Schund unsere heutige „Volksmusik" ist. Bei den Wandervögeln, die in der Pflege des Volksliedes wie auch des Volkstanzes die erste Pionierarbeit leisteten, mag das Volk also das Singen wieder lernen. Aber den Wandervögeln sollen auch Helfer erstehen: Alle, die an unseres Volkes Ertüchtigung arbeiten, müssen mithelfen, wie doch auch alle sich verpflichtet fühlen, gute Lektüre zu verbreiten, um den Schund auszurotten. Alle die, welche „soziale" Arbeit tun, mögen von nun an im eigenen Kreise diese Volkskunst ehrlich und mit Ernst pflegen, um das Volkslied dem Volke wiedergeben zu können. Selbständig mögen sie schaffen und erneuern. Wenn diesen, den Wachmannschaften an den Toren unseres Volkstumes, den Lehrern, den Volkserziehern, den Vortrupplern, Guttemplern und allen andern, die sich unter diesen genannt wissen wollen, das echte Volkslied ganz zu eigen geworden ist, dann wird es auch wieder im Volke eine Heimat finden.

Bisher bestand ein großer Mangel an Liederbüchern, die wirklich Gutes boten. Der „Zupfgeigenhansl" (Verlag Hofmeister-Leipzig) eignet sich mehr für den Einzelnen und für Fortgeschrittene. Gut ist Frank Fischers „Wandervogelliederbuch", das im gleichen Verlag erschien; es enthält mehr bekanntere Lieder und findet daher bei dem, der das Volkslied noch nicht kennt, eher Verständnis. Ebenfalls ein „Übergangsliederbuch", das wegen der großen Anzahl neuer wie alter volkstümlicher Lieder empfohlen werden kann, ist das vom Bund Deutscher Jugendvereine herausgegebene „Volksliederbuch für die deutsche Jugend" (Verlag von Eugen Diederichs, Jena. Preis 1,80 Mk.*)

Hermann Kölln.

*) Wir geben dieser Empfehlung gern Raum, müssen aber dabei hervorheben, daß die Ansprüche, die an ein Volksliederbuch gestellt werden, je nach Art und Gedankenkreis der Sänger natürlich sehr verschieden sind. Daß nach der einen oder andern Richtung hin auch den genannten Büchern Mängel anhaften, versteht sich fast von selbst. Wer schärfere Kritik ansetzt, wird vor allem geltend machen können, daß nicht alles, was alt und „echt" ist, darum schon gut zu sein braucht. Aber man sei auch nicht ängstlich und zu kritisch. Wir haben das Zutrauen zu unserm wandernden und singenden Jungvolk, daß es in natürlichem, gesundem Empfinden zumeist das Rechte wähle.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Krohg, Kristian: Albertine. Alfred Janssen, Hamburg.

Riedlin, Dr. med. Gustav: Männerleiden. Ihre Ursachen und Heilung und die Bewahrung der Manneskraft. M. 3,50. Friedrich Funcke, Freiburg.

Voechting, Fritz: Über den amerikanischen Frauenkult. M. 2,—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Keyserling, Graf, Hermann: Über die innere Beziehung zwischen den Kulturproblemen des Orients und des Okzidents. M. 1,—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 23 1. Dezember 1913

Der Geist von 1813.

Der „Geist von 1813" ist der Geist grenzenloser vaterländischer Opferbereitschaft, gläubiger, stark flutender, tätiger Begeisterung, der Geist freudigen Verzichtenkönnens und schrankenloser Hingebung. Die vielfachen glänzenden Feiern des zur Neige gehenden Erinnerungsjahres haben „an seiner Sphäre lang gesogen". „Geist von 1813"! Kommt er nun? Fühlt er sich „mächtig angezogen" und fährt etwa wie Pfingstflammen in die vielen begeisterten Festversammlungen, die die herrlichen Taten der Vorfahren feiern?

Jene stürmenden Jünglinge, deren „unmilitärisch" lockiges Haupthaar über Ohren und Kragen wallte, — haben sie den kurzgeschorenen, besser geschulten modernen Kriegern in diesem bedeutsamen Erinnerungsjahre wirklich einen Hauch ihres Geistes verliehen?

Fragen wir nicht lange. Sondieren wir lieber einmal.

Werfen wir etwa als Senkblei einen Aufruf aus, der diesen Geist mächtig und wirksam beschwören soll. Dringt dieser Aufruf an die richtigen Stellen*), nämlich zu den waffentragenden Führern und Erziehern unseres wehrhaften Jungdeutschland und löst er dann die entsprechende Tat aus, dann haben wir den Geist.

Aufruf an alle deutschen Offiziere des Heeres und der Marine.

Unsre Marine hat in kurzer Zeit zwei wertvolle Luftschiffe verloren und hat dabei den Verlust vieler braver Soldaten zu beklagen gehabt.

Den überaus schmerzlichen Verlust unsrer auf dem Feld der Ehre gefallenen Kameraden müssen wir ohne Trotz und Murren hinnehmen. Es bleibt uns nur übrig, ihr Andenken zu ehren und ihnen würdige Nachfolger in der Treue und der Pflichterfüllung zu wünschen.

Dagegen die recht fühlbare Lücke, die der Untergang zweier hervorragender Wehrmacht-Einheiten zurückgelassen hat, die kann gänz-

*) Das liegt natürlich nicht in der Macht dieser Zeitschrift und des Verfassers. Mit den „Stellen" gemeint sind besonders alle maßgebenden Offiziere der Marine- und Heeresleitung. Sie sind Kinder der Zeit und des Volkes. Haben sie den „Geist" nicht, dann hat ihn unser gesamtes Volk nicht.

lich oder doch zum größten Teil durch uns selbst, durch eine persönliche und freiwillige Opfertat geschlossen werden.

Nun hat aber der deutsche Offizier im Durchschnitt weder Reichtümer, noch sammelt er solche. Sein fridericianisch knappes Gehalt, dessen Bescheidenheit den erheblichen Ehren-Teil im Wesen seines schönen Berufes aufs sympathischste verrät, läßt es nicht ohne weiteres als gerechtfertigt erscheinen, ihm etwa Geldopfer aufzuerlegen.

Auch darf kein Opfer an Zeit und Kraft von ihm gefordert werden. Denn unsre geographisch-politische Lage erfordert Ausfüllung verfügbarer Zeit im Dienst der Waffe. Und die bescheidene Muße-Zeit hat dann der Erholung zu dienen.

Ebenso geht es mit „Bazaren" und sonstigen „Wohltätigkeits-Veranstaltungen", bei denen Offiziere gern Zeit, Geld und Kräfte zur Verfügung stellen, um einer guten Sache zu dienen. Bei diesen Veranstaltungen nehmen in der Regel auch Nicht-Offiziere teil, vermögende und angesehene Zivilkreise. Und was dann, nach Abzug der recht beträchtlichen Unkosten, gewonnen wird, das haben eben nicht, wie freudiger Ehrgeiz gerne möchte, die Offiziere allein gestiftet, sondern alle Kreise der Gesellschaft. Und der Aufwand an kostbarer Zeit und wertvoller Kraft (ganz abgesehen von den pekuniären Opfern) den die Offiziere und ihre Familien leisteten, entspricht bei solchen Festen meistens nicht dem Erreichten.

Nun möge unser Vorschlag kommen. Nicht rasch gemacht, in flüchtig lodernder Begeisterung. Bis er den Weg zur schreibenden Feder fand, vergingen Wochen ruhiger Überlegung. Aber der Wille dazu flammte auf in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober beim herzbewegenden Anblick der gewaltigen Feuer und beim Hören der alten Arndtschen Lieder.

Wir deutschen Offiziere des Heeres und der Marine wollen, auf uns allein gestellt, ein ganz persönliches Opfer an gewohnter Behaglichkeit und entbehrlichem Luxus bringen:

Wir deutschen Offiziere verpflichten uns, einmal freiwillig einen Monat lang keinen Tropfen Wein, Bier, Branntwein oder Sekt weder zu genießen*) noch zu verabreichen, auch nicht bei Festlichkeiten. An die Stelle der üblichen alkoholischen Getränke trete etwa der Tee.

Des weiteren verpflichten wir uns, das hierdurch frei und verfügbar werdende, ersparte Geld dem Grafen Zeppelin oder dem Reichs-Marineamt zum Bau eines oder zweier Luftkreuzer zur Verfügung zu stellen. Die Größe der jeweiligen Ersparnis möge

*) Ausnahme: Abendmahl und ärztliche Verordnung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dabei berechnet werden nach dem arithmetischen Mittel der monatlichen Getränke-Rechnungen des letzten Jahres.

Das wäre ein besonderer einmaliger Wehrbeitrag der deutschen Offiziere durch ein ganz persönliches, freiwilliges Opfer.

Fraglos ein Opfer für den an Wein usw. Gewöhnten! Aber doch mit einer Reihe von so segensreichen Wirkungen verbunden, wie sie bei sonstigen Opfern wohl nicht häufig eintreten.

Viele würden die Entdeckung machen, daß man auch ohne alkoholische Getränke anregende und schöne Geselligkeit pflegen kann. Ein eigenartiges Wohlbehagen und eine ganz besondere Frische würde dem Dienst und der Familie entschieden zugute kommen. Mancherlei Reibungen würden vielleicht vermieden. Die mitziehende Gewalt vorgelebten Beispiels würde wohl auch viele Untergebene nachfolgen lassen. Besondere Erfolge würden vielleicht hier und dort von gut angewandter Zeit und von nachtschlafgestärkten Sinnen Zeugnis ablegen. Sei dem aber, wie ihm wolle: genügende Erfahrung berechtigt dazu, nur günstige Wirkungen vorauszusagen. Nach Ablauf dieser „vaterländischen Opferzeit" aber würde die ermunternde günstige Erfahrung dieser wenigen Wochen ihre wohltätige Wirkung auch auf die nachfolgenden Wochen und — wer weiß? — vielleicht sogar auf die ganze übrige Lebenszeit ausdehnen.

Wer wagt an der Durchführbarkeit unsres „Wehropfers" zu zweifeln? Wir glauben: niemand! Alle aktiven Kameraden sind doch feld- (see-) und garnisondienstfähig. Alkoholkranke, Alkoholsüchtige mit krankhafter Abhängigkeit gibt es nicht in unsren Reihen. Die höchstgesteigerten Ansprüche in Heer und Marine merzen den krankhaften, unfreien Trinker sehr rasch aus. Dem gesunden, mäßigen Manne aber fällt bekanntlich ein mehrwöchiges Aussetzen des Alkoholgenusses leicht. Es ist ihm außerdem sehr zuträglich. Und er tut es auch gerne, wenn er etwa erfährt, daß es sich um ein Genußmittel handelt, dessen volkswirtschaftliche und volkshygienische Wirkungen wahrhaft verheerender Natur sind und dessen schädliche Wirkungen auf die soldatische Leistungsfähigkeit nach dem Stand unsrer heutigen wissenschaftlichen Kenntnisse so deutlich sind, daß bereits mit Recht auch beim Militär eine alkoholgegnerische Bewegung eingesetzt hat. Ein Genußmittel überdies, dessen wahrhaft vorbildliche Bekämpfung seitens des deutschen Offiziers (das wäre eine weitere schöne Seite unsres „Wehropfers") durchaus im Sinne der Anschauungen und Wünsche unsres Allerhöchsten Kriegsherrn wäre, nämlich im Sinne der Kaiserlichen Worte: „Diejenige Nation, die das geringste Quantum von Alkohol zu sich nimmt, die gewinnt. Und

das sollen Sie sein, meine Herren. Und durch Sie soll den Mannschaften ein Beispiel gegeben werden! Das wirkt am meisten bei den Menschen"*). O. Wanderer.

Nachklänge.

I.

Herr Dr. Gustav Wyneken ersucht uns um die Aufnahme der folgenden Entgegnung auf die ihn betreffenden Stellen von Melanie Ebhardts Aufsatz „Das Saatfeld". Wir bringen diese Entgegnung unverkürzt zum Abdruck und geben dahinter unsre Antwort darauf.

Entgegnung.

„Eigene Pflicht ist besser als fremde Pflicht. Wer dem eigenen Wesen treu bleibt, bleibt frei von Schuld." Bhagavadgita.

In der Kennzeichnung, die meine Haltung auf dem Freideutschen Jugendtag im Vortrupp (Nr. 21, S. 645 f.) gefunden hat, erkenne ich mich so wenig wieder, daß ich bitte, ein paar klarstellende Worte von mir aufzunehmen.

Welche Äußerung von mir so verstanden worden ist, daß ich der Jugend den Rat gegeben hätte, „ihren Instinkten zu leben", weiß ich nicht mehr; aber wer meine Tätigkeit, meine Anschauungen ein wenig kennt, weiß, daß eine solche Auffassung, die der berüchtigten Losung vom „Sichausleben" zum Verwechseln ähnlich sieht, etwa das Gegenteil von dem sein würde, was ich zu vertreten pflege. Jedoch bekommt dieser Satz schon einen ganz anderen Sinn, wenn man den Ton auf das erste Wort legt: „ihren Instinkten" zu leben (oder besser: zu folgen); das erläutert sich durch den Gegensatz: nicht mit jugendfremden, allgemein kulturpolitischen Aufgaben, die an die Jugend von außen herangebracht werden, ihr Leben zu erfüllen, sondern zunächst einmal ein starkes Gefühl für jugendliches Wesen zu bekommen und sich mit der Ausgestaltung ihres eigenen Lebens in jugendlichem Sinne zu befassen.

*) O. Wanderers Aufruf für einen Opfermonat ist ein echter Vortruppgedanke. Wenn irgendwer diesen Gedanken im Jahre der Hundertjahrfeiern aussprechen mußte, so ist es der „Vortrupp". Daß der Aufruf sich an die deutschen Offiziere wendet, ist notwendig. Wer zu solcher Tat aufruft, kann nicht an dem deutschen Offizier vorbei. Findet der Aufruf dort Widerhall, dann ist aber noch nicht gesagt, daß im deutschen Volke nicht noch andere große Gemeinschaften sind, die zu der gleichen Tat fähig wären und denen das Vaterland diese Tat dankbar lohnen würde. Etwa der Kösener S. C. (die Gemeinschaft der Korpsstudenten an deutschen Universitäten), die Burschenschaft, der nationale Handlungsgehilfenverband oder andere. Es gibt kein Opfer, das so sehr dem Vaterlande zugute kommt, wie die Enthaltung von entbehrlichen und schädlichen Genüssen. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Mahnung war keineswegs unberechtigt. Daß die Jugend jugendlich fühlt und für das Recht der Jugend eintritt, ist gegenwärtig leider keine Selbstverständlichkeit. Das hat gerade der Freideutsche Jugendtag bewiesen. Stundenlang wurde geredet, wurden alle möglichen (an sich vortrefflichen) kulturpolitischen Bestrebungen empfohlen, und von der Jugend und ihren Nöten und Bedürfnissen, vor allen Dingen also von der Schule wurde kein Wort laut. Wie auch immer sich das erklären mag, zur Ehre gereicht es der Jugend nicht; weder, wenn sie mit der heutigen Schule zufrieden ist, noch wenn sie darauf verzichtet, ihre geistige Not vorzubringen und den Kampf um Neugestaltung der Schule (und damit doch ganz gewiß für kommende Geschlechter und für die geistige Wiedergeburt des Vaterlandes!) aufzunehmen. Deswegen war es, glaube ich, berechtigt, sie an ihre eigenen Instinkte, die leider viel zu schwach ausgebildeten, zu mahnen, einen Instinkt für das besondere Bedürfnis und Wesen der Jugend von ihr zu fordern. Deswegen wollte ich nicht, daß eine Jugend, die für ihre eigenste Angelegenheit noch kein Wort gefunden, keinen Finger gerührt hatte, sich jetzt auf einmal mit großer Begeisterung an der ihr anvertrauten Kulturaufgabe vorbei auf ferner liegende, nicht spezifisch jugendliche, stürze. Darin sah ich etwas Unechtes, eine Wirkung der Masseninstinkte, wo ich Jugendinstinkte forderte.

Dagegen möchte ich nun meinerseits an den Vortrupp eine Frage richten. Popert hat in Nr. 19 (S. 595) ausdrücklich unter die vier Hauptforderungen, die an Parlamentskandidaten zu stellen seien, die Begünstigung der Schulreform aufgenommen. Nun möchte ich wissen: warum brachten die Vertreter des Vortrupps auf dem Jugendtag zwar Abstinenz und Bodenreform und Sozialpolitik vor, aber ausgerechnet diejenige Angelegenheit, die die Jugend am nächsten angeht, die Schulnot, mit keinem Worte?

Will der Vortrupp nicht einfach zugeben, daß hier tatsächlich ein Fehler von ihm gemacht worden ist, sein Auftreten eine Lücke hatte, die eigentlich nicht hätte vorkommen dürfen? Und wenn ja, läßt dieser Mangel nicht eben auf eine Einstellung schließen, die zu wenig im Sinne der Jugend, mit zu wenig Sinn für die besonderen Bedürfnisse der Jugend gefunden worden ist? Und wenn ja, muß dann der Vortrupp in meinem Auftreten nicht in erster Linie einmal die berechtigte Kritik des seinigen anerkennen, und ehe er in mir den Gegner sieht, zunächst einmal aus meinem Auftreten die Anregung entnehmen, eine Bresche seiner eigenen Position, in die ich diesmal für ihn getreten bin, auszufüllen?

Dr. Gustav Wyneken.

1. Zunächst beantworte ich die Frage, die Wyneken am Schlusse an den „Vortrupp" stellt. Meine Antwort lautet: „Diese Frage Wynekens ist mir schlechthin unverständlich".

Als „Vertreter des „Vortrupp" haben auf der Burg Hanstein gesprochen: zuerst ich selbst, dann Paasche. — Und zwar hat Paasche lediglich spät am Abend als Diskussionsredner gesprochen, hat dementsprechend überhaupt keine systematische Rede über Programmpunkte gehalten, sondern — im Einverständnis mit mindestens vier Fünfteln der Versammlung — sehr wirksam gegen allerlei Haarspaltereien und Selbstbespiegelungen*) protestiert und daran gemahnt, daß man doch ausdrücklich im Gelöbnis der Tat zusammengekommen sei. — Vom Programm des „Vortrupp" habe nur ich selbst gesprochen, ganz am Anfang der Tagung als einer der ersten Redner. Von den wenigen Minuten, die mir zur Verfügung standen, mußte ich noch einen Teil zur Zurückweisung der bekannten Verdächtigungen gegen den ganzen Jugendtag verwenden. Was ich in dem sehr spärlichen Reste von Zeit gesagt habe, ist mit aller Deutlichkeit zu ersehen aus dem Berichte der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung", der in der letzten Nummer des „Vortrupp" (S. 685) abgedruckt ist: Von unsern Spezialforderungen habe ich also überhaupt nicht gesprochen, sondern nur von unserm umfassenden Programm, dem Programm der Rassenhygiene. Hinsichtlich der Spezialpunkte, die dieses Programm enthält, habe ich (wie alle Hörer sich erinnern werden), einfach verwiesen auf unsern Programmaufsatz in Nr. 19 („Freideutsche Zukunft"), der ja in den Händen sämtlicher Teilnehmer am Jugendtage war. Die Schulreform (die, wie Wyneken richtig hervorhebt, von uns — als Spezialpunkt der Rassenhygiene — gefordert wird) ist also von uns auf dem Freideutschen Jugendtage nicht schlechter behandelt worden, als unsre anderen Spezialforderungen auch: auch sie war in jenem Hinweis auf den Aufsatz „Freideutsche Zukunft" mit eingeschlossen. — Die „Bresche" in der Position des „Vortrupp", in die Wyneken für uns getreten zu sein meint, war also gar nicht vorhanden. Wäre sie aber vorhanden gewesen, so wäre sie durch das, was Wyneken auf der Burg Hanstein gesagt hat, ganz gewiß auch nicht ausgefüllt worden. Wyneken hat dort die Schulreform ebensowenig gefördert oder gefordert wie irgendeine andere Tat.**)

---

*) Dies bezieht sich nicht auf Wyneken, der erst nach Paasche sprach.
D. Verf.

**) Daß Wyneken nachher in seiner Festrede auf dem Hohen Meißner auch von Schulreform gesprochen hat, ist in diesem Zusammenhange gleichgültig. Denn das hatte seinen Einfluß mehr auf die bereits vorher gefaßten Beschlüsse des Freideutschen Jugendtages. — Und übrigens ist es klar, daß Wyneken in einer längeren Festrede sehr schön Zeit hatte, auf eine Einzelheit wie die Schulreform einzugehen; Paasche und ich, denen lediglich die paar Minuten in der Wechselrede auf dem Hanstein zur Verfügung standen, hatten diese Zeit aber eben nicht.
D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Melanie Ebhardt, die Verfasserin unsres Aufsatzes „Das Saatfeld" erklärt mit aller Bestimmtheit, daß Wyneken auf der Burg Hanstein den Ausdruck, die Jugend solle „ihren Instinkten leben" gebraucht hat. Wyneken selbst will — wenn anders ich seine vorstehende „Entgegnung" richtig verstehe — die Äußerung als solche auch gar nicht bestreiten. Er erklärt aber, der Ton müsse dabei auf das Wort ihren gelegt werden, und erläutert dann also daraufhin, wie er die Äußerung gemeint habe, und auch, wie er sie insbesondere nicht gemeint habe. — Nun versteht sich das Folgende von selbst: Wenn ein Mensch in der Öffentlichkeit ein Wort ausgesprochen hat, das an sich mehrere Auslegungen zuläßt, so steht ganz allein ihm selber das Recht der Entscheidung darüber zu, welche der mehreren möglichen Auslegungen die richtige ist. Auf Grund der authentischen Auslegung, die Wyneken seinen auf der Burg Hanstein gesprochenen Worten jetzt gibt, stellen wir also fest, daß diese Worte den Sinn und **nur** den Sinn gehabt haben, den ihnen Wyneken in seiner Entgegnung selbst zuschreibt, und daß Wyneken — gleich uns — die Losung vom „Sichausleben" unmißverständlich und bedingungslos verwirft.

3. Im übrigen kann ich aber nicht finden, daß Melanie Ebhardts Aufsatz „Das Saatfeld" dieses Wort Wynekens irgendwie anders auffaßt, als Wyneken es hier selbst auslegt: Dieses Wort wird dort als gleichbedeutend behandelt mit dem Inhalte der „ersten Ansprache" (gehalten von Dr. B. Lemke), in der „**nur** die Arbeit der Jugend an sich selbst gefordert wurde"; und es wird dann in Gegensatz gestellt zu Paasches Auftreten, der die Jugend „zur Tat aufrief", der „ihr ein Ziel gab". — — Auch so (also in Wynekens eigener Auslegung) wird Wynekens Wort und überhaupt sein Standpunkt zum Freideutschen Jugendtage in unserm Aufsatze „Das Saatfeld" bekämpft. Und zwar — bekämpft offiziell im Namen des „Vortrupp":

Wir vom „Vortrupp" stehen in unsrer Auffassung des Freideutschen Jugendtages und überhaupt der ganzen freideutschen Jugendbewegung auf dem Boden des ersten Aufrufes, unter dessen Zeichen der Zusammenschluß erfolgt ist. (Der ist unter anderem abgedruckt in den „Mitteilungen des ‚Deutschen Vortruppbundes' vom 16. August 1913" [Beilage zum „Vortrupp" Nr. 16 von 1913]). Dieser Aufruf will die deutsche Jugend sammeln im „Gelöbnis der **Tat**". Er verlangt von ihr, daß sie sich „**neue Ziele** stecken" soll. Er wendet sich an „alle, für die das ‚**Vorwärts**' unseres Blücher gilt". Er vergleicht die freideutsche Jugend mit der **alten** (der echten) deutschen **Burschenschaft**. Und er stellt die ganze Bewegung unter das Zeichen der **Taten** von 1813.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alles das meint entweder, was es sagt, oder es ist Phrase und Prahlerei. Der „Vortrupp" hält es nicht für Phrase und Prahlerei und hat im Leitaufsatz der Nr. 19 zu zeigen versucht, wie die „Taten", von denen der Aufruf spricht, unsrer Meinung nach, aussehen können und müssen. Wer bessere und notwendigere Taten weiß, gut, der mag die zeigen; in der Wechselrede auf der Burg Hanstein hat niemand auch nur versucht, andere (geschweige denn bessere) neue Ziele zu zeigen, als die in jenem Aufsatze von uns aufgestellten. Wyneken hat — das wiederholen wir — dort überhaupt keine Taten gefördert oder gefordert, auch nicht auf dem Gebiete der Schulreform. Avenarius aber hat ausdrücklich erklärt, seine Wünsche für die freideutsche Jugend fielen praktisch mit den unsern zusammen. Aber einerlei, wer bessere Taten weiß als die, zu denen wir aufgerufen haben, der zeige sie; also Taten, die irgendeinen Vergleich aushalten mit denen der alten Burschenschafter vom Wartburgfest und mit denen der jugendlichen Freiheitskämpfer von 1813.

Was Wyneken auf dem Hanstein gewünscht hat, und was er auch jetzt in seiner Entgegnung wieder fordert, ist einfach das Gegenteil solcher Taten.*) Man stelle sich einmal eine „Jugend" vor, die — anstatt aus ihrer Jugendkraft heraus nach Taten für Volk, Vaterland, Menschheit zu dürsten, wie wahre Jugend das immer getan hat, sich mit Darlegungen darüber unterhält oder unterhalten läßt, daß sie „an ihre eigenen Instinkte, die leider viel zu schwach ausgebildeten, zu mahnen" sei, daß ein „Instinkt für das besondere Bedürfnis und Wesen der Jugend von ihr zu fordern" sei. Diese „Jugend" brauchen wir uns ja nicht einmal bloß vorzustellen, sie existiert sogar leibhaftig: in der seltsamen Zeitschrift „Der Anfang" treibt ja eine derartige — ich will nicht sagen Jugend, aber doch wenigstens Schuljugend — ihr Wesen. Was in aller Welt hat diese „Jugend" zu tun mit dem Gelöbnis der Tat, das der Aufruf forderte? Welche auch noch so entfernte Ähnlichkeit könnte sie aufweisen mit den Jünglingen der alten Burschenschaft oder gar mit den jugendlichen Freiheitskämpfern von 1813? Die ganz unzweifelhaft keine halbe Minute damit verloren haben, über ihre „Instinkte" nachzudenken, oder über ihre „Nöte und Bedürfnisse" zu philosophieren. Sondern, die genau so empfunden haben wie Paasche es mit Recht auch von der freideutschen Jugend gefordert hat: „Es brennt. Wir sind die Feuerwehr".

* * *

*) Solche Taten hält Wyneken ja auch, wenn sie von der Jugend getan werden, für „Reformphilistertum". Das zeigt ganz deutlich sein Beitrag zur Festschrift. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Selbstverständlich: Das alles gilt für die Jugend, aber es gilt nicht für Kinder. Das heißt, es gilt für die Altersklasse, der auch die Burschenschafter des Wartburgfestes angehört haben und die jugendlichen Freiheitskämpfer von 1813. Es gilt für die, die die Reifestufe der Wehrhaftigkeit erreicht haben.

Wyneken übersieht eben meiner Meinung nach, daß auf den Hohen Meißner geladen worden war zu einem Freideutschen Jugendtage, aber **nicht** zu einem Freideutschen Kindertage. Für einen solchen hätte seine Auffassung vielleicht mehr Berechtigung gehabt. Das heißt: ein solcher Kindertag hätte selbst keine Berechtigung gehabt. Daß unsre wehrhaft gewordene Jugend im Gelöbnis der Tat für das Vaterland sich zusammenschließt, das ist gut, sehr gut. Wenn aber die noch Jüngeren, die Kinder, da mittun wollen, so ist das ganz außerordentlich vom Übel. Der Geist der Zeitschrift „Der Anfang" möge uns fernbleiben.

II.

Die Bestätigung einer von uns kürzlich ausgesprochenen Meinung bringt die erste Novembernummer des „Hammer" auf S. 578. Im „Vortrupp" Nr. 21 hatte ich am Schlusse meines Leitaufsatzes ja das Folgende gesagt: Wir glaubten nicht, daß der Führer des Reichshammerbundes, Herr Theodor Fritsch, für das dort näher bezeichnete Flugblatt gegen den „Vortrupp" verantwortlich sei. Wir haben, wie nunmehr feststeht, mit diesem Glauben durchaus recht gehabt: an der soeben angegebenen Stelle im „Hammer" wird ausdrücklich erklärt, daß der „Hammer" und sein Herausgeber (eben Herr Theodor Fritsch) mit der Entstehung jenes Flugblattes nichts zu tun gehabt haben. Wir bringen das aus Gründen der Gerechtigkeit sofort zur Kenntnis unsrer Leser. Daraus ergibt sich also auch, daß von denen, die jenes Flugblatt verteilten, keiner ein Recht gehabt hat, zu behaupten, er handle dabei im Namen des Reichshammerbundes.

Im Zusammenhang damit gibt der „Hammer" noch eine andre — sehr dankenswerte — Erklärung ab: Nämlich die bedingungslose Zustimmung zu meinem (also des „Vortrupp") Kampf gegen den Alkoholismus und sonstige physische Volksvergiftung. **Hermann Popert.**

Sonntagsruhe — Sonntagsfeier.

Durch die Jahrhunderte hindurch zieht sich wie ein roter Faden das Bestreben, dem werktätigen Menschen nach der Woche Last und Arbeit einen Tag der Ruhe und Erholung zu sichern. „Sechs Tage

sollst du arbeiten; aber am siebenten Tage, da sollst du kein Werk tun", so klang es schon in altersgrauen Tagen vom Berge der Gesetzgebung herab zum alten Judenvolke. Darauf bauten spätere Gesetzgeber weiter. Kaiser Konstantin erließ ein Gesetz, das den Richtern, der Bevölkerung in den Städten und den Gewerbetreibenden aller Art die Arbeitsruhe am „ehrwürdigen Tage der Sonne" befahl.

In deutschen Landen ist das erste Sonntagsruhegesetz von den Karolingern ausgegangen. Insbesondere setzte sich die Kirche für eine strenge Sonntagsheiligung ein. Luther betonte dagegen den Charakter des Sonntags als Ruhetag „für die Arbeitenden, welche die ganze Woche ihres Gewerbes gewartet haben". Im Gegensatz zu ihm vertrat Calvin wiederum die schärfere Auffassung der Sonntagsheiligung, und er hat damit der am strengsten ausgeprägten englischen Sonntagsruhe den Boden bereitet.

Diese Sonntagsgesetze sind für die schaffende Menschheit, was die Wegweiser und Wegmarken für den Wanderer sind. Einer, der Weg und Steg kennt, bringt sie an, damit der Fremde die Richtung zur Raststätte oder zum Wanderziel nicht verfehle. Und gerade unsere Zeit mit ihrem nervenzermürbenden Hasten und Jagen nach Erwerb und Gewinn und nach dem, was so viele für ihr Glück halten, braucht solche Wegweiser für den Lebensweg mehr als frühere Zeiten. Dieser Erkenntnis entsprang in unseren Tagen das Verlangen, mit den Resten überkommener Sonntagsarbeit aufzuräumen.

Ein Teil unserer Volksgenossen ist heute schon zum vollen Genuß der Sonntagsruhe durchgedrungen, der andere seufzt noch unter der Last der Sonntagsarbeit. Staat und Gemeinde haben für die in ihrem Dienste Tätigen zumeist den Ruhetag eingeführt. Für die überwiegende Zahl der gewerblichen Betriebe ist er in der Gewerbeordnung vorgeschrieben. Dagegen ist fürs Handelsgewerbe Sonntagsarbeit noch bis zu fünf Stunden zugelassen. Zwar ist diese Zeit durch Ortsgesetze oder aus freiem Entschluß der Geschäftsherren in etwa 150 Orten mehr oder minder verkürzt, verschiedentlich auch schon durch vollständige Arbeitsruhe ersetzt. Aber es besteht doch noch in starkem Umfange Sonntagsarbeit und Sonntagsunruhe.*)

Wenn nun auch in manchen Berufen und Betrieben, wie im Verkehrsdienst, im Gastwirtsgewerbe u. a. noch auf längere Zeit hinaus schwerlich an eine Änderung des heutigen Zustandes zu denken sein wird und deshalb den Angehörigen dieser Berufe für die entgangene Sonntagsruhe ein Ersatz in der Woche geboten werden muß, so kann doch heute schon die Sonntagsarbeit im Handel als gänzlich unentbehr-

*) Ausführlich berichtet darüber: Band 10 und 11 der Schriften des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, Hamburg 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich gelten. Es kann auch als sicher angenommen werden, daß die Sonntagsruhe im Handel eine weitgehende Sonntagsruhe im Postdienst nach sich ziehen wird, denn wenn Läden und Kontore geschlossen sein werden, wird auch die Postbestellung überflüssig, und das Publikum wird sich an die geschlossenen Postschalter ebenso gewöhnen, wie an die geschlossenen Läden.

Jedenfalls ist die Einführung der Sonntagsruhe im Handel leichter, als es manchen Leuten außerhalb dieses Berufes scheint und als es manche innerhalb des Handels gelten lassen wollen. Diese lassen ein Dutzend und mehr Einwendungen, Befürchtungen und Prophezeiungen aufmarschieren, um zu beweisen, daß alles so bleiben müsse, wie es ist. So soll nach ihrer Meinung der Arbeiter den Sonntag zu Einkäufen benötigen, die Landbevölkerung habe überhaupt keinen andern Tag dafür zur Verfügung; auch der Fremden wegen müsse der Kaufmann auf dem Posten sein; ja selbst die einheimische Bevölkerung entdecke oft erst am Sonntag allerlei dringende Bedürfnisse, und wenn alle diese Käufe nicht gemacht werden können, dann bedeute das für den Kaufmann einen Einnahmeausfall, der seinem Ruin gleichkommt.

Es hat den Anschein, als ob der Bundesrat von diesen Theorien angesteckt worden ist, denn der Gesetzentwurf zur Neuordnung der Sonntagsruhe soll die vor 21 Jahren reichsgesetzlich zugelassene fünfstündige Höchstarbeit auf sage und schreibe vier Arbeitsstunden einschränken.

Für diese sozialpolitische Zaghaftigkeit ist indessen nicht der mindeste Anlaß vorhanden. Der Pessimismus mancher Kaufleute stützt sich nur auf selbst zurechtgemachte Theorien, die Praxis dagegen urteilt anders. Es handelt sich nämlich nur um die Frage, ob die Geschäftsfreunde, die Kundschaft des Kaufmanns zur Anerkennung des Ruhetages und zum Kaufen in der Woche erzogen werden können. Diese Frage ist von der Praxis glatt bejaht worden. Nicht nur in den alten Sonntagsruheländern England und Nordamerika, sondern auch bei uns ist diese Anpassung der Kundschaft praktisch erwiesen. Wir haben im Deutschen Reich gegenwärtig 36 Städte mit ortsstatutarisch vorgeschriebener Sonntagsruhe im Großhandel und 14 Städte mit ebensolcher Sonntagsruhe im Kleinhandel. Darunter befinden sich Städte mit vorwiegender Arbeiterbevölkerung, Städte mit ländlicher Umgebung und solche mit starkem Fremdenverkehr. Keine der theoretisch ausgeklügelten Bedenken, keiner der angekündigten Schäden ist dort eingetreten. Im Gegenteil: die Kaufleute erkennen öffentlich Wert und Segen der Sonntagsruhe an und verwahren sich dagegen, den alten Zustand der Sonntagsunruhe jemals wieder zu erleben.

Angesichts dieser Erfahrungen aus der Praxis müssen alle die landläufigen, nur auf Mutmaßungen gestützten Bedenken und Prophezeiungen schweigen. Daß die Arbeiter den Sonntag zu Käufen nicht

brauchen, beweisen am deutlichsten die Arbeiterkonsumvereine, die Sonntags geschlossen halten. Die Landbevölkerung hat zwei hauptsächliche Einkaufszeiten: im Frühjahr und im Herbst. In den Zeiten vor und nach der Saatzeit und vor und nach der Erntezeit hat der Landmann auch an Wochentagen Zeit zum Kaufen, wie er ja auch Zeit zu Markt- und Gerichtstagen hat und haben muß. Die Rechtsanwälte und Gerichte haben ja auch ihre „Landkundschaft", für die sie nur wochentags zu sprechen sind. Und gar das Fremdenpublikum! Dieses reist ja nicht in der Welt herum, um Einkäufe zu machen, um von Laden zu Laden zu ziehen, sondern zu ganz anderen Zwecken. Jedenfalls braucht der Fremde, der sich besuchsweise in einer Stadt aufhält, nicht den Sonntag zu Kaufzwecken.

Also kann man wirklich, ohne irgendwelche Interessen zu verletzen, dem Kaufmann seinen Sonntag geben. Natürlich nur auf gesetzlichem Wege, weil freie Vereinbarungen der Kaufleute unter sich erfahrungsgemäß stets an der Eigensucht, am Konkurrenzneid Einzelner in die Brüche gehen. Wenn dagegen alle gesetzlich zur Sonntagsruhe verpflichtet sind, hat keiner Nachteile davon. Der zu erwartende Einwand der Unbelehrbaren, daß ihnen durch polizeiliches Eingreifen die freiwillige Arbeit am Sonntag verwehrt wird, darf nicht schrecken. Ebenso wie die Nachtruhe der Bürger vor Ruhestörung geschützt wird, ebensosehr ist der gleiche Schutz vor Sonntagsruhestörern am Platz.

Selbstverständlich kann das Publikum heute schon dem Kaufmann und seinem Personal den freien Sonntag schenken und dem Sonntagsruhegesetz vorarbeiten. Man braucht sich nur zum Grundsatz zu machen: Sonntags wird nicht gekauft. Die Hausfrau kann sich am Sonnabend mit dem Hausbedarf versehen, der Hausherr, wenn er Raucher ist, seinen Nikotinbedarf für den Sonntag decken. Etwas Selbsterziehung — und ein Stand von fast zwei Millionen Berufsangehörigen ist im unangefochtenen Besitz seines wohlverdienten Ruhetages.

Ein Gesetz, das die lückenlose Sonntagsruhe anordnet, muß jetzt die Forderung des Tages sein. Hunderttausende Familienväter unter den selbständigen und angestellten Kaufleuten schauen sehnsüchtig darnach aus, einen Tag zu haben, den sie ganz sich selbst, ganz ihren persönlichen Angelegenheiten, auch einmal ganz ihrer Familie gehören können, einen Tag ganz in der echten Feierstimmung: Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein. Hunderttausende junger Menschen in den Entwicklungsjahren, die der Beruf von der Schule weg an die Arbeitsstätte gekettet hat, sehnen sich nach dem freien Sonntag. Was bleibt für sie denn noch an Sonntagsstimmung und Sonntagssegen, wenn der Sonntag für sie ein halber Arbeitstag ist, wenn er nachmittags um 1, 2 Uhr oder noch später für sie erst beginnt, wenn andere, die mit Wandervögeln oder fahrenden Gesellen, Pfadfindern oder den Lehrlingsabtei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lungen ausgeflogen sind, von ihren Wanderfahrten, Geländespielen und dgl. froh und gestärkt schon wieder der Heimat zustreben? Auf welche Art dem Einzelnen, der Volksgesamtheit und nicht zuletzt dem Beruf und Stande, der körperlich und geistig frische und leistungsfähige Menschen braucht, mehr gedient wird, das ist nicht zweifelhaft.

Ein Sonntagsruhegesetz, das beherzt die alte und entbehrliche Unsitte der Sonntagsarbeit beseitigt, wäre daher auch eine wirksame Ergänzung zu dem jüngst verabschiedeten Wehrgesetz. Es würde die innere Wehrhaftmachung unseres Volkes außerordentlich fördern, es würde mit einem Schlage hunderttausende junger Menschen, die heute Sonntags beruflich gefesselt sind, für die Arbeit der Jugendpflege freimachen.

Der frühere Staatssekretär Graf Posadowsky hielt einst auf der 8. Hauptversammlung des deutschen Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke eine Rede, die weithin Beachtung fand. Er führte aus, daß die schlechte Luft, Gas- und Staubentwicklung in Wohnungen und Arbeitsstätten nicht allein die Gefahr der Berufskrankheiten vermehren, sondern im allgemeinen eine ungünstige Rückwirkung auf den körperlichen Zustand der Bevölkerung ausüben, und er schloß mit dem Satze: „Die Zukunft wird schließlich dem Volke gehören, welches sich körperlich am widerstandsfähigsten und damit am wehrfähigsten erhält. Wer deshalb dafür kämpft, den Massen Leben und Gesundheit zu erhalten, der kämpft für die Stärke und für die Zukunft unseres Vaterlandes."

Darum: Vorwärts zur Sonntagsruhe!

Eugen Clauß.

Bilder aus England.

III.

Ungefähr halbwegs zwischen Dover und London liegt die Stadt Canterbury. Sie hat heute eine gewisse Bedeutung als Mittelpunkt des Hopfenhandels, und jährlich im Sommer füllen bei Gelegenheit großer Kricketwettspiele Tausende von Neugierigen und Sportsenthusiasten die Straßen dieser stillen Stadt und geben ihr für einige Tage ein Scheinleben. Doch ihr eigentliches Leben ist dahin. Wenn man in die Stadt eintritt, so umfängt einen die Atmosphäre des Mittelalters: uralte Häuser mit vorspringenden Giebeln und spitzen Dächern, enge und winkelige Straßen. Canterbury ist das Rom von England, seit fast 1000 Jahren der Sitz des obersten Geistlichen und der Mittelpunkt und die Hochburg der Kirche in England. Von der Hauptstraße abbiegend durch eine Seitenstraße, stehen wir im Angesicht der berühmten Kathedrale von Canterbury. Sie ist schön und groß, ehrfurchtsvoll durch ihr Alter und durch die Geschichte, die sie erlebt hat. Unzertrennlich von ihr ist der Name des berühmtesten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrer Erzbischöfe, Thomas a Beckett, des Kanzlers Heinrichs II. Dem Besucher wird die Stelle gezeigt, wo er ermordet wurde, auf echt englische Weise durch ein Zeichen in einer Steinfliese angedeutet. Die Stufen der Treppe, die zu der Stelle führt, wo früher der Sarkophag des Heiligen stand, sind abgescheuert von den Knien der Tausende, die jährlich zu seinem Grabe gewallfahrtet sind. — Der Erzbischof von England wohnt heute meist in seinem Palast bei London. Er steht gesellschaftlich gleich nach dem Könige und bezieht ein Einkommen von 300 000 Mk., was nicht hindert, daß Tausende von den ihm untergebenen niederen Geistlichen ein Gehalt haben, von dem sie weder leben noch sterben können. England ist das Land der großen Gegensätze, der Unausgeglichenheiten. Aber von allen seltsamen Gebilden ist die englische Staatskirche das seltsamste. Sie ist eigentlich die englisch-national gefärbte katholische Kirche. England ist protestantisch und hat eine katholische Kirche als Staatskirche. Der Gottesdienst ist fast katholisch; einfache Katholiken, die aus Versehen in einen solchen Gottesdienst kommen, merken ihren Irrtum erst, wenn sie den Beichtstuhl suchen und nicht finden. Trotz dieser Kirche sind und fühlen die Engländer, soweit sie denken, protestantisch, man möchte paradox fast sagen: der Protestantismus ist die Religion des Germanen, auch wenn er katholisch ist; so sehr sind die Hauptzüge seines Wesens, Freiheitsliebe, Unabhängigkeitsgefühl auch im Verhältnis zu seinem Gott, das Bedürfnis nach Eigenleben und die Betonung des Ethischen im Gefühlsleben auch die Eigenschaften des Protestanten. Aber es fehlt dem Engländer die letzte Freiheit; er verehrt zu sehr das Überkommene, um es anzugreifen; er, der Tatkräftige im physischen Leben, er zieht im Geistigen nicht die letzten Konsequenzen.

Wem die Geschichte mehr ist als eine Reihe toter Ereignisse und Zahlen, der wird, wenn er einmal auf dem von ihr gesättigten Boden Südenglands weilt, nicht versäumen, auch die Stätte zu besuchen, auf der sich ein für die englische Geschichte und auch für die Weltgeschichte unendlich folgenschweres Ereignis abspielte, nämlich die Schlacht bei Hastings. Die Schlacht fand nicht bei Hastings selbst statt, sondern 10 km davon bei dem heutigen Städtchen Battle. Von der alten Abtei, die Wilhelm der Eroberer hier in Erfüllung seines Gelübdes erbaute, ist kaum noch etwas erhalten; einige Mauerreste, versteckt unter dem Schatten uralter Eibenbäume, das ist alles. Das Gebäude, das heute hier steht und dem Besucher gezeigt wird, stammt aus späterer Zeit und trägt die Spuren der Baukunst verschiedener Jahrhunderte. Heute wohnt ein Amerikaner in einem Flügel des Gebäudes. Das soll uns die Weihe des Ortes nicht stören. Von der Terrasse schweift der Blick über ein grünes, muldenförmiges, mit einigen Bäumen bestandenes Land. Es ist der Schauplatz der Schlacht. Drüben auf der Höhe wurde das Heer der Normannen zuerst den Sachsen unter Harald sichtbar. Die Schlacht von Hastings ist für immer vom Schleier der Poesie umwoben. Wie der Sänger der Normannen, Taillefer, seinen Mannen vorausreitet,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Rolandslied in den Oktobermorgen schmettert und sein Schwert in die blitzende Sonne wirbelt und wieder auffängt, wie er dann sich in den dichtesten Schwarm des Feindes stürzt, um bald zu Tode getroffen zu ververschwinden — das ist ein unvergeßliches Bild, das uns die Phantasie hier vorzaubert. — Aber der Pförtner, der uns herumführt, klappert vernehmlich mit dem Schlüsselbund. So wollen wir seinem freundlichen Winke folgen und aus dem Traum, den uns die Geschichte schenkte, wieder in das Tageslicht des Lebens tauchen. —

Von London bringt uns die Bahn in $1^1/_2$ Stunden nach Oxford, einer der Hauptstätten englischer Kultur, einer der beiden historischen Universitäten. Aber, wenn wir Reisekünstler sind, wählen wir einen anderen Weg. Wir nehmen oberhalb Londons ein Ruderboot oder einen Dampfer und fahren einige Tage lang die Themse hinauf. Es gibt in der Welt nicht wieder so viel Lieblichkeit der Kultur und Natur zusammen wie hier, nirgends tritt uns englisches Leben gedrängter, bunter und charakteristischer entgegen, als hier auf und an dem hellblauen Band des Flusses, das sich durch das Grün der englischen Landschaft windet. Nirgends ist auch die englische Landschaft reiner ausgeprägt. Fast ist sie monoton in ihrer grünen Lieblichkeit. Man sehnt sich nach der Keuschheit und erhabenen Stille eines märkischen Waldsees. —

Vorbei geht es an den Türmen und Zinnen des stolzen Königsschlosses von Windsor. Ihm gegenüber, unter hohen Ulmen liegt die berühmteste und vornehmste Schule, Eton. Auf dem grünen Rasen tummeln sich die Schüler in weißen Sportkostümen. Es sind die Söhne der vornehmen und reichen Familien, die späteren Leiter ihres Volkes, die sich hier — vorläufig mit Kricketspielen — auf ihren Beruf vorbereiten. Wenn sie die Schule verlassen, um nach Oxford und Cambridge überzusiedeln, wo das Leben und Lernen eigentlich nur eine Fortsetzung der Schule bedeutet, so können sie so viel Latein und Griechisch, wie bei uns ein leidlicher Sekundaner, etwas Französisch in einer furchtbaren Aussprache, Deutsch noch weniger, etwas Mathematik und Naturwissenschaft, aber sie wissen, wie ein Gentleman sich zu benehmen hat und können prachtvoll Kricket und Fußball spielen. Nachdem sie auf der Universität mit den allernotwendigsten Kenntnissen ausgerüstet sind und noch besser Fußball und Kricket und Tennis gelernt haben, treten sie in das Leben mit jener göttlichen Harmlosigkeit und Unwissenheit, aber jener körperlichen Unverbrauchtheit, jener geistigen Aufnahmefähigkeit, jener seelischen Spannkraft, jenem naiven Selbstbewußtsein, um die wir die Engländer beneiden können.

Weiter geht's auf dem blauen Themseband, vorbei an alten Städten, Wiesen und Hecken, Landhäusern, Gärten, Blumen, Bootshäusern, vorbei an Dampfern, Sportsbooten, Ruderbooten, Hausbooten, Teegärten und Gasthäusern. Hier kann man auch die Engländer und Engländerinnen in ihren besten Vertretern studieren, nicht in jenen Karikaturen, wie sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns unter dem Reisepublikum des Kontinents beschert sind. Ihr Verkehr untereinander ist zwanglos und natürlich, ohne daß sie allerdings ihren Gefühlen, sei es auch nur in einem lebhaft-lauten Wort oder einer Handbewegung Ausdruck geben. Um den Nächsten kümmert man sich nicht im geringsten. Er existiert einfach nicht. Das fällt einem doppelt angenehm auf, wenn man aus Deutschland kommt. Der Verkehr zwischen den Geschlechtern ist zwanglos und kameradschaftlich. Es zeigt sich die gewisse Reinheit der Seele gegenüber dem anderen Geschlecht, wie sie dem Nordländer eigentümlich ist. Der englische Mann hat manchmal, was man ihm am wenigsten zutrauen sollte, etwas Knabenhaft-Übermütiges und -Ungeschicktes an sich. Äußerlich ist er nach Rasse und Lebensgewohnheiten schlanker und sehniger als der Deutsche, fast mager. Der Engländerin fehlt dementsprechend eine gewisse Fülle und Rundung, aber sie hat eine schöne und schlanke Gestalt, die zur Vollendung käme, wenn sie sich nicht durch Korsett einengte und wenn sie eine mehr künstlerische Art der Kleidung erstrebte; sie hat schöne Haare und Farben wie Milch und Rosen. — An manch lieblichem Idyll geht es vorüber: da hat ein Boot am Ufer angelegt. Eine Weide breitet ihr schattendes und schützendes Gezweig darüber. S i e liegt in echt angelsächsischer Lässigkeit hingegossen im Boot, den roten Schirm über sich gespannt; e r liest ihr vor. Es ist merkwürdig, wie sich die Gesichter, je näher wir Oxford kommen, vergeistigen. Sonst sprechen die Züge des Engländers Energie, Lebenslust, Gesundheit, Langeweile aus; — „Vergeistigung" ist das letzte, was einem im Anblick des englischen Mannes einfällt. Aber man fühlt, daß man sich einem geistigen Zentrum nähert, wir sehen schon hier und da eine Brille, die sonst doch in England nur die Frauen, die allerdings in erschreckendem Umfange, tragen.

Oxford liegt mit seinen vielen Kuppeln und Türmen lieblich gebettet zwischen zwei sanften Hügelketten im Winkel zwischen der Themse und einem Nebenflusse, dem Cherwell, der, in mehreren Armen zerteilt, die Altstadt umfließt. Prachtvolle Parks umschließen die Stadt, Promenadenwege folgen den weidenüberspannten Flußläufen, auf denen sich ein buntes Sommerleben abspielt. Der Cricket-gound und der „river" sind die beiden Angelpunkte Oxforder Lebens. Die Themse heißt in Oxford die Isis, ein vom Cherwell umflossenes Stück Land mit Spazierwegen und Badeanstalten Mesopotamia. Die Namen sind nicht gleichgültig. Oxford selbst gehört zu den schönsten Städten der Welt. Wenn wir gegen Abend oder an einem Sonntag, wo der laute Tag verstummt ist, über die schön gewundene Highstreet oder eine der benachbarten Straßen gehen, so überkommt uns ein Gefühl der Weihe. Hier sind Stätten, wo die Baukunst uns noch in ihren Bann zu ziehen vermag, wo sie Offenbarungen des höchsten Menschengeistes bedeutet. Jedes dieser im gotisch-englischen oder im Renaissancestil errichteten College-Gebäude, die in ganzen Gruppen und ganzen Straßenzügen dastehen wie Zeugen einer vergangenen Zeit geistigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heroentums, ist nicht nur ein Kunstwerk für sich, sondern vereint sich mit den nächsten zu einer erhabenen Harmonie. Die natürliche Staffage geben die Studenten mit ihren schwarzen talarartigen Mänteln und schwarzen phantastischen Baretts und die Professoren in mittelalterlich anmutender roter Amtstracht. Lassen Sie uns einen Blick in eins jener 22 colleges tun, jener Lehr- und Lebensgemeinschaften von Studenten und Professoren, deren Gesamtheit ein von der deutschen Universität so von Grund aus verschiedenes Bild ergibt, sowohl was die Ziele als auch die Wege der Hochschulbildung betrifft. Wollten wir tiefer schauen, wir müßten sie alle besuchen, denn jedes ist verschieden von dem andern und trägt seine Eigenart. Tiefes Schweigen umfängt den von der lärmenden Straße durch das Portal Eintretenden. Das Auge bleibt haften auf dem prachtvoll grünen Rasenteppich und mag sich nicht losreißen. Efeuumsponnene Gebäude stehen rings um den Hof: Die Wohnungen der Studenten, die Kapelle, der geräumige Speisesaal, von dessen holzgetäfelten Wänden die Bildnisse berühmter aus dem college hervorgegangener Männer herabschauen. Um einen zweiten Hof pflegen wohl die Hörsäle und Wirtschaftsräume zu liegen. Hinter dem college breitet sich der grüne Rasen des Spielgrundes aus. Und wieder die weißgekleideten Kricketspieler darauf wie in Eton, Welt und Stunde bei ihrem Spiel vergessend. Es liegt über dem college eine Atmosphäre von Mittelalter und Aristokratie, von Wissenschaft und Lebenslust. Man kann das englische Erziehungswesen verschieden beurteilen, man mag es für veraltet und unzweckmäßig halten, über e i n e n Punkt gibt es keinen Streit: die Stätte, wo sich die Studentenjahre der reichen und vornehmen Engländer abspielen — denn nur d i e allerdings dürfen sie genießen — ist unvergleichlich schön. —

Zuletzt möchte ich den Zaubermantel der Phantasie um Sie schlagen und Sie in eine kleine Stadt Mittelenglands entführen, nach Stratford am Avon, dem Geburtsort des größten dichterischen Genius aller Zeiten, Shakespeares. Er wurde fast genau 500 Jahre nach der Schlacht bei Hastings geboren als herrlichste Blüte und Frucht der wunderbaren Völkermischung, zu der die Normannen den letzten Bestandteil gaben und aus der nach 500 jähriger Geschichte das englische Volk zur Einheit verschmolzen hervortaucht. Stratford ist für England, was Weimar für uns, eine zweite Landeshauptstadt und ein nationaler Wallfahrtsort. Die Zahl der Besucher beträgt jährlich 35 000. Davon sind zwei Drittel Amerikaner, die das Andenken Shakespeares in Erbpacht genommen haben und ihn am liebsten ihren Dichter nennen möchten.

Erwartungsvoll eilen wir vom Bahnhof in das Städtchen. — — Sind wir vielleicht an einer falschen Station ausgestiegen? Sollen diese langweiligen Straßen mit den überaus kleinlich-häßlichen Backsteinbauten Shakespeares Stadt sein? Starr bleiben wir schließlich vor etwas Steinernem stehen, was nicht zu definieren ist. Der Bädeker meint, es wäre ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Brunnen, den ein amerikanischer Millionär dem Andenken Shakespeares gewidmet habe. Wir stutzen ob dieser Verkörperung der Geschmacklosigkeit und eilen weiter, dem Geburtshaus des Dichters zu. Gott sei Dank, da tauchen einige schöne alte Häuser aus der Einförmigkeit der Straße auf. Diese Holzgiebel haben unter sich Shakespeare wandeln sehen, vielleicht als Kind, wie er stehen bleibt und mit einem Gedanken, der ihm wunderbar gekommen ist, spielt, wie ein Kind mit Blumen spielt; oder wie er, nach fieberhaften Jahren des Schaffens im brausenden Leben Londons, zurückkehrt, wohlhabend, überreich an Erfahrungen, lächelnd über Menschentorheit, und die Heiterkeit des Genius, der überwunden hat, auf der Stirn.

Aber wir müssen mit Gewalt die gesammelte Stimmung festhalten: was uns umgibt, bringt sie um. Fast jedes Haus ist eine Art Gasthaus, jede Stube eine Teestube, aus einigen Häusern hängt eine rote Reklamefahne wie eine Zunge heraus, ein Leierkasten jagt uns von dannen, wir werden hundertmal angebettelt im Namen Shakespeares. Jetzt stehen wir vor dem Hause, wo Shakespeare geboren wurde. Eine Reihe von Automobilen reicher Amerikaner nimmt die Straße ein. Das Haus, wo Shakespeare aufgewachsen ist, ist fast unversehrt erhalten. Es ist ein schönes Haus mit vielem Balkenwerk, mit Giebeln und Butzenscheiben. Da die Möbel nicht mehr vorhanden sind, machen die Räume einen kahlen und ärmlichen Eindruck. Aber sie sind sicher ursprünglich außerordentlich behaglich gewesen, ist doch Shakespeare in wohlhabenden bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Das Haus, das jetzt Staatseigentum ist, wird in würdiger Weise gehalten, und man kann ungestört die Phantasie schweifen lassen und ausgiebig das kleine Museum studieren, das es enthält. — Auch das alte Schulhaus steht noch, das der Dichter besucht hat. Man möchte die Stratforder Jungen beneiden, die heute noch in demselben Klassenzimmer, wo Shakespeare die Schulbank drückte, unterrichtet werden. Es ist ein großer Raum mit prächtigem Gebälk. Im unteren Stockwerk war ehemals die Rathaushalle. Hier sah der Junge die erste von einer wandernden Schauspielertruppe gegebene Theatervorstellung, wie mag sein Kopf da geglüht haben. — Von dem Hause, das der Dichter nach seiner Rückkehr bewohnte, ist nichts erhalten. Ein Maulbeerbaum, den er mit eigener Hand hier gepflanzt hat, wurde im 18. Jahrhundert von einem Pfarrer, den die vielen Besucher seines Grundstückes belästigten, abgeschlagen. — Aber all diese Stätten wollen uns nicht ganz zu uns selbst kommen lassen. Es fehlt die Weihe. Um allein zu sein, müssen wir schon zum Avon, der hinter der Stadt sanft und lieblich zwischen Wiesen und Weiden dahingleitet. Über hohe Baumgipfel des uralten Kirchhofs ragt die Kirche hervor, in der Shakespeare begraben liegt. Der Fluß spiegelt das erhabene Bild rein und abgeklärt wieder. Drüben Bilder des Friedens, da weiden Kühe, spielen Kinder, wirft ein Angler die Angel aus. Hier allein in Stratford schwebt noch der Geist des Dichters.

Karl Boesch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Hausarzt.

Frau Martha: Doktor?

Doktor: Guten Morgen, Frau Martha, wie gehts, wie stehts?

Frau Martha (sichtlich verlegen): Guten Morgen Herr — (sich verbessernd) Onkel Doktor. Woher haben Sie es denn erfahren?

Doktor: Ich habe nichts erfahren. Ich kam gerade vorbei, und da wollte ich einmal sehen, was hier die Gesellschaft macht. Aber was ist denn geschehen, Frau Martha, nur heraus mit der Sprache?

Frau Martha: Ach, als Sie kamen, da dachte ich, Sie wüßten es schon, daß Hans operiert ist.

Doktor: Was, wo denn und wann denn?

Frau Martha: Ach, er hatte doch so große Mandeln.

Doktor: Wer hat denn den Blödsinn gemacht?

Frau Martha: Das ist doch kein Blödsinn. Nach einer Halsentzündung kann man doch sehr krank werden, die einfachste Mandelentzündung ist schon eine ernste Erkrankung, da kann man Blutvergiftung, Gelenkrheumatismus, Nierenentzündung, ja selbst ein Herzleiden bekommen, und viele sind schon an den Folgen einer ganz gewöhnlichen Mandelentzündung gestorben!

Doktor: Ach, das ist ja äußerst interessant; was ich alter Graukopf doch noch alles von der kleinen Frau Martha lernen kann! Und wenn man die Mandel herausnimmt, dann bleibt das Herz gesund?

Frau Martha: Ach, Onkel Doktor, Sie machen sich über mich lustig, und mir ist gar nicht danach zumut. Sie wissen ja gar nicht, wie ich mich gesorgt habe, als jetzt unser Hans krank war.

Doktor: Wer hat Ihnen denn um alles in der Welt diese Flöhe ins Ohr gesetzt? Ich habe Ihnen doch kein Wort von all den Schauerkrankheiten gesagt?

Frau Martha: Eine Freundin von mir, Frau Lydia Schulze.

Doktor: So, so! Das ist gewiß so eine edle Dame, die immer da ist, wenn jemand krank ist und dann gute Ratschläge erteilt. Wie lange kennen Sie denn schon Frau Lydia?

Frau Martha: Noch gar nicht lange. (Verlegen) Sie kam gleich, als sie hörte, daß Hans krank sei.

Doktor: Und hat dann Räubergeschichten erzählt und Ihnen gleich von einem Spezialarzt vorgeschwärmt, der einzig und allein etwas davon verstände. Wie heißt er denn?

Frau Martha: Dr. Lehmann in der Hauptstraße.

Doktor: (auffahrend). Das fehlte auch noch gerade: Der, der in den Zeitungen annonciert? Weißt Du, daß kein vornehm denkender

Arzt Zeitungsreklame macht, weil wir Ärzte uns gegenseitig versprochen haben, das nicht zu tun? Weißt Du, daß es Hunderte von jungen Ärzten gibt, die am Hungertuch nagen, die aber lieber elend zugrunde gehn, als sich solcher Mittel zu bedienen, durch die sie die Achtung der übrigen Ärzte verlieren? Und zu so einem geht meine Frau Martha, eine meiner ältesten Patienten! (Du weißt doch, ich war schon bei Deiner Geburt dabei.) Und das ohne ihren alten Hausarzt zu fragen, sondern weil es eine Frau Lydia gewollt hat. Nun fehlte nur noch, daß es dem Hans schlecht geht.

Frau Martha: (mit den Tränen kämpfend) Ja, er hat Fieber.

Doktor: So, dann wollen wir gleich zu ihm gehen ..... Na, Herr Lehmann hat seine Sache herzlich schlecht gemacht, von der Mandel hat er Dreiviertel sitzen lassen, und das abgeschnittene Viertel wird schon wieder wachsen.

Frau Martha: Da kommt mein Mann.

Doktor: Das paßt sich ja gut, dann kommt nur beide her und laßt Euch von mir eine Strafpredigt halten. .... Du, Fritz, brauchst Dich gar nicht erst zu entschuldigen, ich weiß, Du hast viel um die Ohren und sagst zu manchem Amen, ohne es Dir zu überlegen, nur des lieben Friedens willen. Und Sie Frau Martha haben ja im Grunde alles nur aus übertrieben ängstlicher Mutterliebe getan, aber die Sache muß einmal geklärt werden. Also, entweder ich bin Euch zu alt und zu dumm, dann sagt es mir nur frei heraus und entlaßt den Alten; oder aber ich bin hier Hausarzt, dann geschieht aber nichts ohne mich. Wo soll das hinführen, heute kommt Lydia, morgen Hulda, übermorgen Thusnelda, und jede weiß einen besonders tüchtigen Spezialarzt, zu dem kritiklos gerannt wird. Da hat die Frau bei der Geburt ihren Spezialarzt für Geburtshilfe. Nun, das will ich noch gelten lassen, das hat vor allem in der Stadt seine Berechtigung. Aber ist das Kind da, so kommt der Kinderarzt, bekommt es krumme Beine, so gehts zum Orthopäden, erbricht es, so kommt der Magendoktor, verträgt es dessen Kost nicht und bekommt einen Ausschlag, so gehts zum Hautspezialisten, riecht nach einer Salbe der Urin, dann holt man den Nierendoktor. Dabei werden die Eltern nervös und rennen zum Nervenarzt; der schickt die Frau zum Frauenarzt und elektrisiert den Mann. Nebenher lassen sie sich vom Hals-, Nasen-, Ohren-, Augen-, Stoffwechsel- und was weiß ich -Spezialisten behandeln, und wenn sie nicht schon vorher bankerott geworden sind und dadurch vor dem Verderben bewahrt blieben, so bohren all die vielen Spezialisten, jeder von seinem kleinen Körperteil aus auf den Patienten ein, bis sie sich in seinem Innern treffen und das Opfer mausetot ist.

Aber Spaß beiseite! Glaubt nicht, daß ich die Spezialisten abschaffen will. Die größte Hochachtung vor ihrem Können und Wirken!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie viel sauberer, flinker und schmerzloser arbeiten diese großen Praktiker jetzt, als das früher geschah! Das läßt sich mit Worten ja gar nicht ausdrücken. Aber die Laien dürfen sich nicht wahl- und kritiklos diesen Kollegen in die Arme werfen. Dabei kann unmöglich etwas Gutes herauskommen. Was weiß denn Dr. Lehmann von Ihrem Hans? Kann der nach einmaliger Untersuchung, wenn die eine Halsmandel von der eben überstandenen Entzündung noch geschwollen ist, schon entscheiden, ob diese absolut nicht gleichgültige Drüse entfernt werden soll? Ich lasse auch Mandeln herausnehmen, aber besser als dieser edle Herr es getan hat und — wenn es nötig ist. Aber darüber habe in erster Linie ich zu entscheiden und gewiß nicht Frau Lydia. Der Hausarzt muß das unbedingte Vertrauen seiner Familien haben, auch das der Kinder; er soll nicht nur in Krankheitsfällen, sondern auch in gesunden Tagen ihr Berater sein, um Krankheiten vorzubeugen. Die Kinder und der Onkel Doktor sollen sich in gesunden Tagen sehen, damit der Arzt ihre Eigenarten kennen lernt und der Kinder Freund wird, so daß sie nicht solche Angst vor ihm haben, wenn sie krank sind. Welch tiefer Sinn lag doch in der Bezahlungsweise des alten Hausarztes, wie es sie noch allgemein gab, als ich meine Praxis begründete. Da erhielt er ein festes Jahresgehalt, einerlei, ob er täglich kommen mußte oder im ganzen Jahr niemand krank gewesen war. Diese gute Sitte besteht noch heute in manchen alten Familien, ist aber sonst leider den schweren Krisen, die der Ärztestand in letzter Zeit durch die neuen Gesetzgebungen und durch das Aufblühen der Spezialwissenschaften durchgekämpft hat und noch durchkämpfen muß, zum Opfer gefallen. — Die Chinesen bezahlen sogar ihrem Hausarzt die bestimmte Jahressumme nur, wenn niemand krank gewesen ist, und darin liegt auch ein tiefer Sinn.

Ist in besonderen Fällen wirklich ein Spezialarzt nötig, so wird der Hausarzt einen Kollegen hinzuzuziehen haben, der nicht zuerst an seinen Geldbeutel denkt und der bei seinen Spezialstudien es nicht verlernt hat, den ganzen Organismus zu berücksichtigen und der zusammen mit dem Hausarzt und mit Hilfe seiner genauen Berichte über den allgemeinen Gesundheitszustand, die Lebensweise und die Charaktere der Familie schon wird helfen können. Anders als Herr Lehmann!

Nun, Frau Martha, habe ich recht?

Frau Martha: Ja, lieber Onkel Doktor, und nun sagen Sie immer wieder Du zu mir, nicht nur wenn Sie böse sind. —

Dr. med. W. Zipperling.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Familie Hahnekamp und ihr Freund Schnurrig.

Von Hermann Krieger.*)

Diese „fröhliche Geschichte einer Befreiung", wie sie der Verfasser im Untertitel nennt, der Befreiung nämlich aus großstädtischer Enge und Unkultur, geht uns vom Vortrupp etwas an. Der Hunger des Großstädters nach Land und Luft, seine Sehnsucht nach Gottes freier Natur, nach dem Leben und der Arbeit des Landmannes, die innige Freude an Garten, Wiese, Feld und Wald finden in diesem Buche einen ergreifenden Ausdruck. Hermann Krieger geht da mit dem Vortrupp in der gleichen Richtung, und wir halten sein Buch für wichtig genug, es unsern Lesern zu empfehlen; sie werden mehr als flüchtige Anregungen erhalten, sie werden fester in der Überzeugung werden, daß unser Kampf um freies Land und gegen engherzige gewissenlose Spekulation zu den unverrückbaren Notwendigkeiten der Gegenwart gehört.

Über die literarische Bedeutung dieses mit originellem Humor geschriebenen Romans, über die eigenartige Darstellungsweise, die künstlerische Gestaltungskraft und die einzig dastehende Naturliebe und Naturkenntnis des Verfassers wäre vielerlei zu sagen. Aber dazu ist hier nicht der Ort. Uns soll die Tatsache genügen, daß in diesem Buche ein Mann frisch, anschaulich und fesselnd das Leben der Großstädter in den sogenannten Schrebergärten schildert und die Freude an der Gartenarbeit, die dem Städter so nötig ist, und am einfachen gesunden Leben zu wecken sucht. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird erkennen, daß in diesen Schrebergärten, den anspruchslosen Erholungsstätten des einfachen Mannes, im engen bescheidenen Rahmen ein Stück Kulturarbeit geleistet wird, das im Kampfe gegen die Großstadtschäden nicht wenig bedeutet.

Wir wünschen und hoffen, daß die Anregungen, die das Kriegersche Buch in der angedeuteten Richtung bietet, nicht ungenutzt bleiben, sondern daß sie mithelfen, die Menschen dem Verderben der großstädtischen Mietskerker zu entreißen. —

Das erste der drei kleinen Bruchstücke, die wir abdrucken, führt uns mitten hinein in das Leben der Schrebergärten: Herr Anselmus Hahnekamp hat sich draußen im Alstertal einen Schrebergarten ge-

*) Familie Hahnekamp und ihr Freund Schnurrig. Die fröhliche Geschichte einer Befreiung von Hermann Krieger. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. Preis 5 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mietet. Die Familie Hahnekamp: Frau Anna, seine Gattin, Ursel, die erwachsene Tochter, und die beiden Jungen Jakobus und Hubertus sind darüber in großer Freude. Nun werden Pläne geschmiedet. Es wird unter Anderm beschlossen, die kleine Holzhütte zu bauen, die in keinem Schrebergarten fehlen darf, die Schutz gegen Sonne und Regen und auch Raum zum gelegentlichen Übernachten gewährt. Bei der Gartenarbeit und dem Hüttenbau ist Herr Schnurrig, der Gartennachbar und treue Freund der Familie Hahnekamp, dessen Sprache die sächsische Heimat nicht verleugnen kann, ein unentbehrlicher Berater.

Vortrupp.

Die Morgendämmerung des 15. Märzen lag kühl und heimlich über dem Alstertal. Aber schon kündete die Sonne ihr Nahen an, und helle Wölkchen eilten mit rosigen Wangen vorüber, die Botschaft zu verbreiten, daß der Sonntag angebrochen sei.

„Nun denn, in Gottes Namen!" sagte Vater Hahnekamp; stieß mit Wucht seinen „Ascher" in die Erde und schickte sich an, das erste Erdloch auszuheben, in das einer der Eckpfeiler des neuen Hauses gesenkt werden sollte.

„Langsam, Meester Hahnekamp . . ." Kopfschüttelnd unterbrach Herr Schnurrig einen Augenblick seine Beschäftigung am Sägebock und betrachtete besorgt den Tatendrang seines Freundes. Dann ließ auch er wieder die Säge pfeifen. Er hatte schon in den letzten Tagen das ansehnlichste Stück Arbeit geleistet. Sorglich sortiert und auf bestimmte Längen zugeschnitten lagen Bretter und Balken besonders gestapelt.

„Nummro Eins!" rief hell und froh Herr Anselmus, ließ den Spaten in die Grube sinken, um seinem Mitarbeiter die erreichte Tiefe zu veranschaulichen. Schnurrig blickte schief über seine Brille und nickte. „So is's recht. Tiefer würd' ich's nich machen." Fauchend fraß sich die Säge wieder in das Holz ein, und der Mann mit dem Spaten schickte sich an, einem zweiten Pfeiler das Bett zu bereiten. Heiter ging die Sonne auf. Hier und da ertönten Hammerschläge in der Kolonie, und überall rüstete man sich, den Tag durch Arbeit zu heiligen.

„Ein herrlicher Morgen!" behauptete keuchend Vater Hahnekamp und wirkte gewaltig. — „Ich wer' Ihnen was sagen, Meester, wenn Se so weiter wurrachen, sin Se zum Frihschtick ne Leiche", erklärte mit tiefer Abneigung Herr Schnurrig. Diese trübe Prophezeiung veranlaßte den Spatenmann, sich dem Leben noch einige Zeit zu erhalten. An den „Ascher" gelehnt pries er in längerer Rede den Segen körperlicher Arbeit. Dabei erholte er sich wieder. Dann spie er sich energisch in die Hände und setzte sein Werk mit Eifer fort.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch über dem Horizonte, als die Jungens anrückten. „So," erklärte Jakobus, „nun wollen wir aber helfen." — „Recht hibsch von eich. Aber eechendlich kenn 'wr eich wirklich nich recht gebrauchen. Da am Knick hab ich eich schond alte Bretter hingelegt, da kennt 'r eich 'n Karnickelstall baun." — Ein Freudengeschrei. An dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tage haben die Jungens nur noch mit Bedauern auf die Hüttenerbauer geblickt. — — — — —

. . . . . .

„Nanu . . . Wer kommt denn da? Meester, wr kriegen Damenbesuch. 's Freilein Tochter kommt!" rief fröhlich Herr Schnurrig und legte bedächtig die Axt neben den Türpfosten. Auch Vater Hahnekamp stieg vom Dach und schwang sich zur Erde nieder. Ursel erschien mit einem Gruß und einem Napfkuchen von der Mutter. Leider habe sie nicht genug Zeit mitgebracht, und nach der Kirchzeit müsse sie wieder im Laden stehen. Sie habe zwar Herrn Schulz hinter den Ladentisch gestellt — um sein Knurren habe sie sich nicht gekümmert — aber er mache ihr doch Sorgen, denn er wäre gar zu ungeschickt.

„Na, Herzblatt!" Vater deutete mit einer grandiosen Armschwenkung auf das Skelett der Hütte. „Fein, was!"

„Ja, großartig!" lobte Ursel mit Andacht.

Herr Schnurrig hatte bei sich einen beachtenswerten Hunger entdeckt und bei den Hahnekamps vermutet. „Freilein, so glatt komm'n Se hier nich ab. Erscht missen Se uns emal 'n scheenen Kaffee kochen. Komm'n Se nur fluggs rein in meine Bude." Und mit lustiger Eilfertigkeit führte er sie in seine Hütte.

„O, wie entzückend! Eine richtige Puppenstube . . ."

„Etwa nich? — So, nu steck ich Ihnen erscht den Petroljumowen an. Hier is der Kessel und da is Wasser. De Kaffeemihle hängt an der Wand und de Kaffeebohnen stehn im Schrank. Nu wer'n S ja alleene fertig. Ich geh derweile zu Vatern. Wr missen noch ä bissel schuften. Und dann feiern wr Richtfest. Sela."

Lustig hallten bald wieder die Axt- und Hammerschläge durch den Morgen, während Ursel sich mit Eifer dem Geschäft des Kaffeesiedens hingab. Hin und wieder warf sie einen langen forschenden Blick durch den Knick nach dem Müllerhause. Nur einmal schlurrte der Müller langsam über sein Grundstück. Sonst war alles still. Ursel seufzte, ordnete den Tisch, ergriff zwei Topfdeckel und machte vor der Tür eine lustige Jahrmarktsmusik. Bald standen die Männer und Brüder vor der Hütte und begehrten Einlaß.

Und während sie bei Kaffee und Kuchen ihr Richtfest begingen, erklangen die Glocken Alsterdorfs und weihten die Feier. Die Tür stand weit offen, und Vater Hahnekamps Augen ruhten mit Bewunderung auf seinem Hüttenbau, „Hätt's nie gedacht, daß auf solch kleinem Raum so viel Glück Platz hat."

* * *

. . . . . Der Sonntagmorgen versprach ein Sonnentag erster Ordnung zu werden. . . . . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frau Anna hatte den Kaffeetisch vor der Hütte gedeckt, und ihr Gatte wiederholte zum soundsovielsten Male, einen Morgen wie diesen seit seiner Kindheit nicht mehr erlebt zu haben. „Ein solcher Tag muß es gewesen sein, meine Lieben, als der ehrwürdige Liedersänger Paul Gerhardt sein unvergängliches Sommerlied dichtete. Ist nicht unser Garten, die umgebende Wiesenlandschaft und all die lebensfrohe Tierwelt eine lebendige Illustration zu unserm schlichten Liede? Herrlich, unvergleichlich herrlich!" Und er faltete die Hände, lehnte sich zurück und sang aus voller Kehle:

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit,
An deines Gottes Gaben . . ."

Frau Anna stimmte ein, und die Jungen sangen fröhlich mit. Über ihnen kreiste das Storchenpaar, und die Stare jagten in sausendem Fluge den Wiesen zu. Nicht in Scharen kamen sie, einzeln schossen sie heran, liefen eilfertig nickend im Grase herum und suchten nach Maikäfern, die zahlreich aus der Erde krochen und sich für den Hochzeitsflug am Abend vorbereiteten. Aber zu Tausenden trugen sie die Stare in ihre Kinderstuben, wo je fünf gesperrte Schnäbel, vor Gier zitternd, sich den unglücklichen Hochzeitern entgegenreckten.

„Narzissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seiden . . ."

. . . . . .

Die Luft war erfüllt von Lerchenliedern, die Dorngrasmücke leierte im Knick, und gelegentlich schlug die Nachtigall einige volle Strophen an. Wie ein seliges Halleluja schwebte es über der Landschaft.

„Die hochgelobte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Tal und Felder",

sangen die Hahnekamps. Jochen (der Herrscher des Hühnerhofes) krähte hell dazwischen, und Herr Schnurrig beschleunigte seine Schritte, als er von seiner Bienensuche heimkehrte und in das Mühlengrundstück einbog.

„Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz von Lustgeschrei . . ."

Da klatschte jemand in der Ferne Beifall, und nun regten sich in der Kolonie allerorten fröhlich die Hände.

„Die unverdroßne Bienenschar
Fleucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr edle Honigspeise . . ."

„E' scheenes Lied", murmelte ergriffen Herr Schnurrig und stellte sich bescheiden hinter die Hahnekamps.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen."

Hinter dem Gartengitter stand einer, der sang in Unkenntnis des Textes: „Lalalala . . ." und schrieb wie ein geübter Kapellmeister allerhand mystische Zeichen in die Luft.

. . . . . .

Da klangen fröhlich laut die Sonntagsglocken.

„Ach denk ich, bist du hier so schön
Und lässest uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden;
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem festen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden."

„So, liebe Kinder, nun ist die Stunde geweiht, in der wir unsere Sonnenblume säen wollen." Und Vater Hahnekamp zog aus seiner Brusttasche eine kleine Tüte und schüttete eine Anzahl Samenkerne auf den Tisch. Die Jungens starrten scheu auf die Samen, der Mut zur Wahl war ihnen abhanden gekommen. Herr Schnurrig aber hatte an der Gartenpforte eine Auseinandersetzung mit dem „pennßiohnierten" Gastwirte, der auf alle Fälle in den Garten gelassen werden wollte.

„Se schteeren jetzt, Verehrtester."

„Ich bin Vorsitzender der Liedertafel ‚Jungs holt fast'".

„Richt hibsch, aber Se schteeren jetzt. Se heeren doch."

„Denn komm ich nachher wieder."

„Kenn' Se machen. Ich wersch 'm sagen."

Jakobus hatte einen schwarzen, Hubertus einen hellen Kern gewählt. Nun sahen sich die Kinder erst verdutzt, dann herausfordernd an. Jeder wollte Sämann sein.

. . . . . .

Auf dem kleinen Rundbeete hatten sich allerlei Unkräuter angesiedelt. Vater Hahnekamp kniete nieder und die Jungen hockten neben ihm. Jedes Unkräutlein wurde entfernt, bis das Beet dalag, sauber und schwarz.

„So denn, in Gottes Namen . . .", sagte der Vater, machte in der Beetmitte ein kleines Loch, und die Jungen legten zaghaft ihre Kerne hinein. Als sie sich erhoben, verklangen die Glocken in der Sommerluft.

„Amen", sagte Vater Hahnekamp, und die Seinen waren seltsam ergriffen.

* * *

„Nicht wahr, Meester, ä scheener Pfingstmorgen."

„Ein herrlicher Tag!" Vater Hahnekamp erging sich auf seiner Pflanzung und betrachtete mit Bewunderung seine Kulturen: die blühenden

Kartoffeln, die von den Bienen beflogenen Puffbohnen und Erdbeerblüten, alles erschien ihm wichtig genug, in längerer Rede gefeiert zu werden. Allerdings die Küchenkräuter, die wollten nicht recht voran. Doch Herr Schnurrig vertröstete ihn auf das nächste Jahr. „Der Boden is noch zu roh . . . Weideland is kee' Gartenland."

„Und die entsetzliche Menge Unkraut . . ."

„Ausruppen, immer ausruppen."

Als die Kirchenglocken über das Feld klangen, lag Vater Hahnekamp andächtig auf den Knien, und seine Angehörigen knieten neben ihm und führten einen verzweifelten Kampf mit aller Art Unkraut.

Unkraut jäten ist eine beschwerliche Arbeit. Rücken und Knie bestürmen den Jäter mit wiederholtem Ersuchen, die Arbeit aufzugeben und einen christlichen Sonntag zu feiern. Ein Jäter ist für die Forderung der Sabbathheiligung gewiß nicht unempfindlich, und er stürzt sich nur eifriger in die Arbeit, die wie kaum eine andere der Seele nützlich ist. Sie wird von der Jäterei förmlich angesteckt, und plötzlich entdeckt sie auf ihrem Ewigkeitsacker allerlei Kräutlein, die ihr in hohem Maße verdächtig erscheinen. Allmählich fängt auch sie an, auf ihren Knien zu rutschen, und sie reißt und zerrt, bis der Jäter vor lauter Verzagtheit zu seufzen und halblaute abgerissene Selbstgespräche zu halten beginnt. Frau Anna horchte mit Erstaunen auf die leisen Monologe ihres lieben Anselmus. Aber schließlich horchte sie nicht mehr nach außen, denn auch in ihr rupfte und zupfte es wunderlich.

. . . . . .

Herr Schnurrig aber stand am weißbeschneiten Knick, beschneit mit unzähligen Blüten des Weißdorns. Und dazwischen flammte ein mächtiger Goldregenbaum auf. Vom Boden aufwärts rieselte die gelbe stille Flamme. Der Alte horchte mit Andacht auf das Summen seiner Immen, die zu Tausenden die weißen Blüten beflogen und mit braunen Pollenhöschen ihren Beuten zuströmten. Und er schimpfte grimmig auf die Stare, die gierig die Blütenbüsche umschwärmten und unzählige Bienen vertilgten. „Und darum treiben wr Vogelschutz! Oh ihr Bande, nischtnitzige . . ." Spornstreichs lief er zu seinem Freunde Hahnekamp, um ihm sein Leid zu klagen. Aber auch seine Freuden wollte er nicht verhehlen. Und die überwogen seinen Kummer doch bedeutend.

„Wissen Se, Meester, was ich machen wer' . . . Heite noch wer' ich de Honigkästen uffsetzen. Wenn se ooch noch keen'n Honig tragen, se baun doch wenigstens de Kunstwaben mit Zellen aus. 'S is zudem ne reiche Tracht. Eija. Ich hab ooch schond den erschten Weißklee blihn sähn. Wenn der ersht iberall blihn wird! Meester, das gibt en Ho — — nig . . . Und in vier Wochen blihn hierum de Linden! Ach, 's Läben is doch gar zu scheene." Der Gedanke an die bevorstehende reiche Trachtzeit ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

setzte ihn derart in Erregung, daß er eilig in seine Hütte lief, um den Bruträumen die Honigräume aufzusetzen.

Die Pfingstsonne brannte fast unerträglich vom blauen Himmel herunter, aber Vater Hahnekamp kniete im kühlen Schatten des Knicks, während Frau Anna wieder in der Küche hantierte. Den Jungens tat längst der Rücken weh, und sie suchten mit Eifer nach Unkräutern, wo gewiß keine zu finden waren. Jetzt hockten sie am Rundbeete und machten die größte Entdeckung des Tages:

„Vater, die Sonnenblumen kommen. Schnell, Vater!"

„Oho . . .", sagte Vater Hahnekamp, erfreut, seine Jäterei endlich mit Anstand unterbrechen zu können. „Ihr scheint zu befürchten, die Pflänzchen möchten sich wieder verkriechen, wenn ich nicht so schnell zur Stelle bin, als ihr wünscht." Und er reckte sich, stöhnte gewaltig und humpelte endlich lendenlahm und schwerfällig zu seinen Jungens.

„Wahrhaftig, da sind sie gleich alle beide . . ."

Rund um uns

Beherzigen wir das! Der Deutsche Käuferbund verbreitet ein Weihnachts-Flugblatt, das lautet:

„Wir wollen zum Weihnachtsfest denen Freude bereiten, die uns nahe stehen. Das schönste an diesem Fest ist wohl, daß wir uns bemühen, über unsern engsten Kreis hinaus so viel Weihnachtslicht und Weihnachtsfreude zu verbreiten, als nur irgend in unsern Kräften steht. Und dennoch bereitet unser Geben und Schenken vielen Tausenden harte Plagen, an denen wir nicht schuldlos sind, weil wir uns keine Gedanken über die Folgen unseres Tuns gemacht haben. Was können uns aber Freuden sein, die nur durch anderer Leiden möglich sind!

In den Geschäften, in denen wir Weihnachtsgeschenke kaufen, drängt sich in den Wochen vor dem Feste eine Fülle von Arbeit zusammen, die für die beteiligten Kaufleute, Angestellten und Arbeiterinnen, zumeist Heimarbeiterinnen, immer beängstigender wird, je näher die eigentlichen Festtage kommen. Oft nur durch Zuhilfenahme der Nächte ist es der Heimarbeiterin möglich, die so spät bestellte Arbeit rechtzeitig zu liefern.

Die Käufer können diesen Andrang und die damit verbundene Überlastung der Geschäftsleute und der Heimarbeiterinnen mildern, wenn sie ihre Weihnachtseinkäufe frühzeitig besorgen.

Der Käuferbund empfiehlt dabei für die Weihnachtseinkäufe als gute Käufersitte, Festgeschenke spätestens in der ersten Hälfte des Dezembers zu kaufen, Bestellungen und dergleichen aber schon im November aufzugeben.

Weihnachtseinkäufe sind noch vor den Feiertagen, jedenfalls vor Neujahr zu bezahlen, denn die unselige Sitte des Borgkaufens bereitet vielen Kaufleuten

bittere Sorgen. Man bedenke auch, daß das leidige Umtauschen eine arge Belästigung der Geschäftsleute bedeutet.

Wer Weihnachtsgeschenke kauft, muß nicht minderwertige, sondern stets Qualitätswaren kaufen. Das gilt nicht nur bei Geschenken, die für Angehörige und Freunde bestimmt sind, sondern auch bei Geschenken für Dienstboten und Schutzbefohlene.

Wer seinen Angestellten Weihnachtsgratifikationen gibt, soll das so rechtzeitig tun, daß die Empfänger noch zeitig und in Ruhe ihre Weihnachtseinkäufe besorgen können.

Den Dienstboten und den Geschäftsangestellten sind Mitte Dezember ein paar frühe Tagesstunden freizugeben, damit sie nicht darauf angewiesen sind, ihre Einkäufe während des abendlichen Gedränges oder am Sonntag zu besorgen.

Wer diese Ratschläge befolgt und sie weitergibt, bereitet sich selbst und andern Weihnachtsruhe und Freude!"

Beherzigen wir das!

Aufruf! Wir werden gebeten den folgenden Aufruf im „Vortrupp" abzudrucken.

„Während des 12. Deutschen Turnfestes in Leipzig haben sich zum ersten Male enthaltsame Turner aus allen Gauen des Reiches zusammengefunden. In dem Gedankenaustausch, der dort gepflogen wurde, ward allen klar, daß die Turnerschaft, wenn sie weiter im Sinne Jahns an der körperlichen und sittlichen Ertüchtigung des Deutschen Volkes arbeiten will, an der Enthaltsamkeitsbewegung nicht achtlos vorübergehen darf. Sie darf es nicht, will sie weiter der Jugend sicher sein und Jugendpflege im höchsten Sinne üben. Sie sollte ihre ganze Macht und Größe einsetzen für die Gesundung und Aufwärtsentwickelung unsres Volkes nach dem Worte unsres Kaiser:

„Verzichten Sie ganz auf den Alkohol und Sie werden mein Volk moralisch heben!"

In Leipzig haben uns Gedanken erhoben und geeint, sie sollen jetzt zur Tat führen, zur Gründung eines Bundes enthaltsamer Turner in der Deutschen Turnerschaft.

Nicht gegen die Deutsche Turnerschaft, sondern in ihr, mit ihr soll der neue Bund wirken!

In der Deutschen Turnerschaft, die von altersher zu Einfachheit und sachlicher Männlichkeit erzog, die schon jetzt Tausende von enthaltsam lebenden Männern zu den ihrigen zählt, soll der Bund ein Sammelort sein für alle, die gegen den Alkohol kämpfen wollen.

Wir wissen uns eins in diesem Streben mit unserm Altmeister Jahn und wollen wieder zurück zu dem Leitbild, das er uns gab, als er sagte:

„Die Jugend muß wieder zu einem wahren Jungtum geführt werden. Das Gefühl muß zur Liebe an der Natur geweckt werden, es muß mehr Wohlgefallen an Einfachheit finden als am betäubenden, entmarkenden Kneipenleben!" Und an einer anderen Stelle:

„Ich suche im Biergenuß keine Deutschheit. Es sind Schlafmützen und Duckmäuser, die in täglicher Bierflut das Leben fortschwemmen und den Geist wegräuchern."

Wir wollen mit diesen Worten Jahns jetzt nur grob die Richtlinien unsrer Arbeit kennzeichnen, wir können uns noch nicht auf Gesetze festlegen. Das Feld unsrer Arbeit ist so weit und die Verhältnisse in den einzelnen Gauen sind so verschieden, daß wir wahrlich um Betätigung in jeder Richtung nicht verlegen zu sein brauchen.

Nicht neue Vereine wollen wir gründen, sondern in den bestehenden wirken nach unserm Sinn.

Wir bitten jetzt alle Turner und Turnerinnen, die die Bedeutung des Enthaltsamkeitsgedankens für die Deutsche Turnerschaft und das Deutsche Volk erkannt haben, und bereit sind, ihm ihre Kraft zu leihen, ihre Namen an Turnbruder P. Du Chesne in Dresden 19, Tittmannstr. 45 zu senden, und werden

ihnen dann bald weitere Vorschläge machen.

Möge dann im Jubeljahre der Befreiung unsres Volkes am starken Baume der Deutschen Turnerschaft ein neues Reis aufsprießen, grünen und Früchte tragen, um zu zeigen, daß noch heute ungebrochene Kraft im deutschen Stamme ruht, daß er noch fähig ist, aus eignem Safte grünende Zweige zu zeugen und höher zu wachsen in die neue Zeit!

Auf, liebe Turnbrüder, zur Arbeit im Geiste Jahns heute wie immer: frisch und frei, fröhlich, fromm! — Gut Heil!

„Der Bund enthaltsamer Turner in der Deutschen Turnerschaft."

Eine folgenschwere Unsitte. Als ich jüngst in einem Schokoladengeschäft einkehrte, saß da eine würdige Großmama, die für ihre zahlreichen Enkelkinder schön verpackte Schachteln mit Pralinees einkaufte. Über den Inhalt befragt, nannte die Verkäuferin empfehlend u. a.: Marasquino, Kognakbohnen, Arrac de Goa, Jamaica, Burgunderpunsch, Benediktiner, Likörcreme usw.

Ich hielt es für meine Pflicht, die alte Dame davor zu warnen, ihren Lieblingen so schädliche, alkoholhaltige Sachen zu kaufen. Aber es nützte nichts. Sie entgegnete bloß: „Ach, sie essen das so gern" und zog, nachdem sie eine bedeutende Menge eingekauft hatte, ihrer Wege.

So machen es Tausende. Ja, ich weiß wie schwer es ist, nicht alkoholhaltige Pralinees zu bekommen. In den meisten Läden sind die Konfitüren bereits so gemischt, daß die alkoholfreien gar nicht mehr davon gesondert werden können.

Von diesen alkoholhaltigen Näschereien wird oft eine nicht unbeträchtliche Menge auf einmal genossen, und der Schaden, besonders bei Kindern, ist nicht abzusehen. Die Kinder werden nervös gereizt, bekommen Kopfschmerzen, ihr geistiges Aufnahmevermögen in der Schule leidet, und, was das Schlimmste ist, sie werden an den Alkoholgenuß gewöhnt. Schwere Gesundheitsschädigungen sind oft die dauernde Folge.

Es ist so weit gekommen, daß man keine Pralinees mehr genießen kann, ohne sie vorher zu untersuchen, ob sie nicht alkoholhaltig sind, denn die gangbaren Mischungen enthalten alle eine nicht geringe Anzahl likörgefüllter Bonbons. Man braucht nicht gerade Abstinent zu sein, um seinen Kindern den Alkohol fernhalten und verhindern zu wollen, daß sie Schnaps genießen, wenn man ihnen Schokoladebonbons schenkt.

Diese verkappten Giftpillen bahnen dem Schnaps geradezu den Weg in die Kinderstube.*) **Clara Ebert.**

Zurück zum Land. Unter den mannigfachen Lebensreformbestrebungen, welche die letzten Jahrzehnte in England gezeitigt, nimmt die sogenannte „Zurück zum Land-Bewegung" eine bemerkenswerte Stellung ein. Um die Bedeutung

*) Clara Eberts Mahnworte scheinen uns jetzt, wo die Weihnachtszeit bevorsteht und der Verbrauch an Schokoladennäschereien erfahrungsgemäß am stärksten ist, besonders am Platze zu sein. Leider sind es nicht nur die Pralinees, die — übrigens mit Ausnahme der sogenannten „Blaukreuz-Konfitüren" — zum großen Teil alkoholische Füllung haben; seit einer Reihe von Jahren sind sogar die — doch in erster Linie für die Kinder bestimmten — Tannenbaumnäschereien in dieser Beziehung nicht mehr einwandfrei. Allen gegenteiligen Versicherungen der Verkäufer und Verkäuferinnen zum Trotz findet man unter den Tannenbaumsachen fast stets solche, die mit alkoholischer Flüssigkeit gefüllt oder präpariert sind. Dieser Unfug wird nicht eher aufhören, als bis die Mehrheit der Käufer sich energisch dagegen auflehnt. Wer nicht selbst Abstinent ist, sollte sich wenigstens darüber klar sein, daß es ein Verbrechen ist, seine Kinder an den Schnapsgeschmack zu gewöhnen. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Bewegung zu erfassen, muß man sich vergegenwärtigen, daß durch die Latifundienwirtschaft und zunehmende Industrialisierung des Landes im Bunde mit der Freihandelspolitik, die jedes künstlichen Schutzes der heimischen Ackerbauprodukte entraten zu können glaubte, der Landbau in England so gut wie vernichtet worden ist. Da den Landarbeitern auf diese Weise Arbeit und Existenzbedingungen genommen waren, strömten sie in immer steigendem Maße den großen Industriemittelpunkten zu, und eine erschreckende Entvölkerung der Landgebiete war die Folge. Diese Entvölkerung des Landes hat andere Übelstände im Gefolge gehabt, deren Wirkungen immer fühlbarer werden. Das Handwerk, das trotz der Ausdehnung der Maschinenarbeit sich auf dem Festlande unter der Ackerbau treibenden Landbevölkerung immer noch behauptet hat, ist in England fast vernichtet. Mit dem Handwerk ist auch die Handwerkskunst, die eigentliche, bodenständige Kunst und die Nährquelle aller höheren Kunstentwicklung, geschwunden. Bezirke, in denen — wie in Tirol, Bayern, Hessen, Schwaben — altüberlieferte Töpfer-, Holzschneide-, Webe- und Malkunst blühen, sucht man in England vergebens. Mit der Entvölkerung des Landes ist überhaupt fast alles dem Verfall ausgeliefert, was das Landvolk an Kulturgütern geschaffen hat. Die Quellen der Volkspoesie und der volkskundlichen Überlieferung beginnen immer spärlicher zu fließen und allmählich ganz zu versiegen. In den letzten Jahren hat Cecil J. Sharp planmäßig zu sammeln versucht, was in England noch an Resten der Volkspoesie im Munde der Landbevölkerung lebendig ist. Den Politiker, der für den Wert dieser ideellen Güter geringeres Verständnis besitzt, macht die Tatsache stutzig, daß der Nachwuchs an industriellen Arbeitern, der sich nicht mehr vom Lande neu rekrutieren kann, immer armseliger und kraftloser wird. Kurzum, der Gründe sind genug, um uns begreiflich zu machen, daß Männer und Frauen in England, denen die Zukunft ihres großen Vaterlandes am Herzen liegt, besorgt fragen: Wohin soll das führen? Einflußreiche Kreise haben sich zu tatkräftigem Vorgehen entschlossen. Sie sprechen mit tiefem Ernste von einem „neuen Kreuzzug", den sie gegen die Entvölkerung des Landes führen wollen.

Natürlich handelt es sich in erster Linie darum, der Bevölkerung auf dem Lande neue Arbeit und Existenzbedingungen zu schaffen. Nur dadurch kann ernstlich der Flucht in die großen Städte entgegengearbeitet werden. Die bedeutungsvollsten und interessantesten Versuche zur Schaffung von Arbeitsgelegenheit für das Landvolk werden in Haslemere, Surrey, südlich von London unternommen. Dort bemüht sich eine verhältnismäßig kleine, aber tatkräftige, glaubensstarke Gemeinde, die Ideale der großen Lebensreformer Ruskin und Morris zu verwirklichen.

Die Seele dieser Gemeinde, die sich zu der sogenannten „Peasant Arts Society" organisiert hat, ist Mr. Godfrey Blount*), einer von jenen gottbegnadeten Menschen, denen das höchste Glück beschert ist, ihr Leben an eine große Idee hinzugeben. Als Helfer stehen ihm insbesondere zur Seite Maud King, die Gattin des Parlamentariers Joseph King, die sich als Schriftstellerin einen geachteten Namen erworben hat, und Dr. Greville Mac Donald, der Sohn des berühmten schottischen Romanschriftstellers George Mac Donald.

Unter anderem hat man in Haslemere erfolgreich damit begonnen, die Handweberei wieder einzuführen. In verschiedenen Häusern sind eine Reihe von Webstühlen aufgestellt, wo die Landleute unter sachkundiger Leitung arbeiten. Die Muster für die Erzeugnisse hat man teils in Museen, teils

*) Von den verdienstvollen Veröffentlichungen Blounts, die sämtlich dem Zwecke dienen, der alten echten Volkskunst die Bahn zu bereiten, möchte ich vor allem zwei erwähnen: 1. Arbor Vitae, London 1904. 2. The Gospel of Simplicity, London 1906.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in solchen ländlichen Distrikten, wo die Handweberei noch besteht, gesammelt. Bei meinen Besuchen in Haslemere sah ich prachtvolle Muster, sowohl in Farbe als in Zeichnung. Man verfertigt Kleiderstoffe, Tischtücher, Vorhänge, Wandteppiche, Taschen, kurzum Gebrauchsgegenstände der verschiedensten Art.

Die Peasant Arts Society hat zwei Verkaufsstellen in Haslemere selbst (High Street) und in London W (Portland Place, 83 New Cavendish Street). Auch andere Erzeugnisse der Volkskunst: Möbelstücke, Küchengeschirre und andere Werkzeuge aus Messing und Kupfer, von den besten englischen Handwerkern verfertigt, Ton-, Steingut- und Porzellanwaren, deren Muster vielfach deutscher bodenständiger Handwerkskunst entlehnt sind, bunte Flachschnitzereien und anderes mehr werden hier verkauft.

Interessant ist auch das in Haslemere von Mr. Blount und seinen Freunden gegründete Gotteshaus. Es ist eine einfache, mäßig große Halle, aber mit so viel Liebe und Sorgfalt eingerichtet, daß einen gleich beim Eintritt ein beruhigendes, anheimelndes Gefühl beschleicht. Schmuck und Einrichtung der Kirche sind ausschließlich Handarbeit. Die Stühle, die Teppiche und der sonstige Schmuck der Wände, der Altar mit seinem wundervoll geschnitzten Christusbilde, die Gesang- und Predigtbücher sind sämtlich von Mr. Blount selbst verfertigt.

Die neue Bewegung hat bereits ihre Spuren in der englischen Literatur hinterlassen. Maud King hat in einem ihrer besten Romane „The Archideacon's Family" den Gedanken der „Back to the land"-Bewegung künstlerisch zu verarbeiten gesucht. Neuerdings sucht sie auch durch die von ihr gegründete Zeitung „The Vineyard" der Erneuerung der Kultur des Landes zu dienen und das Verständnis weiter Kreise für die Arbeit in Haslemere zu gewinnen. Die glänzend geleitete Zeitschrift, die jetzt in das 4. Jahr ihres Bestehens eintritt, will vor allen Dingen die Liebe zur heimatlichen Scholle pflegen und den Glauben an die Notwendigkeit individueller Arbeit, also auch des Handwerkes im alten, guten Sinne stärken.

Für uns Deutsche ist es besonders erfreulich, daß der „Vineyard" bestrebt ist, Rosegger durch Übersetzung in England einzuführen. Unter dem Titel: „How little Maxel's House was burned down" brachte die Novembernummer des Jahres 1911 eine der köstlichsten Geschichten des Buches: „Als ich noch ein Waldbauernbub war", eingeleitet durch einen geistvollen Aufsatz des Baseler Literarhistorikers Dr. Julius Petersen. Die seitdem erschienenen Geschichten liegen jetzt, reizend ausgestattet, in Buchform vor unter dem Titel: „The Forest Farm. Tales of the Austrian Tyrol by Peter Rosegger". (The Vineyard Press. London, A. C. Fielfild 1912.) E. Sieper.

Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Wilbrand, Robert: Als Nationalökonom um die Welt. M. 2,—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Niedner, Felix: Thule. Band I. Edda. Heldendichtung. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Niedner, Felix: Thule. Band III. Die Geschichte vom Skalden Egil. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Niedner, Felix: Thule. Band XII. Sieben Geschichten von den Ostland-Familien. Brosch. M. 3,50; geb. M. 5,—. Eugen Diederichs Verlag Jena.

Hercod, Dr. R.: Schweiz. und Internationales Jahrbuch des Alkoholgegners. V. Jahrg. Fr. 1,—. Schweiz. Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus.

Schreckenbach, Paul: Volksbuch vaterländischer Dichtung. Geh. M. 0,50; geb. M. 0.80. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Gr. Borstel.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

2. Jahrgang Nr. 24 16. Dezember 1913

Seelenmord.

Es gibt ein schlimmes Lächeln, das schon viel Unheil angerichtet hat, das ein wenig spöttische, halb mitleidig duldsame, halb leise verächtliche Lächeln „nüchterner Männer der Wirklichkeit" über Schwärmer und Träumer und Menschheitsbeglücker. So pflegt man ja meist den Unterschied zu fassen, — höchst oberflächlicher- und ungerechterweise.

In unserem Zeitalter der Mechanisierung der Welt, das so leicht dazu verleitet, den Menschen auch wie eine Maschine zu betrachten oder gar als Material schlechthin, — ich kann das Wort „Arbeitermaterial" überhaupt nicht hören, ohne mich innerlich dagegen zu empören — fällt freilich ein Bestreben, dessen Gegenstand ausschließlich die Seele des Menschen ist, gewaltig aus dem Rahmen. Und doch war eine wahre Seelsorge niemals so unumgänglich notwendig wie jetzt. Und nie so schwierig, das erfährt jeder Geistliche, sofern er überhaupt ein Seelsorger ist, zumal wenn er unter denen tätig ist, die am stärksten von dem kreisenden Rad des mechanischen Weltgeschehens ergriffen sind, unter den Arbeitern der Großstädte.

Es ist eine oft von mir beobachtete, seltsame, aber höchst bezeichnende Erscheinung, daß gewisse Kreise, Ingenieure, Techniker, Architekten beispielsweise und Angehörige ähnlicher Berufe, die an greifbare Ergebnisse ihrer Arbeit gewöhnt sind, sich die Kunst als solche schließlich noch gefallen lassen, vor dem bildenden Künstler noch Achtung haben, dem Musiker aber ihre Anerkennung als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft schlechthin versagen. Was ist ihnen ein Sänger, ein Dirigent, ein Geiger oder Klavierspieler? Sie lassen ihn höchstens gelten als Mittel, ihnen einen Abend, ein paar müßige Stunden, angenehm zu vertreiben. Aber er schafft ja nichts Bleibendes, — wohlverstanden, in ihrem Sinne. Daß der Musiker in höchstem Grade ein Diener der Seele ist, kann ihre Achtung vor ihm und seinem Beruf nicht erhöhen, ist doch die Seele selbst in Mißachtung geraten. Eine Brücke, eine Maschinenanlage, ein Gebäude läßt sich noch nach Jahrzehnten zeigen: „Seht, das habe ich geschaffen", aber die seelischen Werte, die die wohltätigste aller Künste durch ihre Priester schuf, der Trost, den sie gewährte, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kräfte, die sie wachrief, das geduldige Wiederbeginnen, zu dem sie tausendmal frischen Mut gab, was bedeutet das? Es läßt sich nicht wägen noch schätzen, nicht greifen noch berechnen. Es ist — nichts.

Ein sprödes Ding ist die Seele. Sie stört uns immer wieder durch ihre Unberechenbarkeiten, durch ihr Geheimnis, das sie selbst dem scharfen Blick der Nächstenliebe nur unvollkommen enthüllt. Sie will nicht aufgehen in dem Rechenexempel, zu dem die Menschen das rätselhafte Dasein so gern herabwürdigen möchten.

Ich glaube, sie wird auch einem Manne seine Kreise stören, der es wirklich unternommen hat, den Menschen, solange er arbeitend im großen Getriebe der Gütererzeugung steht, als ein seelenloses Ding zu betrachten, das man aufziehen und wieder abstellen kann, das der Maschine die dem lebenden Wesen unerträgliche Gleichförmigkeit immer wiederkehrender Bewegungen endlich abgelernt hat und nun fast ebensoviel wert ist wie sie.

Ein guter Rechner ist der Mann, ein Denker von unheimlicher Folgerichtigkeit, ein Vertreter der angewandten Wissenschaft im vollsten Sinne des Wortes. Nur eins fehlt ihm und allen Seinesgleichen, eine letzten Endes doch unentbehrliche Kraft, ohne die das Zukunftsgebäude des reinen, nicht gefühlsmäßigen Denkens doch elend zusammenbricht wie ein Kartenhaus, — die Einbildungskraft eines Herzens voll Nächstenliebe, der weite Blick eines Menschen, der um das Schicksal seiner armen Brüder bangt.

Wohl dem Menschen, dem die Gabe der Phantasie verliehen ist, die vielgeschmähte! Ihm ist vergönnt, vorausschauend zu *sehen*, was andere mühselig und in tausend Irrtümern befangen zu errechnen suchen. Und was er sieht, das muß er sagen. Er muß seine Stimme erheben, und wenn er sein Leben lang tauben Ohren zu predigen scheint, und wenn er wie eine Stimme in der Wüste kein Echo findet!

Ich will nicht schweigen, ich will sagen, was ich, sorgenvoll ausspähend, erblicke:

Ich sehe einen großen Saal voll sausender Schwungräder und Treibriemen, voll stählerner Vielgestaltigkeit, schwer ruhend, rastlos kreisend und sich regend. Schön sind die glänzenden, schwirrenden Maschinen, schön ist der Saal, den ein Raumkünstler erdachte, dies Gebilde von Eisen und Stein in seiner wunderbaren Zweckmäßigkeit. Gesundheitlich einwandfrei ist der Raum, ohne Staub, voll Licht und Luft, mit möglichst bequemen Arbeitsplätzen. Aber die Menschen, die da arbeiten, die Männer und Frauen, — sind die alle verurteilte Missetäter? Sie haben alle denselben Ausdruck, — nein, dieselbe Ausdruckslosigkeit, — wie im Zuchthaus, wo hinter jeder Panzertür

dasselbe kahle Gesicht vor sich hinstarrt. Sie machen alle genau die gleichen Bewegungen, als säßen sie alle fest an einem langen Draht, der mit ewig gleichem Ruck und Zuck ihre Glieder beherrscht. Der ewig gleiche Gang der Maschinen zwingt ja ihrer aller Hände zu ewig taktmäßigem Tun. Sie fühlen alle über sich das scharfe, wachsame Auge des Aufsehers, der jede Bewegung, die sie machen, in jeder Einzelheit genau kennt, jede leiseste Abweichung gewahrt und sofort eingreift, wenn eine Hand zu weit nach rechts oder links gerät, ein Kopf sich zu sehr beugt, die Füße ihre völlig zweckentsprechende Stellung verlieren. Sie alle haben ihre Seele verloren und tragen an ihrer Stelle die ewig nagende Angst mit sich herum, die ihnen endlos zuflüstert: „Wirst du morgen noch die vorgeschriebene Höchstleistung erreichen?"

Irgendein Zeichen hallt oder blitzt durch den Saal. Das Zeichen kommt genau in dem Augenblick, in dem alle eine bestimmte Bewegung vollendet haben. Es bedeutet: Arbeitspause. Nun ruhen alle die Menschen, — nicht nach Wahl, sondern nach Vorschrift, für manchen zu früh, für viele zu spät. Warum unterhalten sie sich nicht? Ob es verboten ist? Wohl kaum, aber — Maschinen reden nicht. Sie denken nicht mehr. Was sollten sie sich zu sagen haben? Sie sind stumpf und dumm geworden in ihrer seelenlosen Verrichtung.

Wieder ein Zeichen! Wo sie am leichtesten wieder aufgenommen werden kann, da ruhte die Arbeit. Eine einzige, gleichmäßige Bewegung all der Menschen, und sie geht wieder ihren regelmäßigen Gang. Wieder sehen die Augen aller teilnahmlos auf das gewohnte Werk. Nicht rechts noch links schweifen sie ab. Sie regeln ja den Gang der Hände, und jeder Griff, den die tun, muß sitzen.

Maschinen sind sie alle! Mit einer Genauigkeit, die sonst nur das tote Metall besaß, schnurren sie den vorgeschriebenen Gang der Verrichtung ab, Punkt für Punkt wie ein Uhrwerk.

Stockt einer, weil ihn die Kräfte verlassen? Niemand sieht hin. Es ist nicht vorgesehen in ihrer Arbeitsanweisung. Maschinen haben nicht krank zu werden. Geschieht es dennoch, so kommen sie zum alten Eisen. Und dann zeigt es sich, daß die Maschine mehr wert ist als der Mensch, denn all ihre Teile werden ohne Verzug wieder hineingezogen in den brausenden Gang der Gütererzeugung und feiern bald in neuer Brauchbarkeit ihr Auferstehen. Versagt der Mensch, so verursacht er dem Staat gar noch Kosten und ist zu nichts, zu gar nichts mehr nütze. Fort mit ihm! Sein Platz ist längst von einer jüngeren, unverbrauchten Kraft ausgefüllt. „Auslese des Arbeitermaterials" nennt man das.

„Weitgehendste Ausschaltung der teuren menschlichen Arbeitskraft", — das ist der Traum der Unternehmer. Wann wird er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

endlich zur Wirklichkeit werden? Nur noch Arbeitgeber, Beamte und Buchhalter und statt der Arbeiter Maschinen! Welch herrliches Zukunftsbild! Nur schade, daß der Vorzug dieses Zustandes die Mängel nicht ausschließt. Die ausgeschaltete menschliche Arbeitskraft hat auch die Kaufkraft mitgenommen, und wozu soll man Güter erzeugen, wenn die Käufer aussterben? Man muß dem Arbeiter doch zu verdienen geben, denn leider, — mit jedem überflüssigen Menschen, der mit Weib und Kindern auf der Straße Hungers stirbt, verdirbt auch ein Käufer.

Nun, so soll man, da es nicht ohne den Menschen geht, den Menschen zur Maschine machen. Wie weit ist die ihm überlegen! Sie macht keine einzige überflüssige Bewegung, vergeudet keinen Funken Kraft an Zukunftsängste. Sie ist eben nicht mit jenem höchst überflüssigen Ding, der Seele, belastet. Nur die Seele hindert ja die menschliche Maschine daran, die Vollkommenheit ihrer leb- und fühllosen, stählernen Schwester zu erreichen.

Sonderbar! Sollte der Schöpfer die kommende Mechanisierung der Welt nicht vorausgesehen haben, daß er die Mehrzahl seiner höchsten Geschöpfe, seiner Menschen, so unzweckmäßig ausstattete? Was soll der Fabrikarbeiter der Zukunft mit einer Seele? Die wird zum Luxusgegenstand für die wohlhabenden Kreise, — die häufig freilich erst recht nichts mit ihr anzufangen wissen.

Da muß der Mensch, sofern er Arbeitgeber ist, dem Übel abhelfen. Kann es die menschliche Maschine nicht dahin bringen, überflüssige Bewegungen ganz zu lassen, nun, so muß man eine Methode erfinden, die die auf ein Mindestmaß beschränkten überflüssigen Bewegungen ebenfalls „für wirtschaftliche Zwecke nutzbar macht"*). Die menschliche Maschine muß dann freilich wahrscheinlich erst dazu erzogen werden, daß sie immer dieselbe überflüssige Bewegung macht.

Das alles erscheint wirklich wie die Ausgeburt einer Einbildungskraft, die sich an der Betrachtung der Folgen unserer wirtschaftlichen Verhältnisse übernommen hat. Wäre es das nur! Aber es ist traurige Wahrheit. Der Amerikaner Frederick W. Taylor hat die Methode erfunden und wissenschaftlich ausgebaut, die aus Arbeitern Maschinen macht.

Allem Anschein nach hält Taylor seine Methode durchaus nicht für das, was sie ist, — eine neue, unendlich klug erdachte Art des Raubbaus an der Kraft des einzelnen und damit des Volkes. Er betont immer wieder, daß jede Ermüdung des Arbeiters vermieden werden soll, daß reichliche Ruhepausen eintreten sollen und die

*) Vergleiche „Deutsche Industrie", 15. Jahrgang, Nr. 7, Seite 105.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeitsdauer überhaupt herabgesetzt werden wird, während der Lohn steigt. Das mag alles richtig sein. Ob es sich in der Praxis bewähren würde, scheint immerhin zweifelhaft. Was bedeuten alle diese Vorteile aber gegenüber den ungeheuren Schädigungen, die die Taylorsche Methode ohne Zweifel über Leib und Seele des Arbeiters bringen muß?

Das Zukunftsbild, das mich quält, ist Gegenwart. Nach der Zeitschrift des Bundes der Industriellen, „Deutsche Industrie"*), arbeiten heute schon 50 000 Menschen in Amerika nach der Taylorschen Methode. Inzwischen werden es mehr sein. Und die Vertreter der deutschen Industrie erhoffen sehnlichst ihre Einführung auch bei uns. Sonst würde die Zeitschrift ihres großen, im Besitz der Macht befindlichen Bundes nicht so begeistert für sie eintreten. Ich verweise auf den Aufsatz „Die wissenschaftliche Bedeutung von J. W. Taylors Arbeitsmethode" von dem Syndikus des Bundes Dr. A. Stapff*). Merkwürdigerweise ist der Aufsatz unter die Beiträge über Sozialpolitik eingereiht.

Für die Gütererzeugung sind die Ergebnisse der neuen Methode glänzend zu nennen. Ich führe einige Beispiele an:

Was nach der alten Arbeitsart 120 Mädchen in $10^1/_2$stündiger Arbeitszeit fertig brachten, das machen 35 Mädchen nach der Taylorschen Methode in $8^1/_2$ Stunden. Ein Bauarbeiter steigerte seine Leistung von 120 auf 350 Ziegelsteine. (Hierbei kam ein Hilfsgerüst zur Einführung, das dem Arbeiter die Beibehaltung der aufrechten Stellung dauernd ermöglichte, eine Neuerung, die zweifellos zu begrüßen ist, wie sicher noch manche Einzelheit der Methode.)

Wo bleiben nun die überflüssig gewordenen 85 Mädchen und die fast zwei Drittel der Arbeiter an dem Bau? Nun, die müssen andere Arbeit suchen. Es gibt ja genug Fabriken und Bauten. Wenn die betreffenden Unternehmer nun aber dem Grundsatz der „weitestgehenden Ausschaltung der teuren menschlichen Arbeitskraft" ebenfalls huldigen und auch ihrerseits die dazu so dienliche Taylorsche Methode einführen? Dann liegen die 85 Mädchen und die brotlos gewordenen Arbeiter — und Tausende mit ihnen — eben auf der Straße, und mit ihnen geht ihre Kaufkraft verloren. Und das ist freilich schlimm!

Feiern können sie dann. Das heißt, sie müssen hungern oder stehlen oder sich verkaufen. Daß ein so schönes, feierliches Wort eine so furchtbare Bedeutung erhalten konnte!

Aber ich tue dem Ingenieur Taylor Unrecht. Er will ja gar nicht zwei Drittel der Arbeiter brotlos machen, sondern das Arbeits-

*) Aprilheft 1913.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ergebnis um zwei Drittel steigern. Was freilich immer voraussetzt, daß auch der Häuserbedarf um zwei Drittel gestiegen sein muß. Alle sollen sie arbeiten aber dreimal soviel (in anderen Fällen das vielfache), wie bisher und womöglich in kürzerer Zeit. Man kann sich die Gedrängtheit einer solchen Arbeit leicht vorstellen, wie auch die ungeheure Aufmerksamkeit, die sie erfordert, die dann aber nur zu schnell zur geisttötenden Einstellung auf wenige, ewig wiederholte Handgriffe entarten muß.

Nach streng wissenschaftlich erprobter Methode soll die Arbeitskraft des Einzelnen „angespannt" werden. Nicht „Auspressung der Arbeitskraft" ist das Ziel, sondern „Anleitung und Führung der Arbeiter". Letzten Endes aber doch „die höchstmögliche Ausnützung der Arbeitskraft", wie Dr. Stapff ausdrücklich feststellt.

Wer sich in seiner Arbeitsleistung nicht dauernd auf gleicher Höhe zu halten vermag, auch wenn er seine Kraft wirklich bis aufs letzte auspreßt, der zählt dann freilich nicht mehr zur Auslese des Arbeitermaterials. Er kommt als Arbeitsmaschine nicht mehr in Betracht. Gott mag wissen, wo er bleibt. (Das überlassen wir Gott ja so gern, wenn wir selbst uns scheuen, es zu wissen!)

Nur ein Mensch mit völlig unverbrauchter Kraft, also bis zum 40. Jahre etwa, kann es wagen sich auf eine immer gleiche Leistung, zu verpflichten. Mit Naturnotwendigkeit muß die neue Methode demnach zur Verelendung der älteren Arbeiter führen.

Solche Gedanken sind auch dem Verfasser des angeführten Aufsatzes in der genannten Zeitschrift der Industriellen gekommen. Er wundert sich zwar über den „lebhaften Widerspruch vornehmlich von sozialpolitischer Seite", erlaubt aber immerhin dem Sozialpolitiker schon bei dem jetzigen Lohnsystem eine Klage darüber, „daß der junge, kräftige und geschickte Arbeiter mehr verdient als der ältere, den eine Familie, die Sorge für Weib und Kinder belastet". Er fährt aber schnell fort: „An der Tatsache ist jedoch nichts zu ändern .... Man muß sich aber damit abfinden, daß alle Versuche, dieses vielleicht unbarmherzige Lohnsystem ... in sich nach sozialpolitischen Anschauungen zu korrigieren, verhängnisvoll sein müssen."

Der Verfasser wendet sich scharf im Verlauf seiner Ausführungen gegen die Bestrebungen der Gewerkschaften nach einer „Minderung der Arbeitsleistung des einzelnen" und fährt dann, nachdem er gezeigt hat, wie diese Bestrebungen seiner Ansicht nach in die Praxis umgesetzt werden, fort:

„Der diesem Verhalten zugrunde liegende Gedanke ist natürlich die menschlich begreifliche, volkswirtschaftlich

und technisch aber höchst bedauerliche Schonung der Arbeitskraft"*). Diese Ungeheuerlichkeit wird dann wie folgt abgeschwächt: „Natürlich ist die möglichste Schonung der Arbeitskraft volkswirtschaftliche Pflicht, natürlich soll nicht die Arbeit alles herauspressen, was an Leistungsmöglichkeit in dem einzelnen ist, aber diese Schonung muß erfolgen in einer Verkürzung der Arbeitszeit, in einer Beseitigung überflüssiger Bewegungen*), in richtiger Verteilung der Pausen, aber niemals darf sie zu einer Aufhebung der Verschiedenheit der Leistungen führen."

Zusammenfassend schließt er: „Gelingt es, den geschilderten Wirkungen der Organisation der Arbeiter etwas entgegenzustellen, . . . das sich aufbaut auf der Auslese der für die einzelne Arbeitsverrichtung geeigneten Arbeitskräfte, der Erziehung zu bestimmten Verrichtungen, dem intellektuellen Erfassen des Sinnes der Arbeitsverrichtung, gelingt es, die Idee des Leistungslohnes wieder herzustellen, es wäre ein volkswirtschaftlicher Gewinn von höchster Tragweite."

Ich bin zweifelsüchtig genug, hinter diesen volkswirtschaftlichen Gewinn ein riesiges Fragezeichen zu setzen. Ob der Verfasser sich hier wohl über den eigentlichen, tiefsten Sinn des Wortes „Volkswirtschaft" klar geworden ist? Es bedeutet doch nicht nur Wirtschaft des Volkes, sondern auch Wirtschaft mit dem Volke, ein weises Haushalten mit der Volkskraft.

Das — wenn auch noch nicht in allen Folgen — schon gegenwärtige, beängstigende Zukunftsbild taucht wieder vor mir auf. Ich kann mir bei Menschen, denen jeder Handgriff vorgeschrieben ist, die unter schärfster Aufsicht arbeiten — die Einstellung einer unverhältnismäßig großen Zahl von Aufsichtsbeamten gehört zu den Grundbedingungen der Methode — mit dem besten Willen kein „intellektuelles Erfassen des Sinnes der Arbeitsverrichtung" mehr vorstellen. Und mit der Unmöglichkeit innerlicher Anteilnahme am täglichen Werk der Hände verliert die Arbeit für den Ausführenden völlig Wert und Würde. Es ist gar nicht mehr seine Arbeit.

Ich glaube, Erich Dombrowski hat mehr recht, wenn er im „Gewerkverein", der Zeitschrift der Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine, schreibt: „Es fragt sich aber doch, ob eine allzu große Zerlegung der Arbeit des Einzelnen und ihre peinlich genaue und beaufsichtigte Durchführung nicht dem Arbeiter noch den letzten Rest selbständigen Handelns und Denkens nimmt, den er sich aus

*) Von mir gesperrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Zeitalter des Handbetriebs in die Zeit der allmächtigen Maschine hinübergerettet hat."

Und weiter unten: „Wenn die Arbeiter Tag für Tag nach einem bestimmten Pensum arbeiten sollen, und dazu noch ein Dutzend Aufseher tritt, die, alle Spezialisten, die peinlich genaue Durchführung des Pensums beaufsichtigen und alle Augenblicke belehrend und helfend eingreifen, dann wird die Arbeit dem einzelnen bald noch freudloser erscheinen. Nach den Ergebnissen der praktischen Versuche Taylors werden in allererster Reihe *denn auch die geistig wenig regsamen Arbeiter**) für diese automatische Arbeitsleistung in Betracht kommen. Das ist geradezu *eine Prämie auf die geringe Bildung und geistige Beschaffenheit**) eines Arbeiters."

Ich fürchte, das ist nur zu wahr.

Es ist nicht tunlich, anzunehmen, daß unsere Großindustriellen tatsächlich alle ohne Ausnahme nur ihren eigenen Vorteil im Auge haben. Dr. Stapff betont ausdrücklich „die sich für den Arbeiter ergebenden Vorteile" und sicher, wie auch Taylor selbst, in gutem Glauben. Aber daß das in gutem Glauben geschehen kann, das beweist grade die bodenlose Mißachtung der inneren Werte und inneren Lebensbedingungen des Volkes.

Auch erörtert ja sein von mir angeführter Aufsatz ausdrücklich Nutz und Schaden „für die junge Volkswirtschaft, die alles andere als saturiert ist, und die sich Tag für Tag in der Welt durchsetzen muß, von Erfolg zu Erfolg auf fremden Märkten schreiten will und muß", . . . denkt also mit für die Allgemeinheit.

Nur steckt da meines Erachtens ein verhängnisvoller Fehler. Angenommen, der Gedanke an das Wohl Deutschlands spielte wirklich bei den Entschließungen, Wünschen und Hoffnungen unserer Unternehmer die ihm gebührende, wichtige Rolle, wird hier nicht dies Wohl höchst einseitig aufgefaßt? Die fremden Märkte sollen und müssen beherrscht und mit Gütern überschwemmt werden. Die Gütererzeugung kann nie groß genug sein. Jedes Mittel ist willkommen, sie zu vervielfachen. Mit Begeisterung wird deshalb auch die Taylorsche Arbeitsmethode als erwünschtes Mittel zu diesem Zweck begrüßt. Und die Folgen der Massenerzeugung von Gütern, wenn ihre Steigerung so ins Maßlose gelingt?

Ich kann mir die Berge der Güter nicht anders vorstellen als eine unheilvoll anschwellende Masse, die langsam und sicher dem Menschen den Platz nimmt und ihn erstickt. Die Wohnung muß der Fabrik und dem Speicher weichen.

---

*) Von mir gesperrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist denn das Maß der Gütererzeugung das Maß der Größe und Macht eines Volkes? Ist nicht vielmehr die Volksgesundheit und — wohlgemerkt — die Volkszufriedenheit ausschlaggebend für die Geschlossenheit und Stoßkraft des Staates nach außen und seine Sicherheit und Ruhe nach innen? Es hat noch nie ein Staat auf die Dauer bestehen können, dessen unbemittelte, arbeitende Bevölkerung körperlich unter elenden Lebensbedingungen verdarb und seelisch Schiffbruch litt und die Freude am Staat verlor. Die ist der beste Kitt, noch besser als Blut und Eisen. Schon Hellas und Rom zerbrachen, weil sie unfähig waren, die soziale Frage zu lösen.

Die Zeitschrift „Deutsche Industrie" sagt: „Man darf hoffen, daß auch der deutsche Ingenieur sich anregen läßt von diesen Gedanken, und daß die Bewegung auch für unsere Industrie Bedeutung erhält."

Ich glaube aber, wir wollen lieber hoffen, daß alle unsere tonangebenden Kreise ohne Ausnahme sich endlich darauf besinnen, daß ihre Macht ein sehr zweischneidiges Schwert ist, an dem sie sich leicht selbst verletzen können. Mißbrauchen sie sie in törichter Verachtung all der Dinge, die man nicht berechnen und mit denen man nicht handeln kann, und die doch noch immer letzten Endes das Weltgeschehen geregelt und beherrscht haben, stellen sie dauernd das Ding über den Menschen, vergessen sie überhaupt den Menschen mit seiner Seele über dem Arbeiter, dem Material, so wird es sich an ihnen selbst am ehesten rächen.

Man vergreift sich nicht ungestraft mit würgenden Händen an der Seele des Menschen. Auch der Seelenmord, der Methode hat, wendet sich schließlich gegen seine Urheber, wenn er ihnen nichts mehr überläßt als stumpf gewordene Lasttiere, die an Stelle der Lust am Schaffen nur noch Haß gegen die empfinden, die sie zu einem freudlos gewordenen Arbeiten zwingen.

Melanie Ebhardt.

Hebbel im Vortrupp.

Wir reden nicht deshalb von Hebbel noch einmal in diesem Jahr, weil er am 13. Dezember nun auch gerade 50 Jahre tot ist. Auch für die, welche die Großen der Menschheit nur an solchen Gedenktagen feiern, ist das Wort gesprochen: „Laßt die Toten ihre Toten begraben." Dies Jubiläumsjahr macht es allzu oft bitter wahr. Für uns soll das Wort nicht gesprochen sein. Gerade weil unser Wollen in die Zukunft geht, ist uns die lebendige Vergangenheit eine Kraft, ist uns Hebbel ein allzeit Lebendiger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hebbel ist einer von denen, die trotz aller Versuche nie „Mode" werden wollen. Vielleicht, weil seine starke Persönlichkeit nicht ertragen wird. Denn er zwingt zum Handeln, zur Selbstbesinnung und wenn einer, so gehört er zum „Vortrupp". Er war ein Deutscher mit ganzem Bewußtsein und Zukunftswillen. Er sah die Einigung Deutschlands unter Preußens Vorherrschaft voraus, vielleicht grade, weil er in Wien lebte. Er wies mit Schärfe slavische Angriffe zurück und warnte mit Empörung vor der Tschechisierung und Magyarisierung deutschen Kulturlandes.

Aber mehr noch, Hebbels Wesen war ganz auf Wahrheit und Echtheit gegründet. Nach einer Zeit der selbstvergessenen Jagd nach dem Glück suchen wir heute wieder, indem wir uns auf uns selbst besinnen, den seelischen Mittelpunkt, den wahrhaften Kern unseres im ganzen Volk gegründeten Wesens. Hebbel gehört zu den ersten Kämpfern um dieses Gut. Er schrieb: „Der Mensch dieses Jahrhunderts" — und der Mensch des 20. Jahrhunderts ist sein Erbe — „will nicht, wie man ihm schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußeren Haken, an dem sie bis jetzt zum Teil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen."

Wir vom Vortrupp, was wollen wir anderes? In allen Fragen des Lebens streben wir danach, daß ihr Wesen sich wahr ausdrücke. In den kleinsten und größten Dingen, handle es sich um die Körperkultur des Einzelnen oder die Hygiene der Rasse, um gute, echte Geistesnahrung für das Kind oder um Echtheit und Wahrheit in Kunst und Literatur, in Architektur oder Kunstgewerbe, handle es sich um die sittliche Aufklärung und Festigung der Jugend oder die Verinnerlichung der Ehe, die Reform der sexuellen Verhältnisse überhaupt, überall verlangt unsere Sittlichkeit, daß sie nicht begründet sei durch Autorität, sei es, wessen es sei, sondern durch die innere Notwendigkeit, die in jedem einzelnen Fall unsere volle Verantwortlichkeit fordert. Unser Gewissen ist geschärft. Wir verurteilen nicht mehr nach sogenannten „festen sittlichen" Maßstäben. Uns ist, bewußt oder unbewußt, anerkannt oder nicht, der Erwecker unserer sittlichen Kultur, Jesus, wieder Vorbild, der frei von jedem Gesetzesmaßstab den Menschen nur nach seinem inneren Kern beurteilte, der die Zöllner nicht verurteilte, weil sie Zöllner waren, der für die Ehebrecherin — und sie war schlimmeres — Erbarmen und Verständnis hatte, weil er jeden nur daraufhin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ansah, ob sein Wesen echt und aufrichtig wäre. So suchen auch wir Erscheinungen, wie die Prostitution, in ihren Ursachen zu begreifen, suchen zu helfen, indem wir unser Gewissen wecken und das der Jugend. Wir überlassen das lieblose Eifern, das doch den Mut nicht hat, dem Übel an die Wurzel zu gehen, denen, die, blind in ihrer Sittenrichterei, kein Herz haben für die Not gesunkener Volksklassen. Wir alle tragen die Verantwortung mit für ihr Sinken. Die Schädigung unsrer Gesundheit durch die Kulturkrankheiten, z. B. durch Syphilis und Alkohol, sind nicht mehr Fragen, die den Einzelnen angehen. Indem wir die Notwendigkeit begreifen, in der diese Dinge nur ein Glied im großen Ganzen sind, das Folgen hat für unsre Kinder, für unsre Umgebung, schließlich für unser ganzes Volk, ist unsre Sittlichkeit nicht mehr Satzung, die irgendwelchen Volksgenossen veraltet, gleichgültig sein dürfte, sondern für die geistige und körperliche Gesundheit des Volkes geforderte und aus ihr als dem sittlichen Ziel hervorgehende Notwendigkeit. Uns alle bindet der Zwang, den das Volksganze, das gesunden und gesund bleiben will, verlangt. Das Gewissen des Einzelnen ist das Gewissen der Allgemeinheit geworden, und dadurch ist die Verantwortung des Einzelnen sowohl erhöht als auch für jeden mit Notwendigkeit begründet. Gerade in der Notwendigkeit liegt der Wert der „neuen Ethik", der neuen Besinnung auf unsre Pflichten. Ob orthodox, ob liberal, ob Christ oder Monist, ganz gleichgültig, wer sich diesen Pflichten entzieht, stellt sich außerhalb seines Volkes, außerhalb des Gewissens der Allgemeinheit, ist gewissenlos.

Hebbel ist einer, der aus den Tiefen seiner Natur unbewußt und mit Zwang schuf. Aber Hebbel hat auch um das Weltbild gerungen, er war auch ein bewußt ethischer Charakter. Seine Erkenntnisse und Bekenntnisse muß jeder selber kennen lernen, wie sie in seinen Briefen und Tagebüchern niedergelegt sind. Wir wollen nur Weniges noch hervorheben, worin er Vorkämpfer war.

Hebbel hat vor allem einer Frage in die Augen gesehen, die heute brennender ist als je: der Frage nach der Stellung des Schriftstellers innerhalb der Kultur und nach seinen Pflichten. Mit Nachdruck weist er darauf hin, daß der echte Dichter, der den Instinkten des Publikums nicht entgegenkommt, durch die Schriftsteller zweiten Grades am Kontakt mit dem Volksganzen gehindert wird. Deshalb verurteilt Hebbel mit Schärfe die „Dichter", die um des Publikums willen schreiben, und ebenso die Kritik, soweit sie in Cliquen zusammengefaßt unfrei nur dem Tage dient. Ist es heute viel anders? Hat Hebbel nicht recht, daß „jeder für sein ästhetisches Treiben ethisch verantwortlich sei, daß die geistige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nationalvergiftung durch journalistische Kniffe und Afterkunstwerke, denen durch jene Bahn gebrochen werde, an Nichtswürdigkeit einer Brunnenvergiftung nicht nachstehe?"

Wir haben der Frau die Freiheit gegeben, oder werden sie ihr geben, die ihr als Mensch zukommt. Wenn einer, so war Hebbel ein Frauenlob. Ihm verdanken wir eine Reihe von Frauenbildern, die alle dadurch groß und ein Vorbild sind, als sie, ganz auf ihr Inneres gestellt, in ihrem eigenen Gewissen den Grund finden, aus dem ihr Leben hervorgeht. Deshalb werden auch seine Frauen von „Damen" so schwer ertragen. Hätten wir doch mehr, mehr Frauen, die unabhängig von träger Konvention den Mut fänden, ihr Wesen zu vollenden. Wir Männer würden so gern ihrer würdig sein. Hätten wir doch mehr Frauen, die die Forderungen, welche die Ehe rassehygienisch stellt, den Männern stellten, denn kennen müssen die Frauen heute diese Forderungen; Unwissenheit eines Mädchens ist ein Vorwurf, muß es sein. Mariamne geht in den Tod, weil Herodes der Stärke ihrer Liebe nicht vertraut. Wie töricht, nicht wahr? Unsre Frauen des 20. Jahrhunderts verlangen nicht einmal in körperlichen Dingen Vertrauen zwischen Mann und Frau, und nun gar in seelischen! Sie heiraten immer wieder Männer, die krank sind und sie krank machen — und wie wird ihre Nachkommenschaft sein? Ist es nicht fast wunderlich, daß so viele Menschen, denen der sittliche Fortschritt am Herzen liegen sollte, gerade dafür kein Verständnis haben, daß unsre Zeit die Ehe von dem „äußeren Haken", an dem sie bisher so vielfach aufgehängt war (Vernunftehe, Geldheirat, Heirat mit 30 Jahren nach bedenklichem Vorleben), ablösen und auf ihren „inneren Schwerpunkt", Rassehygiene und echte Liebe gründen will, damit sie zu einer wirklichen Ehe werde?

Rhodope stirbt, weil ein fremder Mann sie ohne Schleier sah. Und unsre Frauen? Laufen sie nicht jeder Dirnenmode, die aus Paris kommt, nach? Brust- und Rumpfpanzer, die hohen Hackenschuhe, was sind sie anderes als Prostitution — von tausend Frauen vielleicht gegen ihre Absicht nachgeahmte Prostitution — oder heißt Prostitution nicht mehr Zurschaustellung?

Wagen unsere Frauen nur deshalb nicht, sie selbst zu sein, weil es so viel bequemer ist, sich schieben zu lassen, statt zu führen oder auch nur selber den rechten Weg zu suchen und zu gehen? Sie wollen, wie überhaupt die meisten Menschen, über die konventionelle Sittlichkeit nicht hinaus; „sie wollen nicht geben, sie wollen nur eine Schuldigkeit abtragen." Wäre es nicht Zeit, daß wir geben lernen, die Pflichten über unser bloßes Dasein hinaus erfüllen, die Pflichten gegenüber dem ganzen Volk, gegenüber der Zukunft? Ist es so schwer, uns auf uns selbst und unsre Stellung in größerem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kreise zu besinnen und danach zu tun? Wollen wir nicht mit Hebbel glauben: „Wenn ein Mensch einen schweren sittlichen Sieg erringt, wer weiß, ob er nicht dadurch in demselben Augenblick auf der großen Wesenleiter höher steigt?" **Adolf Friederich.**

Väter.

Der Geheime Sanitätsrat Dr. med. et phil. hon. causa Ferdinand Götz, Ehrenmitglied der Burschenschaft Germania in Leipzig und Vorsitzender der gesamten deutschen Turnerschaft, ist ein ehrwürdiger alter Herr, der nicht bloß Sympathien und Ansehen in der deutschen Turnerschaft besitzt, dessen Stimme vielmehr auch weit über die Grenze der Turnerschaft hinaus etwas gilt.

Aber manchmal schläft bekanntlich auch der alte Homer. „Vater Götz" hat über den „Bund enthaltsamer Turner" und über die Alkohol-Enthaltsamkeit einige „kräftige Worte" veröffentlicht. In manchen Tageszeitungen waren sie zu lesen*). Mit dröhnendem Bariton hallen nun diese Worte durch Deutschland.

Was beweisen nun diese Worte des alten Dr. Götz? Nach ein paar mir zufällig vorliegenden Zeilen eines Vaters an seinen abstinenten studierenden Sohn: Abstinenz ist Fanatismus und deshalb vom Übel! Siehst du, Vater Götz hats selbst gesagt.

Dagegen nach allem, was Abstinente, ob kühl, ob heißspornig, über deutsche Alkoholnot und die zweckmäßigste Art ihrer Bekämpfung wissen: Vater Götz versteht weder die moderne Alkoholfrage noch die deutschen Abstinenten.

Ich kann mir nicht helfen, aber bei aller Sympathie für den prächtigen alten Mann, an dessen „Mäßigkeit" ich ja nicht im geringsten zweifle, kann ich in den Worten des greisen Vorsitzenden der Turnerschaft

---

*) In den Zeitungsberichten heißt es: Dr. Götz sagt, daß, wenn die Absicht des Gründens dieses Bundes im Bunde auch eine ganz gute sein möge, sie doch über das Ziel hinausgehe. Sie werde zum gefährlichen Störenfried, weil nicht besonnene, klare Arbeit und erreichbare Ziele sie belebten, sondern der Fanatismus. Götz richtet an die Turner die Mahnung: „Arbeitet treu und mit gutem Beispiel für Mäßigkeit, bekämpft in sachlicher Weise üble Sitten, aber bleibt uns vom Halse mit der Forderung völliger Enthaltsamkeit! Ein mäßiger Genuß von geistigen Getränken, der nicht zur täglichen Gewohnheit wird, ist und bleibt unschädlich und wird, solange der Herrgott Wein und Malz und Hopfen wachsen läßt und dem Menschen Durst gegeben hat, in frohen Stunden die Menschheit und auch die Turner zu Lust und Frohsinn anregen! Übermaß ist in allem, besonders im Trinken, Essen, Lieben, Arbeiten, körperlichen Übungen schädlich, sogar im Schlafen, und das Zuviel soll und muß von vernünftigen Menschen bekämpft und besonders muß der Jugend dessen Schädlichkeit eingebläut werden!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keinen andern Beweis als den eines mangelnden Verständnisses für das lebensreformerische „Jung-Deutschland" sehen.

„Mäßigkeit" in einem narkotischen Mittel ist für ein Volk, also für eine Mehrzahl Menschen eine ganz aussichtslose Forderung. Und die Enthaltsamkeit ist ganz einfach eine sozial-ethische Forderung für alle die Vaterlandsfreunde, die das mit Verstand und Herzen begriffen haben.

Ich will hier gar nicht etwa auf die Abstinenz des Turnvaters Jahn eingehen, da ich von „Autoritätsbeweisen" in solchen Sachen nicht viel halte. Auch auf die jedem ernst Prüfenden leicht zugängliche Erfahrungstatsache, daß körperliche und geistige Höchstleistungen von jedem Individuum nur im enthaltsamen Zustand vollbracht werden können, (Kräpelin, Glück, Ach, Oseretzkowski, Maljarewski, Smith, Fürer u. a.) gehe ich hier wegen des beschränkten Raumes nicht ein. Auch verzichte ich gern auf die Prüfung der Tatsache, ob „der Herrgott Wein und Malz" oder ob er vielmehr Trauben und Gerste (zum Essen, lieber Vater Götz!) wachsen läßt. Auch ob der gütige Gott „dem Menschen den Durst gegeben hat", daß er ihn mit alkoholischen Getränken und nicht vielmehr mit dem aus Quellen und Wolken rinnenden natürlichen Naß stille, will ich hier nicht weiter untersuchen. Und so schwer es mir auch fällt: ich will hier sogar darauf verzichten, des genaueren festzulegen, daß „Trinken, Essen, Lieben, Arbeiten, körperliche Übungen, Schlafen" nötige und nützliche Dinge sind, weshalb man hier von „Maß" und „Übermaß" sprechen darf, während der Genuß betäubender Reizmittel (Alkohol, Opium, Haschisch usw.) weder notwendig noch nützlich ist.

Nur das möchte ich bei aller schuldigen Ehrfurcht vor dem greisen Herrn Geheimrat Götz stark betonen, daß Deutschlands lebensreformerische Jugend es sich aufs entschiedenste verbitten darf, daß Männer in hervorragenden Stellungen ihren anspruchsvollen Hochsitz, geschützt durch ein unantastbares Alter, dazu benutzen, ihrer persönlichen Abneigung gegen Dinge der deutschen Lebensreform in weithin hallender Rede Luft zu machen, zumal wenn derartig deutlich daraus hervorgeht, daß sie sich nie ernsthaft mit der betreffenden Sonderfrage befaßt haben. —

Die zufällig mir auf den Schreibtisch fliegenden Zeilen eines Vaters an seinen abstinenten Sohn geben mir ebenfalls zu denken. Wie oft mag diese bedauerliche Wirkung der wohl gut gemeinten, aber schlechtwirkenden Worte des Vaters Götz während dieser Tage eingetreten sein! Eigenartige Zeit! Eigenartige Väter! Früher warnten die Väter ihre Söhne vor dem Teufel Alkohol. Jetzt gibt es Väter, die sie zum Trinken animieren, und die sich geradezu schämen, wenn der Sohn tapfer und charaktervoll sich gegen den trüben Strom der Trinksitte stemmt. Ich behaupte sogar: diese Väter sind heutzutage

recht häufig (vgl. auch „Harringa" Kap. IX Schluß! Der alte Harringa ist ein sympathischer Vertreter seines Typs!) Sogar — Mütter (!) kenne ich, die ebenso denken und raten. Nun stelle ich die Frage zur Erörterung: Auf welcher Seite ist die Dekadenz? Ist der Alkoholschmutz, oder der eiserne Besen der Abstinenz ein trübseliges Zeichen der Zeit?

Was wird aber aus den studentischen Humpenschwingern? Seid doch ehrlich: mäßig sind wenige, denn das Bier reizt zum Saufen, und die Jugend sucht Objekte zum „Austoben". Folge: der Sohn bummelt, verschwendet, fällt Huren in die Hände, spielt Karten. Köstliche, unwiederbringliche Zeit wird an Nichtigkeiten und Schlimmeres verschwendet. Weitere Folge: Schlimmerer Fall: Siechtum und Versumpfung. Besserer Fall: die von Gott verliehene geistige und gesundheitliche Wirkungsebene wird um ein Bestimmtes herabgeschraubt. Aus Stahl wird Eisen, aus Eisen Holz, aus Holz Pappe. (Das sind feststehende Tatsachen. Auch ohne die exakten psychophysischen Versuche von Kräpelin und Smith!)

Kann das ein Vater und gar eine Mutter (!) verantworten?

Zum Schluß ein Erlebnis:

„Was geht das mich an, wenn jährlich 200000 Deutsche durch Alkohol vor den Strafrichter kommen! Mein Junge ist gut erzogen, verträgt etwas und soll seine Studentenjahre genießen!" So entgegnete mir vor vier Jahren ein Vater, dem ich riet, er möge seinem zur Universität gehenden Jungen ein kräftiges, alkoholgegnerisches Wort mit auf den Weg geben.

Der Sohn war ein frischer, gutherziger und kluger Junge, der sehr an seinem Vater hing, das einzige Kind vornehmer Eltern.

Nach zwei Jahren traf ich den alten Herrn wieder. Inzwischen aber hatte sich etwas geändert. Der Sohn hatte auf dem Nachhausewege von der Kneipe einem Schutzmann den Helm vom Kopf geschlagen, war auf die Wache gebracht worden, hatte dort den vernehmenden Beamten auf üble Weise beschimpft. (Widerstand gegen die Staatsgewalt, Beamtenbeleidigung usw.) Kurze Gefängnisstrafe! Die Laufbahn des zukünftigen Verwaltungsbeamten vernichtet! Noch allerhand Schmerzliches kam dazu. Der Junge ging als seelisch halbgebrochener Mensch ins Ausland.

Also, wie gesagt, nach zwei Jahren traf ich den alten Vater wieder. Wir waren unter vier Augen. Ich konnte mich nicht enthalten zu sagen: „Herr Geheimrat, geht es Sie jetzt etwas an, daß der Alkohol (unter anderm) 200000 Deutsche jährlich vor den Strafrichter bringt?" Da reichte mir der alte Herr aufschluchzend beide Hände. Und das war Antwort genug.

Der erschütternde Eindruck dieser Bewegung hat mich nie verlassen. Wie hätte dieser Vater geeifert, wenn sein eifersüchtig geliebter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Junge statt zu den buntbemützten Xer Rhenanen zu den barhäuptigen, trotzig-übermütigen abstinenten Studenten gegangen wäre! Und viel hätte nicht gefehlt. Denn mein Einfluß hatte den Jungen beinahe „abtrünnig" gemacht, und nur das Dazwischentreten des alten Herrn „rettete" den jungen heißblütigen Studenten vor der Abstinenz.

Aber Gott sei Dank, ich weiß, gar viele Väter vermögen heute nicht mehr ihre abstinenten Trotzköpfe dem Bierstaat zurückzugewinnen. Weil in den Jungen etwas lebt und glüht und lodert, das „Vater Götz" mit dem leicht hingeworfenen Wort „Fanatismus" bezeichnet, die Flamme nämlich, deren Leuchten in Tausenden von Herzen uns den völkischen Horizont wieder erhellt. —

Eigenartige Zeit! Die weinfrohen Alten gegen die enthaltsamen Jungen! Diese Jungen aber, so scheint mir, werden recht behalten. Denn, ich glaube, sie fühlen ganz einfach im tiefsten Herzen, daß im deutschen Volke eine Entartungskette gesprengt werden soll, die das numerisch wachsende Volk zu vernichten droht; und daß es vorderhand gilt, ein Kettenglied zu zerschlagen, das des Alkoholismus. Aber nicht mit der Narrenpeitsche der „Mäßigkeit", sondern mit dem Stahlschwerte der Abstinenz! G. Wanderer.

Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara ins innerste Deutschland.

Sechster Brief.*)

Lukanga auf dem Hohen Meißner.

Mukama, Herr der Rinder!

Seit drei Monden bin ich wieder in einer Einsamkeit und lebe auf einem Berge und in einem Walde. Hier traf mich beides: Regen und Sonne; beides: Kälte und Wärme; beides: Sturm und Flaute. Und auch in mir war beides: Leid und Freude, bis endlich die Freude größer war, und das war in den letzten Tagen. Es kamen da die, welche mich lehrten, daß es eine große Hoffnung gibt in dem Volke der Wasungu. Von ihnen will ich dir jetzt erzählen.

Als ich zum Bergwald zog, war die Zeit der Kornernte, dann begann der Gras- und Kräuterschnitt, und als der Mond wiederkehrte, gruben die Bauern die Knollen aus der Erde und pflückten die Früchte. Da war es, eines Morgens. Ich hatte die wilden Horntiere belauscht, die in dem Walde brüllten, weil die Zeit ihrer Feu-

*) Die bisher veröffentlichten Briefe Lukangas sind erschienen im Jhrg. I Nr. 9, 11, 17, 23 u. Jhrg. II Nr. 11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gung war, und ich hatte an Weisheit zugenommen, denn auch in diesem Lande sind die Tiere die einzigen Lehrmeister des Menschen. Nun legte ich mich in meiner Grashütte am Bergbache zur Ruhe. Da hörte ich unten am Wege Stimmen und erkannte in einem Rudel junger Wasungu einen Bekannten, den Mann vom Stamme der Korongo*). Ich schnürte mein Bündel und eilte den Wanderern nach. Ich ergriff die Hand des Korongo. Er freute sich, und alle waren gut zu mir, die Knaben und die Mädchen. Denn auch Mädchen waren darunter, und ich sah, daß diese schön waren. Gehen konnten sie und springen; sprechen, lachen und singen. Sie hatten kein Leibgerüst und keine Zwangschuhe. Sie trugen keine Steißfedern wilder Tiere auf dem Kopfe. Ihr eigenes Haar hing in goldenen Flechten über den Rücken, und Kränze roter Beeren schmückten die Köpfe. Als Lukanga das alles sah, war er froh und folgte ihnen, wohin sie gingen: den Berg hinab und wieder auf einen andern Berg hinauf, wo ein alter Häuptlingsitz emporragte.

Hier kamen viele Jünglinge und Mädchen zusammen. Sie setzten sich nieder. Einer sprach, und die andern hörten zu, was der Sprecher sagte.

Mukama, als ich selbst es hörte, wußte ich Neues. Ich wußte, daß es Schlechtes gibt, von dem sich dies Volk befreien kann. Und ich sah, daß die Wasungu Kinder haben, die Großes leisten werden.

Da stand ein Sungu auf und sagte: Wir wollen, daß jeder Sungu Land habe, und hassen es, daß viele beisammen wohnen. Nur wer Land hat und eine Vaterhütte, hat eine Heimat und kann für das Volkland kämpfen.

Und alle riefen laut, als Zeichen, daß auch sie das wollten, so, wie er es sagte.

Da sagte ein anderer: Wir wollen uns freuen über unser Volk, was es kann und was es ist, und wollen zusammenhalten, weil wir Kinder eines Volkes sind. Wir sprechen alle dieselbe Sprache, wir kennen gemeinsame Taten der Väter; so tun wir denn, was wir tun, als Glieder eines Volkes: Wir sind Wasungu.

Wenn du, Mukama, nun denkst, ich hätte nicht mitgerufen, als ich das hörte, dann irrst du dich. Ich erkannte, daß es göttlich ist, wenn jedes Volk seine eigene Größe hat.

Es sprachen aber auch welche, die es anders wollten, als diese alle. Sie sagten: Wir wollen einen Unterschied machen zwischen

*) Siehe Vortrupp Nr. 23, Jhrg. 1912. Anm. S. 706.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jungen und Alten: die Jungen sind nämlich klug, die Alten dumm. Wir wollen niemand gehorchen und jeden, der für sein Volk etwas tut, auslachen. Wir wollen nämlich nur an uns denken. Denken und Jungsein allein genügt.

Da riefen nur einige, die andern sagten alle: Was du sagst, kannst du selbst wollen; wir aber wollen es nicht, wir wollen das andere.

Und das war gut, denn dies ist nämlich der alte Fehler der Wasungu: Immer wieder hat es bei ihnen welche gegeben, die das Gute vor sich sahen. Weil aber mehrere Wege hinführten, haben sie sich erst untereinander gestritten, welcher Weg der beste sei. Und das haben sie ganz gründlich gemacht und haben dabei viel in sich hineingegossen, bis sie überhaupt keine Lust mehr hatten, nach dem Guten hinzugehen, und andre Völker sich das Gute nahmen.

Es sprach dann ein erfahrener Mann, den alle kannten, weil er viel gedacht hat und es den andern geschrieben, wenn er etwas gefunden hatte*). Er sagte: Wir wollen dafür sein, daß jeder Sungu die Sachen sagt, wie sie sind, und nicht, wie sie nicht sind. Wir wollen auch, daß jeder, der falsche Sachen sagt, ein schlechter Mensch genannt werde.

Und alle riefen laut.

Dann sagte wieder einer: Wir haben eigene Lieder, die wollen wir singen, und Reigen, die wollen wir springen, und wenn wir das tun, wollen wir in das Land hinausgehen, von einem Berg zum andern und uns freuen. Wir wollen aber vorbeigehen an allen Orten, wo Schlucker sitzen und Lärm hören, denn da ist alles beisammen, was nicht Art echter Wasungu ist: Schlucken und Hineingießen und Rauchblasen und Mädchen, mit Haaren andrer Menschen und mit Steißfedern wilder Tiere.

Da riefen alle laut, und einer trat vor und sagte: Ja das ist es: Wir wollen überhaupt nicht mehr Rauch machen und hineingießen. Unser Atem soll nicht stinken, und unser Schlunk soll nicht rülpsen, dann werden wir auch immer rein und jung bleiben, und unser ganzes Volk wird klug und stark sein, und die ganze Welt wird es an unsrer Schönheit und an unsern Taten sehen, daß wir die Wasungu sind.

Jetzt schrie die ganze Menge einen lauten Ruf.

Mukama, ich war Zeuge eines gewaltigen Feuers, das in den Herzen edler Menschen abbrannte. Diese jungen Menschen riefen Freude,

*) Das war Avenarius. Der Herausgeber.

weil es ihnen erlaubt sein sollte, täglich etwas für ihr Volk und Land zu tun. Ich fühlte dies: Die Wasungu werden jetzt sehr groß werden, weil die Zeit des Hineingießens zu Ende geht und die Zahl der Mästlinge sehr klein werden wird.

Sie sprachen noch viel, und einer nach dem andern trat vor. Ein jeder erschien mir schöner als der andere und jede Stimme entzückte mich. Ich dachte zwei Gedanken: Achtzehn Monde wohnte ich in Kitara und sah dann den neuen Berg entstehen, der glühend aus der Erde quoll.*) Ebensolange bin ich im Lande der Wasungu und sehe jetzt das neue Volk entstehen, auf dem Berge, bei den Wäldern.

Als es Nacht war, gingen alle, und auch die Korongo, den Berg hinab und wanderten bis in die Mitternacht. Und ich folgte ihnen. Sie gingen aber und sangen, und einer spielte dazu auf dem Fadenholz. Sie sangen von Blumen und Tieren, von Knaben und Mädchen, von Kampf und Liebe und Volkland.

Am Morgen stiegen sie früh auf einen andern Berg hinauf. Es ist nämlich ein Gesetz dieser jungen Wasungu, daß niemand weitersprechen darf, wo er schon einen Tag gesprochen hat. Sie wissen, daß die Gedanken des Menschen rein werden durch weiten Weg. Deshalb gehen sie auf einen andern Berg, bevor sie weitersprechen.

Die Jahreszeit war kalt. Wir aber wurden beim Gehen warm und badeten im Bergbache, unter hohen Bäumen. Dann gingen wir auf eine weite Wiese und fanden Menschen da, soviel wie Gras.

Sie sprachen im Kreis und faßten sich an den Händen, sie sangen und tanzten. Sie tanzten mit nackten Füßen, wie wir es tun in Kitara**). Und obwohl sie bekleidet waren, waren sie schön; denn ihre Kleider waren anders als die anderer Wasungu***). So war ich froh bei ihnen bis zum Abend. Da brannten sie ein hohes Feuer an und sangen. Dann schwiegen alle, und einer stand am Feuer und sprach die Sprache der Wasungu. Rundum war Nacht, und der Mond schien und die Sterne. Um den Berg aber lag das Land, dessen Feuer hier oben brannte.

Ich sah die Gestalten von jungen Männern und Mädchen. Ich sah ihre Augen, und Feuerglanz darin. Ich sah, als Fremder, die Zukunft eines Menschenvolkes.

---

*) Kitara ist ein Land mit Vulkanen, die noch tätig sind.

**) Siehe Lukangas Beschreibung vom Tanze beim Fest der Königslanze. Vortrupp Nr. 17 (S. 518), Jhrg. 1912.

***) Über die Kleidung der Wasungu, siehe Vortrupp Nr. 11, Jhrg. 1912.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da sangen tausend Stimmen das Lied: „Groß ist uns das Land der Wasungu". Ein Wind wehte die Flamme hoch. Ich aber beugte den Kopf und weinte. — —

Großer König, du sandtest aus

deinen Diener

Lukanga Mukara.

Wir reden so oft aneinander vorbei.

Wie ist es eigentlich zu erklären, daß gerade Gespräche über religiöse Fragen so sehr verpönt sind? Wie kommt es, daß sich gerade auf diesem Gebiete die Menschen so wenig verstehen, und wenn sie sich in einen Austausch ihrer religiösen Meinungen einlassen, wie kommt es, daß sie dann in den allermeisten Fällen ständig aneinander vorbei reden?

Liegt es nicht meist daran, daß man eben Meinung gegen Meinung setzt, ohne imstande zu sein, seine Meinung auch zu begründen und als richtig zu beweisen?

Bei allen Erörterungen religiöser Fragen steht immer persönlichstes Empfinden und Für-wahr-halten und Hoffen gegen ein anderes persönliches Empfinden und Für-wahr-halten und Hoffen. Je nach der Erziehung, den religiösen Anschauungen seines Elternhauses und dem weiteren Entwicklungsgange unterscheiden sich die religiösen Ansichten der Menschen. Der Strom des religiösen Lebens im Menschenherzen wird ja aus tausend verschiedenen Quellen gespeist und empfängt seine Kraft aus allem, was wir gehört, gesehen und erlebt haben.

So ist es denn ganz selbstverständlich, daß jeder seinen eigenen Standpunkt in religiösen Fragen einnimmt. Mein persönlicher Glaube kann nicht der eines anderen sein, denn genau so wie das Gesicht eines Menschen nicht völlig dem eines anderen gleicht, so muß auch das Ergebnis seiner Lebenserfahrung (der Glaube) anders aussehen als der eines zweiten Menschen.

Muß das aber so sein? Ja, es kann ja nicht anders sein, weil dieser Glaube gewonnen ist aus äußeren Erfahrungen, Beobachtungen, Eindrücken und Erkenntnissen.

Aber dieser Weg, aus der Beobachtung der Welt und ihrer Erscheinungen auf die letzten Dinge und Ursachen zu schließen, ist falsch und weckt eigentlich gar keinen Glauben, wenigstens ist solcher Glaube nicht Glaube im biblischen Sinne. Wer durch äußeres Erleben zum Glauben zu kommen hofft, der zäumt das Pferd vom Schwanz aus auf.

Nach dem Hebräerbriefe ist der Glaube „eine gewisse Zuversicht des, das man hofft und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Schrift weist also ausdrücklich darauf hin, daß es zum Wesen des Glaubens gehört, gerade fest das als richtig anzuerkennen, was man nicht sieht.

Nun ja, das war eben die Ansicht eines Mannes, der vor fast zwei Jahrtausenden gelebt hat, der ein Kind seiner Zeit war und natürlich nicht dachte und empfand wie wir modernen Menschen. Wir Menschen von heute sind ja gerade stolz darauf, nur das für richtig zu halten, was auf dem Experimentiertisch und im Fernrohr oder Mikroskop wirklich zu sehen und festzustellen ist. Wir müssen eben unsere religiöse Stellungnahme aus unserer Erfahrungswelt filtrieren. Ein anderer Weg ist für uns ganz ausgeschlossen.

Leider urteilen die meisten der wissenschaftlich Gebildeten so. Sie bedenken aber nicht, daß gerade dieser Weg der unwissenschaftlichste ist, den es gibt. Wie kann man die Höhe, das Wesen und die Struktur eines Berges aus ein paar Mineralien erkennen wollen, die man an seinem Fuße gefunden hat? Wie kann man den Baum erkennen wollen aus seinem Blatt? Wie kann man Gott erkennen wollen aus dem Saume seines Kleides?

Das Wesen Gottes kann man nicht erfassen aus der Beobachtung der Amöben oder der Fixsterne!

Nun gut, wird man einwenden, wenn das nicht einmal möglich ist, dann sollten wir doch ja alle religiöse Überzeugung einpacken, denn dann gibt es überhaupt keinen Weg, zu religiöser Überzeugung zu kommen.

Stimmt das wirklich?

Es würde stimmen, wenn der Mensch nur auf äußerlich sinnliche Wahrnehmungen angewiesen wäre. Unser Zeitalter denkt so oberflächlich und hat sich so sehr daran gewöhnt, immer nur das für wirklich zu halten, was man mit äußeren Sinnen messen und wägen kann, daß uns die Empfindung für innere Wahrnehmungen fast ganz geschwunden ist. Daraus erklärt sich auch der völlige Zerfall unseres Glaubenslebens in der gegenwärtigen Zeit. Religiöse „Meinungen", aber keine Gewißheit gewinnt derjenige, der seinen Geist nur durch die fünf äußeren Tore, die Sinne, zu speisen gewöhnt hat, der aber nichts weiß von den feineren Augen und feineren Ohren in seinem Herzen.

Aber es erklärt sich auch eine zweite Tatsache hieraus, eine Tatsache, auf die gerade unsere Zeit immer wieder hingewiesen werden sollte. Daß alle diejenigen, die zu wirklichem Glauben durchgedrungen sind, zu dem Glauben, von dem Paulus sagt, daß er eine gewisse Zuversicht dessen ist, das man nicht sieht, daß alle diejenigen in allen wichtigen Punkten des Glaubens einig sind.

Wie läßt sich diese Einigkeit erklären? Doch wohl nur dadurch, daß die Dinge des Glaubens mindestens eben so real sind wie Mineralien und Insekten und daß man diese unsichtbaren Dinge ebenso genau wissen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erforschen kann, wie die Dinge der äußeren Welt. Wie könnten sonst Menschen mit ganz verschiedenem Bildungsgange, verschiedener Nationalität und Sprache, wie könnten sie alle zu denselben Grundüberzeugungen gekommen sein?

Ach, höre ich da einwenden: Schau dir doch nur die verschiedenen Kirchen und Sekten und Religionsgemeinschaften an, jede bekämpft die andere, und jede glaubt etwas anderes als die andere. Da ist doch von Einigkeit keine Rede.

Dieser Einwand ist scheinbar sehr berechtigt, aber auch nur scheinbar. Denn in jeder Kirche mischt sich die innere Erfahrung mit Verstandessätzen und praktischen Erwägungen, trübt das eigentliche religiöse Leben und bringt so allmählich die religiöse Entwicklung, die bei ihrer Gründung einsetzte, zur Erstarrung.

Von diesen Tatsachen muß man absehen, man darf nicht inneres religiöses Leben und kirchliche Form miteinander verwechseln.

Aber, um ein Gegenbeispiel zu nennen, das gewaltige seelische Ereignis, das die Seele des Paulus auf dem Wege nach Damaskus erlebte, es ist von Tausenden nach ihm auch erlebt worden. Die Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingsttage können wir auch heute noch erleben, wenn unsere Seele reif dafür geworden ist, wie es auch Tausende wieder im Laufe der Zeit an sich e r f a h r e n haben.

Erst derjenige aber, der wenn auch nur geringe innere Erfahrungen in religiösen Dingen gemacht hat, erst der kommt zu dem Glauben, der im Sinne des Apostels wirklich Glauben genannt werden kann, der mehr ist als ein Für-wahr-halten.

Wer aber auch nur die einfachsten religiösen Erfahrungen gemacht hat, der lächelt über religiöse Debatten und den Austausch religiöser Meinungen von Leuten, die den Menschen aus seinem Rock zu erkennen versuchen.

Wohl kann man die Welt und das Leben richtig verstehen lernen, wenn man die Ursache alles Seins, das Wesen Gottes, durch den Glauben erkannt hat. Aber niemals umgekehrt:

„Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist; daß alles, was man sieht, aus nichts geworden ist."

Heinrich Scharrelmann.

Erfolglosigkeit.

Ich möchte etwas sagen über Erfolglosigkeit, aber nicht über jede beliebige Erfolglosigkeit, sondern über solche, die ich liebe. Wohl liebe ich Kraft, die Taten zeugt; ich liebe sie sehr; aber ich denke dabei nicht unwillkürlich an erfolgreiche Taten. Die haben ja ihren Lohn gehabt. Ich denke an Taten, die die Dunkelheit des Mißerfolges überschattete.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kein heller Sonnenstrahl raubte dem Quell, dem sie entsprangen, seine erquickende Frische. — Darum laben sie mich so sehr, meine stillen Herzensheiligen, denen meine Seele von Kind an nachging; ihnen allen haftete die Erfolglosigkeit an, so lange sie lebten. Manchmal war ich ihnen untreu, ich floh sie, weil sie Forderungen stellten. Aber im Grunde blieben sie mir doch stets die Liebsten, und reichte ich ihnen die Hand nur flüchtig, so ergriffen sie mich ganz und fesselten mich so, daß ich Ort und Stunde vergaß. Nach solchen Begegnungen war meine Seele friedevoller und meine Hände tatkräftiger, bereiter zum Dienst. —

Franziskus von Assisi. — Ich müßte dich schon lieben, weil dein Antlitz Züge trägt, die auch meines Vaters Bild mir zeigt. — In deinem braunen Gewand der Armut, das du eintauschtest für dein fröhliches reiches Ritterkleid, ziehst du einher, allzeit frohgemut; singend, heilend und lehrend dienst du deinem Heimatland besser, als wenn du nach deiner Väter Weise Schätze angehäuft und genossen hättest. Du freust dich an Gottes Reichtum, den er jedem bietet, an den Blumen, den Vögeln, dem klaren Quellwasser. Sie sind dir Brüder und Schwestern. Nur sie? Nein alle Gottesgeschöpfe, auch die ekelhaftesten Kranken, die Aussätzigen, die du pflegst, die Räuber, die du durch dein reines wahrhaftes Sein zu Nachfolgern gewinnst. Das Feuer nennst du deinen lieben Bruder, wenn dir die Ärzte mit glühenden Eisen die schmerzende Stirn martern. Wahre Freude empfindest du, wenn du es über dich gewinnst, ruhig deiner Wege zu gehen, als dich Hungrigen, Frierenden, Durchnäßten der Pförtner zornig zankend von der Klostertür treibt. Wohl mit Recht hat man die Wunderlegenden, die das liebende Volk beim Klang deines Namens erzählte, mit Blümlein verglichen, die die Sonne auf der frischen Frühlingswiese zum Leben weckt. — Da gibt es ein Lied, in dem jenes edle Weib mit der gezeichneten Stirne zum eingekerkerten Hohenstaufen Enzio sagt: Herr, seit jenem Tag war all mein Sinnen, dich und deinen Kerker nur zu lieben. „Das könnte ich auch" dachte ich laut in meiner jungen Begeisterung. Ich höre als Antwort: das ist krankhaft und unnatürlich. — Sind wir so gar berechnend geworden, daß wir uns abwenden von den Erfolglosen? Ach nein, wir wissen zu gut, nur ihnen wird der endgültige Erfolg. Wer auf das Endziel sieht, gehört zu ihrer Gefolgschaft.

Dante, du Heimatloser, mit dem gramvollen Mund und den strengen Zügen. Du tief Empfindender mußt das bittere Brot der Fremde essen, dich am fremden Herde wärmen. Du fühlst deine Tage dir entschlüpfen in vergeblichem Warten darauf, daß deine Vaterstadt dir endlich Gerechtigkeit werden läßt, dich zurückruft aus der Verbannung. Wandelbare Gunst wechselnder Gönner mußt du erbitten. Wie bitter ist dein Mund gesenkt! Wie littest du Stolzer, Selbst, bewußter bei der furchtbaren Heftigkeit deiner Gefühle! Aber nein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie gerade erheben dich wieder. Sie lassen dich dein „Heiliges Lied" erleben, deiner Beatrice Treue halten durchs ganze Leben hindurch. Was macht es dir, daß man dich zum Verbrecher stempelt, zum Tode verurteilt für deine besten Absichten, wenn du an deine Liebe denkst, mit der du stets zusammen warst, seit der neunten Sonne deines Lebens! Großes hat diese „erfolglose" Liebe geleistet. Ihre Kraft schuf die „Göttliche Komödie", wie das „Neue Leben".

„Und wieder darf in südlich Land ich Nordgeborener wallen", wenn ich dich grüße, Leonardo, du Überzeitlicher, Zeitloser, der du deshalb in Vergessenheit sterben mußtest. Tiefer, wissenschaftlicher als die betitelten Professoren deiner Zeit, mußtest du ihr spöttisches Lächeln, ihre aufgeblasenen und dreisten Reden ertragen, wenn man dich einmal aus deiner weisen Zurückhaltung hervorlockte. Selbst der ungelehrteste deiner Zuhörer merkte, daß du sprachst von Dingen, die deinen Geist in seinen Tiefen quälten und freuten, die du entdecktest und immer besser zu erkennen strebtest. Aber was galt das den Titelsüchtigen, deren Geist nach „erfolgreichem" Streben bloß noch ein sanftes Traumleben führte, und du hattest ja noch keinen Erfolg gehabt, selbst deine Werke beendetest du nie, so sagte man. Und du selbst, ahnst du den Schmerz voraus, den deine Werke dir bereiten, wenn du siehst, daß sie dem Untergang geweiht sind, ehe sie ihren Höhepunkt, den von dir gewünschten, erreichen. Der Koloß wird zerstört und damit das kraftvollste Zeugnis deines Wesens. Dein Abendmahlsbild verbleicht, die einzigartige Huldigung für ihn, der kam, „das Leben, das voller Trauer, Leid und Sehnsucht ist, zu einem lichten Freudenmahle zu gestalten." Deine Mona Lisa war für dich nie vollendet. Du strebtest nach Unerreichbarem. Selig, wer sich verzehrt sein Leben lang im „Streben nach Erreichung des Unerreichbaren". Selig, wer nicht aufhört, zu hungern und zu dürsten. Oder liebst du etwa die Satten, die Trägen, die Stumpfen, die Alleshaber?

Servetus*), ich beginge eine Untreue, wenn ich dich nicht nennte. Du lebtest für andere, du starbst für deine Überzeugung. Und du tust es alles in der liebenswertesten Weise. Dein Martyrium in Genf, das uns dich lieben macht, läßt uns grausen vor dem eifernden Kalvin. der dich auf den Scheiterhaufen bringt, „zur Ehre Gottes". Du, Servetus, mußtest ins Feuer, das deine zarte Seele von Kindheit an vorahnend mit Grausen erfüllte! Aber deine Gesinnungstreue ist größer als alle Furcht; sie überwindet sie weit. Held! Dein Bild hat mir für immer das Bild des großen Kalvin verdunkelt. —

Mein tapferer deutscher Ulrich von Hutten. Du stehst mitten drin in der Schar meiner Erfolglosen, meiner Herzensheiligen. Du läßt noch

*) Michael Servet, geb. 1511 in Tudela (Navarra), endete am 27. Oktober 1553 zu Genf auf dem Scheiterhaufen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen andern Ton erklingen, der dem herben Norden entstammt, die Freude am Kampf höre ich daraus. Keine Streitsucht, aber Kampfeslust, die auch Papst und Kaiser nicht verschont mit beißendem Spott. Du wagst es, ein Gegenzeitlicher zu sein, auch in dem, was du liebst. Vor einem Mönchlein beugst du dein ritterlich Haupt. Denn „Umb Wahrheit ich ficht, niemand mich abricht, es brech oder gang, Gotts Geist mich bezwang." Ich liebe deinen ritterlichen Geist, der nur Wagen und Durchbrechen kennt. Ich liebe deinen Trost im Leiden: „Mein dorngekrönter Bruder leidet mit, — sobald ich ihn betrachte, wird die Last mir abgenommen um die Hälfte fast." Mit Conrad Ferdinand Meyer liebe ich dein Sterben, wenn du den Tod, den „hageren Fergen" anrufst: „Schiffer, hierher! Es will ein Wanderer fort! Du hältst mich, Freund, in deinen Arm gepreßt? Bin ich ein Sklave, der sich binden läßt? Leb wohl, gib frei! Leb wohl! Ich spring ins Boot .... Fährmann, ich grüße dich, du bist — — der Tod." — —

Und darf ich mich daran wagen mit armen Worten noch etwas zu sagen von dem, den ich am tiefsten im Herzen trage? Der Schönste und der Verachtetste unter den Menschenkindern! Seine Erfolglosigkeit ist so groß, daß sie ihn sein Blut kostete. Mit keiner andern kann sie verglichen werden. Nichts reicht an sie heran. Seine Einsamkeit auf Erden ist so tief, daß keine Menschenseele sie ausdenken kann. — — Keiner, der in der größten Not auch nur eine Stunde mit ihm wacht. Von Gott und Menschen fühlt er sich verlassen, das kündet sein Verzweiflungsschrei, der die Sonne in Nacht hüllt. Ist er der Einzige, der durch solche Tiefen ging, so ist er auch der Einzige, der sagen konnte: Es ist vollbracht.

Was ist vollbracht? Das hat er nicht mit Worten erklärt. Oder erklären es seine schlichten Worte: Ein Beispiel habe ich euch gegeben?

Folget mir nach, dazu ruft er uns Menschen noch heut. Miß dein Tun, dein Leben, deine Gedanken und Worte an seinem schlichten Bild, das Taten verlangt — keine Bekenntnisse. Stelle dein Leben unter seine Forderungen, die ausklingen in der einen, die nur er ganz erfüllt hat: du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzer Seele und deinen Nächsten als dich selbst. Neben seinem Bild verdunkeln all meine Lichtgestalten. Aber auch sie gaben der Welt in dem, was sie schufen, oder in sich selbst Beispiele, wenn sie für sich selbst auf „Erfolge" verzichten konnten. —

Maria Palm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Neues Leben. Monatsschrift für deutsche Tüchtigkeit. (Herausgeber: Dr. med. Gust. Rösler, Reichenberg [Böhmen]). 8. Jg. Nr. 4.

Das Kleid des Mannes. Von Adalbert Luntowski.

„— — — — — — — — — — — — —

Das Kleid ist durchaus nichts Nebensächliches, es ist wie der erweiterte menschliche Körper. Wie ein rechtgerichteter Mensch zögert, seinem Körper unreine Nahrung zu reichen, so soll er zögern, ihn mit unreinen Kleidern zu beschimpfen. Unreine Kleider sind solche Kleider, welche uns vorlügen wollen, der Mensch sei Knecht der Mode und des Konfektionswortes „Kleider machen Leute". Reine Kleider sind sparsame, zweckmäßige, menschliche, schöne, praktische und gesunde Kleider. Reine Kleider sind liebevoller Ausdruck der eigenen inneren Art, sind selbst Charakter, weil sie Ausdruck ihres so und nicht anders gearteten Trägers sind. Unreine Kleider sind solche, die dem menschlichen Körper Gewalt antun, seinen organischen Aufbau weglügen, ihm das rhythmische Hochgefühl eines lebendigen und sich bewegenden Wesens rauben. Unreine Kleider wollen die Auswaltung der Naturkräfte, des Lichtes und der Luft, auf den menschlichen Körper verwehren. Reine Kleider sind eine Achtung auf den ganzen ungeteilten, seelebeherrschten Menschen. Unreine Kleider sind ein Hohn auf Vernunft und Menschenwürde, sind ein Betrug zugunsten der materialistischen Zivilisation, um die durch sie bewirkte Mißbildung des menschlichen Körpers und Geistes zu verbergen. Reine Kleider sind Zeichen der Wahrhaftigkeit und Freiheit, der schöpferischen Tatauswaltung ihres Trägers. Unreine Kleider sind Zeichen der Lüge und Unfreiheit, man gehorcht dem Schneider und dem Modenarren, man erweist sich schon im Allernächsten als tote Stofflichkeit.

Mit Kleidern zieht man Sitten an. Während der französischen Revolution erließ der Konventskommissär St. Jüst in Straßburg folgenden kurzen Befehl: „Die Bürgerinnen von Straßburg werden eingeladen, die deutschen Moden abzulegen, weil ihre Herzen französisch sind." Man gehorchte damals, weil die Gewalt hinter diesem Befehl stand. Vielleicht auch, weil jene gehorsamen deutschen Damen wirklich französisch oder auf einen anderen Befehl hin auch anders national, also vernunftlos und sittenlos waren. Allerdings wußte eine deutsche Fürstentochter selbst mitten im Pariser Hofleben ihre Vernunft in bezug auf die Kleidung zu bewahren. Liselotte schreibt in ihren Briefen: „Ich habe nie die französische Mode befolgt; denn mich deucht, daß nichts Räsonableres ist, als daß sich ein jeder kleiden mögte, wie es ihm am bequemsten und gemächlichsten ist." Und es hat bei ihr am Gegenbefehl, vernunftlos zu sein, nicht gemangelt. Wenn meine seelische Befehlskraft es unternimmt, die Verhältnisse meines eigenen Selbst zu ordnen, ist eben jeder Gegenbefehl machtlos.

Die deutsche Frau hat nun in unsrer Zeit, eingedenk der Tatsache, daß man mit vernunftlosen Kleidern auch vernunftlose Sitten anzieht, ihre Befehlskraft wachgerufen und, trotz der Gegenbefehle des Modechaos, in der Reformtracht ein reines Kleid als Ausdruck der Frauenpersönlichkeit des 20. Jahrhunderts geschaffen. Und ob auch die große Mehrzahl der deutschen Frauen ihre Weiblichkeit durch gedankenlose Nachahmung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der französischen Halbweltmoden unwürdig knechten läßt; der Geist der Zeit, der Geist des Fortschritts und der Menschenwürde ist in jenen wenigen Frauen lebendig, die Überlieferung, Nachahmung und Willkür entschlossen abwarfen und zur Offenbarung brachten, daß das Kleid organisch herauswächst aus jeder Zeit. Die Zeit aber wird bestimmt durch den geringeren oder größeren Inhalt, den ihr die Menschenseele verleiht. Ein anderer Inhalt ist Vortäuschung. Jede Zeitseele hat ihr Kleid.

Wie steht es nun um den Mann und sein Kleid?

— — — — — — — — — — — — —

Die richtige Antwort lautet: Unser Männerkleid ist der Ausdruck einer einförmigen, eintönigen, nüchternen, charakterlosen, persönlichkeitsmordenden Zeit, die ihren Inhalt vom kalten Kapitalismus und von pseudowissenschaftlicher sogenannter Sachlichkeit erhielt. Seht sie doch an, diese Männertracht; ausgezeichnet paßt sie zu dem gehorsamen Mammonsdienst, der verkündet: Geld ist alles. . . . . Das Männerkleid paßt durchaus zu einer Zivilisation, deren wichtigstes Ergebnis Zahlen sind, zusammengerechnet vom hastenden Erwerbssinn. Wo ist da Zeit zur Besinnlichkeit, wo Raum zur Wahrhaftigkeit, wo Wille zum Menschsein. Kavalier sein um jeden Preis ist der Sinn der geldgierigen, verlogenen Zeit. Wie darf dein Kleid zeigen, daß du arbeitest? Als oberste Gesellschaftsschicht solcher Zeit geberdet sich die, die „vom Geld lebt", sie bestimmt die Männertracht, und die Männer gehorchen.

Das will sich aber offenbar jetzt wandeln. Eine seelebeherrschte Zeit kündet sich an. Sagen wir vorerst: die Seele ist erwacht und hält Umschau. Eine Wende im gesamten Leben will geboren werden. Und sie wird auch für den Mann gebieterisch ein anderes Kleid schaffen als das Kleid der Großstadt, des Geldes, der verlogenen Kavalierheuchelei. Eine solche Zeitwende, wie sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert vollzieht, ist kein Gewaltergebnis, sie wächst vielmehr organisch aus der absterbenden Zeit heraus. Auch das Männerkleid wird organisch zu einem anderen wachsen, wie es den Bedürfnissen einer seelebeherrschten Zeit entspricht. Alles was über das reine Kleid gesagt wurde, wird von solchem Kleid gelten. Es wird Sache des Schöpferischen in jedem Mann sein, an diesem neuen Männerkleid zu schaffen. Die Wandervogeltracht, die Sportbekleidung hat nach der Seite der Zweckmäßigkeit schon viel getan, manches auch nach der Seite der Schönheit. Jedenfalls sollte es fortan zur allseitigen Lebensreform gehören, das Nächste und Eigentümlichste, was wir nach dem Körper unser eigen nennen, nicht mehr der Willkür oder der sinnlosen Dogmatik des konfektionsgehorsamen Schneiders zu überlassen. Überall bricht das Schöpferische durch, wir dürfen es auch im Kleinsten und Geringsten nicht missen wollen. Und wenn nichts weiter, so ist es Gebot der Folgerichtigkeit, dem neuen Menscheninhalt auch das neue Kleid zu geben. Und wenn auch Tausende und Tausende nicht wollen, das neue Männerkleid kommt, wie die Wende der Zeit gekommen ist. . . . . "

Rund um uns

Die Kunst des Schauens. „Ich seh', ich seh' was — —", ein schönes Kinderspiel, das wir zu spielen verlernten, als wir älter wurden, das wir aber als Erwachsene aus einem Spiel emporheben und zur Kunst veredeln sollten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es sagte mir einmal jemand, in den Straßen der Städte umherspazieren und die Augen offen halten sei mehr wert als Bücher lesen. Wir wollen darüber nicht streiten. Denn Schauen und Bücherlesen sind zwei Tätigkeiten, die nebeneinander bestehen und als selbständige Bildungselemente des inneren Menschen ihren Wert in sich tragen. Aber freilich ist das Schauen eine große Kunst, die des Übens wohl wert ist.

Oder hat es einen vernünftigen Zweck, durch die Straßen der Städte zu laufen, ohne dabei die Augen weit aufzumachen? Schauen muß man und sich den Wind um die Nase wehen lassen, schauen und achtgeben auf all die Kleinigkeiten des täglichen Lebens, auf die seltsamen Gewohnheiten der Menschen und nicht zuletzt auch auf die Art, wie man selbst sich unter dem Gewimmel der Menschheit zurechtfindet.

„Was gehen uns aber die Menschen an? Wozu sollen wir ihre Sitten und ihre Art, zu leben, beobachten? —", so denken manche, die sich ihr inneres Lebensgebäude unabhängig von den Allzuvielen zurechtzimmern. Und sie haben recht, wenn sie von den Meinungen der Menschen unabhängig bleiben, sie haben aber nicht recht, wenn sie aus diesem Unabhängigkeitswillen die Folgerung ableiten, daß sie den Eindrücken ihrer Umgebung sich verschließen müßten. Nicht um nachzuahmen, sollen wir die Augen öffnen, sondern um zu lernen. Und erst wenn wir gelernt haben, steht uns das Recht zu, Kritik zu üben. Und vielleicht lernen wir dann doch auch allerlei kennen, das uns der Nachahmung wert scheint, nicht weil es Mode ist, sondern weil wir es als berechtigt anerkennen. Warum sollte man sich solchen Anregungen verschließen?

Und auch das Häßliche sollten wir betrachten lernen, das Widerwärtige und Gemeine. Das ist allerdings keine Erholung für die Seele, aber es dient zur Vervollständigung der Weltanschauung. Freilich, nicht jeder hat die Fähigkeit, sich solchen Betrachtungen hinzugeben, ohne zugleich im Innern verletzt zu werden. Wer's daher nicht kann, soll's bleiben lassen. Denn es ist besser, einen großen Teil des Lebens nicht zu kennen, als ein Teilchen seiner Seele sich vergiften zu lassen. —

Und wenn wir die Straßen der Stadt durchwandert und die Tore hinter uns gelassen haben, gilt es erst recht zu schauen da draußen in der Natur, zu schauen und zu bewundern. Dazu brauchen wir keine ungeheuren Eindrücke, keine Bergriesen, keine Meeresweiten. Macht nur die Augen weit auf und lauft nicht im Geschwindschritt die Chausseen entlang, sondern schlendert langsam über die Felder hin —, dann werdet ihr lernen, auch an den kleinsten Blumen eure Freude zu haben, dann werdet ihr erkennen, daß in den kleinsten Kleinigkeiten, an denen ihr bisher achtlos vorübergingt, Schönheit zu suchen und zu finden ist.

„Ich seh', ich seh' was Weißes und Gelbes!" — „Was ist's?" — „Ein Himmelschlüsselchen, das aus dem Schnee hervorlugt — — —; ist es nicht wert, daß man es schön finde?"

Dr. H. G. Schmaltz.

Flaschenpest. Wer hätte nicht schon Anzeichen der Flaschenpest bemerkt?

Beispiele mögen ihre Häufigkeit erweisen.

Da ist eine Mutter, die ihre Tochter zum Kaufmann schicken will, Spiritus zu holen, aber es ist keine Flasche da. Flugs wird eine Bierflasche ausgespült. „Nimm nur die!" heißt es. —

Ein Knabe füllt den kalten Kaffee für seinen Schulausflug auch in eine Flasche, die er an einem Bindfaden umhängt. —

Auf ihrer Schulwanderung kehrt eine Klasse in einem Dorfgasthaus ein. Beim Aufbruch ruft ein Junge: „Ich nehme mir eine Flasche mit, da fülle ich mir Wasser rein zum Trinken!" —

An einem Neubau liegt achtlos von den Arbeitern beiseite geworfen eine ganze Anzahl Bierflaschen. —

Eine lustige Gesellschaft hat im Walde ein Picknick veranstaltet. Nach allgemeiner Sättigung wirft ein besonders „Fi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deler" unter „allgemeinem Gaudium" krachend eine Flasche gegen einen Felsblock, daß die Splitter umherfliegen. —

An Scherben und Flaschen kann man in besuchten Waldungen leicht alle beliebten Lagerplätze erkennen. —

Einige wandernde Jungen kaufen sich in einem Laden zu ihrem Butterbrot jeder eine Brause und leeren die Flasche auf dem weiteren Marsche, um sie dann hinter einem Straßenbaum oder im Straßengraben verschwinden zu lassen.

Auf einer Wiese benutzt eine Schar Jungen eine auf einen Stein gestellte Flasche als Ziel für ihre Wurfkünste so lange, bis nur noch kleine Scherben vorhanden sind. —

Eine im Wasser schwimmende Flasche ist ebenfalls ein erwünschtes Ziel, bis ein Steinwurf sie zerschmettert und zum Sinken bringt. —

Das sind so einige Beispiele für die Flaschenpest, deren ähnliche man alle Tage beobachten kann.

Und nun einige Folgeerscheinungen dieser bösartigen Krankheit.

Man kann kaum auf einem Ruheplätzchen im Freien sich niederlassen, ohne auf Flaschen und Scherben zu stoßen. Und wenn man sich die Mühe nimmt, diese gefährlichen Dinge zu beseitigen, so liegen doch wenige Tage später dort wieder welche. Wer aber nicht an die Gefährlichkeit glaubt, dem sei empfohlen, sich an einem Sommertage an das Tor einer Großstadtschule zu stellen, Dort wird er viele barfüßige, hinkende und humpelnde Kinder mit verbundenen Füßen oder auch ohne Verband sehen können, die ihm alle die gleiche Antwort auf seine Frage geben: „Ich habe mich in Glas geschnitten!" Und wenn er näher nachforscht, werden ihm alle Örtlichkeiten vom Spielplatz und der Straße bis zum Flußbad genannt werden.

Da kann man die bösen Folgen der Flaschenpest erkennen.

Es sind schlimme Schäden, die die Flaschenpest mit sich bringt. Man sollte ihrer Ursache nachgehen und sie mit allen Mitteln zu beseitigen suchen. Oder sollte es jemanden geben, der nichts Schlimmes dabei findet!

Zunächst sei auf die Häßlichkeit herumliegender Scherben in Begleitung von Blech und Papier hingewiesen. Das ist eine Verunstaltung der Natur, die jedes feinere Empfinden verletzen muß. Diese Unsitte wird es so weit bringen, daß immer mehr Verbote verhängt werden.

Schlimmer als dies sind natürlich die körperlichen Schädigungen, von denen vornehmlich die Jugend betroffen wird, und die manchesmal nicht einmal unbedenklich, ja sogar dauernd sind. Und doch sind sie nur veranlaßt durch Unachtsamkeit und Leichtsinn solcher Menschen, die auf den Nächsten keine Rücksicht nehmen.

Und endlich, was am schlimmsten ist, wird eine Mißachtung fremden Eigentums geradezu großgezogen. Man sieht ja die Flaschen als herrenloses Gut an, mit dem jeder machen kann, was er will. So wird eine so unklare Anschauung über „mein" und „dein" erzeugt, daß es kein Wunder ist, wenn auch anderes fremdes Eigentum weder geschont, noch geachtet, ja sogar als herrenlos und vogelfrei betrachtet wird.

Mit der Bekämpfung der Flaschenpest mag jeder bei sich selbst anfangen. Dann aber soll er auch andere, besonders die Jugend, miterziehen helfen durch Wort und Tat. Freilich, es werden sich niemals Alle den guten Sitten fügen. Aber gerade darum müßte man das Übel an der Wurzel anfassen.

Denn einen Teil der Schuld tragen auch die, die es ermöglichen, daß so leichtsinnig und unverantwortlich verfahren wird. Das sind die — Eigentümer der Flaschen. Hielten sie mehr auf ihr Eigentum, so würde es weit weniger mißbraucht werden können. Es glauben ja wohl manche von ihnen, im Interesse des Geschäftes ein Auge, ja sogar alle beide zudrücken zu müssen.

Zugegeben sei, daß einer allein nicht vorgehen kann. Aber warum soll das der Gesamtheit nicht möglich sein. Wenn aber überall ein gleicher und nicht zu niedriger Einsatz für die Flasche erhoben werden muß, so ist eine einseitige Geschäftsschä-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

digung nicht zu fürchten. Wohl aber wird jeder, der den Einsatz hat bezahlen müssen, dafür sorgen, daß die Flasche wieder zum Eigentümer, er aber zu seinem Gelde kommt. Und damit hätte man die Leute bei einer sehr gefährlichen Stelle, das Übel aber auch an der Wurzel gepackt.

Warum sollten die Beteiligten das nicht fertig bringen?

Müßten sie aber nach dieser Seite ihre Schwäche eingestehen, so wäre es nötig, die Allgemeinheit durch Zwangsmittel zu schützen.

Auf alle Fälle aber muß die Flaschenpest beseitigt werden!

Walther Kluge.

Der Greifswalder Kaiserkommers und die deutsche Trinksitte im Urteil des Auslands. Das Vorgehen der Greifswalder Universitätsbehörde gegen die abstinenten Studenten (s. Vortrupp Nr. 18 und 22) hat dem stammverwandten britischen Volke Gelegenheit gegeben, sich ausgiebig über die Trinksitten der deutschen Universitäten und über die Förderer dieser Sitten, die der Zeit nacheilenden Professoren, lustig zu machen.

Wir sind nicht der Meinung, daß man das Urteil eines Nachbarn und Ausländers im allgemeinen allzu ernst nehmen soll, und wissen, daß die meisten Nationen sich gerade in bezug auf das Alkoholtrinken nichts nachgeben. Wir wissen auch, daß die Absicht, den Nachbarn zu verspotten, dazu führt, die Selbstüberhebung zu steigern und über andre ungerecht zu urteilen. Gerade mit der Trinksitte haben wir das vor Kurzem erlebt. Vor einiger Zeit wurden zwei vielbeachtete Momentaufnahmen aus einer englischen Zeitung in deutsche illustrierte Zeitungen übernommen: die eine zeigte britische Matrosen beim Fußballspiel, die andre deutsche Matrosen, beschäftigt, Fässer über einen Hof zu rollen. Die Überschrift behauptete, mit diesen Bildern die Lieblingsbeschäftigung der Seeleute der beiden Nationen gekennzeichnet zu haben, wobei angenommen wurde, die abgebildeten Fässer enthielten Bier und würden zu einem Gelage herbeigeschafft. Es war recht geschickt, diese Bilder zu bringen, und, während es die Briten vielleicht ohne Grund eingebildet machte, wirkte es auf Deutsche erzieherisch. Im Grunde traf es ja wohl auch einen noch vorhandenen Unterschied der beiden Nationen: nämlich den Gegensatz zwischen dem Deutschen mit seinem Kneipenleben und dem Briten mit seinem Sport. Und dennoch traf der Urheber jener Gegenüberstellung mit dem, den er da verspottete, in dreifacher Hinsicht einen Unschuldigen. Denn erstens hat gerade die Kaiserlich-Deutsche Marine ein großes Verdienst an der Ernüchterung des deutschen Volkes und ist sogar der Armee darin um Jahre voraus; zweitens hat die deutsche Marine es fertig gebracht, im letzten Jahrzehnt neben einer ganz gewaltigen Arbeitsleistung für den Ausbau und den Gebrauch der Flotte, die Mannschaften in großem Maße für frohen Sport zu begeistern, und drittens enthielten die Fässer, die da gerollt wurden, nicht einmal Bier, sondern Wasser. (Die Zeugen dafür kann ich nennen.)

Also, so geschickt es vorgebracht worden war, in diesem Falle faßte es einen wirklich Unschuldigen!

Mit gutem Grund dagegen spotteten die englischen Zeitungen über die deutschen Universitäten, die die Trinksitte pflegen und die Studenten, die dagegen ankämpfen, mit kleinlichen Strafen verfolgen.

The Daily Chronicle schreibt am 25. September 1913 auf der ersten Seite unter den Überschriften: Eingesperrt, weil sie kein Bier trinken. Universitätsfarce in Deutschland: „Der Senat der Universität Greifswald geht gegen vier Studenten vor, die Schneid genug hatten, gegen die Trinksitten zu protestieren, die in deutschen akademischen Kreisen so mächtig sind. Im Juni,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als das Jubiläum des Kaisers gefeiert wurde, hatten die Studenten mit ihren Professoren einen großen ‚Kommers' auf dem Marktplatz in Greifswald. Es war ein großes Fest, und viel Bier wurde getrunken: die abstinenten Studenten aber protestierten dagegen, und einer von ihnen bekam dann drei Tage Karzer, weil er gegen bestehende Universitätsgebräuche angegangen sei."

Daily Express überschreibt: Ein Abstinent eingesperrt. Die Universität hält an der Trinksitte fest. Bierfestlichkeit. „Es wird auf deutschen Universitäten nicht gern gesehen, wenn altehrwürdige Sitten bekämpft werden, am wenigsten aber, wenn für Nüchternheit gekämpft wird ...."

Daily News and Leader überschreibt: Student und Bier; eine kalifornische Zeitung: Studenten ausgewiesen, weil sie auf einer deutschen Hochschule nicht trinken „ein typischer Bierabend, bei dem der Rektor den Vorsitz führte." Dann macht sie sich über die Strafen lustig.

Man sieht, es liegt viel Lieblosigkeit in der Art, wie im Auslande über die Trinksitte unsrer Studenten gesprochen wird. In dem vorliegenden Falle aber ist es begründet, und man muß zugeben, daß das Verhalten des Greifswalder Rektors Anlaß zu der Beurteilung gegeben hat, die unsre Studenten, und damit wir im Auslande genießen.

Die Deutschen in England und Amerika schämen sich und sind wütend. Es ist ihnen nicht zu verdenken. Das Beste, was sie tun könnten, wäre, dem Kaiser Dank zu sagen für die Entschiedenheit, mit der er gegen die studentische Trinksitte kämpft, die uns in aller Welt lächerlich macht.

Nicht zuletzt seinen Worten gegen das Biertrinken ist es zu danken, daß die deutschen Studenten sich endlich aufraffen und die Trinksitten ablehnen. Allerdings gehören noch immer ganze Kerle dazu, diesen Befreiungskampf zu kämpfen.

Daß es an ihnen nicht fehlt, hat der Greifswalder Fall gezeigt. Einen weiteren Beweis dafür haben auch die deutschen Studenten geliefert, die unter der Führung von Dr. A. Berendsohn im vergangenen Sommer eine Studienreise nach Nordamerika unternahmen*).

Als Dr. Berendsohn bemerkte, daß unsere guten deutschen Landsleute, die deutschen Studenten, statt sie mit den Sitten des trinkfreien Festens bekannt zu machen, fortgesetzt mit Kommersen glaubten bewirten zu müssen, warnte er die deutschen Vereine, sie sollten die Studenten nicht, trotz ihren lebhaften Widerspruchs, immer wieder zu Kommersen einladen. „Wir sind", schrieb er, „einstimmig der Meinung, daß wir nicht zum Singen und Trinken ins Land gekommen sind."

Endlich haben wir also die deutsche Mannhaftigkeit an einer Stelle, an der bisher der Mut Unzähliger versagte: bei dem Gastgeber als Verführer.

Nach dem mutigen Vorgehen deutscher Schiffskommandanten im Auslande, diese rühmliche Tat deutscher Studenten! Vielleicht sieht jetzt auch das Ausland in dem Greifswalder Fall nur noch die Spuren einer schwindenden Zeit.

Hans Paasche.

Vortrupp-Kalender 1914). Karl Maußner hat seinen „Volksbildungskalender", der sich im ersten Jahrgange schon manchen guten Freund erwarb, jetzt zum „Vortrupp-Kalender" ausgebaut. Wir dürfen diesen Kalender, an dessen Herausgabe übrigens weder der Vortrupp, noch der deutsche Vortrupp-

---

*) Vgl. den Aufsatz „Studienreisen deutscher Studenten ins Ausland". (Vortrupp" 1913, Heft 12.) D. Verf.

**) Vortrupp-Kalender, Jahresschau für das Deutschtum unsrer Zeit. Herausgegeben von Karl Maußner. Verlag des Volksbildungskalenders, Berlin-Zehlendorf. Preis 1,80 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bund geschäftlich interessiert sind, unsern Lesern mit gutem Gewissen empfehlen. Wir dürfen ihn empfehlen, nicht nur weil er viele wertvolle und fesselnde Beiträge enthält, sondern weil er ein gut Teil von dem will, was auch wir erstreben, unsern Namen also mit Recht trägt. Man kann natürlich aus rein praktischen Erwägungen heraus über Wert und Zweckmäßigkeit der mit Bild und Text ausgestatteten Abreißkalender geteilter Meinung sein. Wer sich mit der Art dieser Kalender überhaupt befreundet hat und sie richtig zu verwenden versteht, der wird — falls er Vortruppgedanken zugänglich ist — den vorliegenden Kalender ganz gewiß besonders zu schätzen wissen.

Schauen wir die einzelnen Blätter genauer an. Wir finden unter den Mitarbeitern manchen guten Namen, manchen, der uns vom Vortrupp besonders vertraut ist, und wir müssen dankbar anerkennen, daß der Herausgeber die Auswahl der Beiträge mit großem Geschick getroffen hat. Wer sich der Mühe unterziehen wollte — und wir möchten dazu raten —, am Ende des Jahres die einzelnen ausgelösten Blätter nach ihrem Inhalt zu ordnen, wird gewahr werden, daß dieser Kalender mit seinen hübschen Bildern und interessanten Aufsätzen, Aussprüchen und gedankenreichen Versen eigentlich so etwas wie ein volkstümliches Handbuch der neuzeitlichen sozialen Bestrebungen ist. So will der Herausgeber sein Werk auch gewertet wissen, nennt er doch selbst den ersten Jahrgang dieses Kalenders, der (zu dem geringen Preise von 1 Mk.) in hübscher Mappe ausgegeben wird, ein „Handbuch für Lebensreformer". Er hat ein gutes Recht, diesen Titel auch dem neuen Jahrgange zu geben. Die Inhaltsübersicht über dieses Handbuch und den neuen Vortrupp-Kalender hat Maußner sehr sorgfältig ausgearbeitet. Er zählt folgende Wissens- und Arbeitsgebiete auf: 1. Rassenhygiene, Deutschtum, Volksgesundheit, Sozialwirtschaft; 2. Jugenderziehung, Schulwesen, Jugendpflege; 3. Volksbildung und Volksunterhaltung; 4. Natur-, Heimat- und Tierschutz, Volkskunde.

Wir sind überzeugt, daß unsern Lesern der neue Vortrupp-Kalender sehr willkommen sein wird; er eignet sich besonders gut als Weihnachtsgabe.

Art.

Von der Mücke und dem Elefanten. Mir scheint doch, das „Aus der Mücke einen Elefanten machen", das ist kein Vergleich mehr für unsere Zeit — da ein Atom von Radium eine Wirkung auslöst, deren Verhältnis zur Ursache man nur mit dem Worte „Unendlich" messen kann.

„Für unsere Zeit"?

Ist's nicht immer so gewesen, daß ein Tropfen Gift ein Ziel setzte für Hassen und Lieben, Fühlen und Denken, für die Weiten eines Menschenlebens?

Ist's nicht immer so gewesen, daß ein Sternlein am Himmel eine Sehnsucht auslöste nach Ewigkeitswerten und Zeitlosem?

Ist's nicht immer so gewesen, daß eine Tauperle auf dem Rosenblatt das Dichterherz pochen machte und es sprechen ließ von Großem, Schönem?

Ist's nicht immer so gewesen, daß das kleine bescheidene Samenkorn zum Baum wurde, der Schatten gab, Frucht und Segen?

Was soll das von der Mücke und dem Elefanten?

Suchet nach den Zusammenhängen zwischen dem Kleinen, dem Feinen, Vergänglichen und dem Großen, Groben, Beständigen.

Sucht!

Legt nicht die Hände in den Schoß und tröstet Euch: „Wir wollen aus der Mücke keinen Elefanten machen!"

Carl Scheel.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 1 Der Vortrupp 1. Januar 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 1 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Von den längst, längst vergangenen Zeiten einer alten deutschen Stadt will ich dir hier erzählen, von der Hansastadt Bremen an der Weser. Bremen ist nicht nur eine sehr alte deutsche Stadt, sondern sicher eine der ältesten Städte unseres Vaterlandes überhaupt.

„Bremun" wurde sie vor vielen hundert Jahren genannt und noch früher vielleicht Brimun, aber das weiß man nicht sicher. Das Wort soll so viel bedeuten wie, an dem Rande gelegen, an dem Rande der Dünen oder Sandberge nämlich, die sich gerade dort, wo Bremen heute noch liegt, an der Weser entlang ziehen. So würde der Name Bremen ungefähr dasselbe bedeuten, wie das Wort „verbrämen" heute noch.

Aus alten Büchern wissen wir, daß schon zur Zeit Karls des Großen, die nun schon weit über tausend Jahre hinter uns liegt, der Ort Bremen bekannt war, aber die Sage eilt noch viel weiter zurück.

Eine solche Sage erzählt zum Beispiel von der Gründung der Stadt. Ich habe sie einmal aufgeschrieben und in meinem Buche „Heute und vor Zeiten" für Kinder drucken lassen, deshalb will ich sie hier nicht noch einmal erzählen. Aber eigentlich müßtest du sie kennen, wenn du das Nachfolgende gut verstehen willst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vielleicht läßt du dir mein Büchlein, wenn du es noch nicht kennst, von deinen Eltern zum Geburtstage schenken?

Und nun wollen wir uns nicht lange mehr mit Einleitungen aufhalten, sondern ich will dir gleich etwas aus jenen fernen Tagen nach der Gründung Bremens erzählen.

* * *

Ein Tag glich dem anderen. Jeden Morgen ging die Sonne im Osten über dem wilden Walde auf, glitzerte des Mittags auf den sanften Wellen des Stromes und sank am späten Abend fern im Westen hinter sumpfigen endlosen Wiesen.

Sowie die Sonne gesunken war und die Dämmerung die weißen Nebel aus dem Flusse und den Sümpfen hob, eilten die Fischer heim nach ihren Hütten, die an dem weiten Heidehügel dicht am Strome standen.

Alles Land ringsum, soweit das Auge reichte, war Neuland, denn es war völlig unbewohnt und menschenleer. Nur Füchse, Wölfe und Bären hausten in den Wäldern. Wehe dem Menschen, der da bei anbrechender Nacht kein schützendes Dach gefunden hatte! Unheimlich wars zur Nachtzeit überall. Sogar am Tage wagten sich die Fischerfrauen, die Beeren und Holz sammelten, nicht gerne weit in den Wald hinein. War es doch vor wenigen Wochen vorgekommen, daß eine Frau am Waldrande beim Erdbeersuchen plötzlich in der Nähe das Geschrei des Wolfs gehört hatte. Wäre nicht zufällig einer der Fischer mit seinem Boote zur Hand gewesen, wer weiß, wie es ihr ergangen wäre. Der hatte sie schnell ins Boot genommen und über den Arm des Stromes, der sich um den Heidehügel herumschlängelte, gebracht.

Auch der heutige Tag war sonnig und heiter gewesen. Nun der Abend gekommen war und alle Familien in ihren Hütten um das offene Feuer herumsaßen, ging einer der Fischer von einem Hause zum anderen und lud aus jedem Hause den Vater zur Gemeindeversammlung bei den Findlingsblöcken oben auf dem Hügel ein. Und bald darauf sah man auch aus den Hütten wildbärtige und in Tierfelle gehüllte Männer mit langen Spießen und breiten Schwertern die sandige Düne hinaufsteigen. Oben lagen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

große und kleine Steine regellos umher. Die größten aber waren zu einem Viereck aneinander gewälzt, und in der Mitte dieses Vierecks lag wie ein Riese unter den Zwergen ein mächtiger flacher Felsblock, wie ein Tisch anzusehen.

Schweigend traten die Ankommenden in das Viereck ein und lagerten sich in dem hohen Heidekraut rings um den Steintisch herum.

Währenddes war der Mond aufgegangen und machte die Nacht wieder zur Dämmerung.

„Sind wir alle beisammen?" fragte eine tiefe Stimme; ein Gemurmel erscholl.

„So laßt uns hören, wer etwas vor die Gemeinde zu bringen hat."

Es war ein alter Mann mit scharf und klug blickenden Augen und einem langen weißen Barte, der diese Worte sprach.

„Ich fordere Hilfe von euch allen!" rief ein junger Mann und trat vor den Alten. Der klopfte mit dem Schwerte an seinen mächtigen Schild, der neben ihm auf dem Steine lag. Stille trat ein.

„Liebe Freunde aus der Gemeinde, Ihr wißt, daß mein Weib beim Beerenpflücken im Holze vor sechs Wochen beinahe vom Wolfe gefressen worden wäre, wenn ihr nicht mein Nachbar zu Hilfe gekommen und sie in sein Boot aufgenommen hätte. — Mir ist's immer im Kopfe herumgegangen, wie wir uns schützen wollen gegen das wilde Getier im Walde, das unser Leben bedroht."

Da erscholl Rufen und Lachen. „Schützen können wir uns nicht!"

„Jeder muß sich selber schützen!" klang es halb belustigt, halb ärgerlich aus dem Munde der Gegner.

„Das meine ich nun nicht! — Laßt uns doch eine Brücke schlagen über das Wasser, damit die Frauen schnell wieder zurückkommen und in die Hütten flüchten können, wenn ihnen der Wolf oder Bär auf den Fersen sitzen."

Er trat zurück und setzte sich wieder.

Eine lange Pause folgte. Plötzlich brach es los. Rufe des Zornes und Hohngelächter folgten dem Vorschlage. Ein wildes Schreien und Durcheinander folgte, bis der Greis, der unbeweglich am Stein gestanden, drohend an seinen Schild schlug. Da trat wieder Stille ein.

„Kaum 20 Sommer hast Du gesehen, und schon willst Du uns alten Männern Ratschläge erteilen?" fragte er bitter lächelnd, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seine scharfen Augen blitzten drohend unter den weißen Brauen hervor. „Weißt Du nicht, daß es jedesmal Wotans Ratschluß ist, wenn einer der unsrigen dem Wolfe zum Opfer fällt? Wie darfst Du Dich vermessen, den Willen der Götter brechen zu wollen? — Verbrechen wär's, wenn wir Deinem Rate folgten."

„Und Torheit ist's dazu!" schrie eine kreischende Stimme. „Was sollte unseren Frauen auch die Brücke? — Der Wolf ist schneller als der Mensch und setzt dem Fliehenden nach bis in die Hütte und verschlingt ihn doch, und wenn auch zehn Brücken über das Wasser gelegt würden."

„Das weiß ich wohl," erwiderte der erste Sprecher, der den Vorschlag gemacht hatte, „es muß ein Brücke sein, die gleich hinter mir ins Wasser stürzt, sobald ich hinüber bin."

Ratlos fragend waren aller Augen auf ihn gerichtet, dann erscholl wieder das Gelächter wie vorhin. Man warf mit Steinchen nach dem jungen Manne, man rief ihm Schelt- und Schimpfworte zu, und es war doch niemand im Rate der Männer, der seinen Vorschlag überhaupt verstanden hatte.

„Wenn Du weiter solche Torheiten sprichst, werde ich Dich aus dem Rate der Gemeinde weisen!" rief endlich würdevoll der Greis am Steintisch. „Wir wollen nichts mehr hören von der Brücke, die niemandem nützt und nur den Feind auf unsere Hütten aufmerksam macht."

„Und Feinde sind im Lande!" schrie da wieder die kreischende Stimme. Es war ein rothaariger, breitschulteriger Mensch, der jetzt mit flammenden Augen aufsprang und erzählte:

„Weit stromauf bin ich heute mit meinem Boote gefahren und habe den ganzen Vormittag gefischt. Heute Mittag aber hatte ich mir zur Mahlzeit am Ufer ein Feuer angezündet und Beeren im Holze gesucht. Da fand ich unter dem Gesträuch ein Messer von sonderbarer Form, wie keiner der Männer im ganzen Dorfe es besitzt." — Er zeigte es im Kreise herum, und alle beteuerten, niemals ein solches Messer gesehen zu haben.

Eine große Aufregung folgte der Erzählung. „Wir sind verraten!" — „Die Feinde werden uns fangen und töten!" schrie man. Die Männer griffen nach ihren Waffen und schauten drohend vom Hügel nach allen Seiten.

„Wenn Wotan es so will, werden wir im Kampfe fallen oder siegen," rief der Greis und blickte zum Himmel empor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Laßt uns gleich in dieser Nacht ihm opfern!" rief er, „damit er uns gnädig gesinnt bleibt und die Feinde abhält."

„Laßt uns lieber Wächter aufstellen, die in der Nacht unsere Hütten bewahren helfen," rief dagegen der junge Mann, der die Brücke bauen wollte.

Aber auch dieser Vorschlag fand wenig Gehör: „Wächter schlafen doch in der Nacht!" — „Sie werden den Feind nicht früh genug gewahr!" — „Sie können nicht überall sein!" — „Laßt uns lieber hohe Bäume um die Häuser pflanzen, damit der Feind sie nicht sieht!" — „Laßt uns fortziehen, wenn unser Land kein Neuland mehr ist, dahin, wo es überhaupt keine Feinde gibt!" — „Wir sind immer ohne Wächter ausgekommen, und wir brauchen sie auch künftig nicht!"

Die verschiedensten Meinungen und Ansichten wurden laut.

Dann aber erhob sich wieder der junge Mann und riet doch dringend, Wächter zu bestellen. Und diesmal hatte er mehr Glück mit seinem Vorschlage. Er riet, zwei Männer auszuwählen, die jede Nacht die Wache führten. Am Tage sollten sie dann schlafen.

„Und wovon sollen sie leben?" rief man ihm höhnisch zu.

„Wir werden ihnen Fische und Beeren und alles, was sie nötig haben, abgeben, damit sie nicht Not leiden und als Dank für ihre Dienste."

Da aber weigerte man sich wieder. Jeder Hausvater sollte die beiden Wächter einen Tag in Pflege nehmen und ihnen Essen und Trinken reichlich abgeben?

Der Alte am Stein aber sprach erbittert:

„Kommt ein armer und verhungerter Mann in meine Hütte, bin ich der erste, der die Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt. Freiwillig und reichlich gebe ich gern von dem, was die Götter mir bescheert haben, aber zwingen lasse ich mich auch selbst zu Gastfreundschaft nicht! — Erzwungene Gabe bringt keinen Segen!"

Wieder erscholl ein lautes Gemurmel des Beifalls.

„Nun, dann mag der Feind unsere Hütten niederbrennen und uns alle erschlagen und gefangen nehmen. Ich weiß kein anderes Mittel und — ihr alle wißt auch keinen Rat, wie wir uns schützen können!" erwiderte da der junge Mann hitzig.

Man beriet hin und her, doch keiner wußte besseres vorzuschlagen. So entschloß man sich endlich doch dazu, zwei Wächter zu bestellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber wer sollte es werden? Man wollte zwei der ältesten Leute zu Wächtern machen, aber der junge Mann widersprach. „Alte Augen sehen nicht mehr scharf, laßt uns junge Leute wählen!" meinte er.

So wurde er schließlich selbst zum Wächter ernannt und mit ihm sein Bruder, der bisher nur schweigend an der Versammlung teilgenommen hatte.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Spaziergänge in die Großstadt

Mein Schreibtisch, an welchem ich diese Zeilen schreibe, steht dicht neben dem Stubenfenster. Ich brauche nur ein wenig den Kopf zur Seite zu drehen, und ich blicke durch das Fenster über ein weites, grünes Land. Gärten und Felder reihen sich an Gärten und Felder bis in die blaue Ferne. Dazwischen aber stehen, einzeln oder in Gruppen, weißstämmige Birken, düstere Kiefern, blühende Obstbäume, knorrige Eichen und breite Buchen. — Und mitten aus all den frühlingsgrünen Feldern blicken die roten und schwarzen Dächer der Häuser zu mir herüber. Auch ein paar Windmühlen ragen empor, drehen sich lustig im Winde und heben sich scharf vom blauen Himmel ab.

Ganz in der Ferne aber, wo Himmel und Erde zusammenzustoßen scheinen, sehe ich schlanke Kirchtürme. Dort steht Haus neben Haus und Fabrik neben Fabrik wie eine feste Mauer. Hohe Schornsteine qualmen und breiten über die feste blaue Mauer in der Ferne eine dichte, schwarze Dunstschicht aus.

Diese Dunstschicht lagert tagein, tagaus, im Sommer und im Winter über der Stadt; es ist der Dunst der Großstadt. . . .

Auch von dem breiten Strome, an dem die Stadt liegt, kann ich von meinem Fenster aus noch ein wenig sehen. Durch das Fernrohr aber erblicke ich zuweilen Ozeanriesen und stolze Dreimaster, Ruderboote und kleine Segler aller Art, die den stillen Strom hinauf und hinab fahren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle diese Schiffe kommen von der Stadt und fahren wieder dort hin.

Und mitten durch das weite, grüne Land, das ich von meinem Fenster aus übersehe, zieht sich ein endlos langer Bahndamm; immer schmaler wird er in der Ferne und schmaler, bis er dem Auge zuletzt ganz entschwindet. Es ist der Damm der Vorortsbahn. Alle 10 Minuten jagt an meinem Hause eine der vielen elektrischen Eisenbahnen vorüber, der Stadt zu, und eine andere kommt zugleich von dort hier an.

Den ganzen langen, lieben Tag, von 5 Uhr morgens bis 2 Uhr nachts, rollen die Züge vor meinem Hause vorüber. Jeder bringt eine Menge Menschen in den stillen Vorort hinaus und führt ganze Scharen anderer wieder in die Riesenstadt zurück. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen.

So eine Großstadt ist wie das Herz in deiner Brust. Immer schlägt es im Takte ohne Unterlaß; und mit jedem Schlage zieht es Millionen roter Blutscheiben in sich ein und drängt sie im nächsten Augenblicke wieder in die Adern hinaus.

Die Riesenstadt in der blauen Ferne ist das heiß und rasch schlagende Herz des weiten, grünen Landes auf beiden Seiten des großen Stromes.

Von allen Ländern der Erde tragen die ankommenden Schiffe Waren herzu: Kaffee, Wolle, Getreide, Baumwolle, Felle und Pelzwerk, Kohlen, Garne, Tabak, Erze und fertige Maschinen. Das alles aber wird in den Fabriken der Stadt verarbeitet und in den Geschäften verkauft, oder es wird mit der Bahn nach anderen Städten gebracht und dort verarbeitet und verkauft.

Die ausfahrenden Schiffe aber tragen wieder von hier aus viele andere Sachen hinaus übers Meer zu fremden Ländern und Völkern: Zucker, Wollstoffe und Baumwollwaren, eiserne Geräte, Maschinen, Papier und Bücher und tausend andere Dinge.

Im Jahre 1909 kamen 34132 Schiffe im Hamburger Hafen an oder fuhren von hier wieder ab, und zwar 22576 Dampfer und 11556 Segelschiffe. Das macht täglich im Durchschnitt 93 Schiffe.

Aber nicht nur die Schiffe kommen und gehen und bringen Güter herzu und tragen sie wieder in alle Lande hinaus, auch die vielen Güterzüge der Eisenbahn helfen mit!

Und ungezählte Menschen fahren jeden Tag mit der Bahn aus Hamburg hinaus, und andere ungezählte fahren aus der Ferne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hierher. Täglich laufen 240 Personenzüge in den Hamburger Hauptbahnhof ein, und ebensoviele fahren wieder von den fünf Bahnsteigen nach allen Richtungen hinaus. In der Stadt selbst wohnen über 1000000 Menschen in zirka 2000 Straßen.

Außer den 480 Personen- und Schnellzügen aber verkehren noch täglich 450 Züge der Vorortsbahn und wohl ebensoviele der Hochbahn.

Vororts- und Hochbahn aber fahren nur bis in die Umgegend von Hamburg. Alle 5 Minuten kommen am Hauptbahnhofe 2 Züge der Vorortsbahn an und gehen schon nach einer Minute wieder in entgegengesetzter Richtung davon. 72 Bahnhöfe in oder bei Hamburg werden von beiden Bahnen besucht. . . .

Und nun in den Straßen erst! — Da jagen die Autos, die Radfahrer, die Lastwagen, die Kutschen und Equipagen, daß man sein Leben wagt, wenn man eine Hauptstraße überqueren muß. Und auf den Fußsteigen eilen die Menschen dahin, wie die Ameisen in ihrem Bau.

Und was für ein Getön macht dieser Verkehr! — Die Hupen tuten, die Radfahrer klingeln, die Peitschen knallen, Hämmer klopfen, Fabrikpfeifen schreien, Maschinen stampfen und Ausrufer preisen Geschäfte und Waren an.

Wer zum ersten Male in solch eine Riesenstadt kommt, der steht und staunt und fühlt sich wie vor den Kopf geschlagen bei all dem Gerenne und Gehaste, dem Geschrei und Getute. Er wird verwirrt und betäubt. So geht es besonders den Landleuten, die ja auf ihrem Dorfe solchen Verkehr nicht kennen.

Nur wer längere Zeit in einer großen Stadt gelebt hat, gewöhnt sich an die vielen Menschen und den Lärm.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Die Kinderbeilagen erscheinen am 1. jedes Monats.

2. Jahrgang Nr. 2 Der Vortrupp 1. Februar 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 2 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Nun wanderten die beiden Wächter in jeder Nacht von Sonnenuntergang bis zum Aufgang um die 15 oder 20 Lehmhütten Bremuns. Jeder trug seinen Ger im Arme und sein kurzes, breites Schwert an der Seite.

In der dritten Nacht hörte man plötzlich draußen einen furchtbaren Schrei. Die Männer fuhren erschrocken von ihrem Lager auf und eilten mit ihren Waffen nach draußen. Da fanden sie einen der beiden Wächter verblutend am Boden. Ein Wolf hatte ihn angesprungen und ihm die Kehle durchbissen. Man trug ihn in die nächste Hütte. Die alte Gertraud kam und besah die furchtbare Wunde, besprach das Blut und legte Heilkräuter auf. Aber der Wächter starb ihr unter den Händen.

Und wieder war am folgenden Abend eine Versammlung der Männer oben auf der Höhe der Düne. — Ernst und schweigend saßen sie da und ratschlagten, was man tun solle.

„Siehst du wohl," rief ein Graukopf dem übrig gebliebenen Bruder zu, „was das für eine Torheit war, Bremun in der Nacht bewachen zu wollen! — Die Nacht ist keines Menschen Freund! Dem wilden Getier des Waldes, den Unholden und allem Raubgesindel gehört sie, aber nicht braven Menschen, die Wodan ehren!" — „Ja, ja," meinte ein anderer, „es ist allemal nicht wohlgetan, wenn die Sonne ihr Strahlenauge geschlossen hält, das eigne auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zureißen. — Nun lastet der Tod des eignen Bruders auf deiner jungen Seele!!"

Die meisten murmelten Beifall und schlugen als Zeichen der Zustimmung klirrend mit ihren Schwertern an die Schilde.

Schweigend und in sich versunken saß der junge Mann, dem der Wolf den Bruder geraubt hatte, zwischen ihnen. Er seufzte tief auf und sprach dann müde und matt: „Was soll's?! — Ich meinte es wahrlich gut, und es wäre auch gut gegangen, wenn — — —"

„Wenn ihr beide in eurer Hütte geblieben wäret!" vollendete ein Witzbold höhnisch den Satz. Doch der Wächter ließ sich durch diesen Zwischenruf nicht irremachen, „wenn ich meinen Wulfo mitgenommen hätte", setzte er ruhig hinzu.

Spöttisch verzogen die meisten den Mund nach diesen Worten. „Was sollte dir der Hund! — Der Wolf hätte zuerst ihn geholt und in der nächsten Nacht dich oder deinen Bruder."

„Ihr kennt Wulfo nicht! — Er ist das treueste Tier unter der Sonne und stärker als ich."

Da blickten die Männer prüfend über die Gestalt des Wächters und schüttelten ungläubig den Kopf.

„Willst wohl gar dein eignes junges Leben auch noch aufs Spiel setzen?" fragte ihn ernst der alte Weißbart am Opfersteine.

Da sprang der junge Wächter auf und rief mit blitzenden Augen: „Ja, ich wills! — Wir dürfen der Feinde wegen nicht unsere Hütten ohne Wächter lassen, oder wir erleben noch einmal all das Schaudervolle, was wir vor wenig Monaten erst in unserer alten Heimat, oben im Berglande der Weser erlebt haben. — Ich will weiter euer Wächter sein, wenn sich sonst niemand bereit findet! Und ich tue es nicht für mich allein, sondern für euch alle!! — — Meinen Wulfo aber nehme ich auf Schritt und Tritt mit und bin sicher, daß mir kein Raubtier nahe kommt!"

Laut schrien die Männer durcheinander nach diesen Worten, schließlich aber hieß es: „Tue, was du willst! — Wir aber haben dich gewarnt!! — Daß du nicht verhungerst, dafür wollen wir schon aufkommen, doch daß du uns durch dein Wachen vor Nachtschaden bewahren könntest, ist Aberglaube und Torheit. Doch du mußt selber wissen, was du zu tun hast."

Der Alte am Opfersteine aber sprach ernst: „Mir erscheint dein Beginnen als ein Frevel vor Wodan, dem Höchsten. — Und die Götter werden deinen Frevelmut nicht ungestraft lassen!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann schied man voneinander.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nur wenig Wochen waren seit jenem Tage vergangen. Der Herbst begann schon die Bäume bunt zu färben, und die Frauen wanderten täglich in den Wald, um Holzäpfel zu sammeln. Da zog einmal ein recht rauhes Wetter herauf. Schwere Wolken jagten am Himmel dahin, und als die Nacht kam, zeigte sie ein so finsteres Gesicht, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte.

Früher als sonst hatte sich alles zur Ruhe begeben, nur der Wächter mit Wulfo, seinem großen Hunde, schritt schweigend und langsam um die Hütten und lauschte in das Dunkel hinein auf jedes Geräusch. Aber es war heute besonders schwer zu lauschen, denn ein scharfer Wind fegte an der Düne entlang, wirbelte feinen Flugsand auf und stob ihn dem Wächter in die Augen. Dazu rauschten die Wellen der Weser laut herauf, und vom Walde her schallte das Geheul des Getiers und das Brechen trockner Äste und Zweige.

Die Mitternacht mochte schon nahe sein, als der einsame Wächter merkte, daß sein Wulfo unruhig wurde. Er lief bald einen Schritt links, bald einen rechts, dann blieb er plötzlich wieder stehen, hob seine Nase in die Luft und schnupperte.

Still stand der Wächter und beobachtete sein Tier, so gut es in der Finsternis gehen wollte. Wulfo knurrte leise, dann zog er so stark an der Leine, daß sein Herr mit mußte. Doch kaum hatten sie sich beide etwa zwanzig Schritte von der letzten Hütte entfernt, als es dem Wächter vorkam, als hätte er leise Stimmen gehört und als hätte nicht weit von ihm ein trockener Zweig unter einem Tritte geknackt.

Rasch löste er Wulfo von der Leine, nahm seinen Ger wurfbereit in die Rechte und zog sein Schwert.

Der Hund schoß in die Dunkelheit hinaus dem Walde entgegen. Gleich darauf ertönte ein lautes Gebell und scheltende, schreiende Stimmen.

Da rannte der Wächter, so rasch ihn seine Füße tragen wollten zu den Hütten zurück und rief: „Auf! — Auf!! — Ihr Männer auf!!! — Feinde im La—a—and!“

In den Hütten begannen die Kinder zu schreien, die Männer hüllten sich in ihre Pelze und griffen zu den Waffen, und die Frauen zündeten rasch an den noch glimmenden Herdfeuern Fackeln an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Wächter aber eilte seinem treuen Hunde nach. Da traten auch schon die ersten Männer mit Fackeln und in Waffen aus ihren Hütten und riefen: „Was ist denn? — Was gibt es!?" — Wulfo aber bellte laut und anhaltend. Man eilte dem Gebelle entgegen und fand den Hund zähnefletschend über einem am Boden liegenden Menschen stehen, der mit angstvollen Augen zu ihnen empor sah. Rasch wurden ihm seine Waffen entrissen, dann band man ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und führte ihn bis in die Mitte des Dorfes.

Bremun sollte in der Nacht überfallen werden. Durch den finsteren Wald hatten sich die Feinde herangeschlichen, um die Hütten der neuen Ansiedler anzuzünden und Mann und Maus gefangen zu nehmen.

Der wachsame Wulfo aber hatte noch rechtzeitig die wilden Gesellen gespürt und in den Wald zurückgetrieben.

Am nächsten Abend war wieder eine Gemeindeversammlung. Dem Gefangenen — er war der Anführer der Feinde gewesen — wurde das Haar geschoren und ein Ohr abgeschnitten. Zeit seines Lebens sollte er zur Buße für seine Freveltat ein Sklave der freien Männer von Bremun bleiben. — — —

Nachdem der Sklave abgeführt worden war, saßen die Männer noch lange beisammen, und der Wächter mußte bis in alle Einzelheiten die Ereignisse der Nacht noch einmal erzählen. „Seht ihr es nun endlich ein," sprach er am Schlusse seiner Erzählung, „daß ich doch recht hatte, daß unser Bremun auch in der Nacht bewacht werden muß, wenn wir hier in unseren Hütten friedlich schlafen wollen?"

Da erhob sich wieder ein lautes Durcheinander von Stimmen. Man rief und schrie ihm lachend zu: „Ja, wer sagt denn etwas anderes? — Wer hat denn je das Gegenteil behauptet? — Das ist doch wohl selbstverständlich!!" — Ein großer, dicker und alter Mann, der wegen seiner Ruhe und Würde viel Achtung bei allen genoß, aber sprach: „Das habe ich überhaupt schon immer gesagt, ohne Wächter geht es nun einmal nicht. Aber nicht Menschen brauchen wir als Wächter, sondern Hunde. Bilde dir nur nichts ein! — Nicht d u hast uns vor dem Überfalle bewahrt, sondern Wulfo, aber das hätte wieder schließlich jeder andere Hund auch gekonnt."

Der Alte am Opfersteine, der alle Versammlungen leitete, setzte noch ernst hinzu: „Ich bleibe dabei, es ist Freveltat vor den Göttern, die Nacht zum Tage zu machen und im Freien zu verbringen. Diesmal ist's noch gut ausgegangen, wer aber weiß, was dir noch alles zustoßen wird, wenn du auch ferner noch unser Wächter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu sein dich anmaßest!! — Wodan, der Höchste, der Herr aller Welten, ist unser Wächter, er beschützt uns besser als alle Menschenmacht. Trifft uns aber trotzdem ein Unglück in der Nacht, nun — so ist es eben so im Rate der Götter beschlossen gewesen. Bringt den Göttern mehr Opfer, dann werden sie uns auch um so treuer beschirmen." — —

Als der junge Wächter diese Reden hörte, biß er die Zähne aufeinander und schwieg. Er hatte fest geglaubt, heute alle Männer des Ortes auf seiner Seite zu haben. Nun mußte er erkennen, daß er sich bitter getäuscht hatte. Zornig blickte er der Reihe nach jedem Einzelnen ins Gesicht. Dann erhob er sich und sprach mit verhaltenem Ärger: „So denke ich nicht! — Hilf dir selber, d a n n hilft dir auch Wodan, der Herr des Himmels. — Die Götter lieben keine f e i g e n Menschen!!"

Doch kaum hatte er diese Worte gesprochen, da erhob sich ein Sturm in der Versammlung. „Schmach über dich," rief man ihm drohend zu, „der du deine e i g n e Sippe beschimpfst! — Daß Thor dich mit seinem Hammer zerschmettere, du Unfriedstifter!" —

Nur der Alte am Opfersteine stand unbeweglich. Finster blickte er auf den jungen Mann und achtete wenig der wütenden Scheltworte, die von allen Seiten diesem entgegengeschleudert wurden. Als sich endlich der Sturm gelegt hatte, sprach der Alte würdevoll zu dem Wächter: „Gottlose Worte hast du ausgestoßen. Deine eigne Sippe hast du schmählich beschimpft. Auf eigne Kraft vertraust du m e h r als auf die Hilfe deiner Freunde und Wodans, des Allvaters. — Das sind Verbrechen, die schwere Sühne heischen. Kraft meines Amtes als Stellvertreter der Götter, weise ich dich aus der Gemeinde! — Niemand von uns allen soll dir Hilfe mehr leisten, in welcher Not und Gefahr du dich auch befinden mögest, deine Hütte werden wir verbrennen und deine Habe den Göttern opfern. Vielleicht, daß dieses Opfer ihren Zorn gegen dich mildern kann. Du aber sollst von nun an friedlos werden und ungerächt soll bleiben, wer dich findet und niederschlägt!! —"

Totenstille trat ein. Niemand rührte auch nur ein Glied. Schweigend stand der junge Wächter auf, leise pfiff er seinem Hunde und, ohne einen Blick auf die Hütten zu werfen, wanderte er dem finsteren Walde zu.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spaziergänge in die Großstadt

„Sieh, da kommt er schon. — Der grüne ists, gleich wird er anlegen." — „Was für eine Menge Menschen mitwollen! — Fahren die nun auch alle wie wir nach Hamburg?" — „Die meisten wohl, manche werden auch schon an den Zwischenstationen aussteigen". —

Wir stehen auf dem Blankeneser Anleger und wollen mit einem der kleinen Flußdampfer nach Hamburg fahren.

Es ist ein wundervoller Sommertag. Weich und warm streicht die Luft, und millionenfach glitzert die Sonne auf der breiten Wasserfläche.

Jetzt legt der grüne Dampfer an unserem Anleger an. „Achtung, es gibt einen Stoß!" — Die Balken des Anlegers knarren und ächzen ein wenig durch den gelinden Anprall des Schiffes. Der Steuermann oben in seinem kleinen Häuschen dicht am Schornstein hält noch mit beiden Händen das Steuerrad und ruft durch das Sprachrohr dem Maschinisten unten im Schiffe einen Befehl zu. Aus der Schenke des Anlegers tritt ein alter Wärter heraus, beide Hände gemütlich in den Hosentaschen. Eine dicke, blaurote Grognase und zwei kleine wässerige Augen sitzen in seinem aufgedunsenen Gesichte. Er schiebt phlegmatisch einen Steg vom Anleger auf den Dampfer. Die mitfahren wollen, beginnen zu drängen. „Erst aussteigen lassen!" knarrt die Stimme des Wärters, ein paar Leute eilen vom Dampfer zu uns herüber, dann dürfen wir einsteigen.

So, da wären wir! — Kaum ist der letzte der Mitfahrenden an Bord, wird auch schon der Steg zurückgezogen. Ein frischer Schiffsjunge in blauem Kittel löst rasch zwei Ankertaue, und — nun fahren wir.

Bei solchem Wetter ists vorn an der Schiffsspitze am schönsten. Da kann man am besten Ausguck halten. Bis mitten in den Strom hinaus steuert unser Schiff. Der Anleger und die Häuser von Blankenese werden kleiner und kleiner. Aber wie wundervoll machen sich von hier aus die hohen grünen Ufer mit ihren Parks und den Gärtchen! Und überall schauen aus dem Grün die Villen und Häuschen heraus bis zum Süllberg hinauf.

Wir in Norddeutschland kennen ja keine eigentlichen Berge, nennen aber dafür stolz jeden winzigen Hügel einen B e r g. Und von dem Süllberge bei Blankenese, einer Sanddüne von ungefähr 100 m Höhe, hat einmal ein Spaßvogel behauptet, der Berg heiße S ü l l berg, „weil dat en Barg is, as he sin s ü l l!"*)

*) weil das ein Berg ist, wie er sein soll.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sieh nur, was ist das? — Da liegt ein großes, breites Ruderboot auf dem Wasser, zwei Fischer sind darin. Der eine steht in der Mitte und rudert, der andere kauert vorn im Boote. Von der Spitze des Schiffes ragt eine lange Stange schräg aufwärts, und daran hängt ein großes ringförmiges Netz hoch über dem Wasser. Und jetzt — fällt plötzlich das Netz auf das Wasser herunter, öffnet sich aber im Fallen weit auseinander und versinkt dann lautlos in der Tiefe. Ein paar Augenblicke bleibt es unter dem Wasser, dann beginnt der Fischer es wieder emporzuziehen. Aber indem er es emporzieht, hat sich das Netz unter dem Wasser schon durch den Zug der Leine fest geschlossen, so daß kein gefangener Fisch wieder heraus kann. Sieh, es blitzt silbern und zappelt im Netze, das müssen wenigstens ein halb Dutzend größere Fische sein, die die Männer im Boote auf einen Zug gefangen haben. Nun baumelt das Netz mit seinem großen Holzringe wieder oben an der Stange in der freien Luft. Der vordere Fischer schiebt einen Kescher unter das hängende Netz, zieht an einer Leine, ein wenig öffnet sich das große Netz und die gefangenen Fische fallen in den Kescher. Das Netz wird geschlossen, und die Fische werden ins Boot geworfen.

Das scheint ja eine famose Erfindung zu sein! — Siehst du, jetzt fällt der große Ring schon wieder auf das Wasser, und das Netz versinkt abermals in der Tiefe.

Schade, daß unser Dampfer so rasch dahin fährt, wir sind schon so weit von dem Boote entfernt, daß wir nicht mehr erkennen können, ob die Beiden beim zweiten Male wieder Glück gehabt haben. — Aber hier auf der andern Seite unseres Dampfers segeln drei, vier, fünf, acht, nein neun Finkenwärder Ewer in dem matten Winde vorbei. Die dicken, braunen, oft geflickten Segel hängen fast schlaff an den Masten nieder, so daß die Ewer kaum vorwärts kommen. Sie mögen auf der See gewesen sein und bringen nun wohl ihre Ladung Fische nach Hamburg oder noch ihrer Heimat Finkenwärder, das ist ein langgestrecktes Fischerdorf unterhalb der Stadt auf dem linken Ufer des Stromes.

Unser Dampfer läßt die Ewer rasch hinter sich, und nun liegt wieder offenes Fahrwasser vor uns.

Was ist denn das auf einmal für ein unheimliches dumpfes Tuten? — Aha, die Elbe macht hier eine Biegung und uns entgegen schwimmt plötzlich ein Ozeanriese. Mächtig ragt der Koloß aus dem Wasser heraus. Zwei dicke, gelbe Schornsteine qualmen um die Wette, und drei hohe Maste ragen zum Himmel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

empor. So schwimmt der große Dampfer stromabwärts. Er wird geschleppt. Hier auf der Elbe, wo ihm so viele Schiffe in die Quere kommen können, ist solch ein Riese unbeholfen und kann sich nicht selber steuern, deshalb muß er sich von dem schwarzen Zwerge, dem kleinen Schleppdampfer, das schmale Fahrwasser entlang ziehen lassen. Weiter abwärts ist dann freilich der Strom breit genug, und der Koloß kann mit eigner Kraft seinen Weg suchen nach Amerika oder Indien oder wohin er sonst will.

Aber wohin seine Reise geht, kann ja jeder einem Schiffe sofort ansehen, der die Flaggen, die es führt, kennt. Sieh, oben, von der Spitze des ersten Mastes weht das amerikanische Sternenbanner. Der Dampfer will also über den Atlantischen Ozean nach einem Hafen der Vereinigten Staaten fahren. Vorn am Steven flattert eine Fahne mit den drei Hamburger Türmen, um allen begegnenden Schiffen anzudeuten, daß es von Hamburg aus seine Reise angetreten hat. Hinten am Heck aber erblicken wir eine Flagge, die ist grün, weiß und rot senkrecht gestreift und im Mittelstreifen befindet sich ein Wappenschild, das durch ein weißes Kreuz in vier rote Felder geteilt ist. Es ist die Flagge der italienischen Handelsschiffe und will uns sagen, daß dieser Koloß, der jetzt an uns vorüberschwimmt, in Italien beheimatet ist. Auch der Name des Schiffes deutet darauf hin, „Santa Lucia" prangt in großen goldenen Buchstaben vorn am Bug.

Nicht wahr, das ist ein kluger Gedanke, durch Flaggen jedem, der es wissen will, mitzuteilen, woher ein Schiff, das uns mitten auf dem Meere begegnet, kommt, welchem Lande es angehört und wohin es bestimmt ist? Aber noch viel mehr ist möglich! — Lange Reiseberichte kann jeder große Dampfer einem anderen im Vorbeifahren mit Hilfe der Flaggen erzählen. Kleine dreieckige und viereckige Wimpel in verschiedenster Farbe und Form werden von den Matrosen auf einer langen Leine am Maste aufgezogen. Jeder dieser Wimpel bedeutet einen Buchstaben, mancher aber auch gleich einen ganzen Satz. So kann der Kapitän einem begegnenden Schiffe von seiner Fahrt erzählen, Warnungen erteilen, von Gefahren oder Unglücksfällen berichten usw.

Jetzt sind wir gerade längsseit der Santa Lucia. Ein paar Menschen schauen von oben über die Reeling zu uns herüber und winken. Wir winken wieder und schwenken die Taschentücher zum Gruße. — Fahr wohl, du stolzes Schiff und kehre glücklich wieder in deine Heimat zurück!

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 3 Der Vortrupp 1. März 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 3 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Der Winter setzte sehr früh ein. Schon im Oktober gab es Frost, sodaß die letzten Blumen und Kräuter auf Wiese und Feld in einer Nacht schwarz wurden. Die Blätter im Walde fielen in wenigen Tagen so rasch zu Boden, daß die Waldriesen plötzlich winterkahl dastanden.

Dann schlug allerdings das Wetter noch einmal wieder um. Der Wind sprang nämlich nach Westen über und schleppte nun Regengüsse über Regengüsse daher. Er wuchs zum Sturme und peitschte die Wasser der Weser an die Dünen hinauf, riß von diesen große Stücke ab und drohte das ganze Land zu ertränken.

Nur die Dünenkuppe schaute noch als einsame Insel aus einer endlosen Wasserwüste heraus.

Ein paar Hütten Bremuns waren auch mit fortgeschwemmt worden. Man mußte weiter oben bei den Göttersteinen neue bauen.

Doch dann kam der Frost zurück. Mitte November trieben bereits dicke Eisschollen auf dem Strome, scheuerten sich mit leisem Surren aneinander vorbei und schwammen träge seewärts.

Fischfang und alle Waldarbeit war in dieser Zeit unmöglich. So war es ein elend Leben für die Männer.

Eine bittere Kälte herrschte, denn ein eisiger Ostwind fegte über das Land.

Nach einer Woche schon konnten die Schollen kaum noch vorwärts kommen, so dicht beieinander lagen sie auf dem Wasser und drängten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und stießen sich gegenseitig. Und dann kam in der nächsten Nacht die ganze Eismasse zum Stillstand. Eine Scholle rückte an die andere, und der scharfe Frost eiste sie zusammen.

Es war nur gut, daß die Frauen alle Fische, die ihre Männer im Sommer gefangen hatten und die nicht gleich verzehrt worden waren, auf Bänder gezogen und in den Rauch gehängt hatten. Nun hatte man doch Vorrat für die lange und harte Winterszeit. Und allerlei Wurzeln und Kräuter und harte Holzäpfel, die die Frauen und Kinder zur Herbstzeit im Walde gesammelt hatten, lagerten hinter den Häusern in tiefen Sandkuhlen, die sorgsam mit trockenen Grasbüscheln zugedeckt waren, damit die Kälte nicht hineindrang.

Endlich ließ der scharfe Ostwind wieder nach, aber es fror weiter. Tagelang lagerte ein dicker, undurchdringlicher Nebel über dem Wasser, bis er sich eines Morgens plötzlich hob und die Luft wieder klar wurde.

Da erscholl an demselben Morgen ein lautes Rufen von einer der Hütten her. Man sah mitten auf der Eisdecke des Stromes einen schwarzen Punkt, der langsam näher kam. War das ein Tier oder ein Mensch? —

Die Männer griffen zu ihren Waffen, versammelten sich unten am Ufer und warteten. Richtig, da kams herangestapft über das Eis. Ein Mann war es, der mühsam seinen Weg über den Strom suchte. In beiden Händen trug er einen langen Ger, den er in der Mitte gefaßt hatte und quer vor seinem Leibe hielt. Er sprang in mächtigen Sätzen von Scholle zu Scholle und mochte wohl fürchten, durch das dünnere Eis zwischen den Schollen einzubrechen.

Wer mochte der Fremdling sein? — Woher kam er? — War er ein Spion, der dem Feinde die Anzahl der Männer von Bremun und den Wert ihrer Waffen verraten wollte? — Oder hatte er sich nur verirrt und suchte bei ihnen Zuflucht und Unterschlupf? — Oder war er nur der Anführer einer großen Schar, die gekommen war, um Bremun mit Feuer und Schwert zu vernichten? — — —

Während die Männer diese Frage überdachten, hielten sich die Frauen und Kinder sorgfältig in den Hütten versteckt.

Der Fremde kam näher. Er hatte die Männer am Ufer längst erblickt. Als er nun in Rufweite herangekommen war, blieb er mitten auf einer riesigen Eisscholle stehen und rief mit lauter Stimme: „In Frieden komme ich zu euch! — Schutz suche ich und Gastfreundschaft! — Weit da drüben“ — er wies mit seiner Hand nach dem gegenüberliegenden Ufer der Weser — „wohnt meine Sippe, doch ich bin allein übrig geblieben. Ein Unhold hat mir Weib und Kinder in Gefangen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft geschleppt, mein Heim verbrannt und meine Felder für sich behalten. — Nichts ist mir geblieben als mein Schwert und die Freiheit. Hülfe heische ich von euch, mein Unglück zu sühnen!"

Stumm hatten die Männer von Bremun den Fremdling angehört, jetzt trat der Alte vom Steine aus der Reihe heraus und sprach: „Du bist willkommen, Fremdling! — Tritt ein in meine Hütte und sei Gast unter meinem Dache".

Da huschte ein Freudenschein über das vom Frost gerötete Gesicht des Fremden, hastig ergriff er seine Waffen und sprang über die letzten Schollen an das Ufer.

Der Fremde war ein Hüne an Wuchs, einen ganzen Kopf größer als die größten Männer von Bremun. Bärenfälle hingen über seinen Schultern, mit Otternfell hatte er die Waden umwickelt, und in schweren Schuhen aus Roßfell steckten seine Füße. Auf dem Kopfe aber trug er das drohende Gehörn eines Auerochsen. Keiner der Männer konnte eine solche Jagdbeute aufweisen, und mit Bewunderung schauten alle auf ihn und musterten ihn verstohlen von allen Seiten.

Dann wanderte der Fremdling mit den Männern zusammen den Hütten entgegen. Der Alte bewirtete ihn aufs beste, der Fremde aber lobte die festen Bauten Bremuns und das kunstvolle Fischereigerät, das an den Wänden der Hütten hing. Doch blieb er schweigsam, und man hielt es für unhöflich, ihn genauer nach seinem Schicksale auszufragen.

Als dann der Abend gekommen war, loderte von den Opfersteinen auf der Kuppe der Düne ein mächtiges Feuer zu den Hütten herab. Das war für alle Waffen tragenden Männer im Orte das Zeichen, zur Versammlung zu kommen. Auch der Gast wurde freundlich aufgefordert, mitzukommen.

Schweigend saßen alle um das Feuer herum und warteten höflich, bis es dem Gaste gefällig sein würde zu sprechen. Der stand dann auch endlich auf und sprach: „Männer von Bremun, meinen Dank sage ich euch, daß ihr den Fremden an euren Herd geladen und ihm Speise und Trank vorgesetzt habt! — Adalar heiße ich und aus Neuland stamme ich, wo zwei Häuser, größer und fester noch als alle, die ich hier an der Düne gesehen habe, mein Eigen waren. Friedlich und glücklich lebte ich mit meinem Weibe und meinen zwei Kindern, jagte den Bären und den Auerochsen und war gut Freund mit allen meinen Dorfgenossen. Doch Ruodar, meinem Nachbarn, hatte der Neid das Herz zerfressen. Da er mir in ehrlichem Männerkampfe nichts anhaben konnte — denn er ist ein schielender Zwerg, den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mein kleinster Finger mit einem Stoße zu Boden geworfen hätte — so lockte er mich mit Schmeichelworten an sich, wie er sich schon alle anderen durch seine Künste gefügig gemacht hatte. Er bot mir Linnen für meine Frau und Kinder, und ich vertauschte es ihm gegen Bären- und Wildochsenfelle. Durch arge List und Trug hat er mich dann langsam um das Meine gebracht und durch Würfelspiel mir Weib und Kinder abgewonnen. Weib und Kind müssen ihm nun seine Felder bestellen und sein Vieh hüten. Alle besten Stücke der Gemarkung hat er an sich zu bringen gewußt, dem ganzen freien Dorfe ist er der Herr. — Es lebt nicht einer mehr in Neuland, der ihm nicht zu Dienst verpflichtet wäre. Er ist aller Herr, und niemand wagt es, ihm zu trotzen. — Hat er mir doch alles Erbgut genommen, und keiner aus meiner Sippe ist gewillt, mir beizustehen."

Adalar blickte sich mit zornigen Augen im Kreise der Männer um, um die Wirkung seiner Worte abmessen zu können. Er sah, wie ihm die Männer ernst und mit verhaltenem Grolle ins Antlitz blickten.

„Mit zehn Genossen wie ihr seid", fuhr er dann fort, „würde ich noch heute Nacht es wagen, über den Strom nach Neuland zu wandern, um mir mit Gewalt mein Hab und Gut von ihm zurück zu fordern. — Männer von Bremun, Hülfe heische ich von euch, ein furchtbares Unrecht wieder gut zu machen!"

Er setzte sich. Stille trat ein. Dann erhob sich Gemurmel und halblautes Rufen. Einzelne schlugen mit den Schwertern an ihre Schilder und blickten mutig zu dem Fremden hinüber.

„Es ist Wotans Wille, daß kein Unrecht ungesühnt bleibe unter dem Himmel!" sprach ernst der Alte und schürte die Gluten des Feuers wieder an.

„Ich helfe dir, Adalar!" — „Ich helfe dir auch!" — „Ich stehe zu dir!" — „Ich gehe noch heute Nacht mit zu dem Unholden!"

Fünfzehn der Männer traten zu ihm und versprachen, ihm beizustehen.

Der Mond war inzwischen aufgegangen, und friedlich lag die Nacht über Strom und Land. Die fünfzehn eilten in ihre Hütten, nahmen Abschied von Weib und Kindern, gürteten ihre besten Schwerter um und sammelten sich dann unten am Ufer der Weser. Ernst und bedächtig, einer hinter dem andern, wanderten sie über die Eisdecke des Stromes, Adalar voran.

Am anderen Ufer angekommen, schauten sie noch einmal zurück, ein mattes Feuer schimmerte von der Höhe der Düne zu ihnen herüber, doch ihre Hütten lagen friedlich und dunkel in der klaren Nacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwei Stunden wanderten sie über sumpfiges Wiesenland und an Gebüsch und Wald vorbei. Dann lag „Neuland" vor ihnen, umgeben von weiten Feldern und hohen Eichen.

Unter einer dieser Eichen machten die Männer halt und überlegten, was zu tun sei. — — —

noch das beste, aber schließlich machten sie doch alle Dinge den Leuten aus Neuland getreulich nach und hörten auch auf deren Ratschläge.

Dafür lernten diese von den alten Bremunern wieder Vieles, was zum Fischfang nötig war und was man in Neuland nicht kannte. Und als erst eine Reihe von Jahren ins Land gezogen und die Kinder herangewachsen waren, verschwand der Unterschied ganz von selber.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Spaziergänge in die Großstadt

Guck mal, da ist ja eine Badeanstalt! — Hei, da gehts lustig her!! — Hunderte von Knaben und Männern tummeln sich im Wasser oder sonnen sich auf dem weißen Sande am Ufer. Und alle schreien und lachen und jubeln durcheinander. Viele haben unseren Dampfer schon von weitem gesehen, nun jauchzen die Jungen, und die besten Schwimmer stürzen sich ins Wasser, um uns entgegen zu schwimmen und sich von den starken Wellen hin und her schaukeln zu lassen.

Auch viele „Sandkrabbler", die noch nicht ordentlich schwimmen können, patschen aufs neue wieder bis an die Hüften ins Wasser.

Da rudern ein paar Männer, nur mit Badehosen bekleidet, in einem Boote eilig auf uns zu. Nur noch zehn Schritte sind sie vom Dampfer entfernt, da springen zwei von ihnen dicht hinter uns kopfüber ins Wasser, tauchen tief unter, kommen dann prustend und mit klitschnassen Köpfen wieder empor und lassen sich wohlig von den starken Wellen im Kielwasser auf und nieder schaukeln. Währenddessen rudert der Dritte das Boot, das wie eine kleine Nußschale vom Wasser hin und her geworfen wird, so daß es fast lebensgefährlich aussieht. Er bleibt immer in der Nähe der beiden Schwimmer, damit ihnen kein Unglück geschehen kann.

Doch nun kommen wir Hamburg schon näher. Dichter ist hier das Ufer des Stromes bebaut, immer mehr Schiffe überholen wir oder fahren ihnen entgegen. Kleine Jollen, Ewer, Schleppdampfer, große Dreimaster, Fährschiffe und englische Kohlendampfer und Frachtschiffe aller Art kreuzen unseren Weg. Alle paar Augenblicke muß der Steuermann an einer langen Leine ziehen, die dicht neben ihm am schwarzen Schornsteine herunter baumelt. Sowie er die Leine zieht, strömt Dampf vom Kessel in eine Pfeife hinein, und ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

langgezogenes heiseres „Tu-u-ut!" hallt über das Wasser, um die entgegenkommenden Schiffe rechtzeitig zu warnen und zum Ausweichen zu veranlassen.

Die prachtvollen grünen Türme von Hamburg treten nun schärfer aus dem Dunst hervor. Wir fahren an Werften vorbei, wo halbfertige große und kleine Schiffe auf hohen Holzgerüsten — den Helgen — liegen. Mächtige Schwimmdocks lagern hier und da auf dem Wasser, über ihre hohen eisernen Wände ragen die Schornsteine und Masten der Schiffe hinweg, die in den Docks repariert werden sollen. Es sind fast alles Ozeandampfer, die ausgebessert werden. Wenn solch ein Riese von Indien oder China oder Afrika oder Amerika zurückkommt, dann wird er regelmäßig erst von allen Seiten genau untersucht, ehe man ihn wieder auf Reisen schickt. Und das geschieht in den Docks. Solch ein Dock ist ein eiserner Kasten ohne Deckel, der aber so groß ist, daß ein großer Dampfer bequem hinein paßt. Die Vorderseite dieses eisernen Kastens wird geöffnet, sodaß er voll Wasser strömt und das Schiff, das ausgebessert werden soll, wird vorsichtig hineinbugsiert, die Tore des Docks werden fest geschlossen und dann wird das Dock leer gepumpt. So liegt dann der Dampfer im Dock trocken bis zum Kiel herab und kann nun von allen Seiten besichtigt und untersucht werden. Und dann kommen die Arbeiter und bessern ihn aus. Die dicken Nieten, die die eisernen Platten des Schiffsrumpfes zusammenhalten, werden einzeln nachgesehen, und die sich gelockert haben, werden aufs neue festgehämmert. Die eisernen Platten am Schiffsbauche aber werden von Muscheln gereinigt, die sich auf der letzten Reise daran gesetzt haben, und von Rost, den das Seewasser in das Eisen gefressen hat. Und ist erst der ganze Rumpf des Schiffes ausgebessert, dann kommen die Maler und streichen ihn mit Mennige und Ölfarbe an.

Doch da sind wir schon bei Altona, das unmittelbar an Hamburg grenzt. An Fabriken und Fischräuchereien, an hohen Ufermauern und an einer Unzahl von Masten und Schiffsschornsteinen fahren wir nun vorbei.

Und dann kommt Hamburg, Altonas großer Bruder. Immer bunter und aufgeregter wird das Leben und Treiben auf dem Wasser. Rechts zweigen hier von der Elbe schon Häfen und Kanäle ab. Links begleiten uns jetzt lauter vier-, fünf- und sechsstöckige Häuser.

Was? — Es ist erst 1/2 4 Uhr?! — Da haben wir aber eine rasche Fahrt gehabt! Ja so, das Wasser läuft ja auch auf. Es ist Flutzeit, dann drängt von der See her die Flut die Elbe hinauf, sodaß das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wasser im Strome nicht nur steht, sondern direkt wieder stromaufwärts fließt, während es zur Zeit der Ebbe dann um so rascher und kräftiger seewärts treibt. Und das macht für die Schiffe auf der Elbe sehr viel aus. 1,89 m beträgt der Unterschied in der Höhe des Wassers zwischen Ebbe und Flut selbst bei ruhigem Wetter. Herrscht aber Sturm auf dem Meere, dann steigt das Wasser zu Zeiten 2—3 m höher als sonst während der Flut. Ja, die Sturmflut am 4. Februar 1825 brachte solche Wassermengen stromauf, daß die Höhe des Wassers 6,85 m über dem Durchschnitt betrug.

Bis 20 km oberhalb Hamburgs ist noch der Einfluß von Ebbe und Flut an der Elbe zu spüren, und bei Sturmfluten dringen natürlich die Wassermassen noch viel weiter stromauf.

Plötzlich fährt unser Dampfer langsamer, und schon nach wenig Augenblicken legt er bei den St. Pauli-Landungsbrücken an. Nun rasch die Fahrscheine hervor und dann zur Stadt!

Da stehen wir auf den neuen Landungsbrücken und blicken noch einmal nach dem Wasser zurück. Gegenüber liegen die größten Werften Hamburgs, die von Blohm & Voß und die Reiherstiegwerft. Blohm & Voß beschäftigen allein täglich 5600 Arbeiter. Hörst du von drüben den starken Pulsschlag der rastlosen Arbeit? Da hämmern die Nieter und Schmiede, da klopfen die Zimmerer, da quietschen die Kräne, da surren die Ketten, von da tönt tausendfacher Lärm. Kriegsschiffe und Handelsschiffe in allen Größen sind in Auftrag und Arbeit gegeben und müssen zur festgesetzten Zeit fertig sein. Und immer größer wird so die Zahl der stolzen Bauten, die von Hamburg aus die weiten Meere befahren und Hamburgs Ruhm in alle fernen Welten tragen helfen.

Hamburgs eigentliche Häfen aber liegen noch etwas mehr stromauf. Wer sie noch nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff machen von der Größe und dem Getriebe in diesen Häfen. 15,5 km sind allein schon die Ufermauern, die Kais der verschiedenen Häfen, lang. 138 elektrisch betriebene Kräne, von denen jeder mindestens 2500 kg heben kann, schaffen die Waren aus den ankommenden Schiffen in die riesigen Lagerschuppen, die sich an den Kaimauern aller Häfen entlangziehen. 163 km Eisenbahngeleise sind für die Häfen Hamburgs gelegt worden, die Lagerschuppen aber nehmen allein einen Raum von fast 200 000 qm ein.

Doch der Hafen Hamburgs ist wie eine Welt für sich, wir wollen ein anderes Mal einen Spaziergang dorthin unternehmen!

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 7 Der Vortrupp 1. April 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 4 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Auf den harten Winter war ein sehr nasses Frühjahr gefolgt. Wie alle Jahre war die Weser wieder über ihre Ufer gestiegen und hatte alles Land rings um die Bremuner Dünen unter Wasser gesetzt. Und als es dann endlich wieder gefallen, blieben die Wiesen und der Wald doch noch wochenlang sumpfig und waren nicht ohne Gefahr zu betreten. Die Jäger fanden viel verendete Tiere, was aber am Leben geblieben war, hatte sich durch die Überschwemmung ganz aus der Gegend verzogen und kehrte erst langsam in die alten Höhlen und Schlupfwinkel zurück. Der halbe Sommer war noch nötig, um allen Schaden, den das Frühjahr angerichtet hatte, wieder auszugleichen.

Als es endlich Hochsommer geworden und die Julihitze über den weiten Marschen flimmerte, brachten die trägen Westwinde Gewitter über Gewitter. Zweimal schlug der Blitz in eine der Hütten, und beide Male wurden Menschen getroffen und starben.

Aber noch viel Schlimmeres sollte der Sommer bringen!

Eines Tages sahen die Frauen zehn Boote die Weser heraufkommen. Schnell wurde den Männern, die auf dem Strome fischten, Zeichen gegeben, und Alles eilte dem Strande und den Hütten zu.

Als die Boote näher gekommen waren, erkannte man, daß sich in jedem eine Anzahl Männer in Waffen befand.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was wollten die Fremden hier bei ihnen? — Woher mochten sie kommen? — Waren es vielleicht Feinde, die Bremun zu überfallen gedachten, oder waren es aus der Heimat Vertriebene, die stromaufwärts eine neue Wohnstätte suchten? — Aber die Frauen und Kinder fehlten in den Booten!

Rasch ratschlagten die Männer Bremuns miteinander, dann wurden die Frauen und Kinder in den Wald geschickt, um sich zu verstecken. Drei alte Männer, die doch keine Waffen mehr tragen konnten, gab man ihnen mit. Alle wehrhaften aber harrten der Ankunft der Fremden. Langsam ruderten diese heran, sie mußten ja gegen den Strom an. An der Spitze eines jeden Bootes stand ein Führer in voller Waffenrüstung, der aufmerksam nach rechts und links über das Wasser blickte.

Dann sahen die Bremuner, daß einer dieser Führer ihre Häuschen oben an der breiten Düne entdeckt hatte, denn er wies mit dem Finger dorthin und rief seinen Leuten ein Wort zu, das aber im Winde verhallte und nicht zu verstehen war.

Die Männer von Bremun, jeder so gut gewaffnet, wie er es nur vermochte, wanderten von ihrer Siedelung zum Ufer hinab, um die Fremden zu empfangen. Währenddessen kamen auch schon die Boote in die Nähe der Harrenden. Da trat der Älteste der Bremuner bis an das Wasser vor und sprach: „Wer seid ihr Mannen, und von wannen kommt ihr?“ — Ein rauhes Lachen war die Antwort, und fremde Worte klangen an die Ohren der Bremuner, die niemand von ihnen verstand. Da drehte sich der Älteste zu seinen Leuten und sprach ernst: „Feinde sind es und nicht Männer unseres Volkes! Sie sprechen Worte, die wir nicht kennen, darum seid auf eurer Hut und wehrt ihnen die Landung!“

Doch der Feind war in großer Überzahl und die Boote kamen unbekümmert näher. „Zurück von unserer Stätte!“ rief der Älteste dem fremden Führer zu und hob drohend seinen Ger.

Wieder erklang Gelächter. Da schleuderte der Älteste als erster seine Waffe dem feindlichen Anführer entgegen. Der Ger sank dicht neben der Spitze des Bootes ins Wasser. Kaum aber war das geschehen, so sprangen die Fremden in ihren Böten von den Sitzen und schossen mit Pfeilen nach den Bremunern. Dann erscholl ein lautes Kommando und hurtig flogen die nahe herangekommenen Boote mit wenigen Ruderschlägen an den Strand. Die Feinde sprangen heraus und bahnten sich durch die kleinere Schar der tapfer kämpfenden Bremuner einen Weg hinauf zu den Hütten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es waren wilde und verwegen aussehende Gesellen, diese Feinde. Sie trugen lange Haare und hatten fast alle dicke und eingedrückte Nasen im Gesicht. Sie kämpften eigentlich nicht, sondern wehrten nur die Angriffe der erbitterten Bremuner ab.

Als der Knäuel zu den Hütten gekommen, rissen die Feinde die Türen auf, drangen hinein und trugen auf ihren Schultern lachend davon, was sie vorfanden. Es war ganz unmöglich, sich dieser Übermacht zu erwehren. Mancher wurde von den kurzen, breiten Schwertern des Feindes blutig geschlagen, und so winzig kamen sie sich dieser Übermacht gegenüber vor, daß sie geschehen lassen mußten, was doch nicht zu ändern war. Glimmende Brände vom Herdfeuer warfen die Räuber auf die Schilfdächer der Hütten und bald stand alles in Flammen. Netze, Waffen, Ruder und Vorräte wurden geraubt und schnell in die Boote gepackt.

Als alles geraubt, was zu rauben war, und alle Hütten lichterloh brannten, entglomm erst der eigentliche Kampf. Die Feinde versuchten das kleine Häuflein der Bremuner zu umzingeln, packten sie an ihren langen blonden Haaren und banden denen, die in ihre Hand fielen, Stricke um die Hände und Beine.

Und sicher wären alle zu Gefangenen gemacht worden, wenn nicht der Rest schleunig geflohen wäre. Der eilte zu den Frauen und Kindern in den Wald, um mit ihnen unterzugehen oder zu entkommen.

Die Sieger aber stießen und zerrten ihre Gefangenen zu den Böten am Strande und warfen sie in diese hinein.

Dann zündeten sie ein großes Feuer an, holten sich von den geraubten Vorräten und begannen ein Mahl. Schwatzend und lachend erzählte einer dem anderen von seinen Heldentaten. Ein paar junge Männer, die von den Geretteten im Wald ausgesandt waren, beobachteten die Feinde bei ihrem Schmause und sahen dann, daß nach dem Mahl von den Feinden Kampfspiele veranstaltet wurden. Sie übten sich im Gerwerfen und Bogenschießen, schleuderten dicke Steine und übten sich im Steinheben und im Ringen. Immer lauter und jauchzender ging es am Strande zu. Aus den Böten wurden große Kübel geschleppt, in die die Männer immer wieder ihre Trinkbecher tauchten.

So sank der Abend hernieder und die schlimmen Gesellen machten keine Anstalt zum Aufbruche. Als es dann völlig dunkel geworden, legten sich alle auf dem weichen Ufersande zum Schlafe nieder. Nur zwei von den Feinden blieben wachend am Feuer sitzen, schwatzten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leise miteinander und neckten sich. Hin und wieder scholl ihr Gelächter durch die stille Nacht.

Die Späher kehrten zurück und meldeten, was sie gesehen hatten. Da hielten die geretteten Männer von Bremun Kriegsrat. . . .

Es mochte mitten in der Nacht sein. Ein halber Mond stand ganz fern am Horizonte auf der anderen Seite des Stromes und warf ein schwaches Licht auf den weißen Sand. Auch die beiden Wächter am Feuer waren längst eingenickt. Der heiße Tag, die Aufregung des Kampfes und der viele Meth hatte auch sie müde gemacht. — Da huschten dunkle Gestalten aus dem Walde hervor. Von Wachholderstrauch zu Wachholderstrauch, von Ginsterbusch zu Ginsterbusch sprang bald hier bald dort einer.

Dann schlich jemand auf leisen Sohlen zu den Böten. Ein blankes Messer trug er in der Hand und schaute in jedes Boot. Das Messer zerschnitt die Stricke der Gefangenen.

Die Befreiten stiegen lautlos ins Wasser und eilten ans Land. Dort ergriffen sie die umherliegenden Waffen der Feinde und verbargen sie seitab. Dann wurde es plötzlich um die Schläfer lebendig. Mit Ingrimm im Herzen und Kampfesmut in den Augen drangen die Bremuner auf die Feinde ein. Wer sich wehrte, wurde erschlagen; die meisten aber waren so schlaftrunken, daß sie sich willenlos zu Gefangenen machen ließen. Hier und da versuchte einer zu entfliehen, aber die Boote trieben weit draußen auf dem Strome, alle waren aneinander gebunden und wurden von den wenigen Bremunern gesteuert, die nicht rasch ans Land gesprungen waren, als man ihnen die Fesseln zerschnitten hatte.

Als der Morgen heraufzog, hatten die Bremuner ihren ersten großen Sieg errungen. Über sechzig Feinde hatten sie zu Knechten gemacht, der Rest aber lag erschlagen an der Düne.

Die Gefangenen wurden unter die Bewohner verteilt. Man schnitt ihnen die Haare ab, nahm ihnen alle Waffen und führte sie schon am nächsten Morgen in den Wald. Dort mußten sie Bäume fällen und die behauenen Stämme die Düne hinaufschleppen. So begann man mit dem Wiederaufbau der niedergebrannten Häuser. Unerbittlich wurden die neu erworbenen Knechte angetrieben. War einer lässig in seiner eistung, hetzte man Hunde auf ihn.

So gingen die nächsten Wochen hin.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spaziergänge in die Großstadt

In der Rohrfabrik.

Es klingelt am Telephon in der Kutscherwohnung. — „Hier Beckmann!" — „Morgen, Beckmann! — Sie müssen gleich mit zwei Gespannen zum Freihafen. Der ‚Winnipeg' ist gestern angekommen und ladet für uns aus am Speicher von Behrmann und Franke. Wissen Sie, gleich hinter der Zollbrücke!" — „Jawohl, Herr Warnken, ich schirre sofort an!" — „Daß aber keine Verzögerung mehr entsteht, das Rohr wird uns heute schon knapp in der Fabrik!" — „Nein, wir fahren sofort!" — „Danke".

Der Kutscher Beckmann holt sich die beiden Braunen mit den weißen Stirnflecken aus dem Stalle und spannt sie vor einen großen Planwagen, sein Ältester, der Fritz, aber nimmt die alte Liese und den Schimmel aus dem Stall und schirrt sie auch an. Und dann fahren sie schon nach ungefähr 10 Minuten zum Fabriktor hinaus dem Hafen zu.

Der „Winnipeg" ist gestern von Südamerika zurückgekommen und hat von dort im Auftrage von Warnken & Compagnie eine große Ladung Rohrstöcke mitgebracht. Das Rohr ist in lange, sperrige Bündel gebunden und lagert zum Teil schon im Speicher von Behrmann und Franke. Zwei Kräne haben nämlich seit gestern Nachmittag in einem fort aus dem dicken, schwarzen Schiffsrumpfe Rohrbündel heraus gehoben, immer gleich 20 Bündel auf einmal. In einem fort wurde die Ladung gelöscht, bis zum Abend, und heute früh gings gleich wieder los.

Beckmann kennt den Weg und seine Pferde kennen ihn auch. Er fährt hinten herum, nach der Hinterseite des Speichers. Und während vorn die beiden Kräne das Rohr aus dem Schiffe heben und durch die Luft bis zur Speicherluke transportieren, helfen ein paar der Arbeiter unserem Beckmann ausgeladene Rohrbündel auf die beiden Planwagen schaffen. Endlich ists genug, die Wagen sind beide voll. „Na, wenn das erst alle durch die Messer gelaufen is, denn haben die Korbflickers wohl vors erste genug für all die kaputen Stühle, die es auf der Welt gibt! — Nu man jüh!" — Er klappt mit seiner Peitsche, und heimwärts gehts schnell wieder zur Fabrik.

Im weiten Fabrikhofe hängt vom obersten Boden des roten Mittelgebäudes eine Winde herunter. Und nun wandert ein Bündel nach

dem anderen von der Winde emporgezogen hinauf auf den obersten Boden. Da werden die beiden Fuhren abgeladen. Dann muß Beckmann wieder zum Hafen und neue Ladungen holen.

Unten aber in den drei mächtigen Arbeitssälen der Fabrik, im Parterre und im 1. und 2. Stock steht Arbeiterin neben Arbeiterin hinter den Spalt-, Schäl- und Schneidemaschinen. Jede hat einen kleinen Tisch vor sich, darauf sind eiserne Gestelle festgeschraubt, die die scharfen Messer halten. Die große Transmission oben unter der Decke des Arbeitssaales ist durch viele Treibriemen mit den Arbeitstischen verbunden. An mächtigen eisernen Haken hängen in Reichnähe für jede Arbeiterin die Rohrbündel. Ein Rohrstock nach dem andern wird aus dem Bündel herausgezogen, das Ende wird vor das Messer gehalten, und die Maschine faßt zu. Zwei Walzen drücken den Rohrstock dem schneidenden Messer entgegen, und dieses spaltet den Stock der Länge nach glatt mitten durch. Dann kommt wieder jede Hälfte noch einmal vor das Messer und wird wieder in dünnere Stücke gespalten. Dann spaltet die Maschine wieder die Viertelstöcke usw. bis solch feine Streifen entstanden sind, wie sie der Stuhlberohrer für sein Geschäft gebraucht.

Besonders werden natürlich die Außenstücke eines Rohrstockes, woran noch die harte Rinde sitzt von ihm zum Berohren der Stühle verwendet. Diese Schalenstreifen sind ja die dauerhaftesten. Die viel weicheren Kernstreifen aus der Mitte eines Rohrstockes werden zu anderen Zwecken verwandt. Daraus machen die Korbmacher Körbe, Besen, Läufer, Teppiche und Matten.

Je 20 Arbeiterinnen werden von einem Aufseher kontrolliert. Die Aufseher gehen an den Arbeitstischen entlang, geben Anweisungen und prüfen den Schnitt des Rohres. Ist ein Messer abgenützt und stumpf geworden, so daß es keinen glatten Schnitt mehr gibt, dann wird es abgeschraubt und ein anderes dafür eingesetzt. Die stumpf gewordenen Messer wandern in den Keller, wo sich die Schlosserei der Fabrik befindet, dort werden sie neu geschliffen und auf Lederscheiben abgezogen.

Von morgens sechs bis abends sechs dauert die Arbeitszeit, und mittags von zwölf bis zwei Uhr ist Pause. Obs eine leichte Arbeit ist, den ganzen Tag hinter dem Tische stehen und einen Rohrstock nach dem andern durch die Walzen ziehen? — Und das Stehen ist noch nicht einmal das schlimmste! — Das schlimmste ist die entsetzliche Langweiligkeit der Arbeit, die sich Tag für Tag und Woche für Woche gleich bleibt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gleich hinter dem großen Fabriktore rechts sind die Kontorräume. Da sitzen die Schreiber und Buchhalter und die Schreibmaschinenfräulein in einem großen Raume beieinander. Nur der Chef, der Besitzer der ganzen Fabrik, hat sein Extrazimmer.

Der alte Herr Warnken kommt gerade aus dem Kontore und schlendert über den Hof. Inspektor Petersen, der beim halbleeren Wagen steht und die aufgewundenen Bündel zählt und prüft, sagt: „Das scheint ja diesmal eine feine Ladung zu sein, Herr Warnken, alles ist fest und hart und nichts morsches dabei, soviel ich gesehen habe". — „So? — Freut mich, Herr Petersen! — Aber zählen sie nur ja recht genau, die andere Hälfte der Winnipegladung kriegen nämlich Brockmann & Sohn in Hannover."

Dann schlendert er weiter in die Arbeitsräume der Fabrik.

Oben auf dem obersten Boden der Fabrik stehen Wellmann und Nickel an der Ladelucke. Sie müssen die aufgewundenen Bündel durch die Luke auf den Boden ziehen. Beide sind schon über zehn Jahre in der Rohrfabrik und kennen das Geschäft ganz genau. Sie packen alle Bündel auf dem halb leeren Bodenraume aufeinander.

Da klingelt wieder ein Telephon. Auch hier auf dem Boden ist nämlich ein Telephon angebracht. Nickel springt schnell hin, nimmt den Hörer ans Ohr und ruft: „Halloh!" — „Fünf für Parterre!" schallt es ihm aus dem Hörer ins Ohr. „Fünf für Parterre!" wiederholt Nickel die Worte und notiert sich in seinem Buche genau den Auftrag. Wellmann und Nickel schleppen die fünf Bündel nach einander zu einer Schachtöffnung. Der Schacht führt schräg abwärts bis zum Parterre hinab. „Achtung!" ruft Nickel hinein, dann schiebt er langsam das erste Bündel an die Schachtöffnung und pfeilschnell rutscht es bis zu den untersten Arbeitsräumen in der Fabrik hinab. Bums prallt es unten gegen die Wand des Schachtes. Dort wird es schnell von einem Arbeiter herausgezogen und beiseite gelegt, damit das nächste Bündel nachrutschen kann. Als alle fünf verlangten Bündel im Parterre angekommen sind, werden sie aufgeschnitten und an die Messer geliefert.

Gleich darauf klingelts oben wieder. „Drei, erster Stock! — Mittelware!" rufts aus dem Telephon. „Drei, erster Stock! — Mittelware!" Nickel notiert es sich wieder. Die drei Bündel wandern gleich darauf durch einen anderen Schacht bis zum ersten Stock hinab.

Währenddessen hat Wellmann die letzten Bündel allein emporgewunden. Nun sind beide Wagen leer. Die Winde wird fest-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebunden und die Luke geschlossen. Nun steht er da und trocknet sich den Schweiß von der Stirn und wartet, bis Beckmann zwei neue Ladungen vom Hafen heranbringt. Man hört noch in der Ferne das Getrappel der Pferde, die die leeren Planwagen wieder zum Hafen ziehen.

Die Eingangstüre zum Kontor aber kommt den ganzen Tag nicht zur Ruhe. Alle Augenblicke kommt ein Korbmacher oder ein Stuhlberohrer und holt sich gespaltenes Rohr für seine Arbeit. Jeder Kunde muß angeben, wieviele Bund Rohr er haben möchte, dann stellt ihm einer der Buchhalter einen Lieferschein aus, den er beim Lagermeister abgeben muß. Von dem erhält er dann, was er im Kontor bestellt hat.

Doch das Hauptgeschäft macht die Fabrik nach auswärts. Fast täglich liefert sie dicke Packen Rohrschnitt per Bahn in das Inland. Nur in wenigen Städten Deutschlands gibt es große Rohrfabriken, aber kaputte Rohrstühle gibt es überall und Rohrkörbe, Matten und Möbel werden in allen Orten gebraucht. So wandert das Geld der großen Kaufleute und Fabrikbesitzer hin und her! — Man hat ausgerechnet, daß im Jahre 1907/8 durch Seeschiffe an 20 000 Tonnen Rohr nach deutschen Häfen gebracht worden sind, und du mußt dabei bedenken, daß eine Tonne gleich 1000 kg Gewicht bedeutet. Alle diese Schiffsladungen Rohr hatten zusammen einen Wert von 8 000 000 M. Diese 20 000 Tonnen Rohr sind natürlich nicht in dieser einzigen Fabrik, von der ich dir hier erzählt habe, verarbeitet worden. Ein Teil davon ist auch wieder an andere Länder abgegeben, etwa 7000 Tonnen. Aber nicht wahr, das sind ganz erschreckend große Zahlen, die du garnicht ausdenken kannst, die dir nur klar machen wollen, welche ungeheuren Geldsummen in Sturm und Wetter auf dem Meere herumschwimmen und welch eine Riesensumme von Arbeit oft auf einen so wenig gekannten und von den meisten Menschen noch weniger beachteten Handelsartikel verwandt wird.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 9 Der Vortrupp 1. Mai 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 5 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Allmählich lernten die Gefangenen die Sprache der Bremuner etwas kennen und begannen von ihrer Heimat, die weit unten am Strome lag, dort wo die Weser sich ins Meer ergießt, zu erzählen. Es mußte ein wildes Volk sein, das dort hauste! — Aber es schien auch ein kluges Volk zu sein, und mancher gute Ratschlag wurde den Bremunern von ihren Knechten erteilt, die sich mehr und mehr an ihre Lage gewöhnten. Sie bauten zu Hause anders geformte Schiffe als die Leute von Bremun, hochrandiger waren sie und sicherer bei starkem Wellenschlage. Auch die Form ihrer Ruder war etwas anders als in Bremun. Vor allem aber gebrauchten sie an jedem Schiffe ein Steuer, das kannte man in Bremun überhaupt noch nicht.

Daheim am Strande der Nordsee, wo die unermeßlichen Marschen sich ausdehnen, hatten sie wilde Pferde und Rinder gefangen und gezähmt. Überhaupt verstanden sich die neuen Knechte sehr gut auf Tiere. Und die Bremuner lernten von ihnen wilde Tiere fangen und in Ställen halten. So begann man auf den Rat der Knechte für Haustiere Ställe zu bauen. Bremun wuchs durch solche Bauten, auch für die Unterkunft der Knechte waren ja neue Wohnungen nötig gewesen. Die neuen Häuser aber baute man von jetzt an fester und geräumiger, und selbst die Scheunen und Ställe sahen nun prächtiger aus, als vordem die Hütten der Menschen.

Die Frauen legten am Nordabhange der Düne, wo die Weser in jedem Frühjahre das Land überschwemmte und eine feine Lehmschicht absetzte, Gärten an und kleine Felder mit Gemüse und Korn. Die Saaten kaufte ein Bremuner Fischer, der weit im Lande als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Handelsmann umherzog, in den Dörfern jenseit des großen Waldes. Auch stromauf und stromab trieb man Handel.

Freilich, gefahrvoll blieben solche Handelsfahrten immer! Und mancher war schon mit vollem Boot hinausgefahren und nicht wieder heimgekehrt. Aber je größer Bremun wurde, desto mehr wurde der kleine Ort auch im Lande ringsum bekannt. Es kamen hin und wieder fremde Boote die Weser herab oder herauf, die brachten Waffen und Geräte und Lebensmittel ganz verschiedener Art mit und boten sie den Bremunern zum Tausch an.

Dann war jedesmal ein Festtag, besonders für die Frauen und Kinder. So zog langsam auch ein anderer Geist in das kleine Gemeinwesen ein. Man sah nicht mehr verächtlich auf alles, was aus der Fremde stammte und lernte gute Nachbarschaft schätzen. Und besonders waren es die jungen Leute, die sich dieser ersten schwachen Fäden, die die Heimat mit der Fremde verband, freuten. Die alten Leute wollten freilich von der Fremde immer noch nichts wissen. Sie fürchteten, daß der Verkehr von Ort zu Ort Gesindel und Räuber herbeiziehen könnte. „Bremun, wes gedechtig, lat nich mehr in, denn du bist ihrer mechtig!" Das war und blieb der Leitsatz aller Alten in Bremun.

Allmählich hatten sich die Zeiten geändert. Bremun sah nun schon anders aus als früher. Größer und stattlicher standen die Häuser da. Auch die Dächer waren aus festen Balken errichtet. Und bei jedem Wohnhause befanden sich Scheunen und Ställe für das Vieh. Es gab wohl in ganz Bremun keinen Haushalt, in dem nicht ein paar Hühner und Enten und Gänse gehalten wurden. Auch Ziegen und Schafe, Kühe und Pferde und Schweine standen in den meisten Ställen. Netzwerk und Angelgeräte waren freilich auch noch in jedem Hause zu finden. Viel mehr Böte lagen jetzt auf dem Strome als in der ersten Zeit, und am Nordabhange der Düne hatten alle Frauen Bremuns ihren Garten und ihre kleinen Felder angelegt.

Das war freilich eine böse Sache mit den Gärten und Feldern! In jedem Frühjahr wurden sie vom Wasser des Stromes stark überflutet und erst spät im Frühjahre — manchmal sogar erst zu Beginn des Sommers — konnten sie bearbeitet werden. War dann aber der Hochsommer gekommen, dann wurde der schwere Lehmboden durch die Hitze so hart und trocken, daß er mächtige Risse bekam und steinhart wurde. Da war das Hacken und Graben dann eine zu schwere Arbeit und die Pflanzen und Saaten kamen in Gefahr zu verdorren.

Weiter ab dagegen vom Orte war das ganze Land auch im Hochsommer ein Sumpf und ein Moor. Da grünten und blühten die Gräser und Sträucher, daß es eine Lust war, aber dort konnte man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

doch keine Gärten und Felder anlegen. Dort war die Feuchtigkeit überreich vorhanden. Ach, wenn doch die Gärten der Bremuner Frauen etwas von dieser Fruchtbarkeit des Sumpfes abgehabt hätten!

Die Frauen und Knechte suchten sich so gut zu helfen, wie sie nur konnten. Man grub in den Gärten tiefe Wasserlöcher, bis man auf das Grundwasser stieß, schöpfte es dann mit Eimern aus den Löchern und goß es auf die jungen Beete und Saaten, doch das war eine unendliche Mühe und verlohnte kaum den vielen Schweiß, den es kostete.

Ein Garten war allerdings da, in dem blieb das Erdreich den ganzen Sommer über immer feucht und fruchtbar. Und das kam daher, daß sich mitten durch den Garten ein Sumpfstreifen zog, durch den das Wasser aus dem fernen Moore träg und schlammig nach der Weser hin abfloß.

Alle Bremuner Frauen waren neidisch auf diesen fruchtbaren Garten und sein Wasser. Der Besitzer aber freute sich. Viele gute Worte und manches Geschenk mußte man ihm erst machen, ehe er etwas von seinen saftigen Rüben und seinem üppigen Kohle an andere abgab.

Wenn wir doch auch solch ein Wasser auf unserem Grund und Boden hätten! seufzten die Frauen und dachten doch nicht daran, sich einen eigenen Wassergraben aus dem Moore nach ihren Gärten und Feldern abzuleiten. Wir können es heute freilich kaum mehr verstehen, weshalb damals noch niemand auf diesen Gedanken kam. Uns erscheint es heute als die naheliegendste und selbstverständlichste Sache von der Welt zu sein, daß man das Wasser eben dahin leitet, wo es erwünscht und nötig ist; aber in jenen fernen Zeiten ließ man viel mehr die Dinge, wie sie waren. Man bejammerte sein Unglück, dachte aber nicht daran, es durch eigene Kraft abzuwenden.

Auch bewacht wurde das Dorf in der Nacht schon seit langem wieder. Bissige Hunde, die keinen Fremden ins Haus ließen, hatte jeder Familienvater auf seinem Hofe. Und in der Nacht umschritten wieder zwei Wächter unermüdlich die ganze Siedlung. Jetzt kamen auch häufiger Fremde nach Bremun als in der vergangenen Zeit. Die Bremuner machten auch selbst zu Schiff weite Reisen den Strom hinab und hinauf. Sie trugen große Packen getrockneter Fische weit landeinwärts und vertauschten ihre Ware gegen Lebensmittel anderer Art oder sie handelten Webereien, Zierrat und Waffen dafür ein.

So wurde das Handeln mehr und mehr Sitte in Bremun. Wenn aber einer einen weiten Handelszug unternehmen wollte, dann kamen alle Leute des Ortes zuhauf und gaben ihm ihre guten Ratschläge mit und halfen bei der Ausrüstung des Reisewagens und der Pferde, die ihn ziehen sollten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ganz schwere Wagen mit breiten und starken Rädern, die nicht zerbrachen, wenn der Wagen über unebenen Boden führte, hatten sich einige Bremuner gebaut, und vier oder sechs Pferde wurden davor gespannt. Ein halbes Dutzend Knechte, die vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet waren, nahm man zum Schutze gegen wilde Tiere und Feinde auch mit.

So rumpelte dann der bepackte Wagen von einer Siedlung zur andern. Manchmal reiste man tagelang, ohne auf ein Dorf zu stoßen, so unbewohnt war damals die ganze Gegend noch.

Und wenn dann Wochen oder gar Monate vorüber waren und der Handelsmann endlich wohlbehalten nach Bremun zurückgekehrt war, dann kam wieder das ganze Dorf zusammen, um sich von der Ferne und den Abenteuern, die man unterwegs bestanden hatte, erzählen zu lassen. Auch die fremdartigen Sachen, die der Handelsmann eingetauscht hatte, wurden nun von allen bewundert. Er hatte feine Leinwand, seltsam gemustert, Blumensamen, Getreide, Pelzwerk, neue Waffen, Schmucksachen, Heilkräuter und Öl heimgebracht. Alle diese Schätze der Fremde wurden nun von den Bremunern bewundert und von ihnen eingetauscht gegen neue Bündel geräucherter Fische oder gegen das Pelzwerk der im Walde erbeuteten Tiere.

Die Bremuner Handelsleute, die ja immer in friedlicher Absicht durch die Lande zogen, und niemandem ein Leid taten, wurden im Laufe der Zeiten immer lieber im Lande gesehen. Und mancher Fremde wurde durch sie wieder veranlaßt, auch einmal nach Bremun zu kommen.

Landstraßen gab es freilich für diese Handelsreisen noch nirgends. Man fuhr einfach geradeaus über Land, bis ein Sumpf oder ein breiter Bach oder ein großes Dorngestrüpp oder ein zu dichter unwegsamer Wald zu Umwegen nötigten. Manchmal erging es freilich den Bremuner Handelsleuten auch schlimm unterwegs! Die Räder des Wagens blieben ihnen im aufgeweichten Boden stecken, und das Fuhrwerk war dann nicht wieder los zu kriegen. Dann mußte man oft von weither Hilfe holen. Es kam auch hin und wieder vor, daß der Wagen überfallen und ausgeplündert wurde. Mancher war schon mit vollem Karren und frohgemut in die Ferne gezogen und niemals wieder heimgekehrt.

Aber trotz aller solcher Gefahren lohnten sich die Handelsfahrten doch. Einige hatten so viel Glück bei ihren Tauschgeschäften, daß sie daheim in ihrem Hause alle die eingetauschten Schätze nicht mehr unterbringen konnten. Sie mußten Lagerhäuser bauen.

So fing man allmählich an im Lande von den reichen Bremunern zu sprechen.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spaziergänge in die Großstadt

In der Baumwollbörse.

„Ist denn das Morgentelegramm aus Neuyork noch nicht da?" — „Nein, Herr Behrens." „Dann wird wohl die Leitung unterbrochen sein, es ist ja bereits 10½ Uhr. Klingeln Sie doch mal eben am Amt an und fragen Sie, was eigentlich los ist!"

In demselben Augenblicke lärmt die Telephonglocke. „Aha, da ist es schon!" Einer der jungen Leute springt an den Apparat und notiert sofort, was vom Amt hineingesprochen wird: „Neuyork, den 14. 4. langsam, aber stetig, 64305." Sorgfältig hat er jedes Wort wiederholt und aufgeschrieben, dann legt er das mit Blei notierte Telegramm auf den Schreibtisch des Vorstehers der Depeschenabteilung der Baumwollbörse.

Der nimmt ein dickes Buch von einem Büchergestell und blättert darin. Jede Ziffer des Telegramms bedeutet nämlich ein Wort oder einen ganzen Satz. Und in dem dicken Buche sind eine Unmenge von Zifferngruppen und Zeichen und deren Bedeutung angegeben. Tausende von Mark spart die Baumwollbörse in jedem Jahre an Depeschenkosten dadurch, daß sie mit den Börsen von Neuyork, Liverpool, Galveston und anderen solche Kürzungen in den Telegrammen vereinbart hat.

Kaum sind nun die Ziffern der eben angekommenen Depesche aus Neuyork übersetzt, eilt wieder einer der jungen Leute mit dem übertragenen Telegramm an einen besonderen Fernsprecher und dreht 10 oder 20mal in rasender Geschwindigkeit an der Kurbel. Dieser Fernsprecher verbindet nämlich die Depeschenabteilung der Baumwollbörse gleichzeitig mit über 500 Kontoren von Großkaufleuten in den verschiedenen Teilen der Stadt. Und in jedem dieser 500 Kontore eilt auf dies Lärmzeichen hin einer der Gehilfen ans Telephon. So wird allen 500 Baumwollfirmen der Stadt mit einem Male und ganz gleichzeitig das neue Telegramm über den letzten Stand des Baumwollhandels in Neuyork mitgeteilt.

Täglich kommen ein halb Dutzend und mehr solcher wichtigen Telegramme im Depeschenbureau der Baumwollbörse an, und jedes dieser Telegramme wird umgehend in der Stadt durch das Telephon und nach auswärts durch Telegramme weiter gegeben.

Und nach diesen Telegrammen richten die Großkaufleute, die mit Baumwolle handeln, ihre Einkäufe und ihre Verkäufe ein.

Diese Depeschenabteilung der Baumwollbörse ist aber nur eine ihrer wichtigsten Abteilungen. Ebenso wichtig wie sie ist die Klassier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abteilung. Du fragst verwundert, was das ist? — Ja sieh, die Baumwollbörse will vor allem der „ausgleichenden Gerechtigkeit" im Baumwollhandel dienen. Nicht nur der Depeschen wegen ist das riesige Gebäude, das mehrere Millionen gekostet hat, erbaut worden. Die Großkaufleute wollten sich gegenseitig bei ihren Ein- und Verkäufen schützen, Betrug verhindern helfen und gemeinschaftlich dafür sorgen, daß es beim Baumwollgeschäft durchaus reell zugehe.

Ich will dir an einem Beispiele zeigen, wie das gemeint ist. — Nehmen wir an, irgendwo in Sachsen ist eine große Baumwollspinnerei. Dort wird Garn gesponnen, z. B. das weiße gewöhnliche Garn, mit dem die Mutter die Knöpfe an deine Wäsche annäht. Diese Spinnerei nun gebraucht neue Baumwolle. Der Besitzer schreibt an einen Großkaufmann in Bremen: „Bitte senden Sie mir 100 Ballen Baumwolle und zwar gute Mittelsorte zum Preise von 30 000 Mk." Der Großkaufmann in Bremen hat Baumwolle genug auf Lager, aus einem Telegramme aus Neuyork erfährt er aber, daß die Preise gerade für „gute Mittelsorte" langsam aber stetig steigen. Er schreibt dem Fabrikherrn zurück, daß er die gewünschten 100 Ballen liefern werde, aber zum Preise von 31 000 Mk., da die Baumwolle in den letzten Tagen im Preise gestiegen sei. Das Geschäft wird abgeschlossen. Die Eisenbahn schafft die 100 Ballen zur Fabrik in Sachsen, aber dem Empfänger scheint bei näherer Prüfung die Ware nicht „gute Mittelsorte" zu sein.

Die Unterschiede der einzelnen Baumwollsorten sind nämlich so außerordentlich fein, daß man es der rohen Baumwolle nicht ohne weiteres ansehen kann, welchen genauen Wert sie wirklich hat. Die Feinheit der dünnen Fasern, ihre Länge, ihr Glanz, ihre Farbe, die Festigkeit der Fasern und die Reinheit der Baumwolle bestimmen ihre Güte und damit ihren Wert. Diese feinen Unterschiede sind aber so schwer zu erkennen, daß nur jemand, der sich viele Jahre lang jeden Tag mit Baumwolle beschäftigt hat, ihren Wert wirklich feststellen kann.

Was soll nun in unserem Falle der Spinner machen? — Er schickt einfach von jedem gelieferten Ballen eine Probe an die Baumwollbörse und bittet, die Proben zu untersuchen und festzustellen, ob ihm wirklich „gute Mittelsorte" geliefert worden ist.

Für eine unparteiische Prüfung von Baumwollsorten ist nämlich die Baumwollbörse auch da. Sie hat eine ganze Reihe Herren als beeidigte Baumwollabschätzer angestellt, die die Baumwollsorten alle gründlich kennen und zu taxieren verstehen. Diese Baumwollrichter sehen sich nun die Proben genau an und sagen vielleicht: Nein, „gute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mittelsorte" ist das nicht ganz, die 100 Ballen haben nicht den Wert von 31 000 Mk., sondern nur einen von 28 000 Mk.

So kommt der Fabrikbesitzer dann zu seinem Rechte.

Was macht nun aber der Großkaufmann? — Er hat ja durchaus nicht etwa den Fabrikbesitzer betrügen wollen! Er hat seine 100 Ballen selbst als „gute Mittelsorte" von einem Baumwollpflanzer in Amerika gekauft. Deshalb schickt er seinem Lieferanten, dem amerikanischen Pflanzer mit einem Briefe das Urteil der Baumwollbörse zu, und der Pflanzer muß ihm nun 3000 Mk. wieder zurückzahlen, wenn die 100 Ballen schon bezahlt worden sind.

Die Länder, in denen am meisten Baumwolle gekauft und verkauft wird, sind Amerika (Neuyork), England (Liverpool) und Deutschland (Bremen).

Der Preis für die Baumwolle richtet sich nun stets darnach, wieviel Leute da sind, die Baumwolle verkaufen möchten und wieviele Leute Baumwolle kaufen wollen. Je mehr eilige Käufer da sind, desto höher steigen die Preise für jeden Ballen. Je reichlicher und besser aber die Ernte ausgefallen ist und je mehr Ware in den großen Handelshäfen lagert, um so mehr sinken die Baumwollpreise. So richtet sich der Preis immer nach Angebot und Nachfrage. Daher erklärt es sich auch, daß der Preis für eine Baumwollsorte oft an einem einzigen Tage mehrmals wechselt.

Die Preisänderungen aber schnell und ganz genau zu erfahren, ist für den Baumwollhändler von der größten Wichtigkeit. Und deshalb läßt sich die Baumwollbörse täglich eine ganze Reihe von Depeschen aus Neuyork, Liverpool, Neuorleans usw. kommen, die die Kaufleute über die neuesten Änderungen in den Preisen aufklären sollen. Täglich bewahren diese Depeschen die Kaufleute vor zu schnellen Abschlüssen, bewahren sie vor Schaden und lassen sie umgekehrt oft recht bedeutende Summen am Handel verdienen. Denn solch ein Großkaufmann handelt mit vielen Tausend Ballen. Ein Ballen aber, der so hoch ist wie ein stattlicher Mann und ungefähr viermal so dick, wiegt 500 Pfund und hat einen Wert von durchschnittlich 300 Mk.

Manchmal kommen in einer einzigen Woche 100 000 solcher Ballen mit dem Schiff an. Im vorigen Jahre wurden z. B. 2 750 000 Ballen von auswärts nach Bremen gebracht. Alle diese Ballen sind heute wohl schon längst in die großen Spinnereien und Webereien gewandert und zu Schürzen und Kattunstoffen, zu Bett- und Handtüchern, zu Kleidern und Wäsche verarbeitet und dann wieder aus den Webereien in die Läden der Manufakturwarenhändler und von dort in alle Welt hinaus gewandert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tausende von schwarzen und weißen Händen haben mitarbeiten müssen, ehe aus der rohen Baumwolle der Baumwollstoff geworden ist, und Riesensummen sind gewagt und geopfert worden, ehe wir im Laden für einen geringen Preis den fertigen Stoff oder ein Päckchen Watte oder eine Rolle Garn erhalten. Von Wind und Wetter in Amerika, Afrika und Australien hängt es mit ab, ob wir ein Meter Kattun ein paar Pfennige billiger oder teurer kaufen als im vorigen Jahre. Der Baumwollstrauch, der zu den Malvengewächsen gehört, braucht nämlich viel Sonnenschein, aber auch viel Feuchtigkeit. Die günstigsten Witterungs- und Bodenverhältnisse findet er an der Ostküste von Nordamerika (Florida, Georgia und Südcarolina).

Dort wird die beste Baumwolle gezogen. Die Pflanzer säen den Baumwollsamen in Reihen von ungefähr einen Meter Abstand. Die schwächlichen Keimpflanzen werden ausgerissen, so daß die kräftigsten stehen bleiben. Damit die Pflanze sich recht buschig entwickelt, wird sie wiederholt entspitzt. Die meisten Samen wachsen zudem an den jungen Trieben. Fünf Monate nach der Aussaat kann dann die Ernte beginnen. Neger pflücken die Samen, die ganz in feine Baumwollfasern eingehüllt sind von den Sträuchern. Ein fleißiger Arbeiter kann aber selten mehr als 75 kg an einem Tage pflücken. Durch Maschinen werden dann die Samenkörner von den anhaftenden Baumwollfasern gelöst und abgetrennt. Die Fasern aber werden von den Negern in große Ballen von 300 Pfund Schwere eingenäht und mit eisernen Bändern umschlungen. So kommt die rohe Baumwolle in den Handel.

Als die beste Baumwolle gilt die nordamerikanische, weniger gut ist die südamerikanische, dann rangieren nach dem Werte die westindische, die ostindische, die levantische, die afrikanische, die europäische und die australische.

Viel Baumwolle wird in deutschen Spinnereien verarbeitet. Man hat ausgerechnet, daß die Zahl der Spindeln aller Länder, auf denen Baumwollgarn gesponnen wird 122 883 000 beträgt, davon entfallen auf Deutschland allein 10 000 000 Spindeln. Die Zahl der Webstühle aber auf denen das Garn dann in Deutschland zu Stoffen verwoben wird, soll 236 000 betragen.

Nicht wahr, das sind wieder einmal Riesenzahlen, die man sich nicht vorstellen kann, die dir nur andeuten sollen, welche verschieden geartete Arbeit, welcher Fleiß, wieviel Kapital und Menschenkraft selbst an einem wertlosen Fädchen Garn hängen, das deine Mutter durch das Nadelöhr zieht, oder an einem Wattebäuschchen, das du bei Zahnschmerzen ins Ohr steckst.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 11 Der Vortrupp 1. Juni 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 6 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Reichtum erregt immer den Neid der Ärmeren. Je mehr sich nun der Reichtum bei den Bremunern häufte, um so sorgfältiger mußten sie auch auf ihren Schutz gegen Räuber und Feinde bedacht sein.

Als wieder eines Nachts Räuber zu Schiff die Weser herauf gefahren waren, und in einer dunklen Nacht Bremun überfielen, da hatten die beiden Wächter allerdings die Feinde rechtzeitig wahrgenommen und ins Horn gestoßen, aber nur mit großen Verlusten an Menschenleben war es den Männern von Bremun möglich gewesen, die Feinde zu vertreiben. Und ein Lagerhaus war doch bei der Gelegenheit ausgeplündert worden. Da überlegten die Männer wieder einmal, wie man diesem Unwesen am besten steuern könne. Einer der Handelsleute, der weit nach Süden ins Land hineingekommen war, erzählte bei der Beratung von einer festen Stadt, die er auf einer seiner Reisen gesehen hatte. Die Stadt lag weit, weit von Bremun entfernt zwischen hohen Bergen und auf allen Seiten von schwarzem Tannenwalde umgeben. Um die ganze Stadt aber hatten die Bewohner einen festen Erdwall gezogen und darauf eine Mauer aus unbehauenen Tannenstämmen, dicht an dicht, gesetzt. So etwas sollte man in Bremun auch machen, dann würden die Feinde vergeblich das Dorf bekämpfen. Man lachte ihn wieder aus und wollte nichts von seinem Vorschlage wissen, doch war auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niemand da, der einen besseren zu machen wußte. Es wurde nun hin und her beraten, und das Ende vom Liede war, daß der zuerst so sehr belachte Vorschlag als der beste und zweckmäßigste doch angenommen wurde.

Nun begann ein emsiges Arbeiten in den nächsten Wochen. Um alle Häuser und Ställe und Hütten herum wurde in einem großen Kreise ein Wall aufgeworfen und festgestampft. Dann fällte man dicke Eichen im Walde, hieb die Äste von den Stämmen und schleppte diese unter vielen Mühen bis an den Erdwall. Dort wurde Pfahl an Pfahl in den Wall gegraben, so daß eine dichte feste Mauer um Bremun herum entstand.

Nur an vier Stellen ward die Mauer unterbrochen: nach der Weserseite, in der Richtung nach dem Walde, nach der Seite der Gärten und nach Westen. An diesen vier kurzen Unterbrechungen brachte man mächtige Tore an, die, als alles fertig war, jeden Abend gleich nach Sonnenuntergang verriegelt wurden.

So war nun die ganze Stadt verwahrt. Aber statt der zwei Wächter waren jetzt acht notwendig geworden, je zwei mußten eine Strecke, die zwischen zwei Stadttoren lag, bewachen.

Jetzt fühlten sich die Bremuner sicher wie nie zuvor! — Und der neue Schutz war auch für die damalige Zeit der beste, den es geben konnte. Schon im nächsten Jahre bewährte er sich. Wieder kam eine Anzahl Seeräuberschiffe die Weser herauf gerudert. Unterhalb Bremuns landeten sie und versuchten bei Beginn der Dunkelheit die Stadt zu überfallen. Die Wächter aber stießen ins Horn und riefen die Männer zu den Waffen. Da gab es einen lustigen Krieg! Die Seeräuber trugen Fackeln, um die hölzerne Mauer in Brand zu stecken, aber die Bremuner schossen mit Ger und Pfeil auf die Feinde und vertrieben sie bald. Nicht ein einziger Mann aus der Stadt war verwundet worden, von den Feinden aber fand man am andern Morgen 30 Tote auf der Erde liegen.

Das war ein großer Sieg, der tagelang gefeiert wurde. Nun hatten die Bremuner endlich eingesehen, welchen Schutz ihnen der Wall und die mächtige Holzplanke darauf gaben. Auch in den Nachbarorten erzählte man sich von den wunderbaren Bauwerken Bremuns. Und immer weiter drang der Ruf der Ansiedlung. Von weit her kamen Leute, um sich den hohen Erdwall, die festen Tore und die Wächter anzusehen.

Bremun hatte nun Ruhe. Kein frecher Seeräuber wagte sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr an die Stadt heran. Nur Schiffe wurden noch hin und wieder auf der Weser überfallen und die Fischer in Gefangenschaft geschleppt; aber der lange Winter ging doch ohne Krieg vorüber.

Als dann aber das Frühjahr wieder da war und die Obstbäume in Blüte standen und die Wiesen grün wurden, kam ein anderer Feind ins Land, gegen den kein festes Bollwerk und keine Mauer half. Nach acht Tagen voll Frühlingspracht und Sonnenschein kehrte plötzlich noch einmal sehr heftig der Winter zurück. Alle Blumen und jungen Pflanzen wurden in einer Nacht schwarz und waren erfroren. Es war ein Jammer zu sehen, was der Frost alles so schnell zerstört hatte. Und als dann wieder wärmeres Wetter kam und die Frauen sich an die Arbeit machten, um Gärten und Felder neu zu bestellen, glaubte man durch neues Säen und Pflanzen den Frostschaden wieder ausgleichen zu können. Aber es kam anders!

Es wurde ein so heißes, trockenes Jahr, wie man seit langem nicht gehabt hatte. Der Regen, der sonst immer reichlich gefallen war, blieb ganz aus. Das war eine böse Aussicht für die Ernte. Alle Gärten lagen öde und verlassen da. Fast alles vertrocknete vollständig und, was sich doch durchrang, das trug keine Früchte. Die Leute gossen und gossen, konnten aber doch der Dürre nicht Herr werden.

So kam der Herbst und fand nichts reif zu machen und zu ernten. Kein Kohl stand auf den Feldern, kein Korn war in den Halmen, keine Rübe konnte in die Keller getragen werden, keine Beere war im Walde gewachsen. Die Leute halfen sich, so gut sie konnten. Man aß Fische und Fische und alle Tage wieder Fische und anderes Fleisch. Und trotzdem litten die Menschen Hunger. Ganz besonders schlimm aber war es in den umliegenden Orten, die nicht den Strom so in der Nähe hatten. Es entstand eine förmliche Völkerwanderung an die Weser. Haus und Hof ließen die Leute in Stich und siedelten sich an der Weser an, um nicht ganz verhungern zu müssen. So kam es, daß Bremun auf einmal viele nahe Nachbarn bekam.

Und als es dann Winter geworden war, ruderten auf einmal wieder die Seeräuber den Strom herauf. Schnell schlossen die Bremuner ihre Tore, und fühlten sich hinter ihrem Walle gesichert, aber die armen Menschen in den umliegenden Orten waren der Wut der Räuber schutzlos preisgegeben. Viele von ihnen flohen nach der festen Stadt. Man ließ sie auch durch das Tor, aber lange beherbergen und speisen konnte man die Fremden doch nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Seeräuber zogen von einer neuen Ortschaft zur anderen. Bald flammte hier, bald da ein Hof auf. Viele Bewohner flüchteten in den Wald oder ins Moor, um den fürchterlichen Menschen nicht in die Hände zu fallen, und ließen ihr ganzes Hab und Gut den Feinden.

Bremun war gestopft voll von Fremden, die alle nichts zu leben hatten. Die Seeräuber aber zogen, nachdem sie das weite umliegende Land geplündert hatten, in großen Scharen vor die Stadt. Wohl waren die Tore verschlossen, aber was half das! —

In einem weiten Bogen um die ganze Stadt herum lagerten die Räuber. Konnte kein Mensch in die Stadt hinein, so ließen die Feinde auch niemanden heraus. Bremun war vollständig von ihnen eingeschlossen.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Im Aquariengeschäft.

Es ist frühmorgens, die breite Geschäftsstraße ist erst wenig belebt. Wohl eilen einige Dutzend Menschen auf beiden Seiten an den Häuserreihen entlang, aber die meisten Geschäfte sind noch geschlossen.

Vor einem der großen Geschäftshäuser der Straße, gleich dort drüben, wo rechts die schmale Querstraße abbiegt und die helle Morgensonne sich so goldig in der Riesenscheibe spiegelt, stehen zwei junge Leute im Gespräch miteinander. Nun wird hinter ihnen die Haustüre geöffnet. „Morgen, Behrens! — Na, Sie haben's wohl wieder verschlafen?" — „Ach nee doch, es is ja erst halb sieben." — „Bitte vor 5 Minuten hat es schon halb geschlagen. — Nun lassen Sie uns man schnell ein."

Sie geben dem Hauswarte kaum Zeit zur Seite zu treten. Der brummt etwas in den Bart von „großen Jungens" und „Unverschämtheit", blickt aber gleich darauf schon wieder phlegmatisch um die Hausecke. Er schaut behaglich ins Wetter. — —

Die beiden jungen Leute aber haben die Ladentüre aufgeschlossen, ihre Jacken ausgezogen und die Hemdärmel aufgekrempelt.

Im Laden sieht es bunt und seltsam aus. Überall stehen auf Börten und hohen Stellagen kleine und größere viereckige Glasgefäße, die zu Terrarien und Aquarien gebraucht werden. An den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wänden hängen auch Vogelkäfige. Alle sind mit hüpfenden bunten Vögeln besetzt. Auf dem langen Tresen aber, der sich durch den ganzen Laden zieht, stehen in mächtigen Schaukästen verschiedene Sorten von Fischfutter und Vogelfutter; da liegen Reinigungsutensilien für Aquarien, da prangen aufgespannte ausländische Schmetterlinge und Käfer und Mineralien und Pflanzen.

„Hermann, heute mußt du ausfegen!" — „Jawoll, ich bin schon dabei. Nun man e bißchen dalli, der Alte wird früh genug kommen, und wenn wir denn nich fertig sind — —!"

Hermann hat einen Besen zur Hand genommen und fegt und fegt. Adolf aber, sein Kollege, steht auf einer hohen Strebeleiter und füttert die Vögel und reinigt die Käfige. „Was die afrikanische Elster fürn Schmutz macht! Mehr als die ganzen ostindischen Prachtfinken zusammen. — Hermann, laß mal eben die Markise herunter, daß die Sonne nicht so auf die Becken scheint, sonst veralgen mir die ganzen Aquarien wieder, dann kann ich den ganzen Krempel noch mal reine machen wie in der vorigen Woche, wo wir auch nicht aufgepaßt haben!"

„Jawoll!" — Hermann unterbricht seine Arbeit und besorgt die Markise vor dem Schaufenster. Nun liegt der ganze Laden im Schatten.

Nachdem Adolf sämtliche Vogelkästen versorgt hat, kommen die Aquarien an die Reihe. Mit einer Zahnbürste, die an einem langen Stabe festgebunden ist, reinigt er von innen in jedem Glaskasten die Scheiben. In jedem schwimmen kleine, buntschillernde Fische, wachsen grüne Wasserpflanzen und kriechen Schnecken an den Blättern und Glaswänden hinauf und hinab.

Hermann ist auch fertig mit der Reinigung des Fußbodens, nun wird noch schnell der Tresen mit einem Ledertuche geputzt.

Da klingelt die Ladentür. „Morjen! — Na, noch nicht fertig mit der chemischen Reinigung?"

„Gleich, Herr Beckmann!" Hermann und Adolf putzen krampfhaft weiter. Adolf nimmt jetzt einen Schlammheber aus Glas zur Hand und einen Eimer. Er senkt den Schlammheber bis auf den Grund jedes Aquariums, um den angesammelten Schmutz herauszuheben, damit das Wasser klar bleibt und sich nicht trübt.

Herr Beckmann, der Verkäufer, ist indessen ins Kontor getreten und hat seine Joppe gewechselt. Gemütlich schlendernd kommt er zurück und geht, scharf in jedes Aquarium spähend von einem Kasten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum andern. „Hermann, hier ist eine tote Schnecke liegen geblieben, nimm sie gleich heraus, sonst verdirbt uns das Wasser. — Und hier sind noch Algenflocken an den Scheiben! — Sieh, sieh, der Gasterosteus fängt ja schon wieder an ein Nest zu bauen. Daß du mir beim Putzen nicht den Fisch störst! — — Na, was machen denn unsere Makropoden? — Aha, sie haben gelaicht. Da wird sich der Alte freuen. — Sind denn noch Gläser zur Aufzucht unten? Sonst hol gleich eins vom Lager!" — „Jawoll, Herr Beckmann, ich werds besorgen."

Wieder klingt die Ladenglocke. Jonny, der Stift vom Kontor kommt mit der Morgenpost. Er trägt einen dicken Packen Briefe und Drucksachen in der Hand und eilt gleich ins Kontor.

Herr Beckmann folgt ihm, öffnet die Briefe und sortiert sie in verschiedene Packen. Sechs Karten schiebt er Jonny sofort wieder hinüber und spricht nur das eine Wort: „Kataloge!" Sechs Kunden, die auswärts wohnen, wünschen die sofortige Zusendung der neuesten Preislisten der Firma. Die übrigen Briefschaften legt er auf das Pult des Chefs.

Da klingt wieder die Glocke. „Für 10 Pfennig Piscidin, aber lose und ganz frisch muß es sein!" — „Jawoll, mein Engel." Das Kind bekommt eine Tüte mit dem feingemahlenen Fischfutter und geht wieder. Dann fährt die Paketpost vor, und der Postbote trägt eine breite, niedrige Zinkkanne mit starkem Bügel in den Laden. Wendel und Müller, Fischzüchterei en gros, senden ein Schock Zahnkarpfen. Die Fischkanne ist mit einem Stück Leinen überzogen. Herr Beckmann öffnet vorsichtig den Deckel und taucht ein Badethermometer hinein, um die Temperatur zu messen. „14 Grad Reaumur!" Er holt einen Glashafen, läßt Wasser hineinlaufen, gießt warmes hinzu und schüttet dann den Inhalt der Kanne vorsichtig hinein. Da wimmelt es in dem Glase von lauter kleinen zierlichen Fischchen, die alle aufgeregt, aber ganz munter in dem Aquarium herumschwimmen. Nur einer von den kleinen Gesellen schlägt matt die Flossen und taumelt im Wasser herum, bald auf der Seite liegend und bald auf dem Rücken. „Der hat aber mächtig durch den Transport gelitten, der wird wohl nicht durchkommen", meint Herr Beckmann zu Adolf, der herangetreten ist und zugeschaut hat. Da tritt gerade Herr Petersen, der Besitzer des Tiergeschäftes in den Laden.

„Herr Petersen, die Zahnkarpfen sind eben angekommen, einer ist ganz marode." Herr Petersen betrachtet die Tiere aufmerksam.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Nehmen sie ihn gleich heraus, das Tier hat arg Parasiten, es geht uns doch ein." Dann wendet sich der Chef zum Kontor und sieht die angekommene Post durch.

„Adolf, sind die Fischkannen alle sauber? — Wir brauchen heute fünf Kannen zum Versand, sechs Zahnkarpfenpaare, ein Paar Panzerwelse, ein Paar Zebrabarben, zwei Paar Bitterlinge und ein Paar Makropoden. — Ich gebe ihnen die Adressen dann." — „Jawohl, Herr Petersen, ich fülle die Tiere gleich ein!"

Herr Petersen steigt zur ersten Etage hinauf. Da ist zunächst das Lager des Geschäftes. Nur ein kleiner Teil all der vielen Dinge nämlich, die unten verkauft werden, befinden sich im Laden selber, das meiste steht hier oben auf dem Lager. Ganze Türme von Aquarien und Terrarien, Grotten aus Tuffstein, mächtige Packkisten usw. lagern hier. Doch Herr Petersen hält sich nicht weiter auf. Wohl schaut er scharf prüfend rechts und links, ob auch alles gut verpackt und aufgestapelt ist, dann tritt er durch eine zweite Tür und steht nun in einem sehr geräumigen Zimmer, in welchem drei endlos lange Tische stehen. Die sind auch mit Kisten und Kasten bepackt und lassen nur wenig freien Raum. Sechs Gehilfen arbeiten hier.

„Denker, sind die sibirischen Schmetterlinge immer noch nicht angekommen?" „Nein, Herr Petersen, ich habe übrigens heute auch noch reichlich mit den Brasilianern zu tun." — „Lassen Sie mal sehen!" — Herr Denker zeigt seinem Chef, was er gearbeitet hat. Unter Glasglocken liegen auf Tellern mit feuchtem weißen Sande Hunderte von prächtig gefärbten ungewöhnlich großen Schmetterlingen, alle mit zusammengefalteten Flügeln. Die hat ein Sammler für die Firma in Brasilien gefangen. Jeden frisch gefangenen Schmetterling hat er mit sauber zusammengefalteten Flügeln in eine kleine Papiertüte gesteckt, wie sie die Krämer gebrauchen; und dann sind alle diese gefangenen Schmetterlinge in einem Paket mit der Post über den weiten Ozean hierher geschickt worden. Unterwegs sind die Tiere natürlich hart und kroß geworden. Herr Denker hat sie daher einige Tage auf feuchten Sand unter Glas gelegt, damit sie langsam wieder weich und biegsam werden. Einen Schmetterling nimmt er jetzt heraus, spießt ihn vorsichtig auf eine Insektennadel und spannt ihn mit ausgebreiteten Flügeln auf ein Spannbrett. Fünfzig, sechzig Spannbretter sind schon mit Schmetterlingen besteckt. Jeder Flügel und jeder Fühler dieser Schmetterlinge hat seine bestimmte Lage bekommen. Da werden die Tierchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schnell wieder hart. Nach einigen Tagen nimmt man sie wieder von den Spannbrettern ab und reiht sie in die Schmetterlingskästen, die überall in dieser Arbeitsstube die Wände bedecken.

Ein anderer Gehilfe ist gerade dabei, die aufgespannten Schmetterlinge nach dickleibigen Naturgeschichtsbüchern zu bestimmen. Er vergleicht jedes Tier sorgsam mit den bunten Illustrationen im Buche, und wenn er den richtigen Namen gefunden hat, schreibt er ihn auf eine kleine Etikette. Die fertig bestimmten Schmetterlinge sind dann zum Verkaufe bereit.

Ein dritter Gehilfe macht gerade eine Anzahl Käfer zurecht, die ein Sammler für das Geschäft in Australien gefangen hat. Diese Käfer sind einfach in ein großes Glas mit Spiritus geworfen worden, das Glas wurde oben gut versiegelt, und so sind auch sie nach langer Reise von der Post hierher gebracht worden.

An den Wänden der Arbeitsstube hängen Kästen über Kästen, alle mit Glas bedeckt. Es sieht aus wie in einem Museum, denn in jedem Kasten stecken an Nadeln Schmetterlinge, Käfer, Grillen und Heuschrecken, Bienen, Fliegen, Wasserjungfern u. a. Tiere.

Überall in Europa gibt es Gelehrte und Nichtgelehrte, die Tiere sammeln. Wer irgendeinen Schmetterling oder einen Käfer für seine Sammlung haben möchte, der braucht nur eine Postkarte an Herrn Petersen zu schreiben, dann erhält er ein dickes Preisverzeichnis zugesandt, in welchem alle diese Tiere mit Namen und Heimatsort und genauen Preisen angegeben sind. Da gibt es hübsche Käfer und Schmetterlinge, die man schon für 5 Pfennige haben kann und wieder andere, die dreißig, vierzig, ja achtzig und hundert Mark das Stück kosten. Je nach dem, wie selten ein solches Tier ist, erhält man es billiger oder teurer. Hin und wieder kann man aber auch sehr seltene Tiere ungewöhnlich billig kaufen, wenn man sich mit solchen Exemplaren begnügt, die durch den Transport etwas beschädigt worden sind.

Die Firma aber steht mit vielen Händlern in Verbindung, die wieder von ihr lebende oder aufgespießte Tiere kaufen. Museen, Schulen und Universitäten kaufen von ihr, aber auch zahllose Privatpersonen, denen das Sammeln irgendeiner Tierklasse Freude und Vergnügen macht.

Und in aller Welt hat die Firma ihre Sammler, die alle möglichen Tiere, die es bei uns garnicht gibt, für gutes Geld fangen und dann ihre Jagdbeute sorgfältig verpackt hierher schicken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 13 Der Vortrupp 1. Juli 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 7 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Bald war das wenige Brot, was die Bremuner für sich gebacken hatten, aufgezehrt. Auf den Fischfang konnten die Männer auch nicht gehen, weil jedes Boot, das sich auf den Strom hinauswagte, von den Feinden sofort überfallen wurde. Da begann für die armen Menschen innerhalb der Mauern eine schreckliche Zeit. Schon nach wenigen Tagen fing man an, die Haustiere zu schlachten, um den wütenden Hunger etwas zu stillen. Aber die vielen Menschen in der kleinen Stadt waren nicht so leicht zu sättigen, und so war immer Alles rasch wieder verzehrt.

An jedem neuen Morgen schauten die Männer über den Wall und hofften, der Feind sei endlich abgezogen, aber der dachte anscheinend garnicht daran, sein Lager zu verlassen. Die Bremuner sahen sogar, daß eines der feindlichen Schiffe fortfuhr und nach einigen Tagen hochbepackt mit Nahrungsmitteln langsam wieder stromauf kam. Die Feinde hatten sich aus ihrer Heimat neue Lebensmittel verschafft, ein sicheres Zeichen, daß sie noch garnicht an die Abreise dachten.

Langsam stieg in der Stadt die Not immer höher. Es mußte Änderung geschaffen werden.

Da wagten es in der nächsten Nacht einige beherzte Männer, in einem Boote auf den Strom hinauszufahren. So geräuschlos, wie nur möglich, ruderten sie davon. Ihre Ruderstangen hatten sie vorsichtigerweise mit Tierfell an der Stelle umwickelt, wo die Ruder in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dolmen lagen. Und wirklich, es gelang! In der dunklen, regnerischen Nacht merkten die Seeräuber nichts von dem kühnen Beginnen.

Die Bremuner ruderten stromauf. Als es am andern Morgen in der Stadt bekannt wurde, daß drei Männer zu Schiff die Stadt verlassen hatten, herrschte lebhafter Unwille. „Solch eine Torheit!" — „Solch gemeine Untreue!" schalten die Alten und Einsichtigen. „Wozu solche Waghalsigkeit? — Wem ist denn damit gedient? — Ja, sich selber haben sie in Sicherheit gebracht, aber uns lassen sie mit ihren hungernden Frauen und Kindern allein! — Schändlich ist es und bleibt es!!"

Es wurde beschlossen, den Frauen und Kindern der drei Männer keinen Bissen Brot oder Fleisch mehr abzugeben, weil die drei Väter ihre Vaterstadt so schmählich verraten hatten. Und sicher wären die Familien verhungert, wenn nicht gutherzige Frauen ihnen heimlich doch das Nötigste gegeben hätten.

Was die drei aber vor hatten, wußte niemand, das hatten sie vorsichtigerweise auch nicht ihren eigenen Frauen verraten. Und wie es ihnen auf ihrer Fahrt ergehen würde, konnte auch niemand wissen. Vielleicht verhungerten sie unterwegs oder wanderten heimatlos als Landstreicher umher, wie so viele Andere, oder gerieten in Gefangenschaft oder wurden gar irgendwo von bösen Menschen erschlagen.

Nach einigen Tagen erzählte einer der Wächter hinter der Mauer, er habe einen der drei Entwichenen draußen im Lager aus einem Zelte herauskommen sehen. Arm in Arm mit einigen Seeräubern sei er mit diesen in eines der anderen Zelte gegangen und habe drohend die geballte Hand gegen die Mauer Bremuns erhoben.

Was war das!? Das war ja schändlicher Verrat! Also hatten die drei nur die Stadt verlassen, um sie den Feinden auszuliefern?

Als das bekannt worden war, kannte die Wut der Bremuner keine Grenzen mehr. Man schleppte die Frauen und Kinder der drei Entwichenen in das Gefängnis, und die Häuser der drei Verräter wurden sofort angezündet und niedergebrannt.

Die drei Männer aber, die sich heimlich in einem Boote entfernt hatten, waren stromauf gerudert. Die ganze Nacht über ruderten sie kräftig gegen den Strom an, um aus der Nähe der Feinde zu kommen, die vielleicht weit oben am Flusse noch ihre Späher ausgestellt hatten.

Als dann der Morgen nahte, waren die drei schon weit oberhalb Bremuns. Sie rasteten ein wenig, dann ging die Reise sofort weiter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bald sahen sie rechts, bald links am Strome ein niedergebranntes Gehöft liegen. Soweit also waren die Seeräuber auf ihrem Kriegszuge auch gekommen!

Aber schon gegen Mittag änderte sich das Bild. Sie fuhren an Gehöften und Hütten vorbei, bis zu denen die Räuber sicher nicht vorgedrungen waren. Und jedesmal legten sie bei den Gehöften an, die sie vom Strome aus sehen konnten, und baten die Bewohner um Hilfe gegen die Feinde ihrer Heimat. Man versprach ihnen auch fast ausnahmslos zu helfen. Die jungen Männer waren gern bereit, mit ihnen gegen die Seeräuber zu ziehen, wenn sie wieder zurückkehrten.

Und dann ging die Reise wieder weiter. So ruderten sie, bis sie zu der Stelle kamen, wo ein breiter Fluß in die Weser einmündet, die Aller. Dort an der Aller erblickten sie ein großes Dorf mit vielen stattlichen Gehöften, die alle nahe beieinander lagen. Das war der Ort, den sie suchten! Verden hieß die Ortschaft. Einer der drei Männer stammte nämlich von dort und hoffte auf die Hilfe seiner Verwandtschaft. Als junger Mann war er nach Bremun gekommen, hatte sich dort angesiedelt und ein Bremuner Mädchen zum Weibe genommen.

Mißtrauisch und neugierig betrachteten die Männer von Verden die drei Ankömmlinge, die mit so ernsten Mienen dahergeschritten kamen. Als man aber in einem der drei ein Verdener Kind erkannte, kamen die Männer und Jünglinge aus allen Gehöften herbei und luden sie ein, bei ihnen zu Gaste zu sein.

Als es Abend geworden, saß man unter einer mächtigen Linde mitten im Orte zur Beratung beieinander und lauschte der Klage der drei Fremden und hörte ihre Bitten um schnelle Hilfe für die bedrängte Stadt.

Manch Auge flammte zornig auf, als sie von den Schandtaten der Seeräuber hörten. „Wir helfen euch! — Wir helfen euch gern!“ rief man den dreien von allen Seiten zu. Als aber einige Bedächtige zur Vorsicht mahnten und von einem Zuge gegen die Seeräuber nicht viel wissen wollten, erhoben sich sofort andere und sprachen: „Wenn die Bremuner unterliegen und die Räuber nicht vertreiben, werden diese nur noch übermütiger werden und im nächsten Jahre noch weiter stromauf fahren. Dann finden sie unser Heim, und wir vermögen schon garnicht, ihnen zu widerstehen! — Und wer wird uns dann Hilfe bringen?“

Diese Ansicht schlug durch. Man eilte nach Hause, um bei dem ersten Sonnenstrahl des kommenden Tages aufzubrechen. Sechs große

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schiffe wurden mit Lebensmitteln vollgepackt für die Unglücklichen, die in Bremun am Verhungern waren. Die Männer aber beschlossen, zu Fuß und zu Pferde am rechten Ufer des Stromes in einem langen Zuge nach der Stadt zu ziehen und den Seeräubern in den Rücken zu fallen.

Und so geschah es auch. Unterwegs schlossen sich noch viele Männer aus anderen Ortschaften an der Weser dem Zuge an, die den dreien schon auf der Hinfahrt ihre Hilfe zugesagt hatten. So wuchs der Zug, je näher man der bedrängten Stadt kam.

Einer der drei Männer aus Bremun aber saß im ersten Schiffe und zeigte den Verdenern, die die anderen Boote ruderten, wie sie zu steuern hatten. Der sollte auch der Stadt die erste Nachricht von der anrückenden Hilfe bringen.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Beim Zahnarzt

Da liegt der kleine Kerl weinend und vor Ungeduld mit den Füßen strampelnd auf dem Sofa und wird durch die fürchterlichsten Zahnschmerzen gequält. Nie hätte er gedacht, daß ein Zahn so entsetzlich weh tun kann.

Und ganz plötzlich sind sie gekommen, wie der Dieb in der Nacht. Mitten im schönsten Spiel auf der Straße beginnt es auf einmal im Zahne zu bohren und zu stechen. Heulend kam Fritz nach Hause gerannt: „Mu—u—utter, ich habe so schreckliche Zahnschmerzen! — Ich k a n n es gar nicht mehr aushalten!“

Die Mutter sucht ihm zu helfen, so gut sie kann. Sie bindet ihm ein warmes Tuch um den Kopf, steckt ihm Watte ins Ohr und meint: „Du wirst dich wohl draußen erkältet haben. Nun sei nur geduldig! Wenn die Schmerzen so plötzlich kommen, dann verschwinden sie meistens auch ebenso plötzlich wieder.“

Aber diesmal dauern sie an, im Gegenteil: sie werden noch ärger. Ärgerlich reißt Fritz das Tuch vom Kopfe: „Das hilft ja doch nicht!“ — „Ist der wehe Zahn denn hohl? — Welcher ist es eigenlich?“ fragt

die Mutter. Weinend zeigt Fritz in seinen Mund. Die Mutter untersucht den bösen Zahn. „Wirklich, der hat ein großes Loch. Wir wollen mal die Zahnwatte versuchen!"

Sie hat in ihrer Komode ein kleines Schächtelchen mit Zahnwatte. „Hilft sofort in allen Fällen!" prangt in goldenen Buchstaben auf dem Deckel der Schachtel.

Fritz, der sich vor Schmerzen auf dem Sofa krümmt, will sich gern die Watte in den hohlen Zahn stecken lassen, aber kaum kommt die Mutter mit dem zugespitzten Schwefelhölzchen an den Zahn, schreit der Junge lauter als vorher und will es unter keiner Bedingung leiden. Ganz bestürzt zieht die Mutter das Schwefelhölzchen zurück, steht auf, spricht kein Wort und verläßt die Stube.

Draußen aber nimmt sie Hut und Mantel und sucht auch Fritzens Hut.

„Komm, mein Junge, wir beide gehen mal eben zum Zahnarzt, der hat noch bessere Mittel als ich, er wird dir die Zahnschmerzen rasch vertreiben." — „Nein! Nein!!" wehrt Fritz ab, „das tut noch viel weher! — Ich gehe nicht nach dem Doktor!!"

„Aber Fritz, das ist ja Unsinn! — Im Gegenteil, zum Zahnarzt, kann man gar nicht früh genug gehen. Wärst du vor fünf Wochen schon hingegangen, wie ich es wünschte, und hättest alle Zähne nachsehen lassen, dann brauchtest du heute diese Schmerzen nicht auszuhalten. — Aber damals wollte mein Fritz absolut nicht! — Nein, meintest du: Was soll ich beim Doktor? Der tut mir nur weh, meine Zähne sind alle noch gut".

Fritz mag auch jetzt noch nicht mit zum Zahnarzt, doch die gute Mutter schmeichelt und drängt und spricht ihm zu, und schließlich geht er doch mit, nachdem sie ihm versichert hat, daß seine Schmerzen sofort aufhören werden.

So steigen die beiden endlich in die Straßenbahn und fahren zum Zahnarzt. Ach, ist das für Fritz eine Qual! — Er fährt sonst so gern, aber heute hat er gar keine Freude am Fahren. Er muß sich ordentlich zusammennehmen, um nicht vor allen Leuten laut loszuheulen. Dicke Tränen aber kollern ihm doch von Zeit zu Zeit über die heißen Wangen.

Endlich sind sie da. Dort oben in der zweiten Etage wohnt Doktor Müller, der ein guter Freund von Fritzens Vater ist.

Die Mutter klopft an eine Tür, die ein großes Porzellanschild mit der Aufschrift „Wartezimmer" trägt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Wartezimmer sitzen schon zwei Herren und drei Damen. — Ein Fräulein kommt und fragt, was die gnädige Frau wünsche: „Ach, der Kleine hat starke Zahnschmerzen, ich wollte den Zahn einmal nachsehen lassen." — „Sind Sie bestellt?" — „Nein, die Schmerzen sind ganz plötzlich aufgetreten." — „Da werden Sie etwas warten müssen, die übrigen Herrschaften sind alle bestellt."

Ängstlich guckt Fritz seine Mutter an. „Vielleicht," fragt die Mutter, „sind die Damen und Herren so freundlich und erlauben, daß ich mit dem Kleinen, der sich vor Schmerzen nicht zu lassen weiß, zuerst hineingehe?" „Mutter," flüstert Fritz ihr ins Ohr, „meine Zahnschmerzen sind auf einmal verschwunden!" — „Das freut mich, mein Junge, aber verlaß dich nicht darauf, sie können auch ebenso rasch wiederkommen. Wir wollen trotzdem dem Doktor den kranken Zahn zeigen. Sie könnten wiederkommen, ehe wir zu Hause sind."

Da öffnet sich die Tür zum Sprechzimmer. Ein Herr tritt heraus, der hält krampfhaft ein weißes Taschentuch an seine Backe. — „Der Nächste, bitte!" tönt eine tiefe Stimme aus dem Sprechzimmer. Die Mutter nimmt ihren Fritz an die Hand und tritt ein. „Ah, guten Tag, gnädige Frau! — Guten Tag, kleiner Mann! — Na, womit kann ich dienen?" — Die Mutter erzählt von Fritzens Ungemach.

Der aber schaut sich verwundert in der sonderbaren Stube um. Da steht ein Schrank mit Medizingläsern und ein anderer mit glänzenden Zangen und Instrumenten. Vor dem Fenster steht ein sonderbarer Stuhl, beinahe sieht er aus wie ein Stuhl im Barbierladen. Ein kleiner Tisch mit blauem Glastrichter steht daneben. Eine elektrische Lampe hängt dicht über dem Stuhle. An der Wand ist ein Schreibtisch, auch ein Waschbecken, da stehen Gläser, liegen Zangen, Wattehäufchen, Nadeln usw. Fritz kann gar nicht so rasch mit seinen Augen alle die vielen verschiedenartigen Dinge erfassen.

„Na, dann komm mal, Fritz, setz dich auf diesen Stuhl, damit ich mir mal den Störenfried genau besehen kann." Fritz klettert hinauf und muß den Kopf ganz zurücklegen. Durch ein paar Fußtritte auf eine kleine eiserne Platte rückt der Sitz des Stuhles ganz wie von selber in die Höhe. Der Doktor stellt den Sitz höher, damit er sich beim Untersuchen nicht so zu bücken braucht. Seine scharfen Brillengläser funkeln dicht über Fritzens Augen.

„Brauchst keine Angst zu haben, mein Junge, das tut dir nicht weh!" spricht der Arzt beruhigend. Er nimmt einen ganz winzig kleinen Spiegel mit einem Holzgriffe vom Tische, steckt ihn Fritz in den Mund und betrachtet im Spiegel den kranken Zahn von allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seiten. Dann untersucht er mit einer langen Nadel die hohle Stelle. Ein ganz klein bißchen tut es weh, aber Fritz bleibt tapfer. Auch als ein großes Stück der Zahnkrone durch die Berührung mit der Nadel abbricht, hat Fritz kaum einen Schmerz gespürt. Gleich legt der Arzt Spiegel und Nadel fort und tritt an seinen Medizinschrank und nimmt ein paar braune Gläschen heraus.

Fritz schaut sich noch einmal neugierig im Zimmer um. Ach, was solch ein Zahnarzt doch alles für feine Sachen hat! Wohl hundert lange Nadeln, Messer, Drähte und andere sonderbar geformte Instrumente liegen dicht vor Fritz auf einem winzigen drehbaren Tischchen mit einer Glasplatte. Fritz betrachtet sie aufmerksam und nimmt sich vor, auch ein Zahndoktor zu werden; und so sieht er gar nicht, daß der Arzt an seinen Instrumentenschrank getreten ist und eine blitzende Zange schnell in seinen Ärmel gleiten ließ.

„Nun laß mich noch einmal den Zahn sehen!" Fritz legt wieder seinen Kopf an das Polster und öffnet weit den Mund. Der Doktor läßt rasch die Zange aus dem Ärmel in die Hand gleiten. Fritz merkt nichts davon. Aufmerksam schaut der Arzt den kranken Zahn an, dann greift die Zange rasch hinein, und im nächsten Augenblick weiß Fritz garnicht, wie ihm geschieht. Er fühlt einen ganz kurzen scharfen Schmerz, will schreien und nach seinem Zahne greifen, da hält ihm der Zahnarzt lächelnd den ausgezogenen Zahn vor die Augen und spricht: „So, da haben wir ihn schon! Der wird dich nicht mehr quälen, mein Junge! — Hat's weh getan?" „Fritz nickt tüchtig mit dem Kopfe. „Na, so schlimm war's doch wirklich nicht! Bist ein tapferer kleiner Kerl! Nun hast du auch Ruhe."

Doktor Müller reicht ihm ein Glas mit Wasser, um den Mund auszuspülen, bis kein Blut mehr aus der Wunde läuft.

Nun darf Fritz wieder mit seiner Mutter gehen. Den ausgezogenen Zahn schenkt ihm der Arzt zum Andenken in einer kleinen Schachtel. „Wenn du vor einigen Wochen schon zu mir gekommen wärst, hättest du den Zahn noch behalten, dann hätte ich ihn noch plombieren können, aber jetzt war er schon zu weit weggefressen und mußte deshalb heraus.

Du kannst aber in acht Tagen wieder zu mir kommen, dann will ich die übrigen Zähne gründlich nachsehen. Das tut nicht weh!" Dann gibt er Fritz und seiner Mutter die Hand, öffnet die Tür und ruft: „Der Nächste, bitte!"

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zähne nachsehen, Nerven töten, Höhlungen in kranken Zähnen durch Plomben ausfüllen, Wurzeln ziehen, neue Zähne einsetzen, ganze Gebisse anfertigen, das sind die häufigsten Arbeiten des Zahnarztes. Aber wieviel Medikamente und klug ausgedachte Instrumente stehen einem Zahnarzte auch heute zur Verfügung! Ein gutes Auge, eine sichere und doch zarte Hand, eine genaue Kenntnis der Zähne und ihrer Erkrankungen, viel Takt und Geduld und Geschicklichkeit, das sind die Haupteigenschaften eines tüchtigen Zahnarztes. Ein kranker Zahn wird heute nur dann gezogen, wenn dem Arzte sonst keinerlei Mittel mehr zur Verfügung stehen, um ihn zu retten und die Schmerzen zu lindern. Die Zahnärzte sind sehr vorsichtig geworden im Zahnziehen, man hat eingesehen, daß selbst die besten künstlichen Zähne nicht das leisten können, was die eigenen Zähne zu leisten vermögen, selbst wenn sie schon plombiert sind.

Früher war das anders, und gerade die Zahnbehandlung hat im Laufe der letzten Jahrzehnte starke Wandlungen durchgemacht. Früher, als man künstliche Zähne noch nicht so gut anfertigen konnte wie heute, als man auch mit Wurzelentzündungen nicht viel anzufangen wußte, da wurden die meisten kranken Zähne ausgezogen. Und die Instrumente, die man früher für solche Operationen gebrauchte, waren natürlich auch viel unvollkommener als die heutigen. Die meisten Zähne wurden mit einem krummen Haken gezogen. Unter starken Schmerzen des Patienten wurde dieser Haken unter die Zahnkrone gebohrt, und so lange brach man an dem kranken Zahn herum, bis er endlich aus seiner Höhlung gedrängt worden war.

Da mußte mancher Zahnkranke wahre Torturen ausstehen! Man probierte lieber erst alle Hausmittel gegen Zahnschmerzen der Reihe nach durch, ehe man sich entschloß, den Zahn ausziehen zu lassen. Und das besorgte in kleinen Städten und auf dem Lande noch dazu meistens der Bader.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 15 Der Vortrupp 1. August 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 8 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Der Strom führte die sechs Schiffe schnell abwärts, und als der Abend gekommen, lagen alle sechs wohlbehalten im Schilfe versteckt in der Nähe der Stadt. Es war zum Glück wieder eine dunkle regnerische Nacht. Da rüstete man für die letzte aber auch gefährlichste Wegstrecke der Reise. Mitten auf dem Strom fuhr man leise hinaus und suchte so lautlos wie möglich gerade auf die Häuser der Stadt zuzusteuern. Kein Ruderschlag verriet den Feinden die Ankunft der Schiffe, und glücklich landeten alle sechs am Ufer. Die Holzplanke, die die ganze Stadt auch auf der Weserseite umgab, führte bis dicht an den Strom. Leise wurde geklopft, und einer der Wächter, der verwundert über die Mauer blickte, erkannte zu seiner Überraschung an der Stimme einen der drei Entwichenen. Aha, jetzt kam der Verräter, um seine Vaterstadt zu verraten. Sicher lauerten irgendwo in der Dunkelheit die Seeräuber, um sofort herbeizueilen, wenn das Tor geöffnet wurde. Aber der Wächter war schlauer als die Seeräuber, das wollte er ihnen mal zeigen! Er rief Hilfe herbei. Viele Bremuner Männer stellten sich dicht hinter dem Tore auf, um einen Überfall zu verhindern. Das Tor wurde etwas geöffnet, die Verdener eingelassen und sofort wieder geschlossen. Kaum aber war das geschehen, da fielen die Männer über die Verdener her. Man riß ihnen ihre Waffen aus der Hand, band ihnen, ehe sie wußten, was geschah, die Hände auf dem Rücken zusammen und führte sie bis mitten in die Stadt. Dort warf man sie ins Gefängnis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun erst merkten die Verdener, woran sie waren. Sie begannen zu rufen und zu pochen, sie schalten und drohten. Volk strömte herzu, und endlich konnten sie erzählen, was sie wollten und woher sie gekommen waren.

Das klang ja alles ganz überzeugend, aber konnte nicht doch noch Verrat dahinter stecken? Man eilte an die Stadtmauer und spähte hinaus an das Ufer. Richtig, da lagen die sechs Boote vollgepackt. Aber waren es denn auch wirklich Lebensmittel, die in den Schiffen aufgehäuft waren? Konnten es nicht ebenso gut verborgene Feinde sein? Einer der Wächter wagte sich hinaus, trat an eines der Schiffe und hob die Decken auf. Er fühlte nur Körbe und Packen mit Vorräten darin. Da begann der Wächter einen Korb nach dem andern aus dem Schiffe in die Stadt zu tragen, während andere so lange das offene Tor bewachten.

Endlich erkannten die Bremuner, daß sie sich geirrt hatten, daß die Fremden wirklich zu ihrer Hilfe gekommen waren.

Als der Morgen graute, entließ man die Verdener aus dem Gefängnis, die Lebensmittel wurden schnell verteilt, und dann galt es den anrückenden Freunden zu zeigen, daß man ihre Hilfe gern annehme.

Währenddes war der Zug der Krieger der Stadt immer näher gekommen. Vor ihnen lag der große weite Wald, der östlich von Bremun das Land bedeckte. Hier beschloß man die Nacht zu verbringen. Man lagerte am Waldrand. Nur ein ganz schwaches Feuer wurde angezündet. Wächter wurden ringsum aufgestellt, denn man konnte nicht wissen, ob nicht einige Seeräuber im Walde jagten oder gar Späher bis hierher geschickt hatten. Langsam ging die Nacht dahin. Ein starker Westwind rauschte in den Zweigen des Waldes, und aus der Ferne erklang hin und wieder das Geschrei eines Tieres.

Am anderen Morgen aber führten die beiden Bremuner beim ersten Tagesgrauen ihre Verdener Kampfgenossen auf einem heimlichen Schleichwege mitten durch den Wald seitwärts bis zu der Sumpf- und Moorlandschaft vor der Stadt. Sie wußten einen Weg, der sie alle trocken durch das Moor brachte; der Weg aber war schwer zu erkennen und nur wenigen selbst in der Stadt bekannt. In der Ferne konnte man die große Sanddüne, an deren Abhang die Stadt lag, schon erkennen.

Im Moore wuchs viel Buschwerk und standen Birken und Erlen. Damit die Anrückenden nun nicht zu früh vom Feinde erkannt werden konnten, mußten sie manchen kleinen Umweg machen, um Deckung zu finden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch langsam kamen sie der weiten Düne näher und näher. Plötzlich hörten sie in der Ferne Horntöne. Hatte man sie gesehen? Waren es die Bremuner selber, die vor Freude über die Hilfe, die heranrückte, ihnen ein Zeichen geben wollten? Oder rüsteten sich die Räuber wieder zu einem Angriff?

Erwartungsvoll hielt man Ausschau. Einer hinter dem anderen schlichen und drückten sie sich im Schutze von Busch und Baum dahin.

Der Weg führte sie wieder weiter von der Stadt.

Die beiden Führer wollten ja den Seeräubern in den Rücken fallen. Endlich bog man der Stadtseite zu. Keiner sprach ein Wort. Nur die Tritte und das gelegentliche Wiehern eines Pferdes war zu hören. Die Reiter führten ihre Tiere am Zügel. Jetzt verbarg sie eine Erdwelle, die sich durch die Landschaft zog. Langsamer und langsamer drangen sie vorwärts. Da winkten die Führer, und der Zug hielt gänzlich. Die Führer schlichen auf dem Bauche kriechend ein wenig hügelaufwärts und blickten hinüber nach der Stadt. Da sahen sie das Lager der Seeräuber vor sich liegen, aber nichts Auffälliges war zu bemerken. Plötzlich hörte man aus der Ferne Geschrei. Das ganze Lager geriet in Bewegung. Die beiden Anführer sahen, daß aus einem Tore der Stadt ein bewaffneter Haufe herausdrang und einen neuen Kampf mit den Seeräubern begann.

Nun war's Zeit! Wie die wilde Jagd fegten die Verdener Reiter auf ihren Tieren über das Land auf das Seeräuberlager zu. Mit lautem Hoho! sprengten sie dahin. Ihre Anführer, die beiden Bremuner, galloppierten an der Spitze des Zuges und führten diesen der Weser entgegen. Dort lagen die Schiffe der Räuber, man wollte ihnen die Flucht abschneiden.

Als die Kämpfenden plötzlich alle diese Reiter heranjagen sahen, jubelten die Bremuner vor Freude auf, aber die Seeräuber waren so verblüfft und erschrocken, daß sie kopflos hierhin und dorthin rannten, nicht mehr auf die Zurufe ihres Hauptmanns hörten und der Sieg bald entschieden war. Die Reiter drängten die fliehenden Seeräuber vom Wasser zurück dem Moore zu. Die Flucht wurde allgemein, und mancher der frechen Gesellen ließ sein Leben unter den Schwertschlägen der Verdener und Bremuner oder endete kläglich im Moore. Viele wurden zu Gefangenen gemacht. Von ihren Schiffen aber retteten sie keins, alle fielen den Bremunern zu und mit den Schiffen die im Lande geraubten Güter.

Endlich war der Kampf beendet. Die Frauen und Kinder hatten von der Stadtmauer aus zugesehen und durch die Rufe die Männer

zum Kampf angefeuert. Nun zogen die Bremuner mit ihren Freunden wieder zur Stadt zurück und brachten die Beute in Sicherheit.

Die Schiffe wurden mit allen ihren Schätzen stromaufwärts bis zur Stadtmitte gebracht und gut geborgen.

Das war ein großer Freudentag für die Bremuner! —

Aber wie erschraken die beiden Anführer des Zuges, als sie nach Hause eilen wollten und fanden nur rauchgeschwärzte Trümmer, wo einst ihre Hütten gestanden. Ihre Frauen und Kinder, die man eilig wieder frei gelassen hatte, kamen ihnen weinend entgegen, und der Dritte der Entwichenen, der schon früher erfahren, was sein Haus und seine Familie gelitten, trat seinen beiden Kameraden mit zusammengebissenen Zähnen entgegen und sprach mit zornigen Augen zu ihnen: „Das ist nun der Dank unserer Stadt dafür, daß wir sie vom Untergang errettet haben!“ Mit verstörten Mienen blickten auch die anderen Beiden auf ihre weinenden Frauen und Kinder, die allerdings aus dem Gefängnis entlassen worden waren, die aber nun nicht wußten, wo sie ihr Haupt in der Nacht niederlegen sollten.

Die drei Männer standen und überlegten. Dann wurden sie sich einig. Sie wollten sofort am Abend zur Gemeindeversammlung gehen und ihr Recht fordern. Die Häuser, die ihnen ihre Genossen niedergebrannt hatten, sollten diese ihnen auch wieder aufbauen. Und für die Schmach, Frauen und Kinder in's Gefängnis zu werfen, wollten sie Buße und Entgelt verlangen.

Am Abend, als sich die Freude gelegt und die Verdener mit vielem Dank und einem großen Teil der reichen Beute wieder abgezogen waren, schritt man zur Versammlung.

„Männer von Bremun, wir klagen gegen euch des Undankes und der Ungerechtigkeit! Wir meinten es gut mit unserer Stadt und wagten Leben und Gut, um treue Hilfe herbeizuholen; und derweilen sind uns unsere Heimstätten niedergebrannt und unseren Frauen und Kindern ist Schmach geschehen. Wir fordern neue Heime und Sühne als Entgelt für das Leid, das unsere Sippen getroffen.“ Schweigend hörte man die schwere Anklage. Nur ganz vereinzelt erklang Waffengeklirr. Viele murmelten unwirsch.

„Gewiß habt ihr Grund zur Klage,“ sprach endlich einer der angesehensten Männer von Bremun, „aber ihr habt heimlich die Stadt verlassen, ihr mußtet wissen, daß ihr dadurch bei allen ehrenwerten Männern in Verdacht geraten würdet. Weiser hättet ihr gehandelt, wenn ihr zuvor in unserem Rate neue Pläne mit uns besprochen, und euer Vorhaben von uns allen gut geheißen worden wäre.“ —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Niemals wäre das geschehen!“ rief da im höchsten Zorn einer der Drei, „verlacht und verspottet hättet ihr uns, sowie wir nur ein Wort geäußert von dem, was wir planten. Nie hättet ihr eure Einwilligung gegeben oder gar mitgeholfen an unserem gefährlichen Beginnen zur Rettung der Stadt! — Und doch ist's das Einzige, was uns frommen konnte. Nichts Anderes hätte uns Hilfe gebracht!“ — „Redet nicht so freventlich,“ mahnte da drohend ein anderer, „woher wißt ihr, daß euer Beginnen das einzige Mittel zu unserer Rettung war? Wir hatten hinter der Mauer wohl gemerkt, daß der Feind sich schon zum Abzuge rüstete; und wer sagt euch, daß wir alle eure Pläne verworfen hätten? Wie könnt ihr euch überhaupt herausnehmen, ohne die Zustimmung der Gemeinde etwas so Verwegenes zu vollführen? Neulinge seid ihr, denen man noch nicht trauen kann. Zugewandert seid ihr, eure Eltern und Vorfahren wohnten da draußen, Gott weiß wo. Wir aber, wir Söhne und Nachkommen alteingesessener Familien, müssen am ehesten wissen, was unserer teuren Heimat frommt.“ — „Wenn wir auf eure Zustimmung gewartet hätten, würden uns Weiber und Kinder Hungers gestorben sein! — Und ebensowohl wie euch Alteingesessenen, liegt auch uns Zugewanderten unsere Heimat am Herzen!“ entgegneten ihm die drei.

So zuckte Rede und Gegenrede hin und her. Mehr und mehr neigte sich die allgemeine Meinung den alteingesessenen Bremunern zu, und immer lauter wurden die Stimmen, die kein oder nur geringes Unrecht in der Zerstörung der Häuser und der Gefangenschaft der drei Frauen und Kinder sahen. „Gut,“ hieß es zuletzt, „wir wollen Gnade vor Recht ergehen lassen! — Mögt ihr eure Hütten wieder aufbauen, wir alle haben nichts dagegen; nur Hilfe heischt nicht dafür von uns. Wir haben genug mit unserer eigenen Arbeit zu tun!“

Da lachte einer der Drei laut auf und rief zornbebend: „Schmach über euch, die ihr unsere Tat so gering wertet! Schmach über den Frevel, den ihr an den Unseren begangen! — Nicht länger will ich solcher Sippe angehören, ich schüttele den Staub von meinen Füßen und wandere mit den Meinen fort, wo ich nicht die Luft zu trinken brauche, die ihr atmet.“

„Tue, was du willst und hause wo du willst!“ rief man ihm höhnisch zu, „die Welt steht dir offen, doch glaube nicht, daß andere Gemeinden ihre Tore öffnen, wenn sie wissen, von wannen du kommst und wie gering du den Rat alter bewährter Männer achtest! “

Der zweite der drei aber sprang gleichfalls auf und schrie: „Auch ich rufe Schmach über euch, die ihr hinterher große Reden führt und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine schnelle Tat nicht zu ehren wißt, trotzdem solche allen Rettung gebracht hat. Verpflichtet euch sofort, morgen die verlangte Sühne zu zahlen und uns beim Aufbau unserer Hütten wenigstens zu helfen!" Fragend blickte er im Kreise herum, doch Gelächter war die Antwort. Nur einige wenige riefen: „Nun ja, wenn du nur Hilfe von uns forderst, gewiß, ein Nachbar soll dem andern gern und freudig zur Seite stehen, doch Sühne — nein, von Sühne darf keine Rede sein."

Da wendete sich auch der Zweite, verächtlich auf die Männer blickend, aus dem Kreise.

Der Dritte blieb still und mit zusammengebissenen Zähnen sitzen. Er freute sich jedes Wortes, das seine Freunde gesprochen, er wußte, wie recht sie hatten. Aber in seinem Herzen dachte er: „Wohl ist die Welt weit und groß, doch wohin soll ich mich mit den Meinen wenden? — Heimatlos bin ich, sowie ich der Stadt den Rücken gekehrt habe."

Und er blieb, baute allein seine Hütte wieder auf, beruhigte sein weinendes Weib und bat für sich und seine Kinder um Obdach für die nächsten Nächte.

* * *

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Aus der Großstadt.

Die Elbstraße.

Hast du Lust, eine der merkwürdigsten Straßen der Stadt kennen zu lernen? — Komm einmal mit, sogleich dort hinten beginnt sie. Du wirst Augen machen. So etwas hast du sicher noch nicht gesehen, ja, so was gibt es nicht in jeder Stadt.

Sieh, da sind wir schon. Na, was sagst du dazu? Beide Seiten der Straße sind mit Verkaufsständen besetzt. Wie Jahrmarktstrubel schaut das Ganze sich an und ist doch etwas ganz Alltägliches, weil es sich Tag für Tag wiederholt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und diese vielen Menschen in der Straße, Frauen mit Armkörben und fein gekleidete Damen, Arbeiter, Matrosen und „bessere" Herren, alles steht und geht herum und schaut sich den Krimskram an.

Hohe, schmutzige Häuser, mit Gardinen, die vor fünfundzwanzig Jahren zuletzt gewaschen worden sind, andere Fenster wieder ganz ohne Behang, mit erblindeten und hier und da zersprungenen Fensterscheiben, unten in den Häusern aber Laden neben Laden. Und damit nicht genug! Die Hälfte der tausend verschiedenen Dinge, die in den Läden zum Verkauf stehen, hat man auf die Straße getragen. Ganze Küchen- und Stubeneinrichtungen stehen auf den Fußsteigen, dort hängen Stiefel für Groß und Klein an eingeschlagenen Nägeln an der Außenmauer des Hauses. Hier wieder vor dem Stoffgeschäft lagern auf einem Verkaufsstand dicke Packen Herren- und Damenstoffe, und alles ist billig, zum Erstaunen billig.

Man muß nur den Widerwillen gegen den Schmutz und gegen die Schäbigkeit der alten hohen Häuser überwinden, dann kann man hier alles kaufen, was man haben möchte. Möbel und Kleiderstoffe, Besatzartikel, Schuhwerk, Knöpfe und Litzen, Emailgeschirr und Bananen und Feigen und Datteln, Strohhüte und Wichse, Werkzeuge und Musikinstrumente usw., alles ist hier zu undenkbar billigen Preisen zu kaufen.

Von einem Stand wandert man zum andern.

Fast alle diese zum Verkauf angebotenen Sachen sind Ramschware oder Gelegenheitskäufe. Wo irgend ein großes Geschäft Bankerott macht und das Lager verauktioniert wird, da sammeln sich die Geschäftsleute dieser Straße und kaufen für weniges Geld die Sachen auf. Wo ein Hausstand aufgelöst werden soll, wo alte Erbstücke verkauft werden, da kommen die Händler aus dieser Straße und kaufen und kaufen. Bodenrummel, den man nicht mehr mag, hier findet er Liebhaber. Geschickt werden alte zerbrochene Stühle und Polster wieder ausgebessert und hier neu zum Verkauf angeboten. Menschen, die in Geldverlegenheit sind, bringen ihre überflüssigen Sachen hierher und sind meist froh, ein wenig klingende Münze für ihre Wertsachen zu erhalten. Tausende werden hier umgesetzt, denn jeder in der Stadt kennt die Elbstraße.

Sieh, dort ist ein Trödlergeschäft. Mein Gott, was hängt und liegt und steht nicht allein in dem kleinen, schmalen Schaufenster! Silberne Messer und Gabeln mit Wappen und Namenszug, Lupen und Photographieapparate, Fernrohre und ausgestopfte Vögel, Münzen und Töpferwaren, alte Zinnkrüge und Gummischuhe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mützen und Geigen, Bücher und Handschuhe und tausend anderer Krimskram lockt zu gelegentlichem Kaufe.

Ach, wer es versteht und den Weg hierher nicht scheut, der kann sich auch manche wertvollen Sachen für weniges Geld zulegen.

Nun, die Geschäftsleute hier können auch billiger verkaufen als die großen Ladeninhaber. Sie kaufen ja viel billiger ein, brauchen keine teuren Ladenmieten zu bezahlen, haben wenig Personal zur Bedienung der Kaufenden und keine hohen Rechnungen für Gas oder elektrisches Licht zu bezahlen.

Sieh, dort drüben den feinen Herrn, mit Zylinder und Glacéhandschuhen. Er steht auch vor einem der vielen Trödlergeschäfte der Straße und zeigt in das Schaufenster und spricht mit dem Besitzer des Geschäfts. Laß uns einmal schauen, was der in aller Welt kaufen will! Aha, da langt gerade der Trödler einen alten bunten Porzellanteller, der mit dicken roten Bauernrosen bemalt ist, aus dem Fenster. Sofort wird der Teller von dem Kunden betrachtet. Nun beginnt das Handeln. Hin und her reden beide.

Fast sieht es aus, als würden sie sich erzürnen, und dann tritt der Herr aus dem Hause und trägt den alten Teller sorgfältig in Papier gehüllt unter dem Arm, und macht ein sehr vergnügtes Gesicht.

Wahrscheinlich ein Liebhaber solcher alten Bauernteller, der vielleicht in seinem feinen Hause daheim eine ganze Sammlung derartiger Dinge hat und sich nun freut, ein neues, gut erhaltenes Stück für weniges Geld dazu erworben zu haben.

2. Jahrgang Nr. 17 Der Vortrupp 1. September 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 9 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Das war wieder mal ein furchtbares Unglück für Bremun gewesen. Die Hälfte der Hütten und Häuser lag in Asche. Eine entsetzliche Feuersbrunst hatte den Ort überfallen. Und ein einziger Blitzschlag hatte das alles angerichtet.

Es war ein glühend heißer Tag gewesen. Stechend brannte die Sonne seit dem frühen Morgen auf das Land herab. Am Nachmittag freilich sah es schon nach Gewitter aus.

„Ach, wenn doch ein Gewitter käme," seufzten die Leute, „es ist ja zum Sticken heiß." Nun, das Gewitter kam. Wie fast immer regte sich vorher kein Lüftchen, auch nicht das leiseste. Plötzlich aber brach es los. Der Sturmwind fegte über die Marschen gegen die Stadt, knickte Bäume und warf Zäune um, hob die Dächer ab und wirbelte Heu- und Strohhaufen auseinander. Blitze zuckten, und der Donner rollte ohne Unterbrechung.

Solch ein Unwetter erlebt zu haben, konnten sich selbst die ältesten Leute nicht erinnern. Und dabei fiel kein Tropfen Regen. „Ach, wenn es doch erst regnen wollte," jammerten die Mütter und bargen die Gesichter ihrer schreienden Kinder in ihrem Schoß. Wer Vieh in den Ställen hatte, kettete es aus Vorsicht los. Die Väter holten ihre besten Waffen und andere Wertsachen aus ihren Verstecken, um sie zur Hand zu haben, falls der Blitz das Haus träfe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da fiel wieder ein greller Blitz, ein knatternder Donner folgte sofort hinterdrein. „Das hat gewiß eingeschlagen," sprachen die Erwachsenen zueinander und lugten besorgt nach draußen.

In der Ferne hellte es sich ein wenig auf, es war, als habe das Gewitter nun seine Kraft erschöpft. Nur schwache Blitze und ferner Donner wurden noch wahrgenommen.

Da tönte plötzlich ein lautes Rufen durch die Straßen und drang durch die fest verschlossenen Tore zu den ängstlich harrenden Bewohnern. „Was ist's? — Was ist los? — Wo brennt's?" rief man ängstlich und fragend und eilte hinaus trotz Sturm und Wetterschlag.

Da tönten auch schon die Hörnerrufe, das verabredete Feuerzeichen, durch die Straßen.

„Es hat eingeschlagen! Es brennt in Bremun! Kommt und helft!" riefen die Menschen und rannten wie besessen von einem Hause zum andern, überall Hilfe herbeiholend.

Zwei Häuser, die dicht beieinander standen, mit Schilf gedeckt waren und viel Balkenwerk in den Lehmmauern trugen, standen in hellen Flammen.

Ja, zu retten war da nichts mehr. Manche vernünftige Männer sprachen sogar zueinander, als sie sahen, daß gerade diese beiden altersschwachen Häuschen, die eigentlich längst hätten niedergerissen werden sollen, in Flammen standen: „Gut, daß der Blitz gerade hier hinein gefahren ist. Gut, daß sie niederbrennen. Nun braucht man sie nicht erst abzureißen!"

Und Gott sei Dank, keine Menschen waren verloren. Alle waren schnell hinaus gelaufen. Auch die Kuh und ein paar Schweine, die die Bewohner in ihren Ställen hatten, waren noch rasch ins Freie getrieben worden. So war also nicht viel Verlust zu beklagen.

Doch es kam anders, als man gedacht. Der Sturm setzte von Neuem ein, die Flammen des einen Hauses züngelten hell auf und leckten nach einer großen Heudieme hinüber, die nicht allzuweit von dem brennenden Hause stand. Da faßte der Wind ein Bündel brennendes Dachschilf, hob es hoch in die Luft und warf es dann auf die Heudieme, daß auch sie im nächsten Augenblicke hell aufflammte.

Und als die erst in Flammen stand, ohne daß ein Mensch eine Hand zur Rettung des Heues rühren konnte, da wurde das leichte, brennende Heu wieder vom Sturm aufgehoben und weit weggetragen, hierhin und dorthin. Manches Büschel fiel auf Straßen und Wege und richtete keinen Schaden an, auf Felder und in Gärten und zün-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dete nicht, andere aber fielen auf die Dächer der Nachbarhäuser, und im Nu standen auch die in Flammen. Und das spielte sich alles so unerwartet und rasch ab, daß die meisten Menschen, die dem grausigen Schauspiel zusahen, den Kopf verloren und gar nicht wußten, was sie zur Rettung der neu auflodernden Häuser tun sollten.

Die Leute rannten und schrien durcheinander. Der eine gab diesen Rat, der andere jenen, aber nur die wenigsten taten, was alle sofort hätten tun sollen, nämlich Wasser holen und Löschversuche machen.

Von Haus zu Haus, von Straße zu Staße eilte der Wind und legte ein Haus nach dem andern in Asche, und je mehr Häuser in Flammen standen, umso kopfloser wurden die Menschen.

Wohl machten hier und da einige Löschversuche. Man nahm irgendwelche Eimer, Töpfe, Schüsseln und Zuber, rannte zum nächsten Brunnen und goß das Wasser auf die Flammen, aber was nützte das alles! Es war, als verhöhnten die Flammen die emsigen Menschen, denn nach jedem Wassergusse sprühten die Funken heller auf. Der Rauch und die entsetzliche Glut in der Nähe der brennenden Häuser hielten auch die Männer zurück. Nur die mutigsten wagten sich bis an den Flammenherd heran.

Als man nun erkannte, daß man doch des Feuers nicht Herr werden konnte, rannten die Menschen in ihre Wohnungen, auch in die, die noch lange nicht vom Feuer bedroht wurden und schleppten herbei, was sie nur schleppen und tragen konnten. Alles wurde auf die Straße gejagt und geworfen. Da sah es in Bremun nach kurzer Zeit so wüst aus wie nie. Hausrat und Kleider, Waffen und Schmucksachen, Werkzeug und Ackergeräte — alles lag bunt durcheinander, stand im Wege und versperrte den Zugang zu dem brennenden Stadtteile. Kühe und Kälber, Pferde und Schweine trabten und patschten über alle die herumliegenden Dinge hinweg.

Überall Angst, Verwirrung und Geschrei, aber nirgends eine wirkliche Hilfe.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus der Großstadt.

Vadder Rullhusen.

„Nabend Meister!" „Ah, schönen guten Abend, Herr Nachbar." „Da bring' ich Ihnen ein paar Patienten, wollen Sie mal versuchen, ob Sie die noch flicken können?" „Na, lassen Sie mal schaun."

Durch seine große Stahlbrille besieht er kundig Absätze, Sohlen und Vorblatt, und der breite Daumen gleitet dabei prüfend am Rande des Oberleders hin. „Das Oberleder ist noch ganz gut, aber ein paar Sohlen müssen sie haben! Wenn sie auch noch nicht ganz durch sind, in acht Tagen laufen Sie doch auf der Brandsohle." „Gut, da besohlen Sie mir die Stiefel, nur möchte ich sie gern bald wieder haben." „Freilich, bis Sonnabend sind sie wieder zurecht. Ich werde sie Ihnen bringen."

Neugierig schaue ich mich in der geräumigen Kellerstube in der Hasselbrookstraße, wo Vadder Rullhusen wohnt, um. Er sieht, daß ich mich noch nicht gleich wieder zum Gehen wende, und bietet mir höflich einen leeren Dreibein zum Sitz an.

Der ganze Fußboden in der Nähe des Fensters ist mit geflicktem Schuhzeug übersät. Vadder Rullhusen sitzt schon wieder vor seinem niedrigen Arbeitstische, nimmt aus einem Wassereimer ein großes Stück Sohlenleder, das ganz aufgeweicht ist, hebt vom Fußboden einen Pflasterstein und fängt an, das Leder mit dem Schusterhammer zu klopfen. Währenddes schaue ich mich im Raume um. Bunt sieht es auch auf seinem Arbeitstisch aus. Mitten darauf steht die Petroleumlampe, und davor hängt an einem Holzgestell die Schusterkugel, mit Wasser gefüllt, und wirft ein mildes, aber doch helles Licht gerade auf die Knie Vadder Rullhusens. Auf dem Tische liegen Ahlen und Raspeln, Orte in Heften und Schachteln mit Holz- und Eisenzwecken, Schuhknöpfen, Schnürhaken und Hufeisen, auch „Blakers" liegen hier und da in den verschiedensten Formen herum.

Vadder Rullhusen hat sein Leder geklopft und schneidet es mit dem scharfen Schustermesser, das besonders an der äußersten Spitze noch einmal auf einem Stein abgezogen wird, in zwei kleinere Stücke. Dann nimmt er einen schlimm aussehenden Herrenstiefel, steckt einen Leisten hinein, reißt rasch die alte, entzweie Sohle ab und beginnt das neue Sohlenstück mit Zwecken an die Brandsohle zu heften. Belustigt schaue ich zu, Schlag auf Schlag treibt der Hammer Zwecke auf Zwecke in die Löcher, die mit dem Ort durch schnelle Hammer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schläge vorgebohrt sind. Auch eine Kunst, die nicht jedermann kann! Mancher Holzpflock würde krumm und schief werden, abspringen oder nur halb in's Leder hineinflitzen, wenn ich's selber probieren wollte. Aber bei dem alten Rullhusen, der gewiß schon manchen Stiefel besohlt hat, geht's Schlag auf Schlag, jede Zwecke findet ihren Platz. Es ist kaum ein halbes Stündchen vergangen, da klopft er schon die untergepflockte Sohle scharf an den Rand, und dann schneidet das Messer langsam, aber sicher alles überflüssige Leder ab. Der Rand wird geschwärzt, poliert, und der Stiefel ist bis auf den Absatz wieder in Ordnung.

Es macht mir große Freude, ihm bei seiner Arbeit zuzusehen, so ernsthaft und bedächtig blickt sein Auge, die breite, kräftige Hand weiß mit jedem Griff, was sie will und soll, und die Arbeit geht ihm von der Hand — ich weiß nicht wie. Und doch muß Vadder Rullhusen schon in den Sechzigern sein. Tag für Tag sehe ich ihn, wenn ich an seinem Kellerfenster vorbeigehe, auf seinem Schemel hocken und kranke Stiefel heilen, tagein, tagaus! Auch ein mühseliges Leben, das wohl nicht viel Freude kennt.

Er scheint meine Gedanken zu erraten. „Ja, ja," sagt er, läßt sich aber in seiner Arbeit gar nicht stören, „man hat schon seine Plage, und seit meine Frau gestorben — das sind nun schon fünf Jahre — habe ich manche Stunde hier gehockt. Aber — o, die Woche geht mir schnell hin! — und dann ist wieder Feiertag. Ja, wissen Sie, solange ich Arbeit habe und gesund bin, da macht's auch Freude, wenn man schafft. Saure Wochen, frohe Feste, das ist nun mal mein Grundsatz. Den Sonntag, den halte ich mir grundsätzlich frei, da bin ich nimmer zu Hause, ob's regnet oder schneit oder windet, da bin ich draußen bei Mutter Grün. Das habe ich nun schon die langen Jahre so gemacht."

„Ach, sind Sie solch ein Naturfreund? — Was machen Sie denn am Sonntag?" Ja, wissen Sie, da streife ich draußen herum, schon früh, im Sommer um 4 oder 5 und im Winter um 7 Uhr, da nehme ich meinen Rucksack und meinen leinenen Beutel und laufe in der Umgegend herum. Das ist meine Erholung und mein Vergnügen."

„Na," werfe ich ein, „das ist wirklich noch nicht das schlechteste, was der Mensch haben kann." „Freilich," erwiderte er mir, „wenn die dummen Kerle, die Sonntags nur Skat kloppen in der qualmigen Wirtsstube oder im Sommer ihre Kegel schieben, wenn sie nur wüßten, wie schön das ist, draußen in der freien Natur herumzulaufen, und immer mehr davon zu verstehen und kennen zu lernen. Na, es gibt ja auch solche, die das machen, aber was wissen die von der Natur! Naturfreund schimpft sich mancher, aber was versteht er davon?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Draußen die grünen Bäume ansehen und das Vogelgezwitscher anhören und Blumen pflücken und armvollweise nach Hause schleppen, das wird den meisten doch bald über. Und doch reden die Leute dann davon, wie schön die Natur ist und was sie für Naturfreunde sind! — Quatsch! — Die Natur ist für uns Menschen viel zu groß und zu bunt, um uns an ihr freuen zu können. Jeder braucht sein kleines Stücklein, das er studiert, das er genau kennen lernt und wo er seine Freude und seine Belehrung finden kann. Naturschwärmerei im allgemeinen, in Bausch und Bogen — — — ich halte nichts davon. Ja, wenn einer ein Kunstmaler ist und die schönen Gegenden abmalt, das ist was anderes. Der freut sich an den Formen und Farben, aber auch bloß an diesen und fragt nicht viel, was die Natur sonst noch alles in sich hat. Der hat dann auch seine besondere Seite, wo er studieren und sich freuen kann. Aber die meisten — ach Gott, da laufen sie frühmorgens hinaus und gehen doch bloß über Land, um einen Grund zu haben, im ersten besten Wirtshaus einkehren zu können, und da fängt bei den allermeisten dann erst die wirkliche Freude an."

„Wie machen Sie es denn?" „Ja, wissen Sie, Herr Nachbar, ich hab' mal in jungen Jahren einen Freund gehabt, der wollte Apotheker werden, und mit dem habe ich viele Touren gemacht. Das war ein großer Mooskenner und Moosliebhaber. Von dem habe ich Vieles gelernt und gesehen, und so bin ich dabei geblieben und habe manchen Sonntag Moostouren unternommen. — Ja, ja," setzte er lächelnd hinzu, als er meine verwunderten Augen sah, „ich habe auch eine Moossammlung und gar keine unbedeutende."

Noch verwunderter schaute ich mich in seiner Werkstelle um. Wollte er mich zum Besten haben? Er merkte es und wies mit dem Daumen über die Schulter nach einer dunkeln Zimmerecke, „dort im Schranke ist sie. Wenn Sie Lust haben, zeige ich Ihnen mal meine Schätze. Ich mache doch gleich Feierabend und — heute fällt die Sitzung aus."

„Was für eine Sitzung?" „Nu, ich bin Mitglied im Volksverein für Naturkunde, aber der Präsident ist krank geworden, und nu haben wir keine Versammlung heute."

Auch der Zwillingsstiefel, den er jetzt in Arbeit hatte, wurde von Minute zu Minute wieder gesunder und heiler.

Endlich warf er ihn zu dem andern, legte den Hammer auf den Arbeitstisch und streifte sich die Hände an der alten blauen Schürze ab.

„Wenn Sie noch Zeit haben —" meinte er zögernd, „zeige ich Ihnen noch ein bischen was."

„Aber gern, Herr Rullhusen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir standen auf. Er nahm seine Arbeitslampe und stellte sie auf einen andern Tisch, wo er wahrscheinlich zu Abend gegessen hatte. Behutsam schloß er einen schmalen, hohen Tannenschrank auf, der aber vor Alter schon wurmstichig und windschief geworden war.

Und dann kramte er aus.

In der Mitte des Schrankes, hinter einem besonderen Verschluß, stand ein Mikroskop mit glänzendem Messingfuß. Wie kam der Mann zu einem solchen teuern Instrument?

„Habe ich mir langsam erspart. In's Wirtshaus gehe ich ja nicht. — Hat zweihundert Mark gekostet. Tscha, es gibt ja teurere, aber dieses reicht für mich ganz gut aus. So klein sind ja die Moose nicht! Und bei hundertfacher Vergrößerung sieht man schon allerlei, wenn man nur seine Augen zu gebrauchen versteht."

Und dann nahm er eine Zigarrenschachtel nach der anderen heraus. Jede trug eine Etikette, und jede war voll gepackt mit vielen kleinen Glasplatten. Immer zwei Glasplatten waren mit den Rändern zusammengeklebt und sauber mit Papier umzogen, und zwischen ihnen lagen ein paar winzige Moospflänzchen.

„Sehen Sie," meinte er stolz, „das habe ich alles so bei Wege lang gesammelt und bestimmt. Ja, da sind auch viele Seltenheiten dabei, die man sonst bei uns in Norddeutschland nicht findet, Moose, die es nur in Süddeutschland und in den Alpen häufig gibt. — Und alles ist richtig bestimmt!"

Er wies mit der Hand nach einem kleinen Büchergestell, wo naturwissenschaftliche Zeitschriften lagen und Bücher über Botanik in Reih' und Glied aufgestellt waren. Sogar einige Spezialwerke über Moose fand ich darunter.

Ich nahm eines seiner Moospräparate heraus und hielt die Glastafeln gegen das Licht. „Die schwimmen alle in Glyzerin, und dann habe ich die Ränder verlackt und mit Papier verklebt."

Ich freute mich der sauberen und sachgemäßen Arbeit und lobte ihn. „Leicht ist's mir auch nicht geworden," entgegnete er. „Ich bin ja ein Ungelernter. Was habe ich erst alles für Dummheiten gemacht, ehe ich wußte, wie man solche Präparate eigentlich macht. Zuerst habe ich die Ränder der Gläser mit Pech verklebt, aber das war eine Schmiererei, und es hielt auch nicht, und im Sommer wurde das Pech weich und hielt doch nicht dicht. Wie habe ich mich gefreut, als ich im naturwissenschaftlichen Volksverein zuerst mikroskopische Präparate sah, deren Ränder mit Maskenlack umzogen waren. Ich bin gleich den andern Tag zur Apotheke gelaufen und habe mir welchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gekauft. Seit der Zeit habe ich überhaupt erst Freude an meiner Sammlung. Andere, die die höheren Schulen besucht haben, die lernen so was schon auf der Schule, und ich habe mich quälen müssen, bis ich wußte, wie man es macht. Ja, wenn ich eine hohe Schule besucht hätte! Da hätte ich viele Zeit und viele vergebliche Mühe sparen können."

Einfach reizend sahen die kleinen Moospflänzchen zwischen den Glasplatten aus. Jedes Teilchen war deutlich zu sehen und schimmerte grün aus der klaren hellen Flüssigkeit, worin die Pflänzchen gebettet waren. Jedes trug in der Ecke eine winzige Etikette mit dem Namen der Pflanze, der Fundstelle und dem Datum des Fundes.

Und alle waren sauber nach Gattungen und Untergattungen geordnet.

„Wissen Sie, ich tausche auch oft. Ja, sogar ein Professor in Italien hat schon von mir norddeutsche Moose gegen italienische getauscht!"

Auch dickleibige Herbarien in Schreibheftgröße barg der Schrank.

„Sehen Sie, so habe ich früher gesammelt. Das mache ich nun nicht mehr. Zwischen den Glasplatten ist alles besser zu sehen und bleibt frischer und schöner, und wenn man ein Mikroskop hat, kann man die Pflanzen doch nur unter Glasplatten betrachten."

Er zeigte mir einige dieser Präparate bei zehn- und fünfzigfacher Vergrößerung. Ich war ganz überrascht, wie reizend die zarten Pflanzen unter dem Mikroskop aussahen und wie scharf die winzigen Blättchen und Käpplein und Hauben und die vielen tausend Zellen, aus denen sich die Blätter zusammensetzen, zu sehen waren.

Schon zweimal hatte er in seinem naturwissenschaftlichen Volksverein seine Sammlung vorgeführt und vieles Lob geerntet.

„Ja," sagte er endlich bescheiden, „wissenschaftlichen Wert hat's ja nicht, und was die richtigen Gelehrten sind, die lachen da vielleicht über, aber mir hat's Freude gemacht und manchen anderen Menschen auch, und ich meine, solche Liebhaberei ist immer noch tausendmal besser als in der Kneipe sitzen und sein Geld vertrinken oder im Skatspiel verlieren. Jeder Sonntag, den ich draußen verbringe, gibt mir wieder für eine Woche Kraft und für viele Abende Arbeitsmaterial, so daß ich über keine Langeweile zu klagen habe.

Ich wollte nur, meine Alte könnte jetzt mal wieder meine Sammlung sehen! Die würde sich wundern! — Sie ist immer so gern mitgegangen und sie verstand auch schon ordentlich was davon."

Wir saßen noch bis spät in den Abend hinein und freuten uns zusammen der immer neuen Formen der winzigen und von den meisten Menschen leicht übersehenen, unscheinbaren Pflänzchen.

Eine neue Welt war mir aufgegangen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 19 Der Vortrupp 1. Oktober 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 10 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Man begriff die Dummheiten, die man gemacht hatte. Fuhrwerke wurden, so rasch es ging, angespannt, man lud auf und drängte zum Ostertore hinaus ins Freie, denn jeder glaubte, daß heute die ganze Stadt in Flammen aufgehen würde. Die Kinder wurden scharenweise hinausgedrängt, Frauen und Greise eilten, so rasch sie konnten, mit ihnen. Manche eilten auch zum Strom hinunter, lösten die Taue der Boote und ruderten hinaus auf das Wasser. Dort fühlte man sich geborgen.

Von weitem sahen sie nun die Rauchwolken und Riesenflammen der brennenden Stadt. Untätig und in dumpfer Verzweiflung ließ man die Arme sinken und schaute dem grausigen Schauspiel zu.

Da plötzlich zog ein zweites Gewitter heran. In einem Nu sprang der Wind herum und wehte nun von der entgegengesetzten Seite. Und dann brach der Regen vom Himmel herunter. Nun goß es in Strömen. Immer weißer wurde der Rauch, der von den noch glimmenden und hell brennenden Häusern aufstieg. Die Flammen hoben sich zu Beginn des Regens wohl zuerst gieriger und wilder empor, bald aber züngelten sie nur noch schwächer und schwächer auf, und dann verlöschten sie endlich ganz.

Nun erst vermochte man die ganze Größe des Unglücks zu übersehen. Die halbe Stadt war ein Bild der Verwüstung. Halb verkohlte Bäume und Balkenwerk starrten in die Luft. Kinder jammerten und riefen nach ihren Müttern, tausend Dinge, die wirr umherlagen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zertretene Gärten, aufgeweichte Straßen, herrenlose Tiere, angstvoll umherlaufende Menschen — alles ein Wirrwarr.

Doch bald schon kam Ordnung in die aufgeregten Menschen. Diejenigen, deren Häuser verschont geblieben waren, bereiteten Nachtlager und Unterkunft für die Abgebrannten. Die Haustiere, Hühner, Enten, Schweine und was sich sonst noch herrenlos zwischen den Brandstätten herumtrieb, wurden wieder eingefangen und in fremde Ställe gebracht. Und als dann endlich der Schreckenstag vergangen war, wurden überall wieder Pläne geschmiedet über die Anlage und den Bau der neuen Häuser, die auf den Brandstätten erstehen sollten.

Und am folgenden Tage begann man bereits mit den Vorarbeiten. Man fällte neue Bäume im Walde und hieb sie zurecht und fuhr sie der Stadt zu oder ließ sie den Strom hinuntertreiben.

An einem der nächsten Abende war auch große Volksversammlung. Es sollte darüber beraten werden, wie man künftig solchem Unglück vorbeugen könne.

Daß etwas geschehen mußte, darüber waren sich alle klar. Wenn es wieder einmal ein großes Feuer in Bremun gab, sollte schnelle und richtige Hilfe zur Hand sein. Aber wie nun diese Hilfe beschaffen sein sollte, darüber gingen die Meinungen weit, weit auseinander.

Das war eine bedeutsame Versammlung. Schweigend saßen die Männer auf der Höhe der Düne und lauschten den Worten der Ältesten. Noch einmal wurde genau erzählt, wie das Unglück angefangen und sich immer weiter ausgebreitet hatte. Dann endlich hieß es:

„Ja, was können wir nun tun, damit solch ein entsetzliches Unglück nicht wieder über Bremun hereinbricht?"

Einer schlug vor, bei jedem Hause eine tiefe Grube zu graben und Wasser hineinzuschütten, damit jeder Familienvater gleich Wasser zum Löschen bereit habe.

„Das geht nicht! Das ist Unsinn!" redeten andere dawider, „da müßten die, die auf der Höhe wohnen, immerfort Wasser von der Weser heraufschleppen, weil der dürre Sandboden schnell alles Wasser verschlucken würde."

„Da müßten die Wassergräben mit Lehm ausgeschmiert werden, damit das Wasser in ihnen stehen bliebe."

Auch der Vorschlag wurde verworfen. Kinder könnten in die Grube fallen und ertrinken!

Die meisten waren überhaupt gegen alle Verbesserungsvorschläge,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die gemacht wurden. „Das ist früher auch nicht so gewesen, wir wollen keine Einrichtungen, die nur Arbeit kosten!" rief man dagegen.

„Wollen wir uns denn nicht wenigstens versprechen, einander zu helfen? — Ja, es hat ja jeder geholfen, so gut er konnte und es verstand. Das versteht sich überhaupt von selbst, daß man sich gegenseitig hilft." Fast schien es so, als sollte Alles beim alten bleiben.

Noch andere Stimmen wurden laut, die sprachen sich überhaupt gegen jede Hilfeleistung bei Bränden aus. „Wenn ein Haus durch den Blitz bis auf den Grund niederbrennt, dann ist es eben Wille der Götter, und kein Mensch hat das Recht, bei solch deutlichem Winke von oben durch seine Hilfe einzugreifen. Wir sehen den Brand überhaupt gar nicht richtig an! Ihr sprecht immer von dem großen Unglück, das unsere Stadt betroffen hat. Die Götter wollten es eben so, dieser Brand ist kein Unglück gewesen für unsere Stadt, sondern eine Strafe der Götter für den Frevel unter uns. Thor wird schon wissen, warum er gerade diese Häuser hat abbrennen lassen und die anderen nicht. Frevler seid ihr, deren Häuser in Asche liegen. Man sollte alle Abgebrannten zur Stadt hinaustreiben, sie schänden Bremun nur und rufen durch ihre bösen Taten — wer weiß, was sie alles heimlich verbrochen haben! — nur den Zorn der Götter herbei."

Nach dieser Rede war es einen Augenblick still, dann aber brach der Zorn bei vielen los. „Heraus zum Zweikampf mit mir, wer es wagt, zu sagen, daß ich ein Frevler bin!" rief ein Schwarzhaariger und blickte wild um sich. „Nichts habe ich getan, was ich verbergen müßte, keiner großen Sünde weiß ich mich schuldig, und doch ist mein Haus mit niedergebrannt, wie so viele andere! — Heraus zum Zweikampf, wer meinen Worten nicht glaubt!"

Viele riefen dem Manne Beifall zu, hier und da erscholl auch Murren, doch niemand wagte es, die Aufforderung zum Zweikampf anzunehmen. Jeder kannte die Tapferkeit und Stärke des Mannes. Als sich niemand wider ihn erhob, rief er zornig: „Feiglinge seid ihr, die ihr uns Abgebrannte schmäht und uns böse Dinge nachsagt und doch nicht den Mut habt, den Zweikampf zu wagen."

Da brach die Empörung los. Die Männer riefen und schrien durcheinander, daß keiner den andern verstand. Die ganze Versammlung teilte sich in zwei Haufen.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus der Großstadt.

Arbeitslos!

Der Winter ist eine besonders schlimme Zeit; er nimmt tausenden Menschen das Brot vom Munde und schickt sie hungernd und frierend auf die Straße. Da stehen sie dann und schauen nach neuer Arbeit aus.

Soll ich dir einmal Arbeitslose zeigen? — Dann komm mit nach dem Sachsenplatz. Es ist gar nicht so weit von hier. Mitten im Zentrum der gewaltigen Stadt liegt er, etwa 5 Minuten von jener Straßenkreuzung. Dort stehen die beiden Riesengebäude, wo die verbreitetsten Annoncenblätter unserer Stadt gedruckt werden. Siehst du schon die Menschenansammlung vor beiden Häusern ungeduldig warten? — Es ist jetzt gerade die richtige Zeit, in wenigen Minuten werden die neuen Abendnummern ausgetragen.

Aha, da wird schon eines der großen Hoftore, die zu der Druckerei führen, geöffnet. Ein schwerer Kastenwagen, von zwei starken Braunen gezogen, rumpelt durch das Tor und fährt eilig in der Richtung zum Bahnhofe davon. Er ist bis oben hin voll dicker Zeitungspacken, die noch heute Abend so weit wie nur möglich mit der Eisenbahn den auswärtigen Abonnenten gesandt werden.

Aber sieh, nun ist schon Leben in die harrende Menschenmasse gekommen. Die meisten drängen dichter an das offene Tor, andere fassen nahe den großen Spiegelscheiben Posto.

Und nun treten die ersten Zeitungsausbringer durch das offene Tor ins Freie. Aber man sieht sie gar nicht, denn im Nu sind sie von den sehnsüchtig Harrenden umringt. Einer nach dem andern kauft sich für 10 Pfennige eine eben fertig gewordene Zeitungsnummer, eilt aus dem Gedränge und Gestoße und beginnt schon im Davoneilen die Seiten mit den vielen kleinen Annoncen zu studieren. Hastig und aufgeregt gleiten die suchenden Augen über die Spalten, und glaubt er eine für ihn passende Arbeit in seiner Zeitung angezeigt zu sehen, so eilt er, so schnell er kann, davon, um ja als erster seine Dienste anbieten zu können.

Nicht wahr, das ist ein trostloses Bild, das uns die Großstadt da zeigt! —

Die meisten der Wartenden aber kaufen keine Zeitung, sondern drängen in immer dichteren Haufen zu den Spiegelscheiben, hinter denen sich die Expeditionen der Zeitungen befinden. Sie alle warten darauf, daß der „Stift" in der Expedition ein Exemplar der neuen

Zeitung gratis auslegt. So können sie umsonst die neuen Stellenangebote lesen. Da stehen die Menschen und lesen eine Anzeige nach der andern, notieren sich die Adressen und eilen weg. Und andere drängen wieder von hinten heran. Sie alle sind so arm, daß sie keine 10 Pfennig mehr zum Ankaufe einer Zeitung besitzen oder doch ihr letztes Geld lieber noch aufsparen wollen.

Wie viele aber von all diesen Arbeitslosen mögen wieder heim gehen, ohne etwas für sie passendes gefunden zu haben. Andere fanden wohl etwas, aber die Stelle, für die sie sich meldeten, war inzwischen schon wieder besetzt, und sie mußten, ohne einen neuen Broterwerb gefunden zu haben, enttäuscht abziehen.

Und Hunger tut weh! — — —

Arbeitslos werden in Deutschland jährlich viele Tausende auf kürzere oder längere Zeit. Und oft sind es nur Zufälligkeiten, die die Menschen arbeitslos machen! Da brennt über Nacht eine große Fabrik ab, und hunderte sind mit einem Schlage brotlos geworden. Dort stirbt der Inhaber eines Riesengeschäftes und seine Angestellten werden schon nach kurzer Zeit entlassen. Tausend andere werden krank und verlieren infolge dessen ihre Stellung, denn des einen Not ist des anderen Brot usw.

Besonders schlimm ists im Winter. Dann können mancherlei Arbeiten wegen Frost oder Schneefall so wie so nicht fortgeführt werden und so müssen dann z. B. Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Bauklempner u. a. feiern, und bittere Not kehrt in zahllose Familien ein.

Alle paar Jahre werden in Deutschland die Menschen gezählt, damit man weiß, wie die Bevölkerungszahl wächst; da hat man dann auch die Arbeitslosen zugleich mitgezählt. In einem der letzten Jahre sind zweimal solche Zählungen vorgenommen worden, das eine Mal im Juni, als man eine Berufszählung veranstaltete, und das andere Mal im Dezember, als allgemeine Volkszählung war. Im Sommer zählte man 179004 Arbeitslose (ohne diejenigen, die durch Krankheit arbeitslos wurden!!), im darauffolgenden Winter aber 553640 beschäftigungslose Menschen.

Das sind ganz erschreckend große Zahlen, die aber noch viel erschreckender werden, wenn man bedenkt, daß viele dieser Arbeitslosen Familienväter sind, daß also auch viele Frauen und noch mehr Kinder unter der Arbeitslosigkeit der Väter mitleiden. So hat man ausgerechnet, daß, wenn man die Familienangehörigen mitzählt, schon im Juni jenes einen Jahres 512543 Personen in Deutschland unter

der Arbeitslosigkeit zu leiden hatten, im Winter aber 1474251 Menschen. Von diesen letzten 1½ Millionen waren 15% allerdings weniger als 8 Tage arbeitslos, 28% von ihnen jedoch schon 8—14 Tage, 18% aber 14 Tage bis 4 Wochen, und der Rest — also 39% — war länger als 4 Wochen brotlos.

Die meisten dieser vielen Familien hatten auch in verdienstreichen Zeiten keine oder nur ganz geringe Ersparnisse machen können. So mußten sie sich eben an das Armenwesen ihrer Stadt wenden und dort um Unterstützung bitten, wenn sie nicht verhungern wollten.

In den letzten Jahrzehnten ist manches anders geworden. Und wenn man heute noch hin und wieder alte Leute sagen hört, wer nur arbeiten wolle, der f ä n d e auch seine Arbeit, so stimmt das heute eben nicht mehr. Gar mancher Stellungslose würde gern, nur zu gern arbeiten, aber alle Stellen sind besetzt und es ist niemand da, der ihn gebrauchen kann.

Das hat man inzwischen auch allgemein eingesehen, und vielerlei ist versucht worden, um der größten Not zu steuern.

Die Verwaltung jeder größeren Stadt läßt z. B. im Winter, wenn die Not der Arbeitslosigkeit am stärksten auftritt, Arbeiten ausführen, die sonst noch ganz gut hätten warten können, nur um den vielen Arbeitslosen einen Verdienst zuzuwenden. Erd- und Pflasterarbeiten an den Straßen, das Legen von Gas- und Wasserleitungsröhren, von Kabeln u. a. werden direkt als „Notstandsarbeiten" bezeichnet. Tritt ein starker Schneefall ein, werden hunderte Menschen zur schnellen Säuberung der Straßen eingestellt oder bei plötzlich auftretendem Glatteis zum Sandstreuen angeworben.

Auch öffentliche Arbeitsnachweise hat man eingerichtet, wo sich alle diejenigen melden, die Arbeit zu vergeben haben oder die Arbeit wünschen. Gleich hier um die Straßenecke ist solch ein Büro. Hast du Lust, es anzusehen? — Ich habe einen guten Freund dort, der erlaubt uns gern, einmal den Betrieb zu sehen.

Sieh, da sind wir schon. Oben in der ersten Etage ist der „Arbeitsnachweis" eingerichtet. Hier diese breite steinerne Treppe gehts hinan. Da stehen wir vor der Türe. „Unentgeltlicher Arbeitsnachweis für Männer und Frauen" steht auf einem Schilde über dem Eingang zu lesen. Viel zu sehen gibts freilich nicht. Es ist die übliche Büroeinrichtung: Eine Schranke trennt die Eintretenden von den Schreibern, die hinter ihren hohen Stehpulten sitzen, an den Wänden Bücher- und Aktenregale. Wir nehmen auf zwei Stühlen Platz. Das Telephon klingelt. Einer der jungen Leute tritt herzu und nimmt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Hörer ans Ohr. „Hier Arbeitsnachweis, wer dort? — Wie bitte ist die Adresse?“ — Er nimmt ein Blättchen und notiert: „Georg David Baldewein und Companie, Linggstraße 13-14. — Wieviele Adressen haben Sie? — 5000? — Jawohl, sowie sich jemand meldet. — Es darf nicht lange dauern? — Ach, Adressenschreiber melden sich fast täglich! — Wieviel zahlen Sie? — Gut also drei Mark für 1000 Adressen. — Ja, das ist so der übliche Preis für gewöhnliche Adressen. — — — Danke sehr. — Schluß“.

Das Telephon ruht wieder bis irgend jemand aufs neue den Arbeitsnachweis anruft und die Arbeit meldet, die er zu vergeben hat. Hast du das kurze Gespräch am Fernsprecher wohl verstanden? — Georg David Baldewein und Companie ist eines unserer ersten Porzellangeschäfte. Es will seine Empfehlungsschreiben oder andere Drucksachen versenden und sucht nun einen Adressenschreiber. 5000 Adressen müssen zum Versand der Drucksachen geschrieben werden. Die Firma will drei Mark für 1000 einfache Adressen zahlen.

Sowie sich nun ein stellenloser Schreiber am Büro meldet und anfragt, ob man keine Arbeit für ihn hat, wird ihm die Adresse der Firma angegeben, und er kann sich die fünfzehn Mark verdienen. Es ist freilich keine gut bezahlte Arbeit, die man ihm nachweisen kann, und in 5 Tagen hat er sie wahrscheinlich schon beendet. Dann muß er wieder zum Büro und anfragen, ob neue Arbeit für ihn da ist.

Sieh, da treten ein paar Polacken mit ihren hohen stark beschmutzten Schaftstiefeln ins Büro. Sie fragen nach Erdarbeit. Man weist sie an das Tiefbauamt. Eine Verkäuferin fragt nach einer vakanten Stelle. Sie ist bisher in einem Handschuhgeschäft tätig gewesen, hat sehr gute Zeugnisse, aber man kann ihr keine Stellung nachweisen. Sie läßt ihre Adresse da und wird aufgefordert, von Zeit zu Zeit einmal wieder vorzukommen.

So läuft es denn den ganzen Tag von früh bis spät in einen solchen Arbeitsnachweisbüro. Kaufleute, die schnell Schreiber und Kontoristen brauchen, Bauunternehmer, die Erdarbeiter benötigen, Fabrikherren, die noch neue Arbeiter einstellen wollen, Hausfrauen, die ein neues Dienstmädchen haben müssen, Schlachtermeister, die andere Gesellen suchen, Geschäftsleute aller Art, die junger Mädchen oder junger Männer als Hülfskräfte bedürfen, — sie alle wenden sich an den Arbeitsnachweis.

Aber noch viel größer ist die Zahl der Stellungsuchenden! Und sehr selten trifft es zu, daß mehr Arbeitsangebote da sind als Arbeitsnachfrage. Manche der Stellungsuchenden nehmen in der Not irgend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche Arbeit an, die sich ihnen gerade bietet, um nur verdienen und leben zu können, denn nicht jeder hat Verwandte und Freunde, die ihm aushelfen könnten. Meistens wird die angebotene Arbeit schlecht bezahlt, denn wenn viele sich zu einer Arbeit drängen, nimmt man meistens denjenigen, der sie am billigsten zu machen verspricht. Andere wieder erhalten wohl gut bezahlte Arbeit, aber sie werden eben nur zur Aushülfe angestellt und schon nach wenigen Tagen ist ihr Verdienst wieder einmal zu Ende.

Das sind dann bittere Zeiten und man kann es verstehen, daß manchem der Mut ganz sinkt. So wendet er sich enttäuscht und gänzlich mittellos der Landstraße zu. Er kehrt der Stadt den Rücken und versucht sein Leben durch Bettelei zu fristen.

Für diese heimat- und mittellosen Wanderarmen hat man die Armenkolonien eingerichtet. Zuerst wurden in Holland in dieser Sache größere Versuche gemacht, dann auch in Deutschland. Weite, öde Ländereien wurden angekauft, kleine Arbeiterhäuschen wurden gebaut, und jeder, der sich als arbeitslos meldete, bekam in solcher Kolonie eine Wohnung und ein Stück Land zugewiesen, das er zu bearbeiten hatte.

In Deutschland gibt es heute etwa 30 Arbeiterkolonien in den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes. Aber nicht alle Wanderarmen suchen diese Kolonien auf. Mancher liegt ständig auf der Landstraße und scheut schließlich jede Arbeit. Er hat sich so an die Bettelei und Bummelei gewöhnt, daß er jeder geregelten Tätigkeit aus dem Wege geht. Das sind dann diejenigen, die ständig mit der Polizei wegen Bettelns zu tun haben.

Aber schlimm ist es, daß das Leben so manchem braven Menschen erst seine Arbeit nimmt, ihn brotlos macht, auf die Straße jagt und an das Bummeln gewöhnt, ihn aber dann, wenn er sich daran gewöhnt hat, für seine Bummelei und Bettelei bestraft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 21 Der Vortrupp 1. November 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 11 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Endlich erhob sich ein Greis mit langen weißen Locken und sprach: „Seht auf eure Worte, Männer und ruft nicht durch Hader und Streit auf's Neue den Zorn der Götter herbei. Helfen müssen wir einander in Not und Gefahr, wie es treuer Sippe geziemt. Und wenn wir auch nicht wissen, warum gerade der und der vom Zorn Thor's getroffen wurde — wer vermag den Ratschluß der Götter zu erforschen! — Die Götter werden schon wissen, warum sie unser Bremun so hart gezüchtigt haben. Torheit erscheint es mir, zu behaupten, daß gerade die Frevel der Abgebrannten den Blitz zu unseren Wohnstätten niederfahren hießen, unser aller Frevel ist es, der gesühnt werden sollte durch das große Unglück. Auch die, deren Behausungen vom Feuer verschont geblieben sind, sollten den Brand als eine Strafe der Götter für ihre Sünden ansehen."

„Vielleicht auch haben die Götter den Blitz gesandt, damit wir in Zukunft treu zueinander stehen und uns Hilfe leisten?" meinte ein junger Mann.

Diese kurzen Worte wirkten Wunder. „Warum auch die Götter uns gestraft haben, sie haben es gut mit uns gemeint, und wir wollen durch gute Nachbarschaft in Zukunft nur um so fester zueinander stehen."

So war man wieder bei der alten Frage angelangt: „Wie können wir in Zukunft einander am besten bei Feuersgefahr helfen?"

Manchen aber gefiel diese Wendung der Beratung gar nicht. Sie hätten es so gern gesehen, wenn die Abgebrannten allgemein als Frevler gebrandmarkt worden wären, die vom Feuer Verschonten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hätten dann bequem die Hände in den Schoß legen können und sich gesagt: „Warum soll ich denen helfen, die die Götter strafen wollen?"

Viele standen auf und verließen die Versammlung. Die Zurückgebliebenen aber einigten sich bald darauf, einen Freundesbund zu schaffen in Feuersgefahr. Sie wählten einen Anführer und versprachen ihm, wenn wieder ein Brand entstehe, ihm in allen Stücken willig und gefolgsam zu sein. Und ferner wurde beschlossen, jeder Familienvater sollte dicht hinter der Tür seines Hauses zwei Eimer aus Leder aufhängen, die zu keinen anderen Dingen gebraucht werden sollten als nur zum Feuerlöschen.

Wenn dann wieder ein Feuer ausbrach, sollte jeder sofort die Feuereimer zur Hand nehmen, alle herbeieilenden Männer sollten von der Feuerstätte aus in langer Reihe Aufstellung nehmen bis hinab zur Weser. Dort sollte der letzte Mann Wasser schöpfen, den vollen Eimer seinem Nachbarn reichen, dieser wieder dem nächsten und so fort, bis der volle Eimer endlich bei der Brandstätte anlangte und sein Wasser in das Feuer geschüttet werden konnte. Die Frauen sollten die leeren Eimer aber in raschem Laufe wieder zur Weser hinabbringen, damit sie dort neu gefüllt werden konnten. Und sah man ein, daß das brennende Haus doch nicht mehr gerettet werden konnte, dann wollte man lieber die Nachbarhäuser schützen als unnötig Wasser in die Flammen gießen.

Das war es, was schließlich nach langer Beratung beschlossen wurde. Dann ging man auseinander.

* * *

Zwei sonderbar aussehende Männer wanderten auf Bremun zu. Jeder trug ein langes, bis auf die Füße herunterwallendes Gewand, eine winzige, runde Kappe auf dem Kopfe und einen langen Stab in der Hand. Beide mochten Mitte der Dreißiger sein, sie schritten rüstig dahin, und wo sie an einem Hause oder Gehöft vorbeikamen, blickten ihnen neugierige Augen nach. Bremun lag schon vor ihnen, nur die Weser trennte sie noch von der Stadt. Als sie dann am Strome angekommen waren, schauten sie hinüber nach den Häuschen auf der kleinen Düne, und nach der festen Mauer, die die Stadt umgab.

„Fridolin", sprach der eine von ihnen, „laß uns den Fährmann rufen, damit wir nicht zuviel Zeit verlieren. Der Tag neiget sich bereits". „Du hast recht, Berthold", antwortete Fridolin, legte die Hand an den Mund und rief in langgezogenen Tönen über den Strom: „Fähr—mann, hol ü—ber!"

Dann warteten sie.

Nach kurzer Zeit sahen sie einen alten Mann mit langem Barte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwerfällig die Düne hinabsteigen. Er löste eines der Boote vom Ufer und steuerte zu ihnen hinüber.

Nach kurzem Gruße stiegen beide ein, und der Fährmann schiffte sie über den Strom. Sie versuchten ein Gespräch mit ihm, fragten, wieviel Häuser die Stadt berge, ob Fremde kürzlich dagewesen seien, und anderes; aber sie erhielten nur mürrische und kurze Antworten. Schon damals waren die Bremuner allen Fremden gegenüber sehr zurückhaltend und mißtrauisch.

Nachdem sie das Ufer erreicht und dem Fährmann eine Münze in die Hand gedrückt hatten, stiegen sie selbander hügelan und standen bald vor der schweren Holzpforte, die die Stadt nach der Weserseite hin abschloß.

Der Wächter trat auf sie zu und fragte: „Wer seid ihr und von wannen kommt ihr?"

„Wir kommen von Fulda und sind ehrliche Leute", sprach Berthold", nicht heimatlos sind wir, wie ihr glauben könntet, und auch keine Bettler. — Seht her, hier in diesem Beutel haben wir Münzen unseres Landes, gute Gold- und Silbermünzen, die auch hier Geltung haben werden. — Wir haben viel von Bremun und seinen tapferen Männern gehört, wie die Stadt aufblüht und feste Tore gebaut hat. Wir wollen einstweilen hier bleiben, wenn es uns erlaubt ist und erst weiter ziehen, wenn unser Herr uns abruft."

Da ließ der Wächter sie eintreten.

Sie wanderten nun durch die Straßen und schauten sich Häuser und Höfe an. Sie lächelten den Kindern zu, grüßten alle, die ihnen begegneten, und betrachteten aufmerksam Menschen und Bauten.

Man führte sie zum Ältesten. Sie traten in sein Haus und rasteten auf einer Bank von ihrer Reise. Der Älteste aber war mit seinen Knechten draußen im Walde und holte Feuerholz zum Brennen.

Als er gegen Abend heimgekommen und die beiden Männer begrüßt hatte, waren sie bald im eifrigen Gespräch miteinander. Die Fremden erzählten ihm von neuen Kriegen draußen in der Welt und von ihrer Reise und den Gefahren, die sie unterwegs bestanden hatten, und baten schließlich um ein Obdach für die Nacht und um die Erlaubnis, für einige Zeit in Bremuns Mauern weilen zu dürfen.

„Gebt mir euer Wort", sprach der Älteste, „daß ihr weder durch Wort noch durch Tat Unfriede in unsere Mauern tragen wollt, und daß ihr alles tut, was zum Besten der Stadt dient."

Freudig schlugen Berthold und Fridolin in die ausgestreckte Rechte des Ältesten. Dann wies er den beiden Fremdlingen ihr Lager an.

Am Abend, als man zur Ruhe ging, hörten die Hausbewohner aus der Kammer der Fremden einen sonderbaren Gesang schallen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie lauschten und vernahmen Worte, die sie nicht verstanden, und Töne, wie sie solche noch nie gehört hatten. Hell klang die Stimme Fridolins und schwieg dann und wann, und die tiefe Stimme Berthholds begleitete und durchkreuzte Fridolins Gesang. Bald sangen beide dieselben Worte, bald sang nur der eine oder andere, bis endlich das Singen in langgezogenen Tönen verhallte.

Fragend und staunend standen die Hausgenossen des Ältesten von Bremun um diesen herum und tauschten flüsternd ihre Meinungen über die beiden Fremden aus. Der Gesang hatte ihnen allen sehr gefallen, obgleich niemand von ihnen die Worte verstand.

Früh am nächsten Morgen erhoben sich die beiden Fremden als erste von ihrem Lager, sie wuschen sich unter dem Brunnen und traten dann mit freudigen und klaren Augen in die Halle des Hauses, wo die Hausfrau mit den Mägden inzwischen das Frühstück bereitete.

Bescheiden setzten sie sich auf die mächtige alte Hausbank, bis man auch ihnen den Morgentrunk reichte. Dann erhoben sie sich, dankten für Lager und Mahl, schenkten dem Enkelkinde, einem vierzehnjährigen Mädchen mit langen Flachszöpfen, ein kleines Bildchen, das auf Pergament gemalt war, und schieden von allen mit freundlichem Gruße.

Nach wenig Wochen schon hatten die Fremden zwei Häuschen gebaut. In dem einen hausten sie, in dem anderen, das daneben stand, aber sah es sonderbar aus. Es hatte nur eine einzige Stube, deren Tür ständig offen stand. Ein Tisch war darin und über ihm hing an der Wand ein mächtiges Kreuz aus Holz. Ein schweres Buch lag auf dem Tisch und ein goldenes Trinkbecherchen stand daneben. Auf dem Dache dieses Hauses saß ein Türmchen, und in ihm hing eine Glocke mit einem langen Stricke.

Kaum aber waren diese beiden Häuschen fertig geworden, da begannen die Fremden sich immer sonderbarer zu benehmen. Man konnte ihnen gewiß nichts Schlechtes nachsagen. Alle Bremuner hatten sie gern. Besonders die Kinder waren schnell zutraulich geworden. Was aber die beiden für ein Geschäft hatten und woher sie das viele Geld bekamen, wußte niemand. Auch darüber zerbrach man sich vergeblich den Kopf, was sie gerade nach Bremun gezogen hatte. Als man nun aber dies sonderbare Häuschen erblickte und jeden Morgen und Abend das Geläute der Glocke hörte und dann sah, wie die beiden Fremden vor dem Holzkreuze niederfielen, fremde Worte sprachen, sangen und die Hände falteten, da schüttelten doch alle bedenklich mit dem Kopfe.

„Zauberer sind es! — Nehmt euch in Acht, daß sie uns keine Unholden in die Stadt bringen, die Schaden an Menschen und Vieh

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tun!" flüsterten sich die Leute zu und begannen die Fremden mit scheuen Blicken zu betrachten.

Eine Zeitlang ließ man sie gewähren, dann wurde die Neugier doch zu stark. Man wollte wissen, warum die beiden Fremden, die sonst so liebe und freundliche Menschen waren, und die schnell die rauhe und breite Sprache der Bremuner erlernt hatten, sich so sonderbar aufführten.

Um das heraus zu bekommen, lud man sie eines Abends zur Versammlung ein. Sie bedankten sich beide für das Vertrauen, daß man ihnen erzeigt hatte, und setzten sich still und bescheiden mit in den Kreis der Männer. Es wurde über verschiedene Dinge, die die Stadt betrafen, verhandelt: Ob ein neues Stadttor gebaut werden sollte oder nicht, ob man den Verdenern, die mit ihren Schiffen oft bis Bremun herunter kamen und Fische und Gemüse hierher brachten, erlauben könne, auch in der Stadt zu herbergen oder nicht.

Keiner der beiden Männer nahm das Wort zu diesen Fragen, und erst als der Älteste auch sie aufforderte ihre Meinung zu sagen, sprach Fridolin: „Ihr, Mannen, glaubt nicht, daß uns das Wohl und Wehe Bremuns nicht am Herzen liegt, wir würden gern mit euch alle diese wichtigen Fragen bereden und unsere Meinung auch dazu sagen, wenn wir uns nicht noch zu fremd hier fühlten. Nur der kann wissen was der Stadt frommt, der lange in ihren Mauern gelebt, und noch besser, der auch darin aufgewachsen ist. Darum meinen wir, es sei für alle besser, wir hören hier nur die Meinung alter erfahrener Leute, die genau in allen Angelegenheiten der Stadt unterrichtet sind. Unserer Jugend geziemt es, bescheiden zu schweigen."

Diese Rede gefiel allen wohl. „Sie wollen nicht herrschen!" — „Sie drängen sich nicht auf, halten sich bescheiden zurück, wie es Fremden geziemt!" hörte man hier und da flüstern.

Als die Beratungen dann beendet waren, gingen aber die Leute noch nicht gleich zu ihren Hütten zurück. Der Älteste trat vielmehr auf Fridolin und Berthold zu und sprach: „Ihr beiden Fremdlinge, wollt mir eine Frage, die uns allen auf der Zunge liegt, nicht verübeln?"

„Sprecht", antwortete Berthold, „wenn wir sie überhaupt beantworten können, wollen wir es gern tun."

„Ihr werdet es einsehen, daß uns manches an euch fremd und sonderbar anmutet. Wir alle haben euch lieb gewonnen in diesen Wochen und wollen euch gewiß nicht schaden, aber so manches, was wir bei euch gesehen haben, weicht von unseren Sitten sehr ab. Wir bitten euch daher, sagt uns, was das zweite Häuschen bedeutet, worin ihr morgens und abends niederkniet. Was ist es auch mit dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hölzernen Kreuz und der Glocke? — Treibt ihr Zauberkünste? — Beschwört ihr Unholde? — Wir wissen nicht, was wir von euch zu halten haben. Manche Stimme ist hinter eurem Rücken schon laut geworden, daß man euch aus der Stadt weisen müsse, weil man nicht wissen könne, ob ihr nicht heimlich doch uns allen einen Schaden zufügt."

Da lächelte Fridolin fein und sprach: „Seid außer aller Sorge, ihr Männer! — Wir meinen es treu und redlich mit euch allen. Gewiß hat euch vieles an uns fremd und töricht erscheinen müssen, doch wir wollen euch gern berichten, warum wir so anders hier leben, als ihr es gewohnt seid."

Er machte eine Pause. Da rückten die Männer herzu, um aufmerksam zu lauschen, was Fridolin über sich und Berthold berichten würde.

Fridolin aber begann: „Weit, weit von hier, in einem Lande, wo der Sommer heißer glüht als hier an der Weser und wo der Winter milder ist als hier bei Bremun, lebte vor vielen hundert Jahren ein Volk, daß nannte sich die Kinder Israels. Das hatte sich Wodan, der Herr des Himmels, besonders auserwählt. Er machte es zu seinem Volke, gab ihm Gesetze und behütete es immer treulich als Herzog in aller Not und Gefahr." Und dann erzählte er den aufhorchenden Männern von dem Geschicke der Kinder Israels in Egypten und Kanaan. Von ihrem wiederholten Ungehorsam und von den Strafen, die Wodan über das Volk verhängte, berichtete er seinen Zuhörern ausführlich, wie es in seiner Bibel zu lesen stand. Er erzählte ihnen auch von Moses dem Heerführer des Volkes, der aus einem Felsen in der Wüste Wasser schlug, und von dem Könige Pharao und seinem Untergange im roten Meere.

Manche Frage wurde während seiner Erzählung laut, mancher Zornruf über die Undankbarkeit der Kinder Israels und ihrem Abfall von den Geboten Wodans.

Die Stunden waren rasch dahin geflogen und langsam verlöschte bereits das Feuer. Die Nacht war sehr kühl und mahnte zum Aufbruch. Da schloß endlich Fridolin seine Erzählung.

„Jetzt wissen wir, was ihr für Leute seid!" sprach da ein alter Bremuner und trat auf Fridolin zu: „Sänger seid ihr, Skalden, die die Taten der Könige und Fürsten besingen. Aber warum erzählt ihr nur von den Helden so fremder Völker? — Unser Volk hat auch Helden, von deren Taten es gut wäre, den Männern zu erzählen. — Doch habt Dank, Fridolin!"

„Habt Dank! — Habt Dank!" erscholl es ihm von allen Seiten entgegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber der Älteste trat noch einmal zu ihm und sprach: „Und doch habt ihr uns das Wichtigste, was wir alle wissen wollten, noch verschwiegen! — Was soll es mit dem Häuschen, der Glocke und dem Kreuze? — Davon habt ihr nichts erzählt, und wir wissen es jetzt noch eben so wenig wie zuvor."

„Habt nur Geduld", antwortete Fridolin, „auch das werdet ihr hören und verstehen, wenn ich euch weiter erzählt habe. Wer mehr Geschichten von uns hören möchte, der komme am kommenden Sonntag, wenn die Glocke zum zweiten Mal läutet, zu uns. Dann sollt ihr alles erfahren! — Auch eure Frauen und Kinder bringt mit, wenn sie gern Geschichten vernehmen, die in fernen Landen spielen."

So trennte man sich.

Als dann der Sonntag gekommen war, tönte schon in der Frühe die kleine Glocke so hell und freudig, daß ihr Klang allen Bremunern ins Herz fuhr. Schon eilten die Kinder, denen die Väter daheim Fridolins Absicht mitgeteilt hatten, zu den Hütten der beiden Fremden. Wieder sahen sie Berthold und Fridolin auf den Knien vor dem Kreuze, hörten den Gesang und das Gemurmel ihrer Sprüche und Gebete. Scheu standen sie von fern und warteten ungeduldig. Endlich erhoben sich beide und Fridolin läutete zum zweiten Male die Glocke. Da machten sich auch die Männer und Frauen auf und wanderten zu der kleinen Kapelle. Ein dichter, bunter Haufe harrte vor der offenen Tür.

Berthold und Fridolin traten heraus. Sie baten die Leute auf dem großen Grasplatze vor der Kapelle niederzuhocken. Diesmal nahm Berthold das Wort und erzählte wieder von dem Ungehorsam des Volkes Israel und wie Wodan sich immer wieder seiner Kinder erbarmt und endlich sogar seinen eigenen Sohn gesandt, um das Volk auf den rechten Weg zu führen.

Als es schon hoch Mittag geworden, schloß Berthold und bat alle, ihm am kommenden Sonntage weiter zuzuhören.

Diesmal schüttelten eine Reihe Männer und Frauen doch den Kopf und sprachen zueinander: „Wieder hat er uns nicht gesagt, was es mit der Glocke und dem Buche auf sich hat. — Ich glaube, sie wollen es uns gar nicht sagen! — Es sind doch Zauberer!" flüsterten die Leute.

Wieder war der Sonntag gekommen und wieder waren alle, groß und klein, vor der Kapelle versammelt und hörten den Erzählungen Fridolins zu. Die Bremuner kannten jetzt schon die Geschichte Israels und hatten auch von den Leiden Jesu vernommen. Heute sollten sie nun das letzte und wichtigste hören.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fridolins Augen leuchteten und alle sahen die Begeisterung, die in seinen Blicken lag. „Kommt zum Kreuz und laßt euch taufen", rief er, „wie wir getauft sind, Berthold und ich. Eure Götter sind keine Götter. Nur einer ist Herr des Himmels und der Erden, Wodan oder — wie wir ihn nennen — Gott, der Allmächtige und Allgütige, der seinen Sohn vom Himmel gesandt hat, damit er uns sündige Menschen durch sein Blut erlöse. — Ach, wie tut ihr mir leid, ihr Armen, die ihr voll Aberglauben dahin lebt und im Aberglauben sterbt! Nie werdet ihr nach Walhalla kommen! In das finstere Reich der Hel, in die Hölle fahrt ihr nach eurem Tode. Ob ihr draußen auf dem Schlachtfelde im Kampfe mit dem Feinde sterbet oder ob ihr daheim im Bett den Tod erwartet, verloren seid ihr ewig, wenn ihr euch nicht taufen lasset. Ach, wenn ihr wüßtet, wie selig der Mensch wird, der sich bekehren und taufen läßt!"

Doch kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als viele Männer aufsprangen. Einer von ihnen rief Fridolin zu: „Nun weiß ich endlich, warum ihr hierher gekommen seid! Von unseren alten Göttern wollt ihr uns abwendig machen. Tor, der du schmähest, was wir und unsere Vorfahren geglaubt haben. Fluch über dich, der du Unfrieden säest in unserer Stadt."

Andere riefen auch dazwischen, Scheltworte erklangen, Frauen und Kinder flüchteten kreischend und schreiend davon. Die Männer aber drangen auf Fridolin und Berthold ein.

Berthold hob seine Hände empor und versuchte die erregte Menschenmenge zu beruhigen: „Ihr Männer", rief er, „begeht kein Unrecht und ladet keine Sünde auf euch! — Bedenkt doch, wir wollen nur — — —"

Weiter kam er nicht, da traf ihn ein faustgroßer Stein, und er sank blutüberströmt vor seiner Kapelle nieder.

Einen Augenblick war es still, totenstill im Kreise. Leichenblaß schaute Fridolin auf seinen gefallenen Freund. Er eilte auf ihn zu und legte ein Tuch auf seine Wunde, stützte Berthold und versuchte ihn in die Kapelle zu führen. Doch er kam nicht weit.

Wieder wuchs die Erregung unter den Männern. Drohend rief man den beiden zu: „Daß nicht noch ein einziges Schmähwort über unsere Götter wieder aus eurem Munde kommt! — Was uns heilig ist, sollt ihr nicht schelten!"

Dann gingen die Männer murrend und böse Blicke zurückwerfend davon.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 23 Der Vortrupp 1. Dezember 1913
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

Kinderbeilage

von

Nr. 12 Heinrich Scharrelmann 1913

Aus der Geschichte einer alten deutschen Stadt

Am folgenden Sonntag klang wieder die Glocke. Wieder sahen die Bremuner Fridolin und den schwer verwundeten Berthold auf den Knien in der Kapelle ihre Andacht verrichten. Und wieder wurden die Bremuner darnach durch ein zweites Glockengeläute zu einer neuen Predigt geladen.

Doch niemand kam. Die beiden Mönche warteten. Man läutete noch einmal, aber alles blieb still. Selbst die Kinder getrauten sich nicht heran, scheu lugten nur ein paar hinter den nächsten Hausecken hervor. — — — — — —

Als es Abend geworden war und Berthold und Fridolin wieder in die Kapelle getreten waren, drangen ein paar Bewaffnete hinein und hieben beide nieder.

Am nächsten Morgen wurden die Leichen der Erschlagenen in aller Frühe in den Wald geschleppt. Dort mochten sie von den Wölfen gefressen werden.

Das war der erste Versuch einer Einführung des Christentums in Bremun. Viele Jahre später wagten es dann doch wieder einige Missionare nach Bremun zu kommen. Diesmal fingen sie es vorsichtiger an.

Still und zurückgezogen lebten sie hier ganz für sich; dann wagten sie den Wiederaufbau der Kapelle, begannen auch menschenfreundlich zu helfen, wenn einmal in der Stadt ein Unglück geschah, sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halfen bei Bränden und Hochwasser, halfen Wald roden und Felder bebauen. Besonders aber wirkten sie segensreich in allen Krankheitsnöten durch treue Pflege der Leidenden und durch Bereitung von Medizin. Gerade hierdurch erwarben sie sich schnell die Zuneigung aller. Sie gingen vorsichtiger zu Werke und gewannen ganz im stillen eine kleine Anzahl Männer und Frauen und Kinder für die Lehren des Christentums. Später wurden es immer mehr.

Je mehr aber einzelne Familien in der Stadt der neuen Lehre zuneigten, desto erbitterter wurden die übrigen, die Heiden. Wohl kam es hin und wieder zu schlimmen Kämpfen zwischen Christen und Heiden, doch siegte schließlich das Christentum völlig.

Von der Zeit aber begann in Bremun ein ganz neues Leben. Die alte Zeit war nun vorbei, eine neue Welt, mit ganz anderen Ansichten erstand. Wenn du davon mehr erfahren möchtest, dann laß dir einmal von deinem Geschichtslehrer von den späteren Schicksalen der alten Hansestadt an der Weser erzählen. Viel Interessantes und Lehrreiches steht über sie in den alten Chroniken. In den vielen Jahrhunderten der Geschichte hat Bremen recht wechselvolle Schicksale erlebt. Durch alle Zeiten hindurch aber haben seine Bewohner den alten Grundsatz festgehalten:

„Bremen wes bedächtig,
Laot nich mehr in, denn du bist ehrer mächtig!"

Ende.

Aus der Großstadt.

Wie eine Zeitung entsteht.

„Willi! Komm, rasch aufstehen! — Es ist schon gleich fünf Uhr!" Die Mutter, die diese Worte in die kleine dumpfige Kammer hineinruft, hat schon den Petroleumkocher angezündet und zieht nun ächzend ein paar schwere Lederstiefel an ihre Füße.

Willi liegt derweil noch und rührt sich nicht im Bette.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Gott nein, was ist der Junge heute wieder müde! — Willi, so steh doch endlich auf!!"

Das Wasser auf dem Petroleumkocher singt schon, die Mutter mahlt ein wenig Malzkaffee und gießt dann die dünne Brühe auf.

Nun hat sich auch Willi aufgerappelt. Er reibt sich verdrossen den Schlaf aus den Augen und fährt gähnend in seine Kleider. Die Mutter hat schon eingeschenkt und ein dickes Butterbrot für ihn geschmiert. Aber es ist keine Zeit mehr zum gemütlichen Schmausen. Sie müssen beide schnell fort. Die Mutter treibt und treibt, und endlich poltern beide die enge und winklige Holzstiege hinunter.

Unten im Hausflur unter der Treppe steht ein alter Kinderwagen, darin liegen ein paar Schürzen. Die Mutter nimmt den Wagen, und Willi reißt die Haustüre auf.

„O, was fürn Menge Schnee! — Das hat aber tüchtig geschneit!"

Sie stapfen beide mühsam durch den hohen Schnee. Noch nirgendwo sind die Trottoirs gefegt. Die Mutter stöhnt ordentlich vor Anstrengung, sie kann den Wagen kaum durch den hohen Schnee kriegen.

Durch ein Gewirr von engen Straßen arbeiten sie sich. Kein Mensch begegnet ihnen, nur an einer Ecke steht ein Schutzmann, der seinen hohen Mantelkragen sorgsam aufgeklappt hat.

Dann führt sie ihr Weg auf einen freien Platz, der auf allen Seiten mit vier- und fünfstöckigen Häusern umgeben ist. Die obersten Etagen sind aber ganz im Dunkel des frühen Morgens und im Schneegestöber versteckt. Trübselig wird der Platz durch ein paar Straßenlaternen beschienen.

Vor einem Tore halten sie. Eine Reihe Männer, Frauen und Kinder haben sich dort aufgestellt. Die meisten von ihnen haben auch leere Kinderwagen mitgebracht. Die Frauen wärmen ihre Finger unter den Schürzen, und die Männer haben die Hände tief in den Hosentaschen vergraben und treten, um die Füße warm zu halten, den Schnee hart.

Da öffnet sich knarrend das weite Tor, der ganze Schwarm drängt auf den dahinterliegenden Hof und bleibt vor ein paar hell erleuchteten Fenstern stehen. Im Gänsemarsche treten sie heran. Der erste am Fenster nennt seinen Namen und nimmt zwei schwere Pakete mit frisch gedruckten Zeitungen in Empfang. Die wickelt er in eine mächtige grüne Arbeitsschürze und trollt davon.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So empfängt jeder der Männer und Frauen Riesenpacken eben fertig gewordener Zeitungen. Hinter dem Fenster aber sitzt ein Mann in blauem Druckerkittel und notiert die Namen und die Anzahl der Zeitungsnummern, die jeder empfangen hat.

Wer seine Ladung bekommen hat, der eilt seinem Reviere zu, um die Zeitungsblätter in aller Morgenfrühe treppauf, treppab in die Häuser zu tragen, damit die Leute beim Morgenkaffee und ehe sie ins Geschäft gehen, behaglich lesen können, was es Neues in der Welt gibt und was Schlimmes in der Stadt passiert ist.

Tag und Nacht ist Leben in dem großen Hause, wo die Zeitung hergestellt wird. In irgendeinem der Riesensäle sind stets Menschen an der Arbeit, und alle müssen helfen, damit die Zeitung zur rechten Zeit fertig wird und versandt werden kann.

Hast du schon einmal darüber nachgedacht, wie die Zeitung entsteht? — Darf ich dir davon erzählen? — Ja? — Nun dann hör zu.

Es ist gerade 10 Uhr vormittags. Seit morgens um 6 Uhr sind die beiden Paternosterfahrstühle schon in immerwährender Bewegung. Ein Fahrstuhl nach dem andern steigt aus dem Kellergeschoß herauf, und dicht daneben bewegt sich wieder ein anderer vom obersten Stockwerke hinab in die Tiefe.

Mach schnell, wir wollen auch mit hinauffahren! — Freilich nicht sehr hoch, nur bis zum ersten Stocke. Da sind wir schon. Wir stehen vor einer Türe, die ein mächtiges Emailleschild mit der Aufschrift „Redaktion" trägt. Hier haben die Herren ihr Büro, die jeden Tag die Zeitung zusammenstellen, die genau überlegen müssen, was in der Zeitung gedruckt werden soll und was nicht hinein paßt.

Ein riesiger Briefkasten sitzt gleich hinter der Tür, so daß die Post- und Telegraphenboten ihre Sachen einfach durch einen Schlitz hineinschieben können. Die Tür führt ins Wartezimmer, und das steht wieder mit mehreren Büros in Verbindung. Hier im Wartezimmer sitzt ein Fräulein und fragt die Eintretenden nach ihren Wünschen. Sie nimmt gerade neu angekommene Briefschaften aus dem Kasten, öffnet alle Briefe, die nur schlichtweg an die Redaktion adressiert sind und ordnet alle Eingänge. Da ist ein Telegramm aus Berlin mit politischem Inhalte, ein anderes aus Wien, wieder eines aus New York. Alle erzählen oder berichten über Ereignisse von politischer Bedeutung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun alle Briefschaften in drei Haufen geordnet sind, trägt sie den ganzen Packen zu den Redakteuren. Der Herr, der die politischen Sachen bearbeitet, bekommt die Telegramme, der Lokalredakteur, der über alle Vorgänge in der Stadt und der näheren Umgebung berichtet, hat den anderen Packen erhalten, und den letzten bekommt der Feuilletonredakteur, der das „Vermischte", die Berichte über Theater- und Konzertaufführungen und die Geschichten, die in der Zeitung abgedruckt werden, redigiert.

Solch eine große Zeitung hat überall in der Welt ihre Verbindungen und Berichterstatter. Gestern Abend ist in England wieder ein großes Grubenunglück passiert. 49 Bergleute sind jämmerlich dabei ums Leben gekommen, und in der Nacht hat der Telegraph bereits diese erschütternde Nachricht allen großen Zeitungen in ganz Europa mitgeteilt. Heute früh steckte schon diese Unglücksnachricht hier im Briefkasten der Redaktion. Gestern Mittag stürzte in Paris ein Flieger, und gestern Abend wußte es bereits die Redaktion. Gestern Nacht wurde bei Hamburg ein Raubmord verübt, einen Bericht hat der Lokalredakteur schon auf seinem Schreibtische liegen. Gestern Morgen wurde in Köln eine große Ausstellung eröffnet, und heute haben die Redakteure schon den Wortlaut der Eröffnungsrede in ihren Händen. In der letzten Nacht, als du und ich fest schliefen, wurden bereits oben in der Druckerei die Reden gedruckt, die gestern Morgen im Reichstage in Berlin gehalten worden sind; das Telephon hat sie nach allen großen Städten in Deutschland übermittelt.

Schau dir nur die Überschriften in einem einzigen Zeitungsblatte an und beachte dabei die Daten und du wirst staunen, wie fabelhaft schnell der Telegraph alle die verschiedenen Nachrichten von den Enden der Welt her zu den Zeitungen bringt: „Negeraufstand in Kamerun", „Neue Goldfelder in Afrika", „Furchtbarer Orkan in den Vereinigten Staaten", „Erdbeben in Chile", „Bombenattentat in Moskau", „Jugentgleisung in Frankreich", „Eine neue Erfindung in St. Franzisko" usw.

Nicht wahr, das ist zum Staunen!? — —

Was hat denn nun eigentlich der Redakteur zu tun? — Er ordnet vor allem die eingegangenen Nachrichten, streicht und ändert in den Berichten, versieht sie mit Randbemerkungen für den Drucker und schickt sie dann in die Druckerei hinauf.

Aber die Druckerei wollen wir uns doch auch ansehen. Komm wieder mit. Schnell bringt uns der Fahrstuhl noch eine Etage höher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir treten in einen Riesensaal. Über 50 Menschen sind darin tätig, alle mit langen grünen Arbeitskitteln angetan. Die meisten stehen vor brusthohen Stellagen, die die Setzerkasten tragen. Andere wieder sitzen vor den großen Setzmaschinen, die wir uns auch gleich noch ansehen wollen.

Eben hat der Bote einen Korb voll Papiere, die alle gedruckt werden sollen, aus der Redaktion heraufgebracht. Ein alter Herr mit einer Stahlbrille nimmt ihm den Korb ab. Das ist der Metteur. Er fliegt schnell die Papiere durch und verteilt sie dann an die verschiedenen Setzer. Das meiste ist eilig und muß noch heute gesetzt werden, damit diese Nachrichten gleich in der nächsten Nummer der Zeitung veröffentlicht werden können. Der Metteur muß auch dafür sorgen, daß diese eiligen Sachen rechtzeitig fertig werden. So gibt er jedem der Setzer seine Anweisung. Kurze Stücke gibt er den Handsetzern, lange Artikel, besonders wenn sie leicht zu lesen sind, den Leuten an der Setzmaschine. Sieh, da macht sich schon einer der Handsetzer an seine neue Aufgabe. Er stellt sich vor den schrägen Setzkasten, in welchem die Lettern liegen. Der Setzkasten ist in viele Fächer geteilt, jedes ist mit einer Buchstabensorte in Metallettern gefüllt. Geordnet sind aber die Lettern nicht etwa nach dem Abc sondern nach der Häufigkeit wie sie beim Druck gebraucht werden. Buchstaben, die in vielen Wörtern immer wieder vorkommen, müssen der suchenden Hand recht bequem liegen, seltener vorkommende aber sind nicht so handgerecht gelegt.

Das Auge des Setzers liest schnell ein paar Worte, die gedruckt werden sollen, dann greift die geübte Hand bald hier bald dort in den Setzkasten und nimmt die richtigen Lettern heraus und fügt sie druckgerecht zu Worten zusammen. Hat er die Buchstaben eines Wortes zusammengelegt, muß er eine Letter ohne Buchstaben dazu legen, damit nicht das nächste Wort dicht an das erste gedruckt wird. Die Buchstaben sind nämlich erhaben auf kleinen Metallstäbchen von gleicher Länge und Breite angebracht. Alle Lettern nun, die zum Druck gebraucht werden, schiebt der Setzer in einen eisernen Winkel, den er beim Setzen in seiner linken Hand hält, und ordnet sie hier eng aneinander. Ist eine Druckzeile fertig gesetzt, muß der Setzer durch Einschieben von schmalen Metallstückchen zwischen die Buchstaben dafür sorgen, daß der Satz ganz fest in den Winkel paßt, sonst fallen ihm die einzelnen Lettern bei jeder unvorsichtigen Bewegung wieder auseinander. So setzt er Zeile nach Zeile, bis er alle Worte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinem Winkelhaken hat. Dann bringt er seine Arbeit dem Metteur, der gewandt den ganzen Satz aus dem Winkelhaken herausnimmt und ihn in einen Metallrahmen schiebt. Dieser Rahmen hat genau die Größe einer ganzen Zeitungsspalte. Ist er voll gesetzt, wird ein Probedruck gemacht. Nun kann man erst erkennen, welche Setzfehler gemacht worden sind. Wo ein Fehler gemacht ist, muß geändert und verbessert werden, bis alles in Ordnung ist.

Viel leichter ist die Arbeit der Maschinensetzer. Solch eine moderne Setzmaschine ist ein Kunstwerk. Ähnlich wie bei der Schreibmaschine sitzt der Maschinensetzer vor einer Reihe von Tasten. Sowie er auf eine dieser Tasten drückt, rutscht die richtige Letter in einer Gleitschiene herunter und wird durch kleine Hebel auf einen Draht geschoben. Ganz schnell fallen die Lettern und reihen sich aneinander zu Worten und Sätzen, bis die Zeile voll ist. Dann wird sie herausgenommen und auch in einen Metallrahmen gehoben.

Ist nun endlich aller Text der neuen Zeitung fertig gesetzt und sind die Probedrucke fehlerlos befunden, dann stellt der Metteur die einzelnen Seiten der Zeitung zusammen.

Und nun kommt das Überraschendste! — Jede Seite der Zeitung wird in eine Maschine geschoben, die eine weiche, weiße Papiermasse fest auf die Lettern preßt. Diese Papiermasse ist so weich, daß die erhabenen Buchstaben der Lettern sich tief in das dicke Papier eindrücken. Da bei diesem Druck gar keine Farbe verwandt worden ist, erscheint auch kein schwarzer Druck auf dem weichen Papier. Die Schrift ist auch fast unsichtbar, und nur der darüberfahrende Finger merkt die vielen winzigen Vertiefungen in der weichen Papiermasse. Nun bringt man diesen unsichtbaren Druck in einen Schriftgießapparat und läßt flüssiges Schriftmetall über das Papier fließen. Dieses flüssige Metall aber rinnt in alle die zahllosen Vertiefungen des Papieres und füllt sie aus. So kommt es, daß nun eine Metallplatte entsteht in der genauen Größe der Zeitung, die den Satz wieder erhaben zeigt.

Aber die Maschine, die diese Platten herstellt, gibt ihnen zugleich eine halbrunde Form, damit die fertigen Platten schneller zu drucken vermögen. Die halbrunden Platten werden nämlich auf die Zylinder der Presse geschraubt. Nun kann der Druck beginnen. Die Maschine, welche den Druck besorgt, ist eine Rotationsmaschine, die rasend rasch arbeitet. Eine über mannshohe Rolle Zeitungspapier, fest aufgewickelt, wird auf die Maschine gelegt. Und diese Papier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rolle wickelt sich dann durch den Lauf der Maschine von selber ab. Der Maschinist schiebt den Anfang der mächtigen Rolle zwischen alle Druckzylinder durch, stellt die Maschine an und — der Druck beginnt. Die Farbwalzen schwärzen die halbrunden Druckplatten, das Papier wird an den Druckplatten vorbei geführt und gleichzeitig auf beiden Seiten bedruckt. Zugleich aber falzt und schneidet die Maschine auch das Gedruckte, so daß die fertigen Zeitungen am anderen Ende herausrutschen. Hat die Maschine aber hundert Exemplare der Zeitung hergestellt, dann ertönt ein Klingelzeichen, so daß der Drucker nicht einmal die fertigen Nummern zu zählen braucht, auch das besorgt die Rotationsmaschine allein.

Hat der Redakteur morgens die Papiere in die Druckerei gesandt und sind diese dann im Laufe des Tages gesetzt worden, dann werden am Abend, nachdem noch die letzten Telegramme schnell auf der Setzmaschine gesetzt worden sind, die Druckplatten hergestellt. In später Stunde aber, wenn wir schon im Bette liegen, beginnt in der Zeitungsdruckerei die große Rotationsmaschine zu surren, und tausende, oft viele tausende von Zeitungen entstehen während der Nacht.

Nicht wahr, das ist wieder etwas Erstaunliches, was der menschliche Geist hier erfunden hat? — Und doch ist unser Zeitungswesen eigentlich noch nicht alt. Es fing auch ganz bescheiden, ja unscheinbar an. Vor nur hundert Jahren ahnte man noch nicht, was heute möglich ist. Die erste wirkliche Zeitung wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Straßburg gedruckt. Seit 1615 erschien dann in Frankfurt am Main auch eine Wochenzeitung, bis das Bedürfnis nach regelmäßig erscheinenden Nachrichten immer stärker wurde. Von den heute noch existierenden Zeitungen sind die ältesten: Die Magdeburgische Zeitung, die ungefähr seit 1625 besteht, die Königsberger-Hartungsche Zeitung, die Leipziger Zeitung (seit 1660), die Jenaische Zeitung (seit 1674) und die Augsburger Abendzeitung, die 1680 gegründet wurde.

Und heute? — Heute hat jede kleine Stadt ihre Zeitung. Fast 8000 erscheinen in Deutschland selbst, während 11—12 000 Zeitungen auf der ganzen Erde in deutscher Sprache erscheinen. Und zu dieser ungeheuren Zahl kommt dann noch die große Zahl der wöchentlich oder monatlich erscheinenden Unterhaltungsblätter, die oft mit prachtvollen Bildern geschmückt sind.

Der nächste Jahrgang der „Kinderbeilage" bringt wieder ein Märchen. — Das „Däumling"-Märchen des vorigen Jahrganges bildet in einer hübschen Sonderausgabe ein beliebtes Weihnachtsgeschenk; Preis geb. 1,50 Mk., Alfred Janssen Verlag, Hamburg.

2. Jahrgang Nr. 2 — Der Vortrupp — 16. Januar 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 1 — 1913

Inhalt. Grundlegendes zur Einführung. — Zur Kenntnisnahme für alle werbenden Vortruppfreunde! — Satzung des „Deutschen Vortrupp-Bundes". — Zur Vortruppgruppen-Arbeit. — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Deutscher Vortrupp-Bund. — Werbematerial.

Grundlegendes zur Einführung.

„Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft." Fichte.

Überraschend schnell hat der Vortrupp-Gedanke einen weiten Freundeskreis gefunden. Als im Herbste 1911 die Vortrupp-Schriftleitung durch ein in hoher Auflage zur Verbreitung gelangtes Rundschreiben die Grundzüge der von ihr geplanten Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit „Der Vortrupp" darlegte, hat wohl niemand geahnt, daß dadurch der Sehnsucht Ungezählter im Lande entsprochen wurde. Viele Reformbestrebungen mancherlei Art sind in Deutschland seit langer Zeit am Werke, „um unser ringendes deutsches Leben zu etwas Höherem umzuschaffen, als es heute ist". Jede Bewegung hat auch eine Zeitschrift oder gar mehrere Organe zur Vertretung dessen, was sie als nützlich und notwendig erkannte.

An einer Zeitschrift aber, die zusammenfassend ein getreues Spiegelbild des großen Ringens und Strebens bot, fehlte es bis dahin.

Versuche sind vor und nach der Gründung des „Vortrupp", der diese Aufgaben lösen wollte, gemacht worden, um diejenigen Lebensreformerkreise, die innerlich sich am meisten berühren, zu verbinden oder zu größeren einheitlichen Zweckverbänden (Kartellen) zusammenzuführen. So sehr solche Versuche auch zu begrüßen sind und so sehr ihre Ausführung erwünscht ist, sie liegen nicht in der Richtung der Aufgaben, die „Der Vortrupp" sich stellt. Die Anregungen, die im letzten halben Jahre von zwei verschiedenen Seiten, ganz unabhängig voneinander, gegeben worden sind, beweisen, wie große Kreise, die für das Deutschtum der Werdenden Grundlegendes leisten, dabei ganz unberührt bleiben: so ein großer Teil der deutschen Jugendbewegung in ihren vielen kräftigen Verzweigungen, so die immer kraftvoller sich entfaltende Frauenbewegung. „Der Vortrupp" hatte auch gar nicht die Absicht, bestehende Vereinigungen unter teilweiser Aufgabe ihrer Selbständigkeit in sich zu verschmelzen. Nach dieser Richtung hin wollte er mit niemand in Wetteifer treten. „Der Vortrupp" will auch nicht ein einziges der vielen Lebensreformerorgane überflüssig machen oder auch nur im geringsten beeinträchtigen. Im Gegenteil, er will allen dienen, die ehrlich, treu und begeistert mit rechten Tatmenschen am Aufstieg unsers Volkes zu wirken sich bemühen. Er will allen denjenigen vom kraftvollen Wollen anderer künden, die bisher in ihrer Vereinsamung nur nach einer Richtung hin ihre Kraft zu entfalten suchten oder gar darauf gewartet haben, wohin ihrer Veranlagung entsprechend das Verantwortlichkeitsgefühl sie einmal führen werde. Weite Volkskreise, die bisher von allen diesen Bestrebungen wenig oder nichts wußten, werden durch eine Zeitschrift wie sie der „Vortrupp" ist, auf sie aufmerksam gemacht und schließlich, wie in vielen Fällen bekannt geworden ist, zur Mitarbeit gewonnen. Unter den Lebensreformbewegungen unsrer Zeit ist nicht eine, die nicht vom „Vortrupp" Nutzen gezogen hätte. Wie „Der Vortrupp" selbst sich nicht auf irgendeine Lebensreformbewegung als die für ihn allein maßgebende festlegt, ebensowenig verlangt er von seinen Lesern, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie es tun. Aber dadurch, daß sie sehen und hören, was am Werke ist, sollen sie selbst für sich die rechten Wege finden und kraftstolz und zielsicher schreiten lernen. Sie, die dadurch wegkundiger und weitschauender sind als viele andere, können mit Recht in ihrer Gemeinsamkeit dann als Vortrupp der Heere aller Guten im Lande bezeichnet werden.

Das ist der eigentliche Vortruppgedanke. Daß er gewürdigt und seine kräftige Vertretung als ein Bedürfnis empfunden worden ist, zeigt der Erfolg des ersten Vortruppjahres. Schon nach dem Erscheinen der ersten beiden Vortrupphefte äußerten nicht nur einzelne Leser, sondern vor allem die in einem Orte wohnenden Bezieher den lebhaften Wunsch, es möge eine Art Tatgemeinschaft geschaffen werden, durch die der Vortruppgedanke praktisch verwirklicht werden könnte. So bildeten sich ungezwungen die ersten Vortruppgruppen. Unsre Freunde, die zu solchen Gruppen sich zusammenfanden, erkannten zunächst, daß es notwendig sei, für den „Vortrupp" selbst eine Gemeinde schaffen zu helfen, die nach vielen Zehntausenden in unserm Volksleben zählen müsse, wenn der Vortruppgedanke jene Segensströme zeitigen solle, die seine ersten Verkünder, die Mitglieder der Schriftleitung, von ihm erhoffen. Zum andern aber wurde ihnen klar, daß die zwanglose Vereinigung der verschiedenen Lebensreformer eines Ortes, für welche die Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" das zusammenhaltende Band bildet, dazu beitragen werde, Brücken von einer Vereinigung zur andern zu schlagen, die Achtung vor dem Wirken des andern durch das gegenseitige Verstehen- und Kennenlernen zu erhöhen und dadurch in Kreise einzudringen, die durch die Vereinstätigkeit allein nun einmal gar nicht oder doch sehr schwer zu erfassen waren. So entwickelte sich aus den Vortruppgruppen und mit denjenigen Freunden, die zunächst alleinstehend kräftig für den Vortruppgedanken tätig sein wollten, als etwas Notwendiges in unserm Volksleben der „Deutsche Vortrupp-Bund", der mit dem 2. Jahrgang unsrer Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit seine eigentliche Tätigkeit auf Grund der an andrer Stelle wiedergegebenen vorläufigen Satzung beginnen wird.

Der „Deutsche Vortrupp-Bund" nennt also alle diejenigen Bezieher des „Vortrupp" seine Mitglieder, die entweder einer Gruppe sich angeschlossen haben oder die ihm mitteilen, daß sie nach besten Kräften mit tätig sein möchten, dem Vortruppgedanken eine breite Stätte in unserm Volksleben schaffen zu helfen. Schon jetzt zählt der „D. V.-B." bereits etwa zweitausend engere Freunde. Um eine genauere Eintragung vornehmen zu können, wird um freundliche Beachtung der dieser Nummer beiliegenden Karte gebeten.

Bei einer so stetig wachsenden Freundesschar ist es natürlich der Geschäftsleitung nicht möglich, allen Anregungen, Anfragen und Zuschriften mancherlei Art im einzelnen noch entsprechen zu können. Diesem Zwecke sollen die „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" dienen, deren erste Nummer dem „Vortrupp" hiermit angefügt wird. Wir glauben sicher, daß sie mit der Unterstützung unserer Freunde zur Klärung und Ausgestaltung der als notwendig erwiesenen deutschen Vortruppbewegung in dem erhofften Sinne beitragen werden und die Einzelarbeit und die Arbeit in den Gruppen erleichtern helfen werden. F. H.

Zur Kenntnisnahme für alle werbenden „Vortrupp-Freunde".

Die Herausgeber und der Verleger des „Vortrupp" möchten das Erscheinen der ersten Nummer der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" für die Vortrupp-Gruppen benutzen, um diese und ihre Mitglieder mit Material über eine wichtige Angelegenheit zu versehen: Die Vortrupp-Gruppen (ebenso wie eine größere Zahl von einzelnen Vortruppfreunden) unterziehen sich mit großer Energie der Mühe, für den „Vortrupp" weitere Abonnenten zu werben. Sie tun das um deswillen, weil sie mit uns ein Organ für nötig halten, das die deutschen Lebensreformbestrebungen unserer Zeit sämtlich zusammenfassend wiederspiegelt und dadurch ihre Anhänger aus der Vereinzelung erlöst, worin sie sich oft befinden. Indem aber die Vortrupp-Gruppen die Zahl der Abonnenten des „Vortrupp" vermehren, verschaffen sie dem „Vortrupp" ja auch vermehrte Bezugsgebühren. Die Tätigkeit der Vortrupp-Gruppen verschafft also dem „Vortrupp" geschäftlichen Vorteil, während der „Vortrupp" zwar Werbematerial umsonst liefert und Unkosten vergütet, aber doch nicht direkt etwas für die Werbetätigkeit bezahlt. Wie läßt sich das moralisch rechtfertigen?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ließe sich vielleicht nicht rechtfertigen, wenn dadurch den Herausgebern oder dem Verleger des „Vortrupp" schon jetzt wirkliche Einnahmen verschafft würden. Es läßt sich aber wohl rechtfertigen, weil tatsächlich noch auf lange hinaus eine Vermehrung der Bezugseinnahmen den Herausgebern und dem Verleger des „Vortrupp" nicht etwa geschäftlichen Gewinn verschafft, sondern nur ihr Risiko vermindert. Und weil weiter — das hängt damit unmittelbar zusammen — diese Risikoverminderung unbedingt nötig ist, damit das Bestehen des „Vortrupp" auf die Dauer gewährleistet sei.

Zunächst nämlich liegt die Sache noch so, daß die Zahl der Abonnenten (die jetzt etwas mehr als 6100 beträgt), noch auf mindestens das Dreifache steigen muß. Erst dann sind wir so weit, daß die Herausgeber und der Verleger — nicht etwa verdienen, sondern zwar zunächst noch immer völlig umsonst arbeiten, aber doch wenigstens ohne Zinsverlust und Risiko. Denn einstweilen arbeiten eben die Herausgeber und der Verleger nicht nur umsonst, sondern mit Zinsverlust und mit dem (immerhin doch bestehenden) Risiko, das in den „Vortrupp" gesteckte Kapital zu verlieren. Ganz gewiß wünschen die Herausgeber und der Verleger, daß einmal die Zeit kommen möge, wo sie auch eine Bezahlung für ihre Arbeit erhalten. Sie glauben, daß jeder Mann für seine Arbeit das Recht auf diesen Wunsch hat und diesen Wunsch auch tatsächlich hegen wird. Einstweilen aber — und eben bis zu dem Zeitpunkt, wo die Bezieherzahl eben die dreifache der heutigen sein wird — stellen sie nicht nur ihr Kapital und ihre Arbeit in den Dienst des Vortruppgedankens, sondern laufen dabei noch ein erhebliches Risiko. Und deshalb nehmen sie die Arbeit der Vortrupp-Gruppen für die weitere Werbung von Beziehern nicht nur mit Dank, sondern auch ohne jedes Gefühl von Beschämung an, einfach in dem Empfinden, daß die Vortrupp-Gruppen in ihrer Mühe der Abonnentenwerbung eben auch an demselben großen Ziele arbeiten, dem die Herausgeber und der Verleger ihr Kapital und ihre Arbeit widmen.

Hamburg, Berlin, Leipzig, den 31. Dezember 1912.

Die Herausgeber: Dr. jur. Hermann M. Popert, Hans Paasche.

Der Verleger: Georg Wigand, Verlag.

Satzung des „Deutschen Vortrupp-Bundes".

§ 1. Der „Deutsche Vortrupp-Bund" (D. V.-B.), der aus den Aufgaben der Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit „Der Vortrupp" herausgewachsen ist, bildet eine freie Vereinigung oder Tatgemeinschaft aller derjenigen „Vortrupp"-Bezieher, die durch mündliche oder schriftliche Erklärung an den Bundes- oder Gruppenvorstand ihren Beitritt mitteilen.

§ 2. Der „D. V.-B." will mit einer umfassenden Organisation alle deutschen Lebensreformbestrebungen in einer größeren Zahl ihrer Anhänger widerspiegeln, den einzelnen Richtungen die Fühlungnahme miteinander erleichtern und dadurch alle zu fördern suchen, um damit die gleichen Aufgaben des „Vortrupp" ihrer Verwirklichung näherzuführen.

§ 3. Eine Anzahl von mindestens acht Vortrupp-Lesern an einem Orte sind berechtigt, den Vortrupp jenes Ortes als eine Ortsgruppe des „Deutschen Vortrupp-Bundes" zu bilden. Der „D. V.-B." verpflichtet seine Mitglieder nicht etwa auf alle Lebensreformbestrebungen, die er widerspiegelt; er setzt aber von jedem Mitgliede voraus, daß es derjenigen Bewegung, der es angehört, mit ganzer Kraft dient. Die Satzung einer Vortrupp-Gruppe tritt in Kraft, sobald sie vom Arbeitsausschusse anerkannt ist.

§ 4. Der „D. V.-B." wird durch einen Arbeitsausschuß geleitet, der aus sieben Personen besteht, dem Vorsitzenden, dem stellvertretenden Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Geschäftsführer und drei Beisitzern. Während die letzteren drei auf dem deutschen Vortrupp-Tage durch die Vertretung der Vortrupp-Gruppen gewählt werden, sind die vier zuerst genannten Ämter durch die jeweiligen beiden Herausgeber des „Vortrupp", durch seinen verantwortlichen Schriftleiter und durch den Propagandachef des Vortrupp-Verlages zu besetzen. Vorstand im Sinne des § 26 des „B. G. B." ist der jeweilige Geschäftsführer des „D. V.-B".

§ 5. Der „D. V.-B." beruft mindestens alle zwei Jahre einen Vortrupp-Tag ein, dessen Aufgaben durch eine vom Arbeitsausschusse vorzulegende Arbeitsordnung geregelt wird. Der deutsche Vortrupp-Tag hat in erster Linie die Aufgabe, neue Begeisterung für die deutsche Vortrupp-Bewegung zu wecken und die verschiedenen Lebensreformbewegungen, wie es „Der Vortrupp" zu tun sich bemüht, in Kreise zu tragen, die sonst nur schwer oder gar nicht von den Vereinen zu erfassen sind.

§ 6. Der „D. V.-B." gewinnt seine Mittel aus freiwilligen Beiträgen und einem Teile der Bezugsgebühr des „Vortrupp". Er stellt es den Vortrupp-Gruppen frei, für die Erfüllung ihrer örtlichen Aufgaben Beiträge zu erheben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

§ 7. Eine Änderung dieser Satzung kann nur mit 2/3 Mehrheit der auf einem Vortrupp-Tage anwesenden Mitglieder auf Antrag der einfachen Mehrheit aller Vortrupp-Gruppen erfolgen.

§ 8. Die Bekanntmachungen des „D. V.-B." erfolgen durch die dem „Vortrupp" als Beilage angefügten „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes".

§ 9. Der „D. V.-B". besteht solange, wie die Halbmonatsschrift „Der Vortrupp", das geistige Band, das seine Mitglieder umschlingt, herausgegeben wird.

Zur Vortruppgruppen-Arbeit

möge als Antwort auf zahlreiche Anfragen der nachfolgende Ausschußsitzungsbericht einer Vortrupp-Gruppe im Wortlaute wiedergegeben werden.

Bericht

über die Arbeitsausschuß-Sitzung des Vortrupp-Leipzig, am Dienstag, den 26. November 1912, 8 Uhr, Cafe Wintergarten.

Anwesend sämtliche Mitglieder, die Damen Frau Heppe und Frl. Bianka Hoffmann, die Herren Hugo Aurig, Schriftsteller Franziskus Hähnel, Redakteur Günther Herricht, stud. phil. Karl Richter.

Auf Grund der vorgelegten Tagesordnung wurden nach eingehender Besprechung und auf Grund der verschiedenen dadurch ausgelösten Anregungen nach eingehender Beratung folgende Beschlüsse gefaßt, die in der nächsten Vortrupp-Versammlung vorzulegen sind.

1. Als Tagesordnung für die nächste Vortrupp-Versammlung am Montag, den 2. Dezember wird folgendes Programm festgesetzt, da Herr Magnus Schwantje aus Berlin sich in liebenswürdiger Weise der Vortrupp-Gruppe mit einem Vortrage zur Verfügung gestellt hat:

a) Welche Anregung bietet die soeben zur Ausgabe gelangte Nummer 23 des „Vortrupp"?

b) Über die laufende Vortrupp-Propaganda in Leipzig.

c) Einsetzung eines Presseausschusses und eines Werbeausschusses für die Bahnhöfe, Zeitungsverkaufsstände und Buchhandlungen (Festsetzung der Aufgaben dieser Ausschüsse).

d) Vortrag von Herrn Schriftsteller Magnus Schwantje aus Berlin über „Tierpsychologie und Ethik".

e) Wechselrede darüber.

f) Neue Anregungen aus der Versammlung. Für die Versammlung sollen nur die Vortrupp-Bezieher mit ihren Freunden eingeladen und auch den in Betracht kommenden Buchhändlern Einladungsschreiben für ihre Vortrupp-Bezieher zugesandt werden.

2. Sämtliche Versammlungen des Vortrupp-Leipzig, die stets kurz nach dem Erscheinen einer Vortrupp-Nummer abzuhalten sind, sollen pünktlich zur festgesetzten Zeit ohne Rücksicht auf die noch fehlenden Gäste eröffnet werden. Die Leitung der Vortragsabende soll möglichst von demjenigen Ausschuß- oder Vortrupp-Mitgliede erfolgen, das das zur Besprechung stehende Gebiet gut beherrscht. Besonderer Wert soll auf eine vornehme, anregende Wechselrede gelegt werden. Um sie recht eindrucksvoll zu gestalten, sollen möglichst mit der Einladung die in Betracht kommenden Leitsätze mitgeteilt werden. In jeder Versammlung soll zunächst über Erfahrungen und neue Aufgaben in der Vortrupp-Propaganda gesprochen, sowie die Frage erörtert werden, welche Anregung die kurz vor der Versammlung erschienene Vortrupp-Nummer bietet.

3. Falls die nächste Mitglieder-Versammlung es beschließt, soll auch trotz der Nähe der Weihnachtsfesttage am Montag, den 16. Dezember, eine Vortrupp-Versammlung stattfinden. Falls aus der Mitglieder-Versammlung nicht andere Wünsche kommen, wird ein Vortrag von Herrn Dr. Paul Roth über die Aufgaben der Studentenschaft in der Gegenwart, bzw. ein Vortrag über den Stand der Frauenbewegung oder der Bodenreform-Bewegung von sachkundiger Seite erbeten werden.

4. Sobald die Arbeit des Vortrupp-Leipzig in den verschiedenen Ausschüssen nach der in Aussicht genommenen Weise sich entwickelt, soll allen denjenigen Lebensreform-Vereinen der Stadt, deren Wirken „Der Vortrupp" wiederspiegeln will, Mitteilung über die hiesige Vortrupparbeit gemacht werden. Es soll dabei betont werden, daß die Vortrupp-Gruppe nach keiner Richtung in Wettbewerb mit irgendeiner bestehenden Vereinigung tritt, daß sie vielmehr ihre Aufgaben darin sieht, allen einzelnen Vereinen in der Förderung ihrer so ganz verschiedenen Aufgaben zu dienen. Um das Vertrauen aller Vereine nach dieser Richtung hin zu erwerben und als die neutrale Stelle gewürdigt zu werden, an der jeder sich über alle Bewegungen unserer Stadt unterrichten kann, die den Kulturaufstieg unsres Volkes fördern wollen, wie es „Der Vortrupp" für Deutschland tut, soll in dem betr. Anschreiben u. a. besonders folgendes betont werden:

a) Daß der Vortrupp-Leipzig einen Presseausschuß besitzt, der sich die Aufgabe stellt, die gesamte Presse der Stadt und der Umgegend aufmerksam darauf hin zu beobachten, wie sie die einzelnen Lebensreform-, Erziehungs- und Bildungsbestrebungen fördert oder hindert. Den Vorständen der in Betracht kommenden Vereinigungen wird der Presseausschuß des Vortrupp-Leipzig stets darüber nähere Mitteilung machen.

b) Daß der Vortrupp-Leipzig alljährlich einen neuen Vereinskalender vorbereiten wird, durch den für die Mitglieder aller

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

n Frage kommenden Vereine ersichtlich wird, wie im Laufe eines Jahres die verschiedenen, oft so ganz fremd nebeneinander hergehenden Reform-Bestrebungen sich gegenseitig unterstützen und fördern können.

c) Der Vortrupp-Leipzig wird den in Betracht kommenden Vereinen stets für die Vorstandsmitglieder diejenigen Nummern des „Vortrupp" zur Verfügung stellen, die über die Bestrebungen der in Frage kommenden Vereinigungen wertvolle Mitteilungen bieten.

d) Der Vortrupp-Leipzig wird bei gegebener Gelegenheit, die ein einheitliches Zusammengehen aller das Volkswohl fördernder Vereine macht, Vorschläge für etwaige zu treffende Maßnahmen unterbreiten und zu irgendeiner segenschaffenden Tat die Anregung zu geben sich erlauben.

5. Herr Redakteur Günther Herricht übernimmt es, die für Leipzig und Umgebung in Frage kommenden Vereinigungen zusammenzustellen.

6. Tunlichst zweimal im Jahre soll ein allgemeiner „Volksabend" in der „alten Börse" abgehalten werden, der mit einem anregenden Programm mit ganz kurzen, die verschiedenen großen Regungen und Bewegungen unserer Zeit beleuchtenden Vorträgen, besonders im Anschluß an die Arbeiten des „Vortrupp" selbst ein Spiegelbild dessen bieten, was in unserer Zeit wächst und wird. Die Kosten dieser Veranstaltung soll durch ein geringes Eintrittsgeld, das die Garderobeabgaben einschließt, gedeckt werden.

7. In der Zeit vom Juni bis September sollen die Versammlungen möglichst im Freien abgehalten werden.

8. Um durch Musterveranstaltungen umgestaltend auf so manche Mißbräuche des geselligen Lebens der Gegenwart hinzuweisen, soll im Laufe des nächsten Jahres versucht werden, mit verschiedenen Vereinigungen eine alkoholfreie volkstümliche Festveranstaltung zu treffen, die auf weite Kreise anregend und bessernd wirkt.

9. Die Unkosten des Vortrupp-Leipzig sollen durch freiwillige Beiträge, sowie durch die Vergütungen des Verlages für vermittelte Anzeigen gedeckt werden. Herr stud. phil. Richter übernimmt zunächst die Geschäfte des Kassenwarts.

10. Zur Unkostendeckung sollen die Mitglieder auch auf die hervorragende Einrichtung der „Gesundheitszentrale in Berlin W.", unter Leitung des Direktors Karl Mann, aufmerksam gemacht werden, durch welche die Zehntenmarken dann dem Vortrupp-Leipzig überwiesen wurden. Der Bezug aller in Frage kommenden Bedarfsartikel, die in vorzüglichster Güte geliefert werden, dürfte sich für alle Vortrupp-Familien um so mehr empfehlen, da die hiesigen Reformgeschäfte den Vortrupp-Bestrebungen anscheinend keine Teilnahme entgegenbringen.

11. Ein eigener Ausschuß soll in dem kongreßreichen Jahr 1913 dafür sorgen, daß auf den verschiedenen in Betracht kommenden Tagungen in entsprechender Form der Vortruppgedanke zur Erwähnung und Beachtung gelangt, sowie das Bekanntwerden des „Vortrupp" gefördert wird.

12. Grundsatz des Vortrupp-Leipzig soll es sein, möglichst viel Mitglieder zur Mitarbeit nach der einen oder anderen Richtung hin heranzuziehen und anzuregen, damit unsere Ortsgruppe des „D. V.-B." sich in allen Kreisen als eine rechte Tatgemeinschaft einbürgert.

13. Eine Bücherei für sämtliche Reformbestrebungen unserer Zeit soll als Vortrupp-Lesehalle durch einen eigenen Ausschuß vorbereitet und zu geeigneter Zeit eröffnet werden.

14. Bei der Bundesleitung des „D. V.-B." soll darauf hingewirkt werden, daß der 1. deutsche Vortrupp-Tag möglichst in die Zeit der Ferien und an einem Orte in der Mitte Deutschlands verlegt werde, der von allen Vortrupp-Freunden leicht zu erreichen ist.

Schluß der Ausschußsitzung 10½ Uhr.

Für die Richtigkeit des Berichtes über die Ausschußsitzung: Gez. durch sämtl. Mitglieder.

(In der von 72 Mitgliedern besuchten Versammlung vom 2. Dezember wurden die vom Arbeitsausschusse gemachten Vorschläge einstimmig gutgeheißen.)

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Der Vortrupp Jena veranstaltete zu Weihnacht eine erfolgreiche Ausstellung im Dürerbundsinne. Eine Jahrmarktbude auf dem Weihnachtsmarkte für Lebensreformschriften (mit Unterstützung der Sortimenter, durch die allein die Bücher entnommen wurden), brachte einen guten Überschuß und viele neue Freunde.

*

Der Vortrupp Nürnberg unterstützte lebhaft die von anderer Seite veranstalteten Vorträge von Dr. phil. Ernst Schultze, Hamburg, über „Weltanschauung und Wirtschaftsleben", von Geh. Admiralitätsrat Dr. W. Schrameier, Berlin, über „Bodenreform und Kolonien" und von Hauptprediger Dr. Chr. Geyer, Nürnberg, über „Religion und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeit". Wahlspruch des „V.A": „Deutsch sein, das heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun".

*

Der Vortrupp Hamburg setzte es durch, daß sämtliche Kioske und Verkaufsstellen „Vortrupp"-Plakate anheften und lebhaft für den Straßenverkauf des „Vortrupp" tätig waren. Überschüsse aus dem Verkaufe von Briefverschlußmarken usw. überwies er dem Vereine für Ferienkolonien des J. G. G. T.

*

Der Vortrupp Frankfurt a/M. suchte mit Erfolg zunächst neue Bezieher für den „Vortrupp" zu werben, desgleichen Vortrupp Hannover, Vortrupp Berlin u. a.

*

Dem Vortrupp Bremen stellten einige begeisterte Mitglieder ihr Haus als Vortrupp-Haus für die Vortrupp-Bücherei und das Lesezimmer zur Verfügung.

*

Der Vortrupp Leipzig veranstaltete acht Tage nach Erscheinen jeder Vortruppnummer sehr gut besuchte Versammlungen, in denen zunächst die Anregungen besprochen werden, die von der zuletzt erschienenen „Vortrupp"-nummer geboten wurden. Dann folgt ein Vortrag über ein Lebensreformgebiet, das der Vortrupp wiederspiegelt. Die Vorträge werden von tüchtigen Vertretern der jeweiligen Bewegung gehalten. Bisher wurde gesprochen über die Aufgaben des „Deutschen Vortrupp-Bundes", der deutschen Tierschutzbewegung, der Aufgaben der deutschen Studentenschaft, der deutschen Jugendbewegung. Es sind vorläufig noch weitere 16 Vorträge über bekannte Reformbewegungen in Aussicht genommen.

*

Der Vortrupp Buch unterstützt lebhaft und mit Erfolg die Volksbildungsbestrebungen.

*

Der Vortrupp Zürich nahm zu einem wichtigen örtlichen Gesetze mit Erfolg Stellung.

*

„Über die Entwicklung und Bedeutung der deutschen Vortrupp-Arbeit" spricht der Geschäftsführer in der zweiten Hälfte des Monats Januar in den Vortruppgruppen Erfurt, Frankfurt a. M., Mannheim, Darmstadt, Marburg a. L., Halle a. S., Chemnitz, Dresden, Hannover, Hamburg, Altona, Flensburg, Kiel, Berlin. Anschriften für die Einladungen werden umgehend an die Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig, Seeburgstraße 100 I erbeten.

*

Eine umfangreiche Propaganda ist auf Wunsch verschiedener Vortruppgruppen und zahlreicher Vortruppfreunde mit der Vortrupp-Flugschrift Nr. 13 „Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol" von Prof. Dr. Ponickau, deren erste Auflage in 25000 Exemplaren hergestellt wurde, begonnen worden. Der „Verein abstinenter Philologen" hat sie an sämtliche Direktoren der höheren Schulen Deutschlands und die Geschäftsführung des „D. V.-B." sie durch Nr. 1 des „Vortrupp" an sämtliche verantwortlichen Stellen in Heer und Marine mit etwa 4000 Exemplaren gesandt. Siehe auch die Anzeige am Schlusse der Mitteilung.

*

Die Vortrupp-Büchereizeichen erfreuen sich dauernd großer Beliebtheit. Bisher sind 85 500 von Vortruppfreunden verwendet worden, einmal auch für eine Gemeindebücherei, einmal für eine Schiffsbücherei eines Kriegsschiffes und zweimal für die Büchereien gewerblicher Schulen.

*

Vortrupp-Briefverschlußmarken sind bisher etwa 135 000 abgesetzt und entsprechend verwendet worden.

*

Aus der Arbeit einiger Einzelmitglieder nach den betr. Zuschriften:

A. G. in B. .... Senden Sie mit Hinweis auf meine Veranlassung an die aufgegebenen Anschriften die näher bezeichneten Vortruppshefte unter Anstrich der von mir angegebenen Aufsätze ....

L. F. in S. .... Ich habe beide Buchhändler in meinem Orte jetzt für den „Vortrupp" gewonnen und konnte auch jedem schon einen neuen Bezieher zuführen. Die werden auch sonst gute Kunden sein. Ich empfehle, beiden Buchhandlungen nochmals Ihr Buchhändlerzirkular unter Berufung auf mich mit Fensterplakaten zu senden. Es gibt in unserm Städtchen mehr Menschen als ich dachte, die gern wissen möchten, wie es in unserm Volke überall zum Aufstieg sich regt und die sich ein Arbeitsgebiet suchen .....

Th. L. in R. .... Beide Lesehallen werden auf meine Veranlassung abonnieren. Senden Sie mir noch usw.

G. M. in H. ... Jetzt haben die meisten Ärzte den „Vortrupp" im Wartezimmer ausliegen; ich denke, daß sie im nächsten Vierteljahr dann selbst weiter beziehen werden. Ich werde dieserhalb noch anfragen .....

F. L. in H. .... Am nächsten Montag ist also der große öffentliche Vortrag von Dr. M. in der hiesigen Ortsgruppe der Bodenreformer. Ich gebrauche dazu noch umgehend ein Postpaket Nrn. 10 und 13 mit Unterstreichung der Leitaufsätze. Auskunftsblätter usw. werden wohl beigefügt. Der Vorsitzende will auf diese Aufsätze und die Eigenart der Vortrupp-Bewegung — er ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbst begeisterter „Vortrupp"-Leser — aufmerksam machen . . .

Dr. L in B. . . . . Ich gebrauche noch etwa 10 Bestellkarten; Sie haben recht, eine Probenummer ohne eine solche ist wie eine Flinte ohne Kugel. Gleichzeitig usw.

F. S. in S. . . . . Ich habe in den nächsten Tagen noch bei zwei großen Weihnachtsfeiern zu sprechen. Wenn irgendmöglich, senden Sie mir dazu noch Werbematerial, da ich auf den „Vortrupp" besonders hinweisen möchte . .

G. L. in L. . . . . Steter Tropfen höhlt den Stein. Ich ruhe nicht eher, als bis jeder hier weiß, um was es sich beim „Vortrupp" handelt. Ich hoffe noch recht viele „Krieger im Heere des Lichtes" zu gewinnen . . . .

Deutscher Vortrupp-Bund

Geschäftsstelle Leipzig, Seeburgstr. 100 I

Anschriften der Vortrupp-Gruppen

Vorbemerkung: Die mit * versehenen Vortrupp-Gruppen halten regelmäßige Vortragsveranstaltungen ab und haben sich bereits eine besondere Organisation geschaffen und einen bestimmten Arbeitsplan aufgestellt. Für einige Gruppen gilt auf Wunsch die Geschäftsstelle des D. V.-B. als Anschrift. Für die Ankündigung der Vortragsveranstaltungen muß aus leicht ersichtlichen, wirtschaftlichen Gründen auf die Benutzung des Kleinanzeigenteiles im „Vortrupp" S. XV u. XVI verwiesen werden. Den Vortrupp-Gruppen wird die Kleinzeile für diese Zwecke mit nur 35 Pf. berechnet.

Vortrupp Altona: P. Hansen, A., Gerichtsstraße 3.
Vortrupp Augsburg: Max Wiedemann, A., Bäckergasse A 153.
Vortrupp Baden-Baden: O. Eisinger, Oberpostassist. B. B.
***Vortrupp Berlin:** Hans Krakau, B.-N. 24, Gr. Hamburgerstraße 29 I.
Vortrupp Bonn: Kapitänleutnant d. R. G. Horstmann, B., Fahrweg 1.
***Vortrupp Bremen:** Redakteur Alfred Riebau, Br., Buesestraße 8c.
Vortrupp Breslau: cand. theol Siegfried Weichert, B. I, An der Magdalenenkirche 5 III.
Vortrupp Brüssel: Robert Müller, Br., 12, Avenue du Roi.
Vortrupp Cassel: Eduard Herrmann, C., Frankfurter Straße 7.
Vortrupp Chemnitz: Arthur Haßmann, Ch., Nordstraße 3 II.
Vortrupp Cöln a. Rh.: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Colmar: Geschäftsstelle des „D. V.-B", Leipzig.
Vortrupp Crossen a. d. Oder: Max Kurzmann, C., Roßstraße 80 I.
***Vortrupp Danzig:** Dr. med. Catoir, D., Reitbahn 4.
***Vortrupp Darmstadt:** Rechtsanwalt Staedel, D., Elisabethstraße 14 I.
Vortrupp Dirschau: Friedrich Hannemann, D., Dirschauer Wiesen.
***Vortrupp Dortmund:** Joseph Holtrup, Hoheſtr. 67.
***Vortrupp Dresden:** E. D. Freiherr v. Eickstedt, D.-A., Portikusstraße 8.
***Vortrupp Düsseldorf:** Hanns Altermann, D., Gustav Adolfstraße 63/65.
Vortrupp Duisburg: Adolf Albers, D.-Meiderich, Bootshofer Straße 7.
Vortrupp Eisenach: Hermann Buddensieg, E., Markt 5.
Vortrupp Elberfeld: Fritz Aronstein, E., Rondorfer Straße 119.
Vortrupp Elmshorn i. H.: C. Hansen, Elmshorn, Friedensallee 23 I.
***Vortrupp Erfurt:** Schwester Christine Peppel, E., Wilhelmstraße 21.
Vortrupp Essen a. R.: D. Hofmann E.-West, Cranachstraße 3a.
***Vortrupp Flensburg:** C. H. Knutzen, Fl., Apenraderstraße 33.
***Vortrupp Frankfurt a. M.:** Dr. med. Bachem, Fr. a. M., Finkenhofstraße 26.
Vortrupp Frankfurt a. Oder: Zahnarzt Klix, Fr. a. O., Hohenzollernstraße 1.
Vortrupp Freiburg i. Br.: Fräulein Else Baer, F., Erbprinzenstraße 13.
Vortrupp Geestemünde: Carl zur Wieden, G. Schillerstraße 26.
Vortrupp Genf: W. Gürges, G. (Schweiz).
Vortrupp Gera: Edwin Paul Rux, G.-Untermhaus, Moritzstraße 16.
Vortrupp Görlitz: Hauptlehrer P. Hanke, G., Schweinerstraße 3707e.
Vortrupp Göttingen: Hugo Stehn, stud., G., Bergstraße 17 II.
Vortrupp Gotha: Schuldirektor Karl Kohlstock, G., Frankenbergstraße 20.
Vortrupp Graz: Hermann Wiesspeiner. Gr., Nibelungenstraße 44.
Vortrupp Hagen i. W.: Joh. Bohne, Böhmerstr. 60
Vortrupp Halberstadt: Walter Meyer, H., Westerhäuserstraße 20 I.
Vortrupp Halle a. S.: stud. phil. Otto Theiß, H. a. S., Harz 17.
***Vortrupp Hamburg:** Egon Tenzer, H., Schumannstr. 18.
Vortrupp Hannover: cand. arch. Ernst Stehn, H., Langelaube 31.
Vortrupp Harburg a. Elbe: Rudolph Becker. H., Haakestraße 31.
Vortrupp Heidelberg: Frl. Eisabeth May, H., Blumenthalstraße 4.
Vortrupp Höchst a. M.: H. Stoll, Lehrer, H.
***Vortrupp Jena:** Dr. phil. Karl Wilker, J., Weißenburgerstraße 27.
Vortrupp Iserlohn: Arnold Quincke i. Fa. Joh. Diedr., Bonmüter 7.
Vortrupp Karlsruhe i. B.: Oberregisseur F. Grunwald, K., Gartenstr. 36a.
Vortrupp Kiel: Geschäftsstelle d. „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Königsberg: R. Müller, Kalthöffsche Str. 36.
Vortrupp Konstanz: Ludwig Haunz, K., Wussenstr. 20.
***Vortrupp Leipzig:** Hugo Aurig, L.-Stö., Thiemstr. 2,
Vortrupp Lübeck: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Mähr. Schönberg: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Magdeburg: Franz Rust, M., Bismarckstr. 51.
Vortrupp Mainz: Lehrer Georg Schoepp, M., Kurfürstenstraße 37 II.
***Vortrupp Mannheim:** B. Weihmann, M., Prinz Wilhelmstraße 21.
***Vortrupp Marburg a. Lahn:** Karl Panzer, M. a. L., Friedrichstraße 11.
Vortrupp Metz: Ed. Rödenbeck, M., Haagstraße 4.
Vortrupp Mülhausen i. E.: Gustav Wolff, Kais. Zollsekr., M. (E)., Elsässerstraße 12.
Vortrupp München: Amtsrichter a. D. Dr. jur. Otto Bauer, M., Mathildenstraße 9a.
Vortrupp Münster i. W.: stud. jur. Adolf W. Gebhardt, M., Maybachstraße 1.
Vortrupp Neuhaus a. Rwg.: Arthur Marquardt, Neuhaus a. Rwg.
Vortrupp Neumünster: stud. hist. Hans Mansfeldt, N., Haart 43.
Vortrupp Nordhausen: Gustav Temme, Lehrer, N., Hohe Kreuzstraße 15.
***Vortrupp Nürnberg:** R. Lorbeer, N., Burgstr. 16.
Vortrupp Odessa: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Osnabrück: Rud. Finke, O., Martinstr. 23.
Vortrupp Posen: Dr. jur. Aug. Wittstein, P., Kaiser Wilhelmstraße 21.
Vortrupp Prag: Geschäftsstelle d. „D. V.-B." Leipzig.
Vortrupp Quedlinburg: K. Martin, Qu., Steinweg 9.
Vortrupp Reichenbach i. Schl.: Gewerbeassessor Rohde, R. i. Schl., Schweidnitzerstraße 16 E.
Vortrupp Rendsburg: Gustav Heel, R., Materialhofstraße 3.
Vortrupp Riga: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Rostock: Geschäftsstelle des „D. V.-B." Leipzig.
Vortrupp Saarbrücken: Fried. Wagner, S., Gr. Weyersbergerstraße 5.
Vortrupp Schwarzenberg Sa.: Fr. Schneider, Fabr.-Direktor, Schw.
Vortrupp Siegen: Berthold Wittig, S., Siechhausweg 1.
Vortrupp Speyer: Pfarrer Ferd. Mettel, Mechtersheim b. Speyer.
*Vortrupp Stettin: Ing. Carl Kullmann, St., König Albertstraße 11.
Vortrupp Straßburg i. Els.: Heinrich Müller, Str. i. E., Rabenplatz 1.
*Vortrupp Stuttgart: stud. rer. electr. Otto Streich, St., Seidenstraße 46.
Vortrupp Tilsit: E. Mertens, T., Fabrikstraße 15 p.
Vortrupp Tübingen: Hans Georgii, stud. theol., T., ev. Stifte.
Vortrupp Viersen: Geschäftsstelle d. „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Voelklingen: Bruno Gerlach, V., Wilhelmstraße 47.
Vortrupp Weimar: Frau O. von Scholtz, W., Kurthstraße 3.
Vortrupp Wesel: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Wien: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Wiesbaden: Ludwig Schmidt, W., Ziekenring 11 III.
Vortrupp Wilhelmshaven: Marine-Oberzahlmeister Gustav Koch, Rüstringen b. W., Bülowstraße 4 I.
Vortrupp Wismar: Ludwig Karnatz, W. i. M.
Vortrupp Zittau: G. Weickel, Z., Klosterplatz 13.
*Vortrupp Zürich: Robert Rosenkötter, Zollikon-Z.

(Nächste Wiedergabe der Anschriftenliste im April.)

Werbematerial

Das Werbematerial wird, wenn es nicht frei übermittelt werden kann, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise stets bei freier Zustellung.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

250 Verschlußmarken . . . M. 1.—
500 Büchereizeichen mit eigenem Namen . . . . . M. 5.—
250 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.80
125 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.—
Auskunftsblätter unberechnet.
Zusammenstellung von Urteilen über den Vortrupp unberechnet.
100 Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck . . . . . M. 0.50
1 Vortrupp-Nadel (Ende Januar zum Versand gelangend) . . . . . M. 1.—
Blechschildchen für Kioske und sonstige Verkaufsstände unberechnet.
Vortrupp-Plakate unberechnet.
1 Sammelmappe „Fixa" (zum Einheften von 12 Nummern mit Anzeigen) . . . . M. 0.90
1 Einbanddecke (für den ganzen Jahrgang 1912 oder 1913, ohne Anzeigen, aber mit Kinderbeilage bestimmt) . . . . M. 0.90
Verzeichnis der Vortrupp-Flugschriften unberechn.
Gutscheine zum Verschenken eines Vortrupp-Bezuges unberechnet.
Anzeigen-Prospekt zum Werben von Anzeigen unberechnet.
1 Satz Vortrupp-Flugschriften 1—14 . . . . . M. 1.60

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes
Leipzig, Seeburgstr. 100

zu richten.

Vortrupp-Verlag Georg Wigand, Leipzig

Soeben erschien:

Vortrupp-Flugschrift Nr. 13

Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol

Von **Prof. Dr. R. Ponikau**

Preis 25 Pf., 100 Abzüge 12,50 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.
Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 4 — Der Vortrupp — 16. Februar 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 2 — 1913

Inhalt. Auf zur Tat! — Ein Werbebrief. — „Der Vortrupp" und die Arbeit der einzelnen Vortrupp-Gruppen. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Auf zur Tat!

Dem Vortrupp X. zum Geleite 1913.

Nur im Stillen reifen Taten!
So tritt ohne große Worte
Durch des neuen Jahres Pforte —
Säe schweigend deine Saaten!

Mit diesen Dichterworten möchte ich Sie alle an unserem ersten Vortrupp-Abend im neuen Jahre willkommen heißen, besonders auch unsere Freunde, die zum ersten Male gekommen sind.

Wir wollen ja solche Säleute sein im Vortrupp und auch so ganz in der Stille. Da gilt es vor allem zweierlei zu beachten: daß wir gleich dem Landwirt stets darauf bedacht sind, nur die besten Samenkörner auszusuchen und dann, den Ackerboden recht zuzubereiten! Daß wir alle Kräfte, die in uns ruhen, dahin zur Entfaltung bringen, aus Brach- und Ödland fruchtbare Felder zu schaffen. Nicht den wilden Bergwassern vergleichbar, die ziel- und zwecklos ihre Kräfte verströmen lassen, sondern dem Bach, dem von Anfang an durch die Dämme seine Richtung gezeigt, dessen Wellen zuerst die kleinen Mühlen treiben und später die schweren Lasten tragen.

Jeder von uns im Vortrupp muß dabei an sich zuerst beginnen und darf nicht darauf warten, bis der andere anfängt. Diese alte Entschuldigung und Berufung auf den andern soll bei uns keine Heimstätte finden! Wir wollen in uns den Willen zur Tat, zur lebendigen Tat stärken und kräftigen! Möglichst wenig sogenannte gute Vorsätze fassen, aber desto mehr jeden Augenblick tatkräftig handeln! So gewiß jetzt schon wieder draußen in Wald und Feld das Leben heimlich nach oben wandert und emporzusteigen beginnt im Verborgenen zu dem Lichte trotz Schnee und Eis, so wollen auch wir wandern und kämpfen der Sonne entgegen! Wir wollen jederzeit unseren ganzen Stolz darin sehen, dem Vortrupp anzugehören, uns im täglichen Leben als solche echte Vortruppleute zeigen und bewähren, fest zusammenhalten! Und wir wissen uns dabei eins mit vielen gleichgesinnten Freunden draußen im deutschen Land! Auf den mannigfaltigsten Wegen ziehen sie mit uns, alle beseelt und durchdrungen von dem einen Gedanken:

„Wir wollen Kämpfer sein im Heere des Lichtes."

R. L.

Ein Werbebrief.

Zur Benutzung bei neu für die Vortruppbestrebungen zu werbenden Freunden hat die Geschäftsstelle des „D. V.-B." das nachstehende Schreiben herstellen lassen, dessen Versendung bereits gute Erfolge erzielt hat.

..., den ...

Sehr geehrter Herr!

Sie werden aus der Tagespresse ersehen haben, daß auch am hiesigen Ort eine Vortrupp-Ortsgruppe vor nicht langer Zeit begründet worden ist. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die im Deutschen Vortrupp-Bunde vereinigten Vortrupp-Gruppen eine freie Vereinigung (Tatgemeinschaft) der Leser der von Dr. jur. Hermann M. Popert in Hamburg und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche in Berlin herausgegebenen Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit „Der Vortrupp" sind, einer Zeitschrift, die sich die Vertretung aller derjenigen Bestrebungen

angedeihen läßt, die durch Anbahnung einer zweckmäßigeren Gestaltung der Lebensbedingungen und Lebenshaltung des deutschen Volkes dieses kulturell heben will.

Die hiesige Vortrupp-Gruppe möchte nun gleichfalls eine Wiederspiegelung und eine Zusammenfassung aller dieser Reformbestrebungen sein. Nicht, als ob sie sich von vornherein grundsätzlich auf eine jede von ihnen festlegte, aber sie will einer jeden von ihnen Gelegenheit geben, im Kreise der Lebensreformer für sich zu wirken dadurch, daß sie in ihren mancherlei Veranstaltungen den Boden zu freimütiger Aussprache, zu einem Aufeinanderplatzen und zu einer Klärung der Meinungen schafft.

Die bisherigen Mitgliederversammlungen der deutschen Vortrupp-Gruppen haben den erfreulichen Beweis erbracht, daß dieses eine Ziel, nämlich, die einzelnen Lebensreformer einander persönlich und gesellschaftlich näher zu bringen, bereits erreicht worden ist. Es hat sich an den Besprechungsabenden, Ausflügen und sonstigen Veranstaltungen ergeben, wie groß die Anteilnahme der Allgemeinheit an den Fragen der Lebensreform bereits ist und wie sehr die Allgemeinheit die gute Gelegenheit zu benutzen weiß, die ihr der Vortrupp bietet. Und den Gewinn aus diesen offenen und freimütigen Aussprachen haben die einzelnen Richtungen, deren Sprachrohr der Vortrupp sein will. Der gewissermaßen neutrale Boden des „Vortrupp" bietet die beste Propagandamöglichkeit für alle Bestrebungen zur Lebensreform, indem er ihre einzelnen Richtungen dem gegenseitigen Verständnis näher bringt. Der Nüchternheitsbewegung steht hier ein weites Feld offen, z. B. unter den Anhängern der naturgemäßen Lebensweise für sich zu wirken; der Schulreformer wird sich in den Vortruppversammlungen ganz gewiß der großen Bedeutung klar, die u. a. die Bodenreform, die Alkoholfrage, das Wandervogelwesen für seine Bestrebungen haben; alle Richtungen, nach welchem Ziele sie zunächst auch streben, werden im Vortrupp ganz gewiß die werktätige Mitarbeit der Frau, ihre Leistungsfähigkeit besonders auf sozialem und ethischem Gebiete, schätzen und würdigen lernen, wie andererseits auch die Vertreter der Frauenrechte erkennen werden, welch dankbaren Boden sie gerade bei den Abstinenten, den Anhängern der naturgemäßen Lebensweise, den Schul- und Bodenreformern u. a. finden. Es werden deshalb durch den Vortrupp die einzelnen Bestrebungen in Kreise getragen, an die auf dem Wege der eigentlichen Vereinstätigkeit kaum heranzukommen ist, getragen besonders auch durch die dauernd hohe Auflage unserer Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit „Der Vortrupp"; denn das gemeinsame Band, das den „Vortrupp" und seine Gruppen umschlingt, ist doch die Abkehr von philiströser Einseitigkeit und Engherzigkeit, der offene Blick für alle Entwicklungsmöglichkeiten, die warmherzige Menschenliebe und der große, weltbezwingende Glaube an eine Fortentwicklung der Menschheit zu körperlicher, geistiger und seelischer Blüte.

Wir richten nun an Sie die ergebene Bitte, im Interesse Ihrer eigenen Bestrebungen dem hiesigen Vortrupp Ihre werktätige Förderung angedeihen zu lassen, indem Sie ihm beitreten und sich sowohl an seinen geselligen Veranstaltungen, wie an seiner praktischen Arbeit beteiligen, sowie die Ihnen nahestehenden Kreise veranlassen, diesem Beispiel zu folgen. Eigentliche Jahresbeiträge werden nicht erhoben. Die Bemessung eines zur Bestreitung der notwendigen Verwaltungskosten erforderlichen geringen Beitrages neben dem Bezugspreise des Vortrupp ist ganz in das Belieben des einzelnen gestellt. Nicht, um den einzelnen Lebensreformergruppen Konkurrenz zu bereiten, sondern sie zu unterstützen, ihnen einen gemeinsamen Boden zu bereiten, ist der Vortrupp da, und in diesem Sinne soll seine Arbeit verstanden werden.

In der Hoffnung, auch in Ihnen einen Förderer unserer Bestrebungen begrüßen zu dürfen, zeichnet in

vorzüglicher Hochachtung

gez. N. N.

Obmann des Vortrupp N.

NB. Dieser in Schreibmaschinenschrift dreiseitig hergestellte Werbebrief wird den Gruppen zum Selbstkostenpreise zur Verfügung gestellt. Der Preis beträgt 25 Stück M. 0,90, 50 Stck. M. 1.60, 100 Stck. M. 3 bei postfreier Zustellung.

„Der Vortrupp" und die Arbeit der einzelnen Vortrupp-Gruppen.

(Das Nachstehende ist einer Eröffnungsansprache entnommen, die der Obmann des Vortrupp Nürnberg N. Lorbeer in der ersten Arbeitszusammenkunft an die Mitglieder richtete.)

. . . . Der „Vortrupp" ist eigentlich nicht gegründet worden, sondern vielmehr aus unserer Gegenwart heraus gewachsen, nachdem die Voraussetzungen hierfür genügend vorhanden waren. Und was die Hauptsache dabei ist: gerade schaut dieser junge Eichbaum mit seinen ersten grünen Zweiglein in die Welt hinein! „Wachsen und blühen" sind seine nächsten Ziele, und für solche gedeihliche Weiterentfaltung bedarf er der rechten Pflege und Pfleger!

Die Herausgeber des Vortrupp, die nach meinem Empfinden ihr Deutschtum in der einzig rechten Weise vertreten, nämlich, daß sie, gerade weil sie Deutsche sind, deshalb vor allem auch Menschen sind, die Herausgeber haben sich die Aufgabe gestellt, alle verstreuten Lichtquellen in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reformbestrebungen unserer Zeit zu sammeln und von hoher Warte aus die vereinten Feuer auflodern zu lassen in die Gaue unserer deutschen Heimat hinein! Dem hellen Blinkfeuer eines Leuchtturmes vergleichbar, der allen Schiffen durch die Schatten der Nacht den rechten Weg kündet. „Ein Leben der Tat" heißt die Inschrift auf ihren Fahnen und eine jede Nummer unseres Blattes möchte einer Fackel gleichen, entzündet an der Leuchtturmzentrale, jedem Wanderer für seine Art neue Kräfte zu bringen für den Lebensweg, um glimmende Funken in seinem Herzen zu reiner Glut zu entfachen, die alles Halbe in ihm verbrennt.

Jede gesunde, natürliche, echte Lebensregung des werdenden Deutschtums unserer Zeit soll in dieser Bewegung ihr Organ finden, um dann vor allen Dingen „bloße Gedanken in Wirklichkeiten, in Taten" umzusetzen. Denn daß mit allen Gedanken, und wären sie auch noch so groß und gut, allein das Letzte noch nicht getan ist, darüber werden Sie gewiß mit mir einig sein.

„Es war einmal", da zog einer aus auf Abenteuer! Von drei wundersamen Federn waren ihm gar seltsame Dinge berichtet worden. Doch erst, wenn er die letzte finden würde, wäre sein Glück vollkommen. Da leuchtete ihm auf seiner Wanderung die erste Feder in blankem Silber entgegen, gar köstlich anzuschauen! Doch der Warnung eingedenk, bezwang er die Lust, sie zu besitzen und zog weiter. Aber bei dem güldenen Glanze der zweiten Feder konnte er der Verlockung nicht widerstehen und hob das Kleinod auf! Im Augenblick war die weite Landschaft um ihn her verwandelt und er weilte in einem prächtigen Schlosse, zahlreiche Diener standen bereit, seine Wünsche zu erfüllen. Durch den Besitz der Feder war er ein Fürst geworden über ein mächtiges Reich, das er nun zu verwalten hatte. Lange Zeit fühlte er sich wunschlos glücklich in der Erfüllung seiner Pflichten und im Genusse der Freuden! — Da kündete einmal ein fahrender Spielmann von einem köstlichen Kleinod, dessen Besitz das Königreich bringe über die ganze Welt! Die letzte Feder aus Demantstein! Und von der Stunde an konnte der Fürst nimmer froh werden, da er sich dieses einzige Glück verscherzte. Denn also war das Geheimnis der drei Federn: Durch die erste ein Graf, durch die andere ein Fürst und durch die letzte König zu werden! Soweit ein Märchen und nun zur Wirklichkeit!

Die Silberfeder, das ist die Vergangenheit! die sogenannte alte, gute Zeit! Da lassen sich viele von dem erloschenen Lichte dieser versunkenen Welten einspinnen, sehen dort nur das Gute und besitzen nicht den hellen Blick für das Geschehen in ihren Tagen! Ein kaltes Leben fürwahr! Denn nimmermehr entsteht wirkliches Leben allein aus dem erloschenen Glanze vergangener Zeiten!

„Zukunft", so nennt sich die güldene Feder! Ja, später, morgen, kommt auch uns einmal das ersehnte Glück! Dann werden wir dies und jenes tun! Ein schönes Träumen, doch kein Leben! Solche Leute vergessen vor lauter Glücklichwerden meistens ganz das Glücklichsein!

Doch die kostbarste von allen, die Demantfeder, heißt Gegenwart! Sie bedeutet: Jeden Augenblick! Daß die Vergangenheit reich und groß und mächtig gewesen, wo und wie immer sie dies auch war, haben doch im letzten Grunde die Taten geschaffen, die so ganz aus dem Boden einer Gegenwart gewachsen waren! Dies gilt auch heute noch für uns. Erst dann, wenn wir die Gegenwart, jeden einzelnen Tag als unser höchstes Gut, unser heiligstes Kleinod werten und nützen mit der Liebe, die wir dem Höchsten, was wir kennen, entgegenbringen, wird auch die Zukunft glückhaft werden können! Jeder von uns muß da mit ganzer Seele dabei sein. Die Gegenwart ist unser bestes, einziges Ackerfeld!

Aus der Vergangenheit, in der Gegenwart, für die Zukunft!

Dazu muß jeder einzelne zuerst ein Eigener werden, das gerade für ihn brauchbare und taugliche aus dem echten Leben der Gegenwart mit dem Erbe seiner Väter in sein eigenes Leben hineinbauen und umwerten, um sich dann als ein solcher Eigener einzufügen als ein Glied in das gewaltige Leben der Menschheit, um als ein solcher Eigener mitzuschaffen am Bau des Ganzen für die andern! Von innen nach außen müssen wir wachsen!

Eine Sonne befruchtet mit ihren Strahlen unsere Erde — und wie mannigfaltig ist das Geschehen auf diesem unendlichen Ackerfeld! Aus Eigenen bilden sich dann die Arten, Gattungen, Familien usw. Erst die Mannigfaltigkeit ist die Schönheit des Lebens! Was wäre wohl eine Welt von lauter Rosen. Doch eine gemeinsame Ursache schafft diese Bunt- und Vielheit der Entfaltung stets aufs neue wieder, die Strahlen einer Sonne, die aus Samen Blüten, aus Blüten Früchte reifen lassen!

Und ähnliche Vorgänge vollziehen sich auch im Leben der Menschheit! Aus Eigenen, Einzelnen bilden sich Familien, die Sippen, die Stämme, die Rassen, die Völker mit ihrer unendlichen Fülle von Gebräuchen und Sitten, Vorzügen und Nachteilen des Charakters, von Hoffnungen, Sehnsucht und Enttäuschungen, von Kämpfen und Zielen! Aber trotz aller Verschiedenheit bleibt Eines den Menschen doch gemeinsam: Leben, wohl im Anfang befruchtet von jener Sonne, aber dann erst Vollendung, wenn ein helleres Feuer geweckt wird, sich in uns entfaltet und aus uns leuchtet, das ewige, helle Scheinen des Geistes! Ein Leben, das Liebe heißen soll!

Solches gesunde Leben zu fördern und überall, wo es sich regt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm zur Entfaltung und zur tatsächlichen Verwirklichung zu verhelfen, ist das letzte Ziel der Vortruppbewegung! Nicht nur auf die Mängel und Schäden im Geschehen unserer Tage hinzuweisen, sondern Besseres, Edleres an ihre Stelle zu setzen, verschüttete Zugänge zu den ewigen klaren Quellen im Menschenherzen neu zu erschließen, mit froher Zuversicht und Vertrauen auf das Göttliche im Menschen bahnbrechend für alles Schöne und Wahre voranzugehen, in diesen Aufgaben soll das Wesen des Vortrupp zum Ausdruck kommen!

Um dies nun zu verwirklichen, ist aber vor allem Eines not! Daß wir an uns selbst zuerst anfangen! Denn nach meiner persönlichen festen Überzeugung ändern nicht die Dinge die Menschen, sondern gerade umgekehrt die Menschen die Dinge, so überhaupt etwas taugliches herauskommen soll!

(Schluß folgt.)

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Der Vortrupp Jena veranstaltete im Januar einen Vortrag der Polizeiassistentin a. D. Schwester Henriette Arendt, Stuttgart, über den „Kinderhandel in Deutschland". Der Vortrag war von über tausend Personen besucht. Die Einnahmen beliefen sich auf über 600 Mark, davon wurden Schwester Arendt 425 M. ausbezahlt. Diese Summe wird der Bekämpfung des Kinderhandels zugute kommen. Da die Plakate zu diesem Vortrag von böswilligen Leuten von den Plakatsäulen heruntergerissen wurden, richtete der Vortrupp ein Gesuch um erhöhten Schutz der Plakate an die Polizeibehörde. — In den Räumen der Ortskrankenkasse und des städtischen Verwaltungsgebäudes wurde das große Aschaffenburger Alkoholkampfplakat angebracht. — Ein vom Vortrupp Jena herausgegebenes Flugblatt an die Frauen, das zum Preise von 1,25 M. für 100 Stück bei portofreier Zustellung durch die Geschäftsstelle der Jenaer Vortrupp-Gruppe (Weißenburgstraße 27) zu beziehen ist, wurde in rund 1000 Exemplaren bisher verteilt; das Flugblatt warnt namentlich die im Freien arbeitenden Frauen vor dem Alkohol. — Dem Gymnasium in Jena sowie den höheren Schulen Erfurts wurden rund 1000 Stück der Mürwicker Kaiserrede zur Verteilung an die Schüler an Kaisers Geburtstag kostenlos zur Verfügung gestellt. — Dem zweiten Heft der von Fr. W. Fulda, Jena herausgegebenen Wandervogelführerzeitung, die als Manuskript gedruckt in einer Auflage von 1000 Exemplaren erscheint, wurde die Vortruppflugschrift Nr. 2 (Fahrende Schüler) beigelegt. — Rund 3000 Tierschutzpostkarten wurden verkauft. Tierschutzflugblätter wurden verteilt. — An die Kgl. Eisenbahndirektion in Erfurt wurde ein Gesuch um Einführung von Nichtraucherabteilen 4. Klasse auf den Strecken Weimar—Gera und Jena—Naumburg eingereicht. Es wurde abschlägig beschieden, da „ein Bedürfnis ... nicht anzuerkennen" sei. — Für den Februar ist vor allem ein Vortrag Pfarrer Dr. Burks geplant.

*

Neue Vortruppgruppen werden zur Zeit in allen Teilen unseres Vaterlandes vorbereitet. Der Vortrupp-Gedanke findet recht erfreuliche Aufnahme. Im März hofft der Geschäftsführer in den Gruppen Westfalens und der Rheinprovinz sprechen zu können. Die nächste Nr. der „Mitteilungen" wird einen kurzen Bericht über seine Vortragsreise im Januar und Februar bringen. In dieser Nummer wird dann auch das Gruppen-Verzeichnis, in das verschiedene Druckfehler sich eingeschlichen hatten, wiederholt und erweitert werden. Über die Ankündigungen der Vortruppgruppen bittet die Geschäftsführung, die Vormerkung zum Gruppen-Verzeichnis auf S. 7 der „Mitteilungen" vom 16. Januar nachzulesen.

*

Aus der Arbeit einiger Einzelmitglieder nach den betr. Zuschriften:

T. S. in T. . . . . Mit den Vortrupp-Flugschriften habe ich gute Erfahrungen gemacht. Senden Sie mir wieder je 10 Abzüge der Nrn. . . . .

G. L. in R. . . . . Wir freuen uns schon jetzt auf unsere demnächst zu begründende Gruppe. Vorläufig kommen wir acht Vortruppmenschen allwöchentlich einmal bei mir zusammen. Dann besprechen wir die vom letzten Vortrupp-Hefte gegebenen Anregungen und stellen die Namen derjenigen Freunde zusammen, die wir glauben, für den Vortrupp gewinnen zu können . . . .

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Georg Wigand, Leipzig
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 6 — Der Vortrupp — 16. März 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 3 — 1913

Inhalt. „Der Vortrupp" und die Arbeit der einzelnen Vortrupp-Gruppen. — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Deutscher Vortrupp-Bund.

„Der Vortrupp" und die Arbeit der einzelnen Vortrupp-Gruppen.

Schluß.

(Siehe S. 10 der „Mitteilungen" vom 16. Februar.)

Es wird deshalb zunächst notwendig sein, daß die einzelnen von uns untereinander Fühlung nehmen und näher mit sich vertraut werden! Da wird sich gar bald zeigen, daß wohl schon einige bereits tieferes Interesse an der Vortrupp-Bewegung gefunden und deren Wesen und Bedeutung sowie ihre Aufgaben schon gründlicher erfaßt haben. Diese würden jetzt das eigentliche Fundament der Gruppe bilden und es dürfte ihnen ohne weiteres zur Pflicht werden, an den regelmäßigen Zusammenkünften mit Rat und Tat sich zu beteiligen.

Unsere praktische Arbeit an diesen Abenden wird, wie schon angedeutet, vor allem darin zu bestehen haben, daß wir an uns selbst, besonders im Sinne der im Vortrupp festgelegten Richtlinien, weiter arbeiten, uns gegenseitig vorwärts und aufwärts bringen, ehe wir an eine größere Öffentlichkeit und schwierigere Arbeiten herantreten können.

Zunächst müssen wir unsere gegenseitigen Anschauungen als eigene kennen lernen, diese klären und festigen, damit besonders unser Blick klar für alles Helle und Schöne im Geschehen unserer Zeit werde, um dadurch deren Mängeln und Schwierigkeiten erfolgreich zu begegnen und sie allmählich ganz zu beseitigen! Ein offenes, frohes Herz für jeden, der in unserer Mitte weilt, und gleiches erwarten wir natürlich auch von jedem einzelnen Besucher des Abends!

Doch bei den verschiedenartigsten Meinungen soll uns stets das eine Ziel in klarem Scheine leuchten, dahin zu streben und zu wirken, daß „aus Wüste fruchtbar Land, aus Dunkel Licht, aus Samen Ernten werden", Gutes an die Stelle von Bösem, Besseres für Gutes tritt! Nicht um Lohnes oder Dankbarkeit wegen, sondern für und um des Lebens willen allein!

Keine Kritik nur wegen der Kritik, sondern um der Sache willen! Dazu muß es aber überhaupt Ernst, völliger Ernst sein bei dem gemeinsamen Arbeiten in diesen Stunden, in reine Unterhaltungen, sei es nach philosophischer oder ästhetischer Richtung dürfen wir uns keinesfalls verlieren! Religion, so darunter Konfession, Politik, so damit Partei verstanden wird, dürfen in unserem Kreise nicht mehr den Menschen vom Menschen trennen.

Aber jeder, der in der Religion die Aufgaben sieht und erkennt, bei sich und seinen Nächsten das Göttliche, Ewige zu suchen und ihm zur Entfaltung zu verhelfen, jeder, so das helle Sehen lernen möchte für den Lebensweg, wird uns jederzeit willkommen sein!

Nicht etwa so, als ob einige von uns dieses Ziel schon erreicht hätten, nein, aber wir sehnen uns und wir wandern darnach, um es zu verwirklichen; denn rechtes Leben ist im letzten Grunde doch nur ein Kämpfen und Wandern nach dem Höchsten, das die Menschen bewegt! Denn nach meiner persönlichen Überzeugung liegt gerade in diesem Sehnen und Wandern, dessen Taten Merksteine sind, das ewige Geheimnis des Lebens!

Natürlich kann und wird niemand veranlaßt werden, hierbei nun gleich unter allen Umständen mitzutun, dies muß sich vielmehr alles aus einer inneren Notwendigkeit heraus ergeben, wenn es etwas taugen soll. Was wir schon besitzen, wollen wir uns gegenseitig bringen und austauschen! Wenn wir dabei alle unser Bestes einsetzen, werden wir schon in diesem Schaffen eine Befriedigung für unsere Mühe spüren!

Jede Anregung, jeden Vorschlag wollen wir gerne aufnehmen. Noch vermögen wir kein festes Programm, keinen bestimmten

Arbeitsplan zu bringen, dieses wird sich erst allmählich aus dem Zusammenarbeiten heraus entwickeln! Der heutige Abend sollte einzig dazu dienen, in allgemeinen Zügen eine Darlegung zu geben, was wir eigentlich erstreben, um überhaupt einmal anzufangen!

Ich hoffe Ihnen aber einigermaßen bewiesen zu haben, daß die Vortrupp-Bewegung aus einer inneren Notwendigkeit heraus entstanden ist und daß jeder, der echtes Leben ersehnt, sich als Mitkämpfer unter ihr Banner scharen muß!

Der Hauptgedanke, was der Vortrupp eigentlich will, läßt sich vielleicht auch ungefähr in den Worten ausdrücken:

„Alle gesunden und lebensfähigen Reformbestrebungen unserer Gegenwart allmählich unter einer Fahne zu vereinigen, deren Kämpfer zwar getrennt marschieren, doch vereint schlagen!"

In diesem Sinne heiße ich Sie alle herzlich willkommen! Lassen Sie mich meine Ausführungen — als eine Art persönliches Glaubensbekenntnis — nochmals in die Dichterworte zusammenfassen:

Leben heißt: mit heißem Mühen
aufwärts nach der Wahrheit ringen!
Heißt in nimmermüdem Streite
ernst das eigne Ich bezwingen!
Leben heißt: mit starken Armen
froh und fest sein Glück sich schmieden!
Jauchzend nach den Sternen greifen
und der Welt die Stirne bieten!
Leben heißt: in Kampf und Stürmen
Zuversicht im Herzen tragen!
Heißt: im Hoffen nimmer wanken!
und im Leide nicht verzagen!
Heißt: mit immer vollen Händen
Liebe spenden, Liebe geben!
Und für seine Ideale
kämpfend sterben! das heißt
Leben!

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Eine besonders glückliche Werbeform hat einer unserer unermüdlichen Vortrupp-Freunde, der einige Zeit in einem bekannten Sanatorium zur Erholung weilte, zur Ausführung gebracht. Er hat in den verschiedenen kleinen Orten, die in der Nähe seines Aufenthaltsortes liegen, mit Hilfe Ortskundiger eine Zusammenstellung von denjenigen Personen gemacht, von denen bekannt war, daß sie schöngeistige oder soziale Interessen zeigen. An diese hat unser verehrter Freund dann das nachstehend wiedergegebene Schreiben unter Beifügung von einem Auskunftsblatte, Bestellzettel und an mehreren Stellen rot angestrichene Urteilsammlung als geschlossenen Brief, natürlich mit seinem Namen unterzeichnet, gesandt und auf Spaziergängen und Ausflügen in die Briefkästen der Bestimmungsorte gesteckt. Er schreibt u. a. darüber „Ich bin der Ansicht, daß solche oder ähnliche handschriftlich geschriebenen Briefe da, wo überhaupt Interesse geweckt werden kann, Anteilnahme erwecken müssen. Und ich glaube, daß auch andere Vortrupp-Freunde, die wie ich damals in Sanatorien oder dergl. sich aufhalten und dort viel freie Zeit haben, sich gern die gleiche Mühe machen werden." Diese Werbeform läßt sich aber auch sehr gut von jedem Mitgliede des „D. V.-B." verwenden, wenn auch nicht immer in dem großen Umfange, wie unser Freund es getan hat; sie kann besonders neben dem in Nummer 2 der „Mitteilungen" angegebenen Werbebriefe der Leitung eines Vortrupps sehr gut von den einzelnen Mitgliedern zur Ausführung gebracht werden. Der erwähnte Brief lautet wie folgt:

C . . . . . , März 1913

Sehr geehrter Herr Amtsrichter (Oberförster, Amtmann, Pastor, Lehrer usw.)!

Um einer besonders gesunden, außerordentlich ernsthaften und idealen Sache zu dienen, gestatte ich mir, Sie auf die in beiliegenden Blättern gekennzeichnete Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit aufmerksam zu machen.

Ich bin selbstverständlich persönlich nicht beteiligt, wünsche aber all den gesunden Bestrebungen des „Vortrupp" derartig vollen Erfolg, daß ich gern mithelfe, sie überall bekannt werden zu lassen.

Im Dienste der idealen Sache bin ich gern bereit, auf Wunsch auch persönlich nähere Auskunft zu geben; jedoch wird ein Probebezug (1 Vierteljahr nur M. 1.25 und 6 Pf. Zustellungsgeb.) Sie sicherlich besser davon überzeugen, daß es sich um Dinge handelt, die alle Gebildeten — Männer wie Frauen — des deutschen Volkes ernsthaft angehen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
N. N.,
z. Zt. . . . . .
. . . . . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dem Vortrupp Hannover wurde auf die persönlichen Bemühungen seines Obmannes vom Magistrate der herrliche, große gotische Festsaal des alten Rathauses am Markte für einen größeren Vortrupp-Abend zur Verfügung gestellt.

*

Vortrupp am Rennsteig. Auch auf dem freien Lande wird der Vortruppgedanke seiner Verwirklichung nähergebracht. In Neuhaus a. Rwg. haben sich am Mittwoch, den 5. Februar, Vortruppfreunde aus allen umliegenden Orten zu einer Tatgemeinschaft zusammengeschlossen. Fast 50 deutsche Männer und Frauen aus allen Kreisen — Ärzte, Geistliche, Lehrer, Kaufleute, Handwerker — waren erschienen. Herr Pfarrvikar Kalbe-Lauscha hielt einen einführenden Vortrag über „Vortruppaufgaben", an den sich eine rege Wechselrede anschloß. Einem „Vortrupp am Rennsteig" traten sofort 37 Mitglieder bei. Broschüren, Flugschriften usw. wurden für 15 M. abgesetzt. Eine Tellersammlung ergab 30 M. Zunächst finden (öffentliche) Monatsversammlungen statt, an denen auch regelmäßig Vorträge gehalten werden. Ein Arbeitsausschuß kommt außerdem monatlich mindestens zweimal zusammen. Am 12. März spricht Herr Lehrer Hammerschmid-Steinheid über „Vortrupparbeit in der Volksschule".

*

Zur gefl. Beachtung. Nr. 4 der „Mitteilungen" erscheint wieder achtseitig. Eine Reihe Zusendungen konnten leider in dieser Nummer nicht mehr untergebracht werden. — Die Bezieher des „Vortrupp", die zu den Veranstaltungen der in ihrem Wohnorte sich befindenden Ortsgruppe bisher nicht eingeladen worden sind, weil ihre Namen unbekannt waren, werden freundlich gebeten, sich an die in den Mitteilungen genannte Anschrift zu wenden. — Die Vortrupp-Nadeln (Abzeichen) sind soeben zur Absendung gelangt; sie sind zu unserer Freude überall recht freundlich aufgenommen worden. — Nr. 4 enthält die gewünschten Hinweise für eine erfolgreiche Werbung besonders in den jungen Vortruppgruppen, sowie einen Überblick über die Vortragsreise des Geschäftsführers im Januar, Februar und März.

Die Geschäftsführung des „D. V.-B."

Deutscher Vortrupp-Bund

Geschäftsstelle Leipzig, Seeburgstr. 100 I

Anschriften der Vortrupp-Gruppen

Vorbemerkung: Die mit * versehenen Vortrupp-Gruppen halten regelmäßige Vortragsveranstaltungen ab und haben sich bereits eine besondere Organisation geschaffen sowie einen bestimmten Arbeitsplan aufgestellt. Für einige Gruppen gilt auf Wunsch die Geschäftsstelle des D. V.-B. als Anschrift. Für die Ankündigung der Vortragsveranstaltungen usw. muß aus leicht ersichtlichen, wirtschaftlichen Gründen auf die Benutzung des Kleinanzeigenteiles im „Vortrupp" S. XV u. XVI verwiesen werden. Den Vortrupp-Gruppen wird die Kleinzeile für diese Zwecke mit nur 35 Pf. berechnet.

Vortrupp Alexandria (Egypten): Fräul. Johanna Springsklee, Ibrahimih, Casa Lindemann.
Vortrupp Altenessen: Pastor Siegmeyer, Annastr. 40.
***Vortrupp Altona:** Lehrer Wilhelm Vosgerau, Bahrenfeld, Burgstraße 12.
Vortrupp Antwerpen: W. Werner, 195, Chaussee de Malines.
Vortrupp Aschersleben: Fritz Reichstein, Postassistent, Bahnhofstr. 18 pt. I.
***Vortrupp Augsburg:** Max Wiedmann, A., Bäckergasse A 153.
Vortrupp Baden-Baden: O. Eisinger, Oberpostassist. B. B.
Vortrupp Bamberg: Stabsarzt Dr. Lion, B., Ludwigstraße 4.
Vortrupp Barmen: Kurt Werbeck, B., Lichtenplatz.
***Vortrupp Berlin:** Hans Krakau, Charlottenburg, Knesebeckstr. 80/81 part.
***Vortrupp Bonn:** Kurt Küllenberg, B., Bismarckstraße 22 II.
Vortrupp Brandenburg a. H.: Erich Bohnstaedt, Br. a. H., Potsdamerstr. 53I.
Vortrupp Bregenz: Max Haller, B., Gallusstr. 12.
***Vortrupp Bremen:** Redakteur Alfred Riebau, Br., Buseestraße 8 c.
***Vortrupp Breslau:** Direktor Heinze, B., Gartenstr. 75.
***Vortrupp Brüssel:** Robert Müller, Br., 12, Avenue du Roi.
***Vortrupp Cassel:** Eduard Herrmann, C., Frankfurter Straße 7.
Vortrupp Celle (Hann.): Ernst Tuhte, C., Am heiligen Kreuz 32.
***Vortrupp Chemnitz:** Arthur Haßmann, Ch., Nordstraße 3 II.
Vortrupp Coburg: Ludwig Boser, Bankbeamter, C., Hinterer Glockenberg 5.
Vortrupp Cöln a. Rh.: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Colmar: Geschäftsstelle des „D. V.-B", Leipzig.
Vortrupp Crossen a. d. Oder: Max Kurzmann, C., Roßstraße 80 I.
***Vortrupp Danzig:** Dr. med. Catoir, D., Reitbahn 4.
***Vortrupp Darmstadt:** Rechtsanwalt Staedel, D., Elisabethstraße 14 I.
***Vortrupp Detmold:** Fritz Priester, Einj. Freiw., Neue Leopoldstr. 32.
Vortrupp Dirschau: Friedrich Hannemann, D., Dirschauer Wiesen.
***Vortrupp Dortmund:** Joseph Holtrup, D., Hoheste. 67.
***Vortrupp Dresden:** E. D. Freiherr v. Eickstedt, D.-A., Portikusstraße 8.
***Vortrupp Düsseldorf:** Hanns Altermann, D., Gustav Adolfstraße 63/65.
***Vortrupp Duisburg:** Adolf Albers, D.-Meiderich, Bookhofer Straße 7.
Vortrupp Einbeck: Adolf Kage, E., Benserstr. 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Eisenach: Hermann Buddensieg, E., Markt 5.
*Vortrupp Elberfeld: Fritz Aronstein, E., Frankenstraße 5.
Vortrupp Elmshorn i. H.: C. Hansen, Elmshorn, Friedensallee 23 I.
*Vortrupp Erfurt: Schwester Christine Peppel, E., Wilhelmstraße 21.
Vortrupp Eschwege: Hans Roggenkamp, Gymnasialturnlehrer, E., Promenade.
Vortrupp Essen-Ruhr: Otto Meuwsen, E.-R., Beustr. 5.
*Vortrupp Flensburg: C. H. Knutzen Fl., Apenraderstraße 35.
*Vortrupp Frankfurt a. M.: Dr. med. Bachem, Fr. a. M., Finkenhofstraße 26.
Vortrupp Frankfurt a. Oder: Zahnarzt Klix, Fr. a. O., Hohenzollernstraße 1.
*Vortrupp Freiburg i. Br.: Fräulein Else Baer, F., Erbprinzenstraße 13.
Vortrupp Geestemünde: Carl zur Wieden, G. Schillerstraße 26.
Vortrupp Genf: W. Gürges, G. (Schweiz).
*Vortrupp Gera: Edwin Paul Rux, G.-Untermhaus, Moritzstraße 16.
Vortrupp Gießen a. d. Lahn, Dr. jur. Meuser, Rechtsanwalt, Gießen.
Vortrupp Gleiwitz: Gertkemper, G., Obl. Langestraße 19.
Vortrupp Görlitz: Hauptlehrer P. Hanke, G., Schwerinerstraße 3707e.
*Vortrupp Göttingen: cand. jur. R. Wohlers, G., Arndtstraße 4 II.
Vortrupp Gotha: Schuldirektor Karl Kohlstock, G., Frankenbergstraße 20.
Vortrupp Graz: Hermann Wiespeiner. Gr., Nibelungenstraße 44.
Vortrupp Hagen i. W.: Joh. Bohne, H., Böhmerstr. 60.
Vortrupp Halberstadt: Walter Meyer, H., Westerhäuserstraße 20 I.
*Vortrupp Halle a. S.: stud. phil. Otto Theiß, H. a. S., Harz 17.
*Vortrupp Hamburg: Egon Tenzer, H., Schumannstr. 18.
Vortrupp Hameln a. W.: Eduard Beckmann, H., Fischbeckerstr. 46 B.
*Vortrupp Hannover: dipl. cand. arch. Ernst Stehn, H., Kangelaube 31. Sprechzeit: Donnerstag 6½—8 Uhr.
*Vortrupp Harburg a. Elbe: Rudolph Becker, H., Haakestraße 31.
Vortrupp Heidelberg: Frl. Eisabeth May, H., Blumenthalstraße 4,
Vortrupp Homberg: Hans Immel, Lehrer, Homberg.
Vortrupp Höchst a. M.: H. Stoll, Lehrer, H.
*Vortrupp Jena: Dr. phil. Karl Wilker, J., Weißenburgerstraße 27.
Vortrupp Iserlohn: Arnold Quincke i. Fa. Joh. Diedr., J., Bonmüter 7.
Vortrupp Karlsruhe i. B.: Oberregisseur F. Grunwald, K., Gartenstr. 36a.
*Vortrupp Kiel: Landesassistent von der Ahe, K., Körnerstr. 22.
Vortrupp Konstanz: Ludwig Haunz, K., Wussenstr. 20.
Vortrupp Königsberg: R. Müller, Kalthöffsche Str. 36.
Vortrupp Köfen: Heinrich Jensen, Architekt, K., Neue Str. 3.
Vortrupp Kreuznach: Alma Sauermilch, K., Bosenheimerstr. 79.
*Vortrupp Leipzig: Hugo Aurig, L.-Stö., Thiemstr. 2.
Vortrupp Liegnitz: H. Palleske, L., Kgl. Gymnasium.
Vortrupp Lübeck: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Magdeburg: Franz Rust, M., Bismarckstr. 51.
*Vortrupp Mainz: Lehrer Georg Schoepp, M., Kurfürstenstraße 37 II.
*Vortrupp Mannheim: Chemiker Dr. August Böckler, Mannheim-Waldhof, Landhoferstr. 112.
*Vortrupp Marburg a. Lahn: Karl Panzer, M. a. L., Frankfurterstr. 43 II.
Vortrupp Marne i. H.: Rudolph Bünz.
Vortrupp Metz: Ed. Rödenbeck, M., Haagstraße 4.
Vortrupp Meiningen S. M.: Dr. phil. Hermann Köhler, M., Schweizer Gasse 7.
Vortrupp Merseburg: Teller, Postsekretär, M., Weißenfelserstr. 39 II.
Vortrupp Mühlhausen i. E.: Gustav Wolff, Kaiserl. Zollsekretär, M. i. E., Elsässerstr. 12.
*Vortrupp München: Dipl.-Ing. August Hallermeyer, M., Karlstr. 85.
*Vortrupp Münster i. W.: stud. jur. Adolf W. Gebhardt, M., Maybachstraße 1.
Vortrupp Nauen: Bernhard Schroer, vereid. Landmesser, Nauen.
Vortrupp Neapel: Karl Gleißner, vico Corriere S Brigida 34 presso Signarra Nazzari.
*Vortrupp Neuhaus a. Rwg.: Paul Munsche, Lichte b. Wallendorf.
Vortrupp Neumünster: stud. hist. Hans Mansfeldt, N., Haart 43.
Vortrupp Neuruppin: Werner Gorgas, Justizanwärter, N., Kurfürstenstr. 7.
Vortrupp Noerdlingen: Eugen Unzicker, Pensionat-Inspektor, N.
Vortrupp Nordhausen: Gustav Temme, Lehrer, N., Hohe Kreuzstraße 15.
*Vortrupp Nürnberg: R. Lorbeer, N., Burgstr. 16.
Vortrupp Oberweißbach i. Thür.: Lehrer Otto Helling, Oberweißbach i. Th.
Vortrupp Oschersleben: Carl Winter, O., Triftstr. 9/10.
Vortrupp Osnabrück: Rud. Finke, O., Martinstr. 23.
Vortrupp Plauen i. V.: Herbert Eichhorn, P., unterer Bahnhof.
Vortrupp Posen: Dr. jur. Aug. Wittstein, P., Kaiser Wilhelmstraße 21.
Vortrupp Prag: Geschäftsstelle d. „D. V.-B." Leipzig.
Vortrupp Quedlinburg: K. Mertin, Qu., Steinweg 9.
Vortrupp Reichenbach i. Schl.: Gewerbeassessor Rohde, R. i. Schl, Schweidnitzerstraße 16 E.
Vortrupp Remscheid: E. Langermann, R., Greulingstraße 6.
*Vortrupp Rendsburg: Sekretär Bähre, Rendsburg.
Vortrupp Riga: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Rostock: Geschäftsstelle des „D. V.-B." Leipzig.
Vortrupp Saarbrücken: Fried. Wagner, S., Gr. Weyersbergerstraße 3.
Vortrupp Schwarzenberg Sa.: Fr. Schneider, Fabr.-Direktor, Schw.
Vortrupp Siegen: Dr. Humbert, Oberlehrer, S.
Vortrupp Schlüchtern (B. Cassel): Heinrich Goy, Klöbers Mühle.
Vortrupp Schwanheim a. Main: Rob. Neuendorf, Versicherungsbeamter, S., Goldsteinstr. 8.
Vortrupp Speyer: Pfarrer Ferd. Mettel, Mechtersheim b. Speyer.
*Vortrupp Stettin: Ing. Carl Kullmann, St., König Albertstraße 11.
*Vortrupp Straßburg i. Els.: Heinrich Müller, Str. i. E., Rabenplatz 1.
*Vortrupp Stuttgart: stud. rer. electr. Otto Streich, St., Seidenstraße 46.
Vortrupp Tilsit: E. Mertens, T., Fabrikstraße 15 p.
*Vortrupp Tübingen: Hans Georgii, stud. theol., T., ev. Stifte.
Vortrupp Viersen: Geschäftsstelle d. „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Voelklingen: Bruno Gerlach, V., Wilhelmstraße 47.
Vortrupp Weimar: Frau O. von Scholtz, W., Kurthstraße 3.
Vortrupp Kgl. Weinberge b. Prag: Franz Dworsky, Kgl. W., Sumawskrag 10.
Vortrupp Weißenfels: Oswald Michaelis, W., Zimmerstr. 7.
Vortrupp Werden (Ruhr): Hugo Fröhlich, W. (R.).
Vortrupp Wolgast i. Pom.: Frl. Margarete Baars.
Vortrupp Wesel: W. Murkisch, W., Goldstr. 17.
*Vortrupp Wien: Dr. phil. Neumann, Wien I, Spiegelgasse 19.
*Vortrupp Wiesbaden: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Wilhelmshaven: Marine-Oberzahlmeister Gustav Koch, Rastringen b. W., Bülowstraße 4 I.
Vortrupp Wismar: Ludwig Karnatz, W. i. M.
*Vortrupp Zittau: G. Weickfel, Z., Klosterplatz 13.
Vortrupp Zschoppau: A. Walter Zimmermann, Z., Obere Mühlstr. 13.
*Vortrupp Zürich: Robert Rosenkötter, Zollikon-Z.

(Nächste Wiedergabe der Anschriftenliste in Nr. 4, Korrekturen nnd Zusätze umgehend erbeten.)

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.
Druck von Breitkopf & Härtel Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 8 — Der Vortrupp — 16. April 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 4 — 1913

Inhalt. Wir marschieren! Was ist, was will der „Vortrupp"? — Was das Vortrupp-Abzeichen spricht. — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Deutscher Vortrupp-Bund.

Wir marschieren!

Es gibt in der moralischen Welt nichts was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. M. v. Humboldt.

Die Geschäftsleitung des „Deutschen Vortrupp-Bundes" hatte der Nummer 1 der „Mitteilungen" eine Postkarte angefügt, um einen Überblick darüber zu erhalten, wieviel Leser des „Vortrupp" auch als Mitglieder des „Deutschen Vortrupp-Bundes" angesehen sein möchten. Einschließlich der Mitglieder in den Vortrupp-Gruppen haben bisher etwa viertausend Vortrupp-Leser diese Erklärung abgegeben und damit bekundet, daß sie ganz im Sinne des Vortrupp-Gedankens tätig sein möchten. Das ist bereits eine erfreuliche Zahl. Der Gedanke der freien Tatgemeinschaft hat mehr Verständnis gefunden als bei der Gründung des „D. V.-B." erwartet werden konnte. Es ist ganz unmöglich, auf alle zustimmenden Zuschriften so zu antworten, wie die Geschäftsführung des Bundes es möchte, und sie muß nach dieser Richtung hin besonders um Nachsicht und Geduld bitten.

Es ist eine Freude zu sehen, wie es überall an neuen und alten Kräften sich regt, wie vor allem die Jugend begeistert der Vortrupp-Bewegung sich anschließt. Stolz und zukunftsfroh marschiert sie im „Vortrupp" voran. Gut ein Sechstel der siebzig Hundertschaften der „Vortrupp-Leser" wird von unserer Jugend von heute gebildet und in größter Zahl von der akademischen Jugend. Welch erhebende Aussichten für die Zukunft unseres Volkes!

Der Geschäftsführer hatte in den ersten Monaten des neuen Jahres Gelegenheit, eine Anzahl neuer Vortrupp-Gruppen auszugestalten und das Leben in einer Reihe bereits vorhandener Stützpunkte der Vortruppbewegung beobachten zu können. Nirgends verkannte man die großen Schwierigkeiten, die gerade unserer Bewegung sich bieten, aber der feste Glaube an den Sieg war fast überall der gleiche. Echter Vortrupp-Mut durchglühte die Herzen derjenigen, die der Vortrupp-Gedanke begeistert hatte. Das Wort „unmöglich" war aus ihrem Wortschatz gestrichen, und frisch wurde das Werk im Sinne Goethe's angefaßt:

„Säume nicht, dich zu erdreisten,
wenn die Menge schaudernd schweift;
alles kann der Edle leisten,
der versteht und rasch ergreift."

Das gilt mehr oder weniger von allen den Orten — es sind ihrer bereits mehr als fünfzig — in denen der Geschäftsführer mit den Gesinnungsgenossen zusammen sein konnte, es gilt von Flensburg im Norden bis nach Wien im Süden, in Westfalen, wie im Bayernlande, in der Reichshauptstadt wie in ganz kleinen Städten, in denen das Wort Lebensreform bis dahin kaum mit besonderem Nachdruck erklungen war. In der Tat darf freudig festgestellt werden: Wir marschieren.

Der Vortrupp-Gedanke ist doch auch so einfach: die Gewissen wachrufen für die Not unseres Volkes, die Wege zeigen, die zur Mithilfe bereits vorhanden sind, die Achtung vor dem Wirken anderer Lebensreformer zu erhöhen, gegenseitig sich verstehen, schätzen und unterstützen lernen, allen zu dienen und zu irgendeiner sozialen Arbeit wecken möglichst viele neue Kräfte, die bis dahin un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehoben und unbenutzt im deutschen Volke ruhen. Mit ganz besonderem Nachdruck hob Herr Univ.-Prof. Dr. Ernst Sieper in der Münchener Vortrupp-Versammlung hervor, wie segensreich die Vortrupp-Arbeit für unser deutsches Volksleben sein werde, wenn es gelinge, diese Anschauungen recht volkstümlich zu machen.

Erfreulich ist vor allem auch die Erkenntnis, wie eng die Vortrupp-Bewegung mit dem „Helmut Harringa" verwachsen ist, wie Poperts Roman so manchen, der bis dahin seitab stand, zur Tat gerufen und nun zunächst zum „Vortrupp" geführt hat. Als der Geschäftsführer in einer größeren Versammlung während seines Vortrages die Bemerkung machte, daß u. a. der Dürerbund-Roman „Helmut Harringa" viele für die großen Aufgaben des Lebens der Gegenwart und zum Mithelfen geweckt habe, wurde er durch den Zwischenruf unterbrochen: „Ich gehöre dazu". Da meinte der Vortragende, vielleicht werde in der ansehnlichen Versammlung noch der eine oder andere sein, der gleichfalls dieses „ich gehöre dazu" sagen könne. Auf den Ruf „Probe machen" bat er dann diejenigen, die jenes Bekenntnis auch sich zu eigen machen möchten, einen Augenblick von den Sitzen sich zu erheben. Da standen siebzehn Frauen und Männer, bei denen durch „Helmut Harringa" der Wille zur Tat kräftig ausgelöst worden war. Nicht nur junge, es waren auch alte dabei, die wie jener Sanitätsrat empfanden, der nach dem Durchlesen des „Harringa" an die Geschäftsleitung schrieb: „Ich weiß jetzt, was ich meinem Volke schuldig bin".

Wir marschieren! „Der Vortrupp" marschiert. Dieser Tatsache dürfen alle sich freuen, die anfangs doch etwas mit Bangen die allzu fremdartig anmutenden Wegweiser hier und da an den Straßenkreuzungen sich angesehen hatten. Immer mehr Scharen stoßen zu uns, und wenn wir in einer Reihe von Jahren ebensoviele Tausendschaften wie heute Hundertschaften hinter uns haben, dann wird man's im Lande spüren, daß der „Vortrupp" marschiert. Wir stehen heute ganz im Anfange einer Bewegung, von deren Entfaltung aber viele Hunderte gegenwärtig bereits einen weitgehenden Einfluß auf das Kräftewachsen aller deutschen Lebensreformer fest erwarten. Noch gilt es in fast allen Gruppen die Zeit des Tastens, des Wegsuchens und Wegfindens, die Zeit der anfangs sich auftürmenden Hindernisse zu überwinden. Hier und da gilt es vor allem, Menschen zu finden, die noch nicht überlastet in dieser oder jenen Bewegung sind, die, sich selbst unbewußt, nur des Vortrupp-Rufes harren, um an die rechte Arbeit gestellt zu werden. Wie haben in den letzten Monaten nach dieser Richtung hin doch Börnes treffende Worte immer wieder sich bewährt: „Es ist in jedem Menschen eine Kraft gleich der des Dampfes, und wer diese zu finden und zu gebrauchen versteht, kann mehr vollbringen als tausend andere vereinigte Menschen". Es muß auch ganz besonders betont werden, daß in den Vortrupp-Gruppen nicht die Anzahl der vorhandenen Mitglieder das Wichtigste ist, sondern das Wollen jedes einzelnen. „Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitzt, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig". Nach diesem Goethe-Worte gilt es für die Vortrupp-Gruppen weiter die Zahl der Mitarbeiter und Mitstreiter zu erweitern. Freiwillige vor! Dann werden wir auf der ganzen Linie marschieren. Vorwärts mit Vortrupp-Heil! F. H.

Was ist, was will der „Vortrupp"?

(In dem Nachstehenden geben wir ein Flugblatt wieder, das durch den Vortrupp Zürich für die Schweizerische „Vortrupp"-Bewegung geschaffen wurde.)

Der „Vortrupp" will sammeln, will alle verbinden, die den Willen zu frischer, freudiger Tat auf den Gebieten der Lebensreform haben.

Wir alle sind als Glieder eines Volkes voneinander abhängig, einer ist nichts ohne den andern. Und die Gesamtheit wird gebildet durch Gemeinden und Staaten. Wollen wir aber, daß der Staat nicht zu Schaden kommen soll, so müssen wir ihm uns widmen, müssen versuchen, die vielen Schäden unserer Zeit zu beseitigen, auch wenn wir dabei persönlich auf Annehmlichkeiten verzichten müssen. Den Weg zu höheren Zielen werden wir immer nur durch Selbstzucht und Ausdauer finden.

Ein mächtiges, alle Kreise umfassendes Erwachen geht durch unsere Zeit. Seit der Jahrhundertwende beobachten wir auf allen Gebieten das Werden einer neuen Kultur, die in allen germanischen Ländern immer mehr vorwärts drängt. Unzählige Reformbestrebungen sind am Werke, unser ringendes Leben zu etwas Höherem umzuschaffen, als es bisher war und noch ist. Wir wollen aus der „Sachen"-Kultur heraus ins Reich der Persönlichkeit und Zusammengehörigkeit.

Aber, wohin wir uns auch wenden, überall sehen wir eine Zersplitterung, die die besten Kräfte voneinander fern hält. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ideen und Erkenntnisse unserer heutigen Zeit häufen sich so um den einzelnen an, daß er oft nicht mehr weiß, wo aus und ein. So ist's im politischen Leben, ist es in der Literatur, in der Kirche, den mannigfachen Lebensreformbestrebungen usw.

Wir müssen uns deshalb verbinden, wollen wir in der Hast des Alltags unsere Gegenwarts- und Zukunftsziele nicht verlieren, sondern in praktische Tätigkeit umsetzen. — Schon stehen die einzelnen Verbände in ihrer vollen Tätigkeit, noch aber ist nicht ein großes Ganzes da, das alle zu freudiger, gemeinsamer und deshalb doppelt wirksamer Tat verbindet.

Der „Vortrupp" möchte nun allen gesunden Lebensreformbestrebungen einen Ort schaffen, wo sie Verständnis und Hilfe finden. Einheit und Gemeinsamkeit im Vorgehen schafft die Kraft zum Siege. Der „Vortrupp" will, daß unser innerer Wert, der durch Gesundheit von Körper, Geist und Gemüt bedingt ist, erhalten bleibe und wachse. Er will vorwärtsschreitende Politik, solche, die über den Lasten der Gegenwart die Zukunft, die Gesundheit des Volkes nicht vergißt.

Der „Vortrupp" will das Elend unserer Wohnungsfrage mit Hilfe der Bodenrechts-Reform lösen. Er erkennt, daß zur Hebung unserer gesamten Volkskraft dem Volke gerechtere Wohnungsverhältnisse geschaffen werden müssen. Er will die gesundheitlichen Zustände des Volkes bessern durch Kampf gegen jede Unnatur in der Kleidung, Essen und Trinken. Den Kampf gegen den Alkoholismus und seine Förderer wird er mit aller Schärfe aufnehmen und somit auch gegen alle sittlichen Schäden, die mit dem Alkoholgenuß verbunden sind und unserer Volkskraft die Wurzel abfressen.

Ein Führer der Jugend will er werden, um aus ihr gesunddenkende Männer und Frauen zu bilden. Den Frauen will er helfen eine Stellung im Staate zu erlangen, wie es ihrer würdig und einem starken, gesunden Volke zum Segen gereicht.

Wir wollen unsere Heimat und was die Natur uns Menschen bietet, vor gedankenloser und habgieriger Entstellung und Vernichtung schützen, deshalb ist der Heimat- und Naturschutz auch unsere Sache. Der „Vortrupp" will den Frieden unter den Völkern fördern. Die deutschen, anglo-amerikanischen, englischen, nordischen und schweizerischen Gruppen reichen sich deshalb zu gemeinsamer, germanischer Arbeit die Hände. Auf unserm vorwärts und aufwärts führenden Wege werden immer wieder neue Ziele auftauchen, ungeahnte Fernsichten, die uns die Kraft und den Mut geben, immer neue Schaaren aus den Tiefen ins selige Höhenlicht emporzuführen.

Deshalb bittet und fordert er alle Vereinigungen und alle Einzelstrebenden, die des Volkes Bestes erstreben, zu gemeinsamer Organisation, durch deren Wucht sie ihre Ziele sicherer und erfolgreicher vertreten können. Sie wird den Ausgleich schaffen zwischen sich fremd gegenüberstehenden Einzelvereinen. Der „Vortrupp" will einzelne Kräfte zusammenhalten, die in den Vereinen nicht das finden, was sie wollen.

Er wirkt durch Aufklärung mit Hilfe der Halbmonatsschrift „Der Vortrupp". Seine Wurzeln sind in Hermann Poperts „Helmut Harringa", einem Gegenwartskämpfer, der uns mit schonungsloser Härte die Abgründe unserer Zeit zeigt, aber der uns auch den siegesgewissen Glauben an den Weg zur Gesundung gibt.

Der „Vortrupp" ist im Werden, er ruft zur Sammlung und

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!

Was das Vortrupp-Abzeichen spricht.

Ein Gespräch im Eisenbahnwagen.

Ort: Abteil 3. Klasse im Durchgangszuge von Salzburg nach München.

Personen: Vortruppfreund (B), ihm gegenüber ein lebhafter, untersetzter Herr mittleren Alters (A), der sehr bald durch einige unauffällig erwiesene Aufmerksamkeiten und freundliche Bemerkungen die Gunst der Mitreisenden sich errungen hat, obwohl nicht jedem seine Neigung, möglichst viel sich zu unterhalten, zu behagen scheint.

A. Verzeihen Sie bitte noch meine neugierige Frage. Sie haben da im Knopfloch neben einem Knopf mit einer Weltkugel so ein eigenartiges Abzeichen, über das ich mir schon den Kopf fast zerbrochen habe. Der Mann in Gold auf dem dunkelblauen Untergrund macht sich gar nit übel. Aber ich weiß nicht, was er eigentlich will und was die goldene Überschrift auf dem weißen Streifen andeuten soll. „Vortrupp", was ist denn das? Verzeihen Sie, daß ich schon wieder g'fragt hab'.

B. Ich will's Ihnen gern sagen. Dazu tragen wir ja unsere Abzeichen, daß andere darauf aufmerksam werden und fragen. Das Fragen kostet auch nichts, und wer solche Abzeichen sich ansteckt, der muß es sich schon gefallen lassen, daß man ihn einmal darum fragt. Ich freue mich, daß Sie sich's schon so genau angesehen haben (die Nadel herausziehend). Sehen Sie, das ist das Abzeichen des „Deutschen Vortrupp-Bundes" . . . . .

A. Wieder ein neuer Verein, der . . . .

B. Verzeihen Sie, Verein ist hier nicht der richtige Ausdruck. Der „Deutsche Vortrupp-Bund" ist eine Tatgemeinschaft aller derjenigen Frauen und Männer in unserm Vaterlande, die im Sinne der Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" mithelfen möchten, daß unser deutsches Volk gesunder, stärker und schöner und damit willensstärker und tatkräftiger wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

A. Das kann mir schon gefallen, aber die Zeitschrift kenne ich noch gar nicht.

B. Hier habe ich die letzte Nummer, sie steht Ihnen gern zur Verfügung. Hier ist auch ein Auskunftsblatt des „Deutschen Vortrupp-Bundes", aus dem Sie ersehen, daß „Der Vortrupp" alle gesunden Lebensreformbewegungen wiederspiegelt, so daß jeder sich frei entscheiden kann, nach welcher Richtung hin er besonders mitarbeiten möchte.

A. Sie wollen mich wohl schon gleich einfangen?

B. Wenn Sie sich nur einfangen lassen, von Herzen gern. Wir gebrauchen in unserer Bewegung jeden, der ein Herz für unseres Volkes Glück hat. Daß Sie das haben, bewies bereits unser Gespräch.

A. Doch um noch einmal auf Ihr Abzeichen zurückzukommen. Da ist wohl der Mann auf der Nadel dem Titelbilde der Zeitschrift entnommen?

B. Sie haben recht. Es ist der erste der voran marschierenden Vortrupp-Menschen. Ich sage absichtlich Menschen; denn es kommt nicht darauf an, ob es Mann oder Frau ist. Der Künstler aber, der uns das Titelbild zeichnete, hat mit Recht empfunden, daß vor allem die Jugend voran muß, wenn es um das Glück unseres Volkes geht. Und in der Tat ist es auch so. Sie marschiert im „Vortrupp" kräftig voran.

A. Da wollen Sie uns Alten wohl gar nicht?

B. Eine ganz besondere Freude ist's uns, wenn sie dabei sind. Sie sehen ja, auf dem Bilde sind sie auch dabei, Seite an Seite mit der zielsicher voranschreitenden deutschen Jugend. Und der Vortrupp-Mann auf unserer Nadel hat ein ganz unbestimmtes Alter. Die Hauptsache ist, daß er mit voranschreitet und den nach uns Kommenden die Wege bereiten hilft, ein rechter Krieger im Heere des Lichtes, wie es im „Helmut Harringa" heißt.

A. „Helmut Harringa" . . . . .

B. „Helmut Harringa", der bekannte Dürerbund-Roman von Hermann Popert, dem Herausgeber des „Vortrupp" . . . . .

A. Es tut mir sehr leid, auch den kenne ich nicht. Aber Sie brauchen mich nicht so erstaunt anzusehen; ich bekenne ganz offen, daß ich weder vom „Vortrupp" noch von dem genannten Roman vorher etwas gehört habe.

B. Nun, das ist keine Schande; ich mag vielleicht etwas verwundert ausgeschaut haben, weil zufälligerweise in den Kreisen, in denen ich hauptsächlich verkehre, wohl jeder diesen erfolgreichsten Roman des letzten Jahrzehnts kennt, der wiederum die Veranlassung zur Begründung des „Vortrupp" und der „Deutschen Vortrupp-Bewegung" geworden ist.

A. Bitte erzählen Sie mir davon und geben Sie mir auch noch an, wo ich das Buch und die Zeitschrift beziehen kann. (Das Gespräch wird immer lebhafter; das Vortrupp-Abzeichen hat ein rechtes Vortrupp-Gespräch geweckt, das erst durch das Abrufen in München ein Ende findet. Auch die übrigen Mitreisenden beteiligen sich nach und nach am Gespräch.)

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Dem **Vortrupp Bremen** steht jetzt ein zweites „Haus Vortrupp" zur Verfügung. Wie seinerzeit berichtet, hatten fünf jüngere Bremer Vortruppfreunde sich in Bremen-Oberneuland, Rockwinkeler Landstraße 20 ein Landhaus gemietet, das sie unter dem Namen „Haus Vortrupp" der Bücherei des Vortrupps Bremen zur Verfügung gestellt haben, und dessen geräumiger Garten den Bremer Vortrupplern sowie befreundeten Wandervogelgruppen als Spiel- und Versammlungsplatz dienen soll. Nunmehr ist im Doppelhause Bremen-Horn, Luisental 13/14 ein zweites „Haus Vortrupp" erstanden, das zwei Vortrupp-Familien sowie einigen jüngeren Vortruppleuten als Wohnung dient, und das mit seinem geräumigen Garten ebenfalls geselligen Veranstaltungen des Vortrupps Bremen dienen soll. Das freundliche Haus fällt mit seiner Inschrift bereits allen Fahrgästen der unweit vorüberfahrenden Eisenbahnen auf.

*

Der Vortrupp Buch sucht mit großem Eifer im Dürerbund-Sinn weiter die Bevölkerung (siehe „Mitt." S. 6) für den Bezug guter Bücher und Bilder zu erwärmen. Der Vorsitzende des Arbeitsausschusses, Pfarrer Hommel, hält in seiner Wohnung eine ständige Ausstellung bereit, und in einer besonderen Flugschrift sind alle Frauen und Männer eingeladen worden, vor dem Kaufe eines Buches oder eines Wandschmucks diese Ausstellung sich anzusehen.

*

Vortrupp Jena. Von dem regen Betrieb des Vortrupp Jena mögen folgende Zahlen zeugen: Im Januar 103, im Fe-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bruar 153 Postsachen abgesandt. Die Zahl der Posteingänge betrug im Januar 47, im Februar 36. Die Einnahmen betrugen im Januar 694,63 M., die Ausgaben 633,30 M. Im Februar betrugen die Einnahmen 158,80 M., die Ausgaben 102,85 M. — Von den Frauenflugblättern wurden in Jena 500 Stück verteilt, nach auswärts wurden im Ganzen 2000 versandt. — An Stelle des geplanten Vortrages von Pfarrer Dr. Burk, der leider nicht kommen konnte, fand am 25. Februar ein von etwa 100 Personen besuchter öffentlicher Erörterungsabend statt, der sich mit dem Problem Abstinenz oder Mäßigkeit befaßte. Als Redner für den einleitenden Vortrag war Dr. Hans Ritter von Hattingberg aus München gewonnen worden. Sein Thema lautete: „Der goldene Mittelweg". Die etwa anderthalbstündige Diskussion trug manches zur Klärung der Ansichten bei. Die Tagespresse brachte ausführliche und anerkennende Berichte über den Abend. — Über die für den Sommer geplanten Veranstaltungen wird in der nächsten Nummer berichtet.

*

Der Vortrupp Mannheim hat zunächst einen Werbeausschuß gebildet, der unter der Leitung eines besonderen Obmannes eine außerordentlich verzweigte vorbildliche Tätigkeit aufgenommen hat. Mit sämtlichen Buchhandlungen der Stadt ist persönlich Rücksprache genommen und den verschieden geäußerten Wünschen der einzelnen Sortimenter Rechnung zu tragen versucht worden, um sie für die Vortruppwerbung zu erwärmen. Eine besondere Abteilung des Werbeausschusses hat eine umfangreiche Anzeigenwerbung vorgenommen. Der Vortrupp Mannheim besitzt für die Stadt und Umgebung eine eigene Geschäftsstelle. Ihm ist gleichfalls (siehe unter Hannover in voriger Nummer der „Mitteilungen") für größere Vortragsveranstaltungen ein städtisches Lokal zur Verfügung gestellt. Der Bürgermeister hat auf die mündliche vom Vorsitzenden des Werbeausschusses vorgetragene Bitte die etwa 560 Personen umfassende Aula des Grh.-Real-Gymnasiums kostenlos überwiesen.

*

Der Vortrupp Nürnberg beginnt das Wandern unter seinen Mitgliedern mit besonderem Eifer zu pflegen. Als „amtliches" Wanderlied hat er aus dem Allgemeinen Deutschen Kommersbuch — von Jul. Hammer 1851 gedichtet, zu singen nach der Melodie „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein" — das nachstehende „Wanderlied" erkoren, das auch vielleicht in andern Gruppen als gutes Vortrupp-Lied erkannt wird.

1. Nun ist die schöne Frühlingszeit, nun geht
es an ein Wandern;
Bald ist's allein und bald zu zweien, und
trifft es sich mit andern.
Wie junges Grün und Sonnenschein muß
bei dem Lenz das Wandern sein,
Das frische frohe Wandern.

2. Dreifache Lust ist Sangeslust, kann sie ins
Weite schallen.
Im grünen Hain die Vögelein, die treibens
nach Gefallen.
Wie junges Grün und Sonnenschein muß
bei dem Lenz das Singen sein,
Das frische frohe Singen.

3. Wer singen und wer wandern will, tu's
lieber heut' als morgen.
Es scheucht Gesang und Wandergang das
eigennützge Sorgen.
Wie junges Grün und Sonnenschein muß
bei dem Lenz die Freude sein,
Die frische Herzensfreude.

4. Frisch auf! Gesang und froher Gang, mit
frommem, freiem Sinne.
So springt der Quell des Lebens hell, uns
zwiefach zum Gewinne.
Mit jungem Grün und Sonnenschein zog
auch in unsre Herzen ein
Des Lenzes Segensfülle.

*

Aus der Arbeit einiger Einzelmitglieder nach den betr. Zuschriften (siehe auch Seite 6, Spalte 2).

J. T. in O. . . . Vor einiger Zeit habe ich im Eisenbahnwagen einen bayerischen Ministerialbeamten durch die Worte: „Vortrupp" gewonnen durch die Worte: „Wollen Sie mal einen interessanten Artikel lesen?" Ich reichte ihm das Heft Nummer 1 für 1913 mit dem rot angestrichenen Artikel über Kaiser Wilhelm und brauchte dann nichts weiter zu sagen. Der Herr las den Aufsatz durch, betrachtete dann das Vortrupp-Heft genauer vorn und hinten, las noch einen Artikel, las schließlich das ganze Heft (und zwar mit einem Gesichtsausdruck, der ungefähr sagte: „Sieh mal an! Allerhand Hochachtung!") und bemerkte endlich zu mir: „Das ist eine ganz ausgezeichnete Zeitschrift. Halten Sie die?" Ich stellte ihm das Heft nebst zwei Bestellkarten zur Verfügung und versicherte, daß es mir eine große Freude sei, wenn ich der ausgezeichneten Zeitschrift neue Freunde zuführen könne. Der Herr Rat hatte von den Bestrebungen

noch nichts gehört, war aber sichtlich erfreut, daß solch ein Unternehmen ins Leben gerufen ist und sagte, er würde den „Vortrupp" später vielleicht in Freundeskreisen empfehlen. Zunächst wolle er selbst abonnieren. Nach diesem Erfolge habe ich auf Reisen noch mehrfach versucht, Fremde für den „Vortrupp" zu interessieren und meist — besonders bei längerem Zusammenfahren — mit Erfolg. In der Hoffnung, daß die Veröffentlichung dieser Zeilen weitere Vortrupp-Freunde, die Gelegenheit und Lust zu solcher Gelegenheitsarbeit haben, zu dieser Art der Abonnentenwerbung anregen wird, bitte ich Sie, von ihnen beliebigen Gebrauch zu machen . . . . .

Dr. jur. et phil. W. St. in K. . . . In den der letzten Nummer des „Vortrupp" vom 16. März beiliegenden Mitteilungen des Vortruppbundes lese ich von einer „besonders glücklichen Werbeform" für Ihre segensreiche Zeitschrift. Ich möchte nun auf meine Art, die zwar etwas kostspieliger, aber vielleicht doch noch sicherer ist, auch etwas tun und bestelle deshalb für die gleichzeitig hiermit an Sie angewandten Mk. 20.— den „Vortrupp" auf das Jahr vom 1. April 1913 bis 1. April 1914 für 1) . . . . 2) . . . . 3) . . . . 4) . . . . Vielleicht kann ich usw.

J. in K. . . . . Von meinem Freunde wird noch empfohlen, beim Aufsuchen von Ärzten Vortrupp-Nummern im Sprechzimmer auszulegen und auf Reisen usw. an Stelle von sogenannten Trinkgeldern Harringa-Exemplare zu verschenken.

E. F. in R. . . . . Erst heute komme ich dazu, Ihnen eine Liste von etwaigen Interessenten Ihres Vortrupps zu senden. Außer der Adresse habe ich auch noch Stand, Alter und Charaktereigenschaften dazugeschrieben, um Ihnen die Auswahl der betreffenden Hefte und welche Themen den Leser interessieren dürften, zu erleichtern. Wo ich „mit" dazu geschrieben habe, können Sie meinen Namen und meine Empfehlung angeben. Wo ich „ohne" dazu geschrieben habe, wollen Sie bitte meinen Namen nicht angeben. Wollen Sie das bitte nicht verwechseln!

Indem ich dem Vortrupp meiner besten Freundschaft versichere . . . . .

*

Vorschläge zu einem Programm für einen Vortrupp-Unterhaltungsabend. (Einfache Form mit geringen Mitteln.)

1) Vierstimmiger Männerchor. Mozart's Bundeslied: Brüder reicht die Hand zum Bunde.

2) Ansprache des Vorsitzenden (5 Minuten) „Vorwärts treibende Kräfte in unserm Volksleben".

3) Redner (6—8 Minuten) Über Wohnungs- und Bodenreform.

4) Rezitation eines geeigneten Gedichtes von Richard Dehmel.

5) Redner 6—8 Minuten (Arzt) Von naturgemäßer Lebens- und Heilweise.

6) Vierstimmiger Chorgesang: Zwei muntere Wanderlieder.

7) Redner (6—8 Minuten) Vom größten Volksfeind und seine Bekämpfung (über die Bestrebungen der Nüchternheitsvereine).

8) Rezitation: Ein entsprechendes Gedicht aus Asmussens Sammlung „Zur Wehr und Lehr" oder eine kleine Kinderaufführung einer dramatischen Szene von Alli Trygy-Helenius.

9) Rednerin (6—8 Minuten) Der Anteil der Frauen am Kulturaufstieg.

10) Frauenchor.

11) Redner (6—8 Minuten) Über Jugendpflege und Elternpflicht.

12) Männerchor.

13) Schlußansprache: Ausblicke für die Zukunft (die Bedeutung der Vortrupp-Bewegung).

14) Gemeinsamer Gesang: Deutschland, Deutschland über alles (Strophen 1 und 3).

NB. Der Vorsitzende müßte in der Einführungsansprache hervorheben, daß es natürlich nicht möglich ist, alle vorwärts treibenden Kräfte an einem Abend in kurzen Ansprachen zu kennzeichnen. Die angeführten Ansprachen dürfen nicht länger sich ausdehnen, wie angegeben, und die Redner sind dringend um Einhaltung der Redezeit mit Rücksicht auf das Gelingen des Abends zu bitten. In dem angegebenen Rahmen würde das Programm einschließlich der kurzen Pausen in etwa 2 Stunden sich abwickeln und alle Zuhörer frisch und voller Eindrücke entlassen.

*

Vortrupp-Liederbuch. Von verschiedenen Vortrupp-Gruppen ist der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte ein „Deutsches Vortrupp-Liederbuch" herausgegeben werden. Warum aber etwas Neues herausgeben, wenn nahezu Musterhaftes besteht? Als Vortrupp-Liederbücher ohne Nebentendenz können die folgenden bezeichnet werden:

1) Liederborn, herausgegeben von von L. Carriere und W. Werkmeister. Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle a/S. 1,50 Mk.

2) Neudeutsches Studenten- und Volksliederbuch von J. Hiersche und R. Pensler. Verlag von Deutschlands Großloge II des J.O.G.T., Hamburg 30. 1,60 Mk.

3) Liederbuch von J. Petersen. (Im Gegensatze zu 1 und 2 ohne Noten, aber 100 der schönsten deutschen Lieder enthaltend.) Verlag von Deutschlands Großloge II des J.J.O.T., Hamburg 30. Preis 40 Pfg. (In größerer Anzahl unmittelbar vom Verlage in Hamburg entsprechend billiger.)

Im Format dieser Bücher soll gelegentlich (gewissermaßen als Anhang) eine kleine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zusammenstellung von Liedern herausgegeben werden, die besonderen Vortrupp-Zwecken dienen könnten und in den genannten Büchern nicht enthalten sind. Dazu bittet die Geschäftsführung um weitere Vorschläge. Aber nur das Beste ist für den Vortrupp gut genug.

Deutscher Vortrupp-Bund

Geschäftsstelle Leipzig, Seeburgstr. 100 I

Anschriften der Vortrupp-Gruppen

Vorbemerkung: Die mit * versehenen Vortrupp-Gruppen halten regelmäßige Vortragsveranstaltungen ab und haben sich bereits eine besondere Organisation geschaffen sowie einen bestimmten Arbeitsplan aufgestellt. Für einige der in Bildung begriffenen Gruppen gilt auf Wunsch die Geschäftsstelle des D. V.-B. als Anschrift. Für die Ankündigung der Vortragsveranstaltungen usw. muß aus leicht ersichtlichen, wirtschaftlichen Gründen auf die Benutzung des Kleinanzeigenteiles im „Vortrupp" S. XV u. XVI verwiesen werden. Den Vortrupp-Gruppen wird die Kleinzeile für diese Zwecke mit nur 35 Pf. berechnet.

Vortrupp Alexandria (Egypten): Fräul. Johanna Springsklee, Ibrahimih, Casa Lindemann.
Vortrupp Altenessen: Pastor Siegmeyer, Annastr. 40.
***Vortrupp Altona:** Lehrer Wilhelm Vosgerau, Bahrenfeld, Burgstraße 12.
Vortrupp Antwerpen: W. Werner, A., 195, Chaussee de Malines.
Vortrupp Aschersleben: Fritz Reichstein, Postassistent, Bahnhofstr. 18 pt. l.
***Vortrupp Augsburg:** Max Wiedmann, A., Bäckergasse A 153.
Vortrupp Baden-Baden: O. Eisinger, Oberpostassist. B. B.
Vortrupp Bamberg: Stabsarzt Dr. Lion, B., Ludwigstraße 4.
Vortrupp Barmen: Kurt Werbeck, B., Lichtenplatz.
***Vortrupp Berlin:** Hans Krakau, Charlottenburg, Knesebeckstr. 80/81 part.
***Vortrupp Bonn:** Kurt Küllenberg, B., Bismarckstraße 22 II.
Vortrupp Brandenburg a. H.: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Bregenz: Max Haller, B., Gallusstr. 12.
***Vortrupp Bremen:** Redakteur Alfred Riebau, Bremen-Horn, Luisental 14, „Haus Vortrupp".
***Vortrupp Breslau:** Egon Arzt, stud. rer. elektr., B. VII, Hofchenstr. 50.
Vortrupp Brüssel: Robert Müller, Br., 12, Avenue du Roi.
***Vortrupp Cassel:** Frl. Else Franke, C., Prinzenstr. 17.
Vortrupp Celle (Hann.): Ernst Cuhte, C., Am heiligen Kreuz 32.
***Vortrupp Chemnitz:** Arthur Haßmann, Ch., Nordstraße 3 II.
Vortrupp Coburg: Ludwig Boser, Bankbeamter, C., Hinterer Glockenberg 3.
Vortrupp Cöln a. Rh.: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Colmar: Geschäftsstelle des „D.V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Crossen a. d. Oder: Max Kurzmann, C., Roßstraße 80 I.
***Vortrupp Danzig:** Dr. med. Catoir, D., Reitbahn 4.
***Vortrupp Darmstadt:** Rechtsanwalt Staedel, D., Elisabethstraße 14 I.
***Vortrupp Detmold:** Handelslehrer F. W. Schulze, D. Lemgoerstr. 54.
Vortrupp Dirschau: Friedrich Hannemann, D., Dirschauer Wiesen.
***Vortrupp Dortmund:** Joseph Holtrup, D., Hohestr. 67.
***Vortrupp Dresden:** Vortrupp-Geschäftsstelle, Dr., Johann Georgen Allee 16.
***Vortrupp Düsseldorf:** Hanns Altermann, D., Gustav Adolfstraße 63/65.
***Vortrupp Duisburg:** Adolf Albers, D.-Meiderich, Bookhofer Straße 7.
Vortrupp Einbeck: Adolf Kage, E., Benserstr. 2.
Vortrupp Eisenach: Hermann Buddensieg, E., Markt 5.
***Vortrupp Elberfeld:** Fritz Aronstein, E., Frankenstraße 5.
Vortrupp Elmshorn i. H.: C. Hansen, Elmshorn, Friedensallee 23 I.
***Vortrupp Erfurt:** Schwester Christine Peppel, E. Wilhelmstraße 21.
Vortrupp Eschwege: Hans Roggenkamp, Gymnasialturnlehrer, E., Promenade.
Vortrupp Essen-Ruhr: Otto Meuwsen, E.-R., Beustr. 5.
***Vortrupp Flensburg:** C. H. Knutzen Fl., Apenraderstraße 33.
***Vortrupp Frankfurt a. M.:** Dr. med. Bachem, Fr. a. M., Finkenhofstraße 26.
Vortrupp Frankfurt a. Oder: Zahnarzt Klix, Fr. a. O., Hohenzollernstraße 1.
***Vortrupp Freiburg i. Br.:** Fräulein Else Baer, F., Erbprinzenstraße 13.
Vortrupp Geestemünde: Carl zur Wieden, G. Schillerstraße 26.
Vortrupp Genf: W. Gürges, G. (Schweiz).
***Vortrupp Gera:** Edwin Paul Rug, G.-Untermhaus, Moritzstraße 16.
Vortrupp Gießen a. d. Lahn, Dr. jur. Meuser, Rechtsanwalt, Gießen.
Vortrupp Gleiwitz: Gertkemper, G., Obl. Langestraße 19.
***Vortrupp Görlitz:** Hauptlehrer P. Hanke, G., Schwerinerstraße 3707 e.
***Vortrupp Göttingen:** cand. jur. R. Wohlers, G., Arndtstraße 14 I.
Vortrupp Gotha: Schuldirektor Karl Kohlstock, G., Frankenbergstraße 20.
Vortrupp Graz: Hermann Wiespeiner. Gr. Nibelungenstraße 44.
Vortrupp Greifswald: stud. phil. Gaedecke, G., Gützkowerstr. 83.
***Vortrupp Grünberg:** Otto Fritze, G.
Vortrupp Hagen i. W.: Joh. Bohne, H., Böhmerstr. 60.
Vortrupp Halberstadt: Walter Meyer, H., Westerhäuserstraße 20 I.
***Vortrupp Halle a. S.:** Siegmund Rothe, H. a. S., Königsstr. 2 II.
***Vortrupp Hamburg:** Egon Tenzer, H., Schumannstr. 18.
Vortrupp Hameln a. W.: Eduard Beckmann, H., Fischbeckerstr. 46 B.
***Vortrupp Hannover:** dipl. cand. arch. Ernst Stehn, H., Brühlstr. 3 p. Sprechzeit: Donnerstag 6½—8 Uhr.
***Vortrupp Harburg a. Elbe:** Rudolph Becker, H., Haakestraße 31.
Vortrupp Heidelberg: Frl. Eisabeth May, H., Blumenthalstraße 4.
Vortrupp Heilbronn: A. Leim, Lehrer, H., Stauffenberg 45 I.
Vortrupp Holzminden: Karl Kohlmann, H., Bahnhofstr. 12.
Vortrupp Homberg: Hans Immel, Lehrer, Homberg.
Vortrupp Höchst a. M.: H. Stoll, Lehrer, H.
Vortrupp Husum: Justizrat Storm, H.
***Vortrupp Jena:** Dr. phil. Karl Wilker, J., Weißenburgerstraße 27.
Vortrupp Iserlohn: Arnold Quincke i. Fa. Joh. Diedr., J., Bonmüter 7.
Vortrupp Karlsruhe i. B.: Oberregisseur F. Grunwald, K. Gartenstr. 36a.
***Vortrupp Kiel:** Landesassistent von der Ahe, K., Körnerstr. 22.
Vortrupp Konstanz: Ludwig Haunz, K., Wussenstr. 20.
Vortrupp Königsberg: R. Müller, Kalthöffsche Str. 36.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Kösen: Heinrich Jensen, Architekt, K., Neue Str. 3.
Vortrupp Kreuznach: Alma Sauermilch, K., Bosenheimerstr. 79.
*Vortrupp Leipzig: Hugo Aurig, L.-Stö., Thiemstr. 2.
*Vortrupp Liegnitz: H. Pallaske, L., Wallstr. 22.
Vortrupp Lübeck: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Magdeburg: Franz Rust, M., Bismarckstr. 51.
*Vortrupp Mainz: Lehrer Georg Schoepp, M., Kurfürstenstraße 37 II.
*Vortrupp Mannheim: Chemiker Dr. August Böckler, Mannheim-Waldhof, Landhoferstr. 112.
*Vortrupp Marburg a. Lahn: Karl Panzer, M. a. L., Frankfurterstr. 43 II.
Vortrupp Marne i. H.: Rudolph Bänz, M.
Vortrupp Metz: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Meiningen S.-M.: Dr. phil. Hermann Köhler, M., Schweizer Gasse 7.
Vortrupp Merseburg: Teller, Postsekretär, M., Weißenfelserstr. 39 II.
Vortrupp Mülhausen i. E.: Gustav Wolff, Kaiserl. Zollsekretär, M. i. E., Elsässerstr. 12.
*Vortrupp München: Dipl.-Ing. August Hallermeyer, M.-Pasing Arnulfstr. 11.
*Vortrupp Münster i. W.: stud. jur. Adolf W. Gebhardt, M., Maybachstraße 1.
Vortrupp Nauen: Bernhard Schröer, vereid. Landmesser, Nauen, Brandenburgerstr. 351.
Vortrupp Neapel: Karl Gleißner, vico Corriere S Brigida 34 presso Signarra Nazzari.
*Vortrupp Neuhaus a. Rwg.: Paul Munsche, Lichte b. Wallendorf.
Vortrupp Neumünster: stud. hist. Hans Mansfeldt, N., Haart 43.
Vortrupp Neuruppin: Werner Gorgas, Justizanwärter, N., Kurfürstenstr. 7.
Vortrupp Nördlingen: Eugen Unzicker, Pensionat-Inspektor, N.
Vortrupp Nordhausen: Gustav Temme, Lehrer, N., Hohe Kreuzstraße 15.
*Vortrupp Nürnberg: R. Lorbeer, N., Burgstr. 16.
Vortrupp Oberweißbach i. Thür.: Lehrer Otto Helling, Oberweißbach i. Th.
Vortrupp Oschersleben: Carl Winter, O., Triftstr. 9/10.
Vortrupp Osnabrück: Rud. Finke, O., Martinstr. 23.
Vortrupp Porto Alegre (Brasilien): Gustav Ringel, P. A., Rue Vol da Patria 495a.
Vortrupp Plauen i. V.: Herbert Eichhorn, P., unterer Bahnhof.
Vortrupp Posen: Dr. jur. Aug. Wittstein, P., Kaiser Wilhelmstraße 21.
Vortrupp Prag: Geschäftsstelle d. „D. V.-B." Leipzig.
Vortrupp Quedlinburg: K. Mertin, Qu., Steinweg 9.
Vortrupp Reichenbach i. Schl.: Gewerbeassessor Rohde, R. i. Schl., Schweidnitzerstraße 16 E.
Vortrupp Reichenbach i. V.: Emil Fischer jr., R., Tuchplatz 5.
Vortrupp Remscheid: L. Langermann, R., Greulingstraße 6.
*Vortrupp Rendsburg: Sekretär Bähre, Rendsburg.
Vortrupp Riga: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Rostock: Geschäftsstelle des „D. V.-B." Leipzig.
Vortrupp Saarbrücken: Fried. Wagner, S., Gr. Weyersbergerstraße 3.
Vortrupp Schwarzenberg Sa.: Hans Schmalfuß, Schw., Markt 60.
Vortrupp Siegen: Dr. Humbert, Oberlehrer, S.
Vortrupp Schlüchtern (B. Cassel): Heinrich Goy, Sch., Klöbers Mühle.
Vortrupp Schwanheim a. Main: Rob. Neuendorf, Versicherungsbeamter, S., Goldsteinstr. 8.
Vortrupp Speyer: Pfarrer Ferd. Mettel, Mechtersheim b. Speyer.
*Vortrupp Stettin: Ing. Carl Kullmann, St., König Albertstraße 11.
*Vortrupp Straßburg i. Els.: Heinrich Müller, Str. i. E., Rabenplatz 1.
*Vortrupp Stuttgart: stud. rer. electr. Otto Streich, St., Seidenstraße 46.
Vortrupp Tilsit: E. Mertens, T., Fabrikstraße 15 p.
*Vortrupp Tübingen: Hans Georgii, stud. theol., T., ev. Stifte.
Vortrupp Viersen: Geschäftsstelle d. „D. V.-B.", Leipzig
Vortrupp Voelklingen: Bruno Gerlach, V., Wilhelmstraße 47.
Vortrupp Weimar: Frau O. von Scholtz, W., Kurthstraße 3.
Vortrupp Kgl. Weinberge b. Prag: Franz Dworsky, Kgl. W., Sumawskrag 10.
Vortrupp Weißenfels: Oswald Michaelis, W., Zimmerstr. 7.
Vortrupp Werden (Ruhr): Hugo Fröhlich, W. (R.).
Vortrupp Wolgast i. Pom.: Frl. Margarete Baars.
Vortrupp Wesel: W. Murkisch, W., Goldstr. 17.
*Vortrupp Wien: Dr. phil. Neumann, Wien I, Spiegelgasse 19.
Vortrupp Wiesbaden: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Wilhelmshaven: Marine-Stahlzahlmeister Gustav Koch, Rüstringen b. W., Bülowstraße 41.
Vortrupp Wismar: Ludwig Karnatz, W. i. M.
Vortrupp Zeitz: Kurt Fischer, Z., Fischstr. 7.
*Vortrupp Zittau: G. Weickfel, Z., Klosterplatz 13.
Vortrupp Zschoppau: A. Walter Zimmermann, Z., Obere Mühlstr. 13.
*Vortrupp Zürich: Robert Rosenkötter, Zollikon-Z.

Zu freundlicher Beachtung!

1. An die Gruppenleitungen ist in diesen Tagen zu freundlicher Kenntnisnahme und zur Aufbewahrung für die Akten gesandt worden:
   a) Ein Arbeitsplan des Vortrupp Leipzig. (Von diesem Arbeitsplane bleiben die Umschlagseiten im Satze stehen. Diejenigen Gruppen, die ein ähnliches, wirkungsvolles Werbemittel sich herstellen wollen, würden dadurch, da nur der Selbstkostenpreis des Druckes berechnet wird, weniger Schwierigkeiten bezüglich der Herstellung haben. Der Vortrupp Leipzig gibt weitere Abzüge dieses Arbeitsplanes zur Selbstkostendeckung für 15 Pfennig postfrei ab.)
   b) „Ratschläge" für die Werbearbeit in den Vortrupp-Gruppen mit Anstrich verschiedener Stellen.
   c) Zettel zur Aufgabe geeigneter Anschriften von Volksfreunden, an die Werbehefte und Auskunftsblätter gesandt werden sollen.
   d) 3 Abzüge der „Mitteilungen" Nummer 1.
   e) Urteile aus der Presse über die Gründung von Vortrupp-Gruppen.
   f) Verzeichnis der Vortrupp-Flugschriften.

2. Unter Bezugnahme auf d) werden die Gruppenvorstände freundlichst gebeten, für die Werbetätigkeit die in den „Mitteilungen" gebotenen verschiedenen Vorschläge häufiger zur Besprechung zu stellen. Es wird sich für jede Vortrupp-Gruppe dann sehr bald ein erfreuliches Arbeitsgebiet entwickeln.

Die Geschäftsstelle des „Deutschen Vortrupp-Bundes, Leipzig, Seeburgstr. 100.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Georg Wigand, Leipzig
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 10 — Der Vortrupp — 16. Mai 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 5 — 1913

Inhalt. Vom Vortruppbüchereizeichen. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Vortruppspruch. Nicht die Proletarier aller Länder sollen sich vereinigen, sondern die Vernünftigen, die Vorwärtswirkenden aller Stände. Moritz von Egidy.

Vom Vortruppbüchereizeichen.

Das Vortruppbüchereizeichen hat nun seit fast einem Jahre eine erfreuliche und vielseitige Verwendung gefunden. Sind doch jetzt bereits etwa 100 000 in Benutzung genommen und suchen in ihrer stillen, wenig aufdringlichen Form für den Vortruppgedanken zu werben.

Übereinstimmend bei allen in Benutzung genommenen Buchzeichen war die Einfügung des Vortupp-Titelbildes in verkleinerter Form, verschieden war nur die dazu gewählte Unterschrift und auch die Druckfarbe. Am meisten sind Blaudruck auf weißem oder Schwarzdruck auf braunem Papier (wie die Farbe des Vortrupp-Umschlages) gewählt worden. Einige Vortruppfreunde, die dieses Buchzeichen für ihre gesamte Bücherei in Gebrauch nehmen wollten, wählten auch eine kleine Form wie die vorstehende mit Schwarzdruck auf moosgrünem stärkeren Papier oder in Zweifarbendruck genau wie beim Vortruppumschlag.

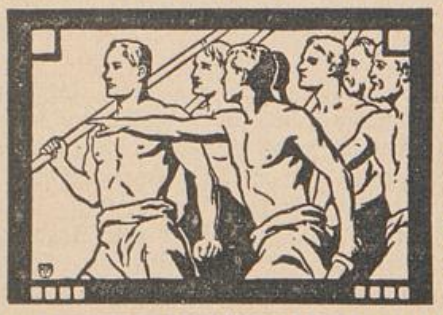
Der Gedanke des Vortruppbuchzeichens richtete sich zunächst nicht auf eine Benutzung für sämtliche Bücher, sondern nur für diejenigen, die in die vom „Vortrupp" vertretenen verschiedenen Lebensreformgebiete einzureihen waren.

Eins der ersten Büchereizeichen war deshalb auch das obige, das in den meisten Fällen gewählt worden ist und je einmal auch bei einer Gemeindebücherei (Abt. Lebensreformliteratur) und einer Schiffsbücherei, sowie je zweimal für die Büchereien von Gewerbeschulen und Leihbüchereien Anwendung gefunden hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Eckmannschrift, wie in dem vorstehenden Buchzeichen, wurde besonders bevorzugt, doch waren nach dieser Richtung mancherlei Wünsche geäußert worden und zur Ausführung gekommen. Es war für diese Form stets der Grundgedanke leitend: Diejenigen Bücher und Hefte, die ich mit diesem Zeichen versehe, sind Kampf- und Aufklärungsschriften im Sinne des „Vortrupp", und sie sollen als solche durch dieses Buchzeichen sofort von jedermann erkannt werden. Bei verschiedenen Büchereizeichen war unter dem Namen noch der Eintragungsvermerk für das Verzeichnis angegeben, z. B. Werk . . ., Nr. . . . . (A, Nr. 14 = Alkoholfrage, Nr. 14 oder V., Nr. 6 = Vegetarismus, Werk 6).

Eine größere Zahl der Besteller des Büchereizeichens vertrat den Gedanken: In meine Bücherei kommt nichts mehr hinein, was nicht im Sinne der Vortruppbestrebungen auch als Unterhaltungslektüre bestehen kann. Sie wählten deshalb für alle Bücher das Vortruppbuchzeichen besonders in den nachstehenden Formen.



Aus der Bücherei
von
Pauline Schmidt

Buchzeichen
des
Franz Leßner

J. O. G. T.
Nr. .....

Mein Eigen
Gerhard Holtz

Dies Buch gehört
nur
Edgar Leonhardt

Bücherei
Adolf Ebner

Aus der Bücherei
Frieda Evers

Buchzeichen der
Vortrupp-Bücherei
von
Albert F. Meyer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie auch das Vortruppbuchzeichen*) mit den zielbewußt vorwärts eilenden ganzen Menschen auch weiter zur Verwendung kommen mag — und hoffentlich wird es in dem angedeuteten Sinne recht fleißig weiterbenutzt, — immer wird es im Vortruppsinne anregen und fragen. Anregen: Viele einzelne Tatmenschen sind zu werben, um vorwärts zu kommen; fragen: Warum gehörst du noch nicht zu uns?

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Der Vortrupp Erfurt hat auf einem einseitigen, geschmackvoll mit Vortruppbild bedruckten Blatte folgende Zusammenstellung geboten:

Veranstaltungen im zweiten Viertel des Jahres 1913.

Sonntag, den 27. April: Spaziergang in den Märchenwald. Vortrag: Germanische Religion. Spiele. Treffpunkt: Schießhaus 2 Uhr.

Pfingstsonntag, den 11. Mai: Wanderung nach Waltersleben. Vortrag: Bauernkunst. Abmarsch: Schießhaus 2 Uhr.

Sonntag, den 1. Juni: **Wilhelm Hey-Gedächtnisfeier.** Wander-Fahrt Ichtershausen. Abmarsch: Flora 9 Uhr morgens. Rückkehr über Neudietendorf.

Sonnabend und Sonntag, den 21. und 22. Juni: Sonnwendfeier auf der Rudelsburg.

Sonntag, den 6. Juli: Wanderung Tieftal-Friedrichsdorf. Vortrag: Licht und Luft als Gesundungsmittel. Abmarsch: Krankenhaus 7 Uhr morgens.

Sonntag, den 20. Juli: Wanderung Schellroda durch den Willrodaer Forst. Vortrag: Die Kleidung von gesundheitlichen und künstlerischen Gesichtspunkten. Abmarsch: Jäger-Kaserne 2.30 Uhr nachm.

Alle Freunde unserer Sache oder solche, die es werden möchten, sind uns willkommen.

Auskunft durch: A. Hoffmann, Viktor Scheffelstraße. 6.

*

Der Vortrupp Weißenfels a. S. hielt am 9. April seine 1. Versammlung nach der Gründung ab. Der Arbeitsausschuß setzt sich zusammen aus den Herren: Lehrer Max Thielitz, Kirchgasse (Obmann), Kaufmann Willi Eilge, Bergstr. 21 II (Schatzmeister), stud. geod. Robert Schlegel, Schützenstr. 11 (Schriftwart). Für das laufende Vierteljahr wurde folgender Arbeitsplan festgelegt:

16. April: Vortrag: Kino und Kind. (Lehrer Thielitz.)
23. April: Besprechung der letzten Vortruppshefte.
30. April: Vortrag: Warum ist Bodenreform notwendig? (Lehrer Weder.)
7. Mai: Vortrag: Der deutsche Gedanke in der Welt. (Lehrer Thielitz.)
14. Mai: Vortrag: Über Heimatschutz. (Herr Seifert.)
21. Mai: Vortrag: Die Weißkreuzbewegung. (Lehrseminarist Hannert.)
28. Mai: Vortrag: Wohnungsfrage und Alkoholismus. (Lehrer Weder.)
4. Juni: Vortrag: Schrebergärten. (Herr Schatz.)
11. Juni: Vortrag: Zur Geschichte der Wandervogelbewegung. (Herr stud. math. Rohloff.)
18. Juni: Vortrag: Schundliteratur und ihre Bekämpfung. Lehrseminarist Pfeiffer.)
21. u. 22. Juni: Teilnahme der Gruppe an der Sonnwendfeier auf der Rudelsburg.
25. Juni: Besprechung von Vortrupp-Artikeln.
2. Juli: Vortrag: Körperkultur. (Herr Sack.)

Die Versammlungen werden vorläufig noch immer Marienstr. 42 abgehalten.

*

Der Vortrupp Frankfurt veranstaltete, nachdem er im Januar einen Vortrag des Geschäftsführers über die Vortruppbewegung und im Februar einen Vortrag von Rechtsanwalt Staedel-Darmstadt über Bodenreform gehört hatte, im März und April erfolgreiche Vorträge mit anderen Vereinen zusammen (mit dem Verein Frauenbildung

*) Das Vortruppbuchzeichen wird, wie auf S. 8 angegeben, zum Selbstkostenpreise hergestellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Frauenstudium und dem Frankfurter Frauenklub, wobei Direktor Bierau über Landerziehungsheime und Dr. Bachem über Frauentracht und Körperkultur sprach.

*

Aus der Arbeit einiger Einzelmitglieder nach den betr. Zuschriften (siehe auch Seite 6, Spalte 2).

W. D. in L. . . . . Die Kleinbahnen des Kreises L. führen Bibliothekskasten: Lesestoff für die Reise. Ich schlage vor, den „Vortrupp" in die Bahnwagen zu hängen, vom D-Wagen herab bis zum 4. Klassewagen. Es müßten von den Ortsgruppen auch die örtlich vielleicht Bedeutung habenden Aufsätze rot oder blau angestrichen werden, damit die Leute das Wichtigste herausfinden. — Ich habe vor Jahren bei täglichen Fahrten in der 4. Klasse oft einzelne Kunstwartstücke — aus dem Absatze von Heute für Morgen — an die Leute gegeben und lesen lassen, und so die Leute zu mancher Aussprache gebracht. Ebenso ließe sich das für die Straßenbahnwagen der Großstädte einrichten — statt der unbedeutenden Reklamehefte und der Eisenbahnzeitungen. Diese Art der Arbeit wäre ich bereit für L . . . . zu organisieren, da ich ab 15./3. dorthin übersiedle und dem „D. V.-B." beitrete. Vielleicht könnte diese Arbeit von der Ortsgruppe L . . . in Angriff genommen werden.

*

L. G. in B. . . . . Senden Sie uns bitte noch 10 Nadeln in Kommission. Unseren Mitgliedern macht es besonderes Vergnügen, alle neugierigen Frager zufrieden zu stellen. Über den „Vortrupp" kann jetzt jeder von uns reden. Die verschiedenen Lebensreformvereine werden sich wundern, wie unsere Vortruppler für sie zu „keilen" verstehen. . . . .

*

Ein praktischer Vorschlag für Leipzig wurde von einem Vortrupp-Freunde in nachstehenden Ausführungen gemacht, die auch für andere Orte von Bedeutung sein dürften. Der Vortrupp Leipzig will die Ausführung dieses Vorschlages einmal versuchen.

Es gilt in diesen Wochen — noch vor dem Turnfest — eine Auskunftsstelle zu schaffen für alle Volkserziehungsangelegenheiten. Alle Vereine und Bünde, die im Sinne der Gesundung des deutschen Volkes arbeiten, müssen sich zusammentun und damit einverstanden sein, daß ihre Geschäftsstellen zusammengelegt werden in eine größere Räumlichkeit mit mindestens einem großen Schaufenster. Eine begabte Persönlichkeit, die für alle Volkserziehungssachen Interesse hat, muß die Leitung der den ganzen Tag über geöffneten Auskunfts- und Geschäftsstelle übernehmen. Diese muß Bescheid wissen über die idealen Bestrebungen aller beteiligten Vereine und die Literatur jedes Vereins anschaulich geordnet auslegen, vielleicht in getrennten Abteilungen, in der die Besucher ruhig die Schriften einsehen können — ohne jeden Zwang. Auch alle geschäftlichen Angelegenheiten wie Anmelden, Bezahlen können dort ohne Kostenaufschlag vorgenommen werden.

Die Schaufenster werden abwechselnd nach einer bestimmten Abmachung von den einzelnen Bünden benutzt. Es dürfte für viele eine reizvolle Aufgabe sein, mit feinem Geschmack einen wesentlichen Gedanken eines der Vereine anschaulich zu machen. Die Dresdner Hygiene-Ausstellung zeigte ja, wie soziale Gedanken durch Bild und Tabelle überzeugend wirken können. Bei Kongressen ist es selbstverständlich, daß dem betreffenden Bunde Vorrechte eingeräumt werden. Gerade bei solchen Anlässen wird sich der Segen einer festen Auskunftsstelle bewähren. Auch auf alle Vorträge, die im Sinne der Volksgesundung liegen, wird in diesem Schaufenster hingewiesen. (Wenn auch Eintrittskarten zu diesen hier verkauft werden sollen, könnte die Auskunftsstelle besondere Vergütung verlangen.)

Wenn bekannte Persönlichkeiten der Bünde ab und zu einen Tag hier verweilen würden und dies vorher bekannt machten, um Interessierten die Möglichkeit einer Unterhaltung zu geben, würde der Reiz noch erhöht werden.

Zur Kostenfrage will ich auch nur kurze Andeutungen machen: Ich denke mir diese Einrichtung in bevorzugter Geschäftslage der Stadt. Wer soll die Ladenmiete bezahlen!!? Das ist der springende Punkt, an dem die Sache scheitern wird, wenn sich nicht eine unsrer guten Buchhandlungen der idealen Sache annimmt. Und eine Buchhandlung, in der alle einschlägigen Werke vorrätig sind und sofort gekauft werden können, gehört zu meinem Plan, d. h. ich denke mir die Räume getrennt — eine innere Tür stellt am besten die Verbindung mit der nachbarlichen Buchhandlung her. (Denn viele einfache Menschen haben eine eigenartige Scheu, eine Buchhandlung zu betreten, in einen freundlich ausschauenden Laden ohne Kaufzwang wagen sie sich eher.) Dadurch würde auch die Personenfrage zunächst erleichtert. Solange nicht eine geeignete Persönlichkeit im Hauptberuf von den Bundeszuschüssen bezahlt werden kann — Optimisten könnten ja auch auf eine freiwillige Kraft hoffen — könnte die Buchhandlung mit Kräften aushelfen.

Dies als Anregung. Wer verwirklicht sie? Heil ihm!

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 12 — Der Vortrupp — 16. Juni 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 6 — 1913

Inhalt. Werbung im Sommer. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Werbung im Sommer.

Die Überzeugung, daß der Sommer eine ungeeignete Zeit sei, für große Gedanken, für das Lesen ernster Bücher und Zeitschriften zu werben, ist allgemein verbreitet. Sie findet sich auch in Vortrupp-Kreisen. Das ergeben mancherlei Zuschriften, die für die Zeit des Herbstes eine große Tätigkeit für den „Vortrupp" und für die von ihm vertretenen Anschauungen in Aussicht stellen oder die darauf verweisen, daß im „Sommer niemand Zeit habe, zu lesen". Manche Tatsachen scheinen dieser Anschauung recht zu geben. Als der Vortrupp-Verlag im Sommer vorigen Jahres sich zeitig genug an sämtliche Buchhandlungen in Bade- und Erholungsorten mit der Bitte gewandt hatte, man möge den „Vortrupp" für diejenigen Badegäste, die es lieben, auch in ihrer Erholungszeit mit mancherlei Fragen der Volkswohlfahrt sich zu beschäftigen, auslegen und diese Bitte durch Werbemittel verschiedener Art unterstützte, da haben von 5—6000 Buchhandlungen nur 2 eine zustimmende Zuschrift gesandt. „Der ‚Vortrupp' ist bei mir noch nie verlangt worden", erklärte ein Buchhändler in einem kleinen Seebade einem unserer Freunde, der ihm seine Verwunderung ausgesprochen hatte, daß er kein Vortrupp-Plakat ausgehängt und keine Probenummern vorrätig hatte. Das ist die Anschauung der weitaus meisten Buchhändler, nur etwas „auf Lager" zu führen, was verlangt wird, ohne dabei zu bedenken, daß ihr Kundenkreis sich sichtlich heben würde, wenn gerade sie in den Fragen der Volksgesundheit und der Hebung der gesamten Kultur der erzieherischen Seite ihres Berufes sich mehr bewußt sein würden. Vortrupp-Bezieher sind gute Bücherkäufer, das ist uns schon mehrfach bestätigt worden. Unsere Freunde werden gut tun, ständig darauf die Buchhändler aufmerksam zu machen.

Daß aber für den „Vortrupp" gerade die Sommerzeit eine recht gute Werbezeit ist, haben eine Reihe von Zuschriften aus verschiedenen Freundeskreisen uns bewiesen. Leider fehlt es in den „Mitteilungen" an Raum, um alle Zuschriften dieser Art wörtlich zur Anregung zum Abdruck bringen zu können. Auf der Wanderung, auf der Fahrt in der Eisenbahn und im Dampfschiff findet sich immer Gelegenheit, das Gespräch auch auf diejenigen großen Fragen unsrer Zeit zu richten, die der „Vortrupp" wiederzuspiegeln sich bemüht. Deshalb bitten wir unsere Freunde, für solche Gelegenheit immer ein Auskunftsblatt oder eine Bestellkarte bei sich zu führen. Eine freundliche Bemerkung genügt oft, um zu einem Probebezuge anzuregen. Die bei solcher Gelegenheit fortgegebene Nummer wird vom Verlage bereitwilligst wieder ersetzt.

Auch in diesem Jahre bitten wir diejenigen unserer Freunde, die in der glücklichen Lage sind, einige Wochen zur Erholung zu verreisen, ihren „Vortrupp" sich nicht nachsenden zu lassen, sondern uns ihre verschiedenen Ferien-Anschriften aufzugeben. Der Verlag wird dann veranlassen, daß sie dorthin die fälligen „Vortrupp"-Nummern erhalten. Er erbittet als Gegenleistung nur die Weitergabe dieser Nummer an Reisegefährten oder Bekannte, die für Vortrupp-Gedanken aufnahmefähig sein können oder um die Auslage in Lesezimmern usw. Sie können umsomehr diese Vortrupp-Hefte fortgeben, da sie bei der Rückkehr die inzwischen erschienenen Nummern vorfinden. Einer unserer Freunde, der im Sommer regelmäßig ein Seebad aufsucht, weist stets gern seine „Strandkorb-Bekannt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaften" auf den „Vortrupp" hin und läßt das ihm nachgesandte Heft zuweilen von Korb zu Korb gehen. Er freut sich dann jedesmal, wenn dieser oder jener Vortrupp-Aufsatz zu einer besonders anregenden Besprechung in der Faulenzerzeit am Strande führt. Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, daß die Besucher der Badeorte im allgemeinen einen besonders geeigneten Boden zur Werbung für „Vortrupp-Gedanken" nicht bieten. Ihre Anschauungen sind von denjenigen der Lebensreformer der verschiedensten Art oft noch zu weit entfernt, als daß schnell ein Erfolg bei der versuchten Werbung erzielt werden kann. Hier gilt's, die Hoffnung solange nicht zu verlieren, als bis man erkannt hat, daß manche Menschenherzen anscheinend dem nackten Felsen ohne jede aufnahmefähige Ackerkrume gleichen.

Die meisten Lebensreformer unserer Zeit suchen glücklicherweise die schönste Erholung, wenn irgend ihr körperliches Befinden es gestattet, im Wandern durch Wald und Flur, mit dem Rucksack auf dem Rücken. Der wird nicht sonderlich beschwert, wenn auch einige Vortrupp-Hefte hineingesteckt werden, die man doch sehr bald gut unterzubringen weiß. Wir müssen unsre Freunde bitten, (siehe auch die Erklärung der Schriftleitung und des Verlages in Nummer 1 der „Mitteilungen") in der Verbreitung des „Vortrupp" unermüdlich zu sein, weil nur auf diese Weise er einmal ganz volkstümlich werden und sein Einwirken auf die verantwortlichen Volkskreise ausüben kann. Im vorigen Jahre hat der Vortrupp-Verlag rund dreihundertfünfzigtausend Vortrupp-Hefte verbreitet und fast die doppelte Zahl an aufklärenden Auskunftsblättern, Urteilen usw., hat sehr viel Anzeigen erlassen, viel Tausend Plakate zum Aushang bringen lassen und mit Hilfe unserer zahlreichen begeisterten Freunde eine reiche Werbetätigkeit entfaltet. Wenn auch nicht die geringste Veranlassung vorliegt, mit dem erzielten Erfolge unzufrieden zu sein, unsere Freunde mögen sich gerade im Laufe des Sommers hier und da überzeugen, auf wieviel Menschen diese Werbung noch n i c h t eingewirkt hat, mögen beobachten, wo man das Wort Vortrupp, trotz der regen Unterstützung seitens der Presse noch nicht vernommen hat und wenn man es gehört hat, irgendeinen Begriff damit nicht zu verbinden imstande ist. Sie werden damit erkennen, wieviel unermüdliche Arbeit noch zu tun übrig bleibt, wie unsere Freunde vor allem erkennen werden: „Wer rastet, der rostet" und wie es notwendig ist, nicht einen Augenblick zu verzagen. Treue Werbearbeit hat noch immer, wenn oft auch nicht im ersten Sturm, Erfolge, oft ganz unerwartet, gebracht.

Wenn jeder Vortrupp-Bezieher den Sommer als eine besonders günstige Werbezeit betrachtet und entsprechend versucht, auch nur e i n e n neuen Vortrupp-Bezieher zu werben, dann würde im Hinblick auf die erfolgte Verdoppelung unserer Leserschar auch für uns die Sommerzeit eine besondere Zeit des Reifens geworden sein. Dazu ein kräftig „Heil"! F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Der Arbeitsausschuß des **Vortrupp Kiel** hat allen Mitgliedern, um die Werbetätigkeit anzuregen, nachstehende Zuschrift übermittelt. Die Anregung wird hiermit an alle Vortruppfreunde weitergegeben und ihr zu folgen warm empfohlen.

Kiel, den ...

Sehr geehrter Herr Amtsrichter!

Um einer außerordentlich gesunden, außerordentlich ernsthaften und idealen Sache zu dienen, gestatte ich mir, Sie auf die in beiliegenden Blättern gekennzeichnete Zeitschrift aufmerksam zu machen.

Ich bin selbstverständlich persönlich nicht beteiligt, wünsche aber all den gesunden Bestrebungen des „Vortrupp" derart herzlich vollen Erfolg, daß ich gern mithelfe, sie überall bekannt werden zu lassen.

Im Interesse der idealen Sache bin ich gern bereit, auf Wunsch auch persönlich nähere Auskunft zu geben; jedoch wird ein Probebezug (1 Vierteljahr = 1,25 M.) Sie sicherlich besser davon überzeugen, daß es sich um Dinge handelt, die alle Gebildeten des deutschen Volkes — Männer wie Frauen — ernsthaft angehen.

Im voraus hebe ich hervor, daß — im Gegensatz zu so vielen anderen Zeitschriften und Vereinen — der „Vortrupp" ein Ding ist, was n o t t u t. Und aus diesem Grunde bitte ich ferner, die anliegenden beiden Hefte nach Durchsicht an schöngeistig oder sozial interessierte Herren oder Damen Ihres Bekanntenkreises weitergeben zu wollen.

In vorzüglicher Hochachtung ergebenst

(gez.) J u l i u s T h a n e r,
Marineoberzahlmeister.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es hat sich gezeigt, daß handschriftlich geschriebene Briefe der vorstehenden oder ähnlicher Art bei allen irgendwie schöngeistig oder sozial interessierten Leuten Anteilnahme für den „Vortrupp" erweckt haben.

Als Werbemittel empfehlen sich ferner:

1. Vierteljahres- oder Jahresabonnements des „Vortrupp" als Geburtstags- usw. Geschenke;
2. Vortrupp-Briefverschlußmarken und Vortrupp-Postkarten;
3. Auslegen von Vortrupp-Heften in ärztlichen Sprechzimmern, Aufforderung von Lesehallen u. dgl. zum Bezug) (durch Eintragen in das Wunschbuch) u. a. m.
4. Vortrupp-Jahrgang 1912 den Schulbehörden zur Verfügung zu stellen (durch die Vortrupp-Ortsgruppen) als Prämien für die besten Schüler.
5. Auskunftsblätter mit Literatururteilen (einzelne rot anstreichen!) verteilen nach geeigneten öffentlichen Versammlungen und Vorträgen, in denen irgend welche kulturelle oder ähnliche Fragen behandelt werden.
6. Vortrupp-Nadeln auf Ausflügen und Reisen anstecken!

Es ist gar nicht zu übersehen, wie sehr durch diese oder andere Werbearbeit jeder einzelne an der Verbreitung des „Vortrupp" mithelfen kann.

*

Der Vortrupp Leipzig veranstaltete am 1. Juni für seine Mitglieder und Freunde ein Waldfest im Universitätsholz bei Oberholz, das von etwa fünfhundert Personen besucht und allgemein als vorzüglich gelungen und als eine hervorragende Werbung für den Vortrupp-Gedanken betrachtet wurde. Es mag deshalb für manche Freunde eine kurze Schilderung wünschenswert sein. Nicht nur die Mitglieder des Vortrupps Leipzig waren sehr zahlreich anwesend, sondern vor allem auch die verschiedenen Wandervogelgruppen der Stadt, der studentischen Freischar, Vertreter der Freistudentenschaft, der Guttemplerorden, der Frauenvereine usw. Vom Bahnhof Oberholz wiesen Wegschilder mit dem Vortrupp-Bilde (Umschlag der Vortrupp-Hefte) zum Festplatze mit der Freilichtbühne mitten im Walde. Vom frühesten Morgen bis spät zum Abend boten sich dort herzerfreuende farbenprächtige Bilder in bunter Abwechslung: Volkstänze (zeitweilig mit mehr als hundert Teilnehmern), Kasperle-Aufführung (Pocci), Lieder zur Laute und andere stimmungsvolle Darbietungen vom Ehrenplatze der Musici unter den uralten Eichen, Abkochgruppen nach altem und neuem „System" usw. Auf einmal der Ruf: zwei Faß Bier kommen angerückt. Ein findiger „Unternehmer" aus dem Nachbardorfe kam „mitsamt seinem Gesellen", der einen Handwagen voll „Bierseidel" und einer Tonne mit Aufwaschwasser zog und schlug seine vom Oberförster „konzessionierte Kneipe" unter einem bestimmten Baume auf. Gütliche Vereinbarungen mit dem Mann führten nicht zu dem gewünschten Ergebnis, da er von „höherer Macht" mit Rücksicht darauf, daß sogleich ein Militärverein aus Leipzig mit über zweihundert Mann anrücken werde, hierher befohlen worden sei. Da machten die Vortrupp-Freunde gute Miene zum bösen Spiel und schnell wurde von den energischen Alkoholgegnern unter ihnen die Lage klar erfaßt: keine bessere Gelegenheit könne sich bieten, um einmal ganz unbefangenen Männern und Frauen etwas von Fest zerstörenden Trinksitten und von der Bedeutung des Alkoholkampfes zu sagen. Das war zunächst ein wenig anziehendes Bild, als dann die Militärvereinler sich gelagert hatten und Seidel um Seidel zur Durstlöschung hinunterstürzten. Sie schienen anfangs etwas verwundert, daß die große Schar der Frohen hier auf dem traulichen Waldplatze, den bis dahin kein Stückchen Papier verunziert hatte, nicht schon lange über die beiden Fässer sich hergemacht hatten. Aber auch unsere Freunde starrten diese Menschenkindlein an wie etwa Lukanga Mukara die trinkenden Wasungi. Und dann Frage und Gegenfrage: „Ihr trinkt nicht?" „Nein, warum aber ihr?" Ei, konnten da unsere wackeren Mitstreiter aus übervollem Herzen ihr Bestes geben! Mit Musik waren die Eindringlinge gekommen, mit ernsten Mienen sah man viele abziehen. Eine stattliche Anzahl der Vortrupp-Mitglieder hatte freundlich und ernst auf die Frauen und Männer eingeredet, in einigen Gruppen lebhaft, weil einige Feuerköpfe dabei waren, in andern schwer und ernst unter Hinweis auf so viel bittere Not in unserem Volke. Als dann auch die Bierfässer von der Bildfläche verschwunden waren, entwickelte sich das alte frohe Treiben wieder, das nur am Nachmittage von einer weihevollen, ernsteren Feierstunde unterbrochen wurde. Nach einer Begrüßung durch den Obmann sprach von dem Platze der Naturbühne eine junge Germanin den nachstehenden kurzen Prolog von Erich Bardewiek:

„Im trauten Wald gilt's frohen Gruß zu bringen
Euch Vortruppscharen einer neuen Zeit;
Dem Deutschtum unsrer Tage gilt das Ringen,
Im Heer des Lichts als Krieger all' bereit.
Wir fühlen's tief, was wir der Zukunft zollen,
All denen, die dereinst uns folgen sollen.

O seid gegrüßt in diesen Waldeshallen,
Schöpft neue Kraft vom Jungborn der Natur;
Laßt heut' die Hand einmal von Schwertknauf fallen,
Fühlt ganz Euch selbst, als freie Menschen nur.
Und lauscht dem Spiel, das Euch aus grauen Zeiten
Doch in der Zukunft Lichttag möchte leiten!

Von deutscher Treue und von deutschem Handeln
Singt Dichtermund uns gar ein kraftvoll Lied,
Mocht auch die Zeit seitdem sich rastlos wandeln,
Wohl uns, wenn einst man uns auch also sieht,
Wenn die Jahrhunderte, die's schweigend ahnen,
Einst künden: Treu war't Ihr Neugermanen!

Leiht Eurer Phantasie ein Weilchen Flügel, —
Das bitt' ich jetzt. Es ist tief in der Nacht.
Hier bei Ravenna auf dem Sonnenhügel
Schläft nun des Mondes helle Silberpracht.
So seht jetzt diesen Ort. Das weitre künden
Die Helden gleich, das Herz Euch zu entzünden."

Und die Helden, zunächst der alte Hildebrand, nahten; denn unmittelbar an diese Worte schloß sich die Erstaufführung des Vorspiels von Rosa Voigts neuem Drama „Gotentreue"*. Fünf gotische Heerführer kommen auf dem Sonnenhügel zusammen, um einen Bund von Blutsbrüdern zu schließen; ihr Volk ist bedroht und sie erkennen, daß nur sie allein es retten können, wenn sie einig sind und in Treue vereint versuchen, ihm Hilfe zu bringen. Vortrefflich spiegelt das leicht aufführbare Vorspiel zur „Gotentreue" den Vortrupp-Gedanken symbolisch wieder, und so hinterließ die wohlgelungene und mit ursprünglicher Begeisterung aufgenommene Aufführung auf alle Zuhörer, die dort im Walde in malerischen Gruppen sich gelagert hatten, einen tiefen Eindruck, der durch den nachfolgenden Epilog von Erich Bardewiek kurz gekennzeichnet wurde:

„Nun ziehn sie hin, zu echter Treu verbündet.
Lest nach im Buche, wie's die Dicht'rin kündet,
Wie sie uns schildert unsrer Väter Ringen,
Ein stolzes Vorbild unsrer Zeit zu bringen.
Wir danken ihr mit hundertfachem Heil!
(Allgemeine Heilrufe.)

(Es folgen einige Verse, bei deren Wiedergabe der anwesenden Dichterin ein schlichter, frisch geflochtener Eichenkranz überreicht wurde).

... O deutsches Volk, dir droh'n an allen Enden
Gefahren hundertfach, sie gilt's zu wenden,
Es gilt zu sammeln alle, die noch Treue kennen
Und Deutsche sich und ganze Menschen nennen.
Die vorwärts schaun im alten Heldenmut,
Im Herzen Liebe und im Aug' die Glut,
Die der Begeist'rung Flammen schürt
Und sicher hin zu stolzem Siege führt.
O unsre Zeit ist ernst — und ernster scheinen
Die Zeiten noch, die dir und all den Deinen
Im bangen Schweigen jene Ford'rung bringen:
Du hast für deines Volkes Glück zu ringen!
Du darfst nicht bang die Augen niederschlagen,
Wenn sie die Nöte dieser Zeit verstehen,
Dein Herz muß warm dann auch für jene schlagen,
Die in der Zukunft Tagen auf dich niedersehen,
Die einstmals mahnend, klagend fragen werden:
Was tatest du als Mensch für unser Glück auf Erden? —
O laßt uns all in dieser Mahnung handeln,
Wir müssen siegen, wenn nach ihr wir wandeln,
Wenn alle Männer, alle deutschen Frauen
Mit echter Treue in die Zeiten schauen
Und dienen unserm Volk mit Herz und Hand
In heil'ger Glut und Glaubensmut,
Heil, heil, dir Vaterland!"

Man sah's den Alten, man sah's der zahlreich vertretenen Jungmannschaft an: in ihren Herzen klang die Vortrupp-Mahnung wieder. Eine Anzahl Gäste, die diesem Waldfeste des Vortrupp beigewohnt haben, werden für immer zur ernsten treuen Mitarbeit gewonnen sein.

*

Der Vortrupp Mannheim hat in den Pfingsttagen eine ganz besonders wirksame Werbetätigkeit unternommen. Mit Rücksicht auf die Tatsache, daß es den Ausflüglern oft an geeignetem Lesestoff fehlt, wurde am Bahnhof von einer eigenen Jugendabteilung, aus Pfadfindern und Wandervögeln bestehend, Vortrupp-Nummern zum Verkauf angeboten und Vortrupp-Auskunftsblätter verteilt. An einem weithin leuchtenden Schilde, das einer der wackeren Vortrupp-Jungen trug, lasen die zum Bahnhof strömenden Menschen:

Wanderer lest
den Vortrupp!

Bester Lesestoff auf der Bahnfahrt.

Wie der Obmann des Werbeausschusses mitteilt, ist der erste Erfolg durchaus ein zufriedenstellender gewesen, der zu ähnlicher Werbetätigkeit anfeuert. In den Mannheimer Zeitungen, zum Teil in den redaktionellen Pfingstplaudereien fand man unter anderm folgende Mitteilung:

„Propaganda des „Vortrupp Mannheim". Den gewaltigen Passantenverkehr an Pfingsten machte sich auch die hiesige Ortsgruppe des Deutschen Vortruppbundes zunutzen, indem einige jüngere Mitglieder, um eine weit sichtbare Standarte geschart und zeitweise flankiert von gleichfalls anwesenden Pfadfindern und Wandervögeln, an die vielen Touristen, die zu den Zügen strömten, Vortruppschriften verteilten."

*) Soeben im Mimir-Verlag G. m. b. H., Stuttgart, in schöner Ausstattung erschienen. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.55.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 14 — Der Vortrupp — 16. Juli 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 7 — 1913

Inhalt. Zur Werbetätigkeit. — Vortrupp-Liederbuch. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Zur Werbetätigkeit.

Eine Zeitung halten und eine Zeitung lesen ist natürlich zweierlei, doch wer den „Vortrupp" hält, wird ihn auch lesen, das dürfte man wohl als ziemlich sicher annehmen können. Und wer den „Vortrupp" liest, wird sicher auch Poperts trefflichen Roman „Helmut Harringa" kennen, wenn er nicht sogar umgekehrt, wie so viele, durch unseren „Harringa" zum „Vortrupp" gekommen ist. Eigentlich müßte jeder Vortruppleser dies Buch besitzen, ebenso wie es sein Bestreben sein sollte, Georg Bonnes Werk: „Im Kampf um die Ideale, die Geschichte eines Suchenden"*) sich anzuschaffen. Denn solche Bücher nur einmal lesen, heißt, sie überhaupt noch nicht recht verstehen. In gar manchen Stunden der Trübsal wird man mit großem Nutzen zu diesen Büchern greifen und aus ihnen neuen Mut, frischen und frohen Geist und eine allesumfassende Liebe und Freudigkeit schöpfen. Aber ist es nicht ein schlecht angelegtes Kapital, ein der nährenden Erde nicht anvertrautes Samenkorn, wenn wir diese Bücher dann in unserem Bücherbört stehen lassen, nur zum Selbstgebrauch? Haben wir nicht alle viele Bekannte, denen wir die Bücher leihen könnten, kennen wir nicht Hunderte von Leuten, die nicht in der Lage sind, sich solche Bücher zu kaufen? Sollen wir sie diesen vorenthalten? Nein und abermals nein, tragt sie hin, wohin ihr Gelegenheit habt, selbst auf die Gefahr, daß eure Freunde die Bücher nicht ganz verstehen! Es ist schon viel, wenn sie nur stutzig beim Lesen werden und drüber nachdenken. Gebt sie dem Volke, den arbeitenden Klassen, damit sie sehen, daß es auch Menschen mit warmer, aufopfernder Liebe unter den Begüterten gibt, die ihnen helfen möchten. Sie wissen es ja oft gar nicht, drum sagt und vor allem zeigt es ihnen. Mir sagte neulich ein junger Freund: „Ich würde mein Buch — es war Bonnes: ‚Im Kampf um die Ideale' — aber nicht verleihen, wie sieht das jetzt schon schmutzig aus. Dazu wäre es mir doch viel zu schade." O, lieber Freund, weit gefehlt, ich kenne einen, der legt Wert drauf, daß sein „Helmut Harringa" und sein „Bonne" keinen Tag ungelesen bleiben, aber kein Entleiher darf die Bücher länger als zehn Tage behalten. Ist der Standpunkt nicht richtiger? Ich dächte doch!

Und so wie es bei jedem Vortruppleser mit diesen beiden Büchern bestellt sein sollte, so sollte es auch mit seiner Zeitschrift „Der Vortrupp" sein. Nicht lesen und dann fortstellen, sondern den „Vortrupp" andauernd unterwegs haben, das ist's, was Not tut, damit wir neue Kämpfer im Heere des Lichtes werben. Ein zerlesener „Bonne" und ein zerlesener „Helmut Harringa" und zerlesene Vortruppbefte, die zeigen, daß sie durch zehn, zwanzig Hände gegangen sind, zeugen vom Verständnis des Besitzers für den Vortruppgedanken. Der Vortrupp braucht Massenarbeit, Massenarbeit, die wo anders — ich denke an den Wandervogel — strengstens zu bekämpfen ist und auch bekämpft wird. Die in solchen Vereinigungen gepflegte Kleinarbeit kann und darf einstweilen noch nicht das Hauptziel des Vortrupp sein, hier gilt es erst der Masse die Augen zu öffnen, den Vortruppgedanken hineintragen in das Volk, Vortruppmission zu treiben.

Ich lasse jeden Leser seinen Namen und Stand in meinen „Helmut Harringa" schreiben. Es ist nur eine kleine Spielerei, gewiß. Aber es macht doch Freude, zu sehen, wie da allmählich immer mehr und mehr Namen

*) Verlag von Ernst Reinhardt, München, große Ausgabe 5 M., Volksausgabe (etwas gekürzt) 2,80 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehen, der Akademiker neben dem Mann aus dem Volke, der Schüler neben dem Lehrer, der Kaufmann neben dem Offizier. Und eigene Gedanken kommen mir beim Überlesen dieser Namen jedes Mal von neuem, Gedanken der frohen und schönsten Zuversicht, der Zuversicht auf eine baldige Gesundung unseres geliebten deutschen Volkes.

Wir alle kommen fast monatlich in die Lage, diesem oder jenem etwas zum Geburtstag oder aus einen andern Anlaß schenken zu müssen, und dann weiß man nie, was es sein soll. Weshalb schenken wir da nicht immer den „Helmut Harringa"? Eine Mark achtzig ist wirklich nicht viel, und sonst kann man sich ja zu zweien drin teilen. Wieviel Gutes ließe sich stiften, würden wir uns Zeit zum Überlegen bei der Auswahl eines Geschenkes nehmen, und wie viel Geld würde gespart für Schmuck und eitlen Tand. Und soll's der „Helmut Harringa" nicht sein, dann tut's vielleicht ein Halb- oder Vierteljahrsabonnement auf den „Vortrupp" oder „Am Lebensquell", herausgegeben vom Dürerbund.

Vortruppleser, es gilt, den Vortruppgedanken die größtmöglichste Verbreitung, Achtung und Beachtung in der Welt zu verschaffen, daran helft alle nach bestem Vermögen, sind doch der Gelegenheiten unendlich viele! Verfallt nicht in den alten Fehler so vieler schönen Bewegungen, euch immer selber wieder vorzureden und vorreden zu lassen vom „Vortrupp" und seiner Trefflichkeit. Ihr wißt es ja. Zieht hinaus, werbt und helft und kämpft, auf daß jeder den Ehrennamen eines Kämpfers im Heere des Lichts auch verdient.

Hannover. **Enno Narten.**

Vortrupp-Liederbuch.

Die unter dieser Überschrift vom Geschäftsführer in Nr. 4 der „Mitteilungen" gemachten Ausführungen haben veranlaßt, daß sich eine Anzahl Vortrupp-Gruppen und sehr viele Mitglieder mit der „Liederbuchfrage" eingehend beschäftigt haben, ein erfreulicher Beweis für die rege Anteilnahme an allen Vortruppangelegenheiten. Die gemachten Vorschläge haben Ergänzungen und auch Zurückweisungen gefunden, und die verschiedenen Zuschriften haben einmal gezeigt, daß noch keins der vorhandenen Liederbücher allen Wünschen unserer Vortruppfreunde genügt und daß zum andern die besondere und selbstverständliche Forderung erhoben wird, auch im Liedersingen der Gegenwart mit echtem Vortruppgeiste alles abzustoßen, was nicht den Anforderungen entspricht, die an den Gesang als einen mächtigen Förderer deutscher Kultur und Erzieher zu echtem Kunstempfinden zu stellen sind. Mit besonderem Rechte und starkem Nachdruck ist auf die Bedeutung hingewiesen worden, die nach dieser Richtung die deutsche Wandervogelbewegung sich als treue Pflegerin des reinen deutschen Volksliedes bereits erworben hat. Besonders eingehend haben die Vortruppgruppen in Breslau und Hannover sich mit der Frage des Liedersingens beschäftigt, und der letztere hat mit eingehender Begründung, deren Richtigkeit gern anerkannt werden soll, gegen die Empfehlung des „Neudeutschen Studenten- und Volksliederbuches" Verwahrung eingelegt, da es nicht nur tendenziöse und unkünstlerische Umdichtungen und Zusätze biete, sondern auch in seiner äußeren und inneren Ausführung als musterhaft nicht angesehen werden könne. Die dem Geschäftsführer gemachten wertvollen Zuschriften, die leider einen zu großen Raum beanspruchen, um sie einzeln zum Abdruck bringen zu können, zeigen aber auch, wie schwierig es ist, zur Lösung der Frage des Liedersingens etwas zu bieten, das allen verschiedenen Lebensreformrichtungen innerhalb des „Deutschen Vortrupp-Bundes" das bietet, was man erwartet. Der Arbeitsausschuß wird deshalb die Herausgabe eines eigenen Vortrupp-Liederbuches nicht überstürzen, sondern einen besonderen, dafür in Bildung begriffenen Ausschuß bitten, die erforderlichen Vorarbeiten zu erledigen. Willkommene Unterlagen dazu würden geschaffen werden, wenn recht viele Vortruppgruppen und Bundesmitglieder dazu ihre Anschauungen und Wünsche äußern wollten und wenn vor allem jetzt die Frage erörtert würde: „Welche Anforderungen sind an ein Vortrupp-Liederbuch (unter Berücksichtigung der verschiedenartigsten Lebensreformerkreise, des einmütigen Zusammenarbeitens der Alten unter uns und der Jugend, der Verschiedenheit in Beruf und Bildungsgang usw.) zu erheben?"

Solange diese Frage noch nicht für alle zufriedenstellend beantwortet werden kann, kommen für alle sangesfrohen Bundesmitglieder in erster Linie noch die folgenden Liederbücher mit in Betracht:

Der Zupfgeigenhansl. Herausgegeben von Hans Breuer unter Mitwirkung vieler Wandervögel. Zehnte Aufl. 78.—101. Tausend. Leipzig 1913, Verlag von Friedrich Hofmeister, Preis M. 1.50.

Wandervogel-Liederbuch. Herausgegeben für den Verband deutscher Wandervögel von Frank Fischer. Leipzig 1912, Verlag von Friedrich Hofmeister. Preis M. 1.50.

Das Fehlen eines einheitlichen Liederbuches hat den Vortrupp Bremen veranlaßt, den Mitgliedern die Anschaffung eines demnächst erscheinenden „Wandervogel-Liederborns" zu empfehlen.

Es ist nicht gut möglich, alle Liederbücher namhaft zu machen, die einige Freunde als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonders gute noch angegeben und zum Teil eingesandt haben. Alle Einsendungen werden jetzt dem erwähnten Ausschusse als Material überwiesen werden, und wir bitten freundlich, nach dieser Richtung hin dessen Arbeit kräftig zu unterstützen und zu fördern. Je reger die Anteilnahme und Mitarbeit an der Schaffung eines guten Liederbuches für alle Lebensreformerkreise ist, um so eher kann etwas mustergültiges geboten werden. Vielleicht ist's schon möglich, auf dem 1. Deutschen Vortrupp-Tage im nächsten Jahre die so lebhaft gehegten Wünsche für ein Vortrupp-Liederbuch zu erfüllen. F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Der Vortrupp Bremen veranstaltete anläßlich des sehr stark besuchten I. nordwestdeutschen Alkoholgegnertages eine erfolgreiche Werbetätigkeit durch Überreichung eines mit besonderer Widmung versehenen Vortruppkuverts (800) an die Teilnehmer der Tagung.

*

Die Sonnwendfeier der Vortruppgruppen Leipzig, Jena, Halle a. d. S. Weißenfels, Kösen, Erfurt, Oberweißbach und Neuhaus a. R. auf der Rudelsburg usw. am 21. und 22. Juni nahm trotz der anfangs sehr ungünstigen Witterung einen vorzüglichen Verlauf von tiefer Einwirkung auf alle zahlreichen Teilnehmer. Die „Leipzg. A. Ztg." bezeichnete die Veranstaltung als vorbildlich für rechte Volksfeste und der begeisterte Obmann einer der genannten Gruppen schrieb u. a.: „Die Erinnerung an unsere Feier kann ich nicht los werden. Wie ein Traum von Schönheit und Freiheit begleitet sie mich, und ich möchte so gern auch einmal so frei sein; es war herrlich. Ich werde nun nicht ablassen, Menschen für diese Freiheit zu gewinnen, daß ein Klingen und Jubeln aus unserm Herzen steige, unser Leben ein Freudenglanz werde, der die Finsternis leicht macht! —

(Eine größere Anzahl Gruppen-Mitteilungen mußten für die nächste Nummer zurückgestellt werden.)

*

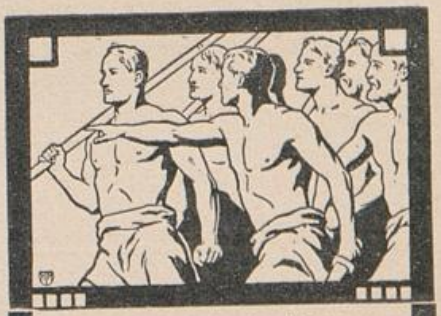
Vortrupp-Sprachpflege. Für diejenigen Vortrupp-Gruppen, die auch die Pflege der urwüchsigen plattdeutschen Sprache in ihr Arbeitsgebiet gezogen haben, wird als Vortragskünstler besonders unser Vortruppfreund Ludwig Karnatz, Wismar i. Meckl. empfohlen. Als geborener Mecklenburger und nach eingehenden Vortragsstudien ist er ein Berufener, um für das „klassische Platt" Fritz Reuters weitere Volkskreise erwärmen zu können. Man wende sich an Herrn K., der nur die Erstattung der entstehenden Auslagen beansprucht, direkt.

*

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden.

1. Kästchen A mit bestem starken „Gnama"-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) postfrei M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, geripptem Briefpapier und gefütterten Briefdecken, postfrei M. 3.50.

Die Kästchen dürften sich auch als Geschenkzwecke gut eignen. Bestellungen sind an die Geschäftsstelle des „Deutschen Vortrupp-Bundes", Seeburgstr. 100, zu richten. Die Briefbogen tragen in der linken oberen Ecke und die Umschläge auf der Verschlußklappe ohne weitere Ort- und Tagangaben das nachstehende Vortruppbild:

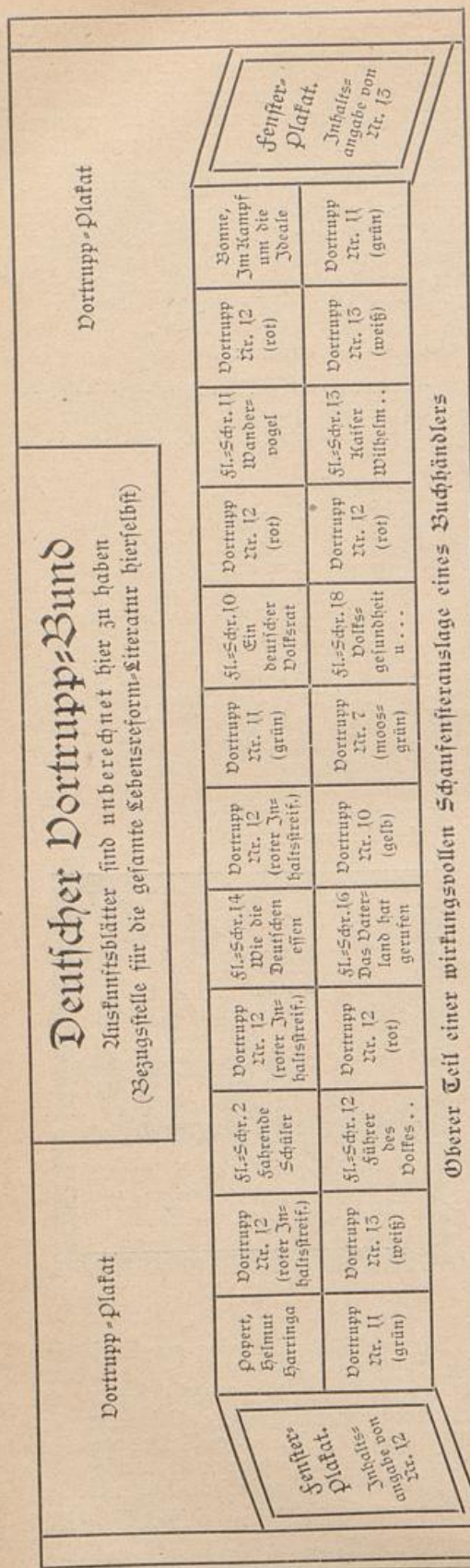


„Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts."
Popert, Helmut Harringa

*

Der praktische Vorschlag zur Einrichtung einer Auskunfts- und buchhändlerischen Vertriebstelle für alle Lebensreformvereinigungen (siehe S. 28 der „Mitteilungen") hat eine Reihe von Zuschriften nach sich gezogen, die weniger die mögliche Durchführung dieser wichtigen Werbemaßnahme als vielmehr ihre weitere Ausgestaltung in Rücksicht ziehen. Auf das erstere kommt es zunächst an. Erweist ein Versuch,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



daß die gegebenen Anregungen auf dem vorgeschlagenen Wege auszuführen sind, so lassen sich auch leicht die Ausgestaltungen vornehmen. Für den Vortrupp Leipzig hat die bekannte Roßbergsche Buchhandlung (Wilhelm Schunke) in ihrer neuen Filiale in der Universitätsstr. 11 anläßlich des XII. Deutschen Turnfestes ein Ladenfenster so eingerichtet, daß der untere Teil die wichtigste turnerische Literatur bietet, der obere Teil aber auf den „Deutschen Vortrupp-Bund" und seine Bestrebungen in der in nebenstehender Spalte angegebenen Form hinweist. Die braunen Vortrupphefte mit den verschiedenfarbigen Inhaltsstreifen (sog. Bauchbinden), abwechselnd mit den weißen Titeln wichtiger Vortruppflugschriften ziehen die zahlreich Vorübergehenden unwillkürlich an. Ohne Kaufzwang kann im Laden die jüngste Literatur auf den verschiedensten Lebensreformgebieten (Bodenreform, Dürerbund, Frauen-, Nüchternheits- u. v. a. Bestrebungen) in Augenschein genommen werden. Zur Unterstützung bei den gewünschten Auskünften steht die Geschäftsstelle des „Deutschen Vortrupp-Bundes" sofort telephonisch zur Verfügung. Bewährt sich die Einrichtung, so wird sie zu einer dauernden ausgestaltet werden. Die in der nebenstehenden Skizze einer buchhändlerischen Fensterauslage angegebenen Hefte und Plakate werden allen Vortruppgruppen, bzw. den mit ihnen arbeitenden Buchhandlungen gern unberechnet zur Verfügung gestellt. Es genügen zwei Reihen in der angegebenen Weise. Während es vorteilhaft sein wird, die obere Reihe stets für den „Vortrupp" selbst zu benutzen, empfiehlt es sich, in der unteren Reihe — vielleicht vierzehntägig — mit der Auslage wichtiger literarischer Erscheinungen aller Lebensreformgebiete, die der „Vortrupp" wiederspiegelt, zu wechseln. Der betr. Buchhändler wird dann gewiß diese Erscheinungen auf Lager halten, so daß er zu jeder Zeit in der Lage ist, das Geforderte ausliefern zu können. Durch diese Einrichtung kann es ermöglicht werden, daß auch die umfangreiche Lebensreformliteratur beim deutschen Buchhandel die Beachtung findet, die sie verdient und die zu gewinnen bisher so sehr versäumt worden ist, daß viele, sehr bedeutsame literarische Erscheinungen in keinem buchhändlerischen Kataloge sich verzeichnet finden. Die Lebensreformbewegungen erreichen auf diese Weise Kreise, an die sie sonst sehr schwer oder niemals herangekommen wären.

Zu gefl. Beachtung. Die nächste Ausgabe der „Mitteilungen", die dem „Vortrupp" vom 16. August beigefügt sein wird, erscheint als Doppelnummer 8/9 und wird das neue Anschriftenverzeichnis enthalten. Alle Änderungen und Zusätze dazu, sowie alle für die Nummer bestimmten Einsendungen werden bis zum 31. d. M. erbeten.

Die Geschäftsstelle des „D. V.-B."

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 16 — Der Vortrupp — 16. August 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 8 u. 9 (Doppelnr.) — 1913

Inhalt. Die deutsche Vortrupp-Jugend. — Der Vortrupp-Kalender. — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Werbematerial.

Die deutsche Vortrupp-Jugend.

(Zum freideutschen Jugendtage.)

Das Deutschtum der Werdenden zeigt sich besonders kräftig in einem großen Teile der aufstrebenden Jugend unsrer Zeit. Ein rechter Geist der Freiheit, ein natürlicher Drang zur kraftvollen, dem ganzen Volke dienenden Tat durchweht den Teil unsrer Jugend von heute, der mit Recht die deutsche Vortrupp-Jugend genannt werden kann, weil sie vorangeht, neue Wege sucht und findet für diejenigen, deren Führer zu werden sie einst bestimmt sein wird. Und vor allem fühlt ein namhafter Teil unserer akademischen Jugend von einem Verantwortlichkeitsgefühl sich beseelt, das uns für die Zukunft unseres Volkes die schönsten Hoffnungen erweckt. Heil dieser deutschen Vortrupp-Jugend!

Die Freunde des „Vortrupp" wissen, welchen hervorragenden Anteil an dieser so erfreulichen Entwicklung gerade die Wandervogelbewegung einerseits und die enthaltsamen Jugendverbände andererseits haben. Gerade diese großen Gruppen bilden durch ihr Dasein bereits einen lebhaften Protest gegen jenen Teil der deutschen Jugend, der noch in althergebrachten Sitten und Gebräuchen dahinlebt und Gedanken über unseres Volkes künftiges Geschick sich nicht zu machen pflegt, höchstens bei gegebener Gelegenheit auf mehr oder weniger energisches Kommando hin „hurra" ruft und singt von der Größe des Vaterlandes, mit dem Becher in der Hand das Märchen weiter kündend: „Wir haben's gar herrlich weit gebracht!"

Aus den Kreisen der deutschen akademischen Freischar und des Deutschen Bundes abstinenter Studenten heraus war bereits um Ostern dieses Jahres herum der lebhafte Wunsch entstanden: Die deutsche Jugend, die recht vom sozialen Geiste unsrer Zeit erfaßt ist, möge in anderer als der gerade in diesem Jahre der Jahrhundertfeiern üblichen Weise zeigen, wie sehr sie durchglüht ist von stolzer Liebe für Volk und Vaterland, wie ganz anders in ihren Adern das Blut rollt, für alles Große und Schöne schlagend und wie viel tiefer der Wunsch jede Brust durchglüht, weit mehr ständig für das Vaterland leben als in gegebener Stunde sterben zu können.

Eine stattliche Schar von Vertretern der so empfindenden Jugendverbände vereinigten sich am 5. und 6. Juli d. J. in Jena auf Einladung der deutschen akademischen Freischar und des deutschen Bundes abstinenter Studenten. Nach eingehender Beratung wurde dort in großer Einmütigkeit beschlossen, einen Zusammenschluß der deutschen Lebensformerjugend zum freideutschen Jugendtage 1913, zu einer Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner am 11. und 12. Oktober, zu versuchen. Daß dazu die gesamte deutsche Vortrupp-Jugend gehört, bedarf keiner Begründung. Sie wird vor allem gebeten, nach Kräften dazu beizutragen, daß der erste freideutsche Jugendtag — die Einrichtung ist als eine dauernde gedacht — von dem tiefgehenden Erfolge begleitet werde,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der von ihm zum Wohle unseres Volkes erwartet werden darf.

Der vorbereitende Ausschuß für den freideutschen Jugendtag hatte mit großer Umsicht die Vorarbeiten erledigt, so daß in Jena seinen Vorschlägen entsprechend alle in Betracht kommenden Arbeiten eingeleitet und die in Frage kommenden Ausschüsse gebildet werden konnten. Die für die Oberleitung bestimmten Zuschriften sind an stud. phil. Christian Schneehagen, Barsinghausen b. Hannover zu richten, alle Einzahlungen (Garantiesumme, Zuwendungen und Mitgliedsbeiträge an die „Deutsche Bank, Filiale Leipzig, Depositen-Hauptkasse, Konto Georg Wigand für den freideutschen Jugendtag", Postscheckkonto 4200, Leipzig (um genaue Beachtung dieser Einzahlungs-Unterschrift wird freundlichst gebeten!)

Von den in Jena zusammengekommenen Vereinigungen wurde zunächst der folgende Aufruf an die deutsche Presse versandt:

Zusammenschluß der Jugend zu einem freideutschen Jugendtag.

Mit Stolz gedenken wir der Begeisterung und der Taten, die vor hundert Jahren unser Vaterland aus tiefer Schmach erhoben haben. Wir fühlen, daß vieles von dem, was die Dichter der Freiheitskriege besungen, was Fichte und Stein gesonnen und gewollt haben, heute noch der Erfüllung harrt. Aber wir fühlen auch, daß frische Kräfte sich in unserem Volke regen, die zu innerlicher nationaler Erneuerung drängen. Vaterländische Erinnerungsfeste werden 1913 in großer Zahl gefeiert, aber noch fehlt das Fest der Jugend, die, der Gegenwart zugewandt, im Gelöbnis der Tat die wahre Vaterlandsliebe bekunden will.

Schon einmal in der deutschen Geschichte — als die Burschenschaft gegründet wurde — hat die deutsche Jugend am Anfang einer Bewegung gestanden. Und wieder geht heute durch sie ein starkes Ahnen, ein festes Wollen des Kommenden. Ihr Selbst frei zu entwickeln, um es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen, ist die höchste vaterländische Aufgabe der Jugend. Allem geschraubten und gezwungenen Wesen stellen wir Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Echtheit, Geradheit gegenüber; aller Engherzigkeit das ernste, freie Gefühl der Verantwortlichkeit! Statt des Strebertums aufrechte Überzeugungstreue! Statt der Blasiertheit Jugendfreude und Empfänglichkeit; Ausbildung des Körpers und strenge Selbstzucht statt der Vergeudung der Jugendkraft!

Wir blicken auf die Jugend der verwandten germanischen Länder, auf die Skandinavier, auf England, selbst auf Amerika. Ohne die Eigenart vornehmlich unseres akademischen Lebens aufgeben zu wollen, sehen wir in manchen seiner Formen Enge und geschichtliche Überlebtheit. Vor allen Dingen hassen wir den unfruchtbaren Patriotismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich — oft auf Kosten der historischen Wahrheit — rückwärts begeistert, und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken. Alle, für die das „Vorwärts" unseres Blücher gilt, mögen uns die Hand reichen! Im Oktober, auf dem Hohen Meißner bei Bebra wollen wir freideutsche Jugend uns verbrüdern zu gemeinsamer Arbeit! Heil deutsches Volk und Vaterland! Heil deutsche Jugend und Freiheit!

Die Deutsche Akademische Freischar
Deutscher Bund abstinenter Studenten
Deutscher Vortruppbund
Wandervogel e. V.
Jungwandervogel
Bund deutscher Wanderer
Germania, Bund abstinenter Schüler
Freie Schulgemeinde Wickersdorf
Akademische Vereinigungen-Marburg und Jena
Serakreis-Jena
Burschenschaft Vandalia-Jena

Dieser Aufruf, der in der Presse aller Richtungen eine recht warme Aufnahme und zum Teil ein erfreuliches Verständnis gefunden hat, haben sich inzwischen eine An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zahl weiterer deutscher lebensreformerischer Jugendverbände angeschlossen. Wir hoffen, daß ihr Kreis noch immer ausgedehnter wird, obwohl schon heute mit Sicherheit auf eine Beteiligung von mehr als zweitausend Teilnehmern gerechnet werden kann. Die eingehende Festfolge dieser Kundgebung wird in der nächsten „Vortrupp-Nummer" bekannt gegeben werden.

Um gerade bei dieser Gelegenheit auch die notwendigen Bestrebungen für die deutsche Kleiderreform fördern zu können, wurde ein eigener Ausschuß gebildet, der soeben das nachstehende Anschreiben versandt hat, für das wir die lebhafte Unterstützung aller Vortrupp-Kreise erbitten.

München, Juli 1913.

Auf der vorbereitenden Versammlung in Jena, zum „Freideutschen Jugendtag 1913" (Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner), wurde uns die Sorge für die Ausgestaltung einer Festkleidung übertragen.

Es handelt sich um Anregungen zu Wander-, Fest- und Tanzkleidern, die hygienisch, praktisch und ästhetisch den zeitgemäßen Ansprüchen genügen sollen.

Um das Beste des schon Vorhandenen berücksichtigen zu können, bitten wir Sie, uns alles einzusenden, was Sie besitzen. In Betracht kommen Skizzen, Entwürfe, Photographien und Originale der gesamten Ober- und Unterkleidung, einschließlich Schuhzeug und Mantel. In erster Linie handelt es sich um Männerkleidung; doch ist auch Material über Frauenkleidung erwünscht, mit starker Auslese; ebenfalls Proben von schönen Stoffen, die sich als licht- und waschecht, porös und haltbar erwiesen haben.

Damit das Ergebnis unserer Arbeit allen Festteilnehmern zugänglich wird, geben wir dann ein Büchlein mit Aufsätzen, Abbildungen, Schnitten und Anleitung heraus, das bis Mitte August erscheinen wird.

Wir wären Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn Sie uns baldigst Material schickten, selbstverständlich gegen portofreie Rücksendung. Der Ausschuß behält sich vor, die besten Einsendungen zu photographieren; jedoch werden sie nur mit Erlaubnis des Besitzers kopiert. Für Anregungen sind wir stets dankbar.

Im Auftrage des Kleidungsausschusses für den „Freideutschen Jugendtag 1913", Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner vom 10.—13. Oktober

gez. Lotte Frucht.

Anschrift:
Lotte Frucht, Kunstgewerblerin,
München, Werneckstr. 15.

Die deutsche Vortrupp-Bewegung sollte aufs kräftigste den freideutschen Jugendtag fördern:

1. Durch allgemeine und zahlreiche Beteiligung;

2. Durch eingehende Besprechung in den Vortrupp-Gruppen und allen uns befreundeten Lebensreformvereinigungen;

3. Durch unterstützende Besprechungen in der Presse (Tageszeitungen und Zeitschriften);

4. Durch Geldzuwendungen aus den Kreisen unserer wohlhabenden Freunde an die obengenannte Bankstelle.

Um möglichst auch vielen Vertretern der freideutschen Jugend, die gern an dem Fest sich beteiligen würden, aber die Mittel für eine weite Reise nicht aufbringen können, die Beteiligung zu ermöglichen, ist eine Reise-Zuschuß-Kasse für den freideutschen Jugendtag eingerichtet, die füllen zu helfen die Freunde der deutschen Vortrupp-Jugend gebeten werden. Aus dieser Kasse sollen in erster Linie diejenigen Teilnehmer Reisezuschüsse erhalten, die von den Grenzen unsers Vaterlandes her am freideutschen Jugendtage sich beteiligen möchten. Die Oberleitung wird dabei ebenso gewissenhaft wie vertraulich verfahren.

Die Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner wird bekunden, wie unsere Lebensreformer-Jugend von heute vom Willen zur Tat beseelt ist. Das Gelingen des Festes wird natürlich wesentlich davon abhängen, wie diese erste großzügig gedachte Veranstaltung der freideutschen Jugend Aufnahme findet. Wir bitten deshalb um lebhafte Förderung auch in allen Vortrupp-Kreisen.

Der Arbeitsausschuß des Deutschen Vortrupp-Bundes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der „Vortrupp-Kalender".

Wiederholt ist seit Bestehen des „Vortrupp" von vielen seiner Freunde der Wunsch geäußert worden, es möchte ganz im Sinne der Zeitschrift ein künstlerisch ausgestalteter Abreißkalender geschaffen werden. Da aber die Herausgabe und der Vertrieb eines solchen Kalenders zunächst nicht in das Arbeitsgebiet des bereits stark belasteten Vortrupp-Verlages fallen konnte, so wurde im vorigen Jahre dafür der von Karl Maußner herausgegebene „Volksbildungskalender" empfohlen. Er hat in Vortrupp-Kreisen den erhofften Beifall im reichsten Maße gefunden, wie auch der Umstand beweist, daß noch dauernd Nachbestellungen auf ihn beim Verlage (Berlin-Zehlendorf) erfolgen. Gerade die freudige Aufnahme, die der „Volksbildungskalender" bei den Anhängern der verschiedenen deutschen Lebensreformvereinigungen gefunden hat, veranlaßten seinen Herausgeber, nach dieser Richtung hin den Kalender noch weiter auszugestalten, und er erbat sich dazu die gern gewährte Mithilfe der Geschäftsleitung des „Deutschen Vortrupp-Bundes".

So wird denn dieses Werk von Anfang September d. J. an als „Vortrupp-Kalender, Jahresschau für das Deutschtum unsrer Zeit" vorliegen, wir dürfen mit Recht und mit Freude sagen: als unser Kalender. Die künstlerische und zielklare Durchführung des Kalenderplanes durch Karl Maußner hat den Vortrupp-Verlag veranlaßt, nun auf die Herausgabe eines solchen Kalenders im eigenen Verlage zu verzichten, und wir bitten alle Leser und Freunde des „Vortrupp", den im Verlage von Karl Maußner, Berlin-Zehlendorf erschienenen „Vortrupp-Kalender" so anzusehen, als wenn er von der Vortrupp-Leitung selbst herausgegeben und im Vortrupp-Verlage erschienen wäre. Der Geschäftsführer des Deutschen Vortrupp-Bundes hat dem Kalender zur Kennzeichnung seiner Aufgaben folgendes Vorwort voranstellen dürfen:

> „Der mit so allgemeiner und großer Begeisterung in seinem ersten Jahrgange aufgenommene „Volksbildungskalender" erscheint hiermit in erweiterter Form. Der Herausgeber Karl Maußner hat den zahlreichen Wünschen der Freunde des „Volksbildungskalenders" Rechnung zu tragen versucht, um unter mancherlei Opfern ein Werk zu schaffen, das auf dem Gebiete der Kalender-Literatur einzig dasteht und für alle strebenden deutschen Frauen und Männer, für alle am sozialen Ringen unserer Zeit stehenden Volksgenossen der Kalender sein dürfte.
>
> Er liegt jetzt als echter „Vortrupp-Kalender" vor, d. h., er bemüht sich, ein getreues Spiegelbild aller der gewaltigen Kräfte in unserm Volksleben zu bieten, die am Werke sind, „unser ringendes, deutsches Leben zu etwas Höherem" umzuschaffen, die mitwirken, den nach uns Kommenden bessere Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse zu schaffen, die unserm Volke die Lebenstüchtigkeit erhalten oder wiedergeben wollen, die eintreten für geistigen Fortschritt und die zu reinster Freude an unserm Volkstum und unserm Vaterlande erziehen wollen. So ist dieser, in seiner literarischen und künstlerischen Ausgestaltung, deren Entwicklung der Unterzeichnete zu seiner großen Freude in jedem Blatte verfolgen durfte, ganz im Geiste des Dürerbundes geschaffene Kalender ein Brennspiegel der gegenwärtigen Lebensreformbewegungen, die den Vortrupp der Heere aller ehrlich Ringenden in unserm Volksleben bilden.
>
> Und an die Jugend, die freideutsche, aufwärtsstrebende Jugend, die Kerntruppen des Vortrupps der Werdenden, wendet in erster Linie sich der Kalender. Ist sie es doch, die kraftvoll sich bemüht, die Lebensreformbestrebungen unsrer Zeit mit Begeisterung und Umsicht in alle Kreise unseres Volkes hineinzutragen, um immermehr Tatmenschen, immermehr „Krieger im Heere des Lichtes" zu gewinnen. Der Herausgeber hat mit bewußter Absicht den neuen Jahrgang seines Kalenders in Erinnerung an Fichte's 100. Todestag auch vom Geiste dieses großen Lehrers und Führers unserer deutschen Nation tragen lassen. Gibt es doch in unserer Zeit mehr als zuvor, gegen Kulturrückständigkeiten und Volksübel, die den Aufstieg unseres Volkes hindern, vorzugehen. In dieser Beziehung sucht der Kalender ganz im Vortruppsinne zu wirken, und deshalb hat Karl Maußner das Pidder-Lüng-Kapitel aus Poperts „Helmut Harringa" an den Anfang gestellt. Daß er dabei von jeder religiösen und politischen Beeinflussung sich fernhält, bedarf keiner Begründung. Im Sinne Fichte's will auch der Vortrupp-Kalender zu wirken suchen und den Weckruf an alle Herzen dringen lassen: „Handeln, handeln, das ist es, wozu wir da sind". Möchten recht viele Tau-

sende in unserm Volksleben dazu getrieben werden, wenn sie nach des Tages Last und Unruh durch die Blätter dieses Kalenders sich anregen und erfreuen lassen.

In diesem Vorwort konnte nur ganz kurz angedeutet werden, was der hervorragend ausgestattete Kalender bietet. Wer sich die Mühe nimmt, bei den einzelnen Kalenderblättern einmal darüber nachzusinnen, weshalb der Herausgeber gerade dieses oder jenes Bild wählte, weshalb er es mit einem besonderen Ausspruch oder einem anscheinend etwas fern liegenden Gedichte versah und warum gerade diese und nicht eine andere Lebensreformvereinigung widergespiegelt wurde, der wird einen ganz besonders hohen Genuß empfangen und erkennen, welch vornehmer künstlerischer Geist und welch hervorragend feines Verstehen für alle großen Fragen unsrer Zeit den Herausgeber leiteten.

Der Preis ist absichtlich im Vergleich zur Ausstattung und zum Inhalte sehr niedrig gehalten, darf doch mit Recht die weiteste Verbreitung dieses Kalenders in Vortrupp-Kreisen erwartet werden. Der Vortrupp-Kalender bildet nicht nur ein den Geber besonders ehrendes, vornehmes Geschenkwerk an alle Volksfreunde, sondern dient vor allem auch kräftig der Ausbreitung und Verteilung des Vortrupp-Gedankens. Der „Vortrupp-Kalender" ist für M. 1.80 durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage Karl Maußner, Berlin-Zehlendorf zu beziehen (Porto für ein Exemplar 20 Pf., für 3—18 Exemplare 50 Pf.).

Da die einzelnen Tagesblätter des Kalenders zu wertvoll sind, um nach ihrem Abriß fortgeworfen zu werden, so empfiehlt es sich, sie in Mappen aufzubewahren. Der Verlag liefert den „Volksbildungskalender für 1913" in den nicht verkauften Exemplaren deshalb von jetzt ab in solchen Sammelmappen unter dem Titel „Handbuch für Lebensreformer", Band I für M. 1 postfrei, so daß jedermann auch diese Blätter zur Ergänzung des neuen Vortrupp-Kalenders benutzen kann.

Der „Vortrupp-Kalender" sollte außer in jedem Vortrupp-Hause vor allem auch in allen öffentlichen Volksbildungsstätten, Lesehallen, Volksheimen, Licht-Luft-Bädern, Reform-Restaurants, kurz überall da, wo für das reich pulsierende Leben der Gegenwart Anteilnahme erweckt werden kann, angebracht werden. Unsere Freunde werden gewiß gern dazu beitragen, daß nach dieser Richtung hin eine weite Verbreitung des Vortrupp-Kalenders ermöglicht wird. Je größer seine Verbreitung wird, desto mehr Menschen dürften auch zu unsrer Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" die rechte Stellungnahme finden.

F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp Stettin. Während des Sommers und der Ferien ist von den regelmäßigen Versammlungen Abstand genommen, dafür ist in jeder Woche ein gemeinschaftlicher Abendspaziergang für die Mitglieder eingeführt worden, eine Einrichtung, die sich sehr bewährte. Die Beteiligung war zumeist eine recht rege.

*

Vortrupp-Bund Mannheim. (Bericht der „N. Bad. Landeszeitung" v. 20. Juli 1913.) Eine verdienstvolle Anregung hat der Vortrupp-Bund Mannheim gegeben; er hat nämlich an die Eltern der Abiturienten ein Rundschreiben gerichtet, in welchem er auf die Bedeutung von Poperts Helmut Harringa für die Jugend hinweist. Dieses herrliche Buch ist leider noch viel zu wenig bekannt; es sei nur an Roseggers Worte erinnert: „Wer die Gesundung des deutschen Volkes wünscht, der helfe mit, daß Helmut Harringa überall gelesen werde."

Soeben gelangen wir in den Besitz des erwähnten Anschreibens, das auch für andere Vortrupp-Gruppen die Anregung bieten wird, in ähnlicher Weise vorzugehen.

> In der modernen deutschen Literatur ist kein anderes Buch vorhanden, das besser geeignet wäre, als
>
> Hermann Poperts
> Helmut Harringa
>
> — der erfolgreichste Roman der letzten Jahre —
>
> unseren Abiturienten beim Verlassen des Elternhauses als Abschiedsgeschenk übergeben zu werden, und wir halten es daher für unsere Pflicht, die Angehörigen der demnächst abgehenden Abiturienten auf dieses Buch aufmerksam zu machen.
>
> Kein Geringerer als Avenarius, der verdienstvolle Herausgeber des Kunstwarts, hat diesem Buch unter allen ähnlichen die erste Stelle zuerkannt. — Peter Rosegger, bei Besprechung dieses Buches im Heimgarten sagt u. a.: „Wer die Gesundung des deutschen Volkes wünscht, der helfe mit, daß ‚Helmut Harringa' überall gelesen werde."
>
> Das Buch ist in jeder Ortsgruppe erhältlich, ferner auch bei dem Werbe-Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schuß unserer Ortsgruppe zum Preise von 1,80 Mk.; bei Letzterem werden auf Wunsch auch Probenummern unserer Bundeszeitschrift „Der Vortrupp" unberechnet abgegeben. Der Vortrupp bezweckt die Unterstützung aller gesunden Reformbestrebungen, tritt ein für naturgemäße Lebensweise und jede gesunde und vorwärtsschreitende Bewegung in unserem Volke. Der Vortrupp hat über 100 Ortsgruppen und viele Anhänger und Freunde an allen deutschen Hochschulen, die neuen Mitgliedern stets gerne Anschluß bieten.

Der Vorstand der Ortsgruppe.

Adresse unseres Werbe-Ausschusses Mannheim, Wespinstr. 8, III. St.

*

Vortrupp Essen., (Aus einem Berichte.) „Die hiesige Gruppe hat vor kurzem ihre planmäßige Arbeit begonnen. Große Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe die Vortruppfreunde Essens und seiner Umgebung Fühlung miteinander gewonnen hatten, aber wir hoffen, daß nun die Arbeit ihren Fortgang nehmen wird. Nach einem einleitenden Abend kamen wir im Juni wieder zusammen, Herr Lehrer Straesser hielt uns einen gedankenreichen Vortrag über „Grundlagen der Lebensreform", der eine rechte lebhafte Besprechung hervorrief, die sich auf die eine Frage schließlich zuspitzte: was ist ein „menschenwürdiges Dasein"? Als Fortsetzung dieser Besprechung war der Juli-Abend gedacht, an dem Herr Redakteur Hedrich über „Kultur und Lebensreform" zu uns sprach. Einen großen Erfolg bedeutete der am 4. Juli veranstaltete „Storm-Abend". Gute musikal. Kräfte hatten sich freiwillig in unsern Dienst gestellt, so daß wir in Klavier- und Geigenvorträgen etwas Gutes bieten konnten. Besonders gut gelungen waren die Vorträge Stormscher Lieder. Die Begrüßung der zahlreich erschienenen Gäste übernahm Pastor Poos, und Pastor Siegmeyer hielt den Hauptvortrag über Storms Leben und Bedeutung, in dem er Storm als Dichter des deutschen Gemüts, des deutschen Heims und des deutschen Vaterlandes feierte, der uns Vortruppleuten Anregung geben könne, für diese drei Ideale tätig zu sein."

*

Der Vortrupp Danzig beschäftigte sich in seinen letzten beiden Versammlungen unter Vorsitz des Obmannes Herrn Dr. med. Catoir mit der Ernährungsfrage, nachdem Herr Zahnarzt Dr. med. Sebba einen Vortrag über das Thema „Welche Rolle spielt das Brot in unserer Ernährung" gehalten hatte. Die Presse berichtete eingehend darüber.

*

Über den **Vortrupptag im Bergischen** auf Schloß Burg a. W., sowie über den **Vortrupptag in Ulzen**, die beide am 6. Juli stattfanden, kann leider erst heute aus den uns freundlichst übermittelten Nachrichten folgendes mitgeteilt werden:

1. **Vortrupptag im Bergischen** der vereinigten Ortsgruppen von Rheinland und Westfalen. Da die Vortruppbewegung im Rheinlande und im Lande der roten Erde noch sehr jung ist, so konnte die Veranstaltung, wie A. Aronstein, Elberfeld, auf Burg unweit der Münstener Brücke, ausführte, nur mehr vorbereitender Art sein. Es waren deshalb auch nur vier Gruppen vertreten, die über ihre bisherige Vortrupp-Arbeit Bericht erstatten ließen. Kurt Werbeck, Barmen, sprach allgemein über die Bedeutung der Vortrupp-Arbeit und zeigte, wie man besonders auch mit der Frauenbewegung Hand in Hand arbeiten könne. Auf der Wanderung nach Solingen hatten die Vortruppfreunde Gelegenheit, einander näher kennen zu lernen und über die verschiedenen Vortruppfragen sich gründlich zu unterhalten und gegenseitig anzuregen. Da hierin der Hauptwert solcher Tagungen liegt, so hatte die Zusammenkunft trotz des geringen Besuches ihren Hauptzweck gut erfüllt.

2. Über den **Nordwestdeutschen Vortrupptag** berichteten die „Bremer Nachrichten" vom 8. Juli kurz folgendes:

Die Vortrupp-Gruppen Nordwestdeutschlands (Bremen, Celle, Hamburg, Hannover, Harburg und Ulzen) gaben sich am letzten Sonntag in Ulzen ein Stelldichein. Der frühe Nachmittag war den Verhandlungen gewidmet, die durch Herrn Dr. med. Bonne (Klein-Flottbeck) mit einem Vortrage über „Die neuen Ideale" eingeleitet wurden. Der Redner bezeichnete als die neuen Ideale den Kampf um die Lösung der sozialen Frage, in dem Sinne verstanden, die Menschheit gesunder, tüchtiger, besser und schöner zu machen. Die Grundlage der Erreichung dieses Zieles sei die Schaffung befriedigender Wohngelegenheiten, die nur auf dem Wege der Bodenreform (mit ihrem Endziel der Verstaatlichung von Grund und Boden) zu erreichen seien. Hand in Hand damit müsse aber gehen die Befreiung des Volkes von den Rauschgiften, der Kampf gegen die Verunreinigung der Flüsse durch städtische und industrielle Abwässer usw. Erstes volkswirtschaftliches Ziel müsse es sein, den Bedarf des Volkes an Nahrungsmitteln im eigenen Lande zu decken. An den Vortrag schloß sich eine längere Aussprache, in der die verschiedensten Fragen (Rassenhygiene, Eugenik usw.) gestreift wurden. Den Schluß der Tagung, die durchweg unter freiem Himmel vor sich ging, bildete ein kleines Volksfest im Walde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch in den brieflichen Berichten über die vorzüglich gelungene Tagung kam zum Ausdruck, daß die Aussprache über den vortrefflichen Vortrag von Dr. G. Bonne, sowie das gegenseitige nähere Kennenlernen von besonderem Werte für alle Teilnehmer gewesen ist.

*

Vortrupp Detmold. Die junge Gruppe, die an jedem ersten und dritten Dienstag im Monat im Hotel „Zum Hermann" tagt, hat bereits ein erfreuliches Wirken entfalten können. Eingehend berichtet die Presse über ihre Veranstaltungen, und auf ihre Anregung sind bereits andere bedeutsame Lebensreformvereinigungen am Orte entstanden. In der Versammlung am 2. Juni sprach der 2. Vorsitzende des Deutschen Bundes der Bodenreform, Herr Pohlmann-Hohenaspe trotz zahlreicher Veranstaltungen vor einer großen Besucherzahl über die Ziele der Bodenreformbewegung.

*

Der Vortrupp Bremen versendet soeben eine kurze Übersicht über die im Winterhalbjahr geleistete erfreuliche Arbeit, die gegen Übermittlung einer 10 Pfennig-Briefmarke gern von seiner Geschäftsstelle: „Haus Vortrupp", Bremen-Horn zur Verfügung gestellt wird. Zur Werbung wird augenblicklich das auch für andere Gruppen empfehlenswerte Flugblatt verbreitet, das folgenden Wortlaut hat:

„**Der Vortrupp Bremen** ist eine freie Vereinigung von bremischen Lesern der von Landrichter a. D. Dr. Hermann Popert in Hamburg und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche in Berlin herausgegebenen Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit „der Vortrupp". Er macht es sich zur besonderen Aufgabe, die verschiedenen im „Vortrupp" zur Sprache kommenden Bestrebungen Nüchternheitsbewegung, Bodenreform, Frauenbewegung, Schulreform, Reform der Lebens- und Heilweise, Vegetarismus, Kleidungsreform, usw. usw. — in ihrem gemeinsamen Ziele, nämlich der kulturellen Höherführung des deutschen Volkes, zu stützen durch gesellschaftlichen Zusammenschluß, durch gegenseitige Aussprache und gemeinsame Wanderungen ihrer Verfechter.

Der Vortrupp Bremen ist der Sammelplatz derjenigen bremischen Jugend, die in bewußter Abkehr von großstädtischer Unkultur sich bestrebt, in der Pflege des Wanderns und des Spiels im Freien, der Kameradschaftlichkeit und der Achtung vor dem anderen Geschlecht die sittlichen Kräfte, den Willen zum Guten, die Kraft zur Abwehr verderbenbringender Einflüsse unter der Jungmannschaft zu wecken und zu fördern, damit das künftige Geschlecht so gesund, so tüchtig, so schön und so gut werde, wie es zur dauernden Erhaltung des Deutschtums notwendig ist.

Die deutsche Vortrupp-Bewegung ist der Ausdruck des wiedererwachten deutschen Idealismus! (Beitrag nach Belieben. — Zuschriften an „Haus Vortrupp", Bremen-Horn.)

*

Der Vortrupp Halle a. d. S. beteiligte sich an einer „Offenen Erklärung" an die Stadtverordnetenversammlung, die beschlossen hatte, anläßlich des deutschen Kongresses der Frauenärzte einen Bierabend zu veranstalten.

*

Der Vortrupp Breslau veranstaltete mit der Ortsgruppe des Vereins abstinenter Studenten an demselben Abend an der Mündung der Weistritz an die Oder eine Jahrhundertfeier, als die übrige Studentenschaft sich zu ihrem großen Kommers versammelt hatte. Festrede des Privatdozenten Liz. Schmidt, Liedergesang zur Laute und Flöte, fröhliche Bauerntänze auf grünem Rasen um ein loderndes Feuer wechselten miteinander und zeigten recht eindringlich den Gegensatz zu den mittelalterlichen Festformen in der Stadt.

*

Der Vortrupp Greifswald vereinigte sich gleichfalls mit der Ortsgruppe des Bundes abstinenter Studenten zu einem energischen Proteste gegen einen anläßlich des Kaiserjubiläums von der Universitätsleitung veranstalteten Kommers. Sämtliche Studierende erhielten Paasches Lukanga Mukara-Brief über die Feier des Königs mit einem Abzuge der Kaiserrede. Es wurde sehr lange über die Gabe gesprochen, und mancher war recht nachdenklich geworden. Der Kommers war schwach besucht. Für unsre dortigen Freunde hatte das ganz im Sinne des Kaisers liegende Vorgehen ein eigenartiges Nachspiel, auf das „Der Vortrupp" noch zurückkommen wird. Der Universitätsrektor hielt es mit seiner Stellung vereinbar, dem Obmann des Vortrupp Greifswald und auch dem Vorsitzenden der Ortsgruppe des „D. B. a. St." einen diszipl. Verweis zu erteilen. Als ein Mitglied der letzteren Vereinigung in der Zeitung auf einen gegen die Verteiler des Flugblattes gerichteten Angriff eines Studenten geantwortet hat, erhielt er vom Rektor dafür drei Tage Karzer zuerteilt. Von den Zuständen in Greifswald noch folgendes: Der Rektor stiftet den Studenten einen Marktfrühschoppen. Eine Eingabe des Vortrupps an den Rektor, diese mittelalterliche, unsinnige Einrichtung fallen zu lassen, konnte nicht zur Absendung kommen, weil einige Couleurstudenten (!) auf die Unterschriftsbogen, die man herumgehen ließ, „Kohl", „Mist" und andere von dem hohen Bildungsgrade gewisser Leute Zeugnis ablegende ähnliche Worte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Sätze schrieben. Wir gebrauchen für das nächste Semester in Greifswald eine größere Zahl Vortrupp-Studenten. Alle Studierenden, die nach G. gehen, werden schon jetzt um Mitteilung an die Geschäftsstelle des „D. V.-B." gebeten.

*

Aus der Arbeit einiger Einzelmitglieder (siehe auch die früheren „Mitteilungen"):

W. S. in H..... (Aus einem Briefe an die Schriftleitung) veranlassen, daß mir zwanzig geeignete Probenummern des „Vortrupp" gesandt werden? Ich habe die Absicht, sie im D-Zug, den ich Anfang August für meine Ferienreise nach Tirol benutze, zu verteilen. Übrigens dürfte die Verteilung in den Sonderzügen ein geeignetes Mittel sein, den „Vortrupp" in weitere Kreise zu tragen ... Wenn in jedem Abteil einige Hefte des „Vortrupp" liegen, ist die Unterhaltung der Reisenden über den Inhalt der Zeitschrift bald in vollem Gange ....

G. N. in L..... war nicht vergeblich. Ein Vierteljahr habe ich mein „Vortrupp"-Exemplar regelmäßig in der Lesehalle ausgelegt und jetzt hat die Leitung ihn bei der N.schen Buchhandlung bereits selbst bestellt. Jetzt will ich das gleiche im Lesesaale der Stadtbibliothek versuchen, hoffentlich mit demselben Erfolge.

Th. P. in D.... Auch die „D. Ztg." hat sich jetzt bereit erklärt, die Einsendungen des „Deutschen Vortrupp-Bundes" ständig zu benutzen. Der Sicherheit halber möchte ich sie vorläufig noch selbst übermitteln. Senden Sie mir statt drei jetzt ständig vier Presse-Mitteilungen ... Nun werden wir auch bald zu einer Gruppe kommen, die Vorstände verschiedener Lebensreformvereinigungen haben mir deren Notwendigkeit für eine gedeihliche Förderung aller Bewegungen in unserer Stadt bereits betont ....

Dr. R. in S..... „Noch ein Wort über meine Bemühungen, gewisse Artikel in die Provinzblättchen zu lanzieren. Dazu bringt mich folgende Überlegung: 1. Es steht fest, daß durch die Gleichgültigkeit und durch die Zersplitterung der „Gebildeten" auf dem Lande, die Kluft zwischen den einzelnen Bevölkerungskreisen immer größer wird; 2. daß eine Änderung von der körperlich mehr verbrauchten Masse der Arbeiter nicht gut kommen kann; 3. daß der Bezug von Wochenschriften (Vortrupp, Lese, Eckart usw.) zur Hebung deutscher Kultur manchen noch zu teuer erscheint; viele für ein Abonnement zu gleichgültig sind.

Deshalb bin ich eben auf einem neuen Wege: ich suche im Kreisblatt meiner Heimat (Odenwald) Wandlung zu schaffen. Zunächst wöchentlich eigene Aufsätzchen, oder etwas aus anderen guten Schriften. Jetzt möchte ich dazu einflußreiche und begeisterungsfähige Menschen organisieren und dem Blatt ein „Samstagsfamilienblatt" angliedern, worin tüchtig für die Hebung des geistigen Horizontes der Landbewohner gearbeitet werden soll. Wenn nur aus jedem Dorf der Pfarrer und ein Lehrer im Sinne einer gesunden Organisation schaffen will. Ich meine, das wäre auch eine würdige Aufgabe, und ich behaupte, Kunstwart-, Dürerbund-, Vortrupp-Arbeit muß zuerst auch durch die „Zeitung" hindurch, wenn ihre Arbeit nicht nur an der gebildeten Mittel- und Oberschicht haften bleiben soll ....."

G. K. in B. .... Bitte, schicken Sie mir doch einige Vortrupphefte. Eben auf der Fahrt von L. nach B. habe ich prächtige Vortrupp-Arbeit tun können. Das macht Freude! Vier Leute haben sich während der ganzen acht Stunden mit mir über die Vortrupp-Arbeit unterhalten: ein Lehrer und ein Theologe mit ihren Frauen. Ich habe ihnen II, 1 und II, 9 und 13 gegeben. Vielleicht kann ich dieselben Nummern, am besten gleich zweimal bekommen, um auf einer Fahrt über die Nordseeinseln für die gute Sache zu arbeiten und weitere „Kämpfer im Heere des Lichtes" zu gewinnen ....

A. S. in D..... doch habe ich auch schon manchen Erfolg gehabt, wenn man auch noch nicht von großen Erfolgen reden kann. So denke ich doch, daß die Gewonnenen immer weiter im Vortruppsinne wirken und daß dadurch der an und für sich kleine Erfolg zu einem größeren wird. Letzthin gab mir ein Kamerad mit Dank das geliehene Heft mit der Bemerkung: „Ich bin Vortruppler geworden und werde mit für die gute Sache kämpfen". Das war bis jetzt der schönste Erfolg.

M. Sch. in R. ..... Gestatten es die Mittel des Verlages, einige 1000 Vortruppnummern mit Loch und Band zu versehen und den besseren Friseurgeschäften zuzustellen? Man wartet dort doch oft bis zu 1 Std. und verbringt diese Zeit meist mit Lesen. Da könnten im Laufe eines Jahres doch Hunderttausende den Vortrupp kennen lernen.

Wenn nur die Mitglieder des Vortrupp-Bundes dazu angeregt würden, sich über die in Geschäften vorhandenen Vortruppnummern anerkennend auszusprechen, dabei etwa in den Vordergrund stellend, daß sie hier gern mal warten, weil etwas Interessantes zu lesen da ist, dann würden recht viele Geschäfte den Vortrupp aus Geschäftsrücksichten beziehen. Auch könnten Mitglieder des D. V.-B. in ihren Orten geeigneten Friseuren Vortruppnummern zustellen.

Falls Sie mir etliche Nummern zu diesem Zweck zusenden, will ich die Zustellung an einige mir bekannte Geschäfte gern besorgen; an der nötigen Empfehlung soll es nicht mangeln. Auch werde ich die Chefs darum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bitten, ihre Kunden besonders auf den „Vortrupp", event. auf einzelne Artikel darin aufmerksam zu machen.

Geeignet für diese Zwecke erscheinen mir die Nummern 8, 11, 19 I. Jg. und 1, 11, 12 II. Jg. . . . .

[Die Geschäftsstelle des „Deutschen Vortrupp-Bundes" stellt für ähnliche Zwecke gern durchlochte und mit Bändchen versehene Hefte zur Verfügung.]

E. St. in H. Ich melde Ihnen hiermit Herrn N. N. aus M. als Bezieher. Ich habe ihn auf dem Wege nach S. aufgefunden, hatte natürlich Vortrupp-Hefte und Werbematerial im Rucksacke. Heil!

B. T. in W. Jetzt — nachdem ich ein Vierteljahr den „Vortrupp" gelesen habe — fühle ich mich geradezu gezwungen, Ihnen meinen tiefsten Dank auszusprechen; denn der „Vortrupp" hat meinen Lebensmut wieder gestärkt und meinem Leben neuen Inhalt gegeben. Wahrhaftig, es ist ein großes edles Werk — und die, die es geschaffen haben, dürfen sich unter die Helden unsrer Zeit rechnen. Wohl Ihnen und Ihren Bestrebungen, — Sie werden schwer, aber um so sichrer das Ziel erreichen, das Sie sich gesteckt haben.

*

Zur Finanz-Frage der Vortrupp-Gruppen. Natürlich lassen sich auch in einer Vortrupp-Gruppe nicht alle Arbeiten ohne Verzicht auf Einnahmen ausführen. Hier gilt es, Quellen zu erschließen, die vom rein Vereinmäßigen sich unterscheiden und doch genügen. Von der Geschäftsleitung wurde auf eine diesbezügliche Anfrage u. a. folgendes mitgeteilt:

„In der Gruppe sind ja Ausgaben nicht sonderlich, außer Porto, erforderlich. Bei größeren Vortragsveranstaltungen empfiehlt sich das Verfahren, für alle Vortrupp-Mitglieder freien Eintritt zu halten, von denjenigen aber, die einen guten Sitzplatz auch beim Kommen im letzten Augenblick sich sichern wollen, eine Art Platzgebühr (1 Mk. und 1.50 Mk.) zu erheben. Das hat sich sehr gut bewährt und bisher überall die entstandenen Unkosten gedeckt (zum Teil mit kleinen Überschüssen). Freiwillige Beiträge sind solche, die von einzelnen Mitgliedern für ein Jahr ständig zugesagt sind, um den Schatzmeister in die Lage zu versetzen, mit einer bestimmten Einnahme rechnen zu können und solche, die am Schlusse jeder Versammlung erbeten werden nach dem Vorbild des Scherfleins der armen Witwe: Jede Gabe wird, wenn sie auch nur aus einem Pfennig besteht, so eingeschätzt. Nicht praktisch ist dieses Sammeln bei Zusammenkünften im Freien bei großer Beteiligung der Jugend. Zwei Vortrupp-Gruppen haben in jedem Semester auch eine sogenannte Hilfssteuerwoche. Jedes Mitglied nimmt sich in der dazu angesetzten Woche vor, alle nicht unbedingt notwendigen Ausgaben, die er doch machen würde, zu unterlassen und den Betrag für sich in eine kleine Kasse zu tun, die er dem Schatzmeister der Vortrupp-Gruppe zur Verfügung stellt (Verzichtleistung auf ein Stück Torte oder eine Tafel Schokolade — für etwaige Rauchfreunde durch Verzichtleistung auf Luftverschlechterungsrollen — oder wenn es die Zeit gestattet, auf einige elektrische Bahnfahrten usw.). Es ist ganz erfreulich, was dabei herauskommt. Wir wollen doch daran festhalten, daß der Deutsche Vortrupp-Bund mit seinen Gruppen nur dann eine Berechtigung zu bestehen hat, wenn er im ganzen und in jedem seiner Teile als „freie Tatgemeinschaft" gelten kann und sich freihält von allem üblichen Vereinswesen, selbst in bezug auf die Finanzfragen. Da wo regelmäßige Mitgliederbeiträge eingeführt werden, dürfte sich sehr bald auch die übliche Erscheinung zeigen: Man hat seinen Beitrag bezahlt und damit seiner Vereinspflicht Genüge geleistet, für das andere läßt man den Vorstand sorgen. Im Vortrupp sollte auch in diesen Dingen die freiwillige, aus ernstem Wollen entsprungene Tat ohne besondere Vorschrift als das Höhere gelten. Wir wollen zudem in den Vortrupp-Gruppen auch besonders unsere Jugend festhalten. Sie ist zumeist noch ohne selbständige Einnahme. Für sie ist es schon oft ein Opfer gewesen, den „Vortrupp" zu halten, wenn nicht die Eltern für sie es taten, da wiegt das freiwillig gegebene Pfennigstück viel, viel mehr, als ein allgemein festgesetzter Jahresbeitrag von etwa 1 Mk. für alle Mitglieder."

*

Vortrupp.

(Als Prolog bei einer Vortrupp-Veranstaltung gesprochen.)

Die Besten sind von jeher ihrer Zeit voran-
gegangen.
Wie weit sie auch in neue Tiefen drangen,
Wie sehr sie auch um schöne Zukunft rangen,
Wie sie versuchten, Neues zu gestalten,
Sie haben doch für Werdende sich nur
gehalten.

Wir wollen gern die Worte hören, die die
Besten sagen,
Die uns des Schaffens Schild vorangetragen,
Um ihren Idealen nachzujagen:
Wir wollen ihnen gleich uns werdend
frei entfalten,
Um reines Deutschtum in uns zu ge-
stalten.

So wollen finstre Macht wir überwinden,
Wir wollen andern stolz das helle Licht ent-
zünden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir wollen froh und frei die Wahrheit künden,
Weil Mensch sein heißt ein Kämpfer sein —
sonst nichts, —
So sind auch Kämpfer wir im Heer
des Lichts!
Karl Bernhard Walther.

*

Für alle **Vortrupp-Gruppen** sind durch die Geschäftsstelle rote, mit Gummi versehene Klebezettel (Größe 6 : 10 cm) 200 Stck. 1 Mk. postfrei wie nachstehend (mit entsprechend geänderten Texten) zu erhalten:

Nähere Auskunft über den **„Vortrupp"** und die Vortrupp-Bewegung erteilt bereitwilligst: **Adolf Albers, Duisburg-Meiderich**, Bookhoferstraße 7.

Zusammenkünfte der
Vortrupp-Gruppe Duisburg
an jedem ersten Montag im Monat, Café Buhlmann, Duisburg, Münzstraße 7, abends 8½ Uhr.

Die Geschäftsstelle des „D. V.-B." bittet, Druckaufträge ihr nicht zu überweisen, da einmal der Druck auch durch die Zustellungsgebühren sich verteuern muß, zum andern aber auch die Druckereien am Platze berücksichtigt werden sollten.

*

Alle Mitglieder des „D. V.-B." werden wiederholt auf die Benutzung der Kleinanzeigen, besonders auch für alle Familienereignisse, verwiesen. Für Vortruppbezieher beträgt der Preis der Kleinzeile nur 40 Pf.

*

Die Schaufensterauslage der Buchhändler (siehe Nr. 7 der „Mitteilungen") hat bereits in mehreren Städten gute Erfolge gehabt. So erhalten wir aus Barmen die folgende Nachricht:

. . . . „Zwei Buchhändler, die ich nur mit Mühe und Not zu überreden vermochte, es mit der Schaufensterausstellung zu versuchen, sind nun ganz überrascht von dem unerwarteten Erfolge. Einer von ihnen verkaufte bereits in den ersten fünf Tagen, da er die Ausstellung im Fenster hatte, 5 Exemplare des „Harringa" und 4 von „Im Kampf um die Ideale".

Deutscher Vortrupp-Bund

Geschäftsstelle Leipzig, Seeburgstr. 100 I

Anschriften der Vortrupp-Gruppen

Vorbemerkung: Die mit * versehenen Vortrupp-Gruppen bieten regelmäßige Vortragsveranstaltungen und haben sich bereits eine besondere Organisation geschaffen, sowie einen bestimmten Arbeitsplan aufgestellt. Für einige der in Bildung begriffenen Gruppen gilt auf Wunsch die Geschäftsstelle des D. V.-B. als Anschrift. Für die Ankündigung der Vortragsveranstaltungen usw. muß aus leicht ersichtlichen, wirtschaftlichen Gründen auf die Benutzung des Kleinanzeigenteiles im „Vortrupp" S. XV u. XVI verwiesen werden. Den Vortrupp-Gruppen wird die Kleinzeile für diese Zwecke mit nur 35 Pf. berechnet.

Vortrupp Ahlen i. W.: G. Viertmann, Lehrer, A., Spielbrinkstr. 4.
Vortrupp Alexandria (Egypten): Fräul. Johanna Springsklee, Ibrahimih, Casa Lindemann.
***Vortrupp Altona:** Lehrer Wilhelm Vosgerau, Bahrenfeld, Burgstraße 12.
Vortrupp Andreasberg: Karl Kohlmann, A.
Vortrupp Antwerpen: W. Werner, A., 195, Chaussee de Malines.
Vortrupp Aschersleben: Fritz Reichstein, Postassistent, Bahnhofstr. 18 pt. l.
***Vortrupp Augsburg:** Max Wiedmann, A., Bäckergasse A 153.
Vortrupp Aussig: Robert A. Frommann, Spitalplatz 12.
Vortrupp Baden-Baden: O. Eisinger, Oberpostassist. B.-B.
Vortrupp Bamberg: Stabsarzt Dr. Lion, B., Ludwigstraße 4.
***Vortrupp Barmen:** Kurt Werbeck, B., Lichtenplatz.
***Vortrupp Berlin:** Hans Krakau, Charlottenburg, Knesebeckstr. 80/81 part.
***Vortrupp Bonn:** stud. phil. und hist. Kurt Küllenberg, B., Bismarckstraße 22 II.
Vortrupp Brandenburg: Ernst Ganzert, Postassistent, Ketzin (Havel), Oaretzerstr. 46.
Vortrupp Braunschweig: stud. jur. Peckmann, Leonhardstr. 30.
Vortrupp Bregenz: Max Haller, B., Gallusstr. 12.
***Vortrupp Bremen:** Redakteur Alfred Riebau, Bremen-Horn, Luisental 14, „Haus Vortrupp".
***Vortrupp Breslau:** Egon Apt, Stud. d. Elektr., B. VII, Höfchenstr. 50.
Vortrupp Brüssel: Robert Müller, Br., 12, Avenue du Roi.
***Vortrupp Buch b. Nürnberg:** Theodor Hommel, Hiltsgeistlicher, B.
Vortrupp Bunzlau: A. K. Engelmann, B., Vorwerkstr. 7.
Vortrupp Burtehude: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
***Vortrupp Cassel:** Frl. Else Franke, C., Prinzenstr. 17.
Vortrupp Celle (Hann.): Ernst Tuhte, C., Am heiligen Kreuz 52.
Vortrupp Chemnitz: Geschäftsstelle des „D. V.-B." Leipzig.
Vortrupp Coburg: Geschäftsstelle des „D.V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Cöln a. Rh.: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Colmar: Geschäftsstelle des „D.V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Crossen a. d. Oder: Max Kurzmann, C., Roßstraße 80 I.
***Vortrupp Danzig:** Dr. med. Catoir, D., Reitbahn 4.
***Vortrupp Darmstadt:** Rechtsanwalt Staedel, D., Elisabethstraße 14 I.
Vortrupp Dessau: Franz Steinbiß, D., Jeßnitzerstr. 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Vortrupp Detmold: Handelslehrer F. W. Schulze, D., Lemgoerstr. 54.
Vortrupp Dirschau: Friedrich Hannemann, D., Dirschauer Wiesen.
*Vortrupp Dortmund: Joseph Holtrup, D., Hoheste. 67.
*Vortrupp Dresden: Horst Wildelau, Dresden, Reinickstr. 7. Erdgesch.
Vortrupp Düsseldorf: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Duisburg: Adolf Albers, D.-Meiderich, Borkhofer Straße 7.
Vortrupp Einbeck: Adolf Nage, E., Benserstr. 2.
Vortrupp Eisenach: Willy Lichtenstein, Rittergut Mittelshof b. Eisenach.
*Vortrupp Elberfeld: Albert Grimm jr., E., Aderstr. 21.
Vortrupp Elmshorn i. H.: C. Hansen, Elmshorn, Friedensallee 231.
*Vortrupp Erfurt: Alfred Hoffmann, E., Viktor Scheffelstr. 611.
Vortrupp Eschwege: Hans Roggenkamp, Gymnasialturnlehrer, E., Promenade.
*Vortrupp Essen-Ruhr: Pastor Siegmeyer, Altenessen, Annastr. 40.
*Vortrupp Flensburg: C. H. Knutzen, Fl., Apenraderstraße 33.
*Vortrupp Frankfurt a. M.: Dr. med. Bachem, Fr. a. M., Finkenhofstraße 26.
*Vortrupp Frankfurt a. Oder: Dr. W. Schmidt, Fr. a. O., Theaterstr. 6.
*Vortrupp Freiburg i. Br.: Geschäftsstelle des Vortrupp Freiburg, Zähringen b. Freiburg, Bernloppstr. 15/17.
Vortrupp Geestemünde: Carl zur Wieden, G. Schillerstraße 26.
Vortrupp Gera: Edwin Paul Rux, G.-Untermhaus, Moritzstraße 16.
Vortrupp Gießen a. d. Lahn, Dr. jur. Meuser, Rechtsanwalt, Gießen.
Vortrupp Glauchau: Fritz Spörel, G., Markt 17.
Vortrupp Gleiwitz: Gertkemper, G., Obl. Langestraße 19.
Vortrupp Glogau: Wilhelm Fabricius, Landrichter, G., am Kriegerdenkmal 1.
*Vortrupp Görlitz: Prof. Dr. Klatt, Gr. Blumenst. 27 II.
*Vortrupp Göttingen: cand. jur. R. Wohlers, G., Arndtstraße 14 I.
Vortrupp Gotha: Schuldirektor Karl Kohlstock, G., Frankenbergstraße 20.
Vortrupp Graz: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Greifswald: stud. phil. Gaedecke, G., Gützkowerstr. 85 (bis 15. X. Travemünde).
*Vortrupp Grünberg: Otto Fritze, Grünberg i. Schl.
Vortrupp Hagen i. W.: Joh. Bohne, H., Böhmerstr. 60.
Vortrupp Halberstadt: Walter Meyer, H., Westerhäuserstraße 20 I.
*Vortrupp Halle a. S.: stud. theol. Alfred Marold, H., Harz 17 I.
*Vortrupp Hamburg: Egon Tenzer, H., Schumannstr. 18.
Vortrupp Hameln a. W.: Eduard Beckmann, H., Fischbeckerstr. 46 B.
*Vortrupp Hannover: Albert Luthin, H., Gländerstr. 6a II.
*Vortrupp Harburg a. Elbe: Rudolph Becker, H., Haakestraße 31.
Vortrupp Heidelberg: Frl. Eisabeth May, H., Blumenthalstraße 4.
*Vortrupp Heilbronn: A. Leim, Lehrer, H., Stauffenberg 45 I.
Vortrupp Höchst a. M.: H. Stoll, Lehrer, H.
Vortrupp Holzminden: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Homberg: Hans Immel, Lehrer, Homberg.
Vortrupp Husum: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Jena: Geschäftsstelle des Vortrupp Jena, J., Weißenburgstr. 27.
Vortrupp Iserlohn: Arnold Quincke i. Fa. Joh. Diedr., Bonnüter Nähnadelfabrik, Iserlohn.
Vortrupp Karlsruhe i. B.: stud. mach. W. Bültmann, Durlacher Allee 20 III.
*Vortrupp Kiel: Landesassistent Hugo von der Ahe, K., Hebbelstr. 11.
Vortrupp Konstanz: Ludwig Haunz, K., Wussenstr. 20.
Vortrupp Königsberg: R. Müller, Kalthöffsche Str. 36.
*Vortrupp Köslin: Heinrich Jensen, Architekt, K., Neue Str. 3.
Vortrupp Kreuznach: Geschäftsstelle d. „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Lauscha: Martin Schildbach, Lehrer, L.
*Vortrupp Leipzig: Hugo Aurig, L.-Stö., Thiemstr. 21.
*Vortrupp Liegnitz: H. Pallaske, L., Wallstr. 22.
Vortrupp Lippspringe: Anton Schmidt, Tischlermeister, L.
Vortrupp Lissa i. P.: Geschäftsstelle d. „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Lübeck: Dr. phil. Georg Deecke, L., Katharineum.
Vortrupp Magdeburg: Curt Marqard, M., Gustav Adolfstr. 32 I.
*Vortrupp Mainz: Hans Listmann, Lehramts-Assessor, Mainz, Mombachstr. 11.
*Vortrupp Mannheim: Chemiker Dr. August Böckler, Mannheim-Waldhof, Landhoferstr. 112.
*Vortrupp Marburg a. Lahn: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Marne i. H.: Rudolph Bünz, M.
Vortrupp Metz: Jos. Berdolt, Metz, Elisenstr. 13.
Vortrupp Meiningen S.-M.: Dr. phil. Hermann Köhler, M., Schweizer Gasse 7.
Vortrupp Merseburg: W. Ballin, Spergau b. Corbetha, Pfarrhaus.
*Vortrupp Mülhausen i. E.: Gustav Wolff, Kaiserl. Zollsekretär, M. i. E., Elsässerstr. 12.
*Vortrupp München: Dipl.-Ing. August Hallermeyer, M.-Pasing Arnulfstr. 11.
*Vortrupp Münster i. W.: Dr. Karl Gottlieb Glenk, M., Tibusstr. 141, ab 10. September Dr. phil. Friedr. Hühn, M., Agidistr. 89.
Vortrupp Nauen: Bernhard Schröer, vereid. Landmesser, Nauen, Brandenburgerstr. 351.
Vortrupp Neapel: Karl Gleißner, vico Corriere S Brigida 34 presso Signora Nazzari.
Vortrupp Neiße: Adolf Hakenholz, Hoboist, 5/F 6.
*Vortrupp Neuhaus a. Rwg.: Paul Munsche, Lichte b. Wallendorf.
Vortrupp Neumünster: stud. hist. Hans Mansfeldt, N., Haart 43.
Vortrupp Neuruppin: Werner Gorgas, Justizanwärter, N., Kurfürstenstr. 7.
Vortrupp Neuwied a. Rh.: Anna Schmidt, Lehrerin, N., Engerserstr. 74.
Vortrupp Noerdlingen: Eugen Unzicker, Pensionat-Inspektor, N.
Vortrupp Nordhausen: Gustav Temme, Lehrer, N., Hohe Kreuzstraße 15.
*Vortrupp Nürnberg: R. Lorbeer, N., Burgstr. 16.
*Vortrupp Oberweißbach i. Thür.: Lehrer Otto Helling, Oberweißbach i. Th.
Vortrupp Offenbach a. M.: stud. theol. Ernst Rauschkolb, O., Karlstr. 68.
Vortrupp Oldenburg: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Oschersleben: Carl Winter, O., Triftstr. 9/10.
Vortrupp Osnabrück: Rud. Finke, O., Martinstr. 23.
Vortrupp Paris: Karl Tiemann, P., 23, rue Casette.
Vortrupp Pirmasens: Karl Stefan, P., Kirchbergstraße 5.
Vortrupp Plauen i. V.: Herbert Eichhorn, P., unterer Bahnhof.
Vortrupp Porto Alegre (Brasilien): Gustav Ringel, P. A., Rue Vel da Patria 595.
Vortrupp Posen: Dr. jur. Aug. Wittstein, P., Kaiser Wilhelmstraße 21.
Vortrupp Prag: Geschäftsstelle d. „D. V.-B." Leipzig.
Vortrupp Quedlinburg: K. Mertin, Qu., Steinweg 9.
Vortrupp Reichenbach i. Schl.: Gewerbeassessor Rohde, R. i. Schl., Schweidnitzerstraße 16 E.
Reichenbach i. V.: Hans Beutler, R., Weststr. 24.
Vortrupp Reichenberg i. B.: Emil Fischer jr., R., Tuchplatz 5.
*Vortrupp Rendsburg: Sekretär Bähre, Rendsburg.
Vortrupp Riga: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Rostock: stud. phil. Hermann Bremer, R., St. Georgstr. 29 II.
*Vortrupp Saarbrücken: Fried. Wagner, S., Gr. Weyersbergerstraße 5.
*Vortrupp Siegen: Dr. Humbert, Oberlehrer, S., Frankfurterstr. 14.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Sondershausen: Oberlehrer Dr. W. Rein, S., Güntherstr. 45a.
Vortrupp Spandau: Geschäftsstelle des „D. V.-B." Leipzig.
Vortrupp Speyer: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Schwanheim a. Main: Rob. Neuendorf, Versicherungsbeamter, S., Goldsteinstr. 8.
Vortrupp Schwarzenberg Sa.: Hans Schmalfuß, Schw., Markt 60.
Vortrupp Schweinfurt: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Stargard: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Stettin: Ing. Carl Kullmann, St., König Albertstraße 11.
*Vortrupp Straßburg i. Els.: F. Ammann, St. i. E., Kellermannstr. 6.
*Vortrupp Stuttgart: stud. rer. electr. Otto Streich, St., Seidenstraße 46.
Vortrupp Teplitz: Rudolf Knobloch, T., Stefansplatz 1, Deutschböhmen.
Vortrupp Tilsit: Fritz Woischwill, T., Langgasse 15.
*Vortrupp Tübingen: Hans Georgii, theol., T., Im Stifte.
Vortrupp Warnsdorf i. B.: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
Vortrupp Weimar: Frl. Bertha Thomasius, W., Elisabethstr. 12.
*Vortrupp Weißenfels: M. Thielitz, Lehrer, W., Kirchgasse 1.
Vortrupp Werden (Ruhr): Hugo Fröhlich, W (R.).
Vortrupp Wesel: W. Murkisch, W., Goldstr. 17.
*Vortrupp Wien: A. Hanl, Rechtshörer, W. VI, Fillgradergasse 11, Tür 7.
Vortrupp Wiesbaden: Geschäftsstelle des „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Wilhelmshaven: Marine-Stabszahlmeister Gustav Koch, Rüstringen b. W., Bülowstraße 41.
Vortrupp Wismar: Ludwig Karnatz, W. i. M.
Vortrupp Wolgast i. Pom.: Frl. Margarete Baars.
Vortrupp Zeitz: Kurt Fischer, Z., Fischstr. 7.
*Vortrupp Zittau: Max Brähmig, Sekretär a. d. Kgl. Tiefbauschule, Z., Konturstr. 29.
Vortrupp Zschopau: A. Walter Zimmermann, Z., Obere Mühlstr. 13.
*Vortrupp Zürich: Robert Rosenkötter, Zollikon-Z.

Werbematerial

Das Werbematerial wird, wenn es nicht frei übermittelt werden kann, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise stets bei freier Zustellung.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden. (Siehe „Mitt." Nr. 7, S. 35.)

1. Kästchen A mit bestem starken „Onama"-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, geripptem Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.50.

250 Verschlußmarken . . . M. 1.—
500 Büchereizeichen mit eigenem Namen . . . . . M. 5.—
250 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.80
125 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.—
250 Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . M. 7.50
125 Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . M. 6.80
Auskunftsblätter unberechnet.
Zusammenstellung von Urteilen über den Vortrupp unberechnet.
100 Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck . . . . . M. 0.50
1 Vortrupp-Nadel (Bis Ende September vergriffen.) . M. 1.—
Blechschildchen für Kioske und sonstige Verkaufsstände unberechnet.
Vortrupp-Plakate unberechnet.
1 Sammelmappe „Fixa" (zum Einheften von 12 Nummern mit Anzeigen) . . . . M. 0.90
1 Einbanddecke (für den ganzen Jahrgang 1912 oder 1913, ohne Anzeigen, aber mit Kinderbeilage bestimmt) . . . . M. 0.90
Gutscheine zum Verschenken eines Vortrupp-Bezuges unberechnet.
Anzeigen-Prospekt zum Werben von Anzeigen unberechnet.
Verzeichnis der Vortrupp-Flugschriften unberechn.
1 Satz Vortrupp-Flugschriften 1—20 . . . . . M. 2.10

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes
Leipzig, Seeburgstr. 100

zu richten.

Zu gefl. Beachtung.

1) Nr. 10 der „Mitt. d. D. V.-B." wird dem „Vortrupp" Nr. 20 vom 16. Oktober beigefügt. Zusendungen dafür werden bis zum 25. September erbeten.

2) Das nächste Anschriftenverzeichnis wird Nr. 1 der „Mitt." vom 16. Januar 1914 beigefügt werden.

3) Bis zum 20. September d. J. bitten wir, unmittelbare Zuschriften an die Anschrift des Geschäftsführers, der bis dahin auf Erholungsurlaub ist, nicht zu senden, sondern Mitteilungen nur an die unterzeichnete Geschäftsstelle zu machen.

Die Geschäftsstelle des „Deutschen Vortrupp-Bundes."

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 20 — Der Vortrupp — 16. Oktober 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 10 — 1913

Inhalt. Akademischer Harringabund. — Der erste Jugend-Vortrupp. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Akademischer Harringabund.

Wer als Student bald im Süden bald im Norden seine alma mater und seinen Wirkungskreis sucht, mag mehr als ein anderer das Bedürfnis nach einem weiteren Zusammenhange mit Gleichgesinnten haben.

Wer trotzdem auf eine, den Wunsch vielleicht auch nicht einmal erfüllende Verbindung verzichtet, weil er von seinem Selbstbestimmungsrecht nichts abgeben mag, ist oft schlimm dran, wenn er sich unter hundert Bekannten innerlich allein fühlt.

Freundschaft beruht auf Gefühlen, sie läßt sich deshalb nicht organisieren. Aber über eins, das Freundschaft fast verbürgt, die gleiche Gesinnung, kann man sich einigen.

Und davon ausgehend haben wir versucht unseren freistudentischen Freundeskreis zu einem größeren Bunde auszugestalten.

Der Harringabund beruht auf der Vortruppidee. Zu ihm sollen nur die gehören, denen es gleich Helmut Harringa ernst ist, an die Stelle des Schlechten und Häßlichen das Gute und Schöne zu setzen. Er will aber nicht die Arbeit unmittelbar, die gehört in die Vortruppgruppen, dazu gehört örtliche Organisation und Umfassung aller Stände. Er steht zunächst im persönlichen Dienste der Vortruppler.

Über die einzelnen Vortruppgruppen hinausgehend will er ermöglichen, daß sich kennen lernt, wer im Vortruppkampfe steht. Seinen Namen hat er sich mit Bedacht gewählt und darüber in seinem ersten Aufrufe gesagt: „Er hält den Zauber, der von Poperts Helmut Harringa ausgeht, für stark genug, unter seinem Namen die zu sammeln, die zusammengehören."

Wir sagten das, weil sich das Buch als Prüfstein bewährt, weil, wer es liest und ein Mann ist, entweder „Ja" oder „Nein" sagt.

Über die Organisation sei gesagt, daß ein Obmann zu Anfang jedes Semesters die Anschriften der Mitglieder zusammenstellt und dann den einzelnen mitteilt.

Bisher war bei der Aufnahme Empfehlung nötig. Da aber eine Verpflichtung zu irgendwelchem weiteren Verkehr nicht besteht, wird das kaum erforderlich sein, zumal für den Notfall die Möglichkeit eines Ausschlusses besteht.

Dem Bedürfnis entsprechend hat sich der Zusammenschluß in freistudentischen Kreisen gebildet. Aber es ist für jeden, der die Universität besucht, Platz im Bunde, und wir denken den Zusammenhang auch über die Jahre unseres Studiums hinaus auszudehnen. Vielleicht ist die Idee auch stark genug, um den Bund zu einem „Deutschen Harringabund" werden zu lassen. Zu uns mögen deshalb vorübergehend auch Angehörige anderer gebildeter Stände kommen.

Für uns war das Ziel: „Ermöglichung zwangloseren Verkehrs unter Gesinnungsverwandten für die Zeit unseres Studiums und Zusammenhang mit den Gleichdenkenden an der Hochschule für später." Die einigende Idee mußte stark genug sein, um das ganze Wesen eines Menschen zu treffen. Deshalb schlossen wir den „Harringabund".

Ein paar Stunden Arbeit von arbeitsfrohen Kommilitonen, ein ganz geringer Beitrag für Porto und Druck ist das, was der Bund fordert. Wenn er geben kann, was er will, so gibt er dafür manche Freundschaft fürs Leben.

Mitglieder des Bundes sind im W.-S. in Braunschweig, Göttingen, Greifswald und Leipzig. Jede Auskunft erteilt

Peckmann, stud. iur.,
Braunschweig, Leonhardstr. 30.
(W.-S. 1913/14 Göttingen, Wiesenstr. 30 III.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der erste Jugend-Vortrupp.

Der erste Jugend-Vortrupp. Am Katharineum zu Lübeck ist unlängst von begeisterten Primanern und Sekundanern eine Vortrupp-Gruppe begründet worden, die auf jenes Gymnasium allein sich beschränkt. Eine Anzahl gewichtiger Gründe sprachen dafür, einen solchen Jugend-Vortrupp in den Deutschen Vortrupp-Bund aufzunehmen und dabei die Forderung der Abstinenz mit in die Satzung aufzunehmen. Über diese Gründung mögen noch einige Ausführungen folgen, da es vielleicht angezeigt sein kann, auch an anderen Orten eine solche Gruppe jugendlicher Mitstreiter dem Deutschen Vortrupp-Bunde anzugliedern.

Die eigentliche Veranlassung zur Gründung des Vortrupp am Katharineum zu Lübeck ergibt sich aus den nachstehenden Ausführungen im letzten Schulprogramm:

„Im Winter vorigen Jahres hatte Herr Marine-Stabsarzt Dr. Buchinger im Verein für Schulgesundheitspflege einen Vortrag „Wider den Alkohol" gehalten. Daran schloß sich eine Besprechung in kleinem Kreise. Sowohl an dem Vortrag als auch an der Besprechung nahmen eine Anzahl Schüler unserer Anstalt lebhaften Anteil. Am nächsten Vormittage wiederholte Dr. Buchinger seinen Vortrag in großen Zügen vor den versammelten Oberklassen in unserer Schule. Die zwingenden Darlegungen machten auf viele Schüler einen nachhaltigen Eindruck, nur konnten diese, vereinzelt wie sie waren, ihrer Überzeugung keine rechte Geltung verschaffen. Aus eigenem Antriebe unternommene Versuche, sich zu gegenseitiger Stützung zusammenzuschließen, scheiterten aus mancherlei Ursachen. Schon drohte die schöne Saat im Keime zu ersticken, da gelang es, zunächst eine kleine Zahl von Schülern für den Gedanken einer wöchentlichen Zusammenkunft zu gewinnen. Zweck dieser Zusammenkünfte sollte sein, die Mitglieder ohne jegliche bindende Verpflichtung durch Belehrung, Wechselrede und geselligen Zusammenschluß in ihrer Überzeugung von der Bedeutung der Enthaltsamkeit zu stützen und zu stärken. Allmählich wurden diese Abende weiter ausgebaut, und sie finden regelmäßig jeden Freitag abend von 8 bis 10 Uhr im Hause eines Teilnehmers unter vorläufiger Leitung von O.-L. Dr. Deecke und L. Dühring statt mit folgender Tagesordnung: 1. Vortrag aus dem Gebiete des Alkoholismus und seiner Bekämpfung. 2. Berichte über den gegenwärtigen Stand der Enthaltsamkeitsbewegung an der Hand von Zeitschriften und Zeitungen. 3. Allgemein unterhaltender Teil. Die Zahl der Teilnehmer ist inzwischen auf 17 aus den Klassen O II und O I gestiegen. Neue Anregung und Förderung brachte im Herbste die Veranstaltung einer „alkoholgegnerischen Ausstellung für die lübeckischen Schulen", die unter Mitarbeit von Schülern von Oberlehrer Dr. Deecke und L. Dühring in der Katharinenkirche veranstaltet wurde. Sie war als Ergänzung der großen Ausstellung des J. O. G. T. und des des Tuberkulose-Wandermuseums gedacht, und die Oberschulbehörde hatte in höchst dankenswerter Weise die Deckung der Kosten übernommen. Von unserer Schule wurden im Laufe eines Vormittags alle Klassen von O III bis O I durch die Ausstellung geführt."

Da die Zahl der Teilnehmer an den Abenden allmählich über 20 wuchs, so stellte sich von selbst das lebhafte Bedürfnis nach festerer Organisation ein, und im Laufe des Sommers gelang es, Dank dem weitsichtigen Entgegenkommen des Direktors Prof. Dr. Reuter, eine Satzung aufzustellen, auf Grund deren im September d. J. die Konstitution erfolgte. Mit Erlaubnis des Deutschen Vortrupp-Bundes gab sich die Vereinigung als Glied des Bundes den Namen „Vortrupp am Katharineum zu Lübeck". Den Geist, der in diesem jüngsten Vortrupp herrscht und gepflegt werden soll, veranschaulichen am besten die Satzungen und das Programm:

§ 1. Der „Vortrupp am Katharineum zu Lübeck" ist eine freie Freundschaftsvereinigung abstinenter Primaner und Sekundaner.

§ 2. Der Vortrupp bezweckt die körperliche und geistige Ertüchtigung seiner Mitglieder.

§ 3. Der Vortrupp sucht seinen Zweck zu erreichen durch allseitige Ausbildung des Körpers und Pflege gesunder Geselligkeit.

§ 4. Der Vortrupp veranstaltet monatlich eine Beratungsversammlung, wöchentlich für Primaner und Sekundaner getrennt Lese- und Vortragsabende. — Zur körperlichen Ertüchtigung wird vorzugsweise gewandert, gefochten und gesegelt.

§ 5. Lehrer der Anstalt, die die Bestrebungen des Vortrupps tatkräftig unterstützen, können zu Mitgliedern ernannt werden.

§ 6. Als Abzeichen gilt die Vortruppnadel.

§ 7. Der Beitrag beträgt für die Mitglieder 1,50 M. vierteljährlich. Das Eintrittsgeld beträgt 2 M.

§ 8. Den Vorstand bilden der Vorsitzende, der Schriftwart und der Kassenwart. Die Bücherei verwaltet der Schriftwart. Lehrer verwalten kein Amt. Der Vorstand wird in der Septemberversammlung gewählt; Wiederwahl ist zulässig. — Der Vorstand erledigt die Geschäftsführung und sorgt für die strenge Beachtung der Satzung.

§ 9. Untergruppen haben ihren eigenen Obmann und unterstehen außerdem einer besonderen, vom Vortrupp zu genehmigenden Ordnung.

§ 10. Die Aufnahme neuer Mitglieder erfolgt in den Beratungsversammlungen in geheimer Abstimmung. Für die Aufnahme ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3/4 Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder notwendig. Die Einführung des Mitgliedes geschieht in der nächsten Beratungsversammlung.

§ 11. Der Aufnahme geht eine Prüfungszeit von mindestens 1 Monat vorauf. — Aufnahmegesuche sind mit der ausdrücklichen Anerkennung der Satzung dem 1. Vorsitzenden schriftlich einzureichen.

§ 12. Jedes Mitglied wird durch strenge Selbstzucht, durch Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit in seinem Wesen seine Zugehörigkeit zum Vortrupp bekunden. Daher fühlt es sich verpflichtet, nach Kräften an der gemeinsamen Arbeit teilzunehmen.

§ 13. Wer gegen die Satzung verstößt, kann vom Vorstand aus der Mitgliederliste gestrichen werden. Eine Berufung an die Versammlung ist zulässig. Die Gründe des Ausschlusses sind auf Wunsch schriftlich anzugeben.

§ 14. Mit dem Austritt oder Ausschlusse erlischt jedes Anrecht an das Vermögen des Vortrupps.

§ 15. Das Geschäftsjahr läuft vom 1. Okt. bis 30. Sept.

§ 16. Satzungsänderungen oder die Auflösung des Vortrupps am Katharineum können nur auf einer besonders zu diesem Zweck einberufenen Versammlung mit 1/4 Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder beschlossen werden. Ein vorhandenes Vermögen fällt an das Katharineum zu Lübeck. Über die Verwendung beschließt die auflösende Versammlung.

Das Programm lautet:

Was wir wollen!

Der „Vortrupp am Katharineum zu Lübeck" will eine freie Freundschaftsvereinigung aller der Primaner und Sekundaner sein, die sich aus dem Bewußtsein ihrer Jugend heraus für die Zukunft verantwortlich fühlen.

Wir wollen deshalb die uns in ungeschwächter Fülle zu Gebote stehenden körperlichen und geistigen Kräfte nicht um flüchtigen, gegenwärtigen Genusses willen sinnlos vergeuden. Wir erblicken vielmehr in ihrem Besitz einen Vorzug, den wir uns nicht rauben lassen und in ihrer Gesunderhaltung und zweckmäßigen Ausbildung eine vaterländische Pflicht, der wir uns nicht entziehen dürfen. Durch deren Erfüllung allein glauben wir den Grund zu einem glücklichen und für Vaterland, Gesellschaft und Familie nutzbringenden Leben legen zu können.

Wir wollen deshalb unsere Überzeugung durch Enthaltsamkeit von allen berauschenden Genußgiften und durch gegenseitige Belehrung festigen und vertiefen. Wir wollen durch Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit im Wesen, durch Stählung des Körpers und durch gesunde Geselligkeit betätigen, daß wir ein wahrer Vortrupp auf dem Wege zu gesteigerter Empfänglichkeit, Kraft und Freude sind!

Auf zu gemeinsamer Arbeit!

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Vortrupp München. Seit ihrer Gründung, die am 27. Febr. 1913 im Anschluß an einen Vortrag von Franziskus Hähnel erfolgte, hat sich die Münchener Vortruppgruppe erfreulich entwickelt. Sie zählt jetzt über 50 Mitglieder aus allen Kreisen der Bevölkerung. Im Sommerhalbjahr fanden eine Reihe von gutbesuchten Vorträgen statt. Obmann Dipl.-Ing. Hallermeyer sprach über „Eugenik". Die aufgeworfenen Probleme wurden auf einem eigenen Diskussionsabend ausführlich erörtert. Dr. Bender berichtete auf einem Abend im Freien in seinem Vortrag „Ernährung" über seine interessanten Ernährungsversuche nach Hindhede. Auf einem späteren Abend sprach Gg. Mayr, der Vorsitzende der Gesellschaft für Vegetarismus, über den Vegetarismus. Gemeinsam mit den drei Freischaren wurde ein Vortrag des Prager Univ.-Prof. Chr. Frhr. von Ehrenfels über das Thema: „Strom und Gegenströme der Entwicklung" veranstaltet. An der sehr angeregten Aussprache nahm u. a. auch Prof. Dr. von Gruber teil. Ebenfalls gemeinsam mit den Freischaren feierten wir unsere Feste. Auf dem Frühlingsfest am Kirchsee, das in herrlicher Landschaft, angesichts der silbern erglänzenden Alpenkette, bei köstlichen Reigentänzen, Baden, Abkochen und einer Aufführung eines Aktes aus Ernst Hardts „Gudrun" einen sehr frohen Verlauf nahm, waren 120 Personen anwesend. Auf der hohen Asten bei Fischbach im Inntal feierten wir Sommersonnenwende. Während der Ferienmonate fanden mehrere Mitgliederabende, davon 4 im Freien statt, auf welchen u. a. aus Müller-Lyers Soziologie und aus den Reden Tschuangtses vorgelesen wurde. Für den Winter sind eine Reihe größerer Vorträge geplant. . . . r

*

Vortrupp Mannheim. Praktische Vortrupp-Arbeit wurde von Mitgliedern der Gruppe geleistet, als 15 Studenten der Universität Manchester die Stadt auf einer von der englischen „Peace and War-Society" veranstalteten Studienreise besuchten. Die Mitglieder des Vortrupp knüpften mit ihnen Verkehr an und fanden lebhafte Vertreter des Verständigungsgedankens unter ihnen. Der Geschäftsführer des Vortrupp Mannheim, Herr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grosch, übernahm während des zweitägigen Aufenthaltes die Führung zusammen mit einem Vertreter der Stadt. An einem Abend war ein Begrüßungsfest, an dem fast die Hälfte der Anwesenden des Alkohols sich enthielten und bei dem auch der englische, amerikanische und rumänische Konsul anwesend waren. Dem Vortrupp Mannheim ist von dem englischen Konsul nach der Rückkehr der Studenten ein in besonders warme Worte gekleidetes Dankschreiben übermittelt worden.

*

Der **Vortrupp Leipzig**, dessen Veranstaltung stets wachsender Beliebtheit sich erfreuen, hatte am 28. September in den Gartenanlagen der Freiherrl. v. Friesenschen Gartendirektion in Rötha eine besonders gelungene Herbstversammlung. Vor einer kleinen Talmulde, die zahlreichen Zuhörer im frischen Grummet gelagert, sprach der bekannte Lebensreformer Dr. phil. R. Bloeck aus der Obstbaukolonie Eden bei Oranienbaum über „Obst und Volksgesundheit". Eine lebhafte Aussprache und eine eingehende Führung die Obstverwertungsanlagen in Rötha folgten. Lieder und Volkstänze auf dem weiten Hofe der Gartendirektion, die allen Teilnehmern ein Kästchen mit schönstem Röthaer Obst gewidmet hatte, machten den Schluß.

*

Aus der Arbeit einiger Einzelmitglieder (siehe auch die früheren „Mitteilungen"):

E. S. in H..... Ich habe bei der gegenwärtigen Sammelwut von Reklamemarken vorzügliche Erfahrungen auch mit den Vortrupp-Marken gemacht. Ich führe sie stets in kleinen Päckchen zu 25 Stück fein säuberlich zusammengelegt bei mir. Dafür hat gar mancher 10 Pfennig über und im Nu sind stets meine Marken weg. Sollte es nicht möglich sein, auf diese Weise mit durch unsere Freunde dem „Vortrupp" zu dienen? ....

Th. L. in B..... Wir haben durch unsere ungezwungene Fröhlichkeit und die nach Versammlungen im Freien gepflegten Volkstänze und Volkslieder dem „Vortrupp" schon manchen neuen Freund geworben. . . .

E. H. in Z.... Da für die meisten Schüler usf. den Vortrupp allein zu halten zu teuer sein wird, möchte ich das folgende zum Nachahmen empfehlen. Fünf oder mehr Schüler oder Freunde halten ihn zusammen. Damit er rechtzeitig weitergegeben wird (jeder darf die Nummer 3—5 Tage behalten), wird bei zu spätem Abgeben Strafgeld verlangt. Durch dies Weitergeben bekommen aber den Vortrupp nicht nur die Beteiligten in die Hände, sondern auch die Eltern, Pflegeeltern, Lehrer, Mitschüler usf. Lesen doch in diesem Fall hier jede einzelne Nummer beim Weitergeben 10—15 Mann, obwohl man die Nummer nur 3 Tage behalten darf. Heil! . . .

H. K. in N..... Nun habe ich wieder keine Auskunftsblätter. Senden Sie mir bitte wieder ein Werbepaket; ich habe doch noch Menschen in unserm kleinen Orte entdeckt, die vom „Vortrupp" gar keine Vorstellung hatten. Das muß anders werden.

*

Mitteilungen der Geschäftsstelle des „D. V.-B."

1) Unser Geschäftsführer ist zurzeit derart in Anspruch genommen, daß es ihm leider nicht möglich ist, die an ihn persönlich gerichteten Briefe und solche, die seiner Entscheidungen bedürfen, vor Ende des Monats zu erledigen. Er kann erst nach dem freideutschen Jugendtage auf die zahlreichen Anregungen und Wünsche zurückkommen und bittet deshalb um Geduld.

2) Wir bitten dringend, uns nicht Druckaufträge auf Plakate, Flugschriften usw. zu übermitteln, sondern stets die Druckereien am Orte selbst zu berücksichtigen.

3) Die neuen Abzeichen (etwas größere Form, die drei ersten Männer — eingelegt in dunkelblaue Emaille — zeigend) sind soeben herausgekommen. Es kostet ebenfalls nur M. 1. Um es denjenigen, die mit dem früheren Zeichen sich nicht befreunden konnten, leicht zugänglich zu machen, wird die alte Nadel bei portofreier Übersendung mit 40 Pf. in Anrechnung gebracht. Die alte kleinere Nadel (mit einer Gestalt) wird in etwas feinerer Ausführung (Einlagearbeit) gleichfalls weiter geführt.

4) Die Briefverschlußmarken sind zurzeit vergriffen. Eine neue Ausführung ist in Vorbereitung.

5) Die Obmänner und Schriftführer aller Gruppen werden freundlich gebeten, alle Zeitungsmitteilungen über den Vortrupp am Orte der Geschäftsstelle freundlichst für die Akten (das ganze Blatt der betr. Zeitung) zu übersenden.

6) Vortrupp-Vorträge. Gegen Erstattung der Reisekosten ist der Obmann des Vortrupp München, Hr. Dipl.-Ing. August Hallermeyer, Pasing b. München, Arnulfstr. 11 bereit, Vorträge zu halten über: „Alkohol und Rassenhygiene", „Die Geschichte der Alkoholbekämpfung", „Das Problem der Entartung", „Eugenik", „Die rassenbiologische Bedeutung des Krieges", „Rassenhygiene". Man wolle sich dieserhalb an Herrn Hallermeyer direkt wenden.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 22 — Der Vortrupp — 16. November 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 11 — 1913

Inhalt. Die Vortrupp-Flugschriften und ihre Verwendung. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Die Vortrupp-Flugschriften und ihre Verwendung.

Die verschiedenen Lebensreformgebiete in Kreise hineinzutragen, die vereinsmäßig gar nicht oder doch nur sehr schwer zu erfassen sind, ist mitbestimmend für die Herausgabe des „Vortrupp" gewesen, und je größer sein Freundeskreis geworden, desto mehr hat es sich gezeigt, daß dieses Bestreben allen Zweigen der deutschen Lebensreformen in der erhofften Weise zugute kommt. Es gibt heute mehr vereinsmüde und doch durchaus sozial empfindende Menschen mit warmen, für ihr Volk schlagenden Herzen als man in den Kreisen der Lebensreformer vielleicht anzunehmen geneigt ist. Durch die krassen Schattenseiten, die gewisse Auswüchse des deutschen Vereinswesens erkennen lassen, wurden viele fein empfindende Menschen zu Gegnern der Vereinspropaganda überhaupt gemacht, so daß sie die gewaltige Zauberkraft und die Bedeutung der Organisation auch auf den lebensreformerischen Gebieten zunächst nicht zu erkennen vermögen. Da gleichzeitig aber auch die hervorragende deutsche Lebensreformliteratur mit wenigen Ausnahmen meist nur in rein vereinsmäßiger Vertriebsform zur Wirksamkeit gebracht wurde und dem buchhändlerischen Verkauf fern geblieben und zum Teil entfremdet worden war, blieben bisher große für die kulturelle Hebung unsers Volkes außerordentlich bedeutsame Kreise von großen und sehr wichtigen Lebensreformbewegungen mehr oder weniger unberührt. Daß nach dieser Richtung hin „Der Vortrupp", seinem Namen entsprechend, einige Erfolge — wenn vielleicht auch noch bescheidene — sich hat erringen dürfen, zeigte, daß er und die aus ihm herausgewachsene Vortrupp-Bewegung auf dem rechten Wege sind.

Da „Der Vortrupp" von keiner Lebensreformbewegung als ihr Organ angesehen werden konnte und da er sich bemühte, immer mehr von dem wiederzuspiegeln, was in unserm Lande wächst und wird, „um unser ringendes, deutsches Leben zu etwas Höherem umzuschaffen", so traten auch alle diejenigen ihm weit unbefangener gegenüber, die ihn rundweg abgelehnt hätten, wenn man hätte sagen dürfen, unsere Zeitschrift vertrete ausschließlich die Bodenreform oder den Enthaltsamkeitsgedanken oder die Fragen gesundheitlichen Lebens usw. usw. Es ist ganz besonders erfreulich, aus den zahlreichen Zuschriften, die an die Schriftleitung und den Verlag gerichtet worden sind und täglich gerichtet werden, zu entnehmen, wie „Der Vortrupp" zunächst die Anteilnahme angeregt hat für diese oder jene Frage, wie man sich weitere Auskünfte erbittet und nach ganz kurzer Zeit zur eigenen Überraschung sich irgendeiner Lebensreformbewegung als Kampfgenosse angegliedert und sich nun bemühen möchte, selbst zum Vortrupp hier oder da zu gehören. Kein Tag vergeht, ohne daß nicht die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes von Vortrupp-Freunden die Aufforderung erhält, an diese oder jene Persönlichkeit irgendeine bestimmte „Vortrupp"-Nummer mit Anstrich einer näher angegebenen Stelle zu senden. Für manche Vortrupp-Nummern, die ganz besonders anziehende Aufsätze enthalten, sind dieser Wünsche so viele gewesen, daß sehr bald der Vorrat, der auf Grund einer vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sichtigen Berechnung schließlich nur in bestimmten Grenzen für die Erfüllung solcher Wünsche zur Verfügung stehen konnte, aufgebraucht war. Da entstand dann die Notwendigkeit, diese ständig zur Werbung geforderten Aufsätze im Sonderdruck erscheinen zu lassen. So entwickelten sich die Vortrupp-Flugschriften, die jetzt in einer Reihe von 25, zum Teil in zweiter Auflage, vorliegen.

Für die Verbreitung der Vortrupp-Flugschriften mußte von vornherein der Grundsatz festgehalten werden, daß ihr Vertrieb rein buchhändlerisch geschehen könnte. Das bedingte eine andere Ausstattung und Preisstellung als man sie sonst bei den Werbeschriften der verschiedenen Lebensreformergruppen gewohnt war. Der einzelne Buchhändler kann nur dann für den Vertrieb der vom Auslande wiederholt als hervorragend bezeichneten Lebensreformliteratur interessiert werden, wenn er in der Lage ist, dabei auch seine Rechnung zu finden, mögen ihre Preise auch an und für sich noch so niedrig sein. Wer von diesem Gesichtspunkte aus die Vortrupp-Flugschriften ansieht, der wird eingestehen müssen, daß bei der vornehmen und anziehenden Ausstattung die festgesetzten Preise nur gehalten werden konnten, weil es sich bei diesen Flugschriften nicht um ein „Geschäft" handelt, sondern lediglich um einen Ersatz der Selbstkosten bei der Werbung mit diesen Flugschriften. Ein Verzeichnis der Flugschriften liegt dieser Mitteilungs-Beilage bei.

Es ist der Wunsch geäußert worden, die Vortrupp-Flugschriften möchten zusammengeheftet als einheitlicher Band angeboten werden. Da sämtliche Vortrupp-Flugschriften aber in den Jahrgängen des „Vortrupp" enthalten sind, so dürfte zurzeit doch die Erfüllung dieses Wunsches Kosten verursachen, die zu den mitgeteilten Wünschen nicht im richtigen Verhältnisse stehen. Wer sich alle Vortrupp-Flugschriften zusammenheften lassen möchte, kann es ganz seinem Geschmacke entsprechend auch bei seinem Buchbinder ausführen lassen. Der Zweck der einzelnen Vortrupp-Flugschriften aber ist doch, von Hand zu Hand zu gehen, denkende Volksgenossen aus allen Gesellschaftskreisen in große Fragen unsrer Zeit im Vortrupp-Sinne einzuführen. Wie oft wünscht man Freunde und Bekannte mit zur Betrachtung dieser oder jener Fragen anzuregen, hat aber nicht die Zeit, darüber eingehende briefliche Ausführungen zu machen. Da sind die Vortrupp-Flugschriften nach den bisherigen Erfahrungen gut geeignet, einzuspringen. Mit entsprechenden Begleitzeilen werden sie gewiß immer willige und aufmerksame Leser finden. Ihr Gewicht ist so gehalten, daß sie einem Briefe mit Doppelporto noch beigefügt werden können.

Einige Beispiele mögen die Verwendungsformen zeigen.

Man möchte einen für alle hohen und edlen Ideale leicht empfänglichen Freund in die großen sozialen Kämpfe unsrer Zeit einführen, möchte gar zu gern ihn zum Vortrupp bei diesen Kämpfen zählen können, aber man weiß, wenn man mit „der Tür ins Haus hineinfallen" würde, ist die Aussicht, ihn als Mitstreiter zu gewinnen, auf lange Zeit genommen, besonders da seine ganze Zeit von seiner Berufstätigkeit ausgefüllt ist. Gibt es nicht unendlich viel Männer und Frauen in unserm Volksleben, auf die diese kurze Charakterzeichnung zutrifft? Da versuche man es mit einigen freundschaftlichen Zeilen, denen man die Vortrupp-Flugschrift Nr. 25 „Die soziale Frage als Bergkristall betrachtet" von Dr. Bonne anfügt. Es werden dann bald eine ganze Reihe Fragen bei dem Empfänger ausgelöst werden, und es wird ein recht erfreulicher Briefwechsel sich entspinnen, der ganz gewiß den Freund über kurz oder lang zu den Kriegern im Heere des Lichtes führt.

Glaubt man, von vornherein durch einen Anruf an das ausgeprägte Verantwortlichkeitsgefühl etwas mehr erreichen zu können oder möchte man dieses vielleicht gar erst wecken, so wird die Vortrupp-Flugschrift Nr. 16 „Das Vaterland hat gerufen" von Hans Paasche oder auch Nr. 12 „Führer des Volkes als Alkoholtrinker" gute Dienste tun, letztere besonders, wenn es sich um Ärzte, Lehrer, Geistliche usw. handelt. Eltern, die gern über das Schicksal ihrer Kinder nachsinnen und für ein Mithelfen gewonnen werden können, sollte man Vortrupp-Flugschrift Nr. 3 „Elternpflicht" von Popert oder Nr. 22 „Siiwert Taaken" von O. Wanderer übersenden. Für ernste Frauen und Männer, die hoffnungsfroh in die Zukunft schauen und mit Bedauern so manche Mißstände in unserm Volksleben beklagen, den Weg zum „Vortrupp" aber noch nicht gewonnen haben, suche man durch Vortrupp-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Flugschrift Nr. 10 „Ein deutscher Volksrat" von Hermann Popert oder Nr. 8 „Deutscher Naturschutz" von Hans Paasche oder Nr. 1 „Der Fall Schifferer" von Hermann Popert, Nr. 17 „Das Geheimnis" von Dr. H. Much, Nr. 18 „Volksgesundheit und Wirtschaftlichkeit bei der Großstadterweiterung" von Bauinspektor Hans Strobel anzuregen. Unsre frohe, freie, bisher von dem Ringen unsrer Zeit noch fern gebliebene Jugend werden nach mehrfacher Erfahrung Vortrupp-Flugschriften wie Nr. 2 „Fahrende Schüler" von O. Wanderer, Nr. 11 „Wandervogel" von Roderich Müller, Nr. 13 „Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol" von Prof. R. Ponickau, Nr. 20 „Der Wandervogel" von Walter Köhler und Nr. 24 „Freideutsche Zukunft" von Hermann Popert zum „Vortrupp" führen.

Form und Ausstattung machten die Vortrupp-Flugschriften auch besonders geeignet, bei entsprechenden Eingaben den Mitgliedern von Stadtverordnetenversammlungen und Behörden als Unterlage und Begründung überreicht zu werden. Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit sind nur durch unermüdliche Aufklärungsarbeit zu besiegen.

Auch verschiedenen Lebensreformgebieten vermögen die Vortrupp-Flugschriften tüchtige Mitkämpfer zu werben, wie eine gute Zahl von Beispielen bereits gezeigt hat. Für den Kampf gegen den Alkoholismus leisten in nachstehender Reihenfolge die Flugschriften 21, 12, 22, 9, 13, 19, 23, 1 und 5, für die Naturschutzbewegung die Flugschrift Nr. 6, für die Frauenbewegung Nr. 7, für die Wohnungsfrage Nr. 18, für die Friedens- und Verständigungsbewegung Nr. 15, für die Jugendbewegung Nrn. 24, 2, 11 und 20 bereits mehrfach anerkannte gute Dienste. Wie eine etwa einjährige Erfahrung nach dieser Richtung hin beweist, wird eine bedeutsame vorbereitende Tätigkeit für die verschiedenen Lebensreformvereine dadurch geleistet, und es werden ihnen Freunde zugeführt, die ihnen zukünftig einmal tüchtige Mitkämpfer und Mitkämpferinnen sein werden, die aber ohne die Vortrupp-Begegung nicht so leicht für sie gewonnen worden wären.

Durch die Vortrupp-Flugschriften wird nicht selten auch wiederum die Anteilnahme für den „Vortrupp" und die Vortrupp-Bestrebungen erweckt und der Wunsch ausgelöst, darüber Näheres zu erfahren. Um hier die Antwort zu erleichtern, dienen die von der Geschäftsstelle frei versandten Auskunftsblätter: Allgemeines Auskunftsblatt, Urteile über den „Vortrupp" und ein Blatt „Der deutsche Vortrupp-Bund".

Das Werbegebiet für den Vortrupp-Gedanken ist bei unsern Volksgenossen in Deutschland und bei den Deutschen im Auslande noch unendlich groß. Selbst bei angestrengtester Tätigkeit unserer Freunde wird es nicht möglich sein, es in einigen Jahrzehnten ganz zu erfassen. Die beste Werbetätigkeit bleibt immer die von Person zu Person. Wer begeistert von den Vortrupp-Ideen ist, wer davon überzeugt ist, daß zur Linderung der sozialen Not in Deutschland und zur Hebung der gesamten Kultur ein stetes Wachsen aller gesunden Lebensreformebewegungen unbedingt notwendig ist, der suche zunächst in seinen eigenen Verwandten-, Freundes- und Bekanntenkreisen dafür die Herzen und Köpfe zu erwärmen. Die schlechtesten Eichen sind es nicht, die nicht auf den ersten Hieb fallen. Bei der Mitarbeit am sozialen Wirken wird immer sehr viel persönliche Hingabe, sehr viel Selbstlosigkeit, sehr viel Liebe verlangt. Die wachsen nur in demselben Maße, wie das Verantwortlichkeitsgefühl stärker wird und wie die Kraft zunimmt, der Unduldsamkeit und dem Unverstand der noch anders Denkenden mit Freudigkeit und Treue standzuhalten. Nach dieser Richtung hin wird die Arbeit aller Vortrupp-Freunde kräftig durch die Flugschriften unterstützt, wenn sie in dem oben angedeuteten Sinne benutzt werden. Glückauf dazu! F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Von der Herbstsitzung des Arbeitsausschusses des „Deutschen Vortrupp-Bundes am 9. Oktober in Göttingen.

Anwesend sämtliche Mitglieder. U. a. wurden folgende Beschlüsse gefaßt, 2 und 3

unter Vorbehalt nachträglicher Zustimmung der Verterter des 1. deutschen Vortrupptages.

1. Der I. Deutsche Vortrupptag findet am 4. und 5. Juni 1914 in Leipzig statt und zwar im Universitätsholze (Oberholz), in den oberen Sälen des Königin Luise-Hauses am Völkerschlacht-Denkmal und im großen Kongreßsaale der „Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik" (Bugra). Die Leitung dieser bedeutsamsten Kulturausstellung, die bisher in Deutschland veranstaltet werden wird, stellte in entgegenkommender Weise den Kongreßsaal unentgeltlich zur Verfügung. Der Vortrupp-Verlag veranstaltet auf der „Bugra" eine Sonderausstellung.

2. § 4 der Satzung erhält folgende Fassung:

§ 4. Der „D. V.-B." wird durch einen Arbeitsausschuß geleitet, der aus elf Personen besteht, dem Vorsitzenden, dem stellvertretenden Vorsitzenden, den beiden Schriftführern, dem Geschäftsführer und sechs Beisitzern. Während die letzteren sechs auf dem deutschen Vortrupp-Tage durch die Vertretung der Vortrupp-Gruppen gewählt werden, sind die fünf zuerst genannten Ämter durch die jeweiligen beiden Herausgeber des „Vortrupp", durch seinen verantwortlichen Schriftleiter, durch den Besitzer des Vortrupp-Verlages und durch den Propagandachef des Vortrupp-Verlages zu besetzen. Vorstand im Sinne des § 26 des „B. G. B." ist der jeweilige Geschäftsführer des „D. V.-B.".

3. Auf Grund des § 4 wird durch Zuwahl der Arbeitsausschuß des „Deutschen Vortrupp-Bundes wie folgt gebildet:

Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg, Vorsitzender; Kapitänleutnant a. D. Dr. Hans Paasche, Berlin, stellv. Vors.; Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, und Verlagsbuchhändler Alfred Jansen, Hamburg, Schriftführer; Schriftsteller Franziskus Hähnel, Leipzig, Geschäftsführer; als Beisitzer: Schriftstellerin Melanie Ebhardt, Keitum, Dipl.-Ing. A. Hallermeyer, München, Schwester Christine Peppel, Erfurt, Rechtsanwalt Staedel, Darmstadt, Redakteur A. Riebau, Bremen, Dr. phil. Karl Wilker, Jena.

Sämtliche Mitglieder haben die Wahl angenommen.

4. Die Geschäftsstelle wird Anfang Januar 1914 nach Hamburg (Spitalerstr. 12, IV Semperhaus) verlegt.

*

Eine recht erfolgreiche Vortrupp-Werbereise machte im Anschluß an den freideutschen Jugendtag Herr Dr. phil. Karl Wilker, Jena, auf der er gleichzeitig Gelegenheit nehmen konnte, das Lügengewebe in der Presse über den „Vortrupp" und den freideutschen Jugendtag gründlich zu zerreißen und zu zeigen, wie gering heute manche Zeitungen ihren Leserkreis einschätzen. Herr Dr. Wilker sprach in Kassel, Siegen, Essen (Ruhr), Duisburg und Dortmund über „Arbeitsfreudigkeit und Leistungen in Schule und Beruf". Die zum Teil sehr eingehenden Berichte in den Zeitungen der einzelnen Orte zeigten, daß die warmen Herzens gebotenen Ausführungen auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Unsre Freunde in den genannten Städten haben durch die Veranstaltungen frischen Mut und neue Zuversicht für den schweren Vortrupp-Kampf erhalten.

*

Im Vortrupp Görlitz sprach am 21. Oktober Bürgermeister Maß, Görlitz über „Deutschvölkische Ziele in der Jugendpflege". Es fehlte leider an Raum, um einen Bericht über die vortrefflichen und begeistert aufgenommenen Ausführungen bieten zu können. Eine eingehende Wiedergabe des Vortrages bringt die „Niederschlesische Zeitung" in Görlitz in ihrer Nummer 248 vom 22. Okt. d. J.

*

Vortrupp München. Am 28. Oktober sprach Univ.-Prof. Dr. Ernst Sieper vor über 200 Zuhörern über „Die deutsch-englische Verständigung". Die Münchener Freie Studentenschaft, der Sozialwissenschaftliche Verein und der Internationale Studentenverein Corda fratres hatten zu dem Vortrag miteingeladen. Den beifällig aufgenommenen Ausführungen Prof. Siepers folgte eine rege Aussprache, deren Leitung in dankenswerter Weise Stadtschulrat Dr. Gg. Kerschensteiner, Mitglied des Reichstags, übernommen hatte. Unter den vielen Gästen waren auch mehrere Mitglieder der englischen Kolonie in München.

*

Der Vortrupp Erfurt beabsichtigt, mit der Ortsgruppe der Dichtergedächtnisstiftung zusammen in umliegenden Dörfern mit Unterstützung der betr. Gemeinden Lesenachmittage und Leseabende einzurichten. Auch eine wackere Vortrupparbeit!

*

Die Aufführungen des dramatisierten „Helmut Harringa" haben nach den aus Bremen vorliegenden Berichten einen großen Erfolg gehabt. Der Direktor des „Schiller-Theaters" in Bremen, Herr Dir. Steinmann, der die dramatische Bearbeitung des Poperschen Romans ausführte, beabsichtigt, die Aufführungen auch in andern Städten zu wiederholen. Auf eine Anzahl Anfragen bemerken wir, daß wir den Ortsgruppen empfehlen, sich dieserhalb mit Direktor Steinmann in Verbindung zu setzen.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Jahrgang Nr. 24 — Der Vortrupp — 16. Dezember 1913

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 12 — 1913

Inhalt. Handeln. — Mitteilung der Geschäftsstelle. — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Briefkasten.

Handeln.

Handeln, Handeln, das ist es,
wozu wir da sind. Fichte.

Ein Jahr Vortrupp-Arbeit geht zu Ende und nicht ohne Befriedigung dürfen unsre Freunde Rückschau halten. Es war etwas vom Geist von 1813 in unsern Reihen. „Der Vortrupp" tritt, wenn uns zum Weihnachtsfest noch eine ganz besondere Freude durch Werbung von etwa 200 neuen Freunden gemacht wird, mit rund 9000 festen Beziehern in das neue Jahr ein und weit über die Hälfte haben in den Vortrupp-Gruppen oder durch persönliche Zuschrift an die Geschäftsstelle als Mitglieder des „Deutschen Vortrupp-Bundes" sich bekannt gegeben. Die von verschiedenen Seiten versuchte Vortrupp-Hetze, die das Vertrauen der Freunde zum „Vortrupp" nicht im geringsten zu erschüttern vermocht hat, hat aber auch gezeigt, daß man den „Vortrupp" als eine werdende Macht zu empfinden beginnt.

Will er aber die großen Ziele, die er sich gestellt hat, erreichen, dann bedarf er vor allem aller Frauen und Männer, die sich das schöne als Leitwort vorangestellte Wort Fichtes zu eigen machen. Handeln im Vortrupp-Sinne heißt, unermüdlich für die Ausbreitung der Vortrupp-Gedanken wirken. In welchen mannigfachen Formen das geschehen kann, haben unsre Freunde dauernd aus den Anregungen in den „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" ersehen. Das kommende Jahr wird uns hoffentlich eine stetige und kräftige Ausgestaltung unsrer Tatgemeinschaft bringen.

Erfreulich ist auch beim Rückblick die Tatsache, daß immer mehr in den verschiedenen Lebensreformerkreisen die Bedeutung des „Vortrupp" als Wegbereiter und Bahnbrecher anerkannt wird. Die deutsche Vortrupp-Bewegung wird um so mehr erstarken und um so kräftiger wirken können, je allgemeiner gerade das Vertrauen in den Kreisen der Gesinnungsfreunde wird. Auf Vortrupp-Arbeit sollte man nicht etwa mit einem Gefühl des Neides blicken, sondern ihrer sich freuen, wo sie auch nur in den ersten schüchternen Versuchen geübt wird. Und unsre Vortrupp-Gruppen werden sich gewiß ohne Ausnahme freuen, wenn andre da ernten, wo sie gesät haben. Auch hier gilt's: Handeln, Handeln, das ist es, wozu wir da sind.

Und damit Glückauf zum dritten Jahre unermüdlichen Vorwärtsschreitens. Heil! F. H.

Mitteilung der Geschäftsstelle.

Es herrscht zurzeit in vielen Gruppen ein recht erfreuliches Leben. Die Geschäftsstelle ist für alle ausführlichen Berichte darüber sehr dankbar. Sie bieten ständig die Grundlage für Anregungen in andern Gruppen. Es wird aber freundlich gebeten, zu beachten, daß es schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich ist, Berichte, die für die Ortszeitungen vortrefflich geeignet sind, auch in den „Mitteilungen" zu bringen. Die Aufgabe der „Mitteilungen" kann nur sein, anzuregen und die Verbindung der Geschäftsstelle mit den Gruppen aufrecht zu erhalten. Einige zurückgestellte Berichte können erst am 16. Januar 1914 gebracht werden. — Bei der Bestellung von Werbematerial ist es der Geschäftsstelle sehr erwünscht, wenn die besonders in Frage kommenden Probenummern für die Werbung des „Vortrupp" näher bezeichnet werden. Vollständig vergriffen sind die Nummern 17, 19 und 24 von 1912 und 14 und 16 von 1913. Die Restbestände müssen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die neu eintretenden Bezieher zurückgehalten werden. Nr. 1 des 3. Jahrganges vom 1. Januar erscheint als echte Werbenummer in 15000 Auflage. Die Geschäftsstelle bittet freundlich, vom 20. Dezember bis 6. Januar, die Zeit der Überführung nach Hamburg, möglichst nur dringende Zuschriften ohne Hinzufügung eines Namens zu machen. Vom 29. Dezember an lautet die Anschrift: Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes, Hamburg, Spitalerstr. 1.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

Über die Vortrupp-Versammlung auf dem Hohen Meißner eingehend zu berichten, fehlt es in den „Mitteilungen" an Raum. Sie fand im Anschluß an den freideutschen Jugendtag auf Antrag der Ortsgruppe Bremen am Sonntag, den 12. Oktober, von mittags 1 Uhr an statt. Sie konnte nur durch Laufzettel vorbereitet werden, die im Nebel auf dem Hohen Meißner von Hand zu Hand gingen, aber, wie wir nachträglich hörten, eine Anzahl Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes doch nicht erreichten. Wenn trotzdem nach zuverlässiger Schätzung rund 5 bis 600 Personen, in ihrer überwiegenden Mehrzahl Vortrupp-Mitglieder, anwesend waren, so zeigt diese Tatsache die große erfreuliche Beteiligung unsrer Freunde an der Kundgebung auf dem Hohen Meißner. Obwohl eisig kalt der Oktoberwind über den vom Nebel eingehüllten Berggipfel strich und ein leichter Regen das Lagern unmöglich machte, hielten die Versammelten doch nahezu drei Stunden aus und viele bedauerten, als mit Rücksicht auf die zu Tal Wandernden Schluß gemacht wurde. Hatten vorher im engeren Vortrupp-Kreise Hermann Popert und Hans Paasche mit den Freunden lebhaft einen Meinungsaustausch über die Friedensbewegung und verwandten Gebiete gepflogen, so wurde nach einem kurzen Berichte des Geschäftsführers von Dr. Popert unter Bezugnahme auf die versuchten Quertreibereien die Judenfrage angeschnitten. Was er dort in mehr als einstündiger Rede ausführte, wird noch in erweiterter Form im „Vortrupp" wiedergegeben werden. Die Beteiligung an der dem Vortrage folgenden Wechselrede war eine rechte lebhafte und zeigte, daß man in den leitenden Vortrupp-Kreisen durchaus nicht der Juden- und Rassenfrage aus dem Wege geht, wohl aber sie nicht in der oberflächlichen, von Unkenntnis, Überhebung und Voreingenommenheit zeugenden Art behandeln möchte, wie es vielfach geschieht. Die gänzlich unvorbereitete Vortrupp-Versammlung auf dem Hohen Meißner läßt voraussehen, daß der 1. Deutsche Vortrupp-Tag (siehe vorige Nummer der Mitteilungen), der in der Pfingstwoche 1914 zu Leipzig stattfinden wird, sicher eines großen Besuches sich wird erfreuen dürfen.

*

Zum Arbeitsplan der Vortruppgruppen. Eine Anzahl Ortsgruppen des „Deutschen Vortrupp-Bundes" sind zurzeit mit der Feststellung des Arbeitsplanes für 1914 beschäftigt. Auf verschiedene Anfragen und Wünsche muß bemerkt werden, daß der Vorsitzende und der Geschäftsführer so sehr in Anspruch genommen sind, daß sie leider zurzeit Vortragsverpflichtungen nicht übernehmen können. Bei dieser Gelegenheit bitten wir zu beachten, daß Vortragsveranstaltungen der Gruppen nur getroffen werden sollten, wenn es sich um solche handelt, die keine Lebensreformvereinigung am Orte übernehmen könnte, wenn es sich also um ein wirkliches Vortrupp-Vorgehen handelt. Es kann nicht Aufgabe einer Vortrupp-Gruppe sein, mit irgendeiner bestehenden Vereinigung in Wettbewerb treten zu wollen. Um möglichst die sehr stark in Anspruch genommene Geschäftsstelle zu entlasten, wird freundlich gebeten, vor den Verhandlungen über die Festlegung der Arbeitspläne sämtliche Nummern der „Mitteilungen" noch einmal durchzulesen. Es erübrigen sich dadurch recht viele Anfragen, deren Beantwortung oft viel Zeit erfordert. Für die neuen Gruppen, sowie für deren neu eintretende Arbeitsausschußmitglieder werden, soweit der Vorrat reicht, gern die bisher erschienenen Nummern der „Mitteilungen" von der „Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes" übersandt werden.

*

Die Ausgestaltung des Presseausschusses erfordert mehr Zeit als vorgesehen war. Wir hoffen, Anfang Februar allen Vortruppgruppen eine vertrauliche Mitteilung der über ganz Deutschland sich erstreckenden Organisation machen zu können. Der Ruf „Freiwillige vor" wird aber noch weiter nachdrücklich erhoben. Alle federgewandten Vortruppfreunde, die Beziehungen zu Zeitschriften und Zeitungen haben, werden freundlich gebeten, dem „Presseausschuß des Deutschen Vortrupp-Bundes" sich anzugliedern. Wie notwendig gerade er in unserm Volksleben zurzeit ist, begründet eingehend der Leitartikel Hermann Poperts in Nummer 22 des „Vortrupp". Je mehr tüchtige Kräfte sich zu dieser Arbeit anschließen, desto leichter und erfolgreicher ist sie auszuführen, ohne unsre Freunde stark zu belasten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kino-Vorträge im Vortrupp-Sinne. Wo in einem Orte die Reform des Kinowesens nicht bereits von andern Vereinigungen in die Hand genommen wurde, ist es echte Vortrupp-Arbeit, wenn sie von unsern Gruppen aus erfolgt. Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß es mit großem Erfolge geschehen kann. Herr Schriftsteller Hermann Häfker, Ullersdorf b. Dresden, zurzeit wohl der beste Kenner des Kinowesens unsrer Zeit, ein hervorragender Redner, stellt sich den Vortrupp-Gruppen zu mäßigen Bedingungen gern für Vorträge über Kinetographie mit Lichtbildern, sowie zu kinetographischen Mustervorstellungen zur Verfügung. Wir bitten die Vorstände der Gruppen, sowie alle Vortrupp-Freunde, die in verwandten Vereinigungen Einfluß haben, sich direkt mit Herrn Hermann Häfker, der auch vom Vorstande des Dürerbundes, von Herrn Oberbürgermeister Geh. Rat Dr. Beutler, Dresden, und vielen andern aufs wärmste zur Unterstützung seiner Bestrebungen, die Frage der Kinoreform praktisch lösen zu helfen, empfohlen wird, in Verbindung zu setzen.

*

Die Vorträge von Schwester Henriette Arendt, Polizeiassistentin a. D. in Stuttgart, erfreuen sich in den Vortrupp-Kreisen steigender Beliebtheit. Die Rednerin ist gern bereit, gegen Ersatz der Reisekosten in allen von den Vortrupp-Gruppen veranstalteten Versammlungen zu sprechen. Bisher hatte sie überall volle Häuser. Es ist echte Vortrupp-Arbeit, das große Liebeswerk der unermüdlichen Kinderfreundin zu unterstützen und Freunde dafür zu werben. Notwendig ist es auch, für Schwester Hennys Wirken opferwillige Hände zu gewinnen. Es müssen eine ganze Reihe notwendiger Arbeiten für die Verminderung des Kinderelends in Deutschland zurzeit unterbleiben, weil es der ganz selbstlos wirkenden Schwester Henriette Arendt an Mitteln fehlt. Die „Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes" ist gern bereit, für den „Kinderhilfsfond der Schwester Henriette Arendt" bestimmte Gaben weiter zu befördern.

*

Über die wirksamste Bekämpfung der Schundliteratur durch die Lebensreformvereine ist unser Vortruppfreund Buchhändler Fritz Priester, Bremen-Horn, Luisental 16 bereit, in den Gruppen gegen Ersatz der Reisekosten zu sprechen.

*

Vortrupp-Seminar Angerburg. (Gründungsbericht). Der Gedanke, an dem hiesigen Seminar eine Vortrupp-Gruppe zu begründen, entstand in den ersten Monaten dieses Jahres. Die Veranlassung gaben Poperts „Helmut Harringa" und die Zeitschrift „Der Vortrupp", die durch einen Lehrer der Anstalt den Seminaristen empfohlen wurde. Der Gedanke eines festen Zusammenschlusses lebte bis in die letzte Zeit hinein nur in den Herzen einzelner. Aber ein Freund nach dem anderen wurde gewonnen, und als die Geschäftsstelle des D. V. B. die erste Anregung zur Gründung einer Gruppe gab, war es beinahe so weit. Nach den Herbstferien wurde der Wunsch in überraschender Weise erfüllt. Am Sonntag, den 2. d. Mts., trat eine über Erwarten große Anzahl von Vortruppfreunden zu einer Beratung zusammen. Nachdem jeder genügend mit den Bestrebungen des „Vortrupp" und der zu gründenden Gruppe bekannt gemacht war, kam es zu einer lebhaften Auseinandersetzung. Der Direktor des Seminars begrüßte die Bestrebungen auf das freundlichste. Am 5. d. Mts. wurde nach einer Beratungsversammlung die Gruppe begründet. Die Forderung der Enthaltsamkeit wurde trotz verschiedener Angriffe einstimmig angenommen. Die Gruppe zählt 21 Mitglieder. Als Tag der Gründung gilt der 10. November 1913. Die Gruppe wünscht mit den zurzeit an anderen Lehrerseminaren in Bildung begriffenen Vortruppgruppen in Verbindung zu treten. Zuschriften werden an den Obmann E. Langecker, Angerburg, Seminar, erbeten.

*

Vortrupp Mexiko. Aus einem uns zugegangenen Berichte entnehmen wir u. a. folgendes: Eine kleine Vortrupp-Feier eigener Art fand am Sonntag, den 26. Oktober in Mexiko im Hause des Herrn Sch. statt. Es galt die Taufe des kleinen Töchterleins des Schwiegersohnes zu feiern. Der so seltene Fall der Anwesenheit eines deutschen Pastors war durch den Aufenthalt des deutschen Kriegsschiffes „Hertha" in Veracruz gegeben und so hatte die kleine Festversammlung seit Jahren wieder die Freude, einem deutschen Prediger zu lauschen. Nach einem feierlichen Taufakt führten die Töchter des Hauses mit einigen Freundinnen reizende Bauerntänze vor, und nach dem Imbiß wurde dann im Freien getanzt, über uns der blaue, klare, mit Sternen übersäte Himmel in überwältigender Pracht. Die kleine, harmonische Feier schloß mit dem markig vorgetragenen Aufruf zum 1. Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner bei Kassel am 11. und 12. Oktober 1913 — bei den schönen, überzeugenden Worten bedauerte wohl mancher der Anwesenden, dieser Feier dort auf dem Hohen Meißner nicht beigewohnt zu haben . . . .

*

Aus der Arbeit einiger Einzelmitglieder (siehe auch die früheren „Mitteilungen"):

C. P. in E. . . . Anbei ein Brief, den ich vom Deutsch-nationalen Handlungsgehilfen-Verband bekam. Freitag war Protestversammlung wegen der Sonntagsruhe und sobald ich dies früh in der Zeitung las, nahm ich schnell den neuesten „Vortrupp", strich

den betr. Artikel von Clauß rot an und schickte ihn im Namen der Vortrupp-Gruppe an Herrn St. Über die Antwort werden auch Sie sich gewiß sehr freuen . . . .

A. H. in D.... Es ist uns gelungen, den „Vortrupp" in den Wartezimmern von 5 Ärzten auslegen zu dürfen und in einen Lesezirkel hineinzubringen. Und das kräftige Wiedererstehen unserer Ortsgruppe des deutschen Bundes abst. Frauen, die es in diesem Sommer von 25 auf 39 Mitglieder gebracht hat, ist auch nur der Anregung der Vortruppgruppe zu danken. Wir haben also allen Grund, mutig in die Zukunft zu sehen, wenn auch die Luft der kl. Residenz nicht sehr förderlich ist. Außerdem waren wir zu fünfen auf dem Hohen Meißner und das sagt genug , . . .

*

Sehr beliebte Weihnachtsgeschenke dürften in diesem Jahre die beiden geschmackvoll gebundenen Jahrgänge des „Vortrupp" von 1912 und 1913, sowie die Sonderausgabe der „Däumling"-Beilage von 1912 sein. Der Preis der letzteren ist Mk. 1.50, der ersteren je Mk. 6.50. Bestellungen nehmen schon jetzt alle Buchhandlungen entgegen. Die Auslieferung des gebundenen Jahrganges 1913 (im Anhange mit Kinderbeilage und „Mitteilungen") beginnt am 17. Dezember in der Reihenfolge der eingelaufenen Bestellungen.

Briefkasten.

A. Riebau in Horn bei Bremen und Schwester Christine Peppel in Erfurt (als Antwort auf verschiedene Zuschriften): Ein junger Mann, Paul Erlach, ist der Verfasser des Flugblattes, dessen Kennzeichnung im „Vortrupp" Nr. 21 auf Seite 642 letzter Absatz erfolgt ist. Erlach ist derjenige, dem die undeutsche Beschimpfung einer tapferen deutschen Frau als Hauptschuldigen zur Last fällt — eine Beschimpfung, wegen der er nunmehr vor Gericht Rede zu stehen haben wird. Das genannte Flugblatt war auf dem Hohen Meißner und in seiner Umgegend massenhaft verteilt worden, von den Vertretern hatten manche behauptet, im Namen des „Reichshammerbundes" zu handeln. In richtiger Würdigung der Handlungsweise des genannten jungen Mannes ist der Herausgeber des „Hammer", Herr Theodor Fritsch, in der ersten Novembernummer des „Hammer" auf S. 579 recht deutlich von ihm abgerückt — was ihm niemand verdenken kann. Das heißt: jemand verdenkt es ihm doch, und das ist eine Partei unter den Hammerleuten, die von Herrn Hellwig, Oberst z. D., geführt wird. Diese Partei hat nun Herrn Fritsch genötigt, der zweiten Novembernummer des „Hammer" ein Flugblatt beizulegen, worin man mit süßsaurer Miene versucht, Herrn Erlachs Handlungsweise zu retten. Das wird unter anderm dadurch gemacht, daß die Erlachsche Beschimpfung der betreffenden deutschen Frau zwar zitiert wird, aber unter Einfügung eines Buchstabens, der dem am schwersten beschimpfenden Worte einen andern Sinn gibt, und damit der ganzen Beschimpfung das Schlimmste nimmt. Von der zweitschweren Beschimpfung sucht das Flugblatt Herrn Erlach sanft rein zu waschen, indem es sagt, „diese Wendung" „beanstande" man „durchaus". Hierauf erhält Herr Fritsch einen schlecht verhüllten Tadel für sein Abrücken von Herrn Erlach und Herr Erlach ein unverhülltes Lob für seine Tätigkeit auf dem Freideutschen Jugendtage. Diese Tätigkeit hat sich ja, wie wir wissen, lediglich hinter den Kulissen abgespielt, Herr Hellwig aber nennt sie eine „schätzenswerte Mitwirkung". Und schließlich wird — in verschämter Form — bereits jetzt eine Störung des 2. Freideutschen Jugendtages angekündigt. — Während also Herr Fritsch das Undeutsche in dem Erlachschen Vorgehen richtig erkannt hatte, scheint der Richtung Hellwig das Verständnis dafür zu fehlen. Auch mit den Tatsachen steht diese Richtung auf einem eigenartigen Kriegsfuße, indem sie in dem erwähnten Flugblatte, das der Rettung des Erlachschen Vorgehens gewidmet ist, behauptet: es sei **dem Eingreifen des Reichshammerbundes zu verdanken**, daß auf dem Freideutschen Jugendtage der zu befürchtende Abrutsch der deutschen Jugendbewegung in bedenkliche Bahnen nicht eingetreten sei. Um zu erkennen, wie sich diese Behauptung zu den Tatsachen verhält, genügt ein Blick in die im „Vortrupp" Nr. 22 auf S. 685 abgedruckten Berichte der „Täglichen Rundschau" und der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung".

Mit einer gleichwertigen Behandlung der Tatsachen hatte ja schon Herr Paul Erlach selbst in seinem Flugblatte in seinen Behauptungen über den deutschen Vortrupp-Bund gearbeitet.

Abgesehen davon, daß Herr Erlach, wie gesagt, vor Gericht zu erscheinen haben wird, können wir die Herren Erlach, Hellwig und etwaige Genossen durchaus sich selber überlassen. Wir wundern uns nur über die Urteilslosigkeit, in der das Hellwigsche Flugblatt verschiedenen Obmännern und Vertrauensmännern der Vortruppgruppen zugestellt worden ist. Glaubt man wirklich, verantwortungsbewußte deutsche Männer und Frauen könnten den Wunsch haben, sich in die Gefolgschaft des Herrn Paul Erlach zu begeben?

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Leipzig, Seeburgstr. 100. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der

Lebensversicherungsverein „Abstinenz“

a. G.

versichert nur enthaltsam lebende Personen. Seine gemeinnützigen Grundsätze sind die Ursache, daß seine

Prämien die niedrigsten in Deutschland

sind. Der Nüchternheitsbewegung wird der Verein einwandfreies deutsches Zahlenmaterial über den

Einfluß der Enthaltsamkeit auf die Lebensdauer

liefern. Deshalb sollte

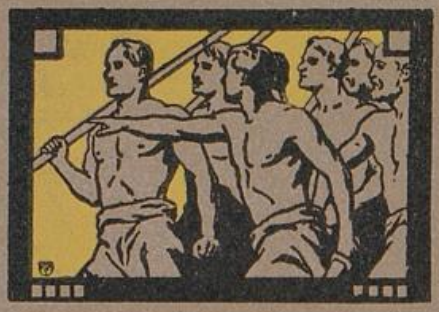
jeder gesunde Abstinent Mitglied werden.

Auskunft in dem Büro des Vereins

HAMBURG 30, Eppendorferweg 265.

Vortrupp

Ein geschmackvoll in Leinen gebundener Jahrgang 1912



des Vortrupp dürfte stets ein

hochwillkommenes Geschenk

bilden, das den Beschenkten ebensosehr erfreut, wie es den Geber ehrt.

Preis postfrei nur **M. 6.50 für Inland, M. 7.50 für Ausland.**

Bestellung umgehend erbeten durch jede Buchhandlung oder direkt an den Verlag.

Einbanddecke (nicht Sammelmappe, die zum Einheften von je 12 Vortruppnummern mit Anzeigenteil bestimmt ist) allein 90 Pf.

Vortrupp-Verlag Georg Wigand, Leipzig

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Ein **prächtiges Werk** über unser **Schutzgebiet** in **Ost-Afrika** ist für den **Jäger**, den **Zoologen** und **Ethnologen**, den **Kriegsmann, Touristen** und **Naturfreund:**

Im Morgenlicht

Kriegs- und Jagderlebnisse in Ost-Afrika

von **Hans Paasche**, Kapitänleutnant a. D.

Zweite Auflage.

Mit vielen Originalaufnahmen des Verfassers sowie unvergleichlichen Nahaufnahmen lebender Elefanten und Nashorne.

Preis elegant geheftet **10 M.**
In Prachtband gebunden
12 M.

Das Buch ist **zu Geschenkzwecken** ganz besonders geeignet und bei **hervorragender Ausstattung geradezu mustergültig illustriert.**

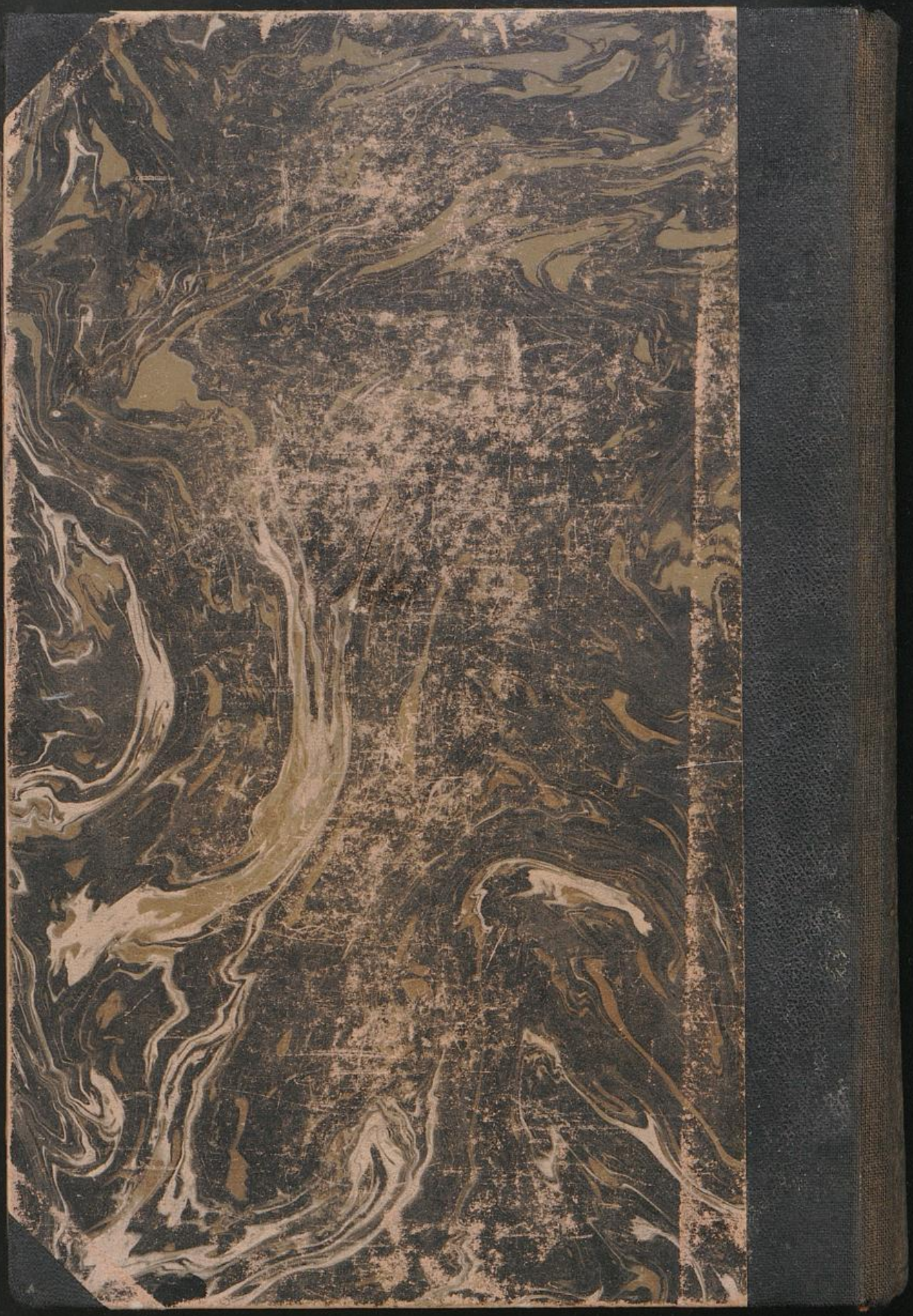
Es ist zu beziehen gegen Einsendung des Betrages franko, unter Nachnahme mit Portozuschlag.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen. Prospekte mit Urteilen der Presse umsonst und postfrei von der

Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm
(Prov. Brandenburg).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen
46$ 000 265 057 6
Gerhard Dödden
Buchhändler
BREMEN, Lessingstr. 38.
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der
Vortrupp

2.
1913.

F e
4123

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG